

Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

Digitized by Google

*DF
Westermanns

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

191521.

Sechsunddreißigster Band.

Der dritten Folge vierter Band.

April 1874 — September 1874.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1874.

Digitized by Google

191521.



DONATED BY THE
MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION
CITY

972432

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
972432
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1920 L

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

sechsunddreißigsten (der dritten Folge vierten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Brachvogel, Wolfgang, in Berlin, 493. — Braun, Karl, in Berlin, 367. — Detlef, Karl, in Dresden, 337, 449, 561. — Dorn, Ernst, in Berlin, 691. — Eggeling, Heinrich, in Dresden, 45, 417. — Elton, M., in Wiesbaden, 399, 587, 644. — Glaser, Adolf, in Berlin, 313, 593. — Hartmann, Robert, in Berlin, 188, 378, 628. — Heyse, Paul, in München, 261. — Hoffner, Wilhelm, in Breslau, 171. — Holland, H., in München, 254, 597. Hugo, H., in London, 216. — Jensen, Wilh., in Kiel, 113. — Jhering, Herm. von, in Göttingen, 603. — Katterfeld, A., in Straßburg, 373. — Klunzinger, C. B., in Cairo, 266, 390, 509, 613. — Laun, Adolf, in Oldenburg, 361. — Lichterfeld, Friedrich, in Berlin, 180, 276, 517. — Maltzan, Heinr. Freiherr von, † 80, 207, 299. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 62, 375. — Raabe, Wilhelm, in Braunschweig, 1. — Ransonnet, Eugen Freiherr von, in Wien, 68. Richter, Albert, in Dresden, 161. — Riegel, Herman, in Braunschweig, 473, 657. — Riehl, Wilhelm, in Potsdam, 496. — Roquette, Otto, in Darmstadt, 225. — Rosegger, P. K., in Graz, 87. — Schmidt, Julian, in Berlin, 95. — Sengler, L., in Freiburg im Breisgau, 318. — Valentiner, W., in Leyden, 199. — Vogel, August, in München, 288. — Worthmann, Ferd., in Basel, 435.

Inhalt

des sechsunddreißigsten (der dritten Folge vierten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum sechsunddreißigsten (der dritten Folge vierten) Bande.

Nro. 19 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 211.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

April 1874.

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK



Zum wilden Mann.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Sie machten weit und breit ihre Bemerkungen darüber, und es war wirklich ein Wetter, über das Jedermann seine Bemerkungen laut werden lassen durfte, ohne Schaden an seiner Reputation zu leiden. Es war ein dem Anscheine nach dem Menschen außergewöhnlich unfreundlicher Tag gegen das Ende des Octobers, der eben in den Abend oder vielmehr die Nacht überging. Weiter hinauf im Gebirge war schon am Morgen ein gewaltiger Wolkenbruch niedergegangen, und die Vorberge hatten ebenfalls ihr Theil bekommen, wenn auch nicht ganz so arg als Volk, Vieh, Wald, Fels, Berg und Thal weiter oben. Sie waren unter den Vorbergen nordwärts vollkommen zufrieden mit dem, was sie erhalten hatten, und hätten gern auf alles Weitere verzichtet, allein das Weitere und Uebrige kam, und sie hatten es hinzunehmen, wie es kam. Ihre Anmerkungen durften sie freilich darüber machen; Niemand hinderte sie.

Es regnete stoßweise in die nahende Dunkelheit hinein, und stoßweise durchgellte ein scharfer, beißender Nordwind, ein geborener Isländer oder gar Spitzbergener, aus der norddeutschen Tiefebene her die Lüfte, die Schlöte und die Ohren und ärgerte sich sehr an dem Gebirge, das er, wie es schien, ganz gegen seine Vermuthung auf seinem Wege nach Süden gefunden hatte. Er war aber mit der

Nase darauf gestoßen oder vielleicht auch darauf gestoßen worden und heulte gleich einem bösen Buben, der gleichfalls mit dem erwähnten Glied auf irgend etwas aufmerksam gemacht und hingewiesen wurde. Ohne alle Umschreibung: der Herbstabend kam früh, war dunkel und recht stürmisch; — wer noch auf der Landstraße oder auf den durchweichten Wegen zwischen den nassen Feldern sich befand, beeilte sich, das Wirthshaus oder das Haus zu erreichen; und wir, das heißt der Erzähler und die Freunde, welche er aus dem deutschen Bund in den norddeutschen und aus diesem in das neue Reich mit sich hinübergenommen hat, — wir beeilen uns ebenfalls, unter das schützende Dach dieser neuen Geschichte zu gelangen.

Der Abend wird gemeiniglich eher Nacht, als man für möglich hielt; so auch diesmal.

Es ist recht sehr Nacht geworden. Wieder und wieder fegt der Regen in Strömen von rechts nach links über die mit kahlen Obstbäumen eingefaßte Straße. Wir halten, kurz athmend, die Hand über die Augen, uns nach einem Lichtschein in irgend einer Richtung vor uns umsehend. Es müssen da langgestreckte, in ihrer Länge kaum zu berechnende Dörfer vor uns, dem Gebirge zu, liegen, und der geringste Lampenschimmer südwärts würde uns die tröstende Versicherung geben, daß wir uns einem dieser Dörfer näherten. Vergeblich!

Pferdehufen, Rädergeroll, Menschentritte hinter uns? Wer weiß?

Wir eilen weiter, und plötzlich haben wir das, was wir so sehnlich herbeiwünschten, zu unserer Linken dicht vor uns. Da ist das Licht, welches durch eine Menschenhand angezündet wurde. Eine plötzliche Wendung des Weges um dunkeles Gebüsch bringt es uns überraschend schnell vor die Augen, und wir stehen vor der Apotheke Zum wilden Mann.

Ein zweistöckiges, dem Anscheine nach recht solides Haus mit einer Vortreppe liegt zur Seite der Straße vor uns, ringsum rauschende, triefende Bäume — gegenüber zur Rechten der Straße ein anderes Haus — weiter hin, durch schwächeren Lichterschein sich kennzeichnend, wieder andere Menschenwohnungen: der Anfang einer dreiviertel Stunde gegen die Berge sich hinziehenden Dorfgasse. Das Dorf besteht übrigens nur aus dieser einen Gasse; sie genügt aber dem, der sie zu durchwandern hat, vollkommen, und wer sie durchwanderte, steht gewöhnlich am Ausgange mehrere Augenblicke still, sieht sich um und vor allen Dingen zurück und äußert seine Meinung in einer je nach dem Charakter, Alter und Geschlecht verschiedenen Weise. Da wir den Ausgang oder Eingang jedoch aber erst erreichen, sind wir noch nicht dazu verpflichtet. Wir suchen einfach, wie gesagt, vorerst unter Dach zu kommen und eilen rasch die sechs Stufen der Vortreppe hinauf; der Erzähler mit aufgespanntem Schirm von links, der Leser, gleichfalls mit aufgespanntem Schirm, von rechts. Schon hat der Erzähler die Thür hastig geöffnet und zieht sich den athemlosen Leser nach, und schon hat der Wind dem Erzähler den Thürgriff wieder aus der Hand gerissen und hinter ihm und dem Leser die Thür zugeschlagen, daß das ganze Haus wiederhallt: wir sind darin, in dem Hause sowohl, wie in der Geschichte vom wilden Mann! — — Daß wir uns in einer Apotheke befinden, merken wir auf der Stelle auch am Geruche.

Die erleuchteten zwei Fenster, welche wir von der durchweichten, regen- und sturmwindgeschlagenen Landstraße aus erblickten, waren die der Officin, und die Lampe an der Decke darin warf ihr Licht durch die breiten Schiebfenster auch auf die Hausflur. In der pharmaceutischen Werkstätte herrschte außer dem bekannten Duft die gleichfalls wohlbekannte Ordnung und Reinlichkeit der deutschen Apotheken. Die weißen, mit blauen Buchstaben und hin und wieder mit schwarzen Todtenköpfen und den beiden Armknochen bezeichneten Büchsen und Gläser in den Fächern an den Wänden, die blanken Mörser und grünschwarzen Steinreibeschalen, die Wagschalen und alle übrigen Geräthschaften sahen ordentlich angenehm und anlockend aus. Wäre diese schreckliche Bank, auf welcher die Meisten von uns schon einmal in fiebernder Angst und Beklemmung saßen und warteten, nicht gewesen, das Werkzeug und Geräthe der hohen Kunst hätte Jedermann das höchste Vertrauen einflößen müssen.

Aber die böse Bank! Der abgeriebene

schlimme Stuhl! — Wir saßen eben schon darauf — vielleicht wohl am hellen, frostklaren Winternachmittag, oder noch viel schlimmer in der stillen, warmen, der entsetzlichen, wenngleich noch so schönen Sommernacht; wir trauen den Büchsen und Gläsern, den Flaschen, Wagschalen und Reibeschalen wenig, wir erinnern uns nur, wie wir damals dem ruhig-gemessenen, geheimnißvollen Wirken des Mannes hinter dem Arbeitstische wild und dumm zusahen.

In der Officin befand sich augenblicklich Niemand; aber es fiel noch ein Lichtschein aus einem anstoßenden Zimmerchen, dessen Thür halb geöffnet stand. Und mit dem Scheine drang ein anderer Duft ein, der die apothekarische Atmosphäre einer auffälligen Veränderung und Entmischung unterwarf; herba nicotiana gehört freilich ebenfalls zu den officinellen Gewächsen. Wir folgen diesem Geruch und treten in das Nebengemach.

Das Ding in dem engen Raume ließ sich ganz gemüthlich an. Aus der einen Ecke versendete ein eiserner Ofen eine behagliche Wärme, in der anderen war gegen einen mächtigen gepolsterten Lehnstuhl, der leer stand und von dem später noch die Rede sein wird, ein runder Tisch gezogen, an welchem auf gleichfalls gepolsterten, hochlehnigen Stühlen sich die jedesmaligen Gäste mit der Pfeife im Munde und ein officinelles oder nicht officinelles warmes oder kaltes Getränk vor sich den Aufenthalt sicherlich recht bequem und behaglich machen konnten. Gegenwärtig jedoch hatte nur der Herr des Hauses, der Besitzer der Apotheke Zum wilden Mann, allein auf seinem Stuhle Posto gefaßt, und ob er an diesem stürmischen Abend wirklich noch Jemand zum Besuch erwartete, und ob wirklich Jemand der Erwartung entsprach, können wir augenblicklich noch nicht angeben. Wir sind mit der Schilderung unserer Bühne noch nicht zu Stande und fahren vorerst darin fort.

Das Cabinetchen hinter der Officin war mit einer gelblichgrauen, grauschwarz geblümten Tapete, soweit sich das überblicken ließ, ausgeklebt. Auf der Fensterbank stand neben einigen Blumentöpfen ein Käfig mit einem schlafenden Zeisig, der jedesmal, wenn ein Baumzweig im Garten, vom Winde gepackt und geschleudert, schärfer an der Glasscheibe herkratzte, oder wenn ein Regenstoß heftiger an der Scheibe trommelte, fester und behaglicher im Gefühle seiner Sicherheit sich in eine Federkugel zusammenzog.

Eine Eckschenke mit allerlei Tassen, bunten Töpfen und Gläsern und auf ihr eine ausgestopfte Wildkatze in einem Glaskasten dürften in der Inventaraufnahme nicht zu vergessen sein. Ein vordem recht blumiger, aber nunmehr längst verblaßter und abgetretener Teppich bedeckte den Boden; von der Decke hing eine künstlich geflochtene Graskrone, ein Staub- und Fliegenfänger herab, und wenn wir nun noch den Bildern an den Wänden einige Worte gewidmet haben werden, so hindert uns weiter nichts, fürderzugehen und interessanter zu werden.

Die Bilder an den Wänden freilich waren schon an sich interessant. Ihre Anzahl allein mußte jeden eintretenden Betrachter höchlichst in Erstaunen setzen und für eine geraume Zeit in ein mundoffenes Umherstarren an allen vier Wänden, nach allen vier Himmelsgegenden. Hatte er sich von seiner Ueberraschung erholt, so konnte er anfangen zu zählen oder die Zahl wenigstens annähernd zu schätzen. Beides aber war schwer, denn die Bilder und Bildchen unter Glas und Rahmen bedeckten in kaum zu berechnender Menge die Wände von oben bis unten, das heißt so weit nach unten, als es nur irgend möglich war. Alle Arten und Formate in Kupferstich, Stahlstich, Lithographie und Holzschnitt, alle Gegenstände und Situationen im Himmel und in der Hölle, auf Erden, im Wasser, im Feuer und in der Luft, schwarz oder colorirt.

Viele Ramberg'sche und Chodowiecki'sche Kunstschöpfungen, unzählige Scenen aus dem Leben Friedrich's des Zweiten und Napoleon's des Ersten, die drei alliirten Monarchen in drei verschiedenen Auffassungen auf dem Leipziger Schlachtfelde, die am Palmbaum hängende Riesenschlange, an welcher der bekannte Neger hinaufklettert, um ihr die Haut abzuziehen, Scenen aus dem Corsar, „ein Gedicht von Lord Byron", Modebilder, ein Porträt von Washington, ein Porträt der Königin Mathilde von Dänemark u. des Grafen Struensee und, verloren unt

der bunten, curiosen Nichtsnutzigkeit, zwischen zwei Straßenscenen aus dem Jahre 1848, ein echter alter Dürer'scher Kupferstich: Melancholia!

Wir beendigen die Katalogisirung. Dreißig Jahre hatte der, während dieser dreißig Jahre fest an seine Officin gebundene Apotheker Philipp Kristeller gebraucht, um seine Bildergalerie zusammenzubringen; es war ihm also gar nicht zu verdenken, wenn er auf seine Galerie hielt, auf seine Kunstliebhaberei und seinen Geschmack sich etwas zu gute that. Sein Hinterstübchen war wohl geziert, und er hatte außerdem noch einiges Andere, worauf er sich etwas zu gute thun durfte.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf den Mann am Tische. Er mochte ein Alter zwischen den fünfziger und sechziger Jahren erreicht haben, war von Leibesbeschaffenheit mehr hager als dick, von Farbe mehr gelb und grau als roth und braun und von Statur mittlerer Größe. Er trug einen grauen Schlafrock, niedergetretene, dunkelrothe Pantoffeln und auf dem silbergrauen, schlichten Haar eine dunkelgrüne Hauskappe mit abgegriffener Goldstickerei, einen Kranz von Eicheln und Eichelblättern darstellend. Er rauchte aus einer langen Pfeife, auf deren Kopf ein Maikäfer gemalt war, und stützte nachdenklich die Stirn mit der Hand, den Blick auf den großen, leeren, bequemen Lehnstuhl ihm gegenüber gerichtet.

Zum ersten Male blickte er empor, als die Thür, welche aus dem Hinterzimmer nicht in die Officin, sondern auf die Hausflur führte, leise geöffnet wurde und ein alter Frauenzimmerkopf sich hineinschob:

„Aber Bruder, welch' ein Wetter!"

„Freilich ein bewegtes Wetter, liebe Schwester."

Ob die alte Dame die Antwort noch vernommen hatte, muß zweifelhaft bleiben, denn sie hatte die Thür eben so rasch und leise, wie sie dieselbe geöffnet hatte, wieder zugezogen.

„Ein vernehmbar bewegtes Wetter, in der That," murmelte der Apotheker Zum wilden Mann lächelnd und nach dem bestürmten Fenster horchend. In demselben Moment klang die Glocke der Hausthür und wurde an das Schiebfenster der [illegible] gepocht. Herr Philipp Kristeller [illegible] sich, stellte die Pfeife an den Stuhl und ging gebückt in seine Werkstatt. Kopfschüttelnd kam er nach einer viertelstündigen Arbeit im Berufe zurück; die Hausthürglocke erklang von neuem, und eiligen Laufes entfernte sich Jemand, durch die Wasserlachen der Landstraße dem Dorfe zuplatschend, ohne im geringsten auf seinen Weg Obacht zu haben.

Kopfschüttelnd nahm der Alte seinen Sitz wieder ein, zündete seine Pfeife von neuem an und sagte:

„Eine ungesunde Jahreszeit — ein Apothekerherbst. — Gute Kasse, aber doch ein schlechtes Geschäft."

Er seufzte dabei und das Wort wie der Seufzer zeugten unstreitig von einem guten Herzen.

Nun saß er wieder einige Minuten, bis er plötzlich zusammenschrak:

„Mein Gott — ja aber — ist es denn so?!"

Er erhob sich von neuem hastig, schritt diesmal eilig in die Officin, schloß ein Stehpult am Fenster auf, nahm ein Buch hervor und blätterte darin. Seine Finger zitterten, seine Lippen zuckten, er sah sich mehrere Male wie zweifelnd in dem aromatisch durchdufteten Raum um: es war kein Zweifel, jede Büchse und jedes Glasgefäß, mit oder ohne Todtenkopf, befand sich noch auf seinem Platze. Der Apotheker Kristeller schloß das Buch, legte die Hand darauf und rief:

„Es ist wahrhaftig so! Es ist richtig; heute ist der Tag oder vielmehr der Abend. Es sind dreißig Jahre auf die Stunde — ein Jubiläum — und ich hatte das vollständig, vollständig vergessen. Dorothea, Dorothea!"

„Lieber Bruder?" klang es draußen schrill.

Der Alte schritt in seiner Aufregung fünf Minuten lang auf und ab; dann war seine Geduld zu Ende. Er öffnete die Thür:

„Dorette, Dorette!"

„Was giebt es denn, Philipp?" ertönte es aus der Ferne. „Ich höre den Wind wohl; aber was kann man dagegen thun, — Thür und Fenster sind verwahrt und das Uebrige steht in Gottes Hand."

„Ei, ei," murmelte Herr Philipp und rief dann: „Es handelt sich nicht um Wind und Wetter. Komm doch einmal einen Augenblick herein, Dorothea!"

Es dauerte noch verschiedene Augenblicke, ehe das möglich war; aber zuletzt geschah es doch. Da war das Altjungfergesicht wieder und jetzt die ganze übrige Figur und zwar mit einem über jeden höflichen Zweifel erhabenen Buckel zwischen den Schultern.

„Wir haben es augenblicklich ziemlich eilig in der Küche, lieber Philipp. Wünschest du etwas, bester Bruder?“

„Nein; aber heute vor dreißig Jahren um diese Stunde verkaufte ich in diesem Hause für den ersten Groschen Wundspiritus. Den Altvater Zimmermann — Gott habe ihn selig! — hatte der Gaul an die Hüfte geschlagen. Ich habe es mir notirt vor dreißig Jahren, und ich hatte es gänzlich vergessen — dem Lehnstuhle dort zum Trotz!“

„O du meine Güte!“ rief das alte Fräulein und verschwand nach einigem, wie es schien, rathlosen Zögern, schlug dann aber die Thür um so heftiger hinter sich zu. Schon auf dem Hausflur wußte Fräulein Dorette Kristeller ganz genau, was sie zu thun habe, und man hatte für den ferneren Abend es noch um ein Bedeutendes eiliger in der Küche der Apotheke Zum wilden Mann.

II.

Trotz aller geistigen Aufregung mußte der Apotheker Philipp Kristeller einen erstaunten Blick für die Pforte, durch welche die Schwester so plötzlich wieder verschwunden war, übrig haben.

„Herr Jesus!“ sagte er; und dann versuchte er es von neuem, sich ruhig zu setzen, allein es wollte nicht angehen. Das bedeutungsvolle Datum brannte wie in feurigen Ziffern und Buchstaben vor seinen Augen, und so schob er denn den Stuhl unter den Tisch und schlurfte, immerfort den Kopf schüttelnd, in seiner Bildergalerie auf und ab; und immer klarer und deutlicher stieg die Welt, welche vor dreißig Jahren, vor einem Menschenalter, war, in seiner Seele empor. Ja, von seiner frühesten Kindheit an lag mit einem Mal Alles in den schärfsten Umrissen vor ihm, und nur seine ihm allzu früh gestorbenen Eltern durchzogen schemenhaft die helle Landschaft. Dagegen stand der Vormund in derber, ungemüthlicher Deutlichkeit in dem Zauberlicht und in der Mitte der Scenerie jener kleinen Provinzialstadt jenseits des Gebirges, dem Thüringerlande zu, mit dem Kyffhäuser in der Nähe und dem Kickelhahn in der blauen magischen Ferne.

„Der allergewöhnlichste Mensch hat doch immer etwas erlebt, wenn er so ein Menschenalter über ein Menschenalter hinaus zurückdenken kann,“ murmelte der Alte. „Wie lebendig das nun alles ist, was eben todt und vergessen in meiner Seele lag. Da ist ja der alte Biedermann, der Grauwacker, mein Lehrherr, mit seinem ganzen Haus und Hauswesen. Welch' ein schnurriger, verbissener Patron er war; und dann die Patronin, ich meine die Frau Principalin. Herrgott, wie sorgst du in deiner Güte und Weisheit dafür, daß denen, welchen du einen kleinen Löffel auf den Lebensweg mitgiebst, auch der Brei nach dem richtigen Maße zugemessen wird! Ist es mir doch, als verspürte ich heute noch das Magenknurren aus jener guten, alten Zeit unter dem Zwerchfell. Und es war doch eine glückliche, gesunde Zeit! Und gelernt hat man auch das Seinige unter dem alten Grauwacker; man muß es ihm lassen, er verstand das Geschäft, die Kunst, und er wußte uns darin zurecht zu schütteln. Alles, was nachher kam —“

Die Glocke der Officin klingelte von neuem; abermals ging der Apotheker in seine Werkstatt zu seiner Arbeit, die diesmal etwas länger als vorhin dauerte. Während er seinen Trank mischte und kochte, führte er im landläufigen Dialekt eine Unterhaltung, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen, die Mundart freilich abgerechnet.

„Ihr habt Euch bei einem schlimmen Wetter auf den Weg machen müssen, Gevatterin. Es steht wohl gar nicht gut zu Hause?“

„Wie mit dem Wetter draußen,“ sagte das frische, sehr gesunde Bauerweiblein verdrossen. „Man hat seine liebe Noth, daß man sich darüber selber gern vom Tage thun möchte. Er kann nicht leben und will nicht sterben; — ich glaube, er hält sich eben durch das Aergerniß, welches er uns macht; — recht machen kann man ihm gar nichts mehr, und von dem Verdruß lebt er so hin von einem Tage zum andern.“

„Hm, hm," brummte Herr Philipp.

„Ja, es ist doch so, und der Doctor zieht dann das Beste davon. Das Ding hat er gestern Abend verschrieben und es ist uns sehr eilig gemacht; ich meine aber, Sie wissen es am besten, Herr Kristeller, daß kein Tag vergeht, an welchem Sie mich nicht auf dieser Bank sitzen sehen. So dachte ich denn, es hat wohl Zeit bis morgen, und weggeworfenes Geld ist es doch."

„Hm, hm," brummte Herr Philipp, fügte aber diesmal hinzu: „Doctor- und Apothekerrechnungen zahlt wohl Niemand gern; — aber wir machen es so billig als möglich, Gevatterin."

„Wie es sich schickt für eine arme, elende Wittfrau," schluchzte die muntere Bäuerin hinter ihren Schürzenzipfeln.

„Na, na," sagte der Apotheker, „zum Teufel, noch lebt er ja! Wittfrau? junge Frau! ei freilich! — und meiner Meinung nach wird er es noch manches lange, gute Jahr durchmachen. Der Doctor und ich wollen schon das Unsrige dazu thun."

Die untröstliche Gattin auf der Bank stieß einen Ton hervor, der Alles bedeuten konnte: Dankbarkeit, Hoffnung, Freude, Schreck, Mißmuth, Aerger und Hohn. Der Apotheker hatte seine Mixtur fertig, reichte sie durch das Fenster, und die jammergeschlagene junge Wittwe in spe ging ab und zwar zu unserem innigsten Genügen gerade in ein erhöhtes Aufwüthen und Lostosen des Herbststurmes hinein.

„Die Canaille!" brummte der Alte, als er in seine Bildergalerie zurückkam und sich unter dem Eindrucke der Unterhaltung wieder recht fest niederließ, nachdem er mit merklicher Energie vorher frisches Holz in den Ofen geworfen hatte. „Das Frauenzimmer hätte mir beinahe meine süßesten Erinnerungen für jetzt zu nichte gemacht," murmelte er. „Eben gerieth ich in dieselben hinein, als das Weib die Glocke zog; aber das ist freilich immer mein Loos in der Welt gewesen, und Andern wird es wohl nicht besser gehen. Und dann ist ja doch auch nichts daraus geworden, Johanne! Zusammen sind wir nicht gekommen. Jeder hat seinen eigenen Weg gehen müssen; ich unter so sonderbaren Umständen in diesen verlorenen Weltwinkel, du, mein armes Kind und Herz, in dein Grab. Nunc cinis ante rosa, einundzwanzig Jahre alt — ach, Johanne, liebe, liebe Johanne! — Ja, ja, es wäre doch schön und gut gewesen, wenn wir zusammengekommen wären, und ich dich heute nach einem Menschenalter hier bei mir hätte als alte, gute, schöne Frau!"

Es duldete den guten würdigen Herrn an diesem merkwürdigen Abend nimmer lange auf seinem Sitze. Jetzt holte er ein Packet vergilbter Briefe aus dem oben erwähnten Pult und löste den Bindfaden davon ab.

„Trockene Blumen und Blätter," seufzte er. „Alles, was ich da in meinen Büchsen und Schachteln habe, grünte und blühte auch einmal wie jedes Wort auf diesem Papier. Apothekerwaaren? Droguerien? Nein, nein, nein! Jenes ist todt und bleibt so; aber dies hier ist noch lebendig und blüht fort und kennt keine Zeit und keinen Jahreswechsel. Es hat seine Wurzeln in meiner Seele geschlagen: wie könnte es da welken und zu nichte werden? In der Sonne, im fliegenden Wolkenschatten, im Mondenschein, im Nebelziehen, im grauen Landregen, im lustigen Schneegestöber liegt das Thal, liegen die Berge lebendig. Da ist die alte Stadt — ja, da ist sie, wie sie war, als wir jung waren; — jedes Haus ein guter Bekannter. Da ist das Eckfenster, an welchem ich stets vorbeigehe, wenn der Alte mich auf die Pflanzenjagd schickt. Da sitzt das gute Kind mit seinem Nähzeug, und es währt lange, sehr lange, ehe sie mich bemerkt, und noch länger, ehe ich an die Thatsache glaube, daß sie mir wirklich entgegenschaut und nachsieht. Es ist lange, lange eine Liebe ohne Worte, bis der Himmel ein Einsehen hat und einen Regenschauer zur richtigen Zeit auf einer Landpartie schickt, nachdem er mir vorher die glückselige, heilbringende Idee eingegeben hat, beim schönsten Sonnenschein und blauesten Himmel einen Schirm mitzunehmen. So lernten wir uns in der Nähe kennen — von Herzen zu Herzen, von Seele zu Seele. Da ging das beste Erdenleben an. — Sie hatte wenig und ich gar nichts; aber der liebe Gott hatte ungezählte Schätze für uns und gab eine kurze, kurze Zeit Alles mit vollen Händen. Erst im zweiten Sommer nach un-

serem geheimen Verlöbniß, nachdem wir ein volles Jahr durch in unserem Glück und unserer Hoffnung Millionäre gewesen waren, fiel uns ein, darüber nachzudenken, was wohl weiter daraus werden möge und könne —"

Abermals klang die Glocke und unterbrach den erinnerungsvollen Traum. Es waren aber diesmal keine Kunden, welche den Apotheker Zum wilden Mann störten. Die stets recht deutliche Stimme der Schwester Dorette ließ sich draußen vernehmen:

„Da sind Sie, meine Herren! Gottlob, daß Sie gekommen sind. Das ist schön, das ist sehr freundlich von Ihnen. Ich wußte es aber auch, daß ich Sie nicht vergeblich bitten würde. Dem Bruder ist die große Merkwürdigkeit eben erst eingefallen, und da hat es sich mir sogleich schwer auf das Herz gelegt, und ich habe dann den Fritz losgejagt. Ich kenne ihn ja nur zu gut, den Bruder; er würde sich ohne gute Gesellschaft eine traurige Nacht zurecht gemacht haben, seine melancholischen Einbildungen würden uns kläglich genug mitgespielt haben. Aber nun ist es gut, denn an diesem Abend gehören wir ja doch zusammen, und der Bruder wird sich nun recht sehr freuen, — schönsten guten Abend, meine Herren!"

III.

Die beiden Herren, zu denen die Schwester Dorette der melancholischen Einbildungen ihres Bruders wegen sofort geschickt hatte, nachdem er ihr die Bedeutung des heutigen Abends zugerufen, waren der Pastor des Ortes, Herr Schönlank, und der Förster Ulebeule. Ersterer kam, dicht in den Mantel gewickelt, mit seiner Laterne und seinem Regenschirm, Letzterer, jeglicher Witterung Trotz bietend, in kurzer, grünkragiger Flausjacke, den derben, eisenbeschlagenen Hakenstock unterm Arme. Beide aber schüttelten sich vor allen Dingen tüchtig auf der Hausflur und sagten wie Jedermann weit und breit:

„Brr, welch' ein Wetter!"

Und der Förster fügte noch hinzu:

„Das nennt man freilich auch, unterm Wind sich anschleichen; aber ein Vergnügen war es gerade nicht. Na, Pastore, hier haben wir Ueberwind, und für das Uebrige wird Fräulein Dorette zu sorgen wissen."

Der Alte im Hinterstübchen, welcher anfangs etwas betroffen gehorcht, hatte sich schnell in die Situation gefunden. Ein Lächeln auf seinem gutmüthigen Gesichte wurde immer breiter und sonniger, und jetzt riß er seinerseits die Thür auf, welche aus seinem Schlupfwinkel auf die Hausflur führte, und rief in heiterster Laune:

„Herein, herein, und gelobt seien alle melancholischen Phantasien, wenn sie Einem so erwünschte Gesellschaft ins Haus führen. Das war ein Gedanke — das war eine That, Dorette! Herein, lieben Freunde, — das ist freilich ein Abend, um eine Nacht daraus zu machen, und Letzteres wollen wir und zwar, wie es sich gehört! Herein, und Jeder an seinen Platz, und ein Vivat für die alte Apotheke!"

„Davon nachher, wenn wir erst Chinesien auf dem Tische haben werden," sagte der Förster, seinen Stock in den Winkel stellend. „Fürs erste, alter Bursch, ganz sedate unsere beste Gratulation zum glorwürdigen Jubiläum. Wenn der Pastor das noch einmal und mit Salbung vorträgt, so habe ich auch nichts dagegen; aber wenn wir den Hasenfuß, den Physikus hier hätten, so würde der uns Allen den Rang ablaufen; ein hirschgerechterer Jäger für einen Glückwunsch und Trinkspruch soll noch gefunden werden; aber er ist über Land geholt."

„Und wird zu Hause meine Benachrichtigung vorfinden," sagte Fräulein Dorette Kristeller.

„Schön," sprach der Förster, „unter den Umständen kriegen wir ihn sicherlich noch zu Gesicht. Uebrigens würde er es schon ganz aus Naturanlage gewittert haben, daß wir uns hier rudelten. Bis Mitternacht bleiben wir ja doch wohl vergnügt beisammen?"

„Natürlich! Hurrah!" rief der Apotheker, und der Pastor brachte nun wirklich in Erwartung Chinesiens, das heißt der Punschbowle, fein, zierlich und schicklich seine Gratulation gleichfalls an.

Unterdessen hatte sich das ganze Haus mit eigenthümlichen, anmuthigen Düften, die den Apothekendunst ihrerseits sieghaft bekämpften, gefüllt. In des Hauses Küche hatte ein merkwürdig lebendiges Treiben

begonnen; allerlei Geräth rasselte und klirrte fröhlich durch einander. Punkt neun Uhr stand die erste dampfende Schale auf dem Tisch, und nicht sie allein, sondern, was dazu gehörte, ebenfalls. Für fünf Minuten fand des Apothekers Schwester nun auch Muße, sich zu den Männern zu setzen und die ersten Belobungen derselben in Empfang zu nehmen.

Die Belobungen kamen zu rechter Zeit; aber dann trat für einige Augenblicke das Stillschweigen ein, welches immer entsteht, wenn ein des Nachdenkens würdiges Getränk auf den Tisch gesetzt wird. Daß dieses Stillschweigen rasch überwunden wird und ein Jeder sich merkwürdig rasch mit der Feierlichkeit des Momentes abzufinden weiß, ist bekannt.

„Also wirklich bereits ein volles Menschenalter!" rief der geistliche Herr. „Ich hielt es im Anfang fast für unmöglich; aber nun, da ich im stillen nachgerechnet habe, finde ich und gebe zu, daß es sich in der That also verhält. Ich hatte mich in jenem Jahre gerade mit meiner guten Friederike in den Stand der heiligen Ehe begeben, und mein ältester Sohn, der Inspector, ist wahrlich seitdem bereits achtundzwanzig Jahre alt geworden."

„Wahrhaftig, Pastore, und wenn ich daran denke, wie Ihr schlecht bei Leibe hier ankamt, und Euch ansehe, wie Ihr jetzo da sitzt, so brauche ich gar nicht an den Fingern abzuzählen, um an die dreißig Jahre zu glauben. Uebrigens empfing ich euch alle hier und machte euch die Honneurs des Ortes. Zuerst rücktet Ihr ein, Pastore, und heirathetet Eures Vorgängers Tochter; und nachher kam der gleichfalls noch anwesende Jubilant, um die gesunde Gegend mit seinen Pillen und Mixturen noch gesunder zu machen. Den Doctor rechne ich gar nicht; denn ein Mensch, der erst ein Dutzend Jahre unter uns haust, ist eben gar nicht zu rechnen."

„Der liebe Gott hat Euch wirklich in Eurem Einzuge gesegnet, lieber, alter Freund," sagte der Pastor zum Hausherrn. „Eure zwei Vorgänger hatten mit großer Schnelligkeit in diesem Hause Bankerott gemacht; Ihr aber hattet Glück —"

„Und Verstand," fiel der Förster Ulebeule ein, „den richtigen Verstand von der Sache; denn in einer so gesunden Gegend, wie die hiesige zum Exempel, legt sich der richtige Apotheker eben auf etwas Anderes, zum Beispiel auf einen neuen Magenbitter, wie der „Kristeller" einer ist, auf die Fruchtsäfte im großen, auf den Weinhandel und, nicht zu vergessen, auf den Kräuterhandel durch ganz Deutschland ins unermeßliche. Heute Abend ist denn im natürlichen Verlaufe der Dinge der Alte da in seinem Schlafrocke der Allereinzige von uns, welcher es zu etwas gebracht hat. Der Doctor wird es nie zu etwas bringen."

Der geistliche Herr seufzte; aber der Apotheker Zum wilden Mann, Herr Philipp Kristeller, seufzte ebenfalls, und als gerade jetzt Wind und Sturm stärker und böser mit Regen und Schloßen durchs Land fuhren, sah er wie erschreckt von dem behaglichen Tisch auf das gepeitschte, klirrende Fenster. Die alte, gute Schwester rückte dichter an ihn heran, indem sie flüsterte:

„Liebe Herren, man muß Niemandem sein Glück vorrücken, es nützt nichts und hat schon häufig geschadet; das ist meine Meinung. Und ob meines Bruders Glück gerade so groß gewesen ist, das steht wirklich noch dahin. Wir haben unser Loos und Leben genommen, wie es uns gegeben wurde, das ist aber auch Alles. Auf das Jubiläum aber trinke ich doch, und jetzt will ich den Spruch ausbringen und sagen: „Es lebe die Apotheke Zum wilden Mann!"

Sie hatte, während sie redete, die Gläser im Kreise gefüllt, und Alle stießen an, doch mit Nachdenken und Ernst, wie es sich gehörte. Herr Philipp aber, unruhig auf seinem Stuhle hin- und herrückend, sprach leise und mehr zu sich selber als zu den Andern:

„Es ist eine Nacht dazu — die rechte Nacht. Es ist mehr als ein Menschenalter hingegangen, seit das, was ich mein Hauptglück nennen sollte, an mich kam. Hört nur den Sturm da draußen, wie er sich unbändig hat, ihr solltet kaum glauben, daß sich morgen vielleicht kein Lüftchen regen wird, um das letzte Blatt vom Baume zu nehmen. Man sagt, es verjähre Alles; aber es ist nicht wahr. Es kommt Alles wieder an Einen, der Sturmwind wie die alte Zeit. Ihr lieben Freunde, wollt ihr mich anhören, so will

ich euch eine Geschichte erzählen, eine curiose, eine recht, recht curiose Geschichte. Ich will euch erzählen, wie ich vor mehr als dreißig Jahren der Besitzer der Apotheke Zum wilden Mann wurde."

Der Pastor sagte gar nichts; aber auch er rückte näher an Herrn Philipp heran, berührte ermunternd seinen Ellbogen und bot ihm zu noch größerer Ermunterung die blank abgegriffene silberne Dose.

„Geschichten höre ich für mein Leben gern, selbst Jagdgeschichten im Nothfall!" rief der Förster eifrig. „Endlich ist das Wild los! hin nach der Fährt —"

„Einen Augenblick!" bat Fräulein Dorette, „jetzt muß ich noch für eine Minute in die Küche, nachher bin ich wieder ganz und gar bei dir, Philipp. Die beiden Nachbaren entschuldigen wohl."

Sie entschuldigten gern und warteten und machten noch einige Bemerkungen über die Jahreszeit und die Witterung. Nachdem aber die Schwester zurückgekommen war, erzählte der Bruder wirklich seine Geschichte — eine curiose Geschichte!

IV.

„Liebe, gute, treue Freunde und Nachbarn," begann der Mann, der nach der Meinung des Försters Ulebeule es zu etwas im Leben gebracht, d. h. etwas vor sich gebracht hatte im Dorfe, „ich habe, ehe ihr kamet, von der alten Zeit verlockt schon zweimal meinen Archivkasten da in der Officin geöffnet und habe den Staub von der Vergangenheit geblasen; jetzt werde ich wohl noch ein Document daraus hervorholen müssen. Trotz aller wunderlichen Geheimnisse liegt mein Geschick vollständig klar auf dem Papiere da; nicht etwa daß ich ein Tagebuch oder dergleichen geführt hätte, sondern in wirklichen authentischen Schriftstücken, die ich euch dann auch nachher zu eigener Begutachtung in die Hände geben werde.

„Mein Vater hatte mir einige Tausend Thaler hinterlassen; aber mein Vormund, ein gutmüthiger, wohlmeinender doch höchst zerfahrener und leichtsinniger Mann, hatte wenig auf dieselben Achtung gegeben. Als ich das Geld gebrauchen konnte, war es bis auf ein Minimum verschwunden, und der Vormund legte mir schluchzend das Bekenntniß ab: er wisse am allerwenigsten, wo es geblieben sei. Uebrigens fügte er zu meinem Troste hinzu: mit seinem eigenen Vermögen sei es ihm gerade so ergangen. Er war ein ältlicher Herr mit drei unverheiratheten ältlichen Töchtern, und alle waren meine besten Freunde; — was blieb mir also übrig, als mit ihnen zu weinen, und so auch meinerseits das trockene Factum in gegenseitiger Liebe und Zuneigung feucht zu erhalten. Die drei guten Mädchen sorgten für meine Wäsche und sonstige Ausstattung, packten mir meinen Koffer und so zog ich, nach abgethaner Lehrzeit als voraussichtlich ewiges Subject ins Laborantenthum hinein, und trieb mich fünf oder sechs Jahre lang so umher durch Süß und Sauer, von einer Epidemie in die andere, von einem nächtlichen Ausgeklingeltwerden zum andern, von einer Doctorpfote zur andern, bis ich nach * * * kam, wo ich meine Johanne kennen lernte. Da, Freund Ulebeule, habe ich wirklich etwas vor mich gebracht, nämlich die einzigen guten, glücklichen Tage meines Lebens!"

„Gratulire auch dazu," brummte der Förster.

„Ja, in die glückliche Zeit meines Daseins war ich hineingerathen, und es stimmte Alles zusammen — ein ganzes Jahr lang!

„Ich hatte es in jeder Beziehung gut. Mein damaliger Principal war ein drolliger alter Kauz, über den ich etwas mehr sagen muß; denn er verdient das, meinetwie seinethalben in jeder Beziehung. Er war Apotheker mit Liebe; aber mit einem gewissen Wahnsinn ein Enthusiast für die hohe Wissenschaft Botanik, und er war in der That ein bedeutender Pflanzenkundiger. So lange es anging, hatte er seine Provisoren und Gehülfen die Officin versorgen lassen, war selber in Wald und Feld seinem Lieblingsstudium nachgegangen. Als ich aber in sein Haus eintrat, hatte sich das eben geändert. Er war über sechzig Jahre alt, seine Augen waren allmälig schwach geworden, sein Rücken steif; und wenn er sich zwischen Berg und Thal nach einem Gewächs bückte, so kam er nur mit Stöhnen und einem verdrießlichen Griff nach dem Kreuz wieder in die Höhe. Ich kam, und er stellte ein botanisches Examen mit mir an, das an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ, gottlob aber ziemlich

Digitized by Google

gut ausfiel, und von dem all' mein späteres Wohlsein in seinem Hause den Ausgang nahm. Nach dem Examen überreichte er mir als Zeichen seiner Zufriedenheit ein Exemplar von Stöver's Leben des Ritters Karl von Linné und hielt mir eine Rede über die Märtyrer unserer „Göttin", und empfahl mir vorzüglich zur Nachahmung das größte botanische Genie des sechzehnten Jahrhunderts, den Meister Charles de l'Ecluse, — Carolus Clusius aus Utrecht in den Niederlanden, der im Dienste der Wissenschaft im 24. Jahre die Wassersucht bekam, im 39. Jahre in Spanien mit dem Pferde stürzte und den Arm brach und gleich nach der Heilung den rechten Schenkel; — der im 55. Jahre in Wien den linken Fuß brach und 8 Jahre später sich die rechte Hüfte verrenkte, — der fortan an Krücken gehen mußte, einen Bruch und Steinschmerzen bekam und doch das wundervolle Buch: Variarum plantarum historia schrieb und für alle kommende Zeiten wie ein glorreich helles Licht aus dem dunkeln Jahrhundert, in welchem er lebte und wirkte, herüberleuchtete. Darauf schickte er mich in re herbaria auf die Jagd und blieb selber seufzend zu Hause, versorgte die Praxis und durchblätterte seine Kräuterbücher, die wirklich merkwürdig in ihrer Art waren und nach seinem Tode sicherlich auf den Mist geworfen worden sind. Zu jeder Jahreszeit fast hatte ich für ihn das Land abzulaufen, denn er war auch in der Kenntniß der Moose bedeutend, und in den Monaten, wo die übrige Flora in ihrer Pracht steht, ging ich fast täglich meilenweit ins Land oder in die Berge, um irgend eine einzige Pflanze zu suchen, auf deren Besitz und Studium er augenblicklich sein Herz gewendet hatte. — Das war eine schöne Zeit! das waren Tage, wie ich sie seit Jahren nicht in so ununterbrochen glücklicher Folge durchlebt hatte, und da ich, wie gesagt, auch bald den Namen und das Bild meiner Braut mit mir auf die Höhen und sonnigen Halden und in die schattigen Thäler nehmen konnte, so ist dann weiter nichts mit dem Scheine zu vergleichen, wie er mir damals über der Erde und in der Seele lag. Daß ich Rad durch den Sonnenglanz auf den Bergen geschlagen hätte, will ich aber nicht gesagt haben. Im Gegentheil! in die Lust am Leben mischte sich immer ein bänglicher Zug. Kam ich aus meinen Wäldern zurück in die kleine, winklige Stadt, wieder hinein in das Gewirr und zänkische Durcheinander selbst dieser wenigen Menschen, so wurde mir oft sogar sehr bänglich zu Muthe."

„Das geht allen Leuten so, die ihr Geschäft viel im Freien aufhält, mir auch!" sagte der Förster Ulebeule.

„Aber noch lange," fuhr der Erzähler, ohne auf die Unterbrechung weiter zu achten, fort, „noch lange war und blieb im Freien Alles für mich Gegenwart, und erst nach und nach wurde drüben im Städtchen Alles Zukunft, sorgenvolle, angstvolle, nebelige Zukunft:

„Was soll denn eigentlich zuletzt aus dir und deinem Mädchen werden?

„Ich habe es schon gesagt, daß die richtige Schwerblütigkeit mich erst im zweiten Jahre meines dortigen Aufenthalts übermannte. Im Anfange blieben die trüben sorglichen Gedanken bei jedem Ausmarsche innerhalb der alten Mauern der Stadt eingeschlossen zurück; erst nach und nach begleiteten sie mich über das Weichbild hinaus und folgten mir weiter und weiter, bis im dritten Frühlinge der dunkle Finger mir überall auf meinen Wegen drohte, und der Principal die Bemerkung machte, daß ich anfange, bedeutend abzumagern, und mich wohlmeinend und besorgt an verschiedene nerven- und magenstärkende Droguen unserer Materialkammer verwies.

„Ach, kein Arzeneistoff konnte mir wieder zu vollerer Leibesrundung verhelfen! Zwischen Hypochondrie und gutem Lebensmuth hin und hergeworfen schweifte ich umher, bis ich den Mann fand, der mir half.

„Meine Herren und lieben Freunde, in eben diesem Sommer machte ich eine Bekanntschaft, eine seltsame, geheimnißvolle und wie Johanne sagte, eigentlich unheimliche Bekanntschaft. Ihr habe ich es zu danken, daß ich heute der Besitzer dieser Apotheke Zum wilden Mann bin, und sie ist bis heute, — ja bis heute, und also länger als dreißig Jahre das ungelöste Räthsel, das Mysterium in meinem Leben geblieben —"

„Erzählen Sie, o erzählen Sie!" rief der Pastor athemlos, den Erzähler in der besten raschesten Mittheilung seines Be-

richtes aus übergroßer Spannung unterbrechend, und Herr Philipp Kristeller benutzte die Gelegenheit, um Athem zu schöpfen, ehe er fortfuhr.

Es schien ihm aber wirklich daran gelegen zu sein, das Geheimniß seines Lebens von der Seele los zu werden, und so fuhr er fort:

„Ich fand einfach einen Weggenossen und so zu sagen Collegen auf meinen Gängen, einen jungen wohlgekleideten Mann, der sich gleichfalls mit der Botanik beschäftigte, nur um ein Weniges jünger als ich zu sein schien, und sich als ein Naturfreund und Pflanzenkenner auswies, der selbst meinen Principal im verständnißvollen Eindringen in unsere hinreißende Wissenschaft übertraf. Aus der Gegend war er nicht, seinen Namen haben wir nie recht erfahren; wir nannten ihn Herr August und später auch einfach August. Sein Familienname war das aber jedenfalls nicht.

„Der Zufall stieß uns an einem heißen Julinachmittage auf einer abgeholzten, glühenden Berglehne unter den manneshohen Fingerhutbüschen zwischen dem Gewirr der Granitblöcke die Köpfe zusammen und ließ uns sofort höflich das Handwerk grüßen. Zuerst begrüßten wir jedoch natürlich höflich uns selber und betrachteten einander. Was der Fremde an mir sah, weiß ich nicht; mir steht er heute noch so klar und deutlich wie damals vor den Augen. Es war ein junger Mann, wie gesagt, ungefähr von meinem Alter, hochgewachsen, wohlgebaut, von schwarzem Haar und mit einem ernsthaften, energischen Gesicht von etwas gelbweißer, jedoch keineswegs krankhafter Farbe. Den Kopf trug er ein wenig gesenkt, und seine Stimme war wohllautend, er gebrauchte sie aber nur zu selten. Während unseres ganzen Verkehrs überließ er es mir vollständig allein, die Unterhaltung zu führen; und wie ihr wißt, liebe Nachbaren, bin ich stets für einen lebhaften mündlichen Verkehr gewesen — vielleicht oft nur zu sehr."

An dieser Stelle hatte die Schwester etwas zu sagen, und etwas unmuthig rief sie:

„Bester Bruder, sie reden im Dorfe doch schon dumm genug von dir!"

Der geistliche Herr lächelte; aber der Förster lachte laut und rief:

„Ja, Fräulein Dorette, für den Anstand ist seine Natur freilich nicht eingerichtet, das habe ich zweimal in Erfahrung gebracht und werde es mit meiner Einwilligung nicht zum dritten Mal erleben. Das ist so! er hält jedem Fuchs, der herüberwechselt, eine Standrede, ehe er losbrennt und vorbeipafft. Aber hingegen bei einem Treiben wäre er wohl an Ort und Stelle, und eine Hasenklapper ist auch ein recht nützliches Ding."

„Ich danke Ihnen für Ihre Bemerkung, Ulebeule!" sprach das alte Fräulein spitz und kurz, und jetzt lächelte Herr Philipp Kristeller und ließ sich nicht weiter auf seinem Wege aufhalten.

„Ich gab also, wie es nicht anders sein konnte, meiner Natur nach. Ich erzählte dem neuen Bekannten so nach und nach von Allem, was mir an mir, meinem Leben und Zuständen wichtig dünkte. Um Alles, von meiner Geburt an, wußte er bald Bescheid; was ich von ihm dagegen erfuhr, war so wenig als möglich, das heißt gar nichts! — Aber ein guter Gesellschafter war er doch, und wurde ein immer besserer, je häufiger wir uns trafen. Wir fingen an, die Plätze mit einander zu verabreden, an welchen wir uns finden wollten, und er, als der freiere Mann, war stets am Orte. Manchmal begleitete er mich bis an den Hügelhang, an welchem die Stadt liegt; allein so oft ich ihn auch einlud, nun auch mit mir in dieselbe hinunterzusteigen, so lehnte er es stets bestimmt ab, ohne einen Grund für die Weigerung anzugeben. Am Waldrande über dem Nordthore nahm er stets Abschied, drückte mir die Hand und ging zurück. In der Stadt und Umgegend kannte ihn Keiner, so oft und viel ich auch die Leute nach ihm ausfragte. Gesehen hatte ihn wohl Mancher, und Manchem war er auch in seinem Wesen und Treiben aufgefallen; doch nähere Auskunft über ihn wußte Niemand zu geben. In einem Dorfe, mitten in den Bergen, hatte er für ein Pferd und einen leichten Wagen ein Standquartier, doch auch da nannte man ihn einfach nur Herr August und hielt ihn für einen Studiosen aus der Universitätsstadt in der Ebene, der, ‚wie schon Viele,' von dort in die Berge komme, um ‚die Kräuter zu verstudiren'."

„Scheint mir eine kalte Fährte gewesen

zu sein," meinte der Förster, und der Pastor war derselben Meinung.

„Ich gab auch nichts darauf," erzählte Herr Philipp weiter, „sondern setzte den Verkehr fort, wie er sich eben machte, und nachdem ich mit dem Herrn August ein halb Dutzend Male zusammengetroffen war, fügte es der Zufall, daß er auch meine Braut kennen lernte. Die hatte mit ihren Verwandten und Bekannten an einem schönen Sonntage einen Ausflug in den Wald gemacht, und da trafen wir, — als Johanne und ich uns von der lustigen Gesellschaft abseits geschlagen hatten und allein für uns gingen, auf einem überwachsenen Pfade auf meinen geheimnißvollen Freund. Wir gingen Arm in Arm, und er ging wieder einsam, und sein Gesicht war ernster und trüber denn je. Als er uns erblickte, erhellten sich seine Mienen zwar, aber nicht auf lange. Er wollte mit uns fröhlich und heiter sein; aber es gelang ihm schlecht. Er sprach sehr gut und freundlich zu meinem Schatz; doch je länger er mit uns ging und je munterer wir auf ihn einplauderten, desto stiller wurde er. Und als nun gar die übrige Gesellschaft singend, lachend und jubelnd zu uns stieß, da war er plötzlich wieder verschwunden, und wir sahen ihn an jenem fröhlichen Tage nicht mehr. ‚Du, Philipp, der hat ein großes Unglück erfahren oder windet sich noch durch ein solches,' sagte mir Johanne nachher; ‚Philipp, der Mensch thut mir unendlich leid; — ist es dir denn noch niemals bange und traurig in seiner Nähe zu Muthe geworden?'

„Die Weiber haben in der Hinsicht einen feinen Blick und Sinn, und sie verstehen es, uns Mannsvolk auf Manches aufmerksam zu machen, was man gefühlt hat, ohne daß es Einem im Bewußtsein klar geworden ist. Ich stutzte, und jetzt zuerst fiel es auch mir bei, daß mein schweigsamer Freund auch mir schon einige Male sehr leid gethan habe. Bänglich war's mir freilich noch nicht in seiner Gesellschaft zu Muthe gewesen; doch schon auf dem lustigen Heimwege nach der Stadt war es mir ganz klar, daß von nun an auch das Bangen mich zu Zeiten wohl überkommen könne. Von jenem Tage an achtete ich schärfer und schärfer auf meinen Freund August, und dann einmal fragte ich ihn mit aller Aufbietung meiner Beredsamkeit und Ueberredungskraft, was ihm eigentlich fehle und ob es durchaus nicht möglich sei, daß ich ihm helfe? Ich beschwor ihn inständigst, doch ein Herz zu fassen und Alles, was ihn drücke, mir mitzutheilen. Ich sagte ihm, daß ich mein Blut und meine Seele dran geben würde, ihm zu helfen, und fügte auch sonst noch bei, was man bei einer solchen zum Zittern aufgeregten Gelegenheit ernstlich und innig einem geliebten, geschätzten und geachteten Menschen sagen kann. Natürlich versuchte er zu lachen und versicherte mich, er befinde sich körperlich wie geistig vollkommen wohl, sein Gewissen sei durchaus nicht durch irgend eine unaussprechliche Schandthat belastet; aber für sein Temperament könne er freilich nichts, und es sei in der That ein ziemlich unbehagliches zu nennen und schon Mehreren aufgefallen. Er sagte, er habe ein unglücklich Blut von seinen Vorfahren geerbt, und wahr sei, daß er es stets kräftig und aufmerksam im Zaum halten müsse, wenn nicht jeder Tag, den er lebe, zu einem jähzornigen bösen Ende gelangen solle. Er dankte mir herzlich für meine Güte, wie er's nannte, und es war mir fast, als sähe ich eine Thräne in seinen Augen, allein das mochte doch wohl eine Täuschung sein, denn ein solches römisches Münzengesicht, wie das seinige, war auf dergleichen Weichheiten hin nicht in die gehörige Form gegossen."

„Was für eine Art Visage hatte er, Kristeller?" fragte der Förster Ulebeule.

„Ein Gesicht wie die Kaiser Nero, Caracalla oder Caligula auf ihren Ducaten!" erläuterte der Pfarrherr und der Apotheker Zum wilden Mann schüttelte den Kopf, glaubte sich aber jeder andern Antwort überhoben und ging in seiner Erzählung weiter:

„Meine Braut hatte ihm sehr gefallen. Er lobte ihr Aeußeres und Alles, was sie während des kurzen Zusammenseins gesprochen hatte, ausnehmend. Er nannte sie ein liebes, braves Mädchen — was sie wirklich auch war — und er sprach mit tiefen Seufzern den Wunsch aus, eine ihr gleichende Schwester zu haben. Da erkundigte ich mich denn selbstverständlich noch einmal nach seinen Familienverhältnissen, er aber versicherte mich, daß er ganz allein in der Welt stehe, Vater und Mutter durch

den Tod verloren und Geschwister nie gehabt habe; und wie um das Gespräch schnell zu wenden, fragte er seinerseits, ob der Tag meiner Hochzeit bereits festgesetzt sei.

„Als ich ihm nun gesagt hatte, wie es sich damit verhalte, seufzte er: ‚O, könnte ich Ihnen helfen, Philipp, so würde es heute noch geschehen!‘ — — Wie er mir half, und weshalb der Ehrensessel da seit dreißig Jahren leer steht und auf ihn wartet, das will ich euch jetzt sagen.“

V.

Die kleine Gesellschaft in dem bilderreichen Hinterstübchen der Apotheke zum wilden Mann war dicht am Tische zusammengerückt. Sie wußten, daß der alte Freund nicht übel zu erzählen verstehe, doch so wie heute hatte er seine Gabe noch nicht gezeigt. Dem Förster Ulebeule war die Pfeife ausgegangen, Schwester Dorette hielt die Hand des Bruders fest in der ihrigen und der Pastor loci klopfte leise mit der Dose auf dem Tische und sagte:

„Also endlich! — Kein Mensch sollte es doch für möglich halten, daß Einen solch' braves Möbel, wie ein weichgepolsterter Lehnstuhl, dreißig Jahre lang auf die Folter spannen könne. Lieber Kristeller, dieser Sessel da hat mich in der That dreißig Jahre lang auf die Folter gespannt!“

Sie lachten doch trotz ihrer Erregung und der Herr Philipp lachte mit und erzählte dann erst weiter.

„Der Sommer ging, der Herbst kam. Es wurde September und es wurde October und die Pracht und Fülle der Natur ging für dieses Jahr auf die Neige. Mein Principal, der zur Zeit der Aequinoctialstürme stets anfing, an Gesichtsschmerzen zu leiden, war gezwungen, mich nun fester an die Officin zu binden. Es ging wohl ein Monat hin, ehe er mich wieder in die Weite schickte; — am 15. October aber jagte er mich drei Meilen weit nach jener berühmten Felsgruppe, die ihr alle unter dem Namen der Blutstuhl kennt, einer Moosart wegen, die um diese Zeit dort blühte und zwar nur dort allein.

„Ich war damals auf dem Blutstuhle, doch nachher nicht wieder. Ich habe eine Furcht vor dem wilden Orte behalten, trotzdem daß damals mir das gegeben wurde, welches dieses Haus in meinen Besitz brachte und mir das Leben, wie ich es geführt habe, möglich machte. Das Räthsel liegt noch ungelöst da. Wenn ihr, meine Freunde, nachher euern Scharfsinn daran prüfen wollt, so soll es mir lieb sein. Ich habe es aufgegeben, nachdem ich ein Menschenalter darüber habe nachgrübeln müssen, und jetzt wird es ja auch wohl gleichgültig sein, ob Einer hier im Kreise noch zuletzt das rechte Wort findet. Jenen Tag aber, diesen mir bedeutungsvollen 15. October, werde ich euch nun mit allen seinen Umständen so genau als möglich schildern, und ihr müßt es euch schon gefallen lassen.“

„Kein Hase macht neugieriger seinen Kegel als ich!“ rief der Förster.

„Lieber Gott, welch ein Abend!“ sagte der geistliche Herr. „Hören Sie nur diesen Sturm! O erzählen — erzählen Sie!“

In der That ein stürmischer Abend! Je weiter die Nacht vorschritt, desto wilder tobte es von Norden her gegen das Gebirge heran, und die Apotheke Zum wilden Mann bekam ihr volles Theil.

„Solch ein Wetter war es an jenem Tage nicht,“ sagte Herr Philipp in seinem gewohnten Tone, ruhig und gelassen, wie Jemand, der eben ein Menschenalter Zeit hatte, ein Erlebniß zu überdenken. Er wurde aber auch noch einmal unterbrochen, denn es kam ein Kunde und holte für einen Groschen Bittersalz und setzte eine Viertelstunde lang dem Verkäufer auseinander wozu; — was beides auch Zeit hatte bis morgen, wie Ulebeule mürrisch bemerkte. Die Schwester jedoch benutzte die Pause, die chinesische Schale auf dem Tische von neuem zu füllen, und endlich erfuhren die Freunde doch, was der Apotheker Kristeller an jenem 15. October erlebte.

„Um neun Uhr Morgens zog ich mit meinem Auftrage, das Frühstück in der Tasche, die Botanisirbüchse auf dem Rücken, vom Hause, das beiläufig das Zeichen Zum König David führte, ab; bei stiller Luft und dichtem Nebel und diesmal im höchsten Grade geknickt und gebrochen. Ich hatte Grund dazu, melancholisch auch in die schönste Witterung hineinzusehen!

Am Abend vorher hatte Johanna's Onkel mich bitten lassen, ihn doch einmal auf ein Viertelstündchen zu besuchen, und ich hatte ihn besucht und er hatte mich zwei Stunden lang unterhalten. Zwei Stunden lang hatte er mir eindringlich zugeredet, endlich doch ein Einsehen zu haben und mir meine Lebensaussicht einmal recht klar zu machen und seine Nichte — nicht unglücklich! Kurz gesagt, er hatte mich aufgefordert, meiner Braut ihr Wort zurückzugeben, und dafür seiner — des Onkels — ewigen Freundschaft und Zuneigung gewiß zu werden. Und der Mann hatte in Allem, was er sagte, Recht gehabt und er hatte nicht nur verständig, sondern auch gutmüthig gesprochen. Ohne die geringste Leidenschaft und Zornmüthigkeit hatte er mir seine und der Welt Meinung vorgetragen: er hatte nichts gegen mich einzuwenden — ich war ihm sogar sehr lieb und werth, — und doch! Ich war eben nach Hause gegangen oder vielmehr getaumelt und hatte die Nacht über auf dem Stuhle vor meinem Bette gesessen und die Stirn mit beiden Händen gehalten — durch dieses verständige Zureden unfähig zu allem und jedem Ueberlegen und vernünftigen Ueberdenken: daß Johanne, meine arme, liebe Johanne dieselbige Nacht durchweint habe, wußte ich dazu. Betäubt verstand ich den Principal, der ebenfalls an Schlaflosigkeit litt, kaum, als er schon um fünf Uhr mit dem Nachtlichte in der Hand an meine Thür kam, um mir seinen neuen Herzenswunsch mitzutheilen und mir seinen Auftrag für den Tag zu geben. Verdrießlich ging er, nachdem ich ihn endlich begriffen hatte, seinen verbundenen Kopf schüttelnd, und ich hörte ihn noch auf der Schwelle deutlich genug murren:

„‚Auch der wird mir wieder 'mal unter den Händen zum Narren!'

„‚Schreiben Sie dem Mädchen einen braven, ehrlichen, freundlichen Brief, in welchem Sie das Nöthige mit etwas Poesie meinetwegen sagen. Ich will ihn abgeben und das Meinige, ohne Poesie natürlich, beimerken — und dann lassen Sie den Jammer und meinetwegen auch sich selber in Ihrem Elend alle Zeit — es wird schon Alles recht werden,' hatte mir der Onkel vorigen Abend zum Beschlusse seiner schönen Rede gerathen, — und dabei sollte man denn nicht zum Narren werden!! — Das blühende Moos drei Meilen ab vom König David, dem Hause des Herrn Onkels und meiner Braut, war unter diesen Umständen in Wahrheit der einzige Trost, der mir in der Welt wuchs. Ein Tag wurde wenigstens durch den Weg und das Aufsuchen für mich und mein armes Kind gewonnen, und wie sich der Mensch in seinen Nöthen an den einen Tag, die eine Stunde, die eine Minute klammert, wer hätte das nicht schon in irgend einer Weise erfahren?

„Ich schlich selbstverständlich unter Johanne's Fenster vorbei. Mein Mädchen erblickte ich nicht; aber den Onkel sah ich. Er stand mit der Pfeife hinter den Scheiben und schien nach dem Thermometer zu sehen; seine eigene Temperatur hatte sich seit gestern Abend nicht verändert, denn er zog höflichst die Nachtmütze ab und erhob dabei den Zeigefinger. Der Gestus konnte nichts Anderes bedeuten als: Vergessen Sie nicht, mein Bester, was ich Ihnen gesagt habe; ich bestehe darauf und weiß, was uns allen gut ist; — ich bin ein alter erfahrener Kerl und kenne die Welt ein wenig genauer, als ihr guten, jungen, leichtsinnigen, unerfahrenen Leute. — Auch ich grüßte so höflich und submiß, wie ich noch nie einen Menschen gegrüßt hatte, und schleppte mich seufzend matt weiter durch den grauen Dunst des Herbstmorgens.

„‚O wie voll Dornen ist diese Werkeltagswelt,' läßt der englische Poet Shakespeare eine seiner erdichteten Personen in einem seiner Stücke sagen. Ich habe diesen Poeten immer gern gelesen, und besitze eine Uebersetzung von ihm und habe mir viel darin unterstrichen. Das Wort von den Dornen und der Alltagswelt fiel mir diesmal auf die Seele, und ich wiederholte es mir fort und fort bis auf die Berge hinauf. Freilich war mir jetzo die Welt nach allen vier Himmelsgegenden durch das dichteste Dornengestrüpp verwachsen, und daß es eine erbärmliche, und in ihrer Gewöhnlichkeit thränenreiche Werkeltagswelt war, das konnten mir der Boden unter den Füßen und das Luftgewölbe über mir bezeugen.

„Der Nebel blieb wohl hinter mir in den Thälern zurück; aber in meiner Brust nahm ich die Trübe auf die sonnigsten

Gipfel mit empor. Ich schritt rasch zu und tauchte mehrmals das Taschentuch in einen kalten Waldbach, um es mir dann auf die heiße übernächtige Stirn und die fiebernden Schläfen zu drücken. Um sah ich mich nicht, und es ist ein Irrthum oder gar eine Lüge, wenn man behaupten will, daß einem unglücklichen oder von Noth und Sorge bedrängten Menschen eine schöne Gegend und herrliche erhabene Aussicht zum Heil und zur Genesung gereiche. Es ist einfach nicht wahr!

„Im Gegentheil, nichts ist schlimmer für einen Kummervollen, Schmerzbeladenen als eine weite sonnenklare, in allen süßen Farben der Erde leuchtende Fernsicht, hoch von einer Bergspitze aus. Es ist arg und eigentlich furchtbar, aber es ist so: den Sturm, den Regen läßt man sich in der bösen Stimmung gefallen; aber die Schönheit der Natur nimmt man als einen Hohn, als eine Beleidigung und fängt an, alle sieben Schöpfungstage zu hassen."

Der Pastor schüttelte hier bedenklich den Kopf; Fräulein Dorette Kristeller nickte zwar, aber sah doch auch ziemlich bedenklich und trübe drein; der Förster Ulebeule jedoch klopfte mit der Pfeife auf den Tisch und rief:

„Wahrhaftig, es ist etwas dran! Es ist bei mehrerem Nachdenken sogar ziemlich viel dran. Jeder Kümmerer — will sagen jedes durch einen alten Schuß oder durch Krankheit sieche Stück Hochwild will auch von der Pracht der Schöpfung, an der es in gesunden Tagen sein Wohlsein und seine Freude hat, nichts mehr wissen. Und wer viel Umgang mit den Thieren gehabt hat, der weiß, wie wenig der Unterschied zwischen ihnen und dem Menschen zu bedeuten hat in allen Dingen, die mit Erde, Wasser, Licht und Luft zusammenhängen. Ihr waret damals ein richtiger Kümmerer, Kristeller. Der Onkel hatte Euch nicht übel angeschossen, und manch Einen in Euerer Lage hat das Schicksal bald darauf als todt verbellt."

„Nun lasset uns weiter hören!" rief der geistliche Herr, und sie hörten weiter.

„Was mir selten in der mir so bekannten Gegend passirt war, hatte ich heute zu erleben; ich verlor mehrmals meinen Weg und fand ihn stets nur mit Mühe wieder. Die Lebensverwirrung und schlimme Rathlosigkeit war außer mir wie in mir; aber mein Pfad ging doch immer aufwärts und einen Compaß führte ich am Uhrgehäuse glücklicherweise auch mit mir. So wand ich mich durch den Buchenwald und dann hinein in die Tannenwälder an steilen Lehnen, von denen die wunderlichen Granitblöcke der Urzeit in wahrhaft gespenstischen Formationen herabgerollt waren, schräg in die Höhe. Dann ging es über kahle, gleichfalls mit wildem, phantastisch über einander gestürztem Felsgetrümmer bedeckte Hochebenen — aus dem Nebel in das Sonnenlicht. Die Sonne schien um Mittag herbsthell, und ich holte Athem, auf meinen Weg und die durchwanderten Thäler zurückblickend. In den Thälern hielt sich der Nebel den ganzen Tag über, und als ich nach einer Ruhestunde weiterging, schlich er mir leise wieder nach und holte mich am Nachmittag, als ich den berühmten Platz, zu dem mein Principal mich diesmal hingesendet hatte, zu Gesichte bekam, richtig wieder ein; aber freilich nicht mehr als der dichte Qualm der Tiefe, sondern als ein leichter, Alles in ein Zaubertuch einwickelnder Dunst. Bei einer Wendung des Weges lag die unbeschreiblich grotesk zerklüftete Steinmasse — der Blutstuhl, vor mir da. Aus dem Tannendickicht vortretend erblickte ich seine höchste Platte sechzig bis achtzig Fuß über mir, und langsam und ermüdet stieg ich nun noch über den mit kurzem Gras bewachsenen Boden, um im Schutze der untersten Blöcke Kräfte zu sammeln für das Suchen und Finden meiner seltenen Lichen-Art.

„Ihr, Ulebeule, kennt den Blutstuhl. Es ist ein Labyrinth von Steinklötzen, das einen ziemlich bedeutenden Raum auf der Bergebene einnimmt. Viele der Gruppen führen wunderliche sagenhafte Namen, die höchste ist auf ausgewaschenen Treppenstufen zu erklimmen, und von ihr hat das ganze Geblöck seinen Namen, und in ältester heidnischer Urzeit unseres Volkes hat es denselben als Opferstelle vielleicht mit vollem Recht geführt.

„Ich verzehrte vor allen Dingen trotz meiner trüben Seelenstimmung den mitgebrachten Proviant nicht ohne Appetit; dann begab ich mich an die Lösung meiner Aufgabe, die gar nicht so leicht war. Das winzige, kriechende Ding, das mein Alter in einem frischen Exemplare zu besitzen wünschte, wuchs keineswegs in jeder Spalte

des Blutstuhles. Und mit den Erlebnissen des letzten Abends, den Bildern der schlaflosen Nacht und dem Onkel mit der Zipfelmütze am Morgen vor den schwimmenden Augen ließ sich auch schlecht suchen.

„So kroch und kletterte ich zwischen dem Gestein umher: eine Flechte fand ich nicht; aber ich fand etwas Anderes, nämlich ein Vermögen!"

„Ah!" sagte die Zuhörerschaft in dem Hinterstübchen der Apotheke Zum wilden Mann.

„Mühselig in meiner vergeblichen Bemühung hatte ich mich so ziemlich bis an die Basis der oberwähnten abgeplatteten Gipfelfelsmasse, der eigentlichen Opferklippe, emporgearbeitet, als plötzlich ein Mensch, wie es schien im hastigen Aufklimmen von der entgegengesetzten Seite her auf der Platte erschien und einen Schrei ausstieß, der mich erschreckt zurückfahren ließ. Die Gestalt, vom Dunst wie Alles umher leicht verschleiert, warf die Arme empor, griff mit beiden Händen in die Haare und fiel mit einem neuen Aufschrei erst in die Knie und dann ganz zu Boden. Ich stand und hielt mich zitternd an dem nächsten Granitblocke und es dauerte einige Zeit, ehe ich mich so weit gefaßt hatte, um mir die Frage vorzulegen: Was ist das?

„Ja, was war das? was konnte das sein? Ein Betrunkener? Ein Wahnsinniger? Ein Epileptiker? Ein lebensmüder Unglücklicher, der sich diesen Ort ausgesucht hatte, um gerade jetzt daselbst zu Ende zu kommen mit sich? Alle diese Vorstellungen schossen mir nun blitzschnell nach einander durchs Gehirn; aber von der Höhe der Opferklippe kam keine Antwort auf meine Frage.

„Und es ist deine Pflicht nachzusehen, was und wer es ist! rief es in mir. Mit zusammengekniffenen Lippen, fest auf einander gesetzten Zähnen faßte ich Muth, packte meinen Wanderstock fester, um im Nothfall auch auf einen Angriff gerüstet zu sein, und stieg langsam und vorsichtig die Steinstufen hinauf, die auf die heilige Opferstelle unserer Vorfahren führten. Scheu und behutsam hob ich das Kinn auf die Platte; da lag er! — Langausgestreckt, bewegungslos, das Gesicht auf den Stein gedrückt lag der Unglückliche da, und rasch sprang ich meinerseits nun hinauf, trat zu ihm, faßte ihn an der Schulter, sprach ihm zu, und nach einer Weile erhob er auch das Gesicht und stierte mich an.

„Jetzt schrie ich fast, wie er vorher. Es war mein Kamerad, mein geheimnißvoller Freund, mein botanischer Wissenschaftsgenosse, und zwar mit Zügen so verstört, so von Schmerz, Angst und Zorn verwüstet, daß ich es euch wahrlich nicht, wie es war, schildern kann.

„Langsam, wirklich wie aus einem epileptischen Zustande sich erhebend, stand er auf, sah mich blind und meinungslos an, bis ihm nach und nach das Bewußtsein von Ort, Zeit und Zustand zurückkam.

„‚Philipp!‘ sagte er tonlos.

„‚O August!‘ rief ich.

„‚Seid Ihr es, der mich hier gefunden hat?‘

„‚O und Ihr — was habt Ihr? was ist Euch geschehen? Ich möchte Euch so gern helfen.‘

„‚Und könnt es ganz und gar nicht. Es wäre besser, Ihr ginget und ließet mich hier, wie Ihr mich fandet. Ich bin für keines Menschen Gesellschaft mehr tauglich.‘

„Er sprach dieses alles so vernünftig, so gesetzt und ruhig, daß seine Verstörung mir dadurch nur noch herzzerreißender in die Seele drang. Ich wollte seine Hand fassen, doch er zog sie schnell und wie ergrimmt zurück und schrie:

„‚Nein, nein! das ist zu Ende, Herr — Herr Kristeller. Ich habe heute mit dieser Hand mein Schicksal besiegelt und werde sie Niemandem mehr als Zeichen der Freundschaft, der Zuneigung, der Liebe geben. Haltet mich nicht für einen Narren — o ich wollte, ich wäre es; aber ich bin es nicht! Seit drei Tagen wäre es mir eine Wohlthat, wenn die letzte Faser, die den Geist noch an eure Welt — eure Alltagswelt bindet, abrisse, und wenn man mich fände, wie man sonst wohl schon arme irre, verlorene Menschen in der Wildniß gefunden hat. Kein anderes Gesicht wäre mir heute so lieb gewesen als das deinige, Philipp; aber meine Hand gebe ich dir doch nicht. Sieh da rund umher, sieh, wie die Städte und Dörfer ausgestreut sind; — sieh, alle diese hunderttausend Menschenwohnungen sind mir von jetzt an verschlossen: ich habe keinen Verkehr mit euch mehr, ich bin allein; es giebt keinen andern

Menschen mehr auf Erden, der so allein ist wie ich!'

„‚Aber ich bin da! mich hat das Schicksal gerade zu dieser Stunde zu dir geführt, um bei dir zu bleiben! Meine Braut, mein Mädchen habe ich verloren, oder sie soll mir doch genommen werden — das ist nichts, Alles nichts jetzt. August, ich bleibe bei dir und helfe dir!'

„Nun war es, als ringe er in der Tiefe seiner Seele mit einem gewaltig starken Gegner, und dann war es, als ob er dem Feinde obgesiegt habe, und dann war es, als stehe er triumphirend mit dem Fuße auf der Brust des Niedergeworfenen. Er knirschte mit den Zähnen, und rieb sich die rechte Hand, als sei sie feucht und er müsse sie trocknen. Zuletzt sah er mich scharf und kalt an und sagte leise:

„‚Lieber Herr, Sie können mir doch von keinem Nutzen sein. Ich bitte Sie, sich keine Mühe zu geben. Sehen Sie, Kristeller, ich habe nie in meinem Leben anders gesprochen, als meine Meinung war. Auch ist heute Methode in meinem Wahnsinn gewesen; ich habe mich nicht ohne gewisse Absichtlichkeit auf diesem kalten und harten Steine niedergeworfen. Mein Herzblut ist durch diese Rinne niedergelaufen, wie einst das Blut der fränkischen Gefangenen aus dem Heerbann des Kaisers Karl durch dieselbe niederrieselte. Uebrigens bin ich allein und will allein sein. Gehen Sie, bester Herr, ich verstehe Ihre Gefühle, Ihre gute Gesinnung gegen mich vollkommen und wir wollen auch sicherlich einander treu im Gedächtniß behalten, — leben Sie wohl, Philipp Kristeller.'

„Das war kühl und abstoßend genug, aber ich war auch Psycholog genug, um zu wissen, aus welchem ganz anders bewegten Grunde dieser Ton herausquoll. Es ging nicht an, den Unglücklichen vor das Gericht der Eigenliebe zu ziehen und mit einem: So empfehle ich mich denn höflichst — umzudrehen und geärgert nach Hause zu laufen.

„‚Es ist ja möglich, daß wir heute für immer Abschied von einander nehmen müssen,' sagte ich; ‚aber weshalb sollen wir es denn in dieser Art thun?'

„Da brachen dem Andern die Thränen aus den Augen.

„‚Nein, nein,' schluchzte er, ‚du hast Recht, es ist doch nicht die rech te Art!'

„Er warf mir die Arme um den Hals und küßte mich und schien mich nun nicht von sich lassen zu können.

„‚Lebe denn wohl, du Guter, — denke nur an mein Elend und nichts Anderes an mir! Sieh mir nicht nach; du sollst noch einmal von mir hören, Philipp! Lebe wohl, lebe wohl!'

„So hielten wir uns lange, und dann schieden wir in der That von einander. Ich habe ihn nicht wiedergesehen; aber gehört habe ich freilich noch einmal von ihm; — er hat mir einen Brief geschrieben; und ich bin seit dreißig Jahren der Besitzer der Apotheke Zum wilden Mann!"

VI.

Der Pastor und der Förster hatten sich auf ihren Stühlen zurückgelehnt und blickten nach der Decke. Die Schwester hatte die Hände im Schooße zusammengelegt und sah auf den Bruder; man hörte den Sturmwind einmal wieder recht deutlich, und nachdem man lange genug geschwiegen hatte, sprach der Förster, wie es schien, um etwas zu sagen:

„Es wird jetzo auch um den Blutstuhl tüchtig pfeifen und sausen." Sonderbarerweise fügte er dann hinzu:

„Einunddreißig Jahre sind eine lange Zeit!"

„Freilich!" sagte der geistliche Herr, wendete sich dann an den nachdenklichen Hausherrn und fragte:

„Und Sie haben gar keine Ahnung, was er seines Zeichens war, und wie er eigentlich hieß?"

„Entschuldigen Sie, meine Herren," erwiederte Herr Philipp Kristeller und ging zum letzten Mal in dieser Nacht, um seinen Archivschrank in seiner Officin zu öffnen. Mit einem einzelnen Briefe in einer weiten, sonst leeren Hülse kam er zurück, reichte das mit mehreren Poststempeln und fünf abgebröckelten Siegeln bedeckte Couvert dem Förster Ulebeule und den Brief dem Pastor Schönlank, setzte sich langsam, legte die Hand über die Augen, brachte seine Pfeife von Neuem in Brand und wartete ruhig die Wirkung der Papiere auf die Hausfreunde ab.

„Inhalt — neuntausend — fünfhundert Thaler in Staatspapieren!" murmelte der Förster. „Frei! — Herrn Philipp Kristeller! —"

„Sehr wunderbar!" rief der Pfarrer seinerseits das Begleitschreiben überfliegend. „In der That ein seltsamer Brief! Eine räthselhafte, mysteriöse Sendung!"

„Zum Henker, so lesen Sie doch laut!" rief der Förster, und der Pastor las laut:

„Ein Mann, der den Willen hat, sein Leben von vorn anzufangen, entledigt sich hier seiner schwersten und verdrießlichsten Last und schickt dem Freunde das einliegende Geld. Es verschwindet Einer und hinterläßt keine Spur; es ist unnöthig und vergeblich, ihm nachzuforschen und nachzurufen. O Philipp und Johanne, nehmt, was ihn nur niederziehen würde in die Tiefe. Gründet ein Haus, das feststeht und glückliche, fröhliche Kinder in seinen Mauern aufwachsen sieht. Lebt wohl, ihr guten Freunde — lebt wohl! — Philipp Kristeller, es grüßt dich — auf dem Wege zurück zu den Menschen,

der Narr vom Blutstuhl.

Hamburg, am 30. October 183—"

Der Pastor legte den Brief stumm auf den Tisch, Ulebeule schlug auf den Tisch, daß sämmtliches Geräth emporhüpfte und die Gläser scharf und bedrohlich zusammenklirrten:

„Donnerhalloh! Na, das muß ich sagen! na, da bitte ich zu grüßen!"

„Und Ihr habt, selbst mit diesem Schreiben in der Hand, damals nicht gemeint, dieses Alles zu träumen, alter Freund?" fragte der Pastor.

„Tagelang, wochenlang bin ich wie ein Träumender umhergegangen, nicht nur mit dem Briefe, sondern auch mit dem Gelde in der Hand. Und es waren die nüchternsten Staatspapiere und Landesschuldverschreibungen von verschiedener Herren Ländern! Sie verwandelten sich nicht über Nacht in gelbe Klettenblätter, — sie gingen mir nicht vor der Nase im gespenstischen Dampfe auf; — sie waren echt und hatten ihren Cours und die Banquiers waren gern erbötig, mir sie umzutauschen, oder umzuwechseln! ich aber trug sie nebst dem Briefe zu meiner Braut, und fragte die, wie ich mich gegen dieses alles zu verhalten habe — den guten Onkel ging ich fürs erste noch nicht um seinen guten Rath an.

„Auch Johanne hatte natürlich zuerst eine Art von Schrecken zu überwinden; dann aber sagte sie mir verständig und ruhig ihre Meinung, und ich bin derselben gefolgt.

„‚Dein Freund hat mir leid gethan und ein Bangen erregt durch sein Wesen; aber nie ein Grauen, als ob er ein schlechter, ein böser Mensch sei. Ich habe ein großes Mitleiden mit ihm gehabt und hätte ihm gern helfen mögen in seinem Unglück. Aber sieh, Philipp, er hat mir auch immer den Eindruck gemacht, als ob er stets genau überlege und wisse, was er sage und thue. Er hatte in seiner Melancholie einen klugen klaren Kopf; und was uns jetzt so wunderlich scheint und aller Welt als eine Verrücktheit vorkommen würde, das hat er auch bedacht und sich zurecht gelegt, und er wird sicher das Beste für sich gefunden haben. Ich glaube, du darfst das Geld nehmen und es versuchen, dein Glück darauf zu bauen. Wir wollen es verwalten wie ein Darlehen, Philipp; wir wollen dem Geber täglich seinen Stuhl an unseren Tisch setzen, wir wollen stets den besten Platz für ihn frei halten; wir wollen ihn von einem Tage zum andern erwarten, und — dem Onkel wollen wir von einer Erbschaft sprechen und du kannst das nur gleich thun; ich nehme die Verantwortung für die kleine Nothlüge gern auf mein Gewissen.'

„Sehet, Nachbarn, das ist denn der Grund, weshalb der Sessel da stets leer steht, weshalb immer ein Platz an meinem Tische offen gehalten worden ist, diese ganzen letzten einunddreißig Jahre durch; der Freund ist aber bis heute nicht zurückgekehrt! Mein Leben von meiner Ankunft unter euch kennt ihr; — ihr wißt, wie ich diese bereits zweimal in Gant gerathene Offiein übernahm, und wie es mir in schwerer Arbeit glückte, den Platz zu behaupten, der meinen Vorgängern so gefährlich geworden war! Ihr wißt aber auch —"

„Welch' einen großen Schmerz du zu erdulden hattest, Bruder?" rief die alte Schwester leidenschaftlich erregt. „Nein, nein, sie haben wohl davon gehört; aber das rechte Wissen haben sie doch nicht davon."

„Es war sehr traurig, Fräulein Kristeller," sprach der Pastor, und Ulebeule seufzte schwer und murmelte:

„Ja, ja; aber Ihr seid nicht der Erste,

Philipp, dem solcherart das Glas vor dem Munde weggeschlagen wird."

„Das Haus stand; aber die Braut, die junge Frau sollte nicht einziehen. Sie starb an dem Tage, auf welchen die Hochzeit festgesetzt war, und an ihrer Stelle habe ich meinem armen Bruder seine Wirthschaft geführt, diese dreißig Jahre hindurch, dieses Menschenalter, von welchem an diesem stürmischen Abend so viel die Rede gewesen ist."

„Und wir haben unsere Tage in der Stille doch gut verlebt," sagte der Apotheker Zum wilden Mann wehmüthig lächelnd. „Wir sind in Frieden grau geworden, und der Sturm, der vor dem Fenster vorbeibraust, kümmert uns wenig mehr. Der freie Stuhl ist leer geblieben, und Der, für welchen der Sitz aufbewahrt wurde, hat seine Ruhe wohl auch gefunden, an einem anderen Orte weit in der Fremde, hoffentlich nachdem er sich, wie er in seinem wilden Briefe da sagt, zu den Menschen zurückgefunden hatte. Wir aber, die wir hier mit einander alt geworden sind, wir wollen in Treue und guter Gesinnung auch fernerhin bei einander bleiben und kein Aergerniß an einander über die nächste Begegnung weiter tragen."

„Das wollen wir!" sprachen beide Männer wie aus einem Munde.

„Gewiß, gewiß," sagte das Fräulein.

VII.

Der Regen hatte augenblicklich aufgehört; aber der Wind war dafür um ein ziemliches heftiger geworden. Nach dem, was da erzählt worden war, ließ sich ein gleichgültiges Gespräch nicht leicht anknüpfen, und doch fühlte Jeder das Bedürfniß im hohen Grade.

Als Ulebeule sich endlich zusammennahm und kläglich sagte:

„Es ist doch ein tüchtiger Wind!" machte Fräulein Kristeller freilich die dazu gehörende Bemerkung:

„Ach ja, und die armen Leute, die jetzt auf dem Wasser sind!" aber das Gespräch war damit doch wieder zu Ende und fiel kläglich zu Boden. Herr Philipp hatte seinen schicksalvollen Brief wieder in das gelbgewordene Couvert geschoben und trat eben mit demselben in die Thür seiner Officin, als er stehen blieb und rief:

„Da ist der Doctor!"

„Der Doctor!" riefen aufathmend und mit glatt aus einander sich legenden Mienen Alle ihm nach. „Der Doctor! richtig er wird es sein!"

Er war es. Man vernahm draußen vor den Fenstern der Officin, nicht des Hinterstübchens, Rädergeknarr, das Stampfen eines Gaules, Peitschengeknall und dazwischen eine laute joviale Stimme:

„Holla, heda! Giftbude! Lichter an die Fenster! Bist du da, Hans, so reiß' das Scheunenthor auf und leuchte, daß wir die Karete und uns aus der Sündfluth und dem sonstigen Orkane in Sicherung bringen!"

Das alte Fräulein lief schnell hinaus und dem gern gesehenen dritten Hausfreunde entgegen. Behaglicher lehnten sich der Förster und der geistliche Herr auf ihren Stühlen zurück. Der Apotheker stand lächelnd mit seinem vergilbten Briefe in der Hand da und horchte mit den Andern. Schon hörte man jetzo auf der Hausflur des Doctors lustige Stimme, dazwischen die Stimme Dorothea's und dann sprach noch Jemand darein, gleichfalls kräftig-heiter.

„Er kommt nicht allein. Er bringt uns einen Gast oder sich einen Patienten mit," sprach der Apotheker Zum wilden Mann, und sofort zeigte es sich, daß das Erstere der Fall war. Weit flog die Thür, die von der Hausflur in das bilderreiche Hinterstübchen führte, auf und mit dem Landphysikus Dr. Eberhard Hanff trat der Gast ein, höflich auf der Schwelle um den Vortritt sich mit Fräulein Dorothea becomplimentirend.

„Keine Umstände, Herr Oberst," rief der Doctor, den ältlichen, breitschulterigen, stattlichen alten Herrn mit dem schneeweißen Haar, den schwarzen scharfen Augen im muntern tiefgebräunten Gesichte weiter vorschiebend. Und ohne alle weitern Umstände stellte er vor:

„Colonel Dom Agostin Agonista — im Dienste seiner Majestät des Kaisers von Brasilien — von mir aufgegriffen auf dem Wege zum wilden — ach Herr Je, Punsch?! — o Oberst, habe ich es nicht gesagt? Fräulein Dorette, Sie wissen meine Gefühle und Gemüthsstimmungen doch immer auf drei Meilen Weges hinaus zu ahnen; — Punsch!! Die Herren

werden sich dem Herrn Oberst am besten selber bekannt machen. Ach Fräulein Dorette, je bösartiger die Witterung, desto inniger die Ahnung Ihrerseits; — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Hand küsse."

„Lassen Sie das dumme Zeug nur und hängen Sie lieber Ihren Mantel an den Haken," sprach die Schwester des Apothekers, „der Herr Oberst ist uns sehr willkommen, und wir bitten höflichst, Platz zu nehmen."

Der Landphysikus pflegte die Leute, die er dann und wann auf seinen Berufswegen „als Gäste aufgriff", und in irgend ein beliebiges Haus mit sich nahm, stets in einer ähnlichen Weise vorzustellen und sie dadurch gewöhnlich in nicht geringe Verlegenheit zu bringen. Der brasilianische Oberst jedoch ließ sich nicht so leicht in Verlegenheit setzen. Er wendete sein munteres, vernarbtes altes Soldatengesicht heiter und hell im kleinen Kreise umher und sagte mit dem leisesten Anhauch eines fremdartigen Accentes:

„Meinerseits nenne ich dieses einen raschen Ueberfall, meine Dame und meine Herren und bitte sehr um Entschuldigung wegen dieses nächtlichen Eindringens. Der Herr Doctor fand mich freilich in einer höchst erbärmlichen Schenke am Wege durch den Sturm und die Nacht festgehalten hinter dem Tische, und hat in der That in der freundlichsten Weise den barmherzigen Samariter gespielt. Er nahm mich in seinen Wagen auf und bot mir ein besseres Nachtquartier in dieser Ortschaft an. Ich folgte ihm gern, und dann hielt er vor diesem Hause an, — um einen Kristeller zu nehmen, wie er sagte, — auf einen Moment, wie er sagte, und ich kam mit ihm herein, um auch einen Kristeller zu mir zu nehmen, und mein Name ist wirklich Agonista und ich bin Oberst in brasilianischen Diensten."

„Mein Name ist Kristeller; aber der Doctor, mein lieber Freund, nennt einen Liqueur so, dessen Erfindung mir gelungen ist, Herr Oberst," sagte der Apotheker. „Uebrigens ist uns allen hier Ihr Eintritt in unsern kleinen Kreis eine Ehre und ein großes Vergnügen."

Der Pastor und der Förster sprachen nun gleichfalls ihre Befriedigung über die zeitgemäße Ankunft des interessanten Fremden aus. Man schüttelte sich die Hände, und schob von Neuem die Stühle an den Tisch.

„Oh — Fräulein Dorette, ich habe Ihnen wie gewöhnlich mein Compliment zu machen!" rief der Landphysikus Dr. Eberhard Hanff, in Extase nach einem langen Zuge die Nase aus dem Dampfe des Getränkes des Abends in die Höhe hebend. „Finden Sie jetzt nicht auch, Colonel, daß wir hier besser aufgehoben sind als dort in der Kneipe zum Krug ohne Deckel oder wie die Räuberhöhle sonst heißt? he, und wie wehrte und sperrte man sich gegen das bessere Verständniß eines landkundigen Mannes!"

„Es ist gewiß besser hier," sagte der Soldat mit einer Verbeugung gegen die Schwester des Hausherrn. „Man wehrt sich oft gegen sein Glück, Sennora — man sollte es nicht thun."

Die Uebrigen gaben dem Oberst natürlich Recht, und dann redete man ebenso selbstverständlich von neuem eine geraume Zeit über das Wetter; doch dann auch über die Wege, über die Wegschenke, in der der Doctor den Fremden gefunden hatte, über die Gegend im allgemeinen und besondern, über das frühe Abziehen der Zugvögel in diesem Jahre, über Dieses und Jenes: nur der Apotheker Zum wilden Mann nahm an dieser Unterhaltung wenig Antheil.

Er, Philipp Kristeller, saß seinem brasilianischen Gaste gegenüber. Den alten Brief hatte er nicht wieder in sein Pult verschlossen, sondern durch die plötzliche Ankunft des Doctors und des Fremden daran gehindert, ihn wieder mit sich gebracht und auf dem Tische von neuem vor sich niedergelegt. Er stützte jetzt den Ellenbogen darauf und lächelte in das Gespräch der Uebrigen hinein, doch wie abwehrend und den eigenen Gedankengespinnsten nachgehend. Daß der so plötzlich und unvermuthet in seinem stillen Hauswesen erschienene ausländische Herr seine innere Erregung vermehrte, konnte man nicht sagen, doch richtete er, der Hausherr, dann und wann verstohlen forschend den Blick auf den Gast, und die Antworten, die er sodann auf an ihn gerichtete Fragen gab, waren noch um ein weniges zerstreuter.

Der Arzt erkundigte sich zuerst scherz-

haft nach dem Grunde, und Ulebeule antwortete für den Apotheker.

„Laßt ihn, Medicus, hat sich der Bär erniedrigt, so wird er sich wohl bald um so mehr erheben; denn wozu hat er seine Hinterpranken sonsten? fragt man in Polakien. Wäret Ihr eine Viertelstunde früher gekommen, so hättet Ihr uns alle insgesammt in einer noch viel curiosern Stimmung angetroffen. Wie die Hasen ihre Hexensteige durchs Korn, so haben wir uns an diesem Abend unsere Wege durch die angenehme Unterhaltung gebissen. O wir haben seltsame Historien vernommen!"

„Ulebeule!" rief der Apotheker; doch der Förster war im Eifer nicht im Stande, auf den Ruf zu hören.

„Ich sage Ihnen, Doctor, es ist ein Jammer und Schade, daß Fräulein Dorette's Punsch Sie und den Herrn Oberst nicht ein wenig früher angeludert hat. Wie Federwild sind die merkwürdigsten Geschichten um uns her aufgestoben. Wir wissen jetzt, weshalb sich dreißig Jahre lang Keiner von uns in diesen Lehnstuhl da hat setzen dürfen; — wir wissen, in welcher Weise unser Freund Philipp bei uns ankam, — wir haben viel gehört von Liebe und Tod, von wilden Männern und alten Geldbriefen, wie nicht Jedermann solche von der Post zugeschickt kriegt. Waren Sie jemals in Ihrem Leben auf dem Blutstuhle, Doctor?"

„Ulebeule?!" rief jetzt auch der geistliche Herr, und diesmal hörte der Förster.

„Nun, nun, — ja, ja, Ihr habt Recht!" brummte der redselige Waidmann kleinlaut. „Nehmt's nicht übel, Kristeller, da Ihr selber so vertraulich waret —"

Herr Philpp füllte freundlich dem biederen Hausfreunde das Glas und reichte ihm die Hand; doch nun sagte der Doctor Hanff:

„Zu den curiosen Geschichten sind wir, die wir unsererseits dergleichen vielleicht auch dann und wann erlebten, diesmal zu spät gekommen. Aber eine Frage erlaube ich mir doch: habt ihr diesen guten Trunk hier jener Historien wegen etwa zusammengebraut?"

Der brasilianische Oberst Dom Agostin Agonista, der die ganze Zeit hindurch mit nachdenklichen Augen auf den leerstehenden Ehrensessel geschaut hatte, sah jetzt scharf auf und hell und heiter im Kreise umher, zuletzt am schärfsten auf den Herrn des Hauses. Währenddessen antwortete der Pastor dem Physikus und den forschenden Blicken des Colonels zugleich mit:

„Sie sind zu einem eben so freudigen wie ernsthaften Gedächtnißfeste gerade noch zur rechten Zeit gekommen, lieber Doctor. Unser Freund Kristeller sitzt heute grade dreißig Jahre hier in diesem Hause Zum wilden Mann, Herr Oberst. Er ist uns und allen Bewohnern der Gegend weit und breit ein lieber, treuer Freund und Helfer ein ganzes Menschenalter durch gewesen; den Punsch hat uns Fräulein Dorothea improvisirt, und Ihre Einladung würden Sie zu Hause vorgefunden haben, lieber Doctor."

„Den Umweg habe ich mir demnach gespart," lachte der Landphysikus. „Mein Herr Vater verwunderte sich gleich über meine verständige Nase, als die Wickelfrau mich ihm auf die Arme legte."

Noch eine Bemerkung über seinen Hausschlüssel anfügend sah der Humorist des Ortes von Einem zum Andern, aber man lächelte diesmal nur, man lachte nicht mit oder hielt sich gar vor Lachen am Tische. Am vergnügtesten sah noch der Oberst aus, und dieser erhob nunmehr auch sein dampfendes Glas und sprach:

„So erlaube ich mir denn, als ein wie vom Himmel in diese Behaglichkeit hineingefallener Fremdling gleichfalls auf diesen schönen und wichtigen Gedenktag und Abend zu trinken. Dreißig Jahre sind eine lange Zeit; Manches wird darin anders — Gesichter und Meinungen. Und meine gnädige Dame und meine guten Herren, auch ich kann heute ebenfalls ein mir sehr merkwürdiges und folgenreiches Gedächtnißfest feiern; — auch mir sind heute gerade dreißig Jahre vergangen, seit ich zum ersten Male im Feuer stand und zwar an Bord der chilenischen Fregatte Juan Fernandez gegen den Diablo blanco, den weißen Teufel, ein Schiff der Republik Haity, um am folgenden Morgen mit einem Holzsplitter in der Hüfte und einem Beilhieb über die Schulter im Raume des Niggerpiraten aus der Bewußtlosigkeit aufzuwachen!"

„Wozu man freilich heute noch gratuliren kann," brummte der Doctor, während die Andern auf andere Weise ihr Interesse und Mitgefühl kundgaben.

„Wozu ich mir ganz gewiß heute noch Glück zu wünschen habe," sagte der tapfere alte Krieger, „denn in diesem gottverdammten Schiffsraume, dem schwärzesten, stinkendsten Loche, das je auf dem Wasser schwamm, lernte ich einen Arzt kennen, der eine Cur an mir verrichtete, wie sie keinem europäischen Mediciner gelungen wäre —"

„Das wäre der Teufel!" rief der europäische Physikus.

„Der war es so zu sagen auch," sprach gelassen der brasilianische Oberst, „und er klopfte mich auf die Schulter und sagte: Sennor, eine Zeit lang hat Jedermann auf Erden das Recht, den Narren zu spielen, nur darf er das Spiel nicht über die gebührliche Zeit fortsetzen, er macht sich sonst lächerlich; Ihr gefallt mir, Sennor, und ich meine es gut mit Euch, — diesmal kommt Ihr noch mit dem Leben davon; erinnert Euch meiner und ruft mich, wenn Ihr mich braucht; ich stehe immer an Eurem linken Ellbogen. — Meine Herrschaften, das Ding verhielt sich wirklich so, und ich habe den Schwarzen jedesmal, wenn ich ihn nöthig hatte, gerufen, und mich stets wohl dabei gefunden. Vorher war's mir herzlich schlecht in der Welt ergangen und ich hatte mich recht übel darin befunden."

Der geistliche Herr rückte ein wenig ab von dem sonderbaren Gaste, Fräulein Dorothea Kristeller murmelte:

„Ei, ei! hm, hm;" — der Apotheker sagte noch immer nichts; aber Ulebeule rief entzückt:

„Das ist ja aber heute wie ein Abend aus dem Tausendundeinenachtbuche! Wir sind drin im Erzählen und wenn's nach mir geht, bleiben wir bis zum Morgen dabei. Lieber Herr Oberst, unser alter Philipp da hatte vom Anfange an auch nicht die Absicht, uns alles das, was er uns berichtet hat, zu beichten; er gerieth nur so ganz allgemach auf die Fährte, und wir haben ihn nur durch gute Ermunterung darauf gehalten. Herr Oberst, nehmen Sie sich gütigst ein Exempel und erzählen Sie weiter von den Mohren. Der Abend ist ganz darnach; — was meinen Sie, Pastore?"

Der Pastor war wieder zugerückt und bot dem fremden Kriegsmann die Dose.

Dom Agostin Agonista lächelte gutmüthig und sagte vergnügt:

„Ich weiß nicht, was für wilde Historien unser freundlicher Herr Hospes von sich erzählt hat; mein Leben ist sicherlich ins Wilde geschossen, und hat Früchte gebracht, die auf jedem Markte Verwunderung erregen müssen. Zuerst wucherte das Gewächs phantastisch ins Kraut und mehr als ein Botanikus wartete mit Spannung auf die überirdischen Blüthen und Früchte. Jawohl! Der große Hurrikane kam, der Wind und Sturm über Land und See, — die Blätter wurden weggefegt, die Blüthen oder was so aussah, dito. Endlich fand sich so ungefähr drei bis vier Fuß unter der Erde etwas, was mit der Kartoffel einige Aehnlichkeit hatte — allerlei Knollen durch Fasern aneinanderhängend — ungenießbar, zäh, ein abgeschmacktes Product der alten Mutter Erde. Dazu hat man es denn gebracht, meine Herrschaften, und der einzige Trost ist nur, daß eben nicht ein Jeder nach seiner Wahl ein Pomeranzen- oder Palmenbaum werden kann. Je früher aber der Mensch herausfindet, in welche Klasse er nach Linné oder Buffon gehört, desto besser ist es für ihn und desto schneller kommt er zur Ruhe und zur Zufriedenheit mit seinen Zuständen. So lange er's noch nicht heraus hat, spuckt er Gift und Galle in den schönsten Sonnenschein hinein, und macht Brüderschaft mit dem Schneegestöber und Winterwinde. Ich halte das auch für eine Philosophie, Herr Kristeller."

„Das ist es auch, Herr Oberst," sagte Herr Philipp. „So lange aber der Mensch jung ist, findet er die große Wahrheit selten. Ja, Viele — die Meisten finden sie nie und glauben an ihre Palmbaumberechtigung bis zum Ende."

„Und das ist ein Glück," rief der wetterfeste, philosophische Kriegsmann, „denn ohne diese glückliche Illusion würde die ganze Menschheit doch nichts weiter sein als ein sich elend am Boden hinwindendes Geschling und Gestrüpp. Uebrigens sind die Kartoffeln und die Trüffeln gar nicht zu verachten."

„Aber mit dem Mohrenschiff und dem schwarzen Satan, der den verehrten Herrn Oberst so zutraulich auf die Schulter klopfte, hat dieses alles doch eigentlich nicht das Geringste zu schaffen — nicht wahr?" fragte Ulebeule.

„Bravo, Förster!“ rief der Doctor. „Ihr seid und bleibt ein hirschgerechter Weidmann. Tago! Tago! Ihr laßt Euch wahrlich nicht von der Fährte abbringen. Geben Sie sich nur drein, Oberst, und erzählen Sie uns von dem Mohrenschiffe und Ihren sonstigen spaßhaften und ernsthaften Erlebnissen. Die Nacht ist schwarz genug dazu, und wir sind ganz Ohr.“

Nun schien der richtige Ton für die folgende Unterhaltung gefunden zu sein; aber in demselben Moment jagte der Colonel Agonista Alle, nur den Hausherrn nicht, in hellster Ueberraschung, ja im jähen Schrecken von den Stühlen empor.

Er hatte sein Glas erhoben und sagte jetzt langsam und ruhig:

„Lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl aller wetterfesten Herzen, gleichviel ob sie ihre Schlachten innerhalb ihrer vier Wände durchfechten oder durch Blut und Feuer über den halben Erdball herumgeworfen werden. Kennst du mich nicht mehr, Philipp? Kennst du mich wirklich nicht mehr, Philipp Kristeller?!“ — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Der Apotheker Zum wilden Mann hatte den alten Geldbrief, der bis jetzt unter seinem Ellenbogen gelegen hatte, gefaßt und in der zitternden Hand zusammen geknittert. Seit fünf Minuten schon wußte er, wer sein Gast war, und der Oberst, Dom Agostin Agonista hatte das auch gewußt. Nun aber griff die Schwester zu und stützte den Bruder; der Oberst faßte ihn von der andern Seite und so erhob er sich jetzo mühsam wie die Uebrigen, legte beide Arme dem Gaste um die Schultern, legte ihm das Gesicht an die Brust und stöhnte:

„Nach einem Menschenalter also!“

Der Doctor, der Pastor und der Förster verwunderten sich, ein Jeder auf seine Manier, und es währte eine ziemliche Weile, ehe Jedermann wieder Platz genommen hatte.

Endlich saßen sie wieder; der Oberst aber nicht auf dem, ihm so lange Zeit aufbewahrten weichen Ehrenplatz. Dom Agostin hatte, nachdem er die Ehre zuletzt fast grob zurückgewiesen hatte, mit zierlicher, drängender Höflichkeit Fräulein Dorette Kristeller in den Lehnstuhl niedergesetzt, und diese behielt denn auch den Platz, nachdem sie ihren Protest eingelegt hatte.

„Gegen die Gewalt kann ich nicht an, Herr Oberst, aber behaglich sitze ich hier wahrhaftig nicht, und in die Wirthschaft muß ich auch jeden Augenblick hinaus.“

Das war richtig. Die chinesische Bowle mußte noch zweimal im Verlaufe der Nacht gefüllt und das Gastzimmer ebenfalls doch auch für den geheimnißvollen, abenteuerlichen Freund hergerichtet werden. Dazwischen erzählte der alte Soldat, ohne sich im geringsten zu sperren, dem Wilden Mann seine Geschichte. Was darin zu Tage kam, hätte jeden Tisch voll Philister (unter andern Umständen) bewogen, erst von dem muntern Erzähler leise abzurücken, dann nach und nach mit den Gläsern und Pfeifen sich nach einem andern Platze umzusehen und dann — bis zum Nachhausegehen — von dem neuen Stuhl aus verstohlen, furchtsam und verblüfft über die Schultern nach dem unheimlichen fidelen alten südamerikanischen Burschen hinzustieren.

VIII.

Das kahle Gezweig kratzte nicht mehr so ärgerlich wie vorher an den Fensterscheiben des Hinterstübchens in der Apotheke Zum wilden Mann. Der Förster Ulebeule hatte den Kopf in die Nacht hinausgesteckt, ihn zurückgezogen und den im Zimmer Anwesenden die tröstliche Versicherung gegeben:

„Es klärt sich richtig auf. Man sieht die Sterne durchs Gewölk. Der Wind hat ordentlich über unsern Köpfen und Schornsteinen aufgeräumt. Ich kenne das und wette, daß wir morgen einen ganz klaren Tag haben werden.“

Das fiel in die Pause nach dem wundervollen Ereigniß und Wiederzusammenfinden in der Apotheke Zum wilden Mann.

Philipp Kristeller hatte bis jetzt die Hand seines Wohlthäters noch nicht losgelassen. Die beiden alten Freunde saßen neben einander, und der Oberst hielt spielend in der Linken den Brief, den er vor einunddreißig Jahren in der Lebensverzweiflung geschrieben und mit 9500 Thalern in Staatspapieren für den botanischen Studiengenossen beschwert hatte. Jetzt zum ersten Mal entzog er die rechte Hand dem Freunde vom Blutstuhle, warf das letzte Endchen seiner Cigarre hinter sich und zog eine kurze Pfeife

heraus, die er aus einem sehr exotisch, sehr indianisch aussehenden Tabaksbeutel füllte. Und plötzlich — ehe er durch einen hastigen Griff und Ruf des Apothekers daran gehindert wurde, in Brand setzte. Ehe er dran gehindert werden konnte, hatte Dom Agostin Agonista ein bedeutendes Stück von seinem verjährten, wild-phantastischen Schreiben abgerissen, es regelrecht zu einem Fidibus zusammengedreht und denselben zu dem Zwecke verwendet, zu welchem man eben einen Fidibus gebraucht. In demselben Moment fing er gelassen und gemüthlich an, seine Geschichte zu erzählen, und sie ging gut an, nämlich mit den Worten:

„Nicht wahr, Doctor, wer noch keinen Menschen umgebracht hat, der wird sich nur schwer in die Gefühle Eines, der's bereits fertig brachte, hineinfinden. Erschrecken Sie nur nicht zu arg, meine Herrschaften; ich habe mich allmälig hineingefunden; — es lernt sich Alles in der Welt und wird zur Gewohnheit, das Hängen und Erschießen wie — das Köpfen. Ich stamme aus einem der anrüchigsten Geschlechter Deutschland's und hatte drei Tage vor dem Zusammentreffen mit meinem Freund Philipp Kristeller auf dem Blutstuhle, gethan, was ich mußte. Um es kurz zu sagen, so hatte ich, unter Billigung und Beistand von Staat und Kirche, einem nichtsnutzigen Mitbruder im Wirrwarr dieser Welt auf offenem Felde und vor zehntausend Zuschauern den Kopf abgeschlagen. Erschrecken Sie nicht, bestes Fräulein — auch das ist eine verjährte Geschichte."

Ja, was half es zu sagen: Erschrecken Sie nicht! —? sie fuhren doch Alle zusammen, selbst Herr Philipp Kristeller.

„Das Amt, das meine Vorfahren seit mehr als zweihundert Jahren in ununterbrochener Geschlechtsfolge verwaltet hatten — rühmlich verwaltet hatten, war eines Tages auf mich übergegangen, und ich habe es ausgeübt — einmal! — wie gesagt, drei Tage vor jenem Anfall vom Veitstanz, in welchem Der da mich auf dem Blutstuhl fand. Sieh, Philipp, das war es! und deine Johanne hatte wohl Recht, wenn sie schon lange vor jenem letzten Zusammentreffen dich auf Mancherlei an mir aufmerksam machte, was ihr nicht gefiel. Ach Gott, ich wollte, ich könnte es dem armen guten Kinde heute Abend auch sagen, wie gut sie mir stets gefiel. Sie ist also todt — ein Menschenalter todt! ach Philipp, Philipp, du hast es kaum wissen können, wie viel Sonnenschein von ihr ausging, wo sie ging und stand, und wie schwarz und scheußlich mir die Welt in dem schönen Lichte vorkam. Auch verjährt! da wir noch am Leben sind, und es uns wohl geht, so wollen wir von uns reden. — Ich war wunderlich erzogen worden. Mein Großvater August Gottfried Mördling hatte das schlimme Erbamt noch im reichlichsten Maße und als finsterer Enthusiast bekleidet; mein Vater hatte dagegen das Glück gehabt, daß in seine ganze, freilich nicht sehr lange Lebenszeit, nicht ein einziges Mal die unangenehme Nothwendigkeit fiel, die Kammer im Oberstock des Hauses aufzuschließen und mit dem Auge und dem Finger an der Schärfe des breiten Schwertes mit der Jahreszahl 1650 hinauf und hinunter zu fahren. Von meiner Mutter weiß ich wenig zu sagen. Sie war eine kränkliche, verdrossene Frau, und ich habe nur eine Haupterinnerung von ihr, nämlich daß sie eine ausgebreitete Geflügelzucht trieb, und das Schlachten der Hühner, Puter, Enten, Tauben und Gänse stets selber besorgte und zwar mit großer Kunstfertigkeit und einer gewissen wilden Energie. Mein Vater, ein sanfter, gebildeter Mann, der Schiller verehrte, Goethe verstand, für Uhland schwärmte und mich erzog, ging bei solchen Executionen stets mit raschen Schritten vom Hofe oder aus der Küche weg, indem er murmelte: O du grundgütiger Himmel! — Mein Vater, Alexander Franz Mördling, war auch gereist sowohl als Kunst- wie als Naturliebhaber, er war in Frankreich, England und Holland gewesen, sprach recht gut englisch und französisch und erzog mich nur zu gut. Er machte auch mich zu einem gebildeten Menschen, der über Sonnen- und Mond-Auf- und Untergänge zu reden wußte, und vor allen Dingen ein Herbarium anzulegen verstand. Als die echten, richtigen Autodidakten machten wir uns beide unsere Welt zurecht, — eine Welt, aus der keiner von uns beiden berufsmäßig herausgerufen werden durfte, ohne halb verrückt zu werden und ganz zu Grunde zu gehen. Unser Erbhof lag natürlich

außerhalb der Stadt, versteckt im Grün, von uralten Linden überschattet, durch hohe Mauern und ein gewaltiges Thor geschützt — ein Haus aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, warm im Winter, kühl im Sommer — ein Generalsuperintendent hätte drin wohnen und seine Predigten abfassen können. Der Schall und Spectakel der Leute draußen drang kaum zu uns; und wenn mein Papa mir unsere eigentlichen Zustände keineswegs vorenthielt, so machte die Kenntniß davon durchaus keinen niederdrückenden Eindruck auf mich. Es lag für den Knaben sogar ein Reiz darin — man war allein, aber man war auch etwas, was die Andern nicht waren; — liebes Fräulein, man saß wie ein geheimnißvoller Affe auf der Mauer und grinste die Jungen drüben jenseits des Grabens, die nicht zu grinsen wagten, so zu sagen, unheimlich-vornehm an. Sie glauben es mir nicht, Fräulein Dorette, aber es verhielt sich doch so. Da mein Vater in seiner Abgeschiedenheit erträglich behaglich und zufrieden seine Tage verbrachte, so hatte ich um so weniger Grund, mich über mein Schicksal zu beklagen. Wir hatten durch Sommer und Winter unsere kleinen Freuden, — und Matthias Claudius würde sich sicherlich wohl in unsern Beschäftigungen und träumerischen Grübeleien und Liebhabereien gefühlt haben. Ja, es fällt mir erst jetzt bei: vom alten Wandsbecker Boten hatte mein Alter das Meiste in seiner Natur; — er konnte es sicherlich nicht ahnen, welch' ein Meister Urian in seinem Söhnchen steckte. — Aber endlich kam ein Winter, in dem mein Vater bei hohem Schnee und hartgefrorenem Boden mit Tode abging; und ich ein mündiger, erwachsener Mensch, der Allem, was außerhalb unserer Hofmauer lag und vorging, gänzlich unmündig gegenüberstand, ihn sterben sah."

An dieser Stelle stand der Erzähler, der Oberst Dom Agostin Agonista auf und ging zum Fenster, um nach dem Wetter zu sehen.

„Es ist das Einzige, was Einem bei außergewöhnlich unruhigen Gemüthsbewegungen hilft," sagte er zurückkommend und seinen Stuhl wieder einnehmend. „Uebrigens hat der Herr Förster Recht; es wird klar, und wir werden morgen wohl einen schönen Tag haben. Wo war ich doch stehen geblieben? Ja so, beim Tode meines Vaters und dem, was damit zusammenhing. Ich muß die Herren und das Fräulein also noch eine Weile incommodiren."

Sie hatten ihm Alle, bis auf den Apotheker, starr und mit immer noch hoch emporgezogenen Augenbrauen auf den Rücken gesehen, den er ihnen zudrehte, als er aus dem Fenster guckte. Als er sich umwendete, wandte ein Jeder, nur der Apotheker nicht, die Augen wo anders hin und that so unbefangen als möglich.

„Das nennst du uns incommodiren, August?" fragte Philipp Kristeller vorwurfsvoll zärtlich.

„Augustin — Agostin — Agostin Agonista, wenn es dir einerlei ist, alter Bursch," lachte der brasilianische Oberst und — erzählte weiter:

„Wir waren allein im Hause, mein Vater, ich und eine alte Hexe von Magd, die uns beide seit meiner Mutter Tode in der raffinirtesten Knechtschaft hielt. Mein Vater hatte schon längere Zeit gekränkelt, sich selber bedoctert und war nun mit seiner Kunst zu Ende. Lieber Doctor, der städtische Arzt, den wir zum Schluß herbeiriefen, konnte auch weiter nichts thun, als die Achseln zucken, — und, Freund Philipp, in der Nacht vor seinem Abscheiden überlieferte mein Vater mir die Schlüssel zu dem Archive unseres Hauses! Drei Tage nach seinem Begräbniß öffnete ich den schwarzen Eichenschrank, in welchem die seit fast zweihundert Jahren recht ordentlich geführte Chronik unserer Familie aufbewahrt wurde, und trat damit in die Krisis ein, während welcher mein alter Philipp da und seine so junge und schöne Johanne meine Bekanntschaft machten und so viele Gründe hatten, sich über mich zu verwundern. Ich fand in dem Schranke ein von meinen Vorvätern zusammengeschriebenes dickleibiges Manuscript im schwarzen Lederband mit Messingecken und Haspen. Sie hatten regelrecht Buch geführt, und es war ein recht nettes Hauptbuch draus geworden mit allen Zahlen und sonstigen Belegen: Und ich las und rechnete es nach bis auf meinen Herrn Großpapa hinunter — ich las es vom Anfang bis zum Ende, Wort für Wort, Datum für Datum, Zahl für Zahl; und als ich

in der dritten Nacht gegen zwei Uhr Morgens von der gräulichen Lectüre aufstehen wollte, da konnte ich nicht. Ich saß fest im Stuhl, gerädert von unten auf, und draußen war es grimmig kalt — der Hofhund heulte und weinte vor Frost, und ich fühlte den Frost gleichfalls bis in die Knochen, und dazu, halb wahnsinnig, mein Leben, Fühlen, Denken, Meinen abgebrochen, wie wenn ein Stock übers Knie abgebrochen worden wäre. Meine grimmige Hexe von Haushälterin hatte mich am Ofen aufzuthauen wie ein steifgefrorenes Handtuch, und es währte länger als eine Woche, ehe sich die allernothwendigste animalische Wärme wieder in mir bemerkbar machte. Ich lag länger als eine Woche im Bett und klapperte geistig und körperlich mit den Zähnen; dann aber lief ich hinaus und lief mich warm durch das winterliche Land — blieb vierzehn Tage für diesmal vom Hause weg, und suchte mir zu der Wärme auch den Schlaf zu erlaufen, erlief mir jedoch nur die scheußlichsten aller Träume. Es ist ein Wunder, daß Keiner es mir heute ansieht, was für ein Narr ich damals war! Nach meiner Rückkehr saß ich bis zum Frühjahr als ein Idiot am Herde und ohne den Frühling wäre ich sicherlich als ein Idiot im Landesirrenhause elend und erbärmlich verkommen; und eigentlich, lieber Philipp, habe ich über jene Periode meines Daseins nichts mehr zu sagen. Ich fuhr in meinem Einspänner über die Grenze, miethete in einem Dorfe euerer Provinz ein Absteigequartier und ging dann in die Berge: — da trafen wir uns, und du hieltest mich für einen übergeschnappten Privatgelehrten, dem seine Freunde seiner Gesundheit wegen gerathen hatten, sich ein wenig auf die Botanik zu legen."

„Ich habe meinen Freunden bereits vorhin mitgetheilt, mit welchem Respect mich deine Wissenschaft erfüllte," rief der Apotheker Zum wilden Mann, und sie nickten rund um den Tisch und sprachen:

„Ja, ja! o freilich!"

Der Oberst Dom Agostin Agonista aber sah selbst in dieser Nacht zum ersten Male sehr ernst, ja fast böse und finster drein und sagte:

„Ich würde dir im Laufe der Zeit meine Umstände wohl klarer erschlossen haben, Philipp, ich würde dir Alles von mir und meinem Leben erzählt haben; aber dein Liebeswesen hat mich dran gehindert und mir den Mund zugehalten. Lieber Junge, wenn mir etwas die Welt noch mehr verleidete, so war das deine Braut. Bei Gott, ich habe euch oft gehaßt wegen eurer Seligkeit, — o Philipp Kristeller, in mehr als einer Stunde hätte ich euch mit Vergnügen eine Fallgrube für eure Zärtlichkeit graben können. Wäre das Eifersucht gewesen, so wär's schlimm genug gewesen; aber es war noch schlimmer, es war Neid, der nichtswürdige zähneknirschende Neid. Ach Freund, Freund, damals hatte ich wahrhaftig nicht die Absicht, dir im Leben auf die Beine und, so weit ich es konnte, zu einer Frau zu helfen! Mußte da erst das Aergste kommen, um mir den Sinn vollständig zu wenden, und das Aergste kam; — gottlob, sage ich heute! — Von einer meiner vorgeblichen botanischen Rasereien ins Wilde zurückkehrend fand ich einen Brief zu Hause, ein Schreiben mit dem Siegel der Oberstaatsanwaltschaft drauf. Ich wurde durch dieses Rescript umgehend nach der nächsten Kreisstadt beordert, und was die hohe Behörde da von mir verlangte und zu verlangen berechtigt war, das können die Herren und die gütige Sennora sich sicher selber vorstellen; ich habe gewiß nicht nöthig, mit dem Finger die Richtung anzudeuten. Man legte mir ein vom Landesherrn bereits unterzeichnetes Todesurtheil vor und ich hatte noch drei Wochen Zeit, mich und meinen Patienten auf die mir obliegende Operation vorzubereiten. Während dieser drei Wochen sahest du mich nicht, Philipp Kristeller; aber du fandest mich drei Tage nach vollbrachtem Amtsgeschäft auf der Opferklippe. Ja, ja, meine Herren, nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, und auch das war ein Erholungsausflug! — Ich hatte meine Sache gut gemacht und war gelobt worden, von den Behörden, den Zeitungen und dem zuschauenden Pöbel; aber ich trug schwer an der Ehre. Buchstäblich, — ich trug meinen still und um einen Kopf kürzer gemachten Patienten, minus diesen Kopf auf dem Rücken, und ich hatte ihn eben auf den Blutstuhl hinaufgeschleppt, als mein Freund Philipp die Klippe von der andern Seite her erkletterte. Seht, es ist immer von den Gefühlen des armen

Sünders auf dem Hochgerichte die Rede; aber diesmal waren auch die des Scharfrichters bemerkenswerth; — reden wir nicht davon: ich trug wie gesagt den Rumpf des armen Teufels von dem Gerüste hinunter; er hing mir auf dem Rücken, die Hände schleiften auf dem Boden nach, und ich hielt auf jeder Schulter einen Fuß im blauen wollenen Strumpfe gepackt! So hab ich ihn auf den Blutstuhl hinausgeschleift; und als du mich fandest, Philipp Kristeller, auf dem Felsen liegend, das Gesicht zu Boden gedrückt, da saß der Halunke auf mir, kopflos — hatte mir eine Kralle in das Nackenhaar gewühlt und sang sein diabolisches Triumphlied über mich — ein Bauchredner sondergleichen; aber höchst widerlich, selbst heute Abend noch, nach einunddreißig Jahren ruhigern Nachdenkens und kühlerer Ueberlegung!"

IX.

Der Oberst schwieg und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn. Man räusperte sich rund um den Tisch; der Förster und der Pastor hüllten ihre Verlegenheit in die dichtesten Tabackswolken, der Landphysikus schien die seinige in sich ertränken zu wollen, und alle drei — sonst gar nicht übele Leute — sahen in diesem Momente merkwürdig stupide aus. Fräulein Dorette Kristeller im Ehrenstuhle hatte sich soweit als möglich aus dem Lichtschein in die Dämmerung zurückgezogen; man hörte sie leise ächzen und seufzen, ja es schien sogar, als ob sie stoßweise in ihr Taschentuch hineinschluchze. Eine solche Geschichte erzählte man trotz allem nicht ungestraft, — selbst im Kreise seiner allerbesten Freunde nicht.

Dem alten Soldaten entging der gemachte Eindruck keineswegs, aber nachdem er seinerseits die widerliche Erinnerung mit einer Hand- und Armbewegung so zu sagen vom Tische gewischt hatte, stützte er beide Ellenbogen auf die Platte und schaute munterer denn je um sich. Er hatte, wie sich gleich auswies, noch extraordinärere Dinge in seinem spätern Leben durchgemacht, er hatte nicht wie die Anderen still im Winkel gesessen, er hatte sich Allerlei um die Nase wehen lassen, was die meisten Leute für Sturm genommen haben würden, er aber nur noch für Wind hielt. Er war nicht umsonst kaiserlich brasilianischer Gendarmerieoberst geworden.

„Lieber, guter August — Augustin," flüsterte der Apotheker, „du bist als ein eigenthumsloser Bettler in deiner Verwirrung in die Welt hinausgelaufen; — du hast mir das Erbe deiner Väter überwiesen —"

„So ist es! Niemals hat ein Mensch mit gleich leerer Tasche dem alten Europa den Rücken gewendet!"

„O meine Johanne — meine liebe, arme Johanne!" seufzte der Apotheker leise; aber da that der Abenteurer und Soldat einen sehr feinfühligen Griff in die Ideenfolge seines Jugendbekannten.

„Nein, nein, Philipp, bei allen Mächten, nein! es ist nicht so! Das ist nicht der Geschäftsgang zwischen Himmel und Erde! Du würdest sie doch verloren haben — o, um meine Hinterlassenschaft ist sie dir nicht gestorben! Was hatte ihr Dasein und Geschick mit dem zu schaffen, was alles an den Thalern hing, die ich damals auf der Flucht von mir warf und dir an den Hals, weil du mir zufällig zunächst standest. Das Kind ist nicht daran gestorben, Philipp! Ihr hättet ein schönes Leben auf die Erbschaft meiner Vorväter gebaut, wenn die Schöne, die Gute dir nicht doch hätte sterben müssen; und dann — — wer hier unter uns hat wohl ein besseres Loos gezogen als sie?"

Die Frage erforderte eine Antwort, und Jeder gab sie auf seine Weise, doch laut bejahete oder verneinte Niemand. Der Apotheker Zum wilden Mann drückte zum hundertsten Male dem Obersten Agonista die Hand, und dieser schüttelte sie ihm wiederum herzhaft und rief:

„Was kann es alles helfen — Jeder erlebt sein Leben, und wer noch mit dem nöthigen Humor davon zu erzählen weiß, der ziert jegliche Tafelrunde, und selbst die Weisesten, Ehrwürdigsten und Ehrbarsten können ihn ruhig ausreden lassen. Jetzo will ich einmal eine weise Bemerkung machen, nämlich daß der größte Verdruß der Menschen im einzelnen daraus entspringt, weil sie die Welt im ganzen für zu still halten. Meine Herrschaften, die Welt ist nicht still, und man muß den Wirrwarr nur recht kennen lernen, um das, was Einem vom ersten Seufzer bis zum letzten passirt, nach dem richtigen Maße zu schä-

ßen. Hol der Teufel die Narren, denen ihre vier Wände auf den Kopf zu fallen scheinen: steigt aufs Dach, jedesmal wann's euch zu angst wird und überzeugt euch, daß, das Firmament fürs erste noch nicht die Absicht hat, zusammenzubrechen. Also, ich stand ohne einen Heller in der Tasche auf dem Kai zu Neu-Orleans, so ungefähr in der Stimmung eines Menschen, der aus einem schweren Rausch erwacht, übernächtig sich die Stirn reibt und doch den kühlen Morgenwind mit Wohlbehagen auf seinen Schläfen fühlt. Was aus mir werden mochte, war mir ganz gleichgültig. Ich war zu Allem bereit, zum Leben wie zum Sterben, und verkaufte, da ich Hunger hatte, um wenigstens das allernächste Behagen noch einmal festzuhalten, mein Halstuch und mein Taschentuch an einen wandernden Trödler. Tractirte darauf meinen ersten guten Bekannten auf amerikanischem Boden, den einarmigen Mulatten Aaron Toothache, und zwar in einem Locale, in dem Volk zusammensaß, von welchem man hier am Tische kaum einen Begriff haben kann. Hier lernte ich einen Haufen Gesindel von vorbenanntem Fregattschiff der Republik Chile, dem braven Juan Fernandez, kennen, und wir gefielen uns gegenseitig. Wie die Bekanntschaft endlich im Schiffsraume des weißen Satans auslief, habe ich euch bereits mitgetheilt."

Sie waren ihm während der letzten Minuten alle auf den Leib gerückt. Sie schienen nach seinen letzten Aeußerungen ihre geheime Scheu und Abneigung gegen ihn gänzlich überwunden zu haben! Sie waren ihm so dicht an die Ellenbogen gerückt, daß ihm die Luft auszugehen schien. Blasend machte er eine Armbewegung, um sie wieder ein wenig von sich zurückzudrücken, und wir — wir machen es vollständig umgekehrt, als die aufs äußerste gespannten Lauscher in der Hinterstube der Apotheke Zum wilden Mann: wir rücken ab vom Kaiserlich brasilianischen Gendarmerieoberst Dom Agostin Agonista.

Was dieser wunderliche Erzähler jetzt zu erzählen hatte, war freilich bunt genug und voll Feuerwerk und Geprassel zu Wasser und zu Lande; allein das alles war doch schon von Andern hunderttausendmal erlebt und mündlich oder schriftlich, ja sogar dann und wann durch den Druck mitgetheilt worden. Wir lassen ihn, den Oberst Agonista, so ungefähr um ein Uhr Morgens noch einmal mit der flachen Hand über den Tisch streichen und seine jetzige Lebens- und Weltanschauungsweise in ein kurzes Wort zusammenfassen.

„Also im zweiten Jahre meiner Abfahrt von Hamburg stand ich als Gefreiter in dem Peloton, das als Executionscommando in den Festungsgraben befehligt worden war. Der Lieutenant hob den Degen, und — wir gaben Feuer: ich ohne Umstände wie die Andern. Von dem Augenblicke an war ich von meiner europäischen Lebensbürde vollständig frei. Ich machte mir aus dem Tage, der gestern war, und dem, der vielleicht morgen sein konnte, nicht das Geringste mehr; — juchhe, wie der Dichter stellte ich meine Sache auf nichts! So bin ich immer bei mir, und zwar bei mir allein gewesen: auf dem Marsche, wie in der Wachtstube, am Feuer in der Indianerhütte wie in den Salons der Präsidialstädte. Ja, meine Herrschaften, habe ich da drüben manchen Präsidenten in mancher Republik kommen und gehen sehen, habe selber geholfen, den Excellenzen Stühle zuzurücken, oder sie ihnen unterm Sitze wegzuziehen, wie's sich gerade schickte. Venezuela machte mich zum Luogotenente, Paraguay zum Major; aber Seine Majestät Dom Pedro von Brasilien war am gnädigsten gegen mich, und so fand ich denn auch am meisten Gefallen an ihm. Wir beide haben jetzt manch liebes Jahr das vielfarbige Gesindel in Rio Janeiro zur Ordnung und Tugend angehalten: er durch regelrecht richtige constitutionelle Güte, ich durch flache Säbelhiebe und im Nothfall durch einen kurzen Galop, drei Schwadronen hinter einander, rund über das Pack weg. Meine Herren und Sie, liebes Fräulein, Sie werden sicherlich noch einmal erschrecken und mich von der Seite ansehen; aber es ist nicht anders, und bei der Wahrheit soll der Mensch bleiben: wenn ich das Köpfen aufgegeben habe, so habe ich mich desto energischer auf das Hängen gelegt und gefunden, daß es eine viel reinlichere Arbeit ist und seinen Zweck ebenso gut erfüllt. Was aber das Gehängtwerden anbetrifft, so habe ich selber die Schlinge mehr als einmal um den Hals gefühlt; gottlob ihn aber stets noch glücklich herausgezogen. Ei ja, ich

komme jetzt ganz gut mit Jedermann aus — bin hoffähig und reite bei feierlichen Aufzügen am Kutschenschlage Ihrer kaiserlichen Majestäten. Komme ich nach Rio heim, so werde ich mich verheirathen; denn für ein ferneres junggesellenhaftes Umherschweifen wird's allmälig ein wenig spät. Doch davon morgen, und nun vor allen Dingen das letzte Glas von diesem höchst vortrefflichen Getränk und dazu ein Rath, Wunsch und Trinkspruch: Verehrte Freunde, da wir einmal da sind, so leben wir, wie es eben gehen will; und da das, was uns endlich aus dem Dasein hinausschiebt, immer am Werk ist, so schieben wir ohne Scrupel gleichfalls — vor allen Dingen aber lebe er hoch — mein Freund, mein lieber, alter guter Freund Philipp Kristeller und mit ihm wachse, blühe und gedeihe fort und fort seine Apotheke Zum wilden Mann!"

Das riefen sie alle nach und klangen die Gläser an einander, und dabei erhoben sie sich und standen verwirrt, schwankend, ob all' des Abenteuerlichen, das der Abend enthüllt und gebracht hatte. Wie die Gäste Abschied von dem Hausherrn, seiner Schwester und dem Oberst Agostin Agonista nahmen, wußten sie selbst nachher kaum anzugeben.

Der Oberst aber sagte:

„Philipp, einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln bitte ich mir aus. Ich will es doch wenigstens einmal noch behaglich im deutschen Vaterlande haben."

Die beiden Freunde vom Blutstuhl umarmten sich noch einmal; wir aber begleiten den Förster Ulebeule und den Pastor ein Endchen auf ihrem Wege nach ihren Wohnungen.

X.

Daß sie, der Förster, der Pastor und der Landphysikus Dr. Hanff, ihren freundlichen Wirthen gute Nacht oder vielmehr guten Morgen gesagt hatten, stand fest.

Der Apotheker hatte sie mit dem Lichte an die Thür begleitet, und sie standen auf der Landstraße, wo der Doctor seinen Einspänner bereits wartend fand. Sie vernahmen noch, wie der Hausherr drinnen den Schlüssel im Schloß umdrehte, und Niemand hinderte sie jetzt mehr, ihren Stimmungen, Gefühlen und Ansichten die Thüren weit aufzuwerfen.

Der Erste, der das Wort ergriff, war natürlich der Doctor, und er rief von seinem Wagentritt aus:

„Nicht wahr, da hab ich euch wieder 'mal einen tollen Gesellen ins Dorf geschleift? He, ihr hattet wohl kaum eine Ahnung davon, daß es dergleichen auf Erden geben könne, — was? Mir gefällt der Kerl ausnehmend wohl, und ich freue mich unbändig auf eine fernere und genauere Bekanntschaft, — zu Worte wird er Einen im Laufe der Zeit ja auch wohl einmal kommen lassen. Wir laden ihn natürlich rund herum der Reihe nach zum Essen ein."

„Natürlich, und er soll sich dann auch über uns wundern," rief Ulebeule, und der Doctor fuhr ab auf der Landstraße zur Rechten; er hatte eine gut Stück Weges zu fahren, ehe er seine Behausung erreichte.

Die beiden Andern wendeten sich links, und der geistliche Herr trug vorsichtig seine Taschenlaterne voran. Wo ihre Wege aber schieden, standen sie noch einmal still und sahen nach der Apotheke Zum wilden Mann zurück. Das Haus stand dunkel da unter dem wieder dunkel und schnell ziehenden Gewölk. Obgleich der Wind sich ein wenig gelegt hatte und die Sterne sichtbar waren, trieb sich noch genug bedrohliches Gedünst am Himmelsgewölbe um, und die Pappeln in der Nähe der Apotheke schwankten wie betrunkene Gespenster.

„Mir wird jenes Haus dort nie wieder so aussehen, wie ich es bis zum heutigen Abend gekannt habe," sagte der Pastor. „Was sagen Sie, lieber Freund?"

„Das weiß der Teufel!"

Der geistliche Herr zog ein wenig die Achseln zusammen.

„Sie sollten dieses böse Wort vorsichtiger gebrauchen, Bester," sagte er. „Freilich, freilich, nach dem, was wir eben vernommen haben — wer kann da sagen — wer da seine Hand im Spiele gehabt hat? Ich lobe mir Zustände, die auf bessern Grund und Boden gebaut sind als — — kurz, was halten Sie vom heutigen Abend an von den Umständen unseres Freundes Kristeller?"

„Der Alte ist mir lieber denn je geworden!" rief der Förster voll Enthusiasmus. „Das nenn' ich einen braven

Mann und einen guten Menschen! Wenn Einer es verdiente, diesem famosen Scharfrichter und brasilianischen Generalfeldmarschall zur richtigen Stunde auf seinem Wege zu begegnen, so war's unser Philipp. Die Welt oder nur ein Stück davon würde er freilich nicht erobert haben, aber was man ihm giebt, das nimmt er mit Bescheidenheit und Dankbarkeit, und für unsere Gegend ist er doch wirklich diese dreißig Jahre durch ein Segen gewesen."

„Und der Andere — dieser Andere — dieser Dom — Dom — Agonista?!"

„Hören Sie, Pastore, den muß man sich erst bei Tage besehen, ehe man ein Urtheil über ihn abgeben kann, bei Lampenlicht geht nichts in der ganzen weiten Welt über ihn! das ist ein Prachtkerl; — wahrhaftig, solch' ein Gesell aus Schmiedeeisen und Eichenholz rückt Einem nicht alle Tage an den Ellbogen. Was wollen Sie — ich glaube, ich glaube, mich hat lange nichts so sehr geärgert, als daß er mir nicht auf der Stelle angetragen hat, Brüderschaft mit ihm zu machen."

„Da bin ich denn doch in der That ein wenig weichlicher als Sie, lieber Ulebeule," sagte der Pastor mit einem leisen Schauder. „Mir ist dieser plötzlich wie aus dem Boden aufgestiegene Mensch entsetzlich! Die Kaltblütigkeit, mit welcher er aus nichts in seinem Leben uns ein Hehl machte, griff mir in alle Nerven. Wenn ich zu viel Punsch getrunken haben sollte, so bin ich nicht Schuld daran, sondern dieser — dieser — dieser ungewöhnliche Erzähler. Wehren Sie sich einmal gegen ein fortwährend Einschenken, wenn es Sie fortwährend heiß und kalt überläuft! Hatten Sie wirklich vorher eine Ahnung davon, daß es solche Lebenswege und Fata in unseres Herrgotts Welt geben könne?"

„In Büchern habe ich Schnurrioseres gelesen; aber hier hatten wir freilich einmal das Wirkliche und Wahrhaftige in natura. Heiß und kalt hat mich seine Historie nicht gemacht, aber die Pfeife ist mir ziemlich oft darüber ausgegangen. Käme Einem jeden Abend ein solcher Kerl über den Hals, so würde Einem das Schmauchen auf die allernatürlichste Art abgewöhnt. Außerdem daß ich einem brasilianischen Obersten noch niemals mit eigenen Augen gesehen hatte, erzählte dieser Oberst mehr als brasilianisch gut, und noch dazu ganz und gar nicht aus dem Jäger-Lateinischen. Das muß ich kennen und hätte es ihm beim ersten Flunkerwort abgespürt und es ihm merken lassen, nämlich moralisch mit dem Hirschfänger übers Gefäß: Hoho, das ist für den gnädigsten Fürsten und Herrn! Hoho, das ist für die Ritter und Knecht'! Dies ist das edle Jägerrecht!"

„Ulebeule?!" rief der Pastor klagend-vorwurfsvoll.

„Ja, ja, es ist wahr, 's ist spät und es zieht hier arg," rief der Förster, „aber die Mohrenschiffgeschichte allein hätte doch auf jedem Orgelbilde abgemalt werden können, — bei Allem in Grün, man kommt sich ganz abgeschmackt und verrucht verledert und in seinem Loche versumpft vor, wenn man es sich überlegt, was man seinerseits hier am Orte vor sich brachte an Erfahrung, während Der sein Gewölle um so viele Nester herum ablegte."

„Ich danke dem Himmel dafür, daß er mich hier im Frieden grau werden ließ. Meine Natur hätte nicht für ein solches Dasein gepaßt."

„Das brauchen Sie mir nicht schriftlich zu geben", lachte der Förster; „aber hat uns nicht gerade dieses curioseins Kraut geschossene Menschenkind bewiesen, daß Niemand weiß, was in ihm steckt und was er unter Umständen aus sich herausziehen kann? O je, wie oft hab' ich in meinen jungen Jahren aus Angst oder Verdruß in die weite Welt hinauslaufen wollen! Nach einem solchen Erzählungsabend begreift man weniger als je, weshalb man es damals nicht ausführte und seinen Schulmeistern, Eltern und sonstigen Vorgesetzten durch die Lappen ging."

„Wir werden alle unsere Wege richtig geführt und sind in guten Händen," sprach der geistliche Hirte und trat leider gerade in diesem ganz unpassenden Moment in eine etwas tiefere Pfütze, in der er ohne Gnade hätte umkommen müssen, wenn sein handfester Begleiter nicht noch gerade zu rechter Zeit zugegriffen hätte.

„Bitte ein ander Mal um denselben Dienst," sprach Ulebeule gravitätisch; sonst aber brachte dieser Zufall ihr jetziges Gespräch über das Haus Kristeller und den Kaiserlich brasilianischen Gendarmerieobersten Dom Agostin Agonista zu einem Abschluß.

Einiges wurde jedoch noch gesprochen, ehe der Pastor geradeaus seiner Pfarre zuwanderte und der Förster sich links in den dunkeln Hohlweg schlug, der zu seiner Försterei führte.

„Wir sehen uns doch morgen? Dieses alles kann doch gewiß nicht passirt sein, ohne daß man ein weniges mehr davon sieht und hört und sich darüber ausspricht!"

„Man fühlt freilich das Bedürfniß," meinte der Pastor, „und ich meine, wir treffen wohl irgendwo zusammen. Man ist es auch unserm guten Apotheker schuldig, daß man sich nach seinem Befinden erkundige."

„Und dem Oberst nicht weniger."

„Gewiß, gewiß. Nun, wir werden ja sehen. Und nun gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen, mein theurer Freund. Wir sind selten so lange bei einander geblieben als am heutigen Abend."

„Und immer war's noch zu früh zum Aufbruch, und ich wäre sofort bereit, diesen wilden Indianer mit der ersten Dämmerung thauschlägig zu spüren. Aber der Kerl schnarcht — ich bin fest überzeugt, er liegt im Bau und schnarcht wie kein zweiter Mensch mit gutem Gewissen auf zwanzig Meilen in die Runde. Sapperlot, so wie ich mich auf's Ohr gelegt habe, fange ich an, vom Blutstuhl und diesem brasilianischen Landdragoner-General zu träumen, und — morgen — morgen — mache ich — doch Brüderschaft mit ihm!"

— — — — — — — — — — — — —

So sprach also die Welt! — Wenn eine Million Zuhörer in dem bildervollen Hinterstübchen der Apotheke Zum wilden Mann dem alten Philipp Kristeller und dem Obersten Agostin Agonista zugehört haben würde, so würde diese Million denkender und redender Wesen kaum ein Mehreres und Anderes als der Pastor Schönlank und der Förster Ulebeule bemerkt haben. Der Seelenaustausch in diesen Wendungen genügte übrigens auch vollkommen: wenden wir uns zu dem greisen Geschwisterpaar in der Apotheke Zum wilden Mann und zu seinem eigenthümlichen Gaste zurück.

XI.

Bruder und Schwester saßen allein im jetzt recht frostig werdenden Hinterstübchen im erkaltenden Qualm von spirituösem Getränk und Tabaksdampf. Der Gast war zu Bett gegangen.

Der Hausherr hatte den Freund mit dem Lichte in das behagliche Gemach die Treppe hinaufbegleitet und noch einmal all' sein überquellendes Gefühl in Wort und Interjection zusammenzufassen gesucht. Der Oberst hatte ihn freundlich zu beruhigen gestrebt und dann, noch in Gegenwart seines guten Philipp's, sehr gegähnt, und den Rock ausgezogen. Liebevoll aber hatte er ihn doch noch einmal von dem ersten Treppenabsatz zurückgerufen und, ihm die Hand auf die Schulter legend, gesagt:

„Philipp, alter Kerl, lieber Junge, es ist mir in der That ein herzliches Genügen, unter deinem Dache zu ruhen. Wahrhaftig, in mancher unbehaglichen, unbequemen Stunde zu Lande und Wasser habe ich mir da, d. h. unter diesem Dache, oft das vorzüglichste Quartier zurecht gemacht, und jetzt hab ich die Wirklichkeit, und sie ist wunderbar wohlthuend!"

An diesen erfreulichen Ausbruch seiner Gefühle hatte er denn freilich recht praktisch die Frage nach dem Stiefelknecht geknüpft.

Während der Bruder dem Gaste zu seinem Schlafzimmer leuchtete, war Fräulein Dorette in der Bildergalerie sitzen geblieben, doch hatte sie den Ehrensessel aufgegeben und sich auf ihrem gewohnten Stuhle niedergesetzt. Da saß sie, beide Ellbogen auf den Tisch stützend und starr durch den Qualm, den die Herren hinterlassen hatten, und über die leere Punschschale und die gleichfalls leeren Gläser weg auf die buntbehängte Wand gegenüber sehend. Da saß sie und horchte auf die Schritte über ihrem Kopfe und dann auf die Schritte des zurückkehrenden Bruders auf der Treppe.

„Welch ein Erlebniß!" murmelte sie. „Wie fällt das jetzt in unsere Tage? — So spät im Leben! — Und was werden die Folgen sein? — o, o, o!"

Nun aber trat der Bruder wieder ein und zur Schwester heran. Nun legte er seinerseits ihr die Hand auf die Schulter:

„Weißt du dich auch noch nicht in dem Glück, das uns dieser Abend gebracht hat, zurecht zu finden? O Dorette, liebe Dorette, wie schön hat sich nun Alles in einander gefunden und geschlossen, — und gerade an diesem Tage, an diesem Abend.

Wer glaubt da an Zufall? Wer hat jemals deutlicher als wir die Hand der Vorsehung, die Alles gut macht, in seinem Lebensloose erblickt?"

„O!" stöhnte die Schwester. „Ach, Bruder, Bruder, was wird nun aus unserm Leben werden? — O wenn er doch nur früher gekommen wäre! Aber so spät am Abend — so spät am Abend — was sollen wir anfangen?"

Herr Philipp Kristeller hatte sich auf seinem Stuhl niedergelassen und blickte die Schwester groß und verwundert an.

„Was — wie meinst du das, Dorothea?"

„Jetzt frage mich nur nicht weiter," sagte das alte Fräulein scharf. „Es wird sich ja Alles finden — morgen, übermorgen! Ja morgen ist ja auch ein Tag! — Aber man kann es ja nicht lassen. — Bester Bruder, wenn er nun bliebe? wenn er sich bei uns niederlassen wollte? Man muß sich ja da alle möglichen Fragen stellen."

„Wenn er bliebe? wenn er sich bei uns niederlassen wollte? Aber das wäre ja herrlich!" rief der Apotheker, entzückt sich die Hände reibend. „Wie weich und angenehm wollten wir ihm sein Leben machen!"

Verwundert sah er hin, als das Fräulein zweifelnd und melancholisch den Kopf schüttelte.

„Du glaubst nicht, daß wir das vermöchten, Dorothea?"

„Nein," erwiederte das Fräulein kurz und sprach unter einem schweren Seufzer mehr zu sich als dem Bruder:

„Und dann der andere Fall, — wenn er morgen wieder abreisen will, und dazu —"

Sie brach ab und vollendete den Satz auch nicht, als der Bruder gespannt eifrig fragte:

„Und dazu? — was meinst du? was willst du sagen?"

„Wir müssen es eben abwarten," sprach Fräulein Dorothea Kristeller aufstehend. „Etwas Anderes läßt sich in dieser Nacht doch nicht bereden, und jetzt wollen auch wir zu Bett gehen und versuchen zu schlafen."

Nach diesem saßen sie doch noch, aber stumm eine gute halbe Stunde bei einander. Als sie zu Bette gegangen waren, schlief weder Bruder noch Schwester einen ruhigen Schlaf.

Den ruhigsten Schlaf von Allen, deren Bekanntschaft wir diesmal machten, schlief der brasilianische Oberst Dom Agostin Agonista.

Er lag friedlich auf dem Rücken und lächelte im Schlummer und sogar beim Schnarchen. Man vernahm ihn so ziemlich durch das ganze Haus, und wenn er träumte, so träumte er, ganz gegen alle soldatische Sitte und Gewohnheit, weit in den jungen Tag hinein.

Dieser junge Tag kam frisch, reingewaschen, glänzend und sonnig — ein klarster, kalter Octobertag. Die Berge in ihrem braunen Herbstgewande hoben sich scharf von dem hellblauen Himmelsgewölbe ab; die leeren Felder der Ebene lagen bis in die weiteste Ferne klar da; und die Dörfer, die einzelnen Gehöfte, Anbauerhäuser und Hütten erschienen dem Auge scharf umzogen, als ob sie dem Spiegel einer Camera obscura entnommen worden und in die Morgenlandschaft hinein aufgestellt seien.

In dieser sonnigklaren Herbstmorgenlandschaft erschien aber die Apotheke Zum wilden Manne vor allem Uebrigen wie hübsch auf- und abgeputzt. Die Firma über der Thür glänzte in ihrer Goldschrift weit hin, die Landstraße nach rechts und links entlang. Und Alles, was sonst zu dem Hause gehörte: Gartengegitter, Stallungen und Mauern befand sich im ordentlichsten Zustande. Man sah, daß um jegliches Zubehör dieses Heimwesens ein sorglicher Geist walte, der seine Freude und sein Genügen dran habe und sein Möglichstes von Tag zu Tage thue, Alles in Hof, Haus und Garten im guten Stande zu erhalten. Bis auf die vom Sturme der Nacht zerzausten Sonnenblumen, die noch in ihren welken Resten über den Gartenzaun hingen, war Alles rings um die Apotheke Zum wilden Mann im vollsten Sinne des schönen Wortes — präsentabel.

Und Bruder und Schwester warteten mit dem Kaffee auf den Gast. Eben hatte er herunter sagen lassen: augenblicklich rasire er sich und werde in zehn Minuten erscheinen.

Die Dünste der Nacht waren verscheucht, das Hinterstübchen gekehrt und mit weißem Sande bestreut. Die Hauskatze putzte

sich unter dem Tische, und der Zeisig zwitscherte lebendig in seinem Bauer; — es war ein Vergnügen, Herrn und Fräulein Kristeller an ihrem Kaffeetische sitzen zu sehen, und — eingeladen zu werden, gleichfalls daran Platz zu nehmen.

Der Oberst ließ nur wenig über die angegebenen zehn Minuten auf sich warten. Schon vernahm man seinen martialisch schweren Schritt auf der Treppe; — der Apotheker Philipp Kristeller riß die Thür seines Lieblingsgemaches auf.

„Schönen guten Morgen!“ rief der Oberst Dom Agostin Agonista auf der Schwelle, und Wirthe und Gast faßten sich rasch zum ersten Mal bei hellem Tageslicht ins Auge: am schärfsten sah das Fräulein zu; etwas weniger scharf sah sich der brasilianische Kriegsmann seine Leute an; — der Apotheker Zum wilden Mann sah gar nichts, sein Gast und Freund schwamm ihm vor den Augen — wenigstens die ersten Minuten durch.

„Recht alt geworden,“ meinte der Oberst bei sich und er hatte Recht.

„Unter andern Verhältnissen würde ich gar nichts gegen ihn haben,“ sagte das Fräulein in der Tiefe der Seele, „ein anständiger, behäbiger Herr!“

Der Apotheker Philipp Kristeller sagte gar nichts; er schüttelte von neuem dem alten wiedergefundenen Freunde — dem Wohlthäter und Gaste die Hand und drückte ihn diesmal trotz alles Widerstrebens auf den Ehrenplatz nieder. Erst als der Oberst saß, sagte Herr Philipp etwas, und zwar nicht bei sich und in der Tiefe seiner Seele, sondern er rief es fröhlich und laut:

„August, ich freue mich unendlich, — du bist merkwürdig jung geblieben!“

„Bei allen Göttern zu Wasser und zu Lande, ich hoffe das,“ lachte der Oberst Dom Agostin, und es war eine Wahrheit: trotz seiner schneeweißen Haare und seiner wohlgezählten Jahre war er sehr jung geblieben; aber das jüngste an ihm war doch seine Stimme.

Diese allein schon konnte als eine Merkwürdigkeit gelten. Mit einem behaglichen Wiederhall erfüllte sie das Haus, ging Einem voll und rund durch die Ohren ins Herz und paßte sich gemüthlich, ja so zu sagen, tröstlich-fröhlich Allem und Jeglichem an, was die Stunde im Guten und im Bösen bringen mochte. Wer sie von fern vernahm und vorzüglich in Verbindung mit dem herzlichen Lachen ihres Besitzers, der sagte sich unbedingt:

„Da freut sich ein braver Gesell seines Daseins.“

Der Oberst schüttelte nun noch einmal dem Fräulein die Hand und sprach zum Apotheker:

„Ich habe euch heute Morgen das Recht gegeben, mich für einen Langschläfer zu halten, aber ihr werdet wahrscheinlich morgen früh schon eines Bessern belehrt werden. Gewöhnlich pflege ich drei Stunden vor Sonnenaufgang auf dem Marsche zu sein. Man lernt das, auch ohne Anlagen dazu zu haben, unterm Aequator; und wenn ihr eines Morgens das Nest ganz leer finden solltet, so braucht ihr euch auch nicht allzu sehr zu wundern.“

„O, Freund,“ rief der Apotheker, „wir werden dich zu halten wissen; wir werden dich sicherlich fürs erste nicht loslassen! Du bist unser! Du darfst nicht gehen, wie du gekommen bist — du würdest für lange Zeit alle unsere Freude, unser Behagen mit dir wegführen!“

„Hm,“ sagte der Oberst, und dann frühstückten sie gemächlich und der alte Soldat mit besonders ausgezeichnetem Appetit. Er zeigte auch beneidenswerth wohl conservirte Zähne und wußte sie trefflich zu gebrauchen.

Nach vollendetem Frühstück lehnte er sich behaglich seufzend zurück und setzte seine Pfeife in Brand. Dorette ging ihren Hausgeschäften nach, und die beiden Herren waren allein. Sie plauderten jetzt — sie konnten jetzt plaudern — der Ernst in ihren gegenseitigen Verknüpfungen war wenigstens für den Moment überwunden; sie hatten die nöthige Ruhe zum harmlosen Schwatzen gefunden, und sie schwatzten mit einander — zwei gemüthliche ältliche Herren, deren Einer etwas mehr von der Welt gesehen und sich bedeutend besser erhalten hatte, als es dem Anderen vergönnt gewesen war.

Der Brasilianer freute sich über die deutschen Stubenfliegen, welche ihm um die Nase summten; es war ihm auch durchaus nicht zu verdenken; aber die Thatsache verdient, in einem eigenen Kapitel behandelt zu werden.

XII.

„Ihr glücklichen Leute wißt es gar nicht, um wie Vieles Unsereiner euch zu beneiden hat," sagte der Oberst. „Da sitzt ihr in eurer täglichen Behaglichkeit, und wenn ihr euch nicht dann und wann wirklich über die Fliege an der Wand zu ärgern hättet, so ginge es euch eigentlich zu gut. Nun guck Einer, wie niedlich sich das Ding da auf der Zuckerdose die Nase wischt und die Flügel putzt! Sollte man es nun für möglich halten, daß der Gutmüthigste von euch hier zu Lande vor Wuth außer sich geräth, wenn das ihm während des Mittagsschlafes über die Stirn spaziert? So ein Bivouac am Rio Grande ohne Moskitonetz, das würde etwas für euch sein, um euch Geduld in Anfechtungen zu lehren."

Der Apotheker lächelte und sagte:

„Unsere Anfechtungen haben wir auch wohl ohne das, lieber August."

„Lieber Agostin! wenn ich dich bitten darf," rief der Gast. „Du hast keine Ahnung davon, wie verhaßt mir dieser frühere August ist. Wenn Jemand seinen alten Adam so vollständig wie ich im Graben ablegt, dann hält er auch etwas auf seinen neuen Rock. Mein jetziger paßt mir wie angegossen, bemerke ich dir abermals; — Dom Agostin Agonista, Gendarmerie-Oberst in kaiserlich brasilianischen Diensten — Alles in Ordnung, Patent wie Paß —"

„Ereifere dich doch nicht, Lieber," sagte der alte Philipp begütigend.

„Ich ereifere mich nicht, ich ärgere mich nur!" rief der Oberst.

„Und zwar wie ein echter Deutscher über die Fliege an der Wand, bester Augustin," meinte der Apotheker zum wilden Mann, und dann gingen sie zu etwas Anderm über, das heißt, der Oberst fing an, sich sehr genau nach den Umständen und Lebensläufen der Herren, deren Bekanntschaft er am gestrigen Abend gemacht hatte, zu erkundigen. Dann erzählte er seinerseits genauer, auf welche Weise er mit dem Doctor Hanff auf dem Wege zusammengerathen sei, und dadurch kam er darauf, wie ihn doch nicht allein der Zufall in diese Gegend geführt habe, sondern wie er in der That mit der Absicht gekommen, sich nach dem alten botanischen Wald- und Jugendgenossen, nach dem treuen Freunde vom Blutstuhl umzuschauen.

„Ich hatte keine Ahnung, wo du geblieben warst, und ob du überhaupt noch am Leben seist, Filippo!" rief der Brasilianer. „Aber ich hatte mir vorgenommen, dich todt oder lebendig zu finden, und es ist mir gelungen. Eine Maronjagd war es durchaus nicht, Alter. Ich habe es wohl gelernt, Spuren von Wild und Mensch im Urwalde, wie zwischen den Ackerfeldern und in dem verworrensten Straßennetz über und unter der Erde zum Zwecke zu verfolgen. Dich, oder deinen Namen, oder vielmehr einen Schnaps oder Liqueur deines Namens spürte ich in den Zeitungen aus; — dem ‚Kristeller' ging ich nach, und da bin ich denn, und du wirst es mir gewiß nicht verdenken, wenn ich im Laufe des Morgens das Getränk an der Quelle zu erproben wünsche. Es war keineswegs nothwendig, daß der Doctor mich auf den Kristeller aufmerksam machte."

Der alte Philipp hatte sich während dieser Auseinandersetzung fortwährend vergnüglichst die Hände gerieben, jetzt sprang er auf, klopfte den Freund auf die Schulter und rief:

„Also mein Kristeller hat dich auf meine Spur gebracht! O, lieber August—in, ich glaube da wirklich eine wohlthätige Erfindung gemacht zu haben; ich werde sogleich —"

„Nachher," sprach der Oberst Agonista. „Sieh, wie herrlich die Sonne scheint, wie blau der Himmel ist! Philipp, jetzt zeigst du mir vor allen Dingen dein Heimwesen im einzelnen: Herd und Hof — ach, wie schade, daß du mir nicht auch Weib und Kinder und Enkel zeigen kannst! — und Garten, die Officin, das Laboratorium, die Materialkammer, Küche und Keller, Stall und Viehstand — Alles interessirt mich!"

Da der Hausherr jetzt wieder neben seinem Gaste saß, so klopfte er ihn nur auf das Knie:

„O, Augustin, wie freundlich ist das von dir! Welch' eine Freude machst du mir da. Sollen wir gleich gehen?"

„Gewiß," sprach der Oberst Dom Agostin Agonista, sprang auf, drückte den Tabak in der Pfeife fest und nahm den Arm des Freundes.

Beide Herren traten ihre Gänge an, durch Haus und Hof, durch Garten und Ställe, und es war zugleich eine Merkwürdigkeit und ein Vergnügen, anzuhören, wie verständig und sachkundig der Kriegsmann über Alles zu reden wußte, und — wie genau er sich jegliches Ding ansah.

Der entzückte Hausherr sprach ihm mehrfach seine Verwunderung darob aus; aber Dom Agostin lachte und meinte:

„Treibe du dich einmal wie ich ein Menschenalter da drüben um unter dem Volk und den Völkerschaften, die Affen und sonstigen Bestien eingeschlossen. Das heißt natürlich als ein von Haus und Anlage aus überlegender und praktischer Mann, und dann sieh zu, ob du nicht gleichfalls die Ordnungen der alten Heimath dir im Gedächtniß wachrufen und täglich mit neuen Erfahrungen vermehren wirst. Wenn mich mein Schicksal zu einem Abenteurer gemacht hat, Philipp, so bin ich doch ein ganz solider geworden. Daß ich mich demnächst verheirathen werde, glaube ich euch bereits gestern Abend mitgetheilt zu haben."

„Wenn es wirklich dein Ernst war, Augustin —"

„Mein bitterer Ernst. Ihr schient es alle für einen Scherz zu nehmen; ich habe das wohl gemerkt. Eigentlich hätte ich das übel aufnehmen sollen und begreife jetzt auch nicht, weshalb ich nicht sofort um weitere Aufklärung über euer Lächeln bat; — dieser Doctor — Doctor Hanff schien mir sogar die Schultern in die Höhe zu ziehen. Nun, schieben wir das alles auf den trefflichen Punsch deiner Schwester; — ich aber wiederhole es dir, ich bin bis über die Ohren verliebt und trage das Bild meiner Geliebten in einem Medaillon unter der Weste auf dem Busen. Du sollst das Porträt sehen, und deine Schwester soll's nachher auch sehen, und dann will ich eure Meinung ruhig anhören. Es ist ein Prachtweib und nicht ohne Vermögen; Sennora Julia Fuentalacunas, — nicht wahr, ein recht wohlklingender Name? Sie kam jung als Julchen Brandes von Stettin nach Rio und heirathete den Sennor Fuentalacunas vom Zollamte. Weißt du, lieber Freund, der Rock des Kaisers ist zwar eine recht kleidsame und honorable Tracht; aber wenn man so die erste Jugend hinter sich hat, fängt man an, auf die Ehre zu pfeifen und das Behagen dem Herrendienste vorzuziehen. Ich werde eine Hacienda kaufen und hoffe als ein begüterter Familienvater meine Tage in Ruhe im Kreise der Meinigen zu beschließen. Ihr — du und Fräulein Dorette — gehört natürlich zu der Familie, und wir werden ein vortreffliches Leben mit einander führen."

„Wie?" — — fragte der Apotheker Zum wilden Mann, Herr Philipp Kristeller, und sah seinen Gast mit den größesten Augen an.

„Wie ich es sage," sprach der Kaiserlich brasilianische Gendarmerie-Oberst, den erstaunten Blick seines alten Freundes nicht im mindesten beachtend, sondern, mitten im Hofraume stehend, rings umher an den umgebenden Gebäuden emporschauend. Es schien ihm wiederum in der That bitterer Ernst um das zu sein, was er sagte.

„Ich hoffe, deine Schwester ohne Mühe zu überreden," fügte er wie beiläufig an.

Der Apotheker lachte, der Oberst aber lachte ganz und gar nicht mit, sondern umging die zwei Milchkühe im Stalle mit kritischem Blicke, klopfte sie auf die Weichen und bemerkte:

„Vor einigen Jahren war ich in Fray Bentos und sah mir das dortige Fleischextract-Institut an. Großartig! — sie treiben euch vor den Augen einen Ochsen in die Retorte und liefern ihn euch nach zehn Minuten in eine Büchse concentrirt, die ihr in die Hosentasche steckt — wäre das Weltmeer nicht da, dem ihr euer Erstaunen zurufen könnt, ihr wüßtet nirgends damit hin, Philipp. Und vor vierzehn Tagen war ich bei Liebig in München — annähernd derselbe Geruch und Duft wie bei dir, nur noch ein bischen metallischer; — Kristeller, da können wir einander gleichfalls gebrauchen — ich liefere dir das Vieh, und du lieferst mir den Extract; — Philipp, ich gebe dir mein Ehrenwort darauf, in drei Jahren machen wir den Herren zu Fray Bentos eine Concurrenz, die sie zu Thränen rühren soll."

„O, Augustin, welch' einen prächtigen Humor hast du aus deinem neuen Vaterlande mit herübergebracht!" rief der Apotheker; „aber —"

„Humor?" fragte der Oberst sehr ernst-

haft und setzte fast schreiend hinzu: „Zahlen! Zahlen! Die eingehendsten, unumstößlichsten Berechnungen! Hier! — da!"

Er hatte bereits seine Brieftasche hervorgezogen und las im Fluge dem Freunde einige in der That sehr eingehend auf die Fleischextract-Fabrication Bezug habende Zahlenreihen her. Herr Philipp Kristeller rieb sich in immer größerer Erstarrung die Stirn:

„Die Schwester — die Schwester sollte das hören," murmelte er, und jetzt lächelte auch der Gendarmerie-Oberst endlich wieder einmal und meinte:

„Ich werde natürlich schon beim Mittagsessen deine gute Schwester mit unseren Plänen bekannt machen und sie für dieselben zu gewinnen suchen. Ich bin überzeugt, sie wird sich nicht so steif-verwundert wie du hinstellen und nur meinen Humor loben."

„O, du großer Gott!" seufzte Herr Philipp.

Die Ziege, welche neben den zwei Kühen im Stall unter der besonderen Obhut Fräulein Dorette Kristeller's ein wohlbehagliches Dasein lebte, überging der Oberst ohne weitere Bemerkung; dagegen sprach er im Hühnerhofe kopfschüttelnd:

„Dieses Vieh hier erinnert mich stets merkwürdig lebhaft an meine selige Mutter."

Er hatte die Brieftafel in der Hand behalten und machte von Zeit zu Zeit einige Notizen. Fast zwei Stunden brachten die beiden Herren auf ihrer Inspectionsreise zu, und als sie ins Haus zurückkehrten, fanden sie den Landphysikus in der Officin auf sie wartend und ein Gläschen vom berühmten Kristeller'schen Magenliqueur vor ihm auf dem Tische.

Mit gewohnter Jovialität begrüßte der Doctor die eintretenden beiden Herren. Man schüttelte sich bieder die Hände im Kreise und erkundigte sich gegenseitig auf das herzlichste nach der Nachtruhe und dem sonstigen Befinden.

„Was für einen Wochentag schreiben wir denn heute eigentlich?" fragte der Oberst, seine Brieftasche immer noch in der Hand tragend.

„Das wird Ihnen der Barbier, welcher da eben hinrennt, am besten sagen können," lachte der Doctor Hanff, „der Pflug geht den Bauern über die Wochenstoppeln; es ist Sonnabend —"

„Und morgen besuche ich zum ersten Male seit einem Menschenalter den deutschen Gottesdienst wieder!" rief der Oberst Dom Agostin Agonista entzückt. „Uebermorgen reise ich ab."

„August! — Augustin!" rief erschrocken Herr Philipp Kristeller.

„Herr Oberst?" sprach erstaunt Fräulein Dorette Kristeller.

Aber der Landphysikus, sein Glas energisch zurückschiebend, rief:

„Unter allen Umständen unmöglich, Colonel: der Förster Ulebeule begegnete mir, er ist mit einer Einladung zum Mittagsessen auf den Montag unterwegs; für den Dienstag erbitte ich mir die Ehre; am Mittwoch kommt die Reihe an den Pastor; am Donnerstag — doch da wollen wir den übrigen Herren nicht vorgreifen; jedenfalls lassen wir Sie unter keinen Umständen so rasch fort, Oberst. Wer einen seltenen Vogel wie Sie in den Händen hat, der hält ihn, so lange es möglich, fest. Geben Sie mir noch einen Kristeller, lieber Kristeller, und nehmen Sie auch einen, liebster Oberst, Sie scheinen noch gar keine rechte Ahnung davon zu haben, welche guten und angenehmen Dinge die hiesige Planetenstelle producirt."

XIII.

Der Förster, welcher in diesem Augenblick in die Thür trat, vernahm, was besprochen wurde, und redete sofort mit den Uebrigen heftig und dringend auf den alten, tapferen, südamerikanischen Krieger ein. Dieser aber wehrte sich stumm nur durch Gesten, zu gleicher Zeit das ihm credenzte Spitzglas mit dem Kristeller'schen Magenbitter gegen das Licht haltend und durchäugelnd.

Jetzt setzte er den Becher an die Lippen — schlürfte — hielt ein — probirte noch einmal mit tieferer Andacht — goß den Rest mit einer gewissen wilden Inbrunst die Kehle hinunter — reichte sofort das Glas zu neuer Füllung aus der dickbäuchigen grünen Flasche hin und rief:

„Bei meiner Seele, das ist ja wirklich endlich — endlich einmal ein Getränk!"

„Nicht wahr?" fragten der Förster und der Doctor ernsthaft, während der Apo-

theker Zum wilden Mann verschämt-glücklich der Schwester über die Schultern lächelte.

„Bei den Göttern, das ist ein Getränk, Philipp! Und du bist wahrhaftig davon der Erfinder? Und du hast das Recept dazu unter Schloß und Riegel? — Und du sitzest hier noch immer in diesem verlorenen Winkel und drehst dem Doctor da seine Pillen und rührst ihm seine Mixturen zusammen? — Fräulein Kristeller, ich erbitte mir sogleich nach Tisch ein Privatgespräch! Meine Herren, dies ändert die Sachlage vielleicht; lieber Forstmeister, im Laufe des Nachmittags werde ich mir erlauben, Ihnen Nachricht zu geben, ob ich Ihre Einladung annehmen kann oder nicht."

„Bravo!" riefen der Landphysikus und der Förster; der Apotheker sagte:

„Du bleibst also ohne Bedingung, Lieber; und es war auch durchaus nicht nothwendig, uns einen solchen Schrecken in die Glieder zu jagen. Es war nicht freundschaftlich und brüderlich, Augustin."

„Ich bitte noch um einen Kristeller," erwiederte der Oberst. „Philipp, auf dein Wohl! Ich versichere dich, ich habe dich lieb gehabt; aber jetzt tritt der Respect zur Liebe; — meine Herren, Sie haben diese dreißig Jahre durch einen großen Mann in Ihrer Mitte gehabt, ohne es zu wissen. Philipp, dein Schnaps ist wunderbar, was aber meine Abreise betrifft, so ist Unsereiner stets mit Gewehr über auf dem Marsche, und man muß eben ein Weib nehmen und ein bürgerlich Geschäft treiben, um das Stillsitzen zu erlernen. Bei den hohen Göttern, dieses hier ist vielleicht noch rentabler als Fray Bentos. Kristeller, wir werden drüben den feurigen siebenten Himmel durch deinen Destillirkolben auf die Erde herunterholen. Fräulein Dorette, wir werden die Sonne und den Blitz auf Flaschen ziehen und unsere Preise darnach stellen. Kristeller und Agonista — Sao Paradiso, — Provinz Minas Geraes, Kaiserreich Brasilien! Mit diesem Getränk unter dem Arm kommen wir durch bei allen Nationen rund um den Erdball. Wir kommen durch, Sennora, und wie gesagt, nach Tisch erbitte ich mir ein behagliches Plauderviertelstündchen im Hinterstübchen, Sennora Dorothea."

Sie lachten alle, nur das Fräulein nicht. Was das Lachen des erfindungsreichen Hausherrn anbetraf, so machte das einen unbedingt rathlosen und hülflosen Eindruck. Ein Mensch aber, der ein Leben hinter sich hatte, wie der Oberst Agonista, durfte in der That die Erde mit andern Augen sehen und mit andern Händen greifen als die Hausgenossenschaft und die Hausfreunde der Apotheke Zum wilden Mann, und konnte auch, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden, von den Andern ganz naiv verlangen, daß man sich auf seinen Standpunkt stelle. Der Oberst Dom Agostin Agonista konnte wirklich, seinen festen unerschütterlichen Entschluß darlegen, noch einmal, und zwar nach einem Menschenalter, das Glück und Schicksal seines Freundes Philipp Kristeller auf die andere Seite zu drehen, und zwar ohne auf irgend welche Einwürfe und Gegenvorstellungen zu hören.

Da sich jetzt die Hausflur mit allerlei Kunden füllte, so begleitete der tapfere alte Soldat allein den Förster und den Doctor auf ihrem Wege ins Dorf zurück. Er ging zwischen ihnen, Jeden unterm Arme haltend, und wer den Dreien begegnete, stehen blieb und ihnen nachsah, der mußte es sich gestehen, daß Jeder von den Dreien in seiner Art „gut" war. Dazu aber hielt sich das Gespräch der Herren am alten Philipp und seinem „Kristeller", und selbst auf diesem kurzen Wege erhielt der brasilianische Gendarmenoberst noch einige recht nützliche Notizen über die Apotheke Zum wilden Mann und kam, heiter pfeifend und die reine, frische Herbstluft wohlig einschlürfend zurück — gerade zum Mittagsessen.

Man speiste; man hielt Siesta, — der Oberst die seinige diesmal in seinem Ehrensessel im bilderbunten Hinterstübchen.

Punkt drei Uhr trat er erfrischt wiederum in die Officin, um noch einen Kristeller zu nehmen. Dann wußte er den Wege in die Küche schon ganz genau und brauchte keinen Führer auf demselben.

„Fräulein Dorette," sagte er, „jetzt wäre der günstige Augenblick vorhanden. Soeben habe ich den guten Philipp auf seine Materialkammer geleitet, und wir beide, liebes Fräulein, haben hier unten das Reich allein. Kinder, Kinder, ich freue mich kindlich, so familienfreundlich

mit euch zusammen zu sein! Und wir bleiben eine Familie — nicht wahr, wir bleiben eine Familie? — Es ist zu prächtig! Da draußen der deutsche Herbsthimmel, hier innen die deutsche Ofenwärme und — das liebe Brasilien wie das Land der Verheißung in der Ferne! Sennora, ich erlaube mir, Ihnen meinen Arm anzubieten."

Er führte richtig die alte, ängstlich über die Schulter zurückblickende Dame in ihre eigene Stube, des Hauses Ehrengemach, und verblieb mit ihr eine gute halbe Stunde drinnen und zwar in dringlichsten Verhandlungen; während der Bruder, um seiner Erregungen wenigstens etwas Meister zu bleiben, in seiner Materialkammer sämmtliche Kräutersäcke auf- und abthürmte, und sämmtliche Schubladen aufzog und zuschob.

Eine halbe Stunde kann selbst dem phlegmatischsten Menschen unter Umständen sehr lang erscheinen; das ist eine bekannte Wahrheit, muß hier jedoch dessenungeachtet wiederholt werden. Dem Apotheker Zum wilden Mann erschien der kurze Zeitraum sehr lang, Fräulein Dorette hingegen ging er ungemein rasch vorüber.

Schon öffnete der Oberst ihr höflichst die Thür ihrer Putzstube und — ließ sie heraus. Er blieb drin! — Sie hielt sich am Thürpfosten wie von einem Schwindel befallen; — sie hatte dem braven Kriegsmann einen Knix machen wollen, allein es war ihr nicht möglich gewesen. Während sie aber draußen an der Wand lehnte und wie aus plötzlich erblindeten Augen um sich zu sehen strebte, war der Oberst drinnen, leise pfeifend zum Fenster gegangen und hatte es geöffnet und sich drein gelegt.

Da lag er, schwer auf den Ellenbogen, stieß einen schweren Seufzer aus und blickte die Landstraße entlang, zur Rechten und zur Linken hin.

Das Fräulein draußen legte jetzt beide Hände an die Schläfen und stieß gleichfalls einen Seufzer aus und stöhnte dazu:

„Großer Gott, ganz wie ich es mir gedacht hatte! o du lieber Gott, mein armer, armer Bruder!"

Von seinem Fenster aus rief der Oberst einen vorbeilaufenden Dorfknaben an:

„Heda, miin Jung', kennst du den Herrn Förster Ulebeule und weißt du, wo er wohnt?"

„Na?!" fragte der Bengel an der Hauswand empor, entrüstet ob der Naivetät der Frage.

„Gut, mein Sohn. Ich warte hier mit fünf Groschen in der Hand auf dich. Lauf einmal zum Herrn Förster und bestell' einen schönen Gruß von dem fremden Herrn in der Apotheke und es würde dem Herrn Apotheker und dem fremden Herrn ein Vergnügen sein, am Montag bei dem Herrn Förster zu essen."

Der Knabe vom Gebirge rannte und sah im Rennen verschiedene Male zurück, ob der weißköpfige Herr mit dem braunen Gesichte im Fenster auch wirklich Wort halte und mit dem gebotenen Honorar präsent bleibe. Drunten im Hinterstübchen, im Ehrensessel des brasilianischen Obersten saß Fräulein Dorette Kristeller, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Gesicht auf die Hände und ächzte leise:

„Mein Bruder, mein armer Bruder!"

XIV.

Am andern Tage war Sonntag, ein deutscher Dorf-Sonntag. Die Glocke läutete zur Kirche, und der Pastor Schönlank hatte seine Predigt fertig und bereit. Mit dem Gesangbuch seines Freundes Philipp unter dem Arme und würdig die Schwester des Freundes führend ging auch der brasilianische Oberst Dom Agostin Agonista in die Kirche und zwar in Uniform. Er hatte seinen Mantelsack und kleinen Reisekoffer vollständig ausgepackt und sein Aeußeres festtäglich geschmückt. Er trug seine sämmtlichen Orden und sah nicht nur martialisch, sondern wirklich prächtig und vornehm aus und störte die Andacht des Dorfes durch seine Erscheinung vollständig. Er sang auch mit. Der Pastor in der Sacristei vernahm ihn über die Orgel, den Cantor und die Gemeinde weg; — ein so sonorer Baß hatte lange nicht die Wölbung des kleinen Gotteshauses erschüttert. Nach der Kirche hatte der fremdländische Krieger, wiederum Fräulein Dorette Kristeller am Arm führend, so zu sagen die Parade der ganzen Gemeinde abzunehmen. Sie bildete Spalier auf seinem Wege und gutmüthig lächelnd und fort und fort an die Mütze fassend, schritt der Oberst zwischen der Hecke lebendiger Bauerngesichter durch.

Digitized by Google

Das Dorf sprach heute nur von ihm; Fräulein Dorothea kam aber sehr unwohl aus der Kirche nach Hause und fühlte sich gezwungen, sich zu Bette zu legen und den Rest des Tages darin zu bleiben.

Am folgenden Tage ging der Oberst mit seinem Freunde Philipp zum Förster Ulebeule auf einen Wildschweinkopf. Fräulein Dorette setzte sich vor die Rechenbücher des Hauses. Die Herren in der Försterei waren sehr heiter bei Tische; der Oberst erzählte wieder von der Herrlichkeit seiner neuen Heimath und brachte die Leute aus dem stillen Erdenwinkel fast außer sich durch seine Beredsamkeit und die Farbenpracht seiner Schilderungen. Diesmal forderte er den Doctor auf, mit hinüberzugehen und ein Millionär und Kaiserlicher geheimer Hofmedicus zu werden, und schon bei der vierten Flasche hatte der Landphysikus es dem Oberst fest versprochen und durch Handschlag sein Wort besiegelt.

„Mit Ihnen, lieber Pastor, wissen wir weniger dadrüben anzufangen," rief Dom Agostin, „aber wir holen Sie vielleicht doch noch nach, wenn wir uns unsere eigenen Hauskapellen errichtet haben."

Da hatte der geistliche Herr gelächelt, aber etwas kläglich gesagt:

„Wir sind doch wohl zu einer solchen Emigration ein wenig zu alt, Herr Oberst. Auch würden Sie vorher vor allen Dingen mit meiner guten Frau reden müssen, theuerer Herr."

„Weshalb sollte ich das nicht, wenn sonst die Bedingungen vorhanden sind?" fragte der Brasilianer.

Sie waren ungemein vergnügt bei dem Förster Ulebeule, und erst bei weit vorgeschrittener Dämmerung kamen Philipp und August Arm in Arm und Schulter an Schulter, angeregt und höchst lebhaft heim zur Apotheke.

„Von dem Kristeller erbitte ich mir ein Flacon auf den Nachttisch, lieber alter Junge," sprach der Oberst. „Er entzückt mich immer von neuem, auch nach dem Diner. Pereat Fray Bentos, — dies hier nenne ich in Wahrheit eine concentrirte Bouillon! Der Teufel hole alles Rindvieh in den Pampas; — da wir diesen Feuertrank hier am Orte schon so kochen, wie wird er erst da drüben im Feuerlande ausfallen, Fi—lip—po!"

„De—li—cat!" erwiederte Herr Philipp Kristeller, worauf die beiden Freunde einander dreimal recht herzhaft abküßten.

Sie saßen übrigens an diesem Abend allein im Hinterstübchen, der Oberst und der Apotheker Zum wilden Mann. Fräulein Dorette ließ' sich durch das Hausmädchen entschuldigen und heruntersagen: sie habe arges Kopfweh.

Die beiden Herren ließen sofort hinauffagen: Das thue ihnen sehr leid und sie wünschten vom Herzen eine baldige Besserung; — nachher saßen sie noch bis gegen Mitternacht in der Bildergalerie zusammen und redeten, eingehüllt in Tabaksdampf, von ihrer Jugendzeit.

Als die Uhr Zwölf schlug, stand der Oberst auf und sagte herzlich:

„Du weißt doch nicht ganz, wie gut es mir hier zu Muthe ist, Philipp. Wir wollen uns aber auch von nun an nicht wieder von einander trennen, Alter! Wir wollen von jetzt an ein Schicksal und ein Glück haben, nicht wahr? Nicht wahr, nicht wahr, es bleibt dabei, Philipp?"

„Es bleibt dabei," stammelte Herr Philipp Kristeller, und dann ging der Oberst zu Bett. Er kannte jetzt den Weg zu seinem Schlafgemache bereits und brauchte kein Geleit mehr. Das „Flacon" mit dem Kristeller nahm er unter dem Arme mit wie am Sonntag das Gesangbuch seines Freundes. Aber vorher hatte er noch den Freund in den Ehrensessel niedergedrückt, und in dem Ehrensessel saß Herr Philipp noch eine Weile in der stillen Nacht, und suchte zu überlegen, ehe auch er zur Ruhe ging.

Die Nacht war still, das Haus war still. Eben schlug es ein Uhr, als oben eine Thür knarrte, und ein langsamer leiser Schritt die Treppe herabkam. Aus dem Ueberlegenwollen des Hausherrn im Ehrenstuhl des Obersten war ein ziemlich fester Schlummer geworden. Aus diesem Schlummer wiederum auffahrend horchte Herr Philipp: da war der gespenstische Schritt an der Pforte des Hinterstübchens:

„Wer ist da?" rief der Apotheker aufstehend und mit beiden Händen schwerfällig sich auf die Lehnen des Armsessels stützend.

„Ich bin es, Bruder," sagte Fräulein Dorette Kristeller, im langen weißen

Nachtrock wie eine moralische Lady Macbeth hereinschwankend. „Ich bin es, Philipp; ich habe keine Ruhe mehr im Bette, keine Ruhe im ganzen Hause. Ich glaubte, hier noch einen warmen Ofen zu finden; aber nun ist es mir lieb, daß auch du noch wach bist, lieber Bruder; — o Bruder, Bruder Philipp, es ist wirklich und wahrhaftig sein Ernst!"

„Sein Ernst? Wessen Ernst?"

„Sein bitterer Ernst! O ich habe es mir gleich so gedacht, als er dich zuerst so gemüthlich auf die Schulter klopfte und ihr alle über seine wilden Pläne lachtet. Er meint es ja vielleicht auch gut mit uns; aber elend macht er uns doch. Philipp, er braucht Geld! er braucht sein Geld, und er ist gekommen, es zu holen!"

Der Apotheker Zum wilden Mann sah das trostlose alte Jüngferchen plötzlich mit den glänzendsten, verständnißinnigsten Augen an.

„Er braucht sein Geld, und er ist gekommen, es zu holen? Aber Dorette, das wäre ja wundervoll!"

„Wundervoll?! —"

Herr Philipp Kristeller knöpfte mit zitternder Hand, der kühlen Nacht zum Trotze, vor innerster Aufregung die Weste auf:

„Dorette, wenn du Recht hättest! — herrlich, herrlich wäre es! Aber — wenn das so wäre, so würde er es mir doch wohl zuerst gesagt haben?!"

„Hat er das denn nicht? und zwar auf jede nur mögliche Weise — fein und grob!"

Der Apotheker antwortete nichts hierauf. Er ging rasch in dem engen Raume seiner Bildergalerie auf und ab, und rieb sich nach seiner Art die Hände, und murmelte vor sich hin:

„Der Gute — der Wackere — mein Gott, welch' eine glückselige Nacht! — Und ich habe ihn ganz und gar nicht verstanden! O diese Weiber, diese klugen Weiber! Dorette, wenn du Recht hättest!"

„Ich habe Recht!" ächzte jetzt das alte Fräulein fast böse. „So setze dich doch und nimm Vernunft an. Was soll denn aus uns werden, Bruder? Du bist diese dreißig Jahre lang deinen Liebhabereien und dem Geschäfte nachgegangen; aber ich habe die Bücher geführt und weiß, wie wir stehen. O es reicht noch; aber es reicht auch nur gerade hin, — und, Philipp, ich bin fest überzeugt, er holt nicht nur das Kapital, sondern er kann auch die Zinsen gebrauchen, die Zinsen seit dreißig Jahren."

„Das vergebe ich ihm so leicht nicht, daß er nicht sofort seinen Wunsch mir klar und deutlich ausgesprochen hat," murmelte Herr Philipp, der durchaus nicht im Stande war sich zu setzen, sondern der fort und fort auf und ab lief, und das Wort der Schwester ganz und gar überhörte. „O August, August, also endlich ist auch für mich die Stunde da, dir auf deinem Wege zum Glücke behülflich sein zu können!"

Von der ganzen Fülle dieser Vorstellung überwältigt stand er jetzt still, und was er seit nicht zu berechnender Zeit nicht gethan hatte, das that er jetzt: er gab der Schwester einen Kuß — einen langen, herzlichen Kuß und dann — nahm er sein Licht und ging seinerseits in seine Kammer. Er hatte das Bedürfniß, allein zu sein und sich in der Stille und Dunkelheit der Nacht den frohen nahen Morgen und seine erste Begrüßung mit dem Freunde, dem Obersten Dom Agostin Agonista auszumalen.

Fräulein Dorette stand im Scheine ihres Nachtlichtes mit schlaffniederhängenden Armen und vor dem Leibe gefalteten Händen, blickte hinter ihm her und stöhnte:

„Also da sind wir denn! — o diese Mannsleute! Was soll aus uns werden, lieber Herrgott, was soll aus uns werden? — Zu den Pottekudern, seinen neuen Landsleuten, gehe ich für mein Theil nicht mit! Er wäre freilich im Stande, uns in aller Güte und Zureden mit Haus und Hof mit sich zu schleppen und uns mitten in der Urwildniß hinzusetzen und eine Schnapsfabrik auf meines armen Bruders Namen und Liqueur zu gründen. Aber er soll mir kommen, der Kehlabschneider, der Scharfrichter, der Menschenschinder, der Henkersknecht. Für alle Freibillets in der Welt geh ich mit ihm nicht nach seinem Amerika; am Spieße brät er uns doch, wenn er uns drüben hat, und wenn er auch noch so schlau hier am Orte den Gemüthlichen, den Vergnügten und den biedern treuherzigen Krieger spielt."

Der Oberst Dom Agóstin Agonista wurde durch das, was im untern Theile

NEW YORK LIBRARY

des Hauses Zum wilden Manne vorging, nicht in seinem Schlummer gestört. Er schlief abermals weit in den hellen Sonnenschein des Dienstags hinein, und die Flasche mit dem Kristeller stand auf seinem Nachttische und auch das Spitzglas, das dazu gehörte, hatte der alte Soldat handgerecht zugerückt. Aber auf dem Stuhle am Bette saß um halb neun Uhr, seit einer Viertelstunde zärtlich lauschend, Herr Philipp Kristeller, das Erwachen des Gastes, Freundes und Wohlthäters erwartend.

„Sobald der Gute erwacht, wollen wir überlegen, in welcher Weise es am angenehmsten und vortheilhaftesten für ihn einzurichten ist," hatte der Apotheker, auf den Zehen in die Kammer schleichend, geflüstert, und er hatte eine gute Stunde zu warten, ehe der Brasilier die Augen öffnete, sich entsetzlich reckte, gewaltig gähnte und dann, sich überrascht aufrichtend, rief:

„Diablo! bist du denn das, Filippo? Ei, schönsten guten Morgen! aber dieses ist einmal freundlich von dir!"

„Guten Morgen, August. Du verzeihst mir wohl, daß ich dich diesmal wieder August nennen darf; denn ich sitze hier und warte auf dein Erwachen, um dich recht tüchtig abzukanzeln."

„Abzukanzeln? weshalb? wieso? warum? wofür?"

„Weil du meiner guten Schwester mehr Zutrauen bewiesen hast als mir, August."

„Ah — — — so!" sprach der brasilianische Gendarmerieoberst ungemein gedehnt und legte sich wieder hin — nämlich mit dem Hinterkopfe in seine Kopfkissen. Nach einer Pause erst fügte er etwas gedrückt hinzu:

„Und nicht wahr, du giebst mir Recht? Dein Entschluß ist gefaßt; — wir gehen zusammen über das Weltmeer, um goldene Berge für uns und unsere Nachkommen aufzuschütten?!"

Herr Philipp schüttelte melancholisch den Kopf.

„Meine Schwester Dorothea und ich doch wohl nicht, aber — mit dir ist es freilich etwas Anderes. Nein, mein theurer August, du wirst wieder allein gehen müssen."

„Aber das macht mir wirklich einen Strich durch alle meine Berechnungen," brummte der Kriegsmann verdrießlich.

„Du nimmst unsere besten Wünsche mit hinüber; wir werden in Gedanken stets bei dir sein."

„Danke!" sagte der Oberst, womöglich noch verstimmter.

„Ich habe den Tisch vor deinem Stuhle bereits zurecht gerückt, mein guter August. Meine Hausbücher liegen zu deiner Einsicht bereit; du wirst mit meiner Schwester zufrieden sein, denn sie hat die Bilanz gezogen. Ich hoffe, du wirst finden, daß wir — meine Schwester und ich — unser — mein — dein Vermögen nach bestem Wissen verwaltet haben."

„Ich komme im Augenblick hinunter, lieber Alter!" rief der Oberst, allen Mißmuth sofort abschüttelnd und mit hellem Lächeln das rechte Bein blitzartig unter dem Deckbette vorschnellend, und mit dem Fuße nach des Apothekers Reserve-Ehren-Pantoffeln auf dem Boden angelnd. „Im Moment — in zehn Minuten bin ich drunten bei dir. Philipp, du bist ein Prachtmensch! und du wirst sehen, daß ich die Welt kenne und auch für dich das Nutzbringendste zu ergreifen verstehe."

„Wir warten mit dem Kaffee auf dich, lieber August!"

„Mein schönstes Compliment im voraus an deine Schwester! Im Augenblick bin ich bei euch. Nicht wahr, Philipp, dein Recept für den Kristeller giebst du mir mit hinüber, — nicht wahr, Alter?"

Der Erfinder des „Kristeller" versprach's, und nach einer Viertelstunde saß der Oberst Dom Agostin Agonista richtig bei dem Geschwisterpaar im Hinterstübchen und zwar, ohne alles vorherige Sträuben, im Ehrensessel und vor den Haus- und Rechnungsbüchern der Apotheke Zum wilden Mann; — Fräulein Dorette Kristeller hatte ihn dazu von Zeit zu Zeit zu fragen, ob ihm noch eine Tasse Kaffee gefällig sei.

XV.

Einen Mann wie der Oberst stelle man einmal unter den Scheffel, wenn er in einer Gegend gleich der von uns geschilderten ankommt, d. h. aus den Wolken fällt. Auf Meilen in der Runde gingen bald die fabelhaftesten Gerüchte über ihn um.

Ein wieder wie vor dreißig Jahren mit ein wenig Bangen gemischter Respect begleitete ihn in jeglichem Blicke, der ihm nachgesendet wurde, klang in jedem höflichen Wort, das man an ihn richtete; nur that er Niemandem mehr leid dazu. Der bald so bekannte Fremdling entsprach in jeder Beziehung den Vorstellungen, die sich die Landschaft von einem „Wunderthier“ machte und die Jovialität in seinem Wesen und Auftreten nahm der vertraulichen Scheu, die er den Leuten einflößte, nichts von ihrer Wirksamkeit. Er aber fühlte sich wohl unter dem Volke der Gegend, genoß die Gemüthsbewegungen, die er unter ihm hervorbrachte und — aß sich harmlos herum.

Nämlich es hatte sich herausgestellt, daß für die ersten Wochen an ein Verlassen der Gegend, an eine Abreise aus der Apotheke Zum wilden Mann noch nicht zu denken sei.

Der Oberst blieb, und sie luden ihn alle zu Tisch. Nach den Honoratioren des Dorfes kamen die Gutsbesitzer und reichen Damänenpächter der Umgegend an die Reihe: der Oberst Dom Agostin Agonista fühlte sich immer behaglicher in seinem behaglichen Quartier in der Apotheke Zum wilden Mann.

Wenn er aber viel abwesend von der Apotheke war, so blieb der alte Philipp Kristeller desto sedater in seinen vier Pfählen, schrieb viel, bekam viele Briefe von Banquiers und sonstigen Handelsleuten, und trieb selber allerlei Handel. Er fing an, in Ländereien zu speculiren und zwar in seinen eigenen.

Und während der Oberst nicht das Geringste von seiner stattlichen Rundung einbüßte, wurde Fräulein Dorette Kristeller, die doch wenig einzubüßen hatte, von Tag zu Tage magerer und auch der Apotheker fiel ab, soviel das noch möglich war. Das Geschwisterpaar wurde immer gelber und gelber; was den Dom Agostin Agonista anbetraf, so fingen die Leute an, ihm zu sagen:

„Herr Oberst, die Luft hier scheint Ihnen gottlob recht gut zu bekommen.“

Sie bekam ihm wirklich, die Luft der Gegend, und das Gerücht von dem, was er vor einunddreißig Jahren an dem Besitzer der Apotheke Zum wilden Mann gethan hatte, schwebte auch in der Luft über ihm und um sein weißes, munteres Haupt und verklärte ihn rosig. Die Frauen nannten ihn einen prächtigen alten Herrn, und die Männer nannten ihn einen Prachtkerl und fügten hinzu: „Unter Umständen fänden wir auch mit Vergnügen einen ähnlichen Burschen im Busch und Walde und suchten seine intimste Bekanntschaft zu machen. Selbst auf die Botanik könnte man in einem solchen Falle sich mit Pläsir legen.“

Auch der Oberst bekam im Verlaufe der nächsten Wochen Briefe. Es langte ein Packet von Rio Janeiro an, eine Menge Documente enthaltend. Dieses Packet sendete Sennor Joaquimo Pamparente, sein Rechtsbeistand, und Dom Agonista fand sich bewogen, den Inhalt eingehend mit seinem Freunde Philipp Kristeller zu besprechen. Er, der Oberst, schrieb an Sennora Julia Fuentalacunas einen zärtlichen Brief, der aber doch zugleich auch ein Geschäftsbrief war; — leider reichte die Zeit zu einer Antwort der Dame nun nicht mehr.

„Thut nichts,“ sprach der zärtliche Krieger, „es wird sich jetzt Alles aufs beste und angenehmste arrangiren, wenn ich erst selbst wieder drüben bin.“

Am meisten verkehrte Dom Agostin in diesen ernsten Geschäftstagen mit dem heitern Doctor und Landphysikus Hanff. Beide vergnügte Gesellen hatten Brüderschaft mit einander getrunken, und der Oberst Agonista fuhr dann und wann des Spaßes wegen mit auf die Landpraxis. Jegliches Wetter war dabei dem tapfern alten Soldaten recht und der Doctor, der doch auch das Seinige vertragen konnte, hatte auch hier seinen Begleiter als ein Mirakel zu bestaunen.

„Bei den Göttern beider Halbkugeln, du wenigstens gehst mit mir hinüber,“ rief der Oberst, gegen Ende Novembers auf einer dieser Fahrten den ersten Schnee des Jahres vom Fenster eines Dorfwirthshauses weit im offenen Lande, beobachtend. „Ich habe dir bereits hundertmal das brillanteste Lebensglück garantirt und ich verbürge mich auch jetzt wieder dafür. Sieh dir dieses Wetter an; — ist das ein Klima für verständige anständige und zu allem Uebrigen mit Vernunft und Weib und Kind begabte Menschen? Ist das eine Gegend, um siebzig Jahre drin alt zu werden?“

„Meine Frau — meine Jungen," murmelte der Doctor.

„Werden sich sehr wohl dort acclimatisiren; ich rede dir ja eben gerade vom Klima! Ein Jahr läßt du sie hier zurück, um dich drüben behaglich einzurichten. Im nächsten Herbst führe ich meine Frau nach Paris in die Honigwochen, und du begleitest mich, d. h. du schlägst deinen Winkel hierher und holst dein Hauswesen nach. He — was sagst du? Zum Teufel, sieh auf den Kirchhof dort im Regen und Schneegestöber und sage mir, ob es ein Vergnügen und eine Ehre sein wird, dort einst eine Sandsteinplatte zu haben mit der Inschrift: Hier liegt der Doctor Eisenbart?!"

„Zum Henker, Bruder," ächzte der Landphysikus, „weißt du, was ich wollte?"

„Nun?"

„Ich wollte, du wärest geblieben, wo du dich so wohl fühltest. Mein gesunder nächtlicher Schlaf ist hin, seit du im Lande bist, und wie mir, so geht es der Mehrzahl meiner Bekannten. Du hast, sozusagen, der ganzen Gegend die Phantasie verdorben. Ich kenne auf drei Meilen in die Runde Niemanden, der noch ruhig auf seinem Stuhle sitzen kann. Da ist nicht Einer, der nicht hin und her rückt und überlegt und berechnet, was alles er bis Dato im Leben versäumt habe."

„Das mag für die Uebrigen gelten, aber in deinem Alter hat man noch nicht das Geringste versäumt, — da brauchst du nur mich anzusehen. Uebrigens erlaube mir doch ein Wort: Ich überrede Niemanden! Diablo, wie käme ich dazu, mit diesem meinem weißen Haar, noch einmal von neuem anzufangen, die Dummheiten meiner Jugend zu wiederholen, um mir eine frische Last Gewissensbisse aufzuladen? In drei Wochen reise ich jetzt bestimmt; — bestimmt, das sage ich dir! Bis dahin hab' ich mein altes Vaterland und sein Verhältniß zu mir wieder in Ordnung gebracht und mache mich auf den Weg und aufs große Wasser, auch für die alten Freunde in der Apotheke die Fortuna, die spanische Silberflotte mit zu entern. O, die sollen bequem hier sitzen bleiben unter ihrem Zeichen Zum wilden Mann, — ich werde für sie handeln, und die nächste Post, die ihr von mir erhalten werdet, wird das Weitere melden."

„Er reist in drei Wochen!" seufzte der Doctor, hastig sein Glas hinuntergießend.

XVI.

Er hatte, wie man zu sagen pflegt, immer auf dem Sprunge gestanden, der kaiserlich brasilianische Oberst Dom Agostin Agonista, aber diesmal reiste er wirklich, und zwar auf die Stunde zum angegebenen Zeitpunkt, nämlich am Mittage des 23. Decembers. Man hatte ihn natürlich dringend von allen Seiten aufgefordert, wenigstens das Weihnachtsfest über noch zu bleiben, doch alles Bitten und Zureden war vergeblich geblieben.

„Quält mich nicht länger," hatte er gesagt, „ich kenne meine Natur und weiß, was ihr gut ist. Diese liebe Feier im gemüthvollen Vaterlande, dieses holde Fest im sinnigen, gefühlvollen Deutschland würde mich zu weich stimmen, und es ist unbedingt nothwendig, daß ich mich, einige Zeit noch, ein wenig härtlich halte. Ich bin das nicht nur mir, sondern auch meinen guten braven Freunden in der Apotheke schuldig. Meine Verpflichtungen erfordern es, was mein Herz auch dagegen zu sagen haben mag."

Damit verschwand er, verschwand spurlos, als Jedermann bereit stand, ihm noch einmal die Hand zu drücken und sich ihm zu empfehlen. Der Abschied war so eigenthümlich wie alles Andere, was die Ankunft und den Aufenthalt des Mannes am Orte begleitet hatte. Sie kamen alle zu spät dazu: Herr Philipp aus seinem Laboratorium, Fräulein Dorette aus der Küche, der Doctor Hanff von seinem nächstliegenden Patienten.

Der Oberst hatte den Wagen an die Hinterthür bestellt, war einfach eingestiegen und abgefahren; sein Gepäck hatte er vorausgeschickt, und die Gegend — sah ihm nach.

Die aus der Apotheke sagten nichts, sondern seufzten, der Doctor schlug sich vor die Stirn und rief ein wenig ärgerlich und enttäuscht:

„Ich hätte ihm doch gern ein Wort über meine Projecte gesagt! Man bringt Einem doch nicht so um nichts und gar nichts die Gedanken in Unordnung und das Blut in Wallung; — Donnerwetter, dieses Brasilien!"

Die übrigen Freunde und Bekannten kamen nach und nach verwundert und erstaunt an das Fenster der Officin.

„Er wollte vielleicht alles unnöthige Aufsehen vermeiden," sagte Fräulein Dorette Kristeller kurz und tonlos. Ihr Bruder war selbst für den Pastor und für den Förster nicht zu sprechen. Der Apotheker Zum wilden Mann fühlte sich durch die Trennung von seinem Jugendfreunde sehr angegriffen und wünschte einige Tage ganz sich selber überlassen zu bleiben. Die guten Bekannten begriffen das wohl und ließen das Geschwisterpaar in der That über das Fest allein.

Ueber das Fest allein! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da sitzen wir wieder unter den Bildern des Hinterstübchens der Apotheke Zum wilden Mann, und es ist der Abend des vierundzwanzigsten Decembers. Ein trübes Talglicht in einem schlechten Messingleuchter, den Fräulein Dorette mit sich ins Zimmer brachte, brennt auf dem Tische. Der alte Herr saß im Dunkel, bis die alte Schwester dieses Licht brachte; — im trüben Scheine desselben sitzt er in dem Ehrensessel, und die alte Schwester hat sich ihm gegenüber niedergelassen. Sie sehen beide abgemattet-sorgenvoll aus; sie feiern beide eine betrübte Weihnacht.

Nach einem langen Schweigen sagte Fräulein Dorette:

„Plagmann aus Borgfelde will die Kühe gleich nach dem Feste abholen."

Sie sagte das mit einem tiefen Seufzer; denn Bleß und Muhtz waren ihre Herzensfreude und ihr Stolz, und sie mußte sich von beiden trennen.

Ihr Bruder nickte bloß und sprach nach einer Pause seinerseits:

„Ich meine, so ungefähr am fünfzehnten Januar würde die beste Zeit für die Auction sein."

Und die Schwester nickte auch und stöhnte:

„Ja, ja, mir ist's recht! mir ist Alles recht! o Gott!"

Nun versuchte der alte Herr, um doch etwas für das Fest zu thun, wieder einmal heiter und ruhig auszusehen und rief:

„Courage, Alte! Wer wird so den Kopf hängen lassen? Du sollst jetzt einmal zu deinem Erstaunen gewahr werden, mit wie vielerlei unnützem Gerümpel wir uns allgemach auf unserm Lebenswege bepackeselt haben. Daß wir die Landwirthschaft — die Sorge und den Verdruß um Wiese und Feld los werden, ist im Grunde auch nicht so übel, und jedenfalls nicht das Schlimmste. Offen gestanden, meine Knochen leisteten zuletzt doch nicht mehr das, was sie früher mit Lust thaten."

Der Trost war wohl gemeint, aber er leistete wenig. Plötzlich brach die Schwester in ein helles, krampfhaftes Schluchzen aus:

„O grundgütiger Heiland, es wäre mir ja Alles, Alles recht, es kommt nur so sehr spät! Bruder, es kommt zu spät, dieses Elend! — Wäre dieser — Mann um zwanzig Jahre früher gekommen, so würde ich ja mit Freuden mit deinem Kopfkissen meine Bettdecke hingegeben haben; aber wahrhaftig, jetzt ist es für uns zu spät im Leben geworden! Die Hypothek, die auf dem Hause liegt, liegt auch auf mir wie ein Berg! Und dazu keinen — keinen Menschen, dem man seinen Kummer klagen kann, klagen darf — ja klagen darf!"

„Nein," rief Herr Philipp Kristeller, allen Nachdruck seiner Seele in das Wort werfend, „nein, was wir hier tragen, das tragen wir für uns allein! Fremde Nasen dürfen wir gewiß nicht in unser jetziges Dasein hineinriechen lassen, Dorothea! Es wäre nicht zu rechtfertigen gegen den Freund — meinen Freund — meinen Freund vom Blutstuhle! Ach, fasse nur Muth, liebe Dorette, und mache mir vor allen Dingen keine solche verzweiflungsvollen Mienen, du sollst sehen, wir behalten den Kopf doch noch oben und führen auch unter den jetzigen Verhältnissen ein gutes und stilles Leben weiter. Was würde meine Johanne sagen, wenn sie bis heute mein Loos mit mir getheilt hätte? Sieh, die Leute können wir denken und reden lassen, was sie wollen."

„Und ich sehe sie schon vor mir, wie sie die Köpfe zusammenstecken; der Pastor und der Ulebeule, die Herren vom Gestüt, der Amtsrichter und der Doctor. Sie werden sich schöne Historien zusammenphantasiren und uns in einem bunten Lichte an die Wand himalen."

„Laß sie! möge es nur dem alten tollen

Freunde mit seinem jungen Glück gut gehen! Ich sage dir, liebe Schwester, schon die Gewißheit, daß Niemand es so herzlich mit uns meint als er, wäre mir ein Trost, wenn es mir vielleicht auch noch so kläglich zu Muthe wäre. Jetzt glaubt er, mit vollen Segeln seinem und unserem Glücke entgegenzuschwimmen; sieh, Alte, und sein Geld hat doch wenigstens zum zweiten Mal einem Menschen für eine Stunde Behagen gegeben, was man wahrhaftig nicht von jedem Gelde sagen kann, und wenn es auch wie hier zwölftausend Thaler wären."

Die Schwester erwiederte nichts hierauf, sondern zuckte nur die Achseln, welches ihr dann wieder Gewissensbisse machte. Sie stand auf, ging zum Fenster und sah in den nächtlich winterlichen, gleichfalls schwer mit Hypotheken belasteten Garten hinaus und wendete sich nach drei Minuten erst ins Zimmer zurück:

„Es schneit tüchtig, Bruder. Weißt du wohl noch, Philipp, welch' ein Vergnügen und welche geheime Behaglichkeit wir gerade an diesem Tage am Schnee hatten?"

„Ei gewiß," rief der Bruder, „wie wären wir sonst wohl dies Menschenalter durch so gut mit einander ausgekommen? Dorette, heute sind wir doch die richtigen Narren gewesen, daß wir uns zum ersten Mal nicht einen Tannenbaum mit Lichtern besteckt haben. Allem zum Trotz hätten wir das thun sollen! Nun das nächste Mal! — im nächsten Jahre —"

„Wenn dein Freund vom Blutstuhle das Schiff mit den Fässern voll Gold und Edelsteinen geschickt hat, als Abzahlung — wenigstens für das Recept zum Kristeller! O und dafür dreißig Jahre lang da seinen Lehnstuhl frei gehalten zu haben!"

Das war echt weiblich und also nichts dagegen zu machen; der alte Herr Philipp hielt sich an sein eigen männlich und treu Gemüth, ließ sich das Wort nicht vor dem Munde abschneiden, sondern schloß seinen Satz:

„Wollen wir das diesmal Versäumte desto herzlicher und herzhafter nachholen." Der weiblichen Einschaltung wegen fügte er jedoch im stillen noch hinzu: „Wie es auch kommen mag."

Was die Freunde der Umgegend anbetraf, so verwunderten sie sich in der That sehr, als im Laufe des Winters und Frühjahrs in der Apotheke Zum wilden Mann sich Vieles sehr veränderte; — als die Möbeln aus den Gemächern abhanden kamen, das Vieh aus den Ställen verschwand, als der Blumengarten sich in einen Gemüseplatz verwandelte, das zierliche Dienstmädchen eine andere gute Herrschaft suchte, dem Knechte gekündigt wurde, und es im Kreisblatte zu lesen stand, daß der Apotheker Herr Philipp Kristeller so und so viel Morgen Wiesen und Ackerfeld an die und die Bauern der Gemeinde und Feldmark verkauft habe. Als aber am fünfzehnten Januar die Auction in der Apotheke wirklich abgehalten wurde, boten sie eifrig mit; und auf dieser Auction erstand der Förster des Apothekers Bildergalerie, der Doctor die chinesische Punschschale und der Pastor den Ehrensessel des Obersten in brasilianischen Diensten Dom Agostin Agonista.

Ein kahleres Haus gab es nachher nicht im Orte. Nur der Inhalt der Büchsen und Gläser in der Officin blieb verschont; die Freunde und Bekannten aber überlegten und muthmaßten nach allen Richtungen hin und kamen zuletzt sämmtlich auf die nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthung, daß ihr Freund, Herr Philipp Kristeller, in schlechten Papieren ganz heimlich speculirt und sich verspeculirt habe.

Natürlich riethen sie ihm dringend, sich doch umgehend an seinen Freund, den brasilianischen Obersten, zu wenden und begriffen nicht, aus welchem Grunde er das so sehr hartnäckig ablehnte.

Sokrates'

Charakter, Leben und Wirken.

Von

H. Eggeling.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wem einmal der Blick in das Leben des altgriechischen Volkes geöffnet ward, der wendet ihn stets gern wieder dorthin zurück. — Die Entwickelung jenes Volkes ist von einem so lichten Glanze umflossen,

sie strahlt in ihren einzelnen Momenten von so unvergänglicher Schönheit, daß dem Menschengeiste nichts Erquickenderes zur Betrachtung geboten werden kann. Und ist doch der Geist des altgriechischen Volkes der eigentliche Grund, in welchem nicht allein die Bildung unseres Volkes, sondern die geistige Cultur der civilisirten Nationen überhaupt mit tausend Wurzeln haftet, — der Boden, aus welchem auch der Geist aller zukünftigen Zeiten belebende und stärkende Nahrung ziehen wird.

Zur schönsten Blüthe entfaltete sich der griechische Geist in jener Periode, welche zwischen den großen Kämpfen, dem herrlichen Kampfe des griechischen Volkes gegen die Perser und dem unglückseligen Kampfe der griechischen Stämme unter einander, liegt.

Bei dieser Zeit weilt die Betrachtung am liebsten. Als das Unglaubliche geschehen, — als es dem kleinen Volke gelungen war, sich aus eigner Kraft der zahllosen Schaaren der Barbaren, welche seine Selbständigkeit und seine Entwickelung bedrohten, zu erwehren, — da erhielt sein ganzes Leben einen gewaltigen Aufschwung. Es ist, als habe jener große Kampf, der die Aufbietung und Anstrengung aller Kräfte erforderte, die in dem griechischen Volke schlummernden geistigen Mächte erst entfesselt. — In wunderbarer Gesundheit und Frische wandte sich der Geist dieses Volkes damals mit urschöpferischer Kraft der Lösung jener Aufgaben zu, welche die Ideale des Wahren und Schönen stellen. Und wie auf der einen Seite dem wissenschaftlichen Gedanken damals ein Anstoß gegeben ward, infolge dessen alle Wissenschaft die bleibende Grundlage erhielt, so wurden anderseits Werke der schönen Kunst geschaffen, welche für alle Zeiten vollendete Muster sein werden.

Ein solcher Geist war vor allem in jener Stadt lebendig und thätig, welche in dem Kampfe mit den Barbaren zwar am schwersten gelitten hatte, die aber, schnell und stärker denn je erstanden aus Schutt und der Asche, durch die Großthaten ihrer Söhne zu dem höchsten Ansehen gelangte. Athens Söhnen verdankte das gemeinsame Vaterland zumeist seine Rettung. Die „hölzernen Mauern,“ hinter welchen sie sich auf des Themistokles Antrieb zum Kampfe aufgestellt hatten, nachdem sie die Vaterstadt preisgegeben, wurden das Bollwerk, an welchem die persische Macht zerschellte, so daß nicht nur dem engeren Vaterland, sondern auch den kleinasiatischen Stammesgenossen Freiheit und Selbständigkeit erhalten blieb. Mehr noch als die festen Mauern, mit denen des Themistokles Energie seine neu erstandene Vaterstadt umgab, trugen jene hölzernen Mauern dazu bei, Athens Macht, Ansehen und Wohlstand auf den höchsten Gipfel zu erheben.

Athens Flotte beherrschte das Meer; um ihres starken Schutzes sicher zu sein, erkannten die meisten Griechen Athens Hegemonie zur See an und zahlten bedeutende jährliche Beiträge in eine Bundeskasse, welche von Athen verwaltet wurde. Athen gründete den Delischen Bund, welcher außer den Peloponnesiern fast alle Griechen, auch die kleinasiatischen Pflanzstädte umfaßte. An der Spitze dieses neuen Helenenbundes stand Athen, mehr Herrscherin denn Mitglied desselben.

Verschiedene Ursachen, so insbesondere die Verdienste, welche in gleicher Weise alle Klassen der Bürger Athens sich im Kampfe mit den Persern erworben hatten, trieben zu einer Aenderung der Verfassung; sie sollte die Demokratie in vollstem Sinne zur Wahrheit machen. Während früher nur die erste Vermögensklasse der Bürger zu der Bekleidung öffentlicher Staatsämter berechtigt war, so veranlaßte nun Aristides, der Gerechte, daß diese Berechtigung auf sämmtliche Bürger ausgedehnt ward. Durch Ephialtes und Perikles ward bald darauf jene Beschränkung der freien Bestimmung und vollen Selbständigkeit aufgehoben, welche in der Solonischen Verfassung durch das Institut des Areopags gegeben war. Die politische Macht ward dieser Versammlung genommen; der Bürgerschaft allein sollte in Rath und Volksversammlung die freie Bestimmung über alle öffentlichen Angelegenheiten zustehen. Um jede Abhängigkeit der Armen von den Reichen und damit jede Herrschaft der Letzteren unmöglich zu machen, — um ferner die gleiche Berechtigung aller Bürger herzustellen, ward den Armen der Besuch des Theaters und die Theilnahme an allen öffentlichen Festen durch Zahlung des Theatergeldes und durch sonstige Spenden an Geld und Getreide aus Staatsmitteln ermöglicht.

Nicht allein für die Leistung der Kriegsdienste, sondern auch für die Theilnahme an den Volksversammlungen und den Volksgerichten ward nun ein Sold gezahlt, um einem Jeden die Ausübung seines Bürgerrechtes zu erleichtern. Die demokratische Verfassung war so im vollsten Sinne zur Wahrheit geworden, mit allen ihren Vorzügen, — aber auch mit allen ihren Mängeln!

Unter dieser freien Verfassung entwickelte sich in Athen ein Leben, so frisch, so emsig und thätig, wie an keinem anderen Orte Griechenlands. Athen war nun nicht allein die Hauptstadt des neuen Hellenenbundes, sondern der Centralpunkt griechischen Lebens. Ihre Bürger wetteiferten mit einander im stolzen Bewußtsein, Söhne dieser Metropole zu sein. So erhielt ein jeder Zweig der Industrie einen gewaltigen Aufschwung. Athens Handelsschiffe, geschützt durch die meerbeherrschende Flotte, führten jegliche Schätze herbei, welche Natur oder Industrie an den entferntesten bekannten Orten der Erde geschaffen. Der Peiräeus, die neu erstandene, durch ihre Mauern mit Athen verbundene Handelsstadt, war der bei weitem wichtigste Stapelort für ganz Griechenland.

Zugleich mit diesem ungeheuren Aufschwunge des materiellen Lebens wuchs und gedieh in Athen jetzt ein frisches geistiges Leben, welches neue, schönste Blüthen trieb. Unter dem Schutze und der sorgsamsten Pflege der Staatsverwaltung entfaltete sich der Geist dieses Volkes und prägte vor allem in vollendeten Schöpfungen die seinem Wesen eigenthümlichste, auf die Darstellung des Schönen zielende Richtung aus. An den Dionysienfesten wetteiferten in dem neuen Theater die großen Dichter mit ihren Meisterwerken dramatischer Dichtkunst, angetrieben durch die von der Staatsverwaltung verheißene Belohnung und Auszeichnung.

Architektur, Sculptur und Malerei schmückten die Stadt in einer Weise, wie weder zuvor noch nachher jemals eine Stadt schöner geschmückt ward.

Jene Künste standen auf dem Boden der vaterländischen religiösen Mythe; aus ihr nahmen sie die Ideen für ihre Schöpfungen.

In kindlich naiver Weise hatten die Griechen bisher festgehalten an jenen mythologischen Ueberlieferungen, welchen die ältesten Dichter Ausdruck und feste Gestalt gegeben hatten. Jahrhunderte lang waren die Werke jener Dichter das einzige Material für die geistige Ausbildung der Jugend gewesen. Und so war Geschlecht auf Geschlecht fest gebannt geblieben in dem Ideenkreise der Welt- und Lebensansicht jener ältesten Lehrer des Volkes. Hiergegen hatte sich schon im sechsten Jahrhundert in den ionischen Städten Kleinasiens und in den Pflanzstädten in Italien ein neuer Geist zu regen begonnen, welcher die gegebenen Bande zu zersprengen suchte und nach freier Entwicklung strebte. Die Träger dieses neuen geistigen Lebens kamen jetzt von allen Orten nach Athen. Hier war der geeignete Boden, auf welchem der Geist sich vom Altherkömmlichen lösen konnte, um auf neuen Bahnen zu höheren Zielen fortzuschreiten!

In diese große Zeit fällt die Geburt und die Jugend eines Mannes, der obenan steht unter Jenen, welche dem damaligen Leben und Treiben in Athen eine universelle Bedeutung gegeben haben. Des Sokrates Namen wird ruhmvoll genannt werden, so lange das Menschengeschlecht noch den Blick rückwärts wendet auf den Gang seiner Entwickelung.

Fast ohne Ausnahme sprechen die aus dem Alterthum auf uns gekommenen Zeugnisse mit höchster Bewunderung von Sokrates. Sein Einfluß auf die Fortentwickelung des menschlichen Geisteslebens, welcher sich in den Werken seiner großen Schüler manifestirte, ward allgemein anerkannt; sein Leben galt als ein Muster der Weisheit und jeglicher Tugend.

„Wenn Einer von denen," sagt Xenophon, „die nach der Tugend streben, einen besseren Führer zu derselben gefunden, als Sokrates war, so kann ich mir keinen glücklicheren Menschen denken."

Und nicht geringere Achtung zollt dem großen Manne die christliche Welt. Gar häufig hat man einen Vergleich zwischen Sokrates und Christus angestellt; und so hinkend ein solcher Vergleich ist, kann man doch nicht in Abrede stellen, daß sowohl das äußere als das innere Leben und Handeln des Sokrates vielfache Momente darbieten, welche zu einem solchen Vergleich auffordern.

Erasmus, der berühmte Humanist von

Rotterdam, ging in der Bewunderung des großen Heiden so weit, daß er einmal sagt, wenn er des Sokrates letzte Worte oder ähnliche lese, könne er sich kaum enthalten auszurufen: Sancte Socrates, ora pro nobis!

Die Nachrichten, welche wir über des Sokrates Leben und Lehre besitzen, verdanken wir fast ausschließlich zweien seiner Schüler, dem Platon und dem Xenophon. Sokrates selbst hat weder über sein Leben geschrieben, noch hat er seine Lehre schriftlich dargestellt. Das Meiste, was sonst Schüler oder Zeitgenossen des Sokrates über ihn geschrieben haben, ist uns verloren gegangen. Schriftsteller der nächsten Jahrhunderte mögen in ihren Berichten über Sokrates auch noch solche für uns versiegte Quellen benutzt haben; aber unzweifelhaft waren auch für Jene die uns aufbewahrten Schriften Platon's und Xenophon's die wichtigsten Quellen. Es ist viel darüber gestritten, welchem dieser beiden Berichterstatter am meisten Glauben zu schenken sei, dem Historiographen Xenophon oder dem Philosophen Platon. In allem Wesentlichen stimmen zwar die Berichte überein; doch ist das Bild, welches Xenophon uns gezeichnet hat, ein weit nüchterneres als dasjenige, welches der idealere und geistig unendlich bedeutendere Platon von dem geliebten Lehrer entworfen. Wir können Jenen nicht so ganz beistimmen, welche dem Sokrates des Platon nur eine geringe historische Wahrheit zuerkennen und in Platon's Darstellung mehr eine dichterisch idealisirte Aufzeichnung erblicken. Der Umstand, meinen wir, daß Platon über eine Person schrieb, welche seinen Zeitgenossen vollständig bekannt war, macht eine historisch unwahre Ausschmückung unmöglich. Unzweifelhaft aber war Platon befähigter, des Sokrates eigentliches Wesen und seine Bedeutung aufzufassen, als Xenophon, der mehr Freund und Bewunderer des Sokrates denn ein des Meisters würdiger Schüler war.

Gestützt auf Beider Zeugniß wollen wir vor unseren Blicken ein Lebensbild dieses wunderbaren Mannes entrollen. Wir wollen zunächst seinen Charakter, sein Leben und Wirken betrachten und dann in einem zweiten Aufsatze die Umstände erwägen, welche ihn in jenen verhängnißvollen Conflict führten, der mit seiner Hinrichtung endete.

In dem vierten Jahre der 77. Olympiade, d. i. im Jahre 469 vor Christi Geburt, ward Sokrates geboren. Sein Vater Sophroniskos war ein Bildhauer von untergeordneter Bedeutung, seine Mutter Phänarete versah das Amt einer Hebamme. Ueber die Jugend des Sokrates und den Gang seiner Bildung ist uns leider so gut wie nichts mitgetheilt.

Plutarch berichtet von einem Spruch der Pythia, welchen Sophroniskos erhielt, als er in Betreff des Sohnes das Orakel zu Delphi der Sitte jener Zeit gemäß angerufen hatte. Sie habe befohlen, heißt es, er solle den Sohn sich nach eigenem Antrieb frei entwickeln lassen, ohne ihn zu irgend etwas zu zwingen oder besonders zu leiten; er solle nur zu Zeus und den Musen für ihn beten; der Sohn habe einen besseren Lebensführer in sich als alle Lehrer und Pädagogen seien.

Wenn nun auch Sophroniskos im wesentlichen diesem Befehle gemäß verfuhr, so ist unzweifelhaft doch Sokrates jenes Unterrichtes theilhaftig geworden, welchen die Söhne der athenischen Bürger der Forderung des Staates gemäß erhalten mußten. Dieser Unterricht erstreckte sich auf Grammatik, Musik und Gymnastik. Der grammatische Unterricht umfaßte Schreiben und Lesen. Sobald die Knaben des letzteren mächtig waren, mußten sie die Werke der nationalen Dichter lesen und zum großen Theil auswendig lernen. Die pädagogische Bedeutung des musikalischen Unterrichts stand den Griechen sehr hoch; es erstreckte sich dieser Unterricht hauptsächlich auf den Gesang und den Gebrauch der zur Begleitung des Gesanges dienenden Instrumente, wie Lyra und Kithara. Die gymnastische Durchbildung der Jugend, welche einen großen Theil der Zeit in Anspruch nahm, wurde in den Ringschulen oder Palästren mit regem Eifer getrieben.

An diesem Unterrichte nun nahmen die Knaben Theil, bis sie in das Jünglingsalter traten, d. h. bis zum sechzehnten Jahre. Während die Söhne der reicheren Bürger in den darauf folgenden Jahren in dem Unterrichte der Rhetoren und Philosophen eine höhere geistige Ausbildung erstrebten, daneben aber hauptsächlich sich in der Ausübung der ritterlichen Künste vervollkommneten, mußten die Söhne derjenigen, welchen die Mittel dazu fehlten,

mit jenem Alter in ein Gewerbe eintreten und dasselbe erlernen.

Die pecuniäre Lage des Sophroniskos war offenbar nicht besonders glänzend und sie gestattete ihm wohl nicht, seine Kinder länger, als es Sitte und Gesetz vorschrieb, einer allgemeinen Ausbildung obliegen zu lassen. So haben wir Grund anzunehmen, daß Sophroniskos den zum Jüngling herangereiften Sokrates alsbald in seine Werkstatt nahm, um ihn des Vaters Geschäft erlernen zu lassen. Wie lange Sokrates in der Werkstatt des Bildhauers arbeitete, wissen wir so wenig, als wie viel und wie gutes er in derselben geschaffen hat. Noch in späterer Zeit wurde ein Werk von Sokrates' Hand, welches die Grazien im Gewand darstellte, auf der Akropolis von Athen gezeigt.

Wir vermuthen indessen, daß Sokrates bald jene Werkstatt verlassen, die nicht seine Werkstatt war. Ein höherer Beruf war ihm von der waltenden Vorsehung bestimmt. Sein Werkzeug waren nicht Hammer und Meißel, mit welchen die kunstfertige Hand nur den todten Stein bearbeitet, sondern das seinige war die schneidende Rede, die von dem gewaltigen, auf das Ewige gerichteten Gedanken geführt die Geister erweckte und bildete. Das war sein göttlicher Beruf, dem Menschengeist seine höchsten Ziele zu zeigen und ihn zu einem höheren Leben anzutreiben.

Spätere erzählen, ein reicher Athener, Namens Kriton, von welchem auch Platon als einem sehr treuen Freund des Sokrates berichtet, habe diesen, nachdem er die Schönheit seiner Seele erkannt, aus der Werkstatt gezogen und habe ihm Gelegenheit zu weiterer Bildung gegeben. Die vorliegenden Berichte lassen uns darüber im Unklaren, wie der weitere Bildungsgang des Sokrates sich gestaltete. Indessen berechtigen uns vereinzelte Andeutungen und die Ueberlegung, wie Sokrates der geworden, welcher er war, einige Vermuthungen darüber aufzustellen.

Sokrates war vollständig bekannt mit den verschiedenen Richtungen, welche die philosophischen Bestrebungen von den Joniern an eingeschlagen hatten. Diese Kenntniß mochte er sich theils durch das Studium der Schriften der älteren Philosophen erworben haben, welche ihm sein wohlhabender Gönner Kriton zugänglich machte, — theils aber hatte er dieselbe gewiß auch im persönlichen Verkehr mit jenen Vertretern der verschiedenen philosophischen Richtungen, welche zu jener Zeit nach Athen kamen, erlangt.

Hier lebte damals eine lange Reihe von Jahren der bedeutendste Philosoph vor Sokrates, Anaxagoras, der Freund des Perikles. Des Anaxagoras Schüler Archelaus, der Physiker, die Eleaten Parmenides und Zenon, die Häupter der Sophisten, jener Weisen, welche, gewandt in der von den Eleaten geschaffenen Dialektik, den Einfluß der Philosophie auf das Leben anbahnten, und so viele Andere lebten und lehrten damals in Athen.

Welche von diesen Männern nun hauptsächlich die Lehrer des Sokrates wurden, wissen wir nicht; Sokrates selbst nennt nur verschiedene Male einen der bedeutendsten Sophisten, den Prodikos, seinen Lehrer.

Die Jonischen Philosophen hatten zuerst die höchsten Fragen, welche der Mensch aufzuwerfen vermag, zu lösen unternommen; ihre physischen Speculationen aber waren kaum mehr als luftige Phantasiegebilde. Die Pythagoräer, die Eleaten, ein Heraklit und die Atomistiker und vor Allen Anaxagoras hatten sich in ihren Speculationen weit über die Anfänge philosophischer Erkenntniß bei den Joniern erhoben; doch war ihnen von dorther der Antrieb zur gründlicheren Erfassung der Natur gegeben. Unter dem Einfluß des Anaxagoras wohl und Anderer folgte auch Sokrates zuerst jenem Antriebe. Hauptsächlich aber war von Anfang an sein Streben dahin gerichtet, sich in der Ausübung jeder Tugend und insbesondere der Selbstbeherrschung zu stärken. Dieser innere Trieb und der Einfluß eines Prodikos und anderer Sophisten wandten Sokrates bald von der Erforschung der Natur ab und führten ihn auf das ihm eigene Gebiet der praktischen Philosophie, auf welchem er nun zu erforschen strebte, was dem Menschen das Wissenswertheste, was schön und gut sei und wie der Mensch zu diesem gelange.

Nach diesen flüchtigen Andeutungen in Betreff des Entwickelungsganges von Sokrates, wollen wir nun das Bild des Mannes betrachten, wie wir es in den

Schriften seiner Schüler gezeichnet finden. Wir werfen zunächst den Blick auf des Sokrates Erscheinung und die äußeren Umstände seines Lebens.

Spätere Schriftsteller gingen in ihrer Verehrung des Sokrates so weit, daß sie den Zeugnissen der Alten entgegen behaupteten, Sokrates habe, wenn er auch nicht von weiblicher Schönheit gewesen, doch ein feines und ansehnliches Mannesgesicht gehabt. Die Zeugnisse des Platon und Xenophon sind indessen in dieser Beziehung zu unzweideutig, als daß wir daran zweifeln könnten, Sokrates' äußere Erscheinung sei von auffallender Häßlichkeit gewesen.

Im Xenophontischen Gastmahl spricht Sokrates von seinem übertrieben dicken Bauche und zeichnet selbst seinen Kopf in dem sehr scherzhaften Gespräch mit Kritobulos, indem er sich bemüht, diesen schönen Jüngling zu überzeugen, daß Sokrates ihn an Schönheit übertreffe. Als Kritobulos sich zu der Erklärung hat verleiten lassen, daß die Dinge schön seien, sofern sie ihrem Zwecke entsprechen, sagt Sokrates: „So sind meine Augen schöner als die deinigen, da sie weit hervorstehen und nicht allein geradeaus, sondern leicht nach jeder Seite sehen; meine Nase ferner ist schöner als die deine, da die weitoffenstehenden Nasenlöcher leicht von jeder Seite her die Gerüche aufnehmen, die deinen aber zur Erde gerichtet sind; und auch insofern ist sie schöner, da sie eingedrückt ist und deshalb den Blick nicht versperrt, während deine gerade Nase als trennende Scheidewand zwischen den Augen steht." In Betreff des Mundes bescheidet sich Kritobulos dann sofort, indem er bemerkt, sofern der Mund zum Abbeißen gemacht, sei freilich des Sokrates Mund schöner, denn er könne damit ein weit größeres Stück abbeißen. „Auch deshalb," setzt Sokrates hinzu, „weil der Kuß von meinen wulstigen Lippen weicher ist und sanfter als der deinige."

Die hier gegebenen Züge reichen aus, uns ein Bild von der äußeren Erscheinung des Sokrates zu entwerfen. — Das ähnelt denn in der That sehr jenem alten, scheußlichen Gesellen aus dem Gefolge des Dionysos, dem Silen, welcher dickleibig, kahlköpfig, mit glotzenden Augen und eingefallener Nase im trunkenen Gesicht dargestellt ward. Mit ihm ward dann auch des Sokrates Erscheinung wiederholt verglichen; so auch von Alkibiades in seiner herrlichen Lobrede auf Sokrates, welche Platon in seinem „Gastmahl" uns mittheilt.

Indem er sagt, Sokrates gleiche jenen aus Holz verfertigten, hermenartigen Silenenbildern, welche man in den Werkstätten der Bildhauer antreffe und in deren Innern man, sobald sie aus einander geschlagen werden, die herrlichsten Götterbilder erblicke, — deutet er auf die wunderbare Schönheit der Seele, deren körperliche Hülle so wenig ansprechend war.

Aber dieser Körper war abgehärtet und gestählt in solcher Weise, daß er der gehorsame und stets leistungsfähige Diener des Geistes war. Krank war Sokrates bis in sein hohes Alter nie. Beständig blieb er bestrebt, den Körper durch gesunde, möglichst gleichmäßige Bewegung stark zu erhalten. Durch diese Uebungen und durch eine stete weise Mäßigung in allen sinnlichen Genüssen erlangte Sokrates eine solche Herrschaft über seinen Körper, daß kein Bedürfniß nach Ruhe oder nach Nahrung ihn zu stören vermochte, sobald er mit Anderem beschäftigt war. Unglaublich klingt, was uns in dieser Beziehung berichtet wird. Einst geschah es, als Sokrates im peloponnesischen Kriege am Feldzuge gegen Potidäa theilnahm, daß er eines Morgens nachsinnend stehen blieb. Ohne durch die sich um ihn bewegenden Menschen, welche ihn beobachteten und sich gegenseitig aufmerksam auf ihn machten, irgend wie gestört zu werden, blieb er unbeweglich auf der einen Stelle stehen, ganz in Nachdenken versunken. Abends lagerten sich Viele um ihn, um zu beobachten, wie lange er ausharren würde; Sokrates blieb, bis der Morgen anbrach, — dann betete er zum Sonnengott und ging eilig fort.

In den Feldzügen, an denen er als Schwerbewaffneter theilnahm, kam ihm Keiner gleich in der Ertragung von Strapazen. So wenig als der Mangel an Lebensmitteln vermochten ihn Hitze oder Kälte zu quälen. Als sie einst im Winter in den thracischen Gefilden lagerten und die an so strenge Kälte nicht gewöhnten Athener sich in dichte Kleidung hüllten und die Füße mit Filz und Pelz umwickelten, ging Sokrates umher in derselben

Kleidung, welche er sonst zu tragen pflegte, und überschritt, ohne Unbehagen zu zeigen, barfuß die Eisflächen.

Nicht finstere, ascetische Grundsätze führten Sokrates zu dieser unglaublichen Abhärtung seines Körpers, sondern jenes frische Streben, den Geist von den Bedürfnissen des Körpers möglichst unabhängig zu machen. Das hinderte den Sokrates nicht, im Kreise der Freunde sich auch dem fröhlichen Genusse des Lebens hinzugeben; und sein gestählter Körper ertrug dann auch in dieser Richtung mehr als der eines Anderen. Alkibiades sagt: „Ohne Neigung zum Trinken, trank er doch, wenn er genöthigt ward, Alle darnieder, und Niemand hat den Sokrates je berauscht gesehen." Der Schluß jenes schönsten Platonischen Dialogs, des Gastmahls, liefert eine herrliche Illustration zu diesen Worten des Alkibiades. In die, mehr ernsten Gesprächen als dem Trinken sich widmende Gesellschaft treten plötzlich einige trunkene Nachtschwärmer und nöthigen nun zu stärkerem Trinken. Da sind denn Einige bald fertig und gehen fort; die Anderen fallen nach und nach ab und schlafen ein. Als die Hähne den Anbruch des Tages verkünden, sitzt nur noch Sokrates mit Agathon und Aristophanes im Gespräch, und die drei trinken aus einer großen Schale rechts herum. Als auch diese Letzten sanft entschlummert, entfernt sich Sokrates. Nachdem er ein Bad genommen, ging er in das Lykeion, wie er zu thun pflegte, brachte hier den Tag über zu und begab sich erst am Abend nach Hause, um zu ruhen.

Von jener Weltklugheit, die da Geld und andere Schätze sammelt, theils um ihrer selbst willen, theils um sich dadurch Genüsse und andere Bequemlichkeiten zu verschaffen, war Sokrates nichts eigen; sein Streben war allein auf höheren Besitz gerichtet.. Er pflegte zu sagen: „Den Göttern allein ist es vorbehalten, nichts zu bedürfen; aber wer am wenigsten bedarf, der kommt dem göttlichen Wesen am nächsten." So lebte Sokrates in Dürftigkeit, ja in Armuth. Sein väterliches Erbe, welches 80 Minen, d. h. etwa 2000 Thaler betragen haben soll, hatte Sokrates an Jemand verliehen; als dieser das Geld im Handel verloren, war Sokrates auch zufrieden, — es bekümmerte ihn nicht. Wie gering seine Habe war, wird wiederholt erwähnt; er selbst sagt einmal darüber, wenn er einen Käufer fände, könne er wohl fünf Minen dafür erhalten; und später, als er nach seiner Verurtheilung einen Strafantrag stellen soll, glaubt er im Stande zu sein, eine Mine Silber, also fünfundzwanzig Thaler, zu zahlen.

Sicher hätten die reichen Freunde des Sokrates ihm gern eine angenehmere Lebenslage verschafft; ja auch von außen, vom Könige Archelaos von Makedonien, von den Regenten Skopas von Kranon und Eurylochos von Larissa, wurden ihm reiche Geschenke geboten, — aber er verschmähte Alles und lebte fort in freiwilliger Armuth.

Der Sophist Antiphon machte ihm einst Vorwürfe über seine Lebensweise: es möge ja kein Sklave so leben wie Sokrates, keiner so essen, noch sich so kleiden und ohne Schuhe und Unterkleider mit demselben Mantel Sommer und Winter einhergehen. Ihm erwiederte Sokrates gelassen: „Glaubst du denn, daß dir dein Tisch besser schmeckt, als mir der meinige? Oder hast du jemals gesehen, daß ich von der Hitze oder der Kälte mehr leide als ein Anderer?"

Es ist bekannt, wie dieses Streben des Sokrates nach Bedürfnißlosigkeit von seinem Schüler Antisthenes und in der von diesem gegründeten cynischen Schule zur Caricatur ausgebildet ward.

In welcher Weise nun Sokrates den Lebensunterhalt für sich und die Seinen erhielt, wissen wir nicht. Er selbst verdiente gar nichts; er nahm ebensowenig Bezahlung für seine Thätigkeit, als die ihm angebotenen Geschenke. Möglich ist, daß seine wohlhabenden Freunde in der Weise für ihn sorgten, daß sie seiner Frau die zur Bestreitung des Haushalts nöthigen Mittel gaben, — möglich auch, daß sie selbst diese in der einen oder andern Weise durch Arbeit erwarb.

Unwillkürlich lächeln wir, sobald wir an die übel berüchtigte „bessere Hälfte" des Sokrates denken. Wir haben uns gewöhnt, mit ihrem Namen, mit dem Namen Xanthippe, ein jedes böses, keifendes Weib zu bezeichnen. Der Namen ruft uns sofort ins Gedächtniß jene verschiedenen Anekdoten, die berichten, in welcher

Weise Xanthippe den alten Sokrates gequält und mißhandelt, und wie gelassen Sokrates diese Unfreundlichkeiten ertrug. Diesen Geschichtchen, welche meist von späteren Schriftstellern überliefert sind, verdankt Xanthippe den so bösen Ruf. Es sind verschiedene Versuche gemacht, des Sokrates Frau in einem besseren Lichte darzustellen. So enthalten die Acta philosophorum einen Aufsatz: „Die ehrliche Xanthippe," in welchem der alte Heumannus eine Ehrenrettung versucht. Er sagt, Platon und Aristoteles, welche so oft von den Tugenden und Lastern der Frauen sprechen, würden doch gewiß, wenn Xanthippe wirklich so schlecht war, dieselbe einmal als Muster im bösen Sinne angeführt haben, „allein sie schwiegen mausestille von ihr und also gaben sie ihr dadurch ein gutes Zeugniß." Einen anderen Grund gegen die Glaubwürdigkeit der späteren Berichte über Xanthippe nimmt Heumannus aus folgendem Umstande. Plutarch erzählt dieselbe Anekdote, in welcher die Xanthippe als äußerst böse erscheint, an einer anderen Stelle auch von der Frau des Pittakos, eines der sieben Weisen. Nun schließt Heumannus, es haben die Schriftsteller von der Xanthippe, als des bekannten Sokrates Frau, alle jene schlechten Geschichten erzählt, zu welchen des Pittakos Frau, der allerdings ein solches „Murmelthier" zum Weibe gehabt, und andere schlechte Frauen Veranlassung gegeben.

Mag das sein, daß durch dergleichen Uebertragungen der Xanthippe ein böserer Leumund entstand, als sie verdiente; immerhin geht aus den glaubwürdigsten Zeugnissen hervor, daß sie nicht gerade als Muster einer edlen, sanften Weiblichkeit angeführt werden kann.

Xenophon erzählt in seinem Gastmahl, Antisthenes habe den Sokrates gefragt, wie er denn mit der Xanthippe leben könne, die doch das böseste Weib sei, von allen, welche es gegeben, giebt und geben wird. Sokrates erwiederte gelassen: „Wie diejenigen, welche gute Reiter werden wollen, sich nicht die folgsamsten, sondern hitzige Pferde wählen, so habe auch ich, der ich darnach strebe, mit den Menschen leben und umgehen zu können, mir diese zur Frau gewählt, da ich weiß, daß, wenn ich es mit ihr aushalte, ich auch leicht mit allen andern Menschen werde verkehren können."

In seinen Denkwürdigkeiten theilt Xenophon eine Unterredung mit, in welcher Sokrates seinen ältesten Sohn Lamprokles zur Achtung und Liebe gegen seine Mutter ermahnt. Auf die Bemerkungen des Sokrates, wie viel Gutes doch die Mutter dem Sohne erwiesen habe, erwiedert Lamprokles: Und wenn sie das auch alles gethan, so ist's doch nicht möglich, daß ein Mensch ihr ungestümes Wesen aushalte. Als Sokrates ihn dann fragt, was er für unerträglicher halte, die Wildheit eines Thieres oder die einer Mutter, erwiedert Lamprokles: Gewiß die einer Mutter, wenn sie so beschaffen ist wie diese. Dergleichen Zeugnisse berechtigen wohl zu der Ueberzeugung, daß Xanthippe von sehr heftiger Gemüthsart war, aber keineswegs zu der Ansicht des Bodinus, der da schreibt, „es sei ein wahres Werk der Barmherzigkeit gewesen, daß die Athener den Philosophen durch den Schierlingstrank von seiner Ehehälfte geschieden haben."

Es werden auf der anderen Seite auch Züge von der Xanthippe berichtet, welche sie als gute Mutter und anhängliche Frau erscheinen lassen. So sagt Sokrates in dem vorhin angeführten Gespräche mit seinem Sohne: „Du weißt ja doch, daß deine Mutter es stets gut mit dir meint, daß sie in deinen Krankheiten alles Mögliche thut, damit du wieder gesund werdest und daß sie die Götter um alles Gute für dich bittet."

Und Platon erzählt im Phädon, daß sie am letzten Lebenstage des Sokrates jammernd bei ihm saß im Gefängnisse, und wie sie, als Sokrates seinen Freunden gebot, sie fortzubringen, ihrem Schmerze um den Verlust des Gatten wilden Ausdruck verlieh.

Was nun das unfreundliche, heftige Wesen der Xanthippe gegen ihren Gatten betrifft, so sind hierfür auch verschiedene Entschuldigungsgründe beizubringen. Man hat dasselbe aus der Häßlichkeit des Sokrates zu erklären versucht: „Denn wenn ein Mann," sagt Heumannus, „eine ungeheure Figur präsentiret, so ist es endlich kein Wunder, wenn ihn seine Frau mit caressiren verschonet und ihn anstatt freundlicher Worte mit verdrießlichen Re-

den abspeiset." — Von größerem Gewicht sind andere Umstände, welche Zeller in seinem trefflichen Aufsatz: „Die Ehrenrettung der Xanthippe" anführt. — Xanthippe war nicht im Stande, die hohe Mission ihres Gatten zu verstehen und zu würdigen. Das ganze Thun und Treiben desselben mußte ihr daher als dasjenige eines Sonderlings und Pedanten erscheinen. Dazu kam, daß Sokrates ihr allein es überließ, das Haus zu bestellen, die Kinder zu erziehen und für die Ernährung der Familie alle Sorge zu tragen. Nehmen wir endlich dazu, daß Sokrates kein besonders zärtlicher Ehemann war und daß er auch wohl durch seinen Umgang mit anderen Frauen gelegentlich die Eifersucht seiner Ehefrau erweckte, so sind das in der That Gründe genug für die Behauptung, daß wohl auch manch anderes weibliche Wesen nicht gerade die freundlichste Gattin eines solchen Mannes sein würde. Gegenüber den Berichten Späterer, welche melden, Sokrates sei zweimal und zwar zuerst mit einer Enkelin des Aristides, Namens Myrtho, verheirathet gewesen, steht nun wohl fest, daß Sokrates sich nur einmal und wahrscheinlich erst in höherem Lebensalter verehelichte. Mit ziemlicher Bestimmtheit wenigstens läßt sich behaupten, daß Sokrates im Jahr 423 v. Chr. noch nicht mit der Xanthippe verheirathet war. In diesem Jahre nämlich ließ Aristophanes an dem Feste der großen Dionysien die „Wolken" aufführen, in welcher Komödie bekanntlich Sokrates in aller erdenklichen Weise lächerlich gemacht wird. Die Farben zu dem ergötzlichen Bilde des Philosophen nimmt Aristophanes theils von dessen häßlichem Aeußeren, seiner dürftigen Kleidung und Wohnung und seinem einfachen Leben, theils aber entlehnt er solche von den Naturphilosophen und Sophisten. Wäre Sokrates damals schon mit der Xanthippe verheirathet gewesen, so würde Aristophanes für sein Bild gewiß auch die komischen Züge benutzt haben, welche das eheliche Leben des Sokrates in so reichlichem Maße bot. Man müßte sonst annehmen, Sokrates und Xanthippe hätten damals noch in jenen Wochen ihrer Ehe gelebt, in welchen das junge Glück der Gemeinschaft noch nicht durch die individuellen Eigenthümlichkeiten gestört war. Aber unsere Vermuthung, daß Sokrates sich erst in höherem Alter verheirathet habe, findet in der Erwähnung des Platon weitere Bestätigung, daß in dem Todesjahre des Sokrates, d. h. in seinem siebenzigsten Lebensjahre, sein ältester Sohn Lamprokles ein Jüngling, die beiden anderen Söhne aber, Menexenos und Sophroniskos, „kleine Knaben" gewesen seien.

Suchen wir nun nach diesem Excurs über das häusliche und eheliche Leben des Sokrates zu den wenigen bisher angeführten Charakterzügen die übrigen hinzuzufügen, um das Charakterbild dieses wunderbaren Mannes zu vervollständigen. — Sokrates war ein Mann im vollen, besten Sinne des Wortes; nur wenige Personen, von denen die Weltgeschichte meldet, lassen sich ihm zur Seite stellen. Wie die Erscheinung dieses Charakters einst so mächtig auf die Besten seiner Zeit wirkte und sie zwang, ihm nachzustreben, — so fesselt sein Bild noch einen Jeden, der es beschaut, und Niemand wird den Blick davon wenden, ohne von seiner Größe und Schönheit im Innersten ergriffen zu sein und ohne in ihm ein hohes Vorbild für das eigene Streben zum Besseren erkannt zu haben.

Die Zeugnisse unserer besten Gewährsmänner stimmen überein in der rückhaltlosesten Bewunderung vor dem Charakter des Sokrates. Daneben kann es von keinem Gewicht sein, wenn Spätere, wohl getrieben durch den Streit der philosophischen Schulen unter einander, jenen herabzusetzen suchten. Wenn es aber wahr gewesen wäre, was angeblich von Leuten, welche den Sokrates kannten, berichtet sein soll, daß er nämlich von Natur jähzornig und heftig gewesen sei, so sind wir durch die gültigsten Zeugnisse zu der Behauptung berechtigt, daß Sokrates dergleichen Schwächen des Charakters durch Selbstbeherrschung vollständig überwunden hatte. Denn die Herrschaft über sich selbst besaß Sokrates in vollendetem Grade, vielleicht nicht von Natur, sondern erworben durch beständige Uebung; sie ist der eigentliche Grundzug seines Charakters und sie galt ihm für die Grundlage jeglicher Tugend. Die Herrschaft über sich selbst und über alle seine Neigungen und Lüste, pflegte er zu sagen, ist's, was den Menschen über das unvernünftige Thier erhebt; wer ihrer entbehrt, lebt in der allerschlimmsten Skla-

verei des allerschlimmsten Herrn, nämlich der hierhin und dorthin ziehenden Begierden, die alle freie Bestimmung hindern. Wer diese Gewalt über sich selbst nicht besitzt, ist deshalb auch nicht im Stande, das Beste zu wählen und zu thun, er vermag nicht, tugendhaft zu leben. Denn Tugend ist nach der Ansicht des Sokrates das Wissen um das Gute. Dieses aber kann nur insofern eins sein mit dem Guthandeln, als der Mensch die vollendete Herrschaft über alle seine Lüste und Begierden besitzt. Nur dann werden die Antriebe zum Handeln, welche durch die Begierden veranlaßt werden, nie ihn zu verhindern vermögen, dem von dem erkannten Guten geübten Antriebe zu folgen.

Sokrates folgte stets dem Antriebe des Guten; nie zog er diesem das Angenehme vor; tugendhaft war sein Handeln nach jeder Richtung. Neben der ernsten, strengen Tugend aber tritt in seiner Erscheinung leuchtend jene Schönheit der Seele hervor, welche dem griechischen Wesen so ganz besonders eigen war.

Unerschrockenheit, Tapferkeit und Besonnenheit besaß er im höchsten Grade, Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit und reine Herzensfreundlichkeit waren bleibende Zierden seines Charakters. Unbeugsam war er in seiner Ueberzeugung, treu bis in den Tod seinen Freunden, gerecht gegen Jedermann. Gehorsam gegen das vaterländische Gesetz, strebte er stets dasselbe in wahrhaft gerechtem Sinne zu erfüllen; endlich, ein tief religiöser Sinn beherrschte sein ganzes Dasein.

Des Sokrates Zeitgenossen überlieferten uns viel charakteristische Züge aus seinem Leben und seiner Lehre, welche die Größe und Schönheit seines Innern uns erkennen lassen; wir wollen im Folgenden einige derselben mittheilen. Sokrates nahm, wie schon oben erwähnt, in treuer Erfüllung seiner Bürgerpflicht an zwei Feldzügen während des peloponnesischen Krieges Theil; zuerst an dem Feldzuge gegen Potidäa, welcher den unglückseligen Krieg im Jahre 431 eröffnete; später an der Unternehmung gegen Delion und Amphipolis (424 — 423). Rühmend wird die Tapferkeit des Sokrates erwähnt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Delion folgte Sokrates, wie Alkibiades im Gastmahl des Platon erzählt, ruhig und unerschrocken dem sich zurückziehenden Heere an der Seite des Oberfeldherrn, aber weit besonnener als dieser und alle Anderen. So ruhig schritt er einher, beständig den Blick auf die Feinde geheftet, daß keiner der Verfolger ihn anzugreifen wagte.

In dem Kampfe bei Potidäa rettete Sokrates dem verwundeten Alkibiades Waffen und Leben. Dieser, welchem die Feldherren den Preis der Tapferkeit geben wollten, trug darauf an, sie möchten denselben dem Sokrates zuerkennen. Sokrates aber betrieb es eifriger, als die Feldherren selbst, daß der Preis dem edlen Alkibiades zuertheilt wurde. Niemals eben trachtete der bescheidene Sinn des Sokrates nach Auszeichnungen irgend welcher Art. Vielversprechende Anerbietungen wurden ihm von fremden Fürsten gemacht, welche bestrebt waren, den wunderbaren Mann an ihre Höfe zu ziehen; er lehnte sie ab mit dem Bemerken, man solle nichts annehmen, was man nicht erwiedern könne. Galt ihm das Bewußtsein, recht und dem Willen der Götter gemäß gehandelt zu haben, als der schönste Lohn seines Lebens, so schätzte er daneben besonders hoch den Besitz der Freunde, welche er durch sein Wesen an sich fesselte. Stets war er bereit, diesen mit Rath, und so weit es seine Mittel gestatteten, auch mit der That zu helfen.

Wir kommen unten auf das Zusammenleben des Sokrates mit seinen Freunden zurück.

Wiederholt wird von unsern Gewährsmännern des Sokrates Gerechtigkeit gegen Jedermann rühmend hervorgehoben; insbesondere aber haben sie uns einige Beispiele erzählt, welche zeigen, wie unerschütterlich fest seine Gerechtigkeitsliebe war; auch sein Leben achtete er für nichts, wenn es galt, das Gerechte dem Ungerechten vorzuziehen! So zeigte er sich bei dem Verfahren gegen die Feldherren, welche den Sieg bei den Arginusen erfochten. Bekanntlich wandte sich gegen Ende des unheilvollen peloponnesischen Krieges das Glück der Waffen noch einmal Athen zu. Athens Flotte errang im Jahre 406 bei den Arginusen einen glänzenden Sieg über die spartanische Flotte. Allein der Sieg war theuer erkauft. Mehrere Tausend der besten Bürger Athens, welche den Sieg mit

erfochten hatten, waren nach der Schlacht jämmerlich in den Meeresfluthen umgekommen. Sie waren hülflos auf den im Kampfe beschädigten Schiffen umhergetrieben, von ihren Kampfesbrüdern verlassen und wurden mit den Wracks vom Meere begraben. Wie konnte so Grauenhaftes geschehen? War es doch Recht und Pflicht der Flotte des Siegers, nach der Schlacht die Wahlstatt zu befahren, die Hülflosen zu retten, die umhertreibenden Leichen aufzufischen, um dieselben der Sitte gemäß zu beerdigen. Wir vermögen den Schleier nicht ganz zu lüften, welcher uns die Motive dieses räthselhaften Handelns der athenischen Feldherren verhüllt. Sie gaben in ihrem officiellen Berichte an, ein nach der Schlacht entstandener Sturm habe die Rettung der Hülflosen unmöglich gemacht. Indeß es kamen andere Gerüchte nach Athen, welche die Feldherren als schuldig an dem Unglück erscheinen ließen. So groß in Athen die Freude über den errungenen Sieg war, so groß auch war die Bewegung der Gemüther ob des ungeheuren Verlustes. Wie viele Familien mochten ein oder mehrere Opfer schmerzlich beklagen. Es entstand eine Erbitterung gegen die Feldherren, welche dazu führte, daß dieselben abgesetzt und zur Verantwortung nach Athen beschieden wurden. Sechs der Feldherren, welche bei den Arginusen den Oberbefehl geführt hatten, stellten sich; zwei andere, wohl die Erregung des atheniensischen Volkes fürchtend, zogen freiwillige Verbannung vor. Es wurde nun gegen die Feldherren, welche gekommen waren, sich zu verantworten, in einem beispiellos ungerechten Verfahren entschieden. Es ist aus mehreren Umständen höchst wahrscheinlich, daß die oligarchische Partei in Athen, welche immer mächtiger ihr Haupt erhob und deren Streben dahin ging, Athen an das aristokratische Sparta auszuliefern, um aus dessen Händen die absolute Herrschaft über die Vaterstadt zu erhalten, mit Schuld an diesem unerhörten Verfahren gegen die Feldherren trug. Im wesentlichen aber ist gewiß diese Ungerechtigkeit, wie Grote sagt, aus der ungeheuren Erregung der Gemüther zu erklären.

Das Verfahren war im kurzen folgendes. Nach einer kurzen Verhandlung vor dem Rath und einer Volksversammlung, beschloß der erstere, vor einer zu berufenden Volksversammlung den Antrag zu stellen, „es solle die Volksversammlung sofort darüber abstimmen, ob die Feldherren an dem Tode der nach der Schlacht Umgekommenen schuldig seien; wenn die Abstimmung ein Schuldig ergäbe, sollen die Feldherren mit dem Tode bestraft werden." In zweifacher Beziehung war dieser Antrag unerhört ungerecht. Nach dem Gesetz, an welchem man stets festgehalten hatte, durfte Niemand verurtheilt werden, es sei denn, daß ihm zuvor in regelrechter Weise vor vereidigten Richtern der Proceß gemacht war; auf keinen Fall aber durfte es durch eine bloße Abstimmung in der Volksversammlung geschehen. Nicht minder ungerecht war das Andere, daß über alle Feldherren zugleich entschieden werden sollte; denn eine Gesetzbestimmung forderte die Entscheidung über jeden einzeln. Es brach denn auch in der Volksversammlung, vor welcher dieser alles Rechtsgefühl empörende Antrag des Rathes gestellt wurde, von vielen Seiten ein Schrei der Entrüstung aus, und es ward von Freunden der Feldherren gegen diesen Antrag die Klage der Ungesetzlichkeit erhoben. In einem solchen Falle mußte nach dem Gesetz die Abstimmung verschoben werden, bis in Betreff der Klage auf Ungesetzlichkeit entschieden war. Indessen die erregten Gemüther wollten keinen Aufschub — und es mochten ebensowohl die Angehörigen der Umgekommenen, als die Mitglieder der oligarchischen Partei die allgemeine Erregung schüren. Es hieß, wer denn das versammelte Volk hindern wolle, zu thun, was ihm beliebe — ja es ward sogar der Antrag gestellt und mit Beifall angehört, man solle über diejenigen, welche gegen den Antrag des Rathes die Klage der Ungesetzlichkeit erhöben, zugleich mit das Todesurtheil fällen. Die Klage auf Ungesetzlichkeit ward zurückgezogen. Nun aber weigerten sich die der Volksversammlung vorsitzenden Prytanen, den durchaus ungesetzlichen Antrag zur Abstimmung zu bringen. Gegen sie wandten sich nun die Wuthausbrüche des erregten Volkes. Man schrie, man drohte, ja es ward auch jetzt der Antrag gestellt, man solle die Prytanen das Schicksal der Feldherren theilen lassen, sofern sie sich noch weigerten, dem Willen des Volkes gemäß zu handeln. Auch die Prytanen gaben

ihren Widerstand auf und erklärten sich bereit, den Antrag regelrecht zur Abstimmung zu stellen. Nur Einer verharrte in seiner Weigerung, nur Einer konnte nicht durch die Drohungen der rasenden Volksmasse bewogen werden, dem Ungerechten zuzustimmen. Und dieser Eine war — Sokrates! Unerschütterlich treu dem Gesetz und dem Rechte, versagte er allein dem ganz ungesetzlichen Beschlusse seine Zustimmung. Seine Stimme freilich vermochte nicht, das Ungesetzliche zu verhindern; der Antrag ward zur Abstimmung gestellt, dieselbe erfolgte, — und die Feldherren tranken den Giftbecher.

Zwei Jahre nach diesem Ereigniß war Athens Macht vollständig gebrochen. Nach jahrelangem, von wechselndem Erfolg begleitetem Ringen war die schöne Stadt herabgesunken von dem höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens; — sie ward, ihrer Schutz- und Trutzwehren beraubt, von ihren schlimmsten Feinden nunmehr den grausamen Händen der oligarchischen Partei überliefert.

Es ist hinlänglich bekannt, mit welcher empörenden Grausamkeit jene berüchtigten Dreißig etwa ein Jahr lang in Athen wütheten.

Sokrates tadelte ohne Scheu in offenem Wort die ungerechten Handlungen derselben, und einst ward ihm Gelegenheit, durch die That zu zeigen, daß auch ihre Drohungen nicht im Stande waren, seine Achtung vor Gesetz und Recht zu überwinden.

Es war Maxime jener Tyrannen, möglichst viele, namentlich der angesehensten Athener zu Theilnehmern an ihren scheußlichen Handlungen zu machen und dieselben so mit zu belasten. Sobald sie bei irgend Jemand die Neigung zur Wiederherstellung der Demokratie witterten, sobald nur Jemand ihnen mißliebig war, oder auch sobald es sie nach den Reichthümern eines Mannes gelüstete, — alsobald erhielten einige Athener Befehl, den Betreffenden zur Hinrichtung herbeizuschaffen. So erhielt denn auch Sokrates einst nebst vier andern Bürgern den Befehl, einen angesehenen Mann Namens Leon aus Salamis, der ein gemäßigter Demokrat war, herbeizuschaffen, damit er gerichtet werde. Jene Vier folgten dem Befehl, — Sokrates nicht. Er entzog sich auch nicht etwa dem Arm und der Rache der Tyrannen durch Flucht, — nein, er blieb ruhig in Athen und ging wie zuvor seinem Berufe nach, unbekümmert um die Macht, welche sein Leben bedrohte. — Furcht war dem Charakter des Sokrates vollständig fremd; Drohungen vermochten ebenso wenig ihn zu veranlassen, seine Stimme oder Hand der Ungerechtigkeit zu leihen, als sie ihn aus der geliebten Vaterstadt vertreiben konnten, in welcher er seiner Ueberzeugung gemäß den göttlichen Auftrag zu erfüllen hatte, die Menschen zur Wahrheit und zur Tugend zu erziehen.

Um des Sokrates eigentliches Wesen, sein Wirken und sein Lebensschicksal zu würdigen und richtig zu verstehen, müssen wir nun noch sein Verhältniß zur Religion betrachten. Sokrates war eine tief religiöse Natur. Nicht nur, daß er auch hierin treu den Gesetzen und Gebräuchen des Vaterlandes es für Pflicht hielt, die vaterländischen Götter nach bestehender Sitte zu verehren, sondern es war sein Wesen erfüllt und durchdrungen von einem so lebendigen religiösen Bedürfniß und Glauben, daß ihm wohl der Name eines religiösen Schwärmers beigelegt wurde.

Wie er es selbst that, so forderte Sokrates von einem Jeden, daß er seinen Mitteln gemäß den Göttern Opfer darbringe; nicht auf die Größe der dargebrachten Gaben komme es dabei an, sondern allein auf die Gesinnung, in welcher man sie darbringe; denn diese allein vermöge ein Wohlgefallen der Götter zu erzeugen.

Man hat wohl in dem Festhalten des Sokrates an den herkömmlichen religiösen Gebräuchen eine Vorsichtsmaßregel erblicken wollen, deren sich Sokrates bedient habe, um vor der häufig vorkommenden Anklage als Religionsfeind und Gottesleugner sicher zu sein.

Indessen dürfte es wohl keine Vermuthung geben, welche mehr denn diese dem Charakter des Sokrates widerspricht. Denn nichts liegt diesem Charakter, der Furcht nicht kennt, ferner, als Verstellung, — am allerentferntesten aber Verstellung in diesen Dingen. Die vorhandenen Berichte lassen daran keinen Zweifel, daß Sokrates nicht um äußerer Gesetzeserfüllung willen, sondern daß er aus innerer Ueberzeugung und aus wahrhaft religiösem Be-

dürfniß die religiösen Gebräuche übte. Nicht an diesen selbst wollte er ändern, aber der Geist, in welchem er sie übte, mochte wohl ein anderer sein als der herkömmliche. — Im Betreff des Gebetes sagte Sokrates, man solle die Götter nicht um dieses oder jenes Gut bitten, denn der Mensch wisse nicht, ob das betreffende, von ihm ersehnte Gut wirklich zu seinem Glücke dienen werde; die Götter allein wissen, was zu unserem Besten diene. Darum solle der Mensch im Gebete die Götter auch nur bitten, daß sie ihm verleihen mögen, was für ihn gut sei.

Unwandelbar fest war Sokrates überzeugt, daß die Götter den Menschen auf mancherlei Weise durch Orakel und Zeichen ihren Willen kund thun. Auch hierin war er der treue Sohn seines Volkes. Denn der dem religiösen Empfinden entsprungene Glaube, daß die Götter in Orakeln und Zeichen zu den Menschen reden und so auf die menschlichen Angelegenheiten einwirken, war dem Geist des griechischen Volkes tief eingewurzelt. Nur in solchen Dingen aber, sagte Sokrates, dürfe man die Götter in Orakeln und durch Wahrsager befragen, welche der menschlichen Einsicht verschlossen sind. In Betreff dessen, was die Götter den Menschen zu erkennen vergönnt haben, dürfe man sich nicht auf Orakel und Wahrsager verlassen, sondern müsse die richtige Einsicht zu gewinnen suchen und nach Maßgabe derselben seine Entschlüsse einrichten.

Wunderbar ist des Sokrates Glaube an eine ihm eigene göttliche Inspiration. In den Schriften unserer Gewährsmänner finden wir wiederholt Stellen, in welchen Sokrates von einer in ihm wohnenden göttlichen Stimme spricht, welche zu hören, er von Jugend auf gewöhnt gewesen sei. Ueber dieses Sokratische „Dämonium" ist viel geredet und geschrieben. Wir haben darunter nach Schleiermacher's Erklärung nicht, wie es oft geschehen, ein persönliches Wesen zu verstehen, sondern eine innere Stimme, welche Sokrates eine „dämonische", d. i. eine göttliche nannte. Die Natur derselben wird uns leicht klar, wenn wir darauf achten, was Sokrates darüber sagt. Nach seiner Erklärung trieb ihn die Stimme niemals an, etwas zu unternehmen, sondern sie trat ihm nur warnend entgegen, so oft er im Begriff stand, etwas zu thun, was nicht zu seinem Besten gewesen wäre. Und ebenso vernahm er sie bisweilen, wenn einer seiner Freunde vor einem Unternehmen stand, das ihm zum Schaden gereichen konnte. Er selbst, wie er sagt, und seine Freunde haben sich stets wohl dabei befunden, wenn sie den Warnungen der dämonischen Stimme gefolgt seien. — Es gab also jene Stimme nur Andeutungen über den Erfolg irgend eines beabsichtigten Handelns; daher ist, wie Zeller richtig bemerkt, dieselbe nicht mit der Stimme des Gewissens zu verwechseln; denn dieses entscheidet nicht über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit von Handlungen, sondern allein über den sittlichen Werth derselben. Hiermit aber hat des Sokrates prophetische Stimme gar nichts zu thun; die Frage, ob eine Handlung gut oder schlecht, ist nach Sokrates' Lehre rein Sache der menschlichen Erkenntniß, nicht aber göttlicher Offenbarung, für welche er jene Stimme hielt.

Es ist uns die Sache wohl psychologisch verständlich. Sokrates, dessen Inneres frei war von jenen stürmenden Begierden und Wünschen, welche das Urtheil des Menschen in Betreff des Ausgangs einer Handlung trüben, war durch lange Erfahrung und sorgsame Aufmerksamkeit auf Alles im Stande, mit großer Sicherheit den Erfolg einer Handlung vorauszusehen. Aussprüche der Art waren aber nicht etwa auf dem Wege langer Reflexionen entstandene Urtheile, sondern dieselben entsprangen einem unmittelbaren Bewußtsein, einem dunklen Vorgefühl dessen, was ihm oder seinen Freunden zuträglich sein werde. Durchaus begreiflich ist, daß Sokrates für diese innere Stimme eine psychologische Erklärung weder suchte noch fand, sondern in ihr, wie in den Orakeln, eine unmittelbare göttliche Offenbarung erblickte.

Besonders bemerkenswerth ist nun noch die unwandelbar feste Ueberzeugung des Sokrates, daß durch göttlichen Auftrag ihm der Beruf bestimmt sei, in seiner Vaterstadt alles Scheinwissen zu vernichten, seinen Mitbürgern die richtige Erkenntniß des Guten zu geben und sie so zur Tugend zu erziehen. Es war dieser Glaube, wenn nicht veranlaßt, so doch wesentlich befestigt durch ein Delphisches

Orakel, auf welches wir noch zurückkommen.

Wahre Gottesfurcht und unbedingter Gehorsam gegen göttliche Befehle waren so bestimmend für sein Leben, daß er, wenn er ein Zeichen von den Göttern empfangen zu haben glaubte, nie und nimmer im Stande gewesen wäre, aus irgend welchen Rücksichten diesem Zeichen zuwider zu handeln; neben dem Rath der Götter kannte er keine Rücksicht auf Menschliches.

Diese tiefe Religiosität, welche den Mittelpunkt seines Lebens und Strebens bildet, läßt uns des Sokrates gewaltige Wirksamkeit und auch sein Lebensschicksal verstehen.

Will man, wie es wohl geschehen, den Sokrates einen religiösen Schwärmer nennen, so muß man diesen Namen wohl einem Jeden beilegen, welcher von dem Lebenscentrum einer tief religiösen Stimmung aus eine bleibende, mächtige Wirkung auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes ausübte. Wer geistig hochmüthig auf Sokrates' Glauben an göttliche Inspiration durch Orakel, Zeichen und durch seine innere Stimme lächelnd herabblickt, der möge doch eingedenk sein, daß die religiöse Stimmung eines jeden Menschen Form und Ausdruck nur dem Geiste des Volkes und der Zeit gemäß erhält, welchem er angehört und in welcher er lebt. Sokrates war Grieche. Als solcher mußte er dem Geiste seines Volkes und seiner Zeit gemäß an unmittelbare Einwirkung der Götter glauben. Gewiß ist, hätte Sokrates nicht eine so tiefe, feste religiöse Ueberzeugung gehabt, er wäre nimmermehr im Stande gewesen, einen so bleibenden Einfluß auf seine Zeitgenossen, und durch sie wieder auf alle späteren Geschlechter zu üben.

Und wie lebte nun Sokrates? Einfach und anspruchslos, wie sein Charakter war, spielte sich sein Leben ab, arm an äußeren hervorragenden Ereignissen, war es doch von unendlich reichem Inhalt. Niemals trachtete er nach einer Thätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten; denn einmal rieth ihm die dämonische Stimme seines Innern davon ab, und dann hätte eine solche politische Thätigkeit seinem göttlichen Beruf Eintrag thun müssen, mit dessen Erfüllung er nicht nur dem Einzelnen, sondern auch dem Gemeinwesen den besten Dienst zu leisten glaubte. Dieser Beruf nun fesselte Sokrates an seine Vaterstadt; denn ihr glaubte er von der Gottheit gesandt zu sein. Er verließ Athen nur die beiden Male, als ihn die Erfüllung seiner Bürgerpflicht in das Feld hinausführte. Es ist uns nicht gemeldet, zu welcher Zeit Sokrates öffentlich als Tugendlehrer und Menschenbildner auftrat. Nur wissen wir, daß er im Jahre 423, in welchem die „Wolken" des Aristophanes aufgeführt wurden, schon eine allgemein bekannte Persönlichkeit war. Seine Art zu lehren war durchaus verschieden von derjenigen anderer öffentlicher Lehrer, insbesondere der Sophisten. Diese hielten an bestimmten Orten Vorträge über Gegenstände der praktischen Philosophie, zu welchen nur diejenigen Zutritt hatten, welche für einen bestimmten Cursus ein oft beträchtliches Honorar bezahlten. Sokrates begriff nicht, wie Jemand sich so sehr seiner Freiheit begeben konnte, daß er durch Annahme von Geld sich verpflichtete, Jeden, der da zahlte, zu belehren; es erschien ihm verwerflich, den Geldgewinn höher zu achten als den Gewinn, sich durch den Unterricht in der Tugend gute Freunde zu erwerben. Als ihm der Sophist Antiphon einst vorwarf, Sokrates müsse seinen Unterricht selbst für nichts achten, da er denselben sich nicht bezahlen lasse, erwiederte er, ihm scheine es die würdigste Aufgabe, die Menschen in allem Guten zu unterrichten und dieselben dadurch sich zu Freunden zu machen. Ein Anderer möge seine Freude am Besitz haben, er fände weit größere an guten Freunden. Wisse er etwas Gutes, so theile er es ihnen mit und er empfehle sie auch Andern, welche ihnen im Fortschreiten zur Tugend behülflich sein können. Die Freundschaft edler Menschen pries er oft als das schönste Gut, welches man sich erwerben könne! Um aber der Freundschaft der Besten würdig zu sein und sie zu erlangen, müsse ein Jeder erst mit allem Fleiß an sich selbst arbeiten und dahin streben, edel zu werden.

Sokrates lehrte auch nicht an bestimmten Orten zu festgesetzter Zeit, sondern überall und zu jeder Zeit diente er seinem Berufe, seine Mitbürger durch Wort und Vorbild zur Wahrheit und zur Tugend zu erziehen. Auf Spaziergängen, in den

Palästren, auf dem Markt und in den Straßen, — überall, wo Menschen waren, sah man den Sokrates, und Jeder durfte ihm zuhören. Wo er nur irgend Jemand in Selbsttäuschung befangen sah, da war er bestrebt, eine richtigere Selbst- und Sacherkenntniß zu erzeugen. Dabei verfuhr er stets mit großer Freundlichkeit und Milde, sofern er willige Zuhörer traf. Solchen gegenüber aber, welche eine zu große Meinung von ihrer geistigen Bedeutung hatten, wußte er sich einer bitteren Ironie zu bedienen. Einen Jeden wußte er zu fesseln; es mußte ihm ein Jeder Rede stehen, er mochte wollen oder nicht. So schmerzlich es auch sein mochte, durch Sokrates in schlagendster Weise von Vorurtheilen überzeugt zu werden, so ging doch Jeder belehrt von dannen.

Die Gewalt und mächtige Wirkung der Rede des Sokrates läßt sich nicht schöner schildern, als es in der Rede des Alkibiades geschehen, welche uns Platon in seinem Gastmahl mitgetheilt hat. Alkibiades, der schöne, edle, reich begabte Jüngling war längere Zeit hindurch einer der eifrigsten und geliebtesten Anhänger des Sokrates. In seiner Lobrede auf diesen vergleicht er des Sokrates Erscheinung mit dem Satyr Marsyas und, wie wir schon oben erwähnt haben, mit jenen Silenenbildern, welche aus einander geschlagen werden konnten.

Den Vergleich mit dem Satyr Marsyas, welcher bekanntlich, stolz auf sein Flötenspiel, den Apollo zu einem musikalischen Wettstreite herausgefordert hatte, durchführend, sagte er: „Bist du etwa kein Flötenspieler? Wahrlich ein viel bewundernswertherer als jener. Jener entzückte die Menschen durch Instrumente vermittelst der Kraft seines Mundes. Du unterscheidest dich von ihm nur dadurch, daß du dasselbe ohne Instrumente durch bloße Worte bewirkst. Hören wir Reden eines anderen, selbst sehr guten Redners, so liegt das Niemand sehr am Herzen; wenn aber Jemand, sei es ein Weib, ein Mann oder ein Jüngling, dich hört oder deine Rede vorgetragen von einem Anderen, auch wenn er noch so schlecht spricht, so ist ein Jeder im tiefsten ergriffen und ganz gefesselt."

Und ferner den Vergleich mit den Silenenbildern in Bezug auf die Reden fortsetzend, sagt er etwa: „Auch seine Reden sind den aus einander zu schlagenden Silenenbildern sehr ähnlich; denn wenn Jemand die Reden des Sokrates hört, möchte er sie zuerst wohl lächerlich finden, mit solcherlei Ausdrücken sind sie von außen her umhüllt. Da spricht er von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern und scheint auf dieselbe Weise stets dasselbe zu sagen, so daß wohl jeder unerfahrene und unverständige Mensch über solche Reden zu lachen versucht sein möchte. Wer aber durch die Hüllen hindurchzublicken und in das Innere seiner Reden zu dringen vermag, der wird zunächst finden, daß sie allein von allen Reden einen wahrhaft tiefen Sinn bergen; und weiter wird er finden, daß sie von göttlicher Schönheit, daß sie voll von Tugendbildern sind und daß sie auf das Meiste, ja auf Alles sich erstrecken, was der Mensch beachten muß, sofern er nach dem Schönen und Guten strebt."

Auf seinen Wegen durch die Stadt begleitete den Sokrates meist eine Schaar von Zuhörern. Gar Viele drängten sich zu ihm, um den seltsamen Mann kennen zu lernen; Andere auch wohl, weil es ihnen Spaß machte, zu hören, wie Sokrates mit beißender Ironie Diesen oder Jenen examinirte und von seiner Selbstüberhebung überzeugte. Unter diesen Begleitern aber war eine Anzahl von Jünglingen und Männern aus Athen und anderen griechischen Städten, welche, gefesselt durch die Schönheit seiner Seele, mit inniger Liebe und Verehrung zum Sokrates, als ihrem Lehrer und Meister, aufblickten. Manche von denen, welche einst als begeisterte Anhänger seinen Worten gelauscht hatten, wandten sich später von ihm ab, lieber den eigenen Leidenschaften und Wünschen, als dem ernsten Worte des Sokrates folgend. Doch blieben ihm Etliche treu bis in den Tod. In wahrer, reiner Liebe zu seinen Anhängern war er bestrebt, in ihnen ein höheres Leben zu erwecken. Er theilte ihnen nicht in der Weise anderer Lehrer ein ausgebildetes Lehrsystem mit, sondern er wollte mit ihnen die Wahrheit suchen. Deshalb nannte er sie auch nicht seine Schüler, sondern seine Freunde. Dieser kleine Kreis von Jünglingen und Männern, in welchem Sokrates zumeist lebte, war das eigentliche

Feld seiner gewaltigen, fernhin wirkenden Thätigkeit. Hier streute er jenen Samen geistigen Lebens aus, der, auf guten Boden fallend, leuchtend aufging und nun fort und fort durch die Jahrtausende hindurch die Geister befruchtete. Denn des Sokrates Wirken bildet einen Wendepunkt in der Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit.

Die Bestrebungen jener Männer griechischen Stammes, welche wir als die ersten Philosophen in der ganzen Geschichte der Menschheit bezeichnen, bestanden in der dichterischen Ausbildung einer Weltansicht, welche sich auf Naturbeobachtung gründete. In den Eleaten, einer Philosophenschule, deren Stifter aus der Stadt Elea war, begann der menschliche Geist sich loszulösen von den engen Banden der sinnlichen Wahrnehmung und sich zum Gebrauch der logischen Formen zu erheben. Diese dienten jedoch Jenen nur zur Vertheidigung ihrer Weltanschauung, nicht eigentlich zum Auffinden der Wahrheit. Die Sophisten verwarfen alle Bestrebungen der früheren Philosophen. Sie leugneten die Möglichkeit eines allgemein-gültigen Wissens und behaupteten, daß es nur eine subjective Wahrheit gäbe. Die von ihnen weiter ausgebildeten logischen Formen, in deren Gebrauch sie eine große Virtuosität entwickelten, dienten ihnen demgemäß nur zur Vertheidigung der jeweilig aufgestellten Behauptung. Sie trieben und lehrten die Kunst, auch zwei einander widersprechende Meinungen als wahr darzustellen.

Der leichtfertigen Ansicht der Sophisten gegenüber machte Sokrates mit allem Ernst die Forderung geltend, daß es ein allgemein gültiges, objectiv wahres Wissen geben und der Mensch nach demselben streben müsse. Indem auch er die in Phantasiegebilden bestehenden Bemühungen der Früheren um die Erkenntniß der Wahrheit verwarf, verzweifelte er doch nicht an dieser selbst; zu ihr zu gelangen, lehrte er eine ganz neue Methode kennen. Und darin besteht die eine Seite seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.

Nach Sokrates war ein allgemeingültiges Wissen, d. h. die Wahrheit, nur durch genaue Begriffsbestimmung zu erreichen. Er forderte, man müsse, ausgehend von der Erfahrung, aus ihr stets den allgemeinen Begriff zu entwickeln suchen, um von diesem aus dann die einzelnen Fälle der Erfahrung beurtheilen zu können. So war er in den Unterredungen mit seinen Freunden stets bestrebt, sich mit ihnen in der Entwickelung der allgemeinen Begriffe zu üben. Er gab ihnen hierfür nicht feste Regeln, solche besaß er nicht; sondern es war diese Art der Untersuchung bei ihm persönliche Gewandtheit, welche sich seinen Anhängern mittheilte. Auf solche Weise gab Sokrates seinen Schülern zunächst und durch sie den nachfolgenden Geschlechtern jenes Werkzeug des Geistes, mit welchem sich derselbe über die sinnliche Wahrnehmung und das Vorstellungsspiel der träumenden Phantasie zu erheben und zu freier Erkenntniß der Wahrheit hindurchzudringen vermag.

Das große Verdienst, zuerst die Forderung des begrifflichen Wissens aufgestellt und geltend gemacht zu haben, betrifft die formale Seite der Lehrthätigkeit des Sokrates. Aber auch in materialer Hinsicht hat seine Lehre gewaltig eingegriffen in den Entwickelungsproceß des menschlichen Geisteslebens, indem Sokrates nämlich die Frage der praktischen Philosophie in den Vordergrund der philosophischen Bemühungen stellte.

In den Joniern begann das wissenschaftliche Leben mit den Fragen nach dem Wesen der Welt und mit jenen Versuchen, himmlische und irdische Erscheinungen zu erklären. Es lag ihnen und den nachfolgenden Philosophen fern, den Menschen und seine Angelegenheiten in den Kreis ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen zu ziehen. Neben dem von Jenen erstrebten Wissen und ohne Zusammenhang mit ihm lebte im Volke eine andere Weisheit in den Sinn- und Denksprüchen der Dichter, welche die einfachen sittlichen Grundwahrheiten enthielten. Dieselben bildeten die Norm für das sittliche Leben der Griechen.

Sokrates gab dem wissenschaftlichen Streben eine ganz andere Richtung; Astronomie und Geometrie wollte er nur so weit getrieben wissen, als es für richtige Zeiteintheilung und Feldmessung erforderlich. Im Uebrigen solle man über diese Dinge, welche er das Göttliche nannte, nicht weiter grübeln, ehe man das Menschliche nicht gehörig kenne. Unter dem Menschlichen aber verstand er die Fragen, was

gut und gerecht, was tugendhaft, was schön sei.

Zwar hatten die Sophisten schon vor Sokrates die menschlichen Angelegenheiten nicht nur in den Kreis der wissenschaftlichen Forschung gezogen, sondern sie zum eigentlichen Mittelpunkt derselben gemacht. Aber ihrer Lebensansicht lag die Ueberzeugung zu Grunde, daß es so wenig als ein allgemeingültiges Wissen eine allgemeingültige Wahrheit gäbe. Sie vernichteten die im Volke lebende durch Gesetzgeber und Dichter eingeprägte sittliche Ueberzeugung und setzten an Stelle derselben den Eigennutz als Norm für das Thun und Treiben der Menschen. Da nach ihrer Ansicht alle Wahrheit subjectiv war, so kam es ihnen nur darauf an, den Menschen die Gewandtheit der Rede zu geben, daß sie jedesmal dasjenige als gut und gerecht darzustellen wußten, was ihnen nützlich war.

Wie ganz anders verfährt Sokrates! Hatte er gegenüber der Verneinung eines objectiv wahren Wissens durch die Sophisten die Forderung eines solchen geltend gemacht und den Weg gezeigt, wie man zu demselben gelangen könne, so stellte er nun ihrer leichtsinnigen Lebensansicht seine ernste sittliche Ueberzeugung entgegen. Hatten Jene behauptet, daß alle Vorschriften für das Handeln der Menschen in Gesetz und Lebensregeln nur willkürliche menschliche Satzungen seien, so lehrte Sokrates die vor allen menschlichen Satzungen bestehenden sittlichen Ideale kennen, denen der Mensch sich zu unterwerfen habe.

Zwar erstreckten sich seine Unterredun- auf alle möglichen Fragen des Lebens. Nach jeder Richtung hin suchte er eine richtige Erkenntniß durch genaue Begriffsbestimmung hervorzurufen; aber vorwiegend waren seine Untersuchungen auf die ethischen Begriffe gerichtet, und seine Gespräche auch über andere Gegenstände nahmen meist diese Wendung.

Die Naturbetrachtungen des Sokrates, sofern er überhaupt solche anstellte, waren teleologisch. Indem er seine Freunde auf die in der Einrichtung der Welt herrschende Zweckmäßigkeit aufmerksam machte, wollte er in ihnen Achtung vor der Weisheit des Schöpfers und Frömmigkeit erwecken, und sie so zur willigen Unterwerfung unter die „ungeschriebenen" Gesetze führen, welche die Götter den Menschen gegeben.

In Hinsicht auf seine religiöse Ueberzeugung stand Sokrates auf dem polytheistischen Standpunkt seines Volkes, doch sonderte sich ihm schon aus der Vorstellung der Mehrheit der Götter die Idee der Einheit des göttlichen Wesens aus. Seine Betrachtungen über die Natur desselben hatten ebenfalls stets eine ethische Richtung.

Wurde Sokrates auf der einen Seite durch seine Forderung des begrifflichen Wissens eigentlicher Schöpfer und Begründer der wahren Wissenschaft, so ward er dadurch, daß er die ethischen Begriffe in den Vordergrund der wissenschaftlichen Forschung stellte, der große sittliche Reformator. Durch seine ermahnenden Worte, welche zur Besonnenheit, Mäßigkeit und Tapferkeit, zur Weisheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit und zu der allen Tugenden zu Grunde liegenden Selbstbeherrschung antrieben, durch die gründliche und allseitige Erörterung der ethischen Begriffe, — endlich durch das mächtig wirkende Vorbild seiner reinen sittlichen Persönlichkeit pflanzte Sokrates in die Gemüther die ihm selbst eigene unwandelbare Ueberzeugung von der Wahrheit der sittlichen Ideen und eine hohe Begeisterung für dieselben. So gab er den ersten Anstoß zu dem Streben, sich der im Menschengeiste ruhenden sittlichen Ideen klar bewußt zu werden und dieselben wissenschaftlich gegen jeden Zweifel festzustellen.

Wir schließen unsere Betrachtungen des Charakters, Lebens und Wirkens des Sokrates mit jenen Worten, welche den Schluß der Erinnerungen des Xenophon an den geliebten Lehrer bilden:

„Alle, welche des Sokrates eigentliches Wesen erkannt haben und nach der Tugend streben, verlangen noch jetzt beständig von ganzem Herzen nach ihm, als nach demjenigen, welcher am sichersten zur Tugend zu führen wußte. Mir ist er erschienen als der beste und glückseligste Mensch. Sollte dieses Jemandem nicht so erscheinen, so möge er einen anderen Charakter mit diesem vergleichen, und dann urtheile er!"

(Schluß folgt).

Digitized by Google



Das Blei.

Von

Jakob Nöggerath.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Anschließend an die geschichtlichen Mittheilungen über verschiedene Metalle, die in mehreren Nummern der „Monatshefte" enthalten sind, soll diesmal das Blei an die Reihe kommen. Dasselbe wird von den ältern Chemikern und besonders von den Alchymisten Saturn genannt, welcher Namen auch noch in der Pharmacie üblich ist, und hat das alte Zeichen ♄.

Liegt auch die Frage nach dem Ursprung der eigenthümlichen Zeichen einer Anzahl von Metallen hier etwas seitlich, so ist sie doch interessant genug, um kurz besprochen zu werden.

Es sind allein die sieben dem Menschengeschlechte am frühesten bekannt gewordenen Metalle: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn und Quecksilber, wovon jedes schon in sehr alter Zeit ein besonderes Zeichen hatte. Zeichen für einige andere Substanzen sind erst später von den Alchymisten eingeführt worden, diese neuen Zeichen kommen aber hier nicht in Betracht. Die sieben alten gelten aber zugleich für die sieben dem Auge am größten erscheinenden Himmelskörper, für die Sonne, den Mond und fünf Planeten, und ebenso für sieben bestimmte Gottheiten der griechischen und römischen Mythologie. Die Aegypter, Perser und andere alten Völker hatten schon die sieben Himmelskörper nach ihren Gottheiten benannt, und die Griechen und Römer übersetzten die Namen derselben nach Analogie ihrer eigenen Gottheiten in ihre Sprache. Die sieben Metalle waren nach gewissen Aehnlichkeiten den Gottheiten und Himmelskörpern zugetheilt, so daß jedes Metall den Namen einer jener Gottheiten und des entsprechenden Himmelskörpers trug. So konnte das dunkelfarbige und schwere Blei an den dunkeln Planeten Saturn mit seinem langen, scheinbar schwerfälligen Umlauf erinnern. Professor F. von Kobell, dieses weiter ausführend, sagt, „daß die alten chemischen Philosophen zwischen Blei und Saturn große Sympathien zu finden vermeinten, denn es heißt, wie der Saturn ernst, finster und langsam sei, so sei auch das Blei das unvollkommenste Metall, aschfarbig, traurig und träge in jeder chemischen Operation, wie der Saturn seine Söhne verschlinge, so zerstöre und benage das Blei alle Metalle, nur Gold und Silber nicht, weil diese als der Sonne und der Luna geweihet, weiblicher Natur seien, und auch Saturn die weiblichen Kinder verschont

habe. Das Blei ist übrigens in der That ein wenig lebendiges Metall, man könnte sagen ein langweiliges, und in Beziehung auf sein chemisches Phlegma nennt es der Chemiker Runge die metallisch gewordene Langsamkeit.“ Die meisten Gelehrten haben die sieben Zeichen und wohl mit Recht bildlich gedeutet, so daß das Zeichen des Goldes ☉ die Sonne, das des Silbers ☽ die Luna oder den Mond, das des Bleies ♄ die Sense des Saturns, das des Zinnes ♃ den Blitz des Jupiters, das des Eisens ♂ die Lanze mit dem Schilde des Mars, das des Kupfers ♀ den Spiegel der Venus und das des Quecksilbers ☿ den Schlangenstab des Mercurs darstellen sollen.

Dagegen hatte aber der gelehrte Göttinger Professor Johann Beckmann in einem in mehrfacher Beziehung sehr lesenswerthen Aufsatz: „Chemische Bezeichnung der Metalle“ (abgedruckt in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen, Band III, Leipzig, 1792) die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß die sieben Zeichen nur aus nach und nach immer undeutlicher gewordenen Abbreviaturen der Namen in den alten griechischen Manuscripten entstanden seien. Ohne auf seine Ausdeutungen der sämmtlichen einzelnen Zeichen einzugehen, möge hier blos erwähnt werden, daß er die scheinbare Sense des Saturns (♄) als aus den beiden ersten Buchstaben von *Κρόνος* (griechischer Namen des Saturns) entstanden annimmt. Die Gestalt der sämmtlichen Zeichen läßt aber kaum einen Zweifel, daß sie nicht als eigentliche Bilder sprechen sollen. So wahrscheinlich auch Beckmann seine Hypothese zu machen suchte, so wird man doch der älteren und sehr allgemeinen Deutung den Vorzug einräumen müssen. Die Augenfälligkeit spricht zu deutlich dafür, daß die Zeichen in derselben Zeit mit dem Gedanken ihrer dreifachen Bedeutung entstandene Embleme und nicht erst später durch bloße Zufälligkeiten hervorgegangen seien. Das Mystische dabei stimmt auch mit den hervorragenden Ideen der alten Völker überein, welche die bis auf uns erhaltenen Zeichen ursprünglich erdachten.

Mit Gewißheit ist anzunehmen, daß Kupfer und Gold früher unsern Urahnen bekannt waren und zu Geräthen und Schmuck benutzt worden sind als das Blei, da jene beiden Metalle im gediegenen Zustande sich vielorts auf oder nahe an der Oberfläche finden, das Blei aber nicht, und wenn auch das gediegene Blei in der jüngsten Zeit als große Seltenheit an sehr wenigen Punkten in tiefen Bergwerken sehr sparsam aufgefunden worden ist, so konnten doch unsere Urahnen davon keine Kenntniß haben. Dazu kommt die schwierige und complicirte Darstellung dieses Metalls aus seinen Erzen, welche jene Menschen nicht erfunden haben konnten. Es ist selbst wahrscheinlich, daß die Bronze, nämlich die Metallmischung aus Kupfer und Zinn, früher bekannt war als das Blei, da sich das Zinn aus seinen Erzen einfach und leicht gewinnen läßt. Diesen Anschauungen entsprechen auch die Umstände der Funde von prähistorischen Alterthümern in Höhlen u. s. w., welche Wohnorte der ältern Menschenstämme gewesen sind.

Die Griechen und Römer haben aber das Blei und seine Darstellungsweise aus den Erzen sehr gut gekannt, selbst die Art und Weise, wie aus den letzteren das darin enthaltene Silber gewonnen werden kann. Ebenso sind sie mit seinen Benutzungsweisen, welche beinahe vollständig schon unsere heutigen waren, genau vertraut gewesen. Davon geben die Naturgeschichte des Plinius und manche andere klassische Autoren das vollständigste Zeugniß. Indeß faßte Plinius das Blei generisch mit dem Zinn zusammen und trennte diese beiden Metalle nur als Arten einer Gattung von einander. Das Blei nannte er schwarzes Blei, das Zinn dagegen weißes Blei. Georg Agricola, der Vater der Metallurgie und Mineralogie aus dem sechzehnten Jahrhundert, führt sogar drei Arten von Blei auf, nämlich, außer dem schwarzen und eigentlichen, das weiße und das aschgraue Blei, wovon das weiße Zinn und das aschgraue Wismuth ist. Der alte, mit Agricola gleichzeitige Bergprediger Matthesius sagt ebenfalls an der Stelle, wo er von diesen drei Metallen spricht: „Bei den Lateinern nennt man diese drey metall mit einem namen plumbum, zin heißen sie weiß oder blanckblei, wismuth grav oder aschenfarben bley, das dritte schwarz bley.“ Jetzt weiß Jedermann, daß Blei, Zinn und Wismuth drei selbständige Metalle sind, jedes von ganz besondern Eigenschaften, keineswegs also Arten einer und

derselben Gattung, wie sich denn überhaupt die verschiedenen Metalle nicht unter die Begriffe von Gattungen und Arten derselben bringen lassen.

Das Blei hat folgende Eigenschaften. Es hat eine bläulich-graue Farbe, glänzt stark auf frischer Oberfläche, besitzt eine große Weichheit und Dehnbarkeit bei geringer Zähigkeit und läßt sich daher zu dünnen Blättern schlagen, dagegen zu Draht gezogen, zeigt es im Verhältniß zu andern geschmeidigen Metallen wenig Tragkraft. Es ist eines der leichtflüssigsten Metalle und schmilzt schon bei 320—330°; in starker Glühhitze ist es flüchtig. Wenn das geschmolzene Blei unter günstigen Umständen erkaltet, so krystallisirt es leicht in den Formen des regulären Krystallsystems als Oktaeder oder als Combinationen von diesem und dem Würfel. Das specifische Gewicht des Bleies ist 11,352, gewalzt bis 11,365. Man kann daher im allgemeinen annehmen, daß es etwas über $11^1/_3$ dichter ist als Wasser. In trockener Luft und in luftfreiem Wasser bleibt es unverändert; in der gewöhnlichen Atmosphäre läuft es aber grau an.

Das käufliche Blei pflegt nicht ganz rein zu sein, es enthält geringe Antheile, oft nur Spuren von Eisen, Zink, Antimon, Nickel und Silber. Das sogenannte Hartblei aber enthält 14 bis 25 Procent Antimon.

Unter den Bleierzen ist der Bleiglanz bei weitem das wichtigste durch seine große Verbreitung in der Erdrinde; alle übrigen Bleierze sind für die Bleiproduction dagegen sehr untergeordnet. Plinius nennt ihn galena, so heißt er auch im Englischen, und nach derselben alten Abstammung galène im Französischen. Es giebt kein anderes Mineral, welches sich so vollkommen würfelförmig bis zu den kleinsten Körperchen theilen läßt, als Bleiglanz. Sehr häufig ist er sehr schön krystallisirt in Formen, die sich zwischen Würfel und Oktaeder bewegen, aber sonst auch noch mit zahlreichen, diese modificirenden Flächen. Die Krystalle sind mitunter bis einen halben Fuß groß. Oft wird der Bleiglanz körnig, mit mehr oder weniger Einbuße seiner würfeligen Spaltbarkeit. Wenn er in dieser Weise fast ganz dicht wird, was häufig bei seiner Verunreinigung mit Eisen, Zink und besonders mit Antimon und Arsenik geschieht, so nennt man ihn Bleischweif. Der Bleiglanz ist frisch bleigrau, etwas ins Röthliche sich ziehend und stark metallisch glänzend, in dieser Beziehung ist er, wie Quenstedt sagt, „der Diamant der Erze". Er ist sehr weich, und seine specifische Schwere beträgt 7,3. Er besteht aus Blei und Schwefel (Schwefelblei), jenes zu 86,5 Procent, dieser zu 13,5 Procent, ist also ein sehr reiches Bleierz. Fast immer enthält er Silber, und gerade der körnige, mit wenig ausgebildeter würfeliger Spaltbarkeit pflegt der reichste an Silber zu sein. Der Gehalt an diesem ist in dem aus dem Bleiglanz dargestellten Blei im Zentner $^1/_4$ bis 16, sehr selten bis 32 Loth. Hiernach bezeichnet man dieses Blei mit dem Ausdruck $^1/_4$, 16, 32löthig. Selten hat man Gold und Platin darin gefunden, diese beiden edlen Metalle doch nur in sehr geringen Procenttheilen.

Das Silber und Gold wird aus dem Blei ausgeschieden. Bei den ältern Verfahrungsweisen für diesen Zweck konnte man aber aus 1—2löthigem Blei das Silber mit ökonomischem Vortheil nicht mehr gewinnen, jetzt dagegen geschieht dieses bei den neuen verbesserten Methoden, wenn das Blei im Centner nur noch unter $^1/_4$ Loth Silber enthält. Dadurch ist der große Vortheil gewonnen, daß das Blei reiner dargestellt wird, denn auch selbst ein geringer Gehalt an Silber ist demselben bei der Anwendung für gewisse Zwecke, namentlich für die Darstellung von Krystall- und Flintglas, nachtheilig. Der größte Gewinn, den die neuen Methoden der Silberausscheidung aus dem Blei gebracht haben, ist aber die bedeutende Mehrproduction von Silber, welche insbesondere für Deutschland sehr in Anschlag kommt, da hier an mehreren Punkten sehr große Gewinnungen von Bleiglanz von sehr geringem Silberhalte bestehen, welcher letztere früher gar nicht zur Ausscheidung kam und für die Benutzung und den Handel gänzlich verloren war. Das meiste Silber, welches heutzutage in Deutschland gewonnen wird, erfolgt nicht aus eigentlichen Silbererzen, sondern aus Blei und Kupfer.

Nach dem Bleiglanz ist das Weiß- und Schwarzbleierz, welches beides auch Cerussit genannt wird und aus kohlensaurem

Bleioxyd besteht, am wichtigsten unter den übrigen Bleierzen, weil beide oft in bedeutender Menge in Begleitung des Bleiglanzes in den natürlichen Lagerstätten der Bleierze auftreten. Sie sind wohl stets aus dem Bleiglanz entstanden, Umwandlungsproducte desselben, welche schon in der Lagerstätte sich erzeugten. Das seltenere Schwarzbleierz hat seinen Namen von der schwarzen oder gräulichen Farbe, welche von noch wenigen darin enthaltenen Bleiglanzpartikeln herrührt und so auch die Umwandlung nachweist. Sonst sind alle äußern und chemischen Verhältnisse bis auf die Farbe, welche ebenfalls bei dem Weißbleierz seinem Namen entspricht, bei beiden ganz gleichartig. Das Mineral krystallisirt im rhombischen Krystallsystem, meist mit sehr vielen secundären Flächen und häufig in Zwillingskrystallen. Es ist durchscheinend bis durchsichtig, hat Diamantglanz oft in ausgezeichnetem Grade, ist kaum härter als Kalkspath, dabei spröde, sein specifisches Gewicht 6,4 bis 6,7. Es besteht aus 83,5 Blei und 16,5 Kohlensäure. Selten enthält es 7 Procent kohlensaures Zinkoxyd (Zinkbleispath) und anderes bis $^1/_{10}$ Procent kohlensaures Silberoxyd. — Hier ist auch die Bleierde zu erwähnen, welche nichts Anderes ist, als eine von Weißbleierz durchdrungene thonige oder sandsteinartige Gebirgsart, welche aber auch auf Blei benutzt wird.

Unter den übrigen natürlichen Bleiverbindungen erscheinen noch einige zuweilen so massenhaft, daß sie auch zur Bleiproduction örtlich wesentlich beigetragen, nämlich: Bleivitriol (schwefelsaures Bleioxyd), Pyromorphit (phosphorsaures und arsenik-saures Bleioxyd) und Gelbbleierz (molybdänsaures Bleioxyd). Alle übrigen Bleimineralien sind in jener Beziehung ganz untergeordnet, einige sogar nur Seltenheiten in den mineralogischen Sammlungen. Meist kommen die Bleierze mit Kupfer- und Zinkerzen zusammen vor, aber auch wohl mit eigentlichen reichen Silber- und andern metallischen Erzen. Die Bleierze treten in sehr verschiedenen Formationen der Gebirge auf, in Spaltenausfüllungen (Gängen), in irregulären Hohlräumen und als eigentliche Lager, ihre natürlichen Lagerstätten sind daher von verschiedenem relativen Alter der Entstehung.

Die jährliche Bleiproduction auf der ganzen Erde läßt sich nicht übersehen. Sie ist sehr groß und in bedeutendem Wachsen begriffen. In folgenden europäischen Ländern beträgt sie:

	Centner.
Deutscher Zollverein (1869)	
Blei	1,061,839
Bleiglätte	105,883
Spanien (1767)	
Blei	1,341,284
Frankreich (1867)	
Nur Bleierze sind angegeben	450,000
welches eine sehr geringe Blei-Production voraussetzt.	
Belgien (?)	
Blei	207,000
Italien (1867—70)	
Blei	110,000
Oesterreich-Ungarn (1867)	
Blei und Glätte . . .	160,000
Schweden (1869)	
Blei	12,000
Rußland (?)	
Blei	33,000
Großbritannien (1869)	
Blei	1,465,180

Nach Großbritannien und Spanien hat also der deutsche Zollverein die größte Bleiproduction in Europa. Obgleich die Vereinigten Staaten Nordamerika's auch bedeutende Bleibergwerke in einigen Staaten besitzen, so decken dieselben doch nicht den Bedarf des Landes, und es werden demselben noch große Quantitäten Blei aus Europa zugeführt. Die asiatischen und afrikanischen Bleiproductionen sind ganz unbekannt, in China und Japan mögen sie nicht unbedeutend sein, da in diesen Ländern der Bergbau und das Hüttenwesen schon sehr alt sind.

Der Bleiglanz wird vielfach in fein gepochtem Zustande in Verbindung mit ebenso zubereitetem Kiesel (Quarz) zu den Glasuren des gewöhnlichen Töpfergeschirres, auch wohl der Fayence angewendet. Ein großer Handel mit fein gepochtem Bleiglanz, welcher noch einen Theil Quarzmehl enthält, wird unter dem Namen Glasurerz von den großen Bleibergwerken am Bleiberge in der Rheinprovinz nach Holland und Belgien ausgeführt.

Die Verwendung des metallischen Bleies

in der Architektur war früher eine viel größere, als sie jetzt noch ist. Das in Tafeln gegossene und vorzüglich das gewalzte Blei wurde und wird auch wohl noch zum Dachdecken, zu Dachrinnen, zu Wasserröhren aller Art, zu Cisternen und dergl. verwendet. Seitdem man aber das Zink vom Anfang unseres Jahrhunderts im großen darstellt und dasselbe durch Walzen im erhitzten Zustande bleibend geschmeidig machen kann, hat mit vollem Rechte die architektonische Verwendung des Bleies bedeutende Verminderung erlitten. Wenn auch das Zink nach dem Gewichte gewöhnlich etwas theurer ist, so läßt es sich doch in viel dünneren Platten darstellen, und ist auch specifisch leichter als Blei. Dadurch ist das Zink für jene Verwendungen minder kostbar als Blei, und lastet auch weniger auf den Bauten. Dabei ist es keiner so tief eingreifenden Oxydation und Zerstörung ausgesetzt als jenes. Das Bleioxyd löst sich im Wasser und wirkt giftig im thierischen und menschlichen Körper; das Zink überzieht sich aber bald mit einer glasigen dünnen Kruste von Oxyd, welche das unterliegende Metall gegen fernere Oxydation schützt und der Auflösung durch Wasser kaum unterworfen ist. Das Zinkoxyd bewirkt beim Genusse geringer Theile keinen nachtheiligen Einfluß auf den Menschen.

Auch die frühere häufige Anwendung des Bleies zu Statuen, Brunnen und anderen größeren plastischen Verzierungen ist viel beschränkter geworden, da sich das Zinkmetall dazu in jeder Hinsicht besser eignet. Das gezogene Fensterblei ist ebenfalls zur Verbindung der Glasscheiben schon bedeutend aus der Verwendung gekommen, da die jetzt mehr üblichen großen Scheiben sich viel besser in anderer Weise einsetzen lassen. Um Eisen bei der Architektur mit Stein zu verbinden, z. B. Anker, Klammern, Stangen u. s. w., behält das geschmolzene Blei immer noch seine zweckmäßige Anwendung. Beim Bauen Bleiplatten unter schwere Werksteine gelegt, gewährt eine vortreffliche Verbindung mit dem Mauerwerk, indem sich die Unebenheiten der Steine in das weiche Blei eindrücken. In alter Zeit ist diese Methode bei Brücken und anderen schweren Bauten oft vortheilhaft angewendet.

Das Blei findet ferner Verwendung zum Gießen von Gewehrkugeln und Schrot; bei der Fabrication des letzteren wird aber gewöhnlich etwas Arsenik zugesetzt, wodurch die Kügelchen regelmäßiger gerundet werden. Das Gießen des Schrots geschieht durch Siebe in Thürmen oder Schächten, wobei die Bleitropfen beim Niederfallen erkalten.

Die Zinngießer setzen häufig für die Darstellung von Geräthen, Schüsseln, Tellern und dergl. Blei dem Zinn zu. Wenn dieses nur in geringen Quantitäten geschieht, so ist es erfahrungsmäßig der Gesundheit nicht nachtheilig, da das Zinn dem Blei Schutz gegen Oxydation darbietet. Auch die Orgelpfeifen bestehen aus einer Verbindung von Zinn mit Blei. Gleiche Gewichtstheile Blei und Zinn geben das Schnellloth der Klempner. Diese Verbindung ist merkwürdig wegen der Leichtigkeit, womit sie sich bei der Glühhitze entzündet und ohne Einwirkung äußerer Wärme zu brennen fortfährt, wobei das sich bildende Oxyd in blumenkohlartigen Verästelungen auswächst. Bisweilen erhitzt es sich dabei so sehr, daß ein großer Theil wegraucht. Dieses gemengte Oxyd ist auch die Basis des Emails und der Glasur der weißen Kacheln der Stubenöfen.

Das Newton'sche leichtflüssige Metall, von seinem Erfinder so genannt, ist ein Gemisch von einem Theile Blei, einem Theile Zinn und zwei Theilen Wismuth, oder von acht Theilen Blei, drei Theilen Zinn und acht Theilen Wismuth. Es ist so leicht, daß es im kochenden Wasser schmilzt. Setzt man $^1/_{16}$ des Gewichtes der ganzen Masse Quecksilber zu, so wird es noch leichtflüssiger. Zum Scherz macht man davon Theelöffel, welche sich erweichen und schmelzen, wenn man sie in heißes Theewasser bringt. Es giebt noch mehrere andere solcher Metallmischungen, welche in hohem Grade leichtflüssig sind.

Das bereits oben erwähnte Hartblei, aus antimonhaltigen Erzen dargestellt, giebt die harte und spröde Masse der Buchdrucker-Typen, wenn darin $^1/_4$ bis $^1/_{16}$ Antimon enthalten ist. Diese Masse wird auch aus solchen zusammengeschmolzenen Verhältnissen von gewöhnlichem Blei und Antimon dargestellt.

Die Oxyde des Bleies liefern manche technisch wichtigen Präparate. Die bedeutendsten sind folgende:

Bleiasche (Bleisuboxyd). Ein dunkelschwarzgraues Pulver, welches sich schon beim Schmelzen des Bleies auf seiner Oberfläche bildet. Sie findet ihre Verwendung zu Glasuren von Thongeschirren, zum Email bei der Schmelzmalerei, zum Bemalen des Glases und der Thongefäße, zur Basis von gefärbten Gläsern und künstlicher Edelsteine u. s. w.

Massicot (Bleigelb, Bleioxyd). Ein nicht krystallisirtes, gelbes Bleioxyd, welches durch Umrühren aus geschmolzenem Blei gewonnen wird. Es ist ein Färbmaterial und kommt im gemahlenen und geschlemmten Zustande unter dem Namen Casselergelb in den Handel; vorzüglich ist das Massicot aber eine Vorbereitungsstufe zur Darstellung der Mennige.

Bleiglätte (Glätte, Bleioxyd) ist das geschmolzene krystallinische Bleioxyd, welches beim Abtreiben des silberhaltigen Bleies (bei der Darstellung des Silbers aus dem Blei) gewonnen wird. Ihrer Farbe nach benennt man einzelne mehr oder weniger reine Sorten: Goldglätte, Silberglätte, rothe und schwarze Glätte. Die Verwendung der Bleiglätte findet vorzüglich zur Darstellung von Glasuren, Emails, Krystall- und Flintglas, Bleiweiß und Bleizucker, als Zusatz zu Oelfarben und Firnissen (um das schnellere Trocknen zu bewirken) statt. Viele Glätte aber, welche sich nothwendig bei dem Silberabtreiben aus dem Blei erzeugt, wird wieder in metallisches Blei umgewandelt, da sich oft die Glätte nicht in solcher Menge verbrauchen läßt, als sie beim Silberabtreiben producirt wird.

Mennige. Sie ist eine Verbindung von Bleioxyd und Superoxyd, und wird in eigenen Mennigbrennereien aus Massicot dargestellt, welches man in einem Flammofen bei einer Temperatur von 300 Grad längere Zeit der oxydirenden Einwirkung der Luft aussetzt. Sie bildet eine schönrothe, etwas ins Gelbe spielende Farbe, welche zum Anstreichen und Malen mit Wasser und Oel angewendet wird. Zu Gläsern und zur Nachahmung von Edelsteinen eignet sie sich besonders. Die Römer stellten schon die Mennige dar und nannten sie minium secundarium, da der Zinnober von ihnen einfach minium genannt wurde.

Bleiweiß (kohlensaures Bleioxyd). Das Bleiweiß hat mit dem oben erwähnten natürlichen kohlensauren Bleioxyd (Weiß- und Schwarzbleierz) dieselben Bestandtheile, es kann aber dieses das künstlich dargestellte Bleiweiß technisch nicht vertreten, weil es als Farbmaterial durch seine krystallinische Beschaffenheit beim Anstreichen zu wenig deckt, auch meist zu unrein ist. Es giebt verschiedene Methoden der Fabrication des Bleiweißes, die beste dürfte aber die französische und schwedische sein. Bei derselben wird es aus einer Auflösung von essigsaurem Bleioxyd (Bleizucker, davon nachher) dargestellt, durch welches ein Strom von kohlensaurem Gas geleitet wird. Das Gas wird aus brennenden Kohlen entwickelt. Statt dessen hat aber G. Bischof zuerst das sich bei den Mineralquellen im Laachersee-Gebiet aus der Erde entwickelnde kohlensaure Gas mit Vortheil angewendet, welches freilich nur an seltenen Localitäten ausführbar ist. Das essigsaure Bleioxyd wird dadurch größtentheils zersetzt, es schlägt sich das kohlensaure Bleioxyd nieder, und in der Flüssigkeit bleibt die Essigsäure mit nur sehr wenigem Bleioxyd verbunden, welches wieder als essigsaures krystallisirt werden kann. Das gewonnene kohlensaure Bleioxyd wird darauf gewaschen und unter Wasser gemahlen, um das der Gesundheit nachtheilige Verstäuben zu vermeiden, und zuletzt bei einer allmälig vermehrten Hitze in porösen Thongefäßen getrocknet. Die feinste Sorte Bleiweiß nennt man Schieferweiß. Vielfach wird das Bleiweiß mit gemahlenem Schwerspath, auch wohl mit Kreide verfälscht, und so erzeugt man wohlfeilere Sorten; der Schwerspath deckt aber schlecht. Die Bereitung des Bleiweißes ist eine sehr alte Erfindung, sie wird schon von Theophrast und Plinius beschrieben.

Das Bleiweiß wird vorzüglich zum Anstreichen und Malen in Oel und Wasser verwendet, es verliert aber der Anstrich mit demselben in der Luft, besonders, wenn diese Schwefelwasserstoff enthält, seine reinweiße Farbe, und seitdem das Zinkweiß (Zinkoxyd), welches dieser Alteration nicht unterworfen ist, im großen fabricirt wird, tritt dieses häufig an die Stelle des Bleiweißes, wodurch die Darstellung des letzteren bedeutende Verminderung erlitten hat. Noch dient das Bleiweiß zur Bereitung des weißen Oelfirnißes, indem es

durch Kochen in Leinöl aufgelöst wird, und auch sonst hat dasselbe noch einige andere Verwendungen. Für manche technische Zwecke kann es ebenso gebraucht werden wie die bloßen Bleioxyde, so als Beize in den Färbereien und Kattundruckereien.

Bleizucker (essigsaures Blei). Es wird theils aus metallischem Blei, theils aus Bleiglätte oder Bleiweiß mit destillirtem Essig oder Holzessig dargestellt. Griechen und Römer haben den Bleizucker nicht gekannt. Paracelsus, welcher 1541 starb, war wohl der Erste, welcher ihn erwähnt und gewagt hat, ihn gegen einige Krankheiten zu verordnen. Die hauptsächlichste Verwendung ist zu Beizen zur Erhöhung der Farben der Zeuge in den Färbereien und Kattundruckereien. Seine Benutzung zum Versüßen von Weinen ist bei der sehr giftigen Eigenschaft dieses Salzes eine sehr verwerfliche und höchst straffällige. Auch Bleiglätte hat man zur Verfälschung des Weines verwendet. Durch die sogenannte Hahnemann'sche Weinprobe läßt sich solcher Betrug leicht entdecken. Die Geschichte der Weinverfälschung hat E. Beckmann in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen“ (Bd. I, Leipzig 1786) behandelt.

Chromgelb und Chromroth (chromsaures Bleioxyd). Es giebt zwei nach den Verhältnissen der Bestandtheile verschiedene Verbindungen der Chromsäure mit dem Bleioxyd. Die eine giebt das Chromgelb, welches als Malerfarbe alle gelben Metallfarben übertrifft. Vielfach wird es in der Zeugfärberei angewendet. Das Chromroth kann den Zinnober als Malerfarbe vertreten, und wird auch zu Oelfarben und in der Kattundruckerei benutzt. Das seltene sibirische Rothbleierz besteht aus chromsaurem Bleioxyd, und kann ebenfalls als kostbare Malerfarbe angewendet werden.

Verschiedene Bleipräparate werden in der Arzneikunde sowohl äußerlich als innerlich benutzt. Als innere Arzneimittel wirken sie adstringirend, sie müssen mit besonderer Vorsicht angewendet werden bei ihrer großen Giftigkeit. Die Bleipräparate, längere Zeit oder in größerer Dosis eingenommen, erzeugen Verstopfung, Lähmung in den Gedärmen und die schmerzliche Krankheit, welche unter dem Namen der Bleikolik bekannt ist. Derselben Krankheit sind auch die Bleischmelzer, die Arbeiter in den Bleiweißfabriken 2c. unterworfen, welche dem Verstäuben von Bleioxyden ausgesetzt sind. Sie tragen deshalb schützende nasse Tuchmasken und Handschuhe. In den höheren Graden der Bleikolik werden Arme und Beine gelähmt, und in solchen extremen Fällen versagen oft die heilenden Mittel hartnäckig, und es kann den Unglücklichen nicht geholfen werden.

Benares.

Von

Eugen Freiherrn von Ransonnet.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Von allen großen indischen Städten, die ich gesehen, machte keine auf mich einen so seltsamen Eindruck, keine bot mir mannigfaltigere Eindrücke dar als das uralte Benares. Das eigenthümliche Volksleben, sowie der Reichthum an Palästen, Tempeln und anderen malerischen Punkten ist hier geradezu unerschöpflich, und die geschichtlichen Erinnerungen sowohl als die Sagen, welche sich an dieselben knüpfen, geben ihnen noch einen weiteren Reiz. Ich konnte daher nicht umhin, der Hindustadt par excellence mehr Zeit zu widmen als sämmtlichen anderen Orten des nördlichen Indien.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß, ungeachtet des unbestrittenen hohen Alters des Hinduthums, fast alle Monumente, welche diesem ihre Entstehung verdanken, aus einem verhältnißmäßig jungen Zeitraume herstammen, und daß nur sehr wenige dem vierten Jahrhundert vor Christus angehören. Seltsamerweise gilt dies vor allem von der uralten Hindustadt Benares, deren Ursprung weit in die sagenhafte Vorzeit zurückreicht. Die Hauptursache, weshalb jedoch in dieser Stadt das Alter der meisten Hindumonumente nicht einmal über die letzten Jahrhunderte zurückreicht, liegt in der 1017 erfolgten Eroberung durch die Mohamedaner, welche, ungeachtet ihrer Minderzahl, die Oberhand behielten, in ihrem Fanatismus vorzugs-

weise die geheiligtesten Plätze der Hindus an sich rissen und an die Stelle der Hindutempel Moscheen erbauten. Während der Herrschaft des Islams mußten sich die heimlich zur Nachtzeit zu vollziehen. Erst nachdem 1775 Benares in den Besitz der Engländer gekommen war, begann für die Hindus eine neue, glücklichere Aera, denn



Hindus alle erdenklichen Demüthigungen gefallen lassen, ihre Tempel durften ein gewisses, äußerst beschränktes Maß nicht überschreiten, und viele ihrer Gebräuche und Ceremonien wagten sie nur mehr die Toleranz der neuen Eroberer gestattete ihnen freie Ausübung ihrer Religion. Zahllose Tempel wurden von den Kaufleuten, deren Reichthum unter den geordneten Verhältnissen rasch zunahm, erbaut

und das verjüngte Hindutum gelangte neben dem verlebten, kraftlosen Islam zu einer Blüthe, welche es nie vielleicht besessen hatte. Der geringe Umfang der Tempel, welcher von den Hindus früher gezwungenermaßen allgemein angenommen war, wurde zwar beibehalten, dagegen verwendete man eine ungewöhnliche Sorgfalt auf Verzierungen und die technische Vollendung, welche unübertroffen dasteht. Man schätzt die Zahl der Hindutempel in Benares auf beiläufig tausend, welche in allen Theilen der Stadt zerstreut sind. Um unter dieser Unzahl mich zurechtzufinden, bediente ich mich eines gebildeten Hindus, Schiwa Datta Misr, als Führer, der mir nur die wichtigsten Heiligthümer zeigen und manches Räthselhafte in den Gebräuchen erklären sollte.

Den seltsamsten Eindruck von allen Tempeln, die ich besuchte, hinterließ mir der sogenannte Durga- oder Affentempel, welcher an einem großen Teiche gelegen ist, zu dessen Wasserspiegel schöne Treppen hinabführen. Die Gegend um den Tempel ist von vielen hundert Affen bewohnt, die von jedem Dach und Baum, ja von jedem hervorragenden Punkte Besitz genommen haben. Auf den Steinpfeilern der Einfassung des Teiches zum Beispiel sitzen sie oft so regelmäßig vertheilt, daß man sie für geschnitzte Figuren halten könnte. Im Tempel selbst sind die Herren Affen aber vollends zu Hause, zumal ihnen daselbst von den Andächtigen Futter gereicht wird.

Bei solchem Anlasse sind sie allemal in der kürzesten Zeit bei der Hand, und auf die blitzschnell verbreitete, willkommene Botschaft kommen sie von allen Seiten gesprungen. Im Nu ist da ein dichter Knäuel von hundert bis zweihundert dieser Thiere beisammen, welche das ihnen gestreute Futter (eine geröstete Hülsenfrucht) hastig verzehren.

Ueberall machen sich die unverschämten Gesellen bemerkbar; sie läuten zum Zeitvertreib die Tempelglocken und sogar aus dem Heiligthum, in welches kein Mensch außer dem Hindu eintreten darf, springen sie Einem bellend entgegen. Frech und gefräßig, wie sie sind, nehmen sie die freigebigsten Geschenke als gebührenden Tribut an und würden Einen, wenn man es geschehen ließe, bald wie den Tempelstier behandeln, welcher von ihrer hoffnungsvollen Jugend als Turnapparat benutzt wird.

Nach dem oben Gesagten sollte man glauben, daß der Affe der Göttin Durga geheiligt sei, dies gilt jedoch vielmehr vom Löwen, welcher ihr auf allen ihren Ausflügen als Leibroß dienen soll. Große und kleine Löwen sind daher aus Stein gehauen im Tempel zu sehen. Der Durgatempel gehört zu den größten im Weichbilde von Benares, ist von einem ziemlich geräumigen Hof umgeben, hat eine auf Säulen ruhende Vorhalle mit einer großen, an einer schweren Kette hängenden Glocke und, wie die meisten Hindutempel, über dem eigentlichen Heiligthum ein Mittelding zwischen Dom und Thurm, welches etwa hundert Fuß hoch und reihenweise mit Figuren von der merkwürdigsten Steinarbeit bedeckt ist. Von der Vorhalle gelangt man durch eine wunderschön gemeißelte Thür in den eigentlichen inneren Tempel, in welchen man mir jedoch den Eintritt nicht gestattete.

Ungeachtet der in demselben herrschenden Dunkelheit konnte ich unter einem kleinen Baldachin oder Dache das Gesicht der mit Blumen bekränzten Göttin erblicken, deren Gestalt jedoch unter ihrem weiten Gewande verhüllt war; Blumen, Zuckerwerk und Reis war zu ihren Füßen aufgetischt. Nicht immer begnügt sich aber die Himmlische mit diesen kleinen Gaben; die Durga ist vielmehr die einzige Gottheit, welcher in Benares von den Hindus und zwar in der Absicht, um Krankheiten zu beschwören, auch blutige Opfer von Ziegen oder Schafen dargebracht werden. Letzteres geschieht außerhalb des Hofraumes, wie ich bei meinem ersten Besuch des Tempels zu sehen Gelegenheit hatte.

Ein Zicklein, welches man vorher mit Wasser (vermuthlich des Ganges) besprengt hatte, wurde da nämlich mit einem riesigen Messer enthauptet und der blutende Kopf, dessen Kinnladen sich noch krampfhaft bewegten, auf eine niedere viereckige Säule, dem Tempeleingange gegenüber, gestellt. Als die beiden getrennten Theile des Thieres zu zucken aufgehört hatten, wurden sie vom Eigenthümer des Opferthieres weggetragen, um daheim verzehrt zu werden. Dieser Umstand setzt die Ver-

dienstlichkeit des Opfers wohl in ein anderes Licht, da nur von dem Fleische dieser Opferthiere zu essen dem Hindu gestattet ist, während das in den Bazaren feilgebotene Fleisch nur für Christen, Mohamedaner und Leute niederer Kaste bestimmt ist.* Für ein besonderes Verbrechen gilt es natürlich, vom heiligen Rinde, dem von Schiwa erwählten Reitpferde, zu essen, dessen Bildniß in der Vorhalle der Schiwatempel prangt.

Die in Benares herrschende Gottheit ist Schiwa oder Bischeschwar, wie er gemeiniglich genannt wird, und seinem Dienst ist der berühmteste Tempel daselbst geweiht, welcher seiner vergoldeten Kuppeln wegen schlechtweg „der goldene Tempel" genannt wird. Bekanntlich wird Bischeschwar in dem seltsamen Symbol des Lingam verehrt, für welches die Hindus in der Gestalt eines vollkommen eiförmigen Steines eine noch einfachere Form besitzen, unter der sie ihn zu Hause anbeten. Erstaunlich und für die religiöse Richtung der Hindus bezeichnend ist die Unzahl von Lingams in allen Größen, welche im genannten Tempel angehäuft sind. Die Liebhaberei für Götzenbilder ist nämlich allgemein und geht so weit, daß es eine gewöhnliche Beschäftigung ist, kleine Götzen aus Thon zu verfertigen und dieselben, nachdem ihnen göttliche Ehren erwiesen worden, wieder durch neue zu ersetzen. Die Verehrung des Lingam besteht in Darbringung von Opfergaben (Blumen &c.), besonders aber in Besprengung mit dem heiligen Gangeswasser, von dem gewöhnlich auch Schiwa's Sohne, Ganesch,** gespendet wird, dessen Bildniß über dem Eingange der Lingamtempel angebracht zu sein pflegt.

Eine der seltsamsten Schöpfungen der Hinduphantasie ist das System der Verwaltung des heil. Bezirkes von Benares durch Bischeschwar in eigener Person. Der Gott Bheronât nimmt in demselben die Stellung eines göttlichen Polizeicommissärs ein und hat für die Sicherung des Weichbildes gegen das Gesindel der bösen Geister zu sorgen, wobei ihm die Wache haltenden Götterbilder an den Marken behülflich sind. Auch für die Aufrechthaltung der inneren Ordnung und Sicherheit ist er verantwortlich und hat die Verpflichtung, seinem Amtschef über seine ersprießliche Wirksamkeit regelmäßigen Bericht abzustatten. Daß man in Benares dem Bheronât besondere Verehrung erweist, wird jeder aus dem Gesagten erklärlich finden; ich füge nur noch hinzu, daß der Stock des Gottes, das Zeichen seiner Würde, ebenfalls und zwar in einem besonderen Tempel verehrt wird. — Der Göttin Anpurna oder Amaburna hat Bischeschwar die reichliche Verproviantirung der Stadt übertragen, weshalb sie auch als himmlische Wirthschafterin oder Nährmutter mit einem großen Kochlöffel abgebildet wird, der, wenn ich nicht irre, niemals von ihr getrennt wurde.

Im Hofe des Tempels dieser Göttin befinden sich, unter anderen Thieren, Kühe als Symbole des Ernährens, und ihr zu Ehren schüttet der Inder eine Hand voll Reis in die von Bettlern an der Tempelthür bereitgehaltenen Gefäße. Länger als in allen übrigen Tempeln hielt ich mich in der himmlischen Polizeistation Bheronâts auf, da ich vom malerischen inneren Hofe desselben eine Skizze zu machen wünschte, allein erst nach langem, heftigem Hin- und Herreden ließ man mich gewähren.

Ich war im gedachten Tempel Zeuge von mehr als einem heftigen Streite, ja bei meinem letzten Besuche daselbst war man so unhöflich, mich förmlich hinauszuschaffen, so daß ich, Bheronâts Stock vergeblich herbeiwünschend, mich gezwungen sah, irdische Polizei zu Hülfe zu rufen, um in der unmittelbaren Nähe des göttlichen Polizeicommissärs unbehelligt verweilen zu können. Uebrigens waren die Stunden, welche ich in dem zahlreich besuchten Tempel zubrachte, für mich von großem Interesse, weil es mir dort leichter als anderswo möglich war, das Volk zu beobachten. Halbnackte Brahminen sieht man da mit großentheils geschorenem Haupt und langer Haarlocke, die heilige Schnur über die eine Schulter hängend; Fakire mit hellbraun gefärbtem, in zottigen Zöpfchen herabhängendem Haar, den Körper aber mit Asche über und über beschmiert.

Auch ganze Schaaren reichgeschmückter

* Daher wohl auch die Billigkeit des Fleisches: sechs Neukreuzer für ein Pfund Hammelfleisch.

** Ganesch oder Ganescha, Gott der Weisheit, ist der Sohn des Schiwa und der Parbati. Er wird mit einem Elephantenkopf dargestellt.

Frauen, mit kleinen Opfergaben in der Hand, kommen und gehen und ihre schwefelgelb, hochroth oder weiß gefärbten weiten Gewänder erscheinen in allen malerischen Abstufungen der Beleuchtung, wenn sie vom hellen Hof in das Dunkel des Heiligthums ziehen. Beim Zurückkommen aus dem letzteren berührt ein Priester in rothem



Tanzende Bajadere.

Ueberwurf die Andächtigen mit einer Ruthe von Pfauenfedern, um die Strafe anzudeuten, welcher sie sich durch ihre Sünden schuldig gemacht. Bevor endlich die Hindus die Vorhalle des Tempels verlassen, führen sie zum Abschied einen Schlag auf die daselbst befindliche Glocke, um die Aufmerksamkeit des Gottes auf sich und die von ihnen zurückgelassenen Geschenke zu lenken. — Er könnte ja eben ein Schläfchen gehalten und deshalb von ihrem Besuche keine Notiz genommen haben.

Wie an die meisten größeren Tempel reihen sich auch an jenen des Bheronât Buden, in welchen verschiedene Gegenstände verkauft werden, welche auf den Cultus Bezug haben, z. B. schöne Blumenketten, Thonnäpfchen mit Fett und Docht, Aschenkugeln und rothe Farbe zum Bemalen der Stirn. Häufig wird auch Zuckerwerk feilgeboten, welches die Form des der Gottheit geweihten Thieres, z. B. bei Bheronât jene des Hundes trägt. Genanntes Thier ist nämlich als Symbol der Wachsamkeit dem Bheronât zugedacht und ist den Hunden daher gestattet, den gedachten Tempel zu besuchen, von welchem Vorrecht sie auch Gebrauch machen.

Eine große Rolle spielen in Benares

die wunderthätigen Brunnen und Bäder, von welchen eine Auswahl vorhanden ist und die nicht bloß Uebel des Körpers zu heilen und das Leben zu verlängern vermögen, sondern auch die Seele von ihren Krankheiten zu befreien im Stande sind. Ich will hier nur des berühmtesten derselben, des sogenannten Mankarnika-Brunnens* erwähnen, von dessen übelriechendem Wasser sogar behauptet wird, daß es alle, auch die schwersten Sünden gleich einem geistigen Fleckenwasser hinwegwasche. Besagter Brunnen liegt an dem Ghât* gleichen Namens, welcher gewissermaßen den Mittelpunkt der großartigen Flußseite von Benares bildet, und begreiflicherweise fortwährend von reuigen Sündern besucht ist.



Indisches Mädchen.

Der Mankarnika-Brunnen ist außerdem der Punkt, wo die Pilger ihren Bußgang auf der sogenannten heiligen Pantsch-Kosi-Straße (5-Kos-Straße) beginnen und beendigen, welcher Bußgang den Hauptzweck ihres Besuches in Benares ausmacht. Obige Straße umgiebt die Stadt in einer Entfernung von 5 Kos oder 10 englischen

* Von Wischnu mit seinem Discus gegraben und mit seinem Schweiße gefüllt, daher wohl der Geruch des Wassers. Mahadeo (Schiwa) nahm aber dessenungeachtet seinen Wohnsitz darin. — Ein Ohrring (Mankarnik) des Gottes fiel bei diesem Anlaß in die Tiefe des Brunnens und daher erhielt dieser seinen jetzigen Namen.

* Ghâts heißen die zum Flusse führenden Treppen.

Meilen und ist fast 50 Meilen lang. Sie muß binnen sechs Tagen barfuß begangen werden und, was für den Hindu besonders hart ist, es darf während der ganzen Wallfahrt kein Betel (Pan) genossen werden. Am Ende des Bußganges meldet der Pilger sich im Tempel des „Zeugniß ablegenden Ganesch", welcher die ordnungsmäßige Beendigung seiner Pilgerfahrt constatirt.

Diese Pilgerfahrt gilt als sehr verdienstlich und muß von jedem in Benares lebenden Hindu alljährlich wiederholt werden. Uebrigens soll es nach Aussage der Hindus genügen, innerhalb des Umkreises der Pantsch-Kosi-Straße zu sterben, um des Himmels sicher zu sein: Räuber, Mörder, Pariahs, ja sogar die Rindfleisch essenden Europäer sind von diesem Vorrechte nicht ausgenommen.

Minder begünstigt sind schon diejenigen, welche das Unglück haben, in dem nahe bei Benares liegenden Rammagar zu sterben, denn diese Leute werden in der Folge gelegentlich als Esel wiedergeboren. Um dieser, zumal im Orient empfindlichen Unannehmlichkeit zu entgehen, lassen sich Sterbende nach Benares tragen, wo sie beseligt ihre Augen schließen können.

Am Mankarnika-Ghât hatte auch ich meine erste Pilgerfahrt durch die merkwürdige Stadt vollendet; viel des Seltsamen war mir verständlicher geworden, viele neue Räthsel waren dagegen wieder aufgetaucht. Manches mag uns lächerlich vorkommen in den Gebräuchen des Volkes; der Ernst, mit welchem aber der Hindu den Götzen seine Ehrfurcht bezeigt, berührt jedoch meist in ganz anderer Weise. Der Hindu fürchtet seine Götzen; pünktlich, aber hastig vollbringt er seine Gebräuche und nichts Beseligendes, keinen Trost scheint er im Gebet zu finden. In Europa hat der Verstand die Natur und die Einbildungskraft unterworfen, in Indien erliegt aber der Hindu dem Eindruck der Naturkräfte, welche in keinem anderen Lande gewaltiger sich zeigen.

Es ist indessen dunkel geworden auf dem Mankarnika-Ghât und am gelben Himmel zeichnet sich der Umriß von Palästen und zackigen Tempelthürmen. Der gedehnte Klang von Blasinstrumenten und Glockenton ruft bereits die bunte Bevölkerung in die Tempel zum Abendgottesdienst. Lassen wir den Blick zum Abschied über den majestätischen Ganges schweifen, dessen scheinbar ruhiger Spiegel zu unseren Füßen liegt . . . doch sieh! ein helles Feuer beginnt an dessen Ufer emporzuflackern; es ist ein Scheiterhaufen, auf welchem die Reste eines Hindu von den Flammen verzehrt werden. Auf den vorspringenden Theilen des Ghâts umher sitzen, vom Feuer beleuchtet, Gruppen von Freunden und Verwandten des Verstorbenen und werfen zeitweilig Blumen in die Gluth, welche ein nackter Kerl mit langem Bambus schürt. Nicht lange währt es und der Scheiterhaufen sinkt in sich zusammen, wird vollends gelöscht und die Asche in die heiligen Fluthen des Ganges geworfen; die Menge zerstreut sich — Alles ist vorüber.

Indien ist das Land der Gegensätze; Völker von Millionen Seelen bewegen sich, durch unsichtbare Grenzen von einander geschieden, und stehen sich in ihren Lebensanschauungen scharf gegenüber. In dem von einem mohamedanischen Fürsten zu Agra erbauten Tadj hatte ich vor wenigen Tagen das schönste Denkmal gesehen, welches je für den Leib eines geliebten Wesens errichtet wurde, während dieselben Fluthen, in denen sich die weißen Kuppeln des herrlichen Marmorbaues spiegeln, alltäglich die irdischen Reste von Hindus aller Stände der Auflösung im Weltall und der Vergessenheit entgegenführen.

Ein reiches Feld zum Studium des Lebens und Gewerbefleißes der Hindus bilden die Bazare und die Vorstädte von Benares, welche von bedeutender Ausdehnung sind. Da mein Wohnort, das sogenannte Dâk-Bangolo*, von der eigentlichen Stadt ziemlich entfernt war, mußte ich häufig das Weichbild der Stadt durchstreifen, um zu meinem speciellen Ziele zu gelangen; bei diesen zuweilen langen Fahrten fehlte es jedoch selten an Natur- und Kunstgenuß irgendwelcher Art. Herrliche Tamarindenalleen, in welchen eine zahlreiche Menschenmenge, Wagen und zuweilen ein reichgeschirrter Elephant sich bewegt, wechseln mit Teichen und Feldern ab, die von reizenden Bambusbüschen, Dattel- und Fächerpalmen (Borassus) um-

* Eine von der Regierung unterhaltene Herberge für Reisende.

geben sind. Pflanzungen von Ricinus stehen hie und da, so wie Reihen etwa 12 Fuß hoher Grasbüsche, deren gelbe im Winde wehende Rispen malerisch vom tiefen Grün der Mangobäume sich abheben.

Häufig ragen die zierlichen Kuppeln von Moscheen* aus den Laubmassen, ein Jaina- oder Hindu-Tempel, mit dem unausweichlichen in Stein gehauenen Rinde in der Vorhalle, steht an der Straße, oder aber mohamedanische Gräber und Ruinen ohne Namen liegen zerstreut zwischen Cactushecken und Feigenbäumen. — Unmerklich haben wir uns einer der Vorstädte genähert, die Allee wird zur Gasse und in den offenen Häusern sehen wir bereits die Einwohner der heiligen Stadt in ihren verschiedenartigen Beschäftigungen. In einer Veranda sitzen Schulknaben, gleich Vater Archimedes beschäftigt, auf mit Sand bestreuten und über dem Boden etwas erhöhten Platten Schriftzeichen zu ziehen; dort wird Reis in einer Grube durch einen großen Hammer enthülst, welcher unseren Eisenhämmern ähnlich, aber statt des Wassers durch Treten mit den Füßen in Bewegung gesetzt wird. Dort sehen wir in einer einfachen Handmühle Gerste zu grobem Mehle vermahlen, welch' letzteres in Form von Fladen (Tschapatis) eine Hauptnahrung des Volkes ausmacht. An jener Ecke hat ein Mohamedaner eine Garküche für seine Glaubensgenossen aufgeschlagen. In einem Tabaksladen sehen wir einzelne Kugeln oder auch ganze Berge des indischen schwarzen Teigtabakes feilbieten**, kleine Papageien und andere ganz reizende Vögelchen hängen in Käfigen vor einem anderen Hause u. dgl. m. Nun bewegen wir uns eine Weile zwischen Gartenmauern, und einzelne Paläste mit Terrassen und luftigen Säulenhallen in orientalischem Stil und so weiß, als wären sie aus Meerschaum geschnitzt, erheben sich inmitten riesiger Tamarinden. — Haben wir endlich die innere Stadt erreicht, so bewegen wir uns in den kühlen Gassen, zwischen schönen hohen Gebäuden, deren Fenster durch breite Schirme oder Vordächer vor den eindringenden Sonnenstrahlen geschützt sind. Gegen Abend herrscht in dem unweit des Flusses gelegenen Theile der Stadt und besonders auf dem engen Marktplatze ein unbeschreiblich buntes Gewoge und daselbst findet man vieles Merkwürdige vereinigt, was man in anderen indischen Städten nur ausnahmsweise zu Gesicht bekommt. Im dichten Menschenknäuel hält der Spaßmacher seinen Monolog und unter Musikbegleitung führen reichgeschmückte Bajaderen aus Mirut und Delhi ihren Nätsch (Tanz) auf. Die Tracht dieser Tanzmädchen besteht in der Hauptsache aus einer engen, bunten Jacke, faltenreichem rothen Rock und einem gelben, weißen oder blauen und mit Silber eingefaßten Schleier, welcher den Kopf bedeckt und an der Hüfte befestigt ist. Arme und Füße, Hals und Ohren sind mit silbernem, werthvollem Schmuck bedeckt, während vom Scheitel zum obligaten Nasenring eine schwere Silberkette hängt, die allerdings unserem Geschmacke wenig entspricht. Der Gesammteindruck ist indessen, wenngleich die Mädchen selten wahrhaft hübsch zu nennen sind und auch viel Plumpes und Unschönes den günstigen Eindruck stört, ein malerischer und sind manche Stellungen, welche die Hinduinnen beim Tanze einnehmen, sogar reizend. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß diese braunen Circen durch ihre angeborne Anmuth und eine gewisse Coketterie den Beschauer in der Regel mehr zu fesseln verstehen als durch ihre Tanzkunst. Die Tänze pflegen als Solos aufgeführt zu werden, während die Lieder von zwei Mädchen gleichzeitig und zwar unisono abgesungen werden.

Eine häufige Erscheinung in den Straßen von Benares sind auch die Gaukler mit ihren gelehrten Ziegen und Affen so wie die sogenannten Schlangenbeschwörer, die in der Regel nebst ihren Reptilen auch einen mit fünfzölligen Skorpionen gefüllten Topf mit sich zu führen pflegen. Bekannt sind die von diesen Leuten ausgeführten Kunststücke und ich will daher nur eines erwähnen, welches etwas von den gewöhnlichen abweicht. Einer dieser Schlangenbeschwörer reizte nämlich eine etwa vier Fuß lange Brillenschlange, bis sie sich mit geblähtem Hals gegen ihn erhob. Als

* In Benares soll es vor 30 bis 40 Jahren 333 Moscheen gegeben haben.

** Dieser Tabak besteht aus gestampften Tabakblättern, Syrup und Rosenwasser. Er wird nur in der Wasserpfeife geraucht und ist von vorzüglicher Qualität.

das Thier in seine hingehaltene Hand nicht beißen wollte, ergriff er schließlich die Schlange beim Genick und brachte sich in deren geöffneten Rachen am Zeigefinger eine Wunde bei, aus welcher das Blut in Menge floß. Rasch zog er dann unter verschiedenen Grimassen aus seinem Bündel einen schwarzen, sogenannten Schlangenstein von der Größe einer Bohne und legte ihn auf die Wunde, an welcher er fest haften blieb. Nachdem der Inder auch an einem Stück Pflanzenstengel, der



Am Ganges.

Digitized by Google

sogenannten Schlangenwurzel, gerochen und das Blut zu fließen aufgehört hatte, indem er zu verstehen gab, daß Beides äußerst kostbar sei. Die ganze Komödie



löste er den Schlangenstein und übergab mir selben schließlich nebst dem Kraut, bei welcher der Mann scheinbar sein Leben gewagt hatte, kostete mir indessen nicht

Digitized by Google

mehr als 3 Anna (nicht ganz 20 Neukreuzer)*.

Die elegante Zeit beginnt in Benares des Abends, denn bei sinkender Sonne verlassen die Hindus ihre kühlen Räume; um diese Zeit findet man auch die Buden geöffnet und ist es dann möglich, in den winkeligen Straßen umherstreifend, vom Gewerbefleiß ihrer Bewohner sich einen Begriff zu bilden. Die Bazare tragen in Benares begreiflicherweise den Stempel eines Wallfahrtsortes und die Anfertigung von Götterbildern in allen Größen aus Metall und Stein beschäftigt zahlreiche Arbeiter. Auch der indische Flittertand: vergoldete und bemalte Armbänder aus einer schellackähnlichen Masse, Ohrgehänge und Brochen mit falschen Steinen und ein kreisrunder Stirnschmuck, werden häufig feilgeboten. Letzterer besteht aus einem Stücke äußerst dünnen Glases in der Größe unserer Kupfermünzen, welches einem Uhrglase ähnlich gewölbt ist und an der Rückseite eine zierlich mit farbig lackirten Vertiefungen bedeckte Folie trägt. Diese kleinen Hohlspiegel der Folie werfen von ferne das Licht gleich rundgeschliffenen Edelsteinen zurück, was einen eigenthümlichen Effect hervorbringt. Dieser hübsche, allein sehr vergängliche Schmuck wird von den Frauen vermöge seines geringen Gewichtes an die Stirn geklebt. Sehr geschmackvoll sind die Trinkschalen, Hukahs (Wasserpfeifen), Ampeln, Büchschen, Teller und viele andere Arbeiten aus Bronze oder getriebenem Kupfer. Die Thongefäße zeichnen sich mehr durch Billigkeit als Schönheit aus und werden in außerordentlicher Menge verbraucht. Auffallend ist auch die riesige Masse von Zuckerwerk, welche in Benares so wie andererorts in Indien verzehrt wird und die im Verhältniß zur außerordentlich großen Menge des im Lande erzeugten Zuckers geringe Ausfuhr dieses Artikels erklärt.

Nachdem ich die zahllosen Buden der Straßen sattsam kennen gelernt, besuchte ich auch das Haus eines der reichsten Kaufleute von Benares, Namens Devi Prasad Balbhadra, welcher ein kostbares Lager von Stickereien und Stoffen unterhält. Durch eine kleine, aber schönverzierte Thür und enges Winkelwerk von Gängen und Stiegen gelangte ich in eine Art Hof, welcher von einem erhöhten Raum gleich einer Veranda umgeben war. Zwei Stockwerke erhoben sich über selben und deren vorspringende, herumlaufende Balcone ließen nur ein gedämpftes Licht, gleichwie in das Innere eines Thurmes, hinabgelangen; kleine Fenster brachten dafür etwas Helle in die unteren Räume. Nischen mit Götterbildern unterbrachen die einförmigen weißen Wände, während Kämmerchen mit Eisenthüren die Schätze des Kaufmanns enthielten, welche nach der Versicherung meines Begleiters von außerordentlichem Werthe waren. Auf Geheiß brachte man den Inhalt einer der Kammern und bald umgab mich die schimmernde Pracht schwerer, mit Gold gestickter Teppiche aus rothem Sammet, glänzende Geldtäschchen und Fächer von Gold und Silber starrend oder aber durchsichtige bläulichschwarze Stoffe, auf welchen ein feines Goldmuster, wie für das Sternenkleid einer Königin der Nacht, eingewebt war. Der Anblick all dieser Herrlichkeiten war verführerisch genug; allein die hohen Preise, die allerdings durch die Fülle an edlem Metall gerechtfertigt waren, machten mich alsbald wieder nüchtern und ich beschränkte daher meine Einkäufe auf das gestellte Präliminare. Devi Prasad macht übrigens ebenso wie Manick Tschand in Delhi eine ehrenvolle Ausnahme unter seinen Landsleuten, indem er großentheils feste Preise anzusetzen pflegt. Nach abgeschlossenem Geschäft brachte ein Diener eine Tasse mit Gewürzen und Wohlgerüchen in silbernen Gefäßen, einige Fragen und Antworten allgemeiner Natur wurden gewechselt und wir schieden mit shake hands, nach englischer Sitte.

Der Glanzpunkt von Benares ist, wie bekannt, die großartige Flußseite der Stadt mit ihren herrlichen Ghâts, welche sich mehrere englische Meilen weit erstreckt. Man denke sich auf dem hohen steilen Ufer des Ganges, dicht gedrängt Tempel an Tempel, Palast an Palast im reichen indischen Stil: bald sind es großartige burgähnliche Bauten mit mächtigen Eck-

* Obige Scene spielte sich in meiner nächsten Nähe ab und ich hatte den geöffneten Rachen der Schlange oft nur einen Fuß vor mir, ohne daß ich deren Giftzähne erkennen konnte, welche ihr vermuthlich ausgerissen worden waren. Der Gaukler hatte außerdem wohl auch die Vorsicht gebraucht, seine Haut an den Zähnen des Unterkiefers zu ritzen, wobei natürlich keine Gefahr vorhanden war.

thürmen, deren dunkelgefärbte Quadern auf ihre Entstehung in entfernten Jahrhunderten hindeuten, bald strahlt ein neuer Bau mit zierlichen Bogenfenstern und luftigen Veranden im reinsten Weiß von der Höhe und über alle übrigen Gebäude erheben sich die Kuppeln und Minarets einer Moschee, welche von Aurengzib an die Stelle eines uralten Bischeschwar-Tempels errichtet wurde. Nur reichen Radjahs, wie z. B. jenen von Gwalior und Nagpur, war es vergönnt, große Paläste am Ufer des heiligen Stromes nahe den gefeiertsten Stätten zu besitzen; für Gärten war an den Ghâts natürlich gar kein Raum, doch erheben sich daselbst einige mächtige Bäume, deren Laubmassen das Rothbraun des alten Gemäuers in malerischer Weise unterbrechen, und eine einsame Kokospalme ragt zwischen den Zinnen der Häuser.

Der Abhang des Ufers ist bis zum Spiegel des Ganges mit einem bunten Gemisch von Treppen, Hindu-Kapellen und Terrassen bedeckt, auf welchen zahllose Menschen sich herumzutreiben pflegen. Die Steilheit des Ufers und der Mangel an Quais erschwert es, zu Lande die Ghâts zu besichtigen, um so leichter ist dies zu Wasser möglich und um einen klaren Ueberblick zu gewinnen, besteigen wir ein Boot und schwimmen mit dem Strom langsam hinab, das herrliche Bild bewundernd, welches nur allzu schnell vorbeizieht. — Haben wir den Morgen zur Fahrt gewählt, so strahlt die Stadt im verklärten Scheine; die Enden der langen Häuserreihe verschwimmen in der Ferne, und aus dem bläulichen Morgenduft schimmern nur hin und wieder die weißen Mauern eines Palastes im rosigen Lichte. Ein reges Leben herrscht auf den Treppen und den an Bambusstangen befestigten Bretterwegen über dem Wasser. Da wird gewaschen, gebadet, gescherzt und gelacht und Alles erfreut sich des köstlichen Morgens. Blumenbekränzte Hindus holen vom heiligen Wasser, um den Göttern zu spenden, und lassen zierliche Ketten der weißen Tschameli oder aber der orangegelben Genda-Blumen auf dem glatten Spiegel des Stromes hinabtreiben.* Asceten und Fakire verrichten, unbekümmert um die sie umgebende Menge, ihre Gebete und unter riesigen Sonnenschirmen vollenden die vom Flusse kommenden Brahminen ihre Toilette. Auch Frauen erscheinen mit Wassergefäßen und einem Bündel frischer Kleider, die nassen Gewänder nach dem Bade zu ersetzen, was sie mit bewunderungswürdigem Geschicke zu vollführen verstehen, ohne den Anstand im geringsten zu verletzen. Während all' diese Menge sich vor unseren Augen im Ganges oder an dessen Ufern tummelt, bewegt sich plötzlich das Wasser nahebei mit starkem Geräusch. Ein Gavial! ruft einer unserer Begleiter, ohne jedoch weiter dieses für ungefährlich gehaltene Krokodil zu beachten. Große und kleine Boote durchfurchen den Strom, Fähren bringen ganze Schaaren von Pilgern in bunter Tracht vom flachen jenseitigen Ufer herüber und Lustboote mit seltsam pfauenartig geformtem Vordertheil liegen am Ufer, harrend ihrer Besitzer.

Inmitten des fröhlichen Getreibes an den Ghâts stechen allerdings die rauchenden Scheiterhaufen des Verbrennungsplatzes der Hindus grell genug ab. Massen von Holz sind hier aufgestapelt, um zur Einäscherung der Leichen zu dienen, denn ungeachtet der Kostspieligkeit dieses Feuerungsmaterials wird nur dieses zur Todtenverbrennung verwendet; zum Kochen dient hingegen allenthalben der getrocknete Mist des „heiligen" Rindes. Doch hinweg von jenem Anblick des Grauens, dem einzigen düsteren Zug in dem unbeschreiblich anziehenden Bilde, welches die Ghâts von Benares in den Morgenstunden darzubieten pflegen.

Ich muß hier leider auf die Beschreibung vieler Dinge verzichten, welche sich an die eigenthümlichen Lebensanschauungen und vorzugsweise an den Cultus der Hindus knüpfen; nirgends erschien mir das öffentliche Leben fremdartiger als in Benares, wo man das seltsame, aber beklagenswerthe Schauspiel hat, unter einem hochbegabten und stammverwandten Volke die Verehrung der Gottheit im Symbol zu dem niedrigsten Götzendienste ausgeartet zu sehen.

Nachdem ich die äußere Erscheinung des Lebens in der heiligen Stadt zu schildern versucht, will ich noch einige wenige Bemerkungen über das geistige Leben der

* Tschameli: eine Art Jasmin. Genda: die gelbe Sammetblume unserer Gärten (Tagetes).

Hindus hinzufügen, dessen Mittelpunkt Benares ebenfalls von Alters her gewesen ist. In der Regel ist man geneigt, das Hindutum als unveränderlich, gleichsam erstarrt, zu betrachten; dem ist jedoch nicht so. Verschiedene Lehren bekämpfen sich daselbst seit undenklicher Zeit; inmitten der Schwankungen zwischen rohem Götzendienst, Sensualismus, Mysticismus, Idealismus und Skepticismus lehrten stets einige Secten den reinen Theismus. Hat auch, seitdem die Stadt durch die Engländer in Besitz genommen ist, der Götzendienst, des von der Seite der Mohamedaner erlittenen Drucks ledig, an äußerem Glanze gewonnen, so bereitet sich dennoch ein mächtiger Umschwung vor, welcher durch den Einfluß des Christenthums und europäischer Wissenschaft wesentlich gefördert wird. Die gebildeteren Hindus schämen sich der Religion ihrer Landsleute, und von ihnen aus ging der Anstoß, welcher, wenn auch langsam, doch stätig um sich griff. Im Jahre 1816 wurde in dem Hinducollegium Mahabidyalya den Verfechtern des monotheistischen Principes eine kräftige Stütze geschaffen und elf Jahre darauf endlich gründete ein Hindu die sogenannte „Freie Schule", welche er selbst unter den Schutz der „Church Missionary Society" stellte.

Der letzte bedeutende Schritt auf der Bahn der Gesittung wurde endlich durch Rammohun Roy gethan, welcher 1830 die Brahmo-Sobha-Versammlungen einführte, um die Hindureligion auf die reinen Satzungen der Vedahs zurückzuführen.

An Instituten, welche durch die Engländer gegründet worden, fehlt es auch nicht und ich will hier nur der Waisenschule, des Sanskritcollegiums und des sogenannten Queens College erwähnen, welch' letzteres ein ausgezeichnet schönes Gebäude, Bibliothek und naturwissenschaftliche Sammlungen besitzt.

Der Keim zur geistigen Wiedergeburt eines der zahlreichsten Völker der Erde ist also vorhanden, einige Wurzeln haben bereits zu treiben begonnen und man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, daß christlich-europäische Bildung über Götzendienst und Barbarei den Sieg davontragen wird.

Moderne arabische

Philosophen und Theosophen.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die mystische Secte vom „verborgenen" Imam.

Wie in den meisten Religionen, so ist auch im Islam die Grenze zwischen Orthodoxie und Ketzerei eine äußerst schmale. Grenze ist eigentlich kaum das Wort, denn dieser Begriff setzt ein mehr oder weniger ausgedehntes Gebiet voraus und deutet die Möglichkeit an, daß wenigstens auf der einen, der inneren Seite dieses Gebiets, ein gewisser Raum für die freie Bewegung gegönnt ist. Hier dagegen ist die Orthodoxie nur eine Linie, von der man weder nach rechts, noch nach links abschreiten darf, ohne zum Ketzer zu werden. Fast jeder geistig hervorragende Mensch, wenn er das Unglück hat, die Religion zum Gegenstand philosophischer Forschungen zu erwählen, steht in der höchsten Gefahr, ins Gebiet der Ketzerei hinüberzuschweifen. Manchmal ist diese Linie auch so wenig scharf gezeichnet, daß selbst ein solcher, der den besten Willen hat, orthodox zu bleiben, sie dennoch überschreitet. Ja es ist vorgekommen, daß Lehren, welche später als vollkommen orthodox anerkannt werden sollten, Anfangs von allen Trägern der hergebrachten Form der Orthodoxie als ketzerisch beurtheilt und verdammt wurden.

Der sunnitische Islam, den heute fast die ganze Türkei, Nordafrika, Centralasien und ein großer Theil von Ostindien bekennt, ist bekanntlich in vier sogenannte orthodoxe Secten oder vielmehr Riten gespalten; denn der Name „Secte" setzt gewöhnlich eine Verschiedenheit im Bekenntniß von der herrschenden Religion voraus, die hier nicht vorhanden ist. Diese sind Maleki, Hanefi, Schafei und Hambali. Früher gab es noch zwei andere, die Sauri und Zagiri, die sich aber mit der Zeit mit den übrigen verschmolzen haben. Die drei ersten Secten waren die älteren, indem sie zwischen dem hundertsten und hundertundzwanzigsten Jahre nach Moha-

med entstanden. Die Secte der Hambali kam fast ein Jahrhundert später: Grund genug, um sie am Anfang von den drei herrschenden Riten als ketzerisch verschreien zu lassen. In Spanien, wo unter den Khalifen von Cordoba der Ritus der Maleki der herrschende war, waren die Hambali nahe daran, einem Ketzergericht zu erliegen. Als ein Schüler des Sectenstifters Hambal, der gelehrte Baki, um die Mitte des neunten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung nach Andalusien kam und seine Lehre offen predigte, erhob sich die ganze Geistlichkeit gegen ihn und stellte es dem Khalifen vor, daß diese neue Lehre sichtlich eine Gefahr für die Orthodoxie bilde. Als ein Hauptgrund ihrer Verwerflichkeit wurde geltend gemacht, daß sie für ihre Rechtgläubigkeit die Aussprüche von nur 294 Gesetzgelehrten anführen könne, während dem Ritus der Maleki das ungeheure Contingent von 1030 zur Seite stand. Die Zahlen spielen in der Orthodoxie des Islams oft eine große Rolle. Aber der Herrscher ließ sich durch die Zahlen nicht imponiren, sondern gab Befehl, eine religiöse Disputation zwischen Maleki und Hambali zu veranstalten. Bei dieser erkannte er die Uebereinstimmung der letzteren Lehre mit der Sunna, d. h. dem Inbegriff der Regeln, welche in den Hadith oder Traditionen den Anhängern des Islam überliefert und in mehrere Sammlungen gebracht wurden, durch deren unbedingte Anerkennung sich die Sunniten von den Schiiten hauptsächlich unterscheiden, während letztere die Hadith einer Kritik unterwerfen und das als überflüssig oder verderblich aus ihnen ausscheiden, was nicht mit ihrer Auslegung des Koran übereinstimmt. Dadurch wurde die Secte der Hambali als orthodox in Spanien eingebürgert. Uebrigens hat sie niemals weder dort noch im eigentlichen Orient eine namhafte Ausdehnung erlangt. Heutzutage zählt sie nur wenige Bekenner und selbst diese werden vom gemeinen Volk meist Schafei genannt; nur die Gelehrten scheinen die Secte zu kennen.

Obgleich der Prophet einen ähnlichen Ausspruch, wie den des Apostel Paulus: „Prüfet Alles und behaltet das Beste," gethan hat, indem er im Koran sagte: „O Volk! erwäge die Dinge, und du wirst die Wahrheit finden," so erstarrte doch bald der Sunnismus zu einem geistlosen, alle freie Forschungen ausschließenden Nachbeten der Aussprüche der ersten Religionslehrer. Ein moslemischer Theologe durfte sich lediglich mit Buchstabenklaubereien und erbärmlichen Spitzfindigkeiten befassen, die immer nur kleinliche, meist auf das Rituelle beschränkte Fragen behandelten, wenn er orthodox bleiben wollte. Daß ein ins Weite und Große schreitender Geist nicht binnen dieser erbärmlichen Schranken bleiben konnte, versteht sich. Es blieb ihm nichts übrig, als Ketzer zu werden. Die ersten Moslems schienen das auch empfunden zu haben, denn bald bildete sich unter ihnen die Tradition aus, daß der Islam im Verlauf der Zeit 73 verschiedene Glaubensformen annehmen werde: dies nach einem gewissen Zahlengesetz; denn nach den Moslems enthält die Religion der Magier 70, das Judenthum 71, das Christenthum 72 Secten, der Islam also eine mehr als letzteres. Diese Zahl hat er jedoch weit hinter sich gelassen, wenn man alle die verschiedenen Ketzereien mitrechnet, die in ihm aufgetaucht sind.

Uebrigens lassen sich unter dieser Masse von Secten neben dem Sunnismus doch zwei große Gruppen unterscheiden, in welche wir deren Mehrzahl einreihen können: das sind die Schiiten und die Charedschiten. Der Islam hat kein scholastisch ausgebautes, Stein für Stein in einander schließendes, logisch unerschütterliches (d. h. wenn man an der Basis nicht rüttelt und die Göttlichkeit der Schrift nicht bezweifelt) consequentes Dogmengebäude, wie es das Christenthum vor der Reformation von seinem Standpunkt aus besaß. Die Hauptfrage, die Unerschaffenheit des Koran, wurde längst im Sinne des Aberglaubens entschieden. Alles andere, was wir Dogmen nennen, die Lehre vom göttlichen Wesen, der göttlichen Person, der göttlichen und menschlichen Natur, der Zurechnungsfähigkeit und Gnade u. s. w. ist alles im officiellen Islam entweder gar nicht definirt oder so kindlich einfach, daß es keinen Stoff für ein complicirtes Lehrbuch abgiebt. Auch sind Dogmen im ganzen zu abstract, um beim gemeinen Orientalen zu verfangen. Fast jeder Sectenstifter hat zwar seine theosophische Geheimlehre, aber er reservirt sie als eine esoterische für einen auserwählten inneren Kreis sei-

ner Jünger. Da er aber doch noch Anhang in der Masse haben will, so wählt er ein äußerliches Schlagwort. Darum drehen sich die Streitigkeiten des Islams meist um halbweltliche Fragen. Eine solche, von allgemeiner Tragweite, weil sie eben dem gemeinen Mann verständlich war, bildete die Nachfolge des Propheten, das Imamat. In dieser Frage gehen Schiiten und Charedschiten am weitesten aus einander, während die Sunniten so ziemlich in der Mitte stehen. Nach den Charedschiten muß der Imam ohne jede genealogische Rücksicht aus der freien Wahl aller Gläubigen hervorgehen, nach den Sunniten zwar gleichfalls aus der Wahl, aber mit Rücksicht auf die Abstammung, indem er nur aus dem Stamme Korinisch genommen werden kann; nach den Schiiten dagegen war das Imamat erblich, wie eine Monarchie, und pflanzte sich ausschließlich in der Nachkommenschaft Ali's, des Eidams des Propheten fort. Dies die drei Hauptspaltungen, in welche sich fast alle andern einreihen oder doch annähernd an sie anschließen lassen. Der äußerliche Streit dreht sich also um eine halbweltliche Frage; im Innern aber pflegt jede Secte noch ihre besondern theosophischen Träumereien, dem Volke unverständlich, nur dem Eingeweihten enthüllt. Eine Secte weiß dann oft nichts von der Geheimlehre der andern. Ja es kommt vor, daß zwei feindliche Secten, ohne es zu wissen, ganz ähnliche Geheimlehren besitzen.

Der Schiismus, sollte man meinen, müsse der consequenteste unter jenen drei Auffassungsformen sein, da ja die Frage der Legitimität, wenn man sie auf Abstammung allein basirt, einfach und leicht lösbar erscheint. Dennoch lehrt uns die Geschichte, daß auch hier mannigfache Streitigkeiten und verschiedene Deutungen vorkommen. Einige wollten nämlich ein gewisses Wahlrecht, aber nur unter den Nachkommen Ali's, einführen. Andere zogen die Nachkommenschaft des einen Abkömmlings Ali's der des andern in einer dem Erstgeburtsrecht entgegengesetzten Weise vor. Nur in folgenden vier Grundsätzen waren alle Schiiten einig.

1) Die Nachfolge des Propheten (das Imamat) darf nicht von der Wahl abhängen (d. h. nicht von der Wahl unter der Menge der Gläubigen).

2) Der Imam ist unfehlbar und kann nicht sündigen (dies ging noch weiter als die Unfehlbarkeit der Päpste, die sich nur auf die Lehre, nicht auf den Lebenswandel bezieht).

3) Der erste Imam wurde vom Propheten selbst bezeichnet.

4) Ali, der Gemahl Fatima's, der Tochter des Propheten, war dieser erste Imam.

Nun hört aber die Uebereinstimmung auf; denn ein Theil der Schiiten ließ das Imamat von Ali auf seinen ältesten Sohn, Hassan und dann auf dessen Bruder, Hossein, übergehen, ein andrer auf einen Stiefbruder dieser beiden, der nicht Sohn Fatima's, sondern einer Frau aus dem Stamme Hanifa war. Dieser Sohn, Mohamed ibn el Hanifiya genannt, war also gar nicht Enkel, sondern nur Vetter des Propheten. Er stiftete die Secte der Knissaniya, aus welcher Einige auch die abbassidischen Khalifen hervorgehen lassen, die aber nach der allgemeinen Auffassung Sunniten und nicht Schiiten waren. Danach hätte Abu Hascham, der Sohn Mohamed's ibn el Hanefiya, seine Rechte auf den Vater des erstern abbassidischen Khalifen übertragen. Dieser Versuch, die Abbassiden zu Schiiten zu machen, scheint sehr bei den Haaren herbeigezogen, besonders da ein Hauptgrundsatz der Schiiten, die Nachfolge durch Erbrecht, hier zu Gunsten der Uebertragung der Rechte umgestoßen ist. Die Uebertragung war zwar erlaubt, aber nur unter den Nachkommen Ali's, nicht an einen Fremden. Die Secte der Knissaniya besteht heute nicht mehr.

Dagegen blüht noch immer, namentlich in Südarabien, die schiitische Secte der Zaidiya, Anhänger Zaid's, des fünften Imam.

Die letzte und noch heute in Arabien fortbestehende, wenn auch vor wenigen Jahren des Thrones beraubte Zaidi-Dynastie war die der Imame von Sanaa in Yemen. Diese leiteten gleichfalls ihre Abkunft von Zaid, dem fünften Imam ab; da sie aber erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit zur Herrschaft gelangten, und ihre Vorväter ziemlich obscur lebten, so ist ihre Genealogie, die wahrscheinlich erst nach ihrer Herrschaftsübernahme fabricirt wurde, sehr problematisch. Sie huldigen übrigens durchaus der Lehre der Zaidiya.

Dieselbe ist lange kein so schroffer Schiismus, wie z. B. der der Leeser, und kann als ein Compromiß zwischen Schiismus und Sunnismus bezeichnet werden. Sie erkennt nämlich die zwei ersten Imame der Sunniten, die Khalifen Abu Bekr und Omar, als Imame de facto und de jure humano, wenn auch nicht de jure divino an und verwirft nur den dritten Othmar; dies nach einem Ausspruch Zaid's, ihres Stifters, der gesagt haben soll, man müsse den „Vorgezogenen" anerkennen, wenn es auch einen ihm „Vorzuziehenden" gäbe. Indeß sind diese Abweichungen doch so groß, um ihre Bekenner sowohl von den Sunniten, als den andern Schiiten, als Ketzer bezeichnen zu lassen. Die Zaidiya selbst sind jedoch tolerant und beten sowohl mit Sunniten, als mit Schiiten.

Diejenige schiitische Secte, welcher noch heutzutage ein großer Theil der Perser anhängt, ist die der Ithna-Ascheriya oder Zwölfer, so genannt, weil sie nur zwölf Imame anerkennt, deren letzter vor etwa 800 Jahren sich in eine Höhle zurückzog, wo er noch heute lebt und aus der er am Ende der Zeiten wieder hervortreten wird, um die Erde zu beherrschen.

Diese Secte ist der consequenteste Schiismus, weil in ihr das Princip der Erblichkeit des Imamats am schärfsten gewahrt ist, und dies mag wohl dazu beigetragen haben, daß sie sich so lange erhalten hat und noch in unserer Zeit so zahlreiche Anhänger zählt. Selbst ein abbassidischer Khalife, el Mamum, war zu dieser Secte bekehrt worden, und da nach deren Lehre seine eigne Familie gar kein Recht auf das Khalifat besaß, so war er wirklich so uneigennützig, den gleichzeitig mit ihm lebenden achten Imam, Ali er Rida, als seinen Nachfolger im Khalifat zu bezeichnen. Der frühzeitige Tod Ali's stieß diesen beabsichtigten Dynastienwechsel um, welcher, wäre er eingetreten, vielleicht der ganzen Geschichte des Islam eine andere Wendung gegeben hätte. Ali er Rida's Grab in Tus in Chorassan ist heute eines der Hauptheiligthümer der Perser. Die Höhle, nach Andern die Cisterne, in welche sich der zwölfte Imam zurückzog, soll in einem Ort, Namens el Hilla, liegen.

Eine höchst merkwürdige Abtheilung der Schiiten bildeten die Anhänger der sogenannten „verborgenen" Imame, auch Ismailiya genannt. Diese verdienen in sofern unsere Aufmerksamkeit, als sie außer den auf politische Herrschaft hinstrebenden Grundsätzen eine eigenthümliche theosophische Basis haben; es ist eine merkwürdige Doppelreligion, für die einen ihrer Anhänger weltlich und sinnlich, für die andern mystisch und entsagend.

Diese „verborgenen" Imame leben zwar auf Erden, aber Niemand kennt ihren Aufenthalt, außer ihren Nekib's oder Stellvertretern, die ihren Willen ausführen, für sie Staaten regieren, Kriege führen, die Lehre der Secte verbreiten. Nach dieser Lehre giebt es immer einen Imam auf Erden, meist zwar einen „verborgenen", der jedoch auch aus der Verborgenheit hervortreten kann. Ein solcher wieder sichtbar gewordener Imam soll Obeid Allah, Gründer der Fatimidischen Dynastie in Tunis und Aegypten, gewesen sein. Diese Secte, zu welcher sich einst die tempelstürmenden Korniaten, die den schwarzen Stein von Mekka entführten, bekannten, hat jetzt keinen sehr bedeutenden Anhang mehr. Ueberall da, wo sie ehemals herrschte, ist nun der Sunnismus die vorwaltende Confession. Dennoch besitzt sie noch einzelne Anhänger, namentlich in Arabien, die sich aber nicht offen zu ihr bekennen, sondern ihr Wesen geheim treiben. Es war mir gegönnt, einen dieser Anhänger kennen zu lernen und in so weit sein Vertrauen zu gewinnen, daß er mich für würdig hielt, die Erzählung seiner Aufnahme in den Orden, die Offenbarung von dessen theosophischen Grundsätzen und die Abenteuer, welche er im Suchen nach dem heutigen „verborgenen" Imam bestanden, sowie das Resultat dieser Nachforschungen anzuhören. Ich will versuchen, hier die Worte dieses merkwürdigen Mannes, in so weit ich sie im Gedächtniß habe, zu wiederholen.

„Meine Heimath," so erzählte Mohamed el Hasni, der Anhänger des ‚verborgenen Imams', „liegt im nördlichen Theil von Yemen, an der Grenze der Staaten des Makremi von Nedschwan, da, wo sich die Religionsgebiete der Zaidiya und der sunnitischen Schafei und Hanefi berühren. In meinem Dorfe gab es viele Zaidiya und ich selbst glaubte als Knabe, ich gehörte zu dieser Secte, denn sowohl mein Vater, als meine Oheime bekannten

sich äußerlich zu ihr. Aber das war eitel Verstellung, angenommen, um den Verfolgungen unserer Feinde zu entgehen. Als ich achtzehn Jahre alt war, führte mich eines Abends beim aufgehenden Vollmond mein Vater auf ein einsames Feld, eine Viertelmeile von unserm Dorfe. Einsam, so schien es, als wir ankamen. Indeß konnte ich bald gewahren, daß hier Menschen anwesend sein mußten. Ein feiner Rauch, wie von gebranntem Kaffee, drang an mein Geruchswerkzeug, ein Gemurmel halblauter Stimmen tönte an mein Ohr. Wo kam dies her? Es schien aus der Erde zu dringen. In der That war es so. Unter dem Felde, auf welchem wir standen, befand sich eine Grotte, nur durch einen schmalen, kaum sichtbaren Eingang zugänglich, durch welchen man auf dem Bauche kriechend einschlüpfen mußte. Indeß noch wußte ich hiervon nichts. Ich wartete an der Seite meines Vaters eine Zeit lang auf dem mondbeschienenen Felde, als plötzlich ein Ruf an unser Ohr klang, dem einer Nachteule gleich. Mein Erstaunen war groß, als ich nun meinen Vater als Antwort auf diesen Ruf einen ganz ähnlichen Ton, wie den des nächtlichen Vogels, ausstoßen hörte. Meine Ehrfurcht verwandelte sich in ein banges Grauen, denn mein Vater war so ernster Natur, sein ganzes Wesen so feierlich und gemessen, daß mich eine solche anscheinende Spielerei von seiner Seite höchlichst befremden mußte. Plötzlich wandte er sich zu mir mit den Worten:

„‚Mein Sohn, wirf dich nieder auf dein Angesicht und verharre in betender Stellung, bis man dich holen wird. Schaue nicht auf, um mir nachzusehen und zu entdecken, wo ich gehe; denn noch weiß ich nicht, ob du würdig befunden wirst, mir nachzufolgen.'

„Ich gehorchte und legte mich platt auf den Bauch hin, das Angesicht dicht an die Erdscholle geheftet. In dieser Stellung verharrte ich eine halbe Stunde. Wohl verspürte ich oft die Versuchung der Neugierde, meine Augen verstohlen in der Richtung zu erheben, in welcher meines Vaters Schritte verhallt waren; aber immer hielt mich eine heilige Scheu, ja die Furcht, daß mir etwas Entsetzliches begegnen werde, zurück. Ich bezwang mich also und blieb unbeweglich liegen, während ich innerlich brünstige Seufzer zu Gott schickte, daß er mich von dem Grauen dieser Stunde erlösen möge. Endlich fühlte ich zwei wuchtige Hände auf meinen Schultern und eine Stimme sprach zu mir in dumpfem Baßton „Kum!" (stehe auf). Als ich mich erhob, gewahrte ich statt meines Vaters, den ich zu sehen erwartet hatte, zwei hohe, verhüllte Gestalten. Sie flößten mir einen unbezwinglichen Schrecken ein, so daß ich unwillkürlich eine Bewegung machte, als wollte ich die Flucht ergreifen. Aber ebenso gut hätte ich versuchen können, in den Mond zu fliegen; denn die Arme der verschleierten Männer hielten mich wie mit eisernem Griffe. Von ihnen wurde ich fortgezogen, nachdem mir der eine der Männer vorher einen dichten Schleier über's Gesicht gespannt hatte, der nicht einmal mehr die Helle des Mondscheines durchschimmern ließ. Ich fühlte mich eine Strecke weit fortgezerrt, dann plötzlich zur Erde geworfen und durch eine schmale Felsritze gezogen, an der mein Kopf, oben und unten, bei jeder Bewegung, anstieß. Dann ward ich wieder emporgerichtet und so in aufrechter Haltung von den Männern weitergeführt, bis wir endlich zum Stillstand gelangten. Sehen konnte ich noch nichts, denn noch verhüllte meine Augen der dichte Schleier. Wohl aber machten meine andern Sinne Wahrnehmungen. So vernahm ich wieder, nur diesmal deutlicher, das dumpfe Gemurmel von Stimmen, und ein süßer, berauschender Duft des Sedscheret el luban (Weihrauchs) drang fast betäubend an meine Organe. Zwar vermischte sich dieser Geruch etwas mit dem Arom des Kaffee's, aber der Weihrauch, offenbar erst soeben angezündet, trug den Sieg davon. Jetzt vernahm ich wieder die dumpfe Baßstimme, die diesmal ganz dicht bei meinem Ohr ertönte und mir die Worte zumurmelte:

„‚Muth, Mohamed! antworte mit Ehrerbietung, aber ohne Furcht auf die Fragen, die man an dich thun wird.'

„Eine unbeschreibliche Ehrfurcht überfiel mich. Ich war mir bewußt, in Gegenwart eines geheimen Oberhaupts zu stehen, dessen Worte vielleicht auf mein ganzes Leben entscheidend wirken konnten. Ich flehte innerlich zu Allah, daß er mich die richtigen Antworten finden lasse. Indeß waren die ersten Fragen, die nun eine

feierliche, ernste Männerstimme an mich richtete, nicht so schwer zu beantworten, als ich gefürchtet hatte.

„‚Zu welchem Glauben bekennst du dich?‘ lautete die erste Frage.

„‚Zum Islam, durch Gottes Gnade!‘ war meine orthodoxe Antwort.

„‚Glaubst du an die Auferstehung und die Wiederbringung der Todten?‘ fuhr die Stimme fort.

„‚Mit Allah's Hülfe, ja!‘ entgegnete ich.

„‚Glaubst du an den Mehdi?‘

„Ich wußte wohl im allgemeinen, was unter dem Mehdi zu verstehen sei, nämlich daß er ein heiliger Mann, ein Imam, der am Ende der Tage erscheinen und die Vollendung aller Dinge vorbereiten werde. Daran glaubte ich und gab diese Ueberzeugung kund.

„Nun kamen aber Fragen, auf deren Beantwortung ich durchaus nicht vorbereitet war. Die erste lautete:

„‚Aus welchem Geschlecht wird der Imam Mehdi hervorgehen?‘

„Darauf glaubte ich noch mit einiger Sicherheit antworten zu können, indem ich sagte:

„‚Aus dem Geschlecht des Propheten, gelobt sei er!‘

„Aber das genügte nicht. Man drang in mich, deutlicher auszusprechen und die Familie unter der Nachkommenschaft des Propheten zu bezeichnen, in welcher der Besiegler des Glaubens das Licht der Welt erblicken werde.

„Ich war in der Meinung aufgewachsen, als gehöre ich zur Secte der Anhänger Zaid's. Da diese keine andere Nachkommenschaft des Propheten ehren als die ihres Stifters, so dachte ich nicht anders, als der Mehdi müsse aus dieser Familie hervorgehen. Ich erwiederte also dreist:

„‚Aus der Familie des hochgelobten Zaid, des fünften Imams.‘

„Bei diesen meinen Worten verwandelte sich das Gemurmel in einen wahren Sturm durch einander tönender Rufe. ‚Fluch ihm!‘ tönte es aus vielen Lippen ‚er hat sich zum Gottlosen bekannt!‘ Andere riefen ‚Fluch Zaid, dem Nebenbuhler des wahren Imams!‘ Noch Andere riefen: ‚Zaid der fünfte Imam? Fürwahr, Zaid war nur der fünfte Schiitan (Teufel), kein Imam!‘ Indeß bald gebot die mächtige Herrscherstimme, welche jene Fragen an mich gerichtet hatte, den discordanten Lauten Stillschweigen. Als die Ruhe wieder hergestellt war, ließ sich dieselbe so vernehmen:

„‚Mein Sohn, du bist in einem Irrthum befangen, den zwar oben in der Welt Tausende mit dir theilen, der aber hier, im Kreise der wahren Gläubigen, strafbar, ja todeswürdig erscheint. Aber gerade der Umstand, daß du in diesem Irrthum schwebst, spricht zu deinen Gunsten; denn er beweist, daß du aus einer Familie bist, in welcher das göttliche Geheimniß treue Hüter gefunden hat, so daß es nicht einmal dem eignen Sohne mitgetheilt wird, ehe ihn die Versammlung der Gläubigen würdig befunden hat, es zu vernehmen. Tritt hervor, Ali ben Hassan!‘

„Ali ben Hassan war der Name meines Vaters. Noch waren mir die Augen verbunden, ich vermochte also nicht zu sehen, ob mein Vater wirklich vor den Redner trat; aber es konnte nicht anders sein, denn dessen Stimme redete nun ihn an:

„‚Ali ben Hassan! du bist als treuer Anhänger unseres gottgelobten Imams bewährt. Nicht oft haben wir in diesem Kreise so viel Unschuld gefunden, als die ist, in welcher du deinen Sohn erzogen hast. Wohl manchmal mußten wir erfahren, daß ein Neuling den Namen des wahren fünften Imams, des hochgelobten Mohamed el Baker und den seines Enkels Ismael, des siebenten Imams der ersten Folge (die Ismailiya nehmen auf einander folgende Gruppen von je sieben Imamen an) aussprach. Wir glaubten an Inspiration. Aber das war es nicht. Die Eltern hatten das Geheimniß verrathen. Strafe hat sie dafür getroffen und ihre Söhne wurden deshalb lange vom Tempel der Glückseligkeit ausgeschlossen. Du und dein Sohn dagegen seid des Preises würdig und Letzterer soll, wenn du dich mit Leib und Seele dafür verbürgst, daß er uns angehören wird, noch heute Nacht in den gelobten Tempel eingelassen werden. Sprich, bürgst du für ihn?‘

„‚Herr,‘ erwiederte mein Vater, ‚er ist mein Fleisch und Blut und nicht aus der Art geschlagen. Was ich glaube, wird auch er glauben, und was ich ihm befehle, wird er gehorsam vollziehen.‘

„‚Wohl,‘ so sprach der Vorsitzende, ‚so laß ihn schwören! Aber ehe ihm die Binde entrissen wird, sollen die Brüder ihren Litham vornehmen.‘

„Der Litham war der dichte Gesichtsschleier, dem gleich, mit welchem meine zwei Führer bedeckt waren und den nun alle diese Männer anlegten; denn noch war ich ein Neuling und durfte sie oben in der Welt nicht wiederkennen. Nur mein Vater blieb unverhüllt, als er nun mir den Litham abnahm. Jetzt sah ich einen halbdunkelen Raum, in dem einige vierzig Männer in Gruppen von je zwölf dasaßen, der Vorsitzende und sein Naib (Stellvertreter) abgesondert. Sie waren alle in sehr einfache, fast ärmliche, aber dicht verhüllende Gewande gekleidet. Erkennen konnte ich keinen, selbst meinen Oheim suchte ich umsonst ausfindig zu machen. Mein Vater trat vor mich hin und sprach:

„‚Wirf dich nieder nach Süden und bete Gott in dieser Richtung an!‘

„Obgleich ich sehr erstaunt über dies Gebot war, denn die Kibla (Mekkarichtung) ist bei uns nicht Süd, sondern Nordwest, es handelte sich also nicht um die orthodoxe Gebetsrichtung, die ich in der Schule gelernt hatte, so befolgte ich doch den Befehl meines Vaters. Ich erfuhr erst später, daß dies die Richtung sei, in welcher der Wohnort des lebenden „verborgenen“ Imam's lag. Hierauf mußte ich schwören, in Ismael und seinen Nachfolgern die wahren Imame zu erkennen, aber meinen Glauben vor der Welt geheim zu halten. Mehr wurde mir jetzt nicht mitgetheilt.

(Forts. folgt.)

Literarisches.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Cultur-Bilder und Studien. Von Karl Braun (Wiesbaden). Drei Bände. Hannover, Karl Rümpler.

Diese Sammlung von Aufsätzen bildet, wie der Verfasser selbst bemerkt, eine Ergänzung zu seinen Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei, welche bei ihrem Erscheinen bekanntlich lebhaftes Interesse erweckten. Was er in den vorliegenden Bänden bietet, schließt sich also nicht nur in der charakteristischen Frische der Form, sondern auch in Bezug auf den Inhalt jenen Bildern an. Der Hauptinhalt des ersten Bandes bezieht sich auf Beobachtungen an den Grenzen des Reiches. Mit seinem bekannten urwüchsigen Humor schildert Braun seine Reisen nach Lothringen, wo er sich während des Krieges und vorher aufhielt. Dann weilt er bei „Mynheer und seinem Nachbar“, dem Belgier. In diesem Abschnitte finden sich auch einige holländische Romane, welche zuerst durch die Monatshefte in Deutschland eingeführt wurden, ausführlich erwähnt. Wir sind dem berühmten Reichstagsabgeordneten für seine liebenswürdigen Bemerkungen sehr dankbar, dürfen ihm jedoch nicht vorenthalten, daß er in einem kleinen Irrthum in Bezug auf den Namen von Klaasje Zevenster sich befindet. Zevenster heißt nicht Siebengestirn, sondern Siebenstern, da das Siebengestirn in Holland „het zevengesternte“ genannt wird. Im zweiten Bande führt uns Karl Braun an das Heiligthum des deutschen Herdes, indem er über deutsche Küche, deutschen Wein und deutsche Vornamen äußerst belehrende und ergötzliche culturhistorische Dinge mittheilt. In einigen volkswirthschaftlichen Streifzügen auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung läßt er dann mehrere höchst zeitgemäße Fragen die Revue passiren, worunter besonders die Ehebeschränkungen und die Wuchergesetze in interessanter Weise beleuchtet werden. Der dritte Band beginnt mit der Schilderung zweier centrifugaler Gewalten, des Königsberger Politikers Dr. Johann Jacobi und des Mainzer Bischofs von Ketteler. Da ist Braun ganz auf seinem Gebiet, und die humoristische Sicherheit, mit welcher er die beiden Männer in ihrem Verhältnisse zur Socialdemokratie charakterisirt, gehört zu seinen eigensten Vorzügen in der politischen Literatur unserer Zeit. Es kommen dann noch fünf Aufsätze culturhistorischer Art aus früherer und neuester Zeit, die sämmtlich gleichfalls voll geistreicher Ideen und praktischer Anschauungen sind. Braun zeigt auch in diesen drei Bänden wieder, daß er eine ganz eigenthümliche Stellung in unserem Geistesleben einnimmt: er wirft gleichsam das Licht seiner durchaus der neuesten Entwicklung angehörenden Auffassung auf volkswirthschaftliche und culturhistorische Fragen aller Zeiten und macht sie damit fruchtbar und populär für die Gegenwart. Daß sein Stil höchst lebendig ist und seine Darstellung stets erheiternd wirkt, ist nicht der letzte Vorzug seiner Schriften.



Das Haus unter den Wänden.

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge.

von

P. K. Rosegger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

In einem kleinen Thale der Wildniß stand eine einzige Hütte verlassen und verloren. Die gewaltigen Hochwaldbäume, aus denen die Hütte gezimmert war, trugen zum Theil noch ihre Rinden, unter welchen behende Käfer und nagende Würmchen hausten. Aber das Holz war hart geworden; länger, als vierhundert Jahre war es her, daß dieser alten, verlassenen Hütte Gezimmer emporgesprossen war als junger, grünender, säuselnder, wohlduftbauchender Wald. Das flache, steinbeschwerte Dach der Hütte war vermoost, es wuchs ein hellgrüner Filz darüber, es wuchs Wildfarren darauf und dort und da guckte ein Tannenwipfelchen hervor, das als beflügelt Samenkörnchen auf das Dach gehüpft war. Das wollte hier auf dem Dache verbleiben und gar gegen Himmel wachsen zu einem großen Baum.

Das Wild- und Waldleben hatte wieder Besitz genommen von dem Menschenbaue und flocht und wob ihn ein und zog ihn wieder sanft zurück in den Schoß der Natur.

Das Kostbarste an der Hütte waren die Glasscheiben an den winzig kleinen Fenstern. Aber diese Scheiben waren altersgrau und schon erblindet; und längst vergangene Bewohner des Häuschens hatten etwa mit einem scharfen Nagel Kreuze oder Herzen in diese Scheiben eingegraben, auf daß sie auch ein Denkmal hinterließen an dieser Stätte, die sie lebelang ihr Daheim genannt.

Ueber der sehr niedrigen Thür an der Wand war mit einer Kohle in einem dreieckigen Umriß das Auge Gottes gezeichnet; dem lieben Herrgott war die ganze Sach' anheim gestellt.

Gewaltige Felsmassen schlossen die Hütte ein. Seit die Welt steht, war kein Sonnenblick gefallen in dieses Thal, und wie der Morgen und der Abend auch glühen mochte oben an den luftigen Zinnen und Alpenhörnern, es war in dieser Tiefe nicht zu sehen.

Hier lebten und starben Leute, die außer dem blassen Lichte an den Felstafeln all ihrer Tage keinen Sonnenstrahl gesehen hatten.

Einst standen sechs Hütten in der Thalschlucht. Sie waren da seit undenklichen Tagen, die Menschen wußten ihr Beginnen nicht. Die Bewohner dieser Hütten nährten sich durch einige Aeckerlein, die

von den Vorfahren zwischen den grauen Felsblöcken und Schuttriesen waren ausgereutet worden, und sie nährten sich von den Ziegen, die auf den Matten des kleinen Thales Futter fanden.

Ihrer Tage mochten unzählige gewesen sein, aber sie vergingen und es kamen andere.

Da war — so haben die ältesten Leute des Alpenthales erzählt — ein weißlockiger Wurzelgräber niedergestiegen von Gestein zu Gestein bis in das tiefe, schattige Thal. Die schneeweißen Haare dieses Mannes waren so lang gewesen, daß sie weit hinter ihm nachgewallt über Wände und Riffe. Unten bei den Hütten hatte der Greis um Nachtherberge gebeten, aber die Leute hatten ihn hell ausgelacht und übermüthig geschrien: „Geh, du alter Eisbär, wickle dich in deine Haare ein, so hast du Dach und Fach wohl für jegliche Sturmnacht! —" Darauf hatte der Wurzelgräber nichts entgegnet, sondern war wieder aufwärts gestiegen von Gestein zu Gestein. Aber er war kein Wurzelgräber, er war ein Berggeist gewesen, der die Menschen hatte prüfen wollen, und als darauf die Nacht gekommen war, da ist er wieder herabgefahren gegen das Thal und seine langen Haare haben Felsen gesprengt, haben mächtige Furchen und Schründe gerissen im Gebirg — und Eis- und Schneelawinen sind niedergebrandet, und alle Wände ringsum haben gellend laut gelacht, und der größte Theil ist verschüttet worden mitsammt seinen Hütten und Bewohnern. — Und wie die übermüthigen Leute zuerst den Berggeist lachend verhöhnt haben, so hat der Berggeist zuletzt sie allsammt ausgelacht. — So die Sage.

Eine wilde Naturrevolution muß wohl gewesen sein; ein graues Sandmeer lag nun im Thale und durch dasselbe hin wälzte sich der Wildbach, tief und breit und zerrissen und schwemmte nach allen Seiten hinaus. Heute ging da sein Bett, morgen dort, das ganze früher so bräutliche Thal gehörte dem Wildbach. Auf den Vorhügeln, wohl auch einst aus Schutt aufgebaut, blühten freilich noch die Eriken und wucherte das Gesträuch des Wachholders und der Alpenkiefer, aber mitten hinein hatte der Berggeist Felsstücke geschleudert, über die nun die Flechten woben und Eidechsen glitten. Von den schwindelnden Wänden nieder gingen schneeweiße Sandriesen und graue Schutthalden, in denen es allfort leise rieselte und rieselte. Wie viel tausend Jahre, bis das ganze, gewaltige Hochgefelse niedergerieselt sein wird in die Tiefen! Allein, wer rechnet hier mit Jahrtausenden, wenn sich die ungeheure Burg der Alpen nachbaut herauf aus dem Urgrunde der Erde!

Zwischen den Schutthalden zog sich wohl hier und da ein Streifen Erdgelände hinan, auf welchem Sträuche und verknorrte Fichten und Lärchen mühsam fußten. Und am unteren Ende einer solchen Wildwachszunge, die einige kleine Wiesenhänge wahrte, nicht weit von dem Thalsande des Wildbaches, duckte sich das alte, moosbewachsene Häuschen. Das allein war übrig geblieben von der kleinen Hüttengemeinde im Felsenthale, und das war die einzige und letzte Menschenwohnung weit und breit. Hoch, von zwei Wänden nieder lag und sickerte ein breiter, schwerer Schuttstrom; er würde längst niedergetost sein auf das arme Häuschen, wenn er nicht ziemlich hoch über demselben von einem Felshorn aufgehalten und nach links und rechts seitwärts geleitet worden wäre, so daß auf dem Hange unter dem Felshorn das Wildgesträuche wuchern und die Hütte stehen konnte. Diese Lehne war wie eine grüne Insel mitten in dem Steinstrome des Gerölles, und das Felshorn darüber war der Hort.

In der Hütte wohnten vier Menschen, das waren der Schründenhans, dem die Hütte gehörte, sein Weib, sein Kind und sein Bruder.

Sein Weib hatte sich der Schründenhans vor wenigen Jahren erst vom Waldgelände hereingeholt. Dort war es eine arme Köhlerdirn gewesen, deren Mutter eines Tages in die Gluthen des Meilers gebrochen und jämmerlich zu Grunde gegangen war. Ihr Vater war ein Wilderer gewesen, aber alljährlich nur ein einziges Reh hatte er sich angeeignet von den Hunderten, die im Walde mit ihm lebten, auf daß er und sein Weib und sein einzig Kind das gut' Stücklein Fleisch nicht ganz entbehren durften. Aber ein Wilderer war er dennoch, und einmal in der Mondnacht gerieth er mit den Jägern zusammen. Sie fielen auf den Kohlenbrenner her, es entbrannte ein wildes Rin-

Digitized by Google

gen, und zuletzt warfen sie ihn die Felswand hinab, daß der Stürzende den Wipfel eines Baumes knickte, der unten in der Tiefe stand. Keinen Athemzug hat der Kohlenbrenner mehr gethan. Der Mond ging nieder und die Sonne ging auf, und das Mädchen daheim sah allfort zum Fensterchen hinaus und wartete auf den Vater.

Da ging langsamen Schrittes der Schründenhans vorbei, der wußte von der traurigen Geschichte und sollte der Waise die Nachricht überbringen.

Aus dem Meiler zuckte ein blaues Flämmchen heraus. „Verlösche es nicht, Hilda," sagte der Hans, „es brennt auf der Welt sonst kein Licht für ihn."

Hilda hatte das Wort verstanden, hat nicht mehr nach dem Vater ausgesehen, hat sich verschlossen im Köhlerhause und hat geweint.

Nach Tagen kam der Hans wieder und sagte: „Hilda, ich habe mir gedacht, da du jetzo keinen Vater mehr hast, so sollst du einen Mann haben."

Und nicht lange hernach zog Hilda mit Hans in sein Haus unter den Wänden. Ein Jahr hierauf hatte Hilda ihrem Manne einen Knaben geboren, der zur Zeit dieser Geschichte seine Nahrung noch an der Mutterbrust genoß.

Der vierte Hüttenbewohner nun war Hansens Bruder, der Jok. Der Jok war ein armer Mensch. Er wußte es aber nicht, wie sehr arm er war, er war blödsinnig. Er war ein Krüppel mit kurzem Halse und sehr langen Händen. Er war schon über die zwanzig Jahre alt und konnte noch nicht reden. Seine Stimme war wie ein Stöhnen und Röcheln. Das einzige Wort „Hans" konnte er halbverständlich sagen. Mit seinem Bruder war er seit erstem Lebenstage beisammen gewesen in der Hütte ihres Vaters. Mit seinem Bruder hatte er die ersten Forellen aus dem Wildbache gefischt; mit seinem Bruder hatte er die letzte Thräne der in der Armuth Kümmerniß sterbenden Mutter gesehen und die Segensworte des verscheidenden Vaters gehört. Diesen Bruder, der nun sein Alles und Einziges war, mußte der Jok unsagbar lieb haben, ihm nahm er im Tagwerke die schwersten Arbeiten unter der Hand weg; ihm schob er beim kaum erklecklichen Mahle, das sie gleich auf dem Lehmgrunde des Herdes zu sich nahmen, die feinsten Bissen zu. Und als der Hans das Weibchen ins Haus brachte, lächelte der Jok glückselig, und als der Jok das neugeborne Knäblein sah, da stöhnte er vor Freude und haschte gleich mit beiden Händen nach dem kleinwinzigen Wesen.

Das Aufrechtgehen auf zwei Füßen hatte der Jok auch nicht gelernt, aber gern und behendig kletterte er mit allen Vieren wie die Ziegen und Gemsen. Ein Jägersmann verglich ihn einmal scherzhaft mit einer Ziege. Darüber grinste der Jok freundlich; er hielt den Spott für eine Schmeichelei, denn mit den Thieren hielt er's immer gern. Aber dem Schründenhans that der Schimpf weh, dem zuckte sein Herz und sein Auge und seine Faust: „Du Jäger, wem geht das Elend meines Bruders was an?"

Der Jägersmann schlich von dannen und brummte: „So halb närrische Leut' verstehen keinen Spaß."

Wenn Gottes Sonntag war, und die Beile der Holzhauer ruhten, ging der Schründenhans mit seinem Weibe hinaus gegen das ferne Walddorf, wo die Kirche stand. Zuweilen redeten sie gern ein wenig mit dem lieben Herrgott. „Vater unser," sagte der Hans, und legte seine rauhen, waldharzigen Hände recht innig zusammen, „nicht meinetwegen red' ich, aber unser Bübel laß' auswachsen frisch und gesund, und daß es ein braver Mensch mag werden."

Aber die Hilda wendete sich zum Frauenaltar: „Gegrüßt seist du, Maria, und ein warm Pelzlein für den heurigen Winter thät mein Bübel wohl brauchen!"

Der Jok aber ging nie hinaus in das Walddorf; er hütete daheim stets das Haus und die Ziegen, und kletterte an den Hängen hin auf allen Vieren, und pfiff wie die Gemse, und bellte wie das Reh.

Von all den Bewohnern der wilden Oede war es seit jeher keinem bewußt geworden, daß sie mitten lebten in der Größe und Herrlichkeit der Natur, und daß um sie eine Gottheit in der Schöpfungswerkstatt ewig meißelte. Sie hatten kein Auge für die wilde Erhabenheit ringsum. Nur zu dem Felshorn, das dem Schuttstrom wehrte, blickten die armen Leute zuweilen auf, aber auch nicht, weil

dieser Thurm als Wall ihr Beschützer war, sondern einer anderen Ursache wegen. Das Felshorn stellte nämlich in seiner Auszackung und Durchfurchung ein kolossales Bildniß vor, eine sitzende Frauengestalt mit einem Kinde auf dem Schoße.

„Da ist unsere liebe Frauen mit dem Christkinde herausgewachsen aus der Erden," so lautete der alte Glauben der Bewohner des Felsthales, den auch der Schründenhans in seinem Herzen pflegte.

Und wahrlich, allzugroße Einbildungskraft gehörte nicht dazu, der Felsthurm war die Himmelskönigin mit dem Scepter und der zackigen Krone; von der Tiefe aus gesehen saß sie auf dem Throne, und hielt das Kind.

Das Bild war etwas vorgebeugt und blickte gerade hinab in die Thalschlucht. Das Bild war den Bewohnern der Hütte der Hausaltar, zu dem sie gern beteten. Die Leutchen konnten nicht daran denken, daß die sonderbare Felsstatue vielleicht Jahrtausende vor der Erwartung des Erlösers und der Geburt Mariens hier oben in den Stürmen der Urzeit gestanden haben mochte.

Nun aber war an dem Felsenbilde noch eine andere Merkwürdigeit. Zur frühen Morgenstunde, wenn es oben in den hohen Wänden graute und sich die Tafeln sanft zu röthen begannen, klang von dem Marienbilde ein Ton herab, wie das ferne Läuten einer Glocke. „Die Himmelschöre läuten unserer lieben Frauen den englischen Gruß," sagten da die Hüttenbewohner, und erhoben sich von ihrem Lager und beteten.

Der Ton kam von einer Spalte, welche zwischen dem Throne und dem Marienbilde klaffte, und durch welche der Morgenwind blies. Das war nicht seit ewigen Zeiten so, erst seitdem die Hütten waren zu Grunde gegangen im Felsenthale, läuteten die Chöre.

Sollten aber nicht immerdar läuten. Da kam nun ein Sommer und ein Herbst, im welchem das liebliche Klingen der Avegiocke in ein tiefes Dröhnen und in ein klägliches Stöhnen übergegangen war.

„Hans," sagte da die Hilda einmal, „Die Engel läuten nimmer. Was ist unserer lieben Frauen angethan, daß sie so bitterlich thut weinen?"

„Wohl, das hab' ich auch schon bedacht," antwortete der Hans, „ich hab' herumgesucht in meinem Gewissen, bin wohl recht sündig, aber dasselb' kann ich sagen, schlechter bin ich nicht, wie eh vor Zeit. Leicht hab' ich mein Bübel zu gern, und thu' es in allzugroßer Lieb' verderben."

„Etwa ist es meines Vaters arme Seelen, die so thut weinen," meinte das Weib, „ich will neun Tag' fasten und das Essen der blinden Bachwabi hinausschicken in das Waldland."

Sie that das Buß- und Liebeswerk, auf daß ihr ermordeter Vater erlöst sein sollte, aber das Marienbild oben weinte und weinte.

Da sagte die Hilda einmal, am Ende sei gar die Zeit nahe, in welcher nach Prophezeiung der Vorfahren der Drache wieder hervorbreche, der in irgend einer Höhle der Felsen lauere.

An das dachte Hans nicht, obwohl der klägliche Ton von dem Bilde, der zur Morgenfrühe, und gar zuweilen auch mitten in der Nacht zu weinen anhub, ihm eine tiefe Besorgniß verursachte. Oft, wenn er nach der Tageslast im süßen Schlummer ruhte, oder ein liebliches Bild aus Kindeszeiten träumte, erwachte er plötzlich und hörte das schauerliche Weinen.

Und eines Tages, da stieg der Hans die Halde entlang und kletterte hinan bis zu dem Felshorn, und an demselben empor, so weit es ging, und prüfte das Gestein.

Die Hilda stand vor der Hütte, hielt die flache Hand über die Augen und blickte hinauf. Wie wenn über dem Arm der Mutter Gottes und über dem Haupte des Jesuskindes eine Fliege krabbelte, so war von dieser Ferne ihr Mann zu sehen.

Als der Hans hierauf wieder herabkam zur Hütte, war er sehr schweigsam. Er setzte sich zur Wiege seines Kindes, und wiegte. Er sagte dabei kein liebkosend Wort wie sonst; er sang kein Liedlein. Still und schier wehmüthig blickte er den lächelnden Kleinen an. Der Jok grinste zum Fensterchen herein und kicherte und that unverständliche Laute. Der Hans glaubte ihn zu verstehen und reichte ihm ein Stücklein Brotes durch das Fenster.

Aber nicht Brot wollte der Jok, viel lieber an der Wiege wollte er sein; all-

weg wollte er das Büblein tragen und herzen.

Das Weib saß am Herdwinkel, und sonderte in Körben die gesammelten Wurzeln und Kräuter, die für den Winter bereitet waren.

Als sie lange so still gesessen waren, sagte der Hans halblaut: „Da oben schaut's nicht gut aus. Mein Großvater hat oft erzählt, er hätte nicht einmal seine flache Hand in die Felsenspalte legen können. Mein Vater hat schon leicht die Faust hindurchgebracht, und jetzt —" der Mann brach ab, das Weib ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte ihn fragend an.

„Jetzt," fuhr er endlich fort, „das muß schon ein flinkes Gemslein sein, will es die Spalte übersetzen."

Die Hilda war bei diesen Worten rasch aufgestanden und hinaus zu Thür gegangen. Bald kam sie zurück und setzte sich schweigend an die Arbeit.

* * *

Es kam der Herbst. Stetig rieselte der Bach hin über die Sandfläche; er hatte hier stellenweise Schluchten gerissen, Felsblöcke angeschwemmt, als wollte er ein neues Gebirge gründen im Thale. Im Sande funkelten hier und da winzige Sternchen, als hätten treue Körner die Sonnenstrahlen von den lichten Höhen mit herniedergebracht in die ewigen Schatten des Felsenthales. Ein Wassersturz rauschte in einer der hinteren Schluchten. Der Jok stand zuweilen am Bache und sah hinein, und wunderte sich vielleicht, daß ewig das alte Wasser und doch ewig ein neues — und wo es denn herkommt, und wo es denn hingeht. Er lachte die Wellen aus. Dann legte er sich auf den Sand und starrte schnurgerade in den blauen Himmel hinein, so viel er davon zwischen den Berghäuptern sehen konnte. Dann lachte er wieder. Sagte die Hilda einmal: „Der Narr lacht, und weiß es nicht, warum."

„Wenn er nur lacht," antwortete der Hans, „der gescheidteste Mensch auf der Welt kann in seiner Freud' nichts Besseres thun als lachen."

Freilich, der Hans selber lachte selten.

Es kam der Winter. Oben in den Felskanten und durch die Schluchten her brausten die Stürme. Es toste und wogte und stöberte in den Lüften, und die grauen Felswände ragten in den Nebel hinein. Es sauste der Wind um die Ecken der Hütte und er winselte zu den Fensterchen hinein; aber die Töne des Marienbildes waren verstummt. Alle Spalten und Schründe waren gefüllt mit Schnee. Kalte, trockene Luft rieselte nieder von den Mulden der Wände, und mit ihr manches Steinchen, das nicht just festgefroren war. An den steilsten Sandriesen hielt sich kein Schnee.

In der Hütte war Dämmerung und die längste Zeit Nacht. Das Herdfeuer knisterte, die Spanlunte im Eisenhacken flackerte und wollte nimmer ruhig brennen. Warm und trotz aller Einsamkeit traulich war es in dem Stübchen. Die Hilda pflegte ihr Kind; sie sagte ihm Worte von dem Vater, der für sie im Waldlande arbeite und allfort sein Kindlein liebe. Sie sagte dem Kleinen Worte von Gott Vater, der im Himmel lebe und seine Englein sende, daß sie den Vater auf Erden beschützten.

Da lächelte das Kind zu den Worten; und schloß es die Aeuglein, so sah es selbst den Himmel und Gott Vater darin, und die Englein flogen an den goldenen Felswänden hin und her.

Der Mannbruder pflegte stets die Ziegen und erzählte ihnen in seiner Weise seine Freude und sein Leid, wie er's empfinden konnte. Die Ziegen nahmen Theil an Allem und gaukelten ihm mit ihren Hörnern vor und beleckten seinen Hals. Das that dem guten Burschen gar wohl.

Der Hans war im Tagelohn und half holzschlagen draußen in den Herrschaftswäldern. Er wollte Tag und Nacht arbeiten und immer ein doppeltes Tagewerk machen; er wollte sich ein Häuschen erwirthschaften im Walddorfe, wo kein grauenhaftes Felsgebilde ewig drohend schwebte über dem Scheitel seiner Familie.

Wie karg ist der Tagelohn im Walde, und jede Woche nur einen einzigen Stein, nur einen einzigen Baum zum neuen Heim konnte sich der Hans erwerben. Am Sonnabend, wenn er sich durch die Eisschluchten und Schneewehen seinem Felsenthale zukämpfte, that er immer einen scheuen Blick hinauf zum Frauenbilde am Hang über seinem Hause. Freilich war es da

häufig schon dunkle Nacht und er konnte es nicht sehen, wie sich „unsere liebe Frauen" immer mehr und mehr von ihrem Throne nach vorn neigte.

„Es ist zum Erbarmen, Hilda, wie du die ganze Woche in der Einschicht bist," sagte der Hans einmal.

„In der Einschicht bin ich nicht," versetzte das Weib, „ich hab' das Kind, und der Jok thut uns hüten. Gieb du nur Acht im Walde, daß dich kein Baum mag letzen, und die Stege sind auch so vermorscht, gehst du aus und ein in den Schluchten."

„Warte nur, Hilda, zur Auswärtszeit (im Frühling) über's Jahr heb' ich an mit dem Hausbau; hernach leben wir draußen im Dorf bei den Leuten."

Als ob er's verstanden hätte, so jauchzte jetzt der Kleine und zappelte mit den Füßchen. Gar dem Weibe selbst zitterte das Herz; so klagend, sehnend, so eigen waren die Worte gesprochen — — — und leben bei den Leuten!

Es kam der Frühling. Wochenlang blies der Föhn und von den Bergschluchten hervor kam der „Maibrunn," wie die Schneewässer des Frühjahres geheißen werden. Eine Schneelawine um die andere fuhr nieder von den Karmulden der Berge, und begrub die größten Bäume unter ihrem Schutt.

Zur selben Zeit verfolgte der blöde Bursche ein Gemslein. Es war niedergestiegen bis unter das Muttergottesbild und nagte dort an einigen Fichtenreisern. Dann erhob es seinen Kopf, daß die krummen, scharfen Hörnchen gar nach rückwärts standen, und lugte herab auf das Hüttendach, unter welchem es die Ziegen meckern hörte. Es wollte ihm schier einsam werden zwischen den Schneelehnen und Felsen, es wollte niedersteigen zu Genossen. Das sah denn der Jok, und rechtschaffen flink, wie wenn er selbst eine Gemse wäre, kletterte er hinan, um das Thier heimzuholen. Es war nicht das erste, das er auf diese Weise heimgeholt hatte, und die Thiere mochten sich denken: der Jok da, der ist gut, der gehört mehr zu uns als zu den mörderischen Geschöpfen, die auf zwei Füßen gehen; der Jok, der thut uns nichts.

Und der Jägersmann hinwiederum durfte dem Jok nichts thun, holte sich dieser auch manches Stück Wild, denn was man mit den Händen fängt in der Wildniß, das verschreibt Gott dem Erwerber zu eigen.

Heute aber machte das Gemslein, als es den Burschen gewahrte, lange Füße die Lehne hinan; das Thierchen gestand es ja zu: der Jok mag ein ehrlicher Kerl sein, aber es traute nicht; wollte man es wirklich für den Ziegenstall oder gar zu etwas weit Unerquicklicherem? wer konnte es wissen?

Die Gemse war fort, und der Jok stand oben beim Felshorn und starrte verdrießlich drein. Zuletzt kletterte er auf den Felsen, wie er es von seinem Bruder einmal gesehen hatte, und guckte durch die klaffende Spalte, in welcher Schnee und Eis und niedergebrochene Steine lagen. Er guckte eine lange Weile, und legte dabei den Kopf auf die rechte Achsel und auf die linke, und er röchelte und ballte die Fäuste zuletzt und war glühroth im Gesicht.

Als er hierauf zurückkam ins Thal, wich er der Schwägerin aus; sie sollte es nicht merken können in seinen Augen, was er oben gesehen. Wozu der Schreck und die Angst, wenn die Sache verhütet wird? Er schlich in den kleinen Bretterschuppen, nahm Scheiter und Balken und eine schwere Axt, trug sie hinan auf den Hang und schlug die Blöcke durch Schnee und Gestrüppe tief in die Erde.

Was mag dem Jok wieder eingefallen sein? dachte das Weib bei sich, aber sie ließ den Burschen gehen und schaffen. Es wurde Abend, die Ziegen meckerten im Stalle: wo denn heut' der Jok sei? Gar das Büblein in der Wiege ließ klug seine Aeuglein lugen, wo denn der Jok sei, der sonst gern daneben saß und mit den langen hageren Fingern Schattenspiele und sonst allerhand Schwänke mache, daß es recht zu lachen war. Der Jok war oben am Hang; die Hilda sah ihn nicht in der Dunkelheit, aber sie hörte die Schläge auf die in den Boden zu treibenden Blöcke. Die Schläge hallten in den Felsen, und als die Hilda rief: „Jok!" so hallte es wieder nur in den Felsen, und das Pochen da oben währte die ganze Nacht.

* * *

Wanderer, die in das Walddorf kamen, erzählten, daß draußen in den weiten

Thälern das Getreide schon hoch in Ähren schieße und die Apfelbäume blühten. Im Hochgebirge aber brausten die fahlgrauen reißenden Fluthen des Hochwassers, und sie wälzten Eisstücke und Bäume und gar wuchtige Steinblöcke aus den Schluchten. In den Schutthalden war es lebendiger als je; in die Mulden sickerten immermehr die Schneelasten der Kare und Schründe zusammen, und Wässerlein rieselten von allen Hängen in zitternden Schleierfällen, bis die ungeheuren Schneelasten in den Mulden ins Schieben und Rutschen kamen, und mit einem gewaltigen Donnern, Alles vor sich niederwerfend und mitwälzend, in die Tiefen fuhren.

Da hielten die Holzschläger im Waldland ein bei ihrer Arbeit und horchten dem dumpfen Gedonner, das hier und dort durch die Felsschluchten brandete und an den hohen Wänden wiederhallte.

Und an einem milden, leuchtenden Maitag war's. Der Hans hatte am selbigen Morgen unter vermorschtem Gefälle das erste Vergißmeinnicht gesehen und es gleich auf seinen spitzigen Hut gesteckt. — Es knatterte da, es donnerte dort, aber das Waldland war sicher, und die Vöglein haben nie fröhlicher gesungen als an diesem Maitag. Gegen die Mittagsstunde hin erhob sich im Gebirge ein fürchterliches Krachen und Dröhnen, von allen Mulden stürzten Schnee- und Erdlawinen nieder, manche Felszacke löste sich von ihrem Grund, manches Gemslein wurde begraben in Schnee und Schutt, und aufgeschreckt von dem wüsten Lärm flatterten grauschimmernde Habichte und Steinadler durch die Luft und schwammen dem ruhigeren Waldlande zu. Wie lichtgraue oder bläulich schmutzige Ströme, sich untergrabend und überstürzend, in breiten, wogenden Tüchern oder in schmalen, schlüpfenden Schlangen, glitten die Lawinen nieder. Kein Baumwall hielt sie auf, die hundertjährigen Stämme brachen, ehe die Lasten noch kamen, bloß vor dem Drucke des Sturmhauches; nur an mächtigen Felsnasen schäumten die Schneewogen empor, daß das ganze Kar in eine Staubwolke gehüllt war; aber weiter unten sammelten sie sich wieder und fuhren mit eherner Gewalt unter dem Beben der Vesten dem Abgrunde zu.

Da blieben im Waldlande die Wildbäche aus, aber nur für kurze Zeit, bald
hatten sie die Hochwälle der Lawinen dur
brochen oder überfluthet und kamen n
wie Ungeheuer herangewogt mit Sch
und Eisblöcken, und Holzstämmen u
Felsmassen.

Die Holzhauer schüttelten die Köp
das ist ein schlimmer Tag! — Etwan
im Felsgebirge doch der Drache los
worden!

Der Hans hatte lange ruhsam Scheit
gespalten und sich gedacht: 's ist eb
böse Auswärtszeit, aber über's Jahr h
ich an in Gottesnamen, und im Dorfe
keine Gefahr mehr, und bis lang wird
liebe Frauen schon Hüterin sein. — A
aber das Getöse ärger wurde, da leh
er die Axt aus der Hand und horch
und endlich als die Erde zu beben anh
von den tobenden Gewalten im Gewän
da that der Hans plötzlich einen groß
Sprung und eilte über Stock und St
hin gegen sein unwirthliches Felsenthal.

Schuttwälle und Gießbäche schnitt
ihm oft den Weg ab, dann starrte
zuweilen in die Fluthen und vermeinte
den herantwogenden Holzblöcken The
von seiner Hütte zu erkennen. Das imm
während Donnern auf den Höhen u
das Tosen in den Schluchten wollte i
betäuben, aber die Hutkrempen tief üb
die Ohren gedrückt, und mit halb geschl
senen Augen wand er sich ruhelos wei
bis zu dem schroffen Felsenthore, das
sein kleines Thal mündete. Er bog
die Wand, er sah in den Felskessel —
wollten ihm plötzlich seine Füße und s
Athem versagen. Er sah am Hange d
Frauenbild nicht mehr. Eine ungeheu
Sandriese ging nieder von den höchsten
wänden und schnurgerade der Stelle
kleinen Hauses zu. Und das Haus st
nicht mehr da.

Der Hans stand, als wäre er selbst
Steinbild geworden.

Erst nach einer Weile begann es wie
zu zucken und zu zittern in seiner Br
Wie verloren wankte er dahin — er su
die zerschmetterten Leiber der Seinen,
suchte die Trümmerstätte seiner Heim

Auf dem Platze, wo das Häuschen ge
den, lag ein Berg aus Schnee und S
still und starr, als ob er in Ewigkei
dagelegen wäre. Aus ihm hervor r
das niedergebrochene, kantige Felshorn

Daneben hüpften ein paar Ziegen

Digitized by Google

und ab und meckerten. Aber an dem Schuttberg in der Tiefe nagte schon der Wildbach, und jenseits des Wildbaches — der Hans fuhr sich mit beiden Händen über die Augen, er träumte doch nicht, er stand ja mit wunden Füßen im Gestein — aber jenseits des Baches stand sein Häuschen,

O Gott, da dachte der Hans wohl an keine Gefahr, er setzte über Gefelse, er sprang durch die Fluthen, er stand vor seiner Hütte. Sie war wohl ein wenig schief und verschoben und einige Balken waren geborsten, aber sonst war sie unversehrt. Die Thür war offen.

Den Athem an sich haltend trat der Hans ein. Die Hütte hatte kein Flötz (hölzernen Fußboden) und keinen Herd, und keinen Ofen mehr, nur die in sich zusammengefügte Zimmerung stand da. Und siehe, an der Wand kleppte das Wiegenbettchen, und darin schlief, sorgsam verhüllt und eingeschichtet, das Kind. Es erwachte nun vor dem hellen Schrei, den der Mann ausstieß; da faßte der Hans den Knaben in wildem Ausbruche des Gefühles und preßte ihn herb an seine Brust; den Gewalten der Elemente entgangen wäre der Kleine schier vor der Liebe des Vaters erdrückt worden.

Bald aber ließ der Mann das Kind wieder auf das Bettchen sinken, und sein Auge starrte, und seine Wangen erblaßten. Dort hinter der Thür, sich noch fest an einen Balken klammernd, kauerte sein Weib. Hilda war unversehrt aber — leblos.

So hatte es der arme Hans gefunden.

Hierauf kamen die Leute des Waldes zusammen, um das Wunderbare zu sehen. Jeder gab sein Erachten ab, wie das geschehen sein mochte. Viele meinten, es sei der Drache endlich losgebrochen aus seiner Höhle und habe das Unheil angerichtet. Andere glaubten, daß das Häuschen und das Kind erhalten geblieben, sei ein Mirakel von dem steinernen Marienbilde, das jetzt im Lawinenschutte begraben lag. Ein alter Hirte sagte, nach seiner Meinung sei es so geschehen: Von den hohen Mulden sei eine große Lawine niedergegangen, habe das schon lockere Felshorn mit sich fortgerissen und sei ihre gerade Straße weitergefahren. Daraus habe sich nun ein mächtiger Luftdruck entwickelt, welcher der Lawine vorausgeströmt sei und das Häuschen durch einen plötzlichen Ruck an das jenseitige Ufer gesetzt habe. Das Kind sei wahrscheinlich durch die Wände geschützt gewesen, das Weib an der offenen Thür aber durch den Luftdruck erstickt worden. Es hätte sich bei Lawinenstürzen schon mehrmals auf ähnliche Weise zugetragen; der Luftdruck bei großen Abrutschungen vermöge ja ganze Urwälder vor sich niederzuwerfen und die größten Bäume und Felsklötze über tiefe Abgründe zu schleudern.

Die Leute sagten, es werde schon so gewesen sein, und gingen aus einander.

Der arme Hans blieb bei seinem todten Weibe und bei seinem lebendigen Kinde in der Hütte. Oft ging er vor die Thür hinaus und rief nach dem Jok. Die Ziegen kamen herbei und blickten ihn mit ihren eckigen Augen an: sie wüßten auch nicht, wo der Jok sei.

Wenn dann der Knabe schlief, saß der Hans still und einsam in der Hütte. Die erblindeten Glastäfelchen an den Fenstern waren nicht zerbrochen; der Hans betrachtete die dürftigen Zeichen der Vorfahren. Kreuze und Herzen, von sonst haben auch die Alten nichts gewußt, und dieses Erbe haben sie hinterlassen allen Nachkommen im Felsenthale.

Nach zwei Tagen kamen die Leute des Waldes wieder zusammen und trugen das Weib des Holzers fort aus dem Hause unter den Wänden und hinaus durch die Felsschluchten auf den kleinen Gottesacker des Walddorfes.

Hans stieg hierauf tagelang in dem Felsenthale umher und suchte nach seinem Bruder.

Er fand ihn nicht. Da schloß er sich einzig und ganz an seinen Knaben. Im Waldlande, in der Nähe der Holzgeschläge, in welchen der Hans arbeitete, haben sie sich aus dicken Baumrinden eine Klause gebaut.

In dem unwirthlichen Felsenthale hatten sie nichts mehr zu suchen. Drei Jahre nach dem Naturereignisse, im Hochsommer verschmolzen und verschwemmten die letzten Reste der niedergestürzten Schneelawine, und da fanden sich neben dem zackigen Felshorn im Schutt halb begraben die Gebeine des armen Jok. Neben ihm lag noch die Axt und ein zugespitztes Scheit,

und der Block, mit dem er in den letzten Tagen vor dem Unglücke an dem Hang Pfähle in den Boden getrieben hatte. Die treue Seele hatte das drohende Unheil geahnt und wollte durch solche Schutzpfähle das Haus des Bruders noch retten. Da sind die wilden Gewalten, die keine Lieb' erkennen, über das Bruderherz hingefahren.

Im Felsenthale wächst heute kein einzig Hälmlein mehr — Alles Schutt und Gestein. Von dem letzten und einzigen Hause haben tosende Gießströme längst die letzten Reste davongeschwemmt, und an den Hochmulden steigen immer tiefer und tiefer die Gletscher nieder.

So sind aus diesen verlorenen Schründen die letzten Menschen verdrängt worden. Im Waldland draußen lebt heute noch der Hans als alter Mann. Er lebt still in sich und ist ergeben; nur im Frühjahre, wenn im Hochgebirge die Lawinen stürzen, hebt er an zu zittern und umfaßt seinen Sohn mit beiden Händen.

Sein Sohn, nun, das ist ein hübscher, kräftiger Bursche geworden; von frühem Morgen bis in die späte Nacht arbeitet er im Walde. Aber der Hausbau im Dorfe ist heute noch nicht begonnen. In der Dürftigkeit muß auch der junge Holzer sein Leben verbringen, darf vielleicht gar sein Herzenslieb nicht freien, weil er kein Daheim hat. Wen soll er darob anklagen? Etwa die Mächte der Natur?

Wenn der Bursche daran denkt, wird es ihm manchmal schier krampfig im Herzen. Aber hinschleudert er den Gram, daß er in die Tiefe fährt wie eine Schneelawine, und hell aufjauchzt der Bursche, daß es im grünen Walde und in den sonnigen Hochwänden des Gebirges vielfach wiederhallt.

Fanny Lewald.

Von

Julian Schmidt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die nächste Veranlassung zu diesem Aufsatze ist die Gesammtausgabe, welche Fanny Lewald von ihren Werken bei Janke veranstaltet: eine stattliche Reihe von Romanen und Novellen, die Früchte eines mehr als dreißigjährigen Schaffens, eingeleitet durch die Selbstbiographie der Verfasserin.

Eins vermisse ich bei dieser Ausgabe, die Angabe der Zeit, in welcher die einzelnen Novellen zuerst erschienen. Diese Angabe wäre von doppeltem Interesse, theils um die künstlerische Entwickelung der Verfasserin zu verfolgen, theils um den historischen Hintergrund der Zeit deutlich vor Augen zu haben, aus welchem sich ihre individuellen Gemälde abheben.

Wenn Fanny Lewald in dem Grundzug ihres Wesens sich gleich geblieben ist, wenn die Gesinnungen, Ideen und Empfindungen, die sie in ihren ersten Versuchen aussprach, noch heute die ihrigen sind, so ist in der Farbe, im Bildlichen überhaupt, ein großer Unterschied wahrzunehmen. In den größeren Romanen, „Wandlungen" und „Von Geschlecht zu Geschlecht" zeigt sich das weniger; am lebhaftesten tritt es bei denjenigen Werken hervor, die der Anlage nach novellistisch gedacht sind, obgleich sie ein wenig aus dem Rahmen der Novelle heraustreten. So wenn wir auf der einen Seite ihre frühsten Novellen, „Jenny", „Clementine", „Eine Lebensfrage", auf der andern Seite aus der spätern Zeit: „Zwei Reisegefährten" und „Das Mädchen von Hela" neben einander halten: die Entwickelung der Charaktere, die Composition, die Gesinnung stimmt überein, aber in jenen zeigt sich eine gewisse Eintönigkeit, Licht und Schatten treten nicht ausgeprägt hervor, während uns in diesen eine frische, kräftige, warme Farbe wohlthuend berührt. Als sie die ersteren schrieb, war sie noch ganz unter den Eindrücken der stillen Königsberger Existenz, sie konnte die Eigenartigkeit derselben noch nicht empfinden und wiedergeben, weil sie den Contrast noch nicht kannte; seitdem hat sie die Welt von allen Seiten gesehen, ihr Auge für die Individualität des Menschenlebens und der Natur hat sich geschärft, und sie würde jetzt, weil sie vergleichen gelernt, auch ihrer Heimath neue bemerkenswerthe Seiten abgewinnen. Um ihre künstlerische Dichtung richtig zu würdigen, muß man sich hauptsächlich an diese neueren Werke halten.

Dagegen haben die älteren ein anderes Interesse: die geistige Tendenz, welche sich

wie ein rother Faden durch alle ihre Werke zieht, spricht sich in ihnen am abstractesten, also am greifbarsten aus. Fanny Lewald sagte mir einmal selbst, sie habe diese älteren Versuche lange nicht gelesen und sich immer gewundert, wie man von Tendenz reden könne, da sie sich nie einer andern Tendenz bewußt gewesen sei, als der, ein Kunstwerk zu schaffen; seitdem sie dieselben jetzt aber wieder angesehn, habe sie mit Ueberraschung gefunden, daß wenigstens der Anschein einer Tendenz sich recht stark darin zeige. Der Grund dieses Unbewußten ist für den ruhigen Beobachter deutlich genug, was sie zum Sprechen und Schreiben drängt, ist nicht die scharfe Beobachtung einer mannigfach bewegten eigenartig innern Welt, die sich im Contrast gegen die allgemeinen Gesetze des Lebens empfindet und gleichsam sich selbst verständlich zu machen strebt; sondern ihr Gegenstand sind die sittlichen Mängel und Voraussetzungen von außen, die ihr festes Innere berühren und gewissermaßen von ihr gewürdigt sein wollen. Vielleicht ohne es zu wissen, steht Fanny Lewald darin im schärfsten Gegensatz gegen fast alle beliebten Novellisten der Zeit, gegen Franzosen, Engländer und Deutsche, von den Romantikern an bis zu den jüngsten Erzeugnissen unserer Tagesliteratur. Alle diese haben eine entschiedene Vorliebe für problematische Naturen, für Gemüther, die mit sich selbst beständig im Widerstreit sind, die aus einem Extrem ins andere überspringen, die in keiner Minute wissen, welcher Geist sie in der nächsten treiben wird. Fanny Lewald findet in ihrer Natur gar nichts Problematisches: wenn irgend einmal zwei Empfindungen oder Gedanken sich in ihr kreuzen, so gebietet sie ihnen sofort Halt, prüft sie gründlich und bringt sie zum Austrag, worauf sofort Alles wieder in Ordnung ist. Von derselben Art sind auch die Mehrzahl ihrer Heldinnen, Clementine, Jenny, Therese (in der Lebensfrage), Anna (in den Reisegefährten) &c. Sie haben keine andere Eigenthümlichkeit, als tüchtige, entschlossene, sachliche, redlich strebende Naturen zu sein, die wohl in äußere Conflicte gerathen können, auch wohl einmal zu einem innerlichen Zweifel kommen, deren Entwicklungsproceß aber immer in fester, gerader Linie fortgeht.

Von Clementine, ihrer ersten Heldin, sagt sie in der Biographie, sie hätte sich überlegt, wie sie selber sich in einem ähnlichen Conflict würde benommen haben, und daraus sei dann die Novelle hervorgegangen. Es wäre ein völliges Mißverständniß, wenn man das für eine eitle Selbstbespiegelung annehmen wollte: keine Dichterin ist weiter davon entfernt als Fanny Lewald, keine hat ihren Widerwillen gegen die geistige Coketterie so wiederholt und ehrlich ausgesprochen. Es ist nicht das Bild von Fanny Lewald, dem sie Huldigungen darbringt, sondern das Bild der echten normalen menschlichen Natur, zu der sich selbst herauszubilden sie freilich das ernstliche Bestreben in sich ehrt. Sie erkennt wohl ein Mehr und Minder an, eine größere oder geringere Annäherung an das Ideal, ein mehr oder minder böswilliges Widerstreben gegen dasselbe; aber im Grund ist sie überzeugt, daß, wie für die Mathematik der Satz des Widerspruchs die allgemeine Formel ist, so auch in der Bewegung der menschlichen Gedanken und Empfindungen die gleiche Logik herrscht.

Einmal hat sie den Versuch gemacht, diese ihr innerlich ganz unverständliche Charakterform, die unlogische, gegenständlich zu machen: es ist Leontine in den Reisegefährten. Ich habe sie nirgends so bewundert, als gerade in dieser Figur. Hier ist Alles Kunst, innerlich hat sie davon gar nichts erlebt, im Gegentheil ist in ihren Augen Leontine eine durch und durch verdrehte Person, und sie verschweigt es ihr keinen Augenblick und doch — wie schön kommt sie heraus. Der Typus ist neuerdings sehr häufig behandelt, z. B. von Rhoda Broughton in „Good by sweet Heart“ und von Paul Heyse in „Toinette“, aber namentlich gegen die letztere hebt sich Leontine sehr vortheilhaft ab. Es ist ein nicht geringes Zeichen der Objectivität, die denn doch zum Theil aus der poetischen Logik entspringt, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie Fanny Lewald, wenn etwa ein Kritiker ihr schüchtern einwendete, Leontine wäre doch im Grund so übel nicht, wenigstens amüsant, mit gefälligem Lächeln bemerken würde: auch Kritiker sind schwache Menschen, wenn man sie nur gehörig zu bearbeiten versteht.

In der Selbstbiographie tritt, so ausführlich die Handlungen und Motive ge-

schildert werden, die Individualität der Heldin selbst nicht stark hervor, gerade weil Alles einen so normalen Verlauf zu nehmen scheint. Das Wort: Ich habe Unrecht gehabt! kommt in der ganzen Erzählung nicht vor. Auch hier ist keine Spur von pharisäischer Selbstgenügsamkeit: der Verfasserin wäre es nur vollkommen unbegreiflich, daß ein vernünftiger Mensch anders als vernünftig handeln kann; sie rühmt sich nicht ihres Thuns und Lassens, sie findet es nur ganz natürlich, und würde sich wundern, wenn es anders geschehen wäre. Sonst kommen im Leben auch ganz gesunder Naturen doch Momente der Scheu, der Scham, der Reue, der Selbstironie vor; diese Momente sind von Fanny Lewald's normalen Charakteren ziemlich vollständig ausgeschlossen.

In dieser Beziehung ist sie z. B. der gerade Gegensatz zu Spielhagen, dessen Tendenz im allgemeinen sonst der ihrigen zu entsprechen scheint. Selbst George Eliot, die doch sehr für die Logik des Denkens und Empfindens ist und von ihren Heldinnen noch eine höhere Meinung hat als Fanny Lewald, findet doch Augenblicke, wo sie z. B. von Miß Dorothea Broo sich sagt: jetzt schnappt sie über! So etwas kommt bei Fanny Lewald nicht vor.

Die Selbstbiographie hat, abgesehen von dem Interesse einer Unterhaltung mit einer geistreichen Frau, die sehr gescheidt beobachtet, für mich das individuelle, daß mir die Gegenstände, die sie darstellt, zum Theil selber bekannt sind. Die Königsberger Zustände bis zum Jahre 1840 und die Berliner Zustände von 1842—1846 kenne ich aus eigener Anschauung; auch mich haben die Culturbewegungen jener Periode in ihrer localen Bedingtheit mannigfaltig berührt und beim Lesen jenes Buches ist mir die Zeit wieder recht gegenwärtig geworden.

Es ist eine Zeit, die von der Gegenwart bereits durch eine recht tiefe Kluft getrennt ist. Diese Kluft heißt 1866. Das Leben hat durch dieses Jahr eine sehr veränderte Richtung genommen, und wir werden bald die doch noch so nahe liegende Vergangenheit nur noch historisch verstehen. Das Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV. selbst aber, in welchem Fanny nicht unerheblich in die allgemeine Bewegung eingreift, ist nur der Abschnitt einer größern Periode, die bald nach den Freiheitskriegen beginnt und in den Jahren 1830, 1840 und 1848 nur ihre verschiedenen Etappen hat.

Der herrschende Geist dieser ganzen Periode ist der Liberalismus, der Gedanke der Emancipation, der Lösung von den überlieferten sittlichen Zuständen. Die Schriftsteller, welche in dem ersten Abschnitt dieser Periode den Ton angaben, waren Heine und Börne. Sie bleiben auch die geistigen Leiter der folgenden, der jungdeutschen Periode, die hauptsächlich von ihren Inspirationen zehrte. Heine hatte seinen Schliff im Haus der Rahel empfangen, die man deshalb die Mutter des jungen Deutschlands nannte; Börne seine erste Erziehung im Hause der Henriette Herz. In der Periode, die man bildlicherweise Fanny Lewald's Sturm- und Drangperiode nennen kann, ist im Gebiet der Novelle, von ihr abweichend, aber sich vielfach mit ihr berührend, Berthold Auerbach der Tonangeber.

Man überlese und erwäge diese Namen: in keinem andern Volke ist es vorgekommen, daß die jüdischen Schriftsteller einen so ungeheuern, ja in mancher Beziehung maßgebenden Einfluß geübt haben, als in Deutschland, und bei allen diesen Schriftstellern war das Judenthum nicht etwa ein zufälliger Nebenumstand, der bei ihrem sonstigen Wirken nicht in Betracht kommt, sondern es war die belebende Kraft ihrer Empfindungen.

Man sollte diese Thatsache weder rühmen noch tadeln, man sollte sie zu verstehen, man sollte zweierlei zu begreifen suchen: wodurch den Juden in Deutschland ein so großer Spielraum wurde? Und was sie der deutschen Literatur für ein neues Lebenselement zugeführt haben?

Fanny Lewald's Entwickelung giebt einen wesentlichen Beitrag zu diesen Studien.

Der Orientirung halber hier nur die Hauptpunkte aus ihrem Leben. Sie ist am 24. März 1811 in Königsberg geboren; nach ihrer Erscheinung im Alter zu urtheilen, muß sie ein sehr schönes Mädchen gewesen sein. Sie erzählt in ihren Memoiren erst von einer Jugendliebe, dann von einer großen Leidenschaft zu ihrem Vetter Heinrich Simon, dem berühmten Abgeordneten aus der Paulskirche, die aber nicht erwiedert wurde, weil

Simon bereits einer anderen Dame ergeben war, und sich endlich in herzliche Freundschaft auflöste. Jene andere Dame war, wenn wir der Indiscretion einer anderen Schriftstellerin Glauben schenken, eine dritte Schriftstellerin, diejenige, die ihrer ganzen poetischen Natur nach den schroffsten Gegensatz gegen Fanny Lewald bildet, und sie endlich feindlich berührte. Unter den Männern, die auf ihre geistige Richtung maßgebend wirkten, tritt Johann Jakobi hervor, der Verfasser der vier Fragen.

Ihre erste Novelle „Clementine" schrieb sie nach vollendetem dreißigsten Jahre, sie erschien 1842, „Jenny" 1843. In derselben Zeit hatte sie die Familie nach freundschaftlichem Uebereinkommen verlassen, lebte auf eigene Hand in Berlin und erwarb sich selbst ihren Unterhalt. Sie erzählt ihre Geschichte bis zu ihrer Reise nach Italien 1846, wo in ihr Leben die eigentlich große Bewegung kam. Die Reise führte zur Bekanntschaft mit Adolf Stahr, dessen glückliche Gattin sie jetzt ist. Von diesen Dingen sind in die Oeffentlichkeit bis jetzt nur die Gedichte Stahr's gedrungen, sehr leidenschaftlich und zum Theil von großer poetischer Schönheit.

Da es mir hier nur darauf ankommt, die erste Periode ihres Wirkens zu charakterisiren, lasse ich diese Verhältnisse ganz aus dem Spiele.

Der allgemeine Drang nach Emancipation, dem Fanny Lewald nach allen Richtungen huldigt, findet bei ihr seine beiden Brennpunkte in der Emancipation der Juden und in der Emancipation der Frauen. In Beziehung auf die erstere steht sie allein, in der letzteren berührt sie sich mit George Sand und der Gräfin Hahn-Hahn, Beide nämlich als ihr Gegensatz aufgefaßt, außerdem noch mit einer großen Zahl Schriftsteller. Ich wende mich zunächst an das Erste.

Die Judenfrage nach allen Seiten betrachtet der Roman „Jenny". Fanny hatte, als sie ihn schrieb, schon seit dreizehn Jahren aufgehört, confessionelle Jüdin zu sein. Ihre Sympathie aber spricht sich auch in den späteren Werken wiederholt aus; so in dem Phantasiegemälde über Rahel, so in dem historischen Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht", welcher in seinem breiten Rahmen alle Stände zu umfassen scheint, doch so, daß die glänzende, die ideale Rolle fast nur den Juden zufällt.

Der nächste Grund, welcher die Juden in Deutschland stärker als anderwärts in die Opposition treibt, ist der politische Druck, welcher auf ihnen lastet. In Frankreich hat die große Revolution darin reinen Tisch gemacht, Deutschland blieb zurück; auch nachdem infolge jener Revolution allen Bürgern gleiche Pflichten auferlegt wurden, gewährte sie nicht allen gleiche Rechte. Die bürgerliche Ungleichheit der Juden war nur ein einzelnes Moment der allgemeinen Ungleichheit; es war begreiflich, daß der Liberalismus die Sache der Juden zu der seinigen machte und seine Anhänger darauf verpflichtete. Den meisten Beschwerden ist nun wohl abgeholfen, und es läßt sich voraussehen, daß in kürzester Frist von einer politischen Ungleichheit überhaupt nicht mehr die Rede sein wird. Indeß wirkt die alte Ueberlieferung noch nach, und selbst nach Beseitigung aller gerechten Beschwerden auf dem politischen Gebiete wird sich immer noch der sociale Gegensatz geltend machen.

Auch hier haben die Juden nicht mit Unrecht die Empfindung, daß sie in Deutschland übler gestellt sind als anderwärts. Das „Hepp, Hepp!" wird ihnen auf der Straße nicht mehr nachgerufen, aber sie lesen es in jedem Blick, den man ihnen zuwirft. Es scheint, daß der Racengegensatz sich bei den Germanen fühlbarer macht als bei den Romanen. Zwar sind Judenverfolgungen im Mittelalter bei den Romanen ebenso oft vorgekommen als bei den Germanen, aber der Grund war entweder religiöser Fanatismus, oder die Sucht zu plündern; im gegenwärtigen Augenblicke scheint in Frankreich, Italien und Spanien gar nicht gemerkt zu werden, ob man einen Juden oder Nichtjuden vor sich hat. So weit ich die französischen Novellen und Theaterstücke überblicke, treten Juden als besondere Charaktertypen darin gar nicht auf, außer bei Erkmann, der doch eigentlich ein Deutscher ist. So viel ich weiß, stammt auch Halevy, der Componist der „Jüdin", aus Deutschland, und in dieser Oper werden die Juden nicht anders behandelt als bei Meyerbeer die Hugenotten: es ist eine religiöse Verfolgung, keine nationale.

In England ist es anders. Zwar beherrscht Disraeli seit vielen Jahren die stolzeste Aristokratie der Welt und weist in seinen Novellen nach, daß überall die Juden die Welt regieren, dafür rächt sich aber John Bull im Punch und zeichnet den vornehmen Mann mit der Physiognomie eines gemeinen Schacherjuden. In der Zeichnung des Shylock spricht sich nicht blos das Gefühl des 16. Jahrhunderts, sondern auch das Gefühl des Engländers aus. Das eigentliche Skandinavien vollends ist den Juden fast immer verschlossen geblieben.

Es scheint, daß in den Ländern romanischer Zunge die jüdischen Hausirer keine so hervortretende Rolle spielen als bei uns, oder daß sie wenigstens sich von den einheimischen Hausirern nicht so unterscheiden. Was wir bei uns jüdeln nennen, versteht bei uns jeder Novellist nachzuahmen: bei Erkmann, der die jüdische Denk- und Empfindungsweise brillant charakterisirt, ist von einer Modification der Sprache durch das Jüdische keine Rede; und dadurch leiden bei uns die gebildeten Juden am meisten, daß man immer den scharf ausgeprägten, höchst eigenartig ausgebildeten Typus des Schacherjuden im Kopfe hat. Sie leiden darunter nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich; denn auch ihrer nach europäischen Begriffen umgebildeten Anschauungsweise ist der Schacherjude aufs äußerste zuwider; und doch können und wollen sie Fleisch und Blut nicht verleugnen. In Rahel's und Heine's Briefen finden wir darüber rührende, oft ganz verzweifelnde Klagen.

Allein das Bewußtsein dieses Gegensatzes würde dem jüdischen Element noch nicht einen so großen Spielraum verschafft haben, wenn nicht bei dem scharf beobachtenden Volk sich das Gefühl festgesetzt hätte, daß der deutsche Pöbel zu seiner Ueberhebung nicht die geringste Berechtigung habe; im Gegentheil äußerte sich der Hochmuth am verletzendsten, als das deutsche Leben am schwächlichsten war.

Durch drittehalb Jahrhunderte ausschließlich theologischer Beschäftigung war das deutsche Leben verkümmert: erst hatte es sich in orthodoxen Klopffechtereien ausgegeben, dann in pietistischer Kopfhängerei. Außerdem war das deutsche Volk durch den dreißigjährigen Krieg verarmt und hatte im Lauf eines Jahrhunderts den alten Wohlstand noch nicht wieder erlangt. Das deutsche Bürgerthum lag arg darnieder, als der große Umschwung unserer Literatur begann. Und gleich zu Anfang desselben wurde ein Jude in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gestellt.

Auch Mendelssohn würde nicht so viel gewirkt haben, wenn er nicht in Lessing eine so kräftige Stütze gefunden hätte. Man darf nicht annehmen, daß Lessing's Auffassung des Judenthums von allen Stimmführern der damaligen Literatur getheilt wurde; wir finden vielmehr bei Kant, Fichte, Hamann u. s. w. die härtesten Aussprüche. Was Lessing bestimmte, war neben der Abneigung gegen das Vorurtheil überhaupt hauptsächlich wohl die persönliche Hochachtung vor Mendelssohn, den er endlich bis zum Nathan idealisirte.

Bei Mendelssohn selbst wie bei seinen Verehrern fand ein seltsames Mißverständniß statt. Die Zeit ging auf Lösung aller sittlichen Einseitigkeit, sie strebte aus der bestimmten Nation ebenso heraus als aus der bestimmten Kirche. Deshalb drängte man sich in die Logen, deshalb schwärmte man für Tahiti, deshalb malte man sich Utopien einer allgemeinen Menschheitsreligion, einer allgemeinen Menschheitsrepublik aus. Nun trat Mendelssohn auf und verkündete im besten Glauben von der Welt, daß seine Religion bereits alles das leiste, was man von der idealen Religion verlangte: den Deïsmus, welchen er aus Locke und Wolf, also aus christlichen Philosophen, geschöpft, projicirte er in das Jehovahthum, in den engherzigsten und leidenschaftlichsten Nationalcultus, der je in der Welt existirt hat. Und das Allerseltsamste war, daß man ihm glaubte. Man empfand den Druck der christlichen Rechtgläubigkeit in der Einbildung am stärksten, als er in der Wirklichkeit am meisten abgeschwächt war, und griff zum Judenthum, das wenigstens keine Wittenberger Concordienformeln, keinen Pietismus und keine Dreieinigkeit kannte. Der Satz des Widerspruches war der Gott der Zeit, und daß Jehovah den inneren Widerspruch der Dreieinigkeit nicht an sich trug, genügte, um ihn als den allgemeinen Menschengott gelten zu lassen, ohne daß man näher zusah, wie er im übrigen be-

972432

schaffen war. Das Zeitalter hatte überhaupt wenig Sinn für die Geschichte, dafür ist der Nathan ein ebenso schlagendes Zeugniß wie die französische Revolution, welche dem selbstgefälligsten und anmaßendsten aller Völker das Stichwort des Weltbürgerthums in die Hände gab.

Um Mendelssohn schaarten sich nun die gesammten Berliner Aufklärer, welche Jeden, der ihnen widersprach, in den Verdacht des heimlichen Jesuitismus brachten. Die Einwirkung dieser Periode dauert noch heute fort.

Nun trat aber nach Mendelssohn und Nathan ein neues Element ein, die Sache der Juden zu fördern, das waren die Jüdinnen. In der Zeit der französischen Revolution und bald darauf machten die jüdischen Damen in Berlin und Wien zum Theil die beste Gesellschaft aus. Der Trieb der Geselligkeit, welcher lange geruht hatte, war wieder erwacht; er fand in den Häusern des nicht sehr bemittelten Bürgerthums, wo die Frauen in der Küche zu thun hatten, ebenso wenig Befriedigung als in den Landsitzen der Junker, die sich der neuen Bildung verschlossen. Dagegen waren die jüdischen Familien reich geworden, und wenn der Mann auf dem Comtoir saß und nicht für voll angenommen wurde, so hatten dagegen die Frauen und Töchter Muße und Neigung, sich für eine erregte Geselligkeit gründlich vorzubereiten. In Wien wurde mehr der geschmackvolle Luxus, in Berlin Geist und Gefühl ins Auge gefaßt. An beiden Orten gelang es, die jungen bildungsbedürftigen Edelleute, welche sich auf ihren Rittergütern ebenso langweilten wie in der bürgerlichen Gesellschaft, heranzuziehen; neben ihnen zeigten sich dann die jüngeren Philosophen und Dichter. Selbst Heinrich v. Kleist, der recht voll von germanischen Vorurtheilen steckte, fand in Berlin in den jüdischen Zirkeln die meiste Anregung. Diese Art der Geselligkeit ist charakteristisch für die ganze romantische Periode, welche, wenn auch in einer ganz entgegengesetzten Richtung als die vorige, das Ansehen der jüdischen Bildung steigerte. Uebrigens blieb es in der Familie; Mendelssohn's Töchter gehörten in Wien wie in Berlin zu den lebhaftesten Vertretern der neuen Richtung, und als Fanny Lewald nach Berlin kam, fand sie sich im wesentlichen noch in den alten Kreisen. Solche Eindrücke haben wohl hauptsächlich die Judenbilder in dem Romane „Von Geschlecht zu Geschlecht“ hervorgerufen.

Nun trat durch die Freiheitskriege eine heftige Reaction ein. Das Residuum derselben, die Burschenschaft, wollte christlich und germanisch sein, sie verabscheute den Kosmopolitismus und, was man irrigerweise als den reinsten Ausdruck desselben aufgefaßt hatte, das Judenthum. Von dieser Seite wurden mit Vorliebe Juden und Franzosen im tadelnden Sinne zusammengestellt. Es war kein Wunder, daß man von der entgegengesetzten Seite diese Zusammenstellung adoptirte. Heine begann mit Begeisterung für den Kaiser Napoleon, aber zugleich mit Begeisterung für die Romantik, wie sie in den Kreisen der Rahel gepredigt ward; dann wurde er von seinem Freunde und Glaubensgenossen Gans in die Hegel'sche Philosophie eingeführt und war so sattelgerecht für alle Arten des Kampfes. Die Burschenschaft, die Feindin der Juden und Franzosen, war mehr und mehr reactionär geworden; im Kampfe gegen sie wurde Heine mehr und mehr Franzose, bis er nach der Julirevolution förmlich nach Paris auswanderte, die Franzosen für das providentielle Volk erklärte und die Deutschen nicht weniger wegen ihres Nationalgefühles als wegen ihres protestantischen Christenthums verhöhnte. Der Einfluß Heine's ist unermeßlich. Die Lyriker der nächsten Zeit, die jungdeutschen Novellisten und Kritiker, ja auch die Jung-Hegelianer und Charlottenburger stehen ganz unter seinem Bann, und seit der ungeschickten Anklage Menzel's schwört der gesammte Liberalismus auf Heine und seine Ansichten. Das erlitt eine Unterbrechung 1840, als die Franzosen wegen des Pascha von Aegypten uns mit Krieg überziehen wollten, ist aber eigentlich erst jetzt gründlich beseitigt worden.

In der Stellung nun sowohl Heine's als Börne's ist ein innerer Widerspruch: der, daß sie getauft waren. Nicht das war die Hauptsache, daß sie zu diesem Behuf ein Glaubensbekenntniß ablegen mußten, welches sie innerlich als Lüge empfanden, sondern daß dadurch ihre Stellung nach beiden Seiten hin unklar wurde. Heine erklärte, als er im Begriff

war, sich taufen zu lassen, er thue es nur, um freier für die heilige Sache des Judenthums wirken zu können: deshalb galt er seinen ehemaligen Glaubensgenossen doch als Abtrünniger, während er fortfuhr, in den Mienen der Christen das „Hepp, hepp!“ zu lesen. Er schmähte die Deutschen und nannte sich doch mit Stolz einen deutschen Dichter; er pries die Franzosen und merkte doch, daß sie ihn als deutschen Träumer belächelten; er haßte das Christenthum und dachte doch zu genial, um nicht zu begreifen, daß er seine besten Gedanken dem Christenthum schulde; er vertrat die Sache der Juden, und jeder Jude, der in seine Nähe kam, erregte ihm Widerwillen. Das bängliche Gefühl aller dieser inneren Widersprüche muß man in Anschlag bringen, um die rasenden Wuthausbrüche zu verstehen, zu denen er sich zuweilen hinreißen ließ.

Etwas von dieser Unsicherheit empfindet mehr oder minder jeder getaufte Jude von Gemüth und Bildung. Es ist doch nur in der geringeren Zahl von Fällen, daß rein äußerliche Motive bestimmen: der Gebildete möchte einer Gemeinschaft, in der er sich innerlich fühlt, auch äußerlich angehören, es liegt ihm zum Theil auch wohl daran, gewisse Elemente der bisherigen Gemeinschaft zu vermeiden. Beides erreicht er nur unvollkommen, und in der Regel erst in der nächsten Generation wird dies Mißbehagen ausgelöscht.

Für alle diese Zustände ist die „Jenny“ gewissermaßen ein klassisches Buch, wenn man ihm auch noch die unvollkommene Reife anmerkt. Ich wüßte wenigstens kein anderes deutsches Buch, das so gründlich auf die Sache einginge. Die Gewissensscrupel, die Fanny bei ihrer Taufe empfand, leiht sie auch ihrer Heldin. Dabei tritt für mich sehr deutlich die locale Färbung der Sache hervor.

Ich wüßte nicht, daß in dem Königsberger Studentenleben das Vorurtheil gegen die Juden irgendwie stark hervorgetreten wäre. Fanny's Brüder spielten in einer Studentenverbindung eine recht ansehnliche Rolle, und so kam fast in jedem Corps eine Jude vor, der auch als Paukant oder sonst sich auszeichnete. Dagegen herrschte in der Kaufmannschaft ein Conflict, wie er wohl in der Schroffheit in keiner anderen Stadt vorgekommen ist: wenn ich mich nicht ganz irre, waren von den Corporationsbällen die Juden ausgeschlossen, obgleich einzelne von den jüdischen Familien zu den reichsten und angesehensten der Stadt gehörten. In der Politik spielten die Juden eine hervorragende Rolle, und was man später Königsberger Schule nannte, war fast ausschließlich Johann Jakobi.

Der Verfasser der Vier Fragen ist in Deutschland fast nur als strammer Logiker und doctrinärer Demokrat bekannt; in Königsberg spielte er doch noch eine andere Rolle. Er hatte eine starke romantische Ader in sich, und interessirte sich damals für Dichtungen, die man mit dem Mann der reinen Vernunft am wenigsten in Verbindung setzen sollte; strebsame junge Edelleute, die später zur Kreuzzeitung schworen, waren seine nächsten Freunde, und er wurde von verschiedenen schönen Seelen angeschwärmt. Nebenbei hatte er, der in der Sprache seiner Abstractionen an Robespierre erinnern konnte, einen echten Fonds von Herzensgüte, und über seine Uneigennützigkeit ist kein Zweifel. Wie diese verschiedenen Elemente sich bei ihm ausglichen, ist mir nicht bekannt.

Durch die vier Fragen und durch die Jakobi'schen Artikel in der Hartung'schen Zeitung kam Königsberg in den Ruf, an der Spitze des Fortschritts zu stehen. Wir waren einigermaßen überrascht, da in unseren Universitätsjahren das Politische eine geringe oder gar keine Rolle gespielt hatte, aber wir ließen es uns gern gefallen. Der Berliner Spießbürger, auf die kümmerliche Kost der damaligen Vossischen eingeschränkt, beneidete jeden Königsberger um seine freie Gesinnung, Herwegh in seiner Triumphreise brach in Königsberg in den lautesten Enthusiasmus aus. Ich erinnere mich, daß einer meiner Freunde, der Bettina von Arnim seine Aufwartung machen wollte, zu seinem Namen hinzusetzte: „aus Königsberg,“ und daß diese Dame, als sie ihn annahm, bemerkte, sie hätte es ohne den Zusatz nicht gethan. Dagegen gab es einen Kreis in Berlin, der uns, die er ohne weiteres für Anhänger Jakobi's hielt, unseres zurückgebliebenen Standpunktes wegen bemitleidete: es waren die sogenannten Freien unter der Leitung Bruno Bauer's. Bruno Bauer, der damals als Radicaler die

Juden ebenso verachtete wie jetzt als Reactionär, weil sie den historischen Wahnsinn des Christenthums nicht durchgemacht und sich darum nicht zur vollkommenen Freiheit entwickelt hätten, hatte gegen Jakobi geschrieben. Mir kam es damals als bloße Paradoxie vor, in der That aber bestand wirklich ein Gegensatz.

Vielleicht wäre es nicht unzeitgemäß, im historischen Interesse die damaligen Artikel Jokobi's wieder abzudrucken. Sie enthielten nüchtern, gedrängt und abstract, ziemlich vollständig das Glaubenssystem des Liberalismus, wie er damals gang und gäbe war. Man nahm an, daß die Menschen von Natur alle recht vernünftig handeln würden, wenn man sie nicht hinderte: sobald man die Ungleichheit der Stände aufhebe, das Militär beschränke und die Polizei möglichst in den Hintergrund schöbe, würde Alles in Ordnung kommen. Daß die menschliche Natur ihr Bestes in der Sittlichkeit niedergelegt habe, und daß die Sittlichkeit wesentlich auf Ueberlieferung, Gewohnheit, Gesetz und Autorität beruhe, die über den Willen des Einzelnen hinausgehen, hatte man so gut wie vergessen. Bruno Bauer als Hegelianer faßte die Sache vom entgegengesetzten Standpunkt. Ich weiß nicht, ob er sich je vollkommen klar darüber geworden ist; in lyrischer Erregung hat er auch wohl für die reine Anarchie geschwärmt: in der That aber ging er auf die Constituirung eines mächtigen und starken Allgemeinwillens aus, der sich zur Leidenschaft steigern sollte: mit einem Wort, er war nicht für die Lösung vom Staat, sondern für den Absolutismus des Staats. Daraus erklärt sich, daß, als es der Demokratie nicht gelang, den Absolutismus zu gründen, er nicht abgeneigt war, auf das Königthum zu rechnen.

Den Unterschied zwischen diesen beiden Formen der Demokratie muß man festhalten, wenn man die Mehrzahl der Frauen, die sich in die Politik einmischten, nicht ungerecht beurtheilen will. Fanny Lewald hat zwar keinen eigentlich politischen Roman geschrieben, aber das politische Interesse, die politische Gesinnung zieht sich durch alle ihre Schriften: sie hat sich über einzelne politische Fragen in Journalen ausgesprochen, sie hat ihre Erinnerungen an 1848 in einem eigenen Werk niedergelegt. Wenn sie sich aber überall für die Demokratie ausspricht, so meint sie damit nicht die Herrschaft und den Absolutismus der leidenschaftlich erregten Masse, sondern sie meint das Reich der individuellen Ungenirtheit, in dem durch das Beispiel und die sanfte Ermahnung der Bessern, namentlich edler Frauen, angegeben wird, was sich schickt und was recht ist. So bemüht sie sich in den „Wandlungen", die erst in der Reactionszeit herauskamen, aber schon in der aufsteigenden Periode des Liberalismus entworfen waren, und deren Tendenz eine durchaus versöhnliche ist, nachzuweisen, daß man von einzelnen Glaubensartikeln durch die Erfahrung wohl abgebracht werden könnte, daß aber im wesentlichen alle rechtschaffen und fein denkenden Leute sich in diesem Princip der Freiheit zusammenfinden würden. In diesem normalen Verhältniß des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens wird der Salon einer Rahel Varnhagen, in dem sich alle interessanten Menschen sittig begegnen, nicht die Ausnahme sondern die Regel sein.

Daß nicht die geistreiche Betrachtung, sondern die gehaltene Leidenschaft die Welt regiert: — wenn eine Frau diese historische Wahrheit übersieht, so ist es ihr nicht zu verargen; denn man hält doch immer in der Idee denjenigen Zustand nicht blos für den wünschenswerthesten, sondern auch für den möglichsten, in dem man selber den besten Spielraum findet.

Dies bringt mich auf die eigentliche Domäne unserer Dichterin, auf ihre Ansicht von dem Beruf des Weibes und seiner Stellung zur Gesellschaft und zum Leben.

Die Frage der Emancipation der Frauen mit oberflächlichem Spott abzufertigen, ist ebenso wohlfeil als unfruchtbar. Die Geschichte hat nach dieser Seite hin ohne Zweifel viel vernachlässigt, nur muß man, um der Frage wirklich beizukommen, bei den Beschwerden der Frauen über ihre Lage unterscheiden, was zufällig und was nothwendig mit ihrer Natur verbunden ist.

Das Verlangen nach völliger Gleichstellung der Frauen mit den Männern ist eine Verkennung des Naturgesetzes. Das natürliche Verhältniß des Menschen ist die Ehe, und die den Frauen günstigste Form der Ehe ist die Monogamie. In der Ehe ist also die Function des Mannes eine

andere als die der Frau. Die Frau hat das Kind zu tragen und zu nähren, während dieser Zeit ist sie durch Bedürfniß und Pflicht auf eine ganz andere Weise an die Häuslichkeit gefesselt als der Mann, dem nichts verwehrt, nach außen hin eine folgerichtige Thätigkeit zu entwickeln. In derselben Weise sind die animalischen Functionen der beiden Geschlechter im allgemeinen gesondert. Der normale Zustand wird nun sein, wenn da, wo die Pflichten der Frau ihren Mittelpunkt finden, auch ihr Rechtsboden ist. Der Frau gebührt das Regiment im Hause; um dasselbe wirklich und nicht blos in der Phrase führen zu können, muß sie dazu erzogen sein, während der Mann hauptsächlich zu Thätigkeit nach außen erzogen wird. Man mag das System der Erziehung verfeinern so viel man will: viele Punkte werden in der Erziehung wie im Leben für das Weib nur Genuß, also Nebenwerk bleiben, die für den Mann Beruf und Pflicht sind.

Das sind sehr triviale Dinge, es ist aber nöthig, sie hervorzuheben, weil sie von vielen Aposteln der Frauenemancipation verkannt werden. Sie werden darum verkannt, weil der Gedanke der Emancipation sich in der Regel nicht auf das ganze Geschlecht, sondern auf einen privilegirten Theil bezieht. Bekanntlich waren in Deutschland die ersten Schwärmer für die Frauenemancipation die Romantiker, es fiel ihnen aber nicht ein, alle Frauen emancipiren zu wollen, sondern nur die Aristokratie der schönen Seelen. In derselben Weise wollte man die athenische Gleichheit unter den Bürgern einführen, wobei man freilich voraussetzte, daß die Arbeit von Sklaven verrichtet wird. Etwas Aehnliches scheint auch in dem nordamerikanischen Freiheitscultus stattzufinden. Dort ist jeder Gentleman der Diener jeder Dame, aber wohlgemerkt, nur der Lady, die seidene Spitzen und Mantillen trägt, nicht etwa des Marktweibes.

Ein gewisser Theil der Erziehung muß, wie gesagt, geschlechtlich unterschieden werden, es ist aber allgemein das Gefühl vorhanden, daß man dies richtige Motiv übertrieben hat. Die letzte Generation hat dagegen bereits erhebliche Fortschritte gemacht, die Mädchenschulen unserer Tage sind himmelweit von denen vor dreißig Jahren unterschieden, sie haben aber noch immer eine Voraussetzung zu bekämpfen, die nicht von den Volksschulen, sondern von den vornehmen Pensionaten ausging: der erste Beruf des Weibes sei, zu gefallen, es käme daher vor allen Dingen darauf an, ihnen den Schein der Bildung zu verschaffen, da dieser gefällt, während das Wesen der Bildung mit dem Schein der Pedanterie verknüpft ist und daher mißfällt. Ein solches Princip ist im intellectuellen Interesse ebenso zu verwerfen wie im moralischen: es macht die Frau nicht blos schlechter, es macht sie auch schwächer.

Schon aus dem Bisherigen ergiebt sich, daß der Gedanke der Emancipation unter verschiedenen Händen eine verschiedene Form annehmen muß. Der laute Ruf nach Emancipation erhob sich hauptsächlich in den dreißiger Jahren. In der neuen Religion der St. Simonisten war das Priesterthum der Frau einer der wesentlichsten Glaubensartikel. Von ihnen übernahm es Heine, und übertrug es auf die jungdeutsche Literatur, während es in Frankreich mit genialer Kraft hauptsächlich durch George Sand vertreten wurde. Es handelte sich nicht sowohl um die Emancipation der Frauen, als um die Emancipation der Neigung und Leidenschaft von Sitte und Gesetz.

Nun war es ein großer Uebelstand, daß uns diese Ideen aus Frankreich importirt worden, wo die Voraussetzung der Sitte eine ganz andere ist als bei uns.

In Frankreich beginnt das eigentliche Gemüthsleben der Frau mit der Heirath, die ganz äußerlich, zuweilen ohne Mitwirkung der Frau geschlossen wird. Da das Gemüthsleben aber nach einer gewissen Mannigfaltigkeit strebt, so wird dadurch nicht als Ausnahme, sondern als Regel die Ehe in Frage gestellt. Nun aber ist die Ehe ein Sacrament, also unauflöslich.

In Deutschland findet das Gegentheil statt. Das Mädchen ist im gewissen Sinn schon früh emancipirt, es kann seine Neigungen, seine Leidenschaften haben schon vor der Ehe. Mit dem Abschluß der Ehe aber, die fast immer Folge einer Wahl ist, nimmt man an, daß, falls die Wahl richtig war, der Conflict des Gemüths ein Ende erreicht hat. Eine Ausnahme

wird gestattet, wenn angeblich die Wahl eine nicht richtige war; alsdann ist die Scheidung — nach der Theorie der Romantiker Pflicht, nach der Praxis der damaligen Tage erlaubt. Hier lag nun allerdings die kühne Annahme zu Grunde, daß es einen absolut Rechten gäbe, daß dieser und nicht ein anderer von Gott und von der Natur für diese bestimmt sei.

Es ist also klar, daß die Uebertragung der Angriffe auf die französische Ehe auf die deutschen Verhältnisse eine heillose Verwirrung hervorbringen mußte. Bei George Sand muß man sehr oft mißbilligen, aber man versteht wenigstens, was sie will: bei ihren deutschen Nachahmern dagegen kommt die reine Unvernunft heraus.

Man thut Fanny Lewald das schneidendste Unrecht, wenn man sie unter diese Nachfolger zählt. Gleich in zwei ihrer Erstlingswerke ist sie der Frage nach der Heiligkeit der Ehe zu Leibe gegangen. Clementine hat aus Vernunftgründen einen älteren Mann geheirathet, ein Jugendliebhaber findet sich wieder ein, aber die Versuchung wird überwunden und alle drei Betheiligten betragen sich, wenigstens nach der Intention der Verfasserin, die freilich etwas oberflächlich durchgeführt ist, exemplarisch. In „Eine Lebensfrage“ kommt es freilich zur Scheidung, aber diese ist keineswegs ein Sieg der Leidenschaft über die Pflicht, sondern der Sieg einer höheren Pflicht über eine niedere. Alfred hat eine unpassende Frau, die es ihm durch ihr Betragen unmöglich macht, seine Pflichten gegen die Menschheit als Vater, Gutsbesitzer und Schriftsteller zu erfüllen; er beschließt also die Scheidung, noch ehe er die Rechte gefunden hat, und daß er diese findet, ist gewissermaßen die Belohnung für einen pflichtmäßigen und tugendhaften Entschluß. Bei den billigenswerthen Personen des Romans scheint die Vernunft die einzig bestimmende Macht zu sein, und Caroline, die unzweckmäßige Gattin, die sich der Scheidung widersetzt, wird als vollkommen unvernünftig dargestellt. Die Scheidung wird nur dadurch verzögert, daß Alfred Katholik ist: er beseitigt dieses Hinderniß, indem er zum Protestantismus übertritt.

Hier drängt sich nun freilich bei der absolut vernünftigen Behandlung der Sache die Frage auf: „Ist das nun auch vernünftig gehandelt?“ Für uns Protestanten kann es freilich nur erfreulich sein, wenn ein so geistreicher Mensch wie Alfred zu uns übertritt; aber ist das Motiv seines Verfahrens zu billigen? Ist es erlaubt, darum den Glauben zu wechseln, weil man sich scheiden lassen will? Da hier das Forum der Vernunft angerufen ist, so muß man doch immer auf den alten Kant zurückgehen.

Darin liegt wohl überhaupt der poetische Irrthum in Fanny Lewald's Roman, daß sie annimmt oder anzunehmen scheint, alle sittlichen Conflicte geben, wenn man sie mit der Vernunft gehörig analysirt, ein reines Facit. Es giebt Imponderabilien nicht blos in der Gemüthswelt, sondern auch unter den sittlichen Mächten, und die Scheu vor diesen Imponderabilien ist ein sittliches Motiv. In dieser Beziehung läßt Fanny Lewald dem Dichter der Wahlverwandtschaften nicht das gebührende Recht widerfahren.

Was aber hier die Hauptsache ist: Fanny Lewald kommt es darauf an, Pflicht gegen Pflicht abzuwägen, während George Sand keinen Augenblick zweifelhaft darüber ist, daß Indiana, Valentine, die Geliebte des Leone Leoni, die Gattin des Jacques und alle ihre übrigen Heldinnen einen Frevel begehen, daß sie ihn aber begehen müssen, weil er mit der Macht eines Naturgesetzes sie zwingt. An diese Macht eines Naturgesetzes glauben die sämmtlichen französischen Schriftsteller der dreißiger und vierziger Jahre, während Fanny Lewald von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Freiheit überzeugt ist: vielleicht zu fest überzeugt, denn es fehlt ihrer Ueberzeugung die Demuth.

Am schärfsten tritt Fanny Lewald's Ansicht vom Berufe des Weibes hervor, wenn man ihre Romane mit denen der Gräfin Hahn zusammenhält.

Ida Hahn trat einige Jahre vor Fanny Lewald auf und machte durch ihre Schriften zuerst einen recht bedeutenden Eindruck auf dieselbe. „Sie erschien mir,“ erzählt Fanny selbst, „höchst bewunderswerth. Wenn ich in der Hangelstube saß und auf die Nachbarhäuser und die Nachbaren gegenüber blickte, auf den Materialhändler und den Klempner, und dabei an den Mittag dachte und ob die Köchin auch nichts

verderben werde, oder wenn ich Abends zur Gesellschaft die Männer um mich hatte, welche müde gearbeitet und voll mancherlei Sorge waren, und denen es gar nicht einfiel, mich zu lieben, so dünkte es mich gar zu beneidenswerth, wenn die Romangräfinnen im Rosamousselinkleide mit schwarzseidenen Schuhen auf der Plattflexionen der Gräfin hatten etwas Blendendes, ihre Reflexionen waren bisweilen tief. Sie war in jedem Betracht ein großes Talent.

„Aber schon bei ihrem dritten Roman, der Faustine, wurde ich mißtrauisch gegen sie und bekam ein ehrliches Mitleid mit den Männern. Als ich das Buch 1844



Fanny Lewald.

form des Mailänder Domes saßen, auf das Land und die schneebedeckten Alpen schauten, keine Sorgen hatten und außerdem ohne Maßen geliebt wurden! Dazu waren alle Romane der Gräfin äußerst spannend und die Welt, in welcher sie sich bewegten, eine mir damals noch fremde und mir sehr anziehende. Gab man die Grundlage der Charaktere zu, so waren sie mit Meisterschaft durchgeführt; die Rezum zweiten Male las, fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Es war mir wie vor jenen Jahrmarktsbildern, welche eine schöne geputzte Dame vorstellen, und die, wenn man sie umklappt, nichts sind als ein grauenvolles Skelet. Es lag für mich etwas so Ungesundes, Unwahres darin, daß Faustine, die angebetete Gattin eines edeln, von ihr heißgeliebten und sie zärtlich liebenden Mannes, die Mutter eines

göttlichen Knaben, die gefeierte Künstlerin, gar nichts mit sich und mit dem Leben anzufangen weiß, als in das Kloster der Vive Sepolte einzutreten, weil sie anbeten, immerfort anbeten will.

„Ich fing nun an, die Werke der Gräfin mit offenem Auge zu betrachten. Mein Widerwille gegen die weibliche Selbstsucht und gegen die Herzlosigkeit, welche in jedem ihrer Romane sich dreister und heuchlerischer zugleich kundgaben, stieg dadurch von Jahr zu Jahr, weil ich von Jahr zu Jahr die Verblendung wachsen sah, welche sie in den Köpfen und Herzen einer Menge von Frauen anrichteten.

„Sie wollten mit einem Mal alle, Jung und Alt, mehr und mehr geliebt werden und vergaßen, daß im Lieben Glück liegt. Jedes alternde Mädchen, das mit seiner Haltlosigkeit nicht fertig werden konnte, jede Frau, in deren Claviergeklimper der beschäftigte Mann keine Offenbarung zu erkennen vermochte, steifte sich zur unverstandenen Seele auf, und Frauenzimmer, welche die Männer ebenso wenig kannten als ihr eigenes Innere, nahmen die müßigen, bald rohen, bald schwärmerisch anbetenden, meist aber völlig charakterlosen Helden der Gräfin für die Typen des männlichen Geschlechtes, dem sie sich eben deshalb auf sehr billige Weise überlegen, und über das sie sich sehr leicht erhaben fühlen konnten."

Es ist bekannt, daß diese Abneigung schließlich zu der Satire „Diogena" führte.

Ich habe geglaubt, den Gegensatz zwischen den beiden Dichterinnen nicht besser darstellen zu können als mit den eigenen Worten der einen. Im wesentlichen stehe ich entschieden auf Fanny's Standpunkte und habe mich in meiner Literaturgeschichte ausführlich darüber ausgesprochen. Das ewig Weibliche, welches Ida in sich selber anbetet und zur öffentlichen Anbetung ausstellt, ist eben die schlechte Seite der Weiblichkeit, welche jede tüchtige Frau mit Energie in sich zu bekämpfen sucht: die souveräne Laune, welche, in jedem Augenblick unberechenbar, die seltsamsten Sprünge macht und doch im Grunde nur von einem eintönigen Motiv bestimmt wird: der Angst vor der Langeweile. Um diesem schlimmsten Feinde ihres Herzens zu entgehen, nimmt sie bald zur Frivolität, bald zur Ekstase ihre Zuflucht, ohne dort frei, ohne hier warm und wirklich erfüllt zu werden.

Seitdem die Gräfin sich in den Schooß der allein selig machenden Kirche geflüchtet und fromme Romane schreibt, habe ich nichts mehr von ihr gelesen und fühle auch nicht die geringste Neugier; das Phänomen ist mir bereits bekannt, und ich habe keinen Zweifel, daß die Christen der neuen Romane im Inneren gerade so aussehen werden wie die Heiden der alten.

Fanny dagegen hat in ihren Romanen wie in ihrer publicistischen Thätigkeit die Emancipation der Frauen stets so verstanden, daß ihnen durch Erziehung, durch ihre Stellung in der Gesellschaft und durch Gelegenheit zur productiven Arbeit dieselben Mittel in die Hand gegeben werden sollen, welche dem Knaben, dem Jüngling und dem Manne zu Gebote stehen, um jene schlechten und schädlichen Seiten ihrer Natur mit Erfolg zu bekämpfen. Die Frau soll nicht mit sich selbst und mit Anderen kokettiren, sie soll ihre Laune nicht für eine Stärke, sondern für eine Schwäche ansehen, sie soll durch zweckvolle Arbeit auch das zweckvolle Handeln lernen. Für sie ist die Ehe ein heiliges Institut, und den Hauptgrund für die Unheiligkeit so vieler Ehen findet sie darin, daß den jungen Mädchen von früh auf die Nothwendigkeit einer Versorgung, also einer Ehe, eingeprägt wird. Das verführt sie zur Gefallsucht, zur Unwahrheit und zur falschen Wahl. Nicht anders kann diesem Uebelstand abgeholfen werden, als daß auch dem unverheiratheten Mädchen Gelegenheit gegeben wird, auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst zu erhalten, ohne als Gouvernante oder Gesellschafterin in den Dienst einer Herrschaft zu treten. In manchen Vorschlägen hat sie sich wohl vergriffen, die Tendenz im großen und ganzen ist nur zu billigen und muß kräftig unterstützt werden. Ebenso gebe ich ihr darin Recht, daß innerhalb der Ehe ein festerer Rechtsboden geschaffen werden muß, als der jetzt besteht; die höheren Stände, da der eine Theil dem anderen leichter aus dem Wege gehen kann, empfinden den Mangel weniger; bei den niederen, wo die arme Frau so oft der Brutalität ihres Mannes erliegt, ist es geradezu eine Lebensfrage.

Abgesehen von diesem sittlichen Gegensatz, ist es wohl auch der Gegensatz der politischen Anschauung, welcher die beiden Damen einander entfremdet hat. Einiges in Fanny's Urtheil finde ich ungerecht und will es zu ergänzen versuchen.

Fanny thut zu viel, wenn sie die Verbildung vieler moderner Frauen und Mädchen ausschließlich der Gräfin Hahn-Hahn zuschreibt. Die femme incomprise ist durchaus keine Erfindung der dreißiger oder vierziger Jahre, und wenn Fanny mit Recht bemerkt, daß das Motto der Gräfin Hahn: „Une âme immense mais vide!“ aus der „Lelia“ abgeschrieben ist, so hätte sie sich daran erinnern sollen, daß George Sand die Sünde der Gräfin dreifach begangen hat, daß sie ihr Vorbild war, und daß sie eben ihres größeren Talentes wegen auch auf die deutschen Frauen viel stärker gewirkt hat als die Gräfin. So etwas unerhört Freches — ich meine frech nicht im Ausdruck, sondern im innersten Kern der Gesinnung — wie die „Lelia“ hat die Gräfin denn doch nicht zu Stande gebracht! Und was die demokratische und pantheistische Ekstase betrifft, in welche George Sand zuweilen verfällt, so ist sie gerade so viel werth wie die aristokratische und katholische der Gräfin; sie ist nur eine neue Form der Selbstvergötterei, nur ein neuer Versuch, durch Illusionen der souveränen Laune der gefürchteten Langeweile zu entgehen.

Ueber das Talent der Gräfin, dessen Wirkung sie doch an sich selbst erfahren hat, scheint mir Fanny Lewald zu gering zu denken. Hier wird zuweilen die sittliche Schwäche der Dichterin poetisch zur Stärke. Da sie selber die Langeweile über alles flieht, vermeidet sie auch, ihre Leser zu langweilen; ihre Erzählung fließt wie ein lebendiges Gespräch, sie verweilt bei keinem Punkt länger als nöthig, man wird immer gut unterhalten. Ferner besitzt sie eine große Gabe des Ausdruckes, die ihre Gegnerin zu sehr verkennt.

„Neben der inneren Unsittlichkeit,“ sagt sie, „war der geschmacklose Leichtsinn, mit welchem die deutsche Sprache gehandhabt und in einen wahren Mischmasch von Fremdwörtern verwandelt wurde, in meinen Augen eine wahre Sünde gegen den heiligen Geist unserer edeln Muttersprache; eine Sünde, gegen welche man um so mehr einzuschreiten hatte, da es sehr verlockend für die Halbbildung war, sich durch den Gebrauch des Salonjargons die Alluren der Vornehmen anzueignen.“

„Salon!“ „Jargon!“ „Alluren!“ — Ist das Ironie? — Ja so, Ironie ist auch ein Fremdwort! Wie soll ich mich gleich ausdrücken? — Ich muß sogar gestehen, daß mir im Augenblick für Salon, Jargon und Allüren keine deutschen Worte einfallen, die in der Kürze dasselbe sagen. — Es ist sehr lobenswerth, wenn man sich bemüht, die deutsche Sprache rein zu halten, und eine leichtsinnige Abweichung von der Regel verdient Tadel. Aber zuweilen wird die Anwendung von Fremdwörtern durch ein höheres Gesetz des Stiles bedingt. Das höchste Gesetz des Stiles ist nicht die Reinheit, sondern die Deutlichkeit und Eindringlichkeit der Sprache, oder, um ein gutes Fremdwort zu gebrauchen, die Prägnanz, die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, das Zusammendrängen dessen, was als einheitliches Bild auf die Seele wirken soll, in einen möglichst kurzen Ausdruck, der scharfe Farbengegensatz u. s. w. Wem es gelingt, diese Lebhaftigkeit des Stiles nur mit den Mitteln der eigenen Sprache zu erreichen, verdient um so größeren Beifall; muß er dazu Fremdwörter entlehnen, so ist es wenigstens verzeihlich, wenn er nur seinen Zweck erreicht. Heine's Stil steht wahrhaftig sehr hoch, abgesehen von manchen Ungezogenheiten und Geschmacklosigkeiten, und gegen seine Gallicismen kommt die Gräfin Hahn-Hahn lange nicht auf.

Diese Gabe der Letzteren, sich so auszudrücken, daß man augenblicklich nicht blos Sinn, sondern auch die Gemüthsrichtung vollkommen richtig versteht und (das gehört dazu) es auch behält, verdient alle Anerkennung. Freilich ist diese Gabe mit einer gewissen Einseitigkeit verknüpft. Von dem epischen Geiste des Aufmerkens, dem alle fremde Individualität sofort gegenständlich und bildlich wird, hat sie wenig; sie selbst bleibt immer in der Mitte und nimmt von den Personen, mit denen sie verkehrt, im Grunde nur die Einfälle und Ansichten wahr, welche sich an den ihrigen messen. Aber — diese Eigenschaft theilt sie mit Fanny, nur daß die Letztere ernstlich und zum Theil mit Erfolg dagegen angekämpft hat.

Wenn Ida in ihren Romanen die Aristokratie ihres Landes zu schildern glaubt, so täuscht sie sich. Der echte pommer'sche, preußische, mecklenburgische Junker geht nicht in den Salon, wenigstens nicht als Stammgast; wenn er hingeht, zeigt er sich linkisch, unbeholfen, kurz anders, als er in Wirklichkeit ist. Auch auf die Plattform des Mailänder Domes begiebt er sich selten; wer ihn in seiner rechten Art sehen will, muß Nerven haben, die sich vor dem Geruche der Dünggrube und des Stalles nicht scheuen.

Aber auch Fanny täuscht sich, wenn sie die Demokratie ihrer Zeit darzustellen glaubt, obgleich sie mit vielen von den Häuptern der europäischen Demokratie, von Jakobi bis zu Garibaldi, sogar intim steht. Fanny hat von der Plattform des Mailänder Domes sich wohl auch die Alpen angesehen, Demokraten hat sie schwerlich darauf angetroffen. Salon bleibt Salon, Frack und Handschuh ändern den Volksmann wie den Junker. Fanny hebt sich dadurch vortheilhaft gegen Ida ab, daß sie nicht blos auf die Ansichten und Manieren, sondern auch auf die Sittlichkeit ihrer Besucher achtet; im übrigen zieht sie die gesellige Tracht dem Schurzfell vor, und von diesem Realismus des englischen Romanes, Fielding, W. Scott, George Eliot u. s. w., der definitiv aus dem Salon heraustritt und uns den vollen Menschen in seiner Praxis zeigt, hat sie nicht sehr viel.

Im Grunde unterscheidet die Gesellschaft, welche die beiden Damen in ihrem Salon versammeln, sich nicht so sehr; sie besteht aus der Klasse der gesellschaftsfähigen und literarisch gebildeten Leute. Es ist die nämliche Gesellschaft, in welche uns die Galerie aus Rahel's Umgang einführt, — Fanny bekennt eine leidenschaftliche Zuneigung zu dieser Frau und ihrem Verkehr, — dieselbe, welche sich bei Radowitz über Staat und Kirche unterhält. Eine interessante, geistreiche Gesellschaft, aber doch nur ein kleiner Bruchtheil des wirklichen Lebens.

In der Einleitung zu ihrer Selbstbiographie bezieht sich Fanny auf „Wahrheit und Dichtung" und auf verschiedene Aussprüche Goethe's über den Nutzen solcher Bekenntnisse. Wahrheit und Dichtung ist das höchste Vorbild, aber ein gefährliches. Goethe beschreibt alle sittlichen und geistigen Bewegungen seiner Zeit, wie sie auf ihn wirkten und sich in ihm spiegelten; das Welthistorische des Buches liegt nun darin, daß er wirklich im Mittelpunkte des geistigen Lebens stand. Da nun jeder literarisch Gebildete unserer Zeit auf irgend eine Weise von allen geistigen Regungen afficirt wird und insofern sich als Mittelpunkt empfindet, so entgeht man in der Form nicht leicht dem Anschein, als sollte diese Empfindung nicht blos subjectiv, sondern objectiv sein, da es doch für das öffentliche Interesse vollkommen hinreicht, wenn ein Mensch von Geist und Gewissen ehrlich mittheilt, wie er in seinem beschränkten Sein das ihm Ueberlieferte geistig verarbeitet hat. Von dieser Nebenvorstellung muß man absehen, um Fanny's Memoiren so zu würdigen, wie sie es verdienen.

Literarisches.

„Schöne Geister und schöne Seelen oder Denkmale der Freundschaft berühmter Männer und Frauen" ist der Titel einer neuen Sammlung, welche F. von Hohenhausen im Verlage von Günther in Leipzig als eine Art Fortsetzung ihrer „Berühmten Liebespaare" hat erscheinen lassen. Die Leser der Monatshefte erinnern sich wohl noch des so sehr anziehenden Aufsatzes über „Lenau und seine Beziehungen zu Emilie Reinbeck", welchen wir seiner Zeit aus der Feder der Frau v. Hohenhausen brachten: dieser Aufsatz ist eins der Denkmale, die sie in „Schöne Geister und schöne Seelen" den Freundschaftsverhältnissen berühmter Männer und edler Frauen errichtet hat, und mit der Hindeutung auf ihn möchten wir zugleich die Art und Weise der ganzen Behandlung charakterisiren. Auch das erste Stück des Buches, welches die schon mehr an die „Liebespaare" erinnernde Herzensgeschichte der Gräfin Ida Hahn und Heinrich Simon's erzählt, giebt für die anziehende Schreibart der freimüthigen Verfasserin das beste Zeugniß. Das Buch ist ganz besonders als Geschenk für Kreise, in denen literarische Interessen gepflegt werden, zu empfehlen.

Digitized by Google



Neuestes aus der Ferne.

Entdeckungen in New Guinea.

Die Entdeckungsreise des britischen Schiffs Basilisk, Kapitän Moresby, nach der Insel New Guinea, hat zu Resultaten geführt, welche ein mehr als gewöhnliches Interesse beanspruchen. Obwohl Kapitän Moresby pflichtschuldig seinen officiellen Reisebericht, die entworfenen Pläne und Karten ꝛc. für das englische Government reservirt hat, ist doch von den gemachten Entdeckungen schon genug verlautbart, um deren Tragweite erkennen zu lassen. Wir geben in nachfolgendem den wesentlichen Inhalt dessen, was in die Oeffentlichkeit gedrungen und von Capitän Moresby zwar nicht officiell anerkannt, aber auch nicht in Abrede gestellt worden ist.

Die Insel New Guinea liegt bekanntlich zwischen 0,15 und 10 Grad südlicher Breite und zwischen 131 und 150 Grad östlicher Länge. Ihr Flächeninhalt wird auf 275,600 (englische) Quadratmeilen, und ihre Bevölkerung auf eine Million Menschen veranschlagt. Sie ist südlich durch Torres Strait von New Holland getrennt; östlich durch Dampier's Strait von New Britain und New Irland und nordwestlich durch Pitt's Strait von Gilolo.

Die Fahrt des Schiffs Basilisk, welche den Zweck hatte, die Theile der Küste von New Guinea zu exploriren, über welche es bisher an authentischen Nachrichten ganz fehlte, zerfällt in zwei auf einander folgende Expeditionen.

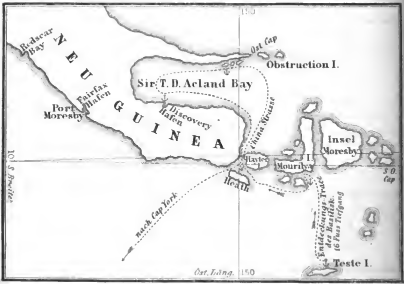
Die erste Expedition erstreckte sich von Sommerset Cape York zu Jarvis, Cornwallis, Brothers, Warrior, Cocoa-nut, Dalrymple, Darnley und Murray Island, von da zu Redscar Bay und 100 englische Meilen östlich von Redscar Head. Von da kehrte Kapitän Moresby nach Cape York zurück, wo der Schoner Restleß seiner mit Provisionen ꝛc. harrte. Die erste Expedition wurde in fünf Wochen vollendet (vom 24. Januar bis 1. März 1873).

Ein ausgezeichnet schöner Hafen wurde 40 englische Meilen östlich von Redscar-Head an der Südküste (Golf von Papua) entdeckt und nach Admiral Sir Fairfax Moresby, Kapitän Moresby's Vater, Port Moresby genannt. Er ist ungefähr drei englische Meilen lang, mit tiefem Wasser und gutem Ankergrund und mit einem geräumigen innern Hafen, welcher Fairfax-Bay genannt wurde. Die Ufer sind überaus reizend, mit zahlreichen Buchten, fruchtbaren Thälern und bewaldetem Hügelland, welches sich bis zu 800 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt. Die Bäume sind vorzugsweise Eucalypten. Die Eingebornen sind von untersetzter Statur, aber wohl gebaut und reinlich. Die Frauen tragen aus Grasfasern gewebte Unterröcke, die Männer tragen eine Schurzmatte. Gold scheinen die Eingebornen nicht zu kennen, als Schmuck dienen ihnen die Federn des Paradiesvogels und des Cassowary, verschiedene Muscheln und künstlich geflochtene Armbänder. Auch pflegen sie Arm, Brüste und zuweilen das Gesicht zu tättowiren. Die Hautfarbe der Eingebornen ist hell kupferbraun. Aus der Art und Weise,

Digitized by Google

wie sie ihre eigne Hautfarbe mit der der Europäer verglichen, schien hervorzugehen, daß sie einen weißen Menschen noch nie zuvor gesehen hatten. Sie erwiesen sich durchaus freundlich disponirt, waren unbewaffnet, und versorgten die Seefahrer mit Früchten, Yams, Zuckerrohr und andern tropischen Producten im Ueberfluß. Auf die für solche eingetauschten Glasperlen, Glasflaschen, Stücke rothen Tuches ꝛc. legten sie einen großen Werth. Die Häuser der Eingebornen ruhen auf Pfählen, die sechs bis zehn Fuß hoch und herum, welche ein ausgedehnter Morast und äußerst ungesund ist.

Die zweite Expedition (vom 20. März bis 3. Mai 1873) begann mit der Untersuchung mehrerer Inseln in Torres Strait. Auf der Insel Yule wurde ein kurzer Besuch abgestattet. Dieselbe gewährt guten Ankergrund, ist aber morastig und mit Mangroves bedeckt. Mehrere Häuptlinge, begleitet von Eingebornen, kamen an Bord des Basilisk und ein lebhafter Tauschhandel fand statt. Dann auf der Insel Teste. Hier waren die Eingebornen anfänglich



Südöstlicher Theil von New Guinea, mit der Trace des Basilisk auf seiner letzten Entdeckungsreise.

mitunter künstlich verziert sind. Eine Leiter dient dazu, die Thür zu erreichen. Die Gegend ist sehr reich an wildem Geflügel. Wallabies sind gleichfalls in großer Menge vorhanden; ebenso eßbare Fische. Auch eine Anzahl von Paradiesvögeln wurden erbeutet. Bei einem Jagdausflug verlor sich einer der Schiffsingenieure im Walde, und wurde Tags darauf von den Eingebornen gefunden und wohlbehalten in einem Canoe nach dem Schiffe zurückgebracht. Das benachbarte Land wird als überaus einladend geschildert, und als außerordentlich geeignet zu Gründung einer Ansiedelung, im geraden Gegensatze zu der Gegend um Redscar Bay scheu und es bedurfte vielen Zuredens, um sie zu bewegen, an Bord des Basilisk zu kommen. Nachdem aber jene Scheu einmal überwunden war, gingen sie mit großer Lebhaftigkeit auf den Tauschhandel ein und brachten für die empfangenen werthlosen Glaswaaren Stückchen Bandeisen, u. dergl. allerhand künstlich geformte Ornamente, hölzerne Schwerter, Ruder ꝛc.

Von da wendete sich Kapitän Moresby nach dem östlichen Ende von New Guinea, welches alle Karten als keilförmig auslaufend darstellen. Die genauen Untersuchungen Kapitän Moresby's lassen jedoch keinem Zweifel darüber, daß dieses extreme östliche Ende von New Guinea

nicht keilförmig, sondern gabelförmig ausläuft. Eine weite Bucht, 30 englische Meilen lang und 10—15 englische Meilen breit, trennt die beiden Ausläufer der Gabel. Diese Bucht wurde Sir Thomas Dyke Ackland Bay genannt. Innerhalb derselben fand Kapitän Moresby einen vorzüglich schönen Hafen, welcher Discovery Harbour genannt wurde. Auch hier fand ein lebhafter Verkehr mit den Eingebornen statt. Der südliche Ausläufer obiger Gabel besteht aus einem Archipelage. Die drei größten Inseln werden respective Moresby, Mourilyan und Hayter Island



Port Moresby und Port Fairfax mit Angabe der Tiefen in Faden, 9.30 südl. Br., 147.10 östl. L.

genannt. Sie erheben sich von 800 bis zu 1600 Fuß über den Meeresspiegel. Moresby und Mourilyan Island messen ungefähr 30 englische Meilen im Umfange und Hayter Island 15 bis 20 englische Meilen. Drei Meerengen wurden entdeckt und respective Fortesque Strait, Rocky Paß und China Strait genannt. Die letztgenannte ist ungefähr zwei englische Meilen breit mit 16 bis 17 Faden Tiefe durchaus. Kapitän Moresby ist der Ansicht, daß der Weg von Australien nach China künftig durch China Strait gehen wird. Auch dieser Theil der Küste von New Guinea besteht aus fruchtbarem Grasland mit hochstämmigen Waldungen im Hintergrund und ladet im hohen Grade zur Ansiedlung ein.

Kapitän Moresby nahm am 24. April 1873 in herkömmlicher Weise im Namen J. M. der Königin von England von dem neuentdeckten Territorium Besitz und trat dann seine Rückreise an. Auf dieser stattete er Brisbane und Sydney einen Besuch ab. An beiden Orten zogen die Landesproducte und Erzeugnisse der Industrie der Eingebornen, welche er von New Guinea mitbrachte, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums in hohem Grade auf sich. Unter den Producten verdient namentlich ein vorzügliches Exemplar von Flachs Erwähnung. Auch goldhaltiger Quarz ist unter den mitgebrachten Curiositäten. Derselbe soll auf der südlichen Seite von Fairfax Bay gefunden sein, doch erklären die Offiziere des Basilisk ausdrücklich, daß nicht sie dieses Gold gefunden haben, sondern der Schiffsschmied, und daß dieser seinen Fund bis nach Ankunft des Schiffs in Brisbane geheim gehalten hat. Es scheint daher sehr problematisch, ob besagtes Gold wirklich von New Guinea herrührt. Gleichwohl wird in diesem Augenblicke unter den Auspicien eines gewissen Mr. Hansen ein Kutter ausgerüstet, um sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen, und eventuell mit Schätzen beladen von dem neuen Goldlande zurückzukommen. In Europa macht nun eben der Anblick von ein paar Stückchen Gold eine Menge Menschen toll.

Das Schiff Basilisk befindet sich gegenwärtig auf der Rückreise nach England, wo der officielle Reisebericht des Kapitän Moresby unzweifelhaft seiner Zeit veröffentlicht werden wird.

Eine Colonie in Argentinien.

Die bedeutendste, obgleich keineswegs die älteste aller Ackerbau-Colonien der Argentinischen Republik ist die 10 Leguas von der Stadt Santa Fé, Provinz gleichen Namens, gelegene Colonie San Carlos.

Gegründet wurde die Ansiedelung von der seit einiger Zeit erloschenen Baseler Bankfirma Beck und Herzog im Jahre 1858, und zwar mit fast ausschließlich schweizer Familien, von denen die ersten im August 1858 in der Colonie anlangten. Wie alle neuen Ansiedelungen hatte

Digitized by Google

auch die von San Carlos in den ersten Jahren ihres Bestehens mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, die jedoch weit schneller und gründlicher überwunden wurden, als dies in der Regel der Fall zu sein pflegt. Es waren eben fleißige, intelligente und dabei mäßige und ausdauernde Leute, die jene öde Gegend der Civilisation eroberten, und da die Unternehmer ihre den Colonisten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen erfüllten, wurde den Ansiedlern von San Carlos die schwere, und bei vielen ähnlichen Unternehmungen so verhängnißvolle Prüfung erspart, gegen die Schwierigkeiten des Anfanges und gegen unreelle Unternehmer gleichzeitig ankämpfen zu müssen. San Carlos, die selbst noch so junge Colonie, hat heute schon vier oder fünf Töchteransiedelungen, die gegründet und zur Blüthe gebracht wurden von San-Carlos-Colonisten. Die neuesten statistischen Berichte geben die günstigsten Belege für die gewerblichen Anstalten und den Bildungsgrad der Ansiedler, deren sämmtliche Kinder bereits Schulunterricht genießen.

Expedition zur Erforschung des Amu-Darja.

Die kaiserlich russische Regierung beabsichtigt, eine großartig organisirte und reich ausgerüstete, gelehrte und commercielle Expedition auszusenden, um den unteren und oberen Lauf des Amu-Darja zu erforschen. Das Unternehmen stützt sich auf die mit bedeutenden materiellen Opfern geschehene Unternehmung gegen Khiwa und den Wunsch, die Resultate der Eroberung des rechten Ufers des Amu-Darja auf friedlichem Wege in gewerblicher, commercieller und gelehrter Beziehung fortzusetzen, ein Wunsch, dem, wie man glaubt, das bereits beginnende Erwachen der Eingeborenen zu Hülfe kommt. In dem Delta, das durch vier in den Aralsee fließende Mündungsarme gebildet wird, soll der für die Schiffahrt am besten geeignete Kanal genauer untersucht werden; besonders handelt es sich dabei um die Feststellung der Lage von vier künstlichen Barren oder Dämmen, welche nach der Versicherung der Eingeborenen zur Zeit des Khiwa-Feldzuges errichtet wurden, um die russische Aralsee-Flottille am Einlaufen in den Amu-Darja zu hindern. Es soll dann ferner der geeignetste Punkt zur Anlage einer Handelsfactorei gesucht werden, die zugleich als Anlegeplatz für die bereits bestehende und bis jetzt für den wenig bedeutenden Handel auf dem Syr-Darja verwendete Aral-Flottille dienen könnte. Man vermuthet, daß oberhalb des Deltas der Amu zu einer Handelsstraße von außerordentlicher Wichtigkeit werden könne, so zwar, daß sie mehr als irgend eine andere den Handel von Centralasien zu beherrschen im Stande sein würde.

Die Vorbereitungen werden in einer den Verhältnissen und der politischen wie commerciellen Wichtigkeit entsprechenden Weise getroffen. Das Personal der Expedition soll aus 406 Personen bestehen. Darunter sind drei Gelehrte, ein Künstler, zwei Topographen, ein Mechanikus, mehrere Kaufleute. Es soll der Expedition nur ein gelehrter und commercieller Charakter gegeben und die Resultate öffentlich gemacht werden. Nebst Lebensmitteln und Heizmaterial werden eine Menge zum Tauschhandel geeigneter Waaren mitgenommen. Zur Beförderung nach dem Fluß und auf demselben sollen zwei Dampfschiffe, vier Barken und eine Dampfschaluppe dienen. Der Abgang ist auf den April 1874 festgesetzt; über die Zeitdauer scheint noch nichts Genaues bestimmt zu sein. Die Kosten sind auf ungefähr 100,000 Rubel veranschlagt.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 20 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 212.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Mai 1874.



Sanhita.

Von

W. Jensen.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„Herrgottssapperment! Frißt das elendige, vermaledeite Viech uns wieder in den Regen hinein!“

Die Anschuldigung enthielt himmelschreiendes Unrecht, denn auch nicht eine mückengroße Wolke saß in irgend einer Ecke des dunkelblauen Firmaments, und der Tropfen, der dem Fluchenden auf die Nase fiel, kam wie alle übrigen vor ihm von der Stirn des Aufgebrachten selbst. Er hatte ein der Bleiche äußerst bedürftiges Tuch um seinen breiten Filzkrämphut gewickelt und hieb mit einer langstieligen Peitsche nach einem hochbeinigen Hunde, der am Wegrande stand und nach seinen zählbaren Rippen zu schließen, aus Mangel an anderen verdaulichen Gegenständen Gras fraß. Ein sonderbares Thier allerdings, nicht allein, weil er kein Fell wie seine vierfüßigen Collegen, sondern anstatt dessen nur eine aalglatte röthlich braune Haut besaß, mehr noch weil er der unklug siedenden Julitemperatur zum Trotz am ganzen Leibe vor Frost zu zittern schien. Er mußte schon öfters Bekanntschaft mit der Zärtlichkeitsäußerung des Fuhrmanns gemacht haben, denn er wich der Peitschenspitze bei den ersten vorangehenden drohenden Worten mit scheuem Blick und einem curiosen, aber nicht bellenden Laute aus, warf einen anderen Blick nach dem Wagen, den er als Fußreisender begleitete, und wälzte sich dann außer Hiebweite in dem heißen und weißen, mehlartigen Straßenstaub, aus dem er wie aus einer Puderkiste wieder aufsprang und weiter trottete.

Der Fuhrmann ließ mit rothglühendem Gesicht jetzt seinen Wettersgrimm an den Pferden aus. Es ging ziemlich steil bergan und er schritt neben der schweren altmodischen Calesche her, die auf dem schlechten Gebirgsweg ächzte und stolperte. Innerlich räsonnirte er unausgesetzt weiter und unterbrach seinen Gedankenfluß nur durch ein langgedehntes: „Hü—a!“ mit kräftigem, Vorahnung anregenden Nachdruck auf der letzten Silbe. Die sechs wohlgenährten Gäule, die den Wagen aufwärts schleppten, bewiesen durch sofortiges strafferes Anziehen, daß der Ton der Ermahnung sie über den Gemüthszustand ihres langjährigen Compagnons nicht in Zweifel ließ, und das schwerfällige Gefährt rumpelte einen Moment etwas eiliger über das Weggeröll hinan. Solchen Umstand benutzte der Peitscheninhaber, um den Postwagen an sich vorüberrollen zu lassen und, wie zufällig mit den Augen dorthin gewendet, neugierig glotzenden Blick durch die Fenster ins Innere zu werfen. Aber diese waren immer wie seit Stunden fest, geschlossen und verhängt und er brummte jedesmal wieder: „Ich glaub' gar, die Bagasch' friert's auch noch bei derer Sündhitz', gerad' wie ihr Viech, das elendige. Herrgottssapperment! Soll sich was umbinden wie'n anständig's Weibsbild — a Schand' isch's! — Hü—ü—a!“

Himmelhohe steile Felsenlehnen aus grauem Gestein begleiteten die gewundene Straße rechts und links. Dazwischen sahen ab und zu durch einen Einschnitt weiße Alpenköpfe herein, in der Tiefe donnerte ein Fluß, manchmal blitzte der quirlende Schaum aus schwarzer Abgrundsschlucht herauf. Die Sonne stand in der Mitte des Nachmittags, doch die Hitze war trotzdem unerträglich. Die breiten Räder wirbelten den feinen Staub auf, daß der Wagen fast unausgesetzt in ihm verschwand. Er drang durch alle Ritzen und man schmeckte ihn bei jedem Athemzuge auf der Zunge. Nur die großen Bremsen bekümmerte er nicht, sie kamen, sich mit jeder Minute vermehrend, in dumpfem Geschwirr aus der Luft geschossen und stürzten raubthierartig auf die vergeblich mit den Schwänzen um sich peitschenden Pferde. Auch in den Schatten der breiten Krämpe des Fuhrmanns schnurrten sie und er schlug sich grimmig selbst ins Gesicht, packte eine der Unholdinnen und zerdrückte sie zwischen den Fingern, daß ihm das von ihr erbeutete Blut über die Nägel spritzte. Dann wischte er sich mit dem nämlichen Handrücken den Mund; er war nicht heikel.

Nun erhob sich im Innern des Fuhrwerks ein weiblicher Stimmenwechsel. Das Gerassel des Wagens machte es unmöglich, die Worte zu unterscheiden, nur daß eine Stimme um etwas bat. Ein Fenster öffnete sich halb und der abschreckend häßliche Kopf eines alten Weibes mit pergamentartiger Haut und Farbe und grauschwarzem Haar blickte lugend hinaus und rief heiser: „Djalmar!“

Der vorauftrabende Hund wandte den Kopf und kam mit großen Sprüngen heran. Die Alte sagte etwas nach Innen und schloß das Fenster wieder. Der Wagen hatte die Paßhöhe erreicht und der Kutscher stieg, noch einen schiefen Seitenblick nach dem Hintertheil der Calesche werfend, auf seinen Sitz zurück. „Die verfluchte Wetterhex'! Ich glaub', der Böse selbst steckt in dem Weibsbild und macht die vermaledeite Hitz'!“ knurrte er und holte mit der Peitschenspitze von oben herab nach Djalmar aus. Doch Djalmar merkte auch, daß es herunterging, und schoß, durch den vorigen Anruf offenbar über den Verbleib seiner Reisegesellschaft beruhigt, wie ein Windhund dem Gefährt vorauf.

* * *

Das Alpenthal, durch das die zwei- und vierbeinige Gesellschaft entlangzog, öffnete sich nordwärts und hin und wieder sah man in weiter Ferne die Hochebene sich dunstig hinausdehnen. Doch lief noch viel Wasser bergab und es bedurfte jedenfalls noch einer gründlichen Einkehr, eh' der Wagen sie erreichte. Gebirgsfernsichten sind betrügerische Dinge und in dem erfahrenen und verdrießlichen Gesicht des Fuhrmanns stand zu lesen, daß selbst bis zu dem alten Thurmgemäuer, das einmal drüben im Grund auftauchte und sofort wieder verschwand, noch trostlose Stunden hinkriechen würden. Doch vor seinem geistigen Auge stand es mit erfrischender Lebendigkeit. Er sah das alte schindeldachige Nest unter dem Thurm, als ob er schon durch den Thorbogen, auf dessen Mauerwerk das Gras für die Ziegen des

Nachtwächters sproßte, einführe. Die schroffen Bergnasen streckten sich überall auch in die holprichten Gassen hinein, doch in respectvollerer Entfernung, und sie ließen dem Städtchen wenigstens so viel Platz, seine langgestreckten Extremitäten mit einem anständigen laubfroschgrünen Kleide zu umwickeln. Unwillkürlich schnalzte er mit der Zunge — im Geiste stolperte er an dem hohen Giebelhaus mit dem messingenen Bärenkopf an der Thür, der eine Schlange im Maul hielt, und mit dem Portal aus kunstvoll durchbrochenem Eisenwerk vorüber, über dem ein metallenes Kleeblatt und drunter ein unverständlicher Satz in der Sprache stand, in welcher der Pfarrer die Messe las. Aber nur ein flüchtiger Blick des Durstes fiel darauf, der Wagen drehte ein halb Dutzend Mal noch die Speichen und hielt gegenüber vor einem etwas weniger reputabel aussehenden, allein durch die herausquellenden Gerüche dafür noch anlockenderen Hause still. Die Gäule standen von selbst und wieherten: „Bis hierher heut' und nicht weiter!“ Freilich, in letzter Instanz war die Inschrift über dieser Thür fast noch weniger begreiflich, aber dafür war sie lesbar, deutsch mit fußlangen rothen Buchstaben auf grünem Schild, allerdings auch schon etwas verwittert, und hieß: „Zum krummen Schenkel.“

Warum „Zum krummen Schenkel?“ Weil die absonderliche und ungewöhnliche Straßenkrümmung, an welcher der Gasthof lag, für ein einbildungsbegabtes Gemüth ungefähr diese Form darbot? Oder weil die Gänse und Enten, die von der Gasse durch den Flur in den Hof und vice versa ungestört lustwatschelten, sich durch naturberechtigte, aber allerdings potenzirt verbogene Fortbewegungsorgane auszeichneten? Oder weil der Gemeinderath, Stadtmusikus und Todtenbeschauer Constantin Zwergel den „Krummen Schenkel“ zu seinem Hauptquartier erwählt hatte und wenn er hineinging die Sonne, und wenn er herauskam der Mond eine vollendet elliptische Glanzscheibe zwischen seinen Schenkeln durch auf das insofern noch stärker als er gehöckerte Pflaster warf, als seine Breitseite sich nur einer einzigen derartigen Erhebung zu rühmen vermochte?

Niemand wußte es, selbst Herr Dankmar Rumpelmeier, dem sein pädagogischer Beruf Alles zu wissen auferlegte, nicht, und Niemand kümmerte sich auch darum. Was Jedermann wußte, war, daß er die rothen Buchstaben auf dem grünen Schildgrunde schon als Kind gerad' ebenso gesehen, und diese unbestimmte Zeitangabe reichte bei Manchen bis ins zweite Drittel des vorigen Jahrhunderts hinein, als man noch nicht an die erste französische Revolution, Robespierre und Napoleon, geschweige denn an die zweite, Polignac und den kleinen Thiers dachte, mit dem Herr Rumpelmeier nach einem ihm zu Händen gekommenen Holzschnitt eine ihn selbst immer wieder überraschende, natürlich aber rein zufällige Aehnlichkeit zu haben behauptete. In Paris hätte diese muthmaßlich ihm zur Ehre gereicht, hier indeß mußte sie jedenfalls Herrn Thiers mehr schmeicheln, da er dadurch — wenn der Holzschnitt nicht log — bei einer etwaigen Hierherkunft des Vorzugs genoß, mit dem gelehrtesten, abgrundtiefsten, aus allen Disputationen als Sieger hervorgehenden Einwohner des Ortes, dem Stolze seiner Vaterstadt, verwechselt zu werden, dem es selbst von seinen altconservativen Landsleuten nicht verdacht wurde, daß er statt im „Krummen Schenkel“ in dem vornehmeren „Kleeblatt“ mit der hochgelehrten Inschrift über der Thür tagte oder nächtete. Bei allem gebotenen Respect jedoch vor der geistigen Sphäre des „Kleeblatts“ ließ sich selbst die Mehrzahl der erwähnten ältesten Kinder darin nicht beirren, daß seit dem ersten Trunk, den sie im „Krummen Schenkel“ gethan, die Vortrefflichkeit seines Ausschanks sich nicht verschlechtert, die Größe seiner Leberknödel sich nicht verringert und die Weite seines Tanzsaals, in welchem fast Alle zum ersten Mal in ihrem Leben einen weiblichen Gegenstand an ihrem Arm geschwenkt, sich nicht verengert habe. Daß solche Vorzüge wohl geeignet waren, die bewährte Treue der Stammgäste mit einer gewissen Bitterkeit auf die Neuerer, die das vielleicht erst seit dem Beginn des Jahrhunderts als Gasthaus fungirende „Kleeblatt“ besuchten, blicken zu lassen, war begreiflich, und ebenso, daß in Anlehnung an die augenblicklich weltbewegenden Ereignisse die Letzteren den Ersteren mehr und mehr als sich höher dünkende, verrottete Geburts-

oder Geldaristokraten erschienen, diese dagegen jenen von Tag zu Tag stärker als eine durch den momentanen Erfolg übermüthig gewordene und mit nivellirenden Absichten ganz nach dem Regiment strebende Bourgeoisie verdächtig wurden. Zuckte jedoch auch das „Kleeblatt“ geringschätzig die Achsel darüber, daß der „Krumme Schenkel“ sich im unbestrittenen Vollbesitz jeder bürgerlichen Außergewöhnlichkeit befand, daß keine Hochzeit, Kindtaufe oder Begräbnißlustigkeit an ihm vorüberging, so war es dagegen schwerer zu verwinden, daß er sich bis zum heutigen Tage noch obendrein einer gewissen staatlich-officiellen Anerkennung rühmen konnte. Diese aber bestand darin, daß auch die wichtigste, allmonatlich nur einmal eintretende Begebenheit des Ortes sich ebenfalls aufs innigste an den „Krummen Schenkel“ knüpfte, insofern die aus Italien und dem Orient — Herr Dankmar Rumpelmeier sagte selbst aus Persien und Hinterindien — kommende Ueberlandpost bei ihm einkehrte, übernachtete und ihre Passagiere in seinen altmodisch eingerichteten Zimmern beherbergen ließ.

* * *

Die vom Lande Italien kommende, sogenannte große Heerstraße, auf der möglicherweise dereinstmals schon Hannibal und die Ostgothen, sicherlich aber zu unterschiedlichen Malen die Reichsheere der glaubens- und lombardeibegeisterten Kaiser Deutschlands gratis das dankenswerthe Geschäft übernommen hatten, das heutige Staaten und Communen mit schwerem Pflastergelde bezahlen müssen — dieser altehrwürdige, mehr seiner Absicht als seiner Ausführung nach zu preisende und mehr in der Theorie als in der Praxis seinen Namen verdienende Communicationsweg zwischen der Gerste des Nordens und den Orangen des Südens mündete direct auf die Frontseite des „Krummen Schenkels“ zu. Und just neben diesem stieß in dem angegebenen sphärischen Kniewinkel ein anderer schmalerer Weg — Vicinalweg nannte ihn der Ortsgelehrte Dankmar Rumpelmeier — in die große, historische Alpenstraße hinein.

Dieser andere, bedeutungslosere Weg zog sich eine kleine Weile durch grünes Krautland ostwärts und dann in der nämlichen Richtung weiter über einen gestreckten kahlen Vorhügel, auf dem man ihn noch deutlich vom Städtchen aus gewahrte, ins Hochgebirge hinein. Er nahm seinen ferneren Verlauf durch einige nicht mehr sichtbare, als im Besitz absonders fetter Almen renommirte Dörfer und verlor sich alsdann an irgend einer durchaus gleichgültigen Stelle in Urwaldstannicht, Felsgeklüfte und höchst zweckloser Wildniß.

Ueber den kahlen Vorhügel aber kam jetzt, um die siebente Abendstunde dieses heißen Julitags, gerad' wie von der italischen Straße, ebenfalls ein Wagen. Er unterschied sich nur dadurch, daß er keiner Post, oder sonstigen staatlich-lobenswerthen Organisation angehörte, dafür jedoch stand er, wenigstens momentan, im Dienste eines viel älteren Regenten, als irgend ein Reich Europa's sich des Alterthums der Abstammung seiner erlauchten Beherrscher zu rühmen vermochte. Dieser Regent hatte nämlich schon einige Hunderttausende oder Millionen von Jahren lang, ehe der erste Mensch aus Drachenzähnen, Erdklößen oder Protoplasma erfunden wurde, seine Regierungskunst an verschiedenartigsten und höchst interessanten, leider indeß derzeit in Schlamm, Schiefer, Muschelkalk und Tertiärformationen vergrabenen Myriaden von Geschöpfen eingeübt, war jedoch in seinen Verwaltungsmaximen nie weiter gelangt, als daß er, wenn er mit seinen Unterthanen nichts mehr anzufangen wußte, einfach einen dicken Strich über die jeweilige Generation machte, d. h. ein wenig aufgelösten Urbrei, einen kleinen Miniaturocean oder eine hübsche Alpenlandschaft über sie schüttete und dann seine Beglückungstheorie wieder von neuem anfing. Mit einem Wort, der erlauchte Regent, der auf dem über den kahlen Vorberg herabkommenden Karrenwagen thronte, war der Tod und zwar augenblicklich in der Gestalt des reichen Butterbauern Gunzel Spechthuber, der nach dem Localbrauch in einem offenen, doch oben dicht mit Kränzen beladenen Sarge zum städtischen Kirchhof dahergefahren kam und nach der allgemeinen Annahme weder von dem Juliwegstaub noch von der Mittsommerhitze irgend etwas mehr zu leiden hatte.

Desto gründlicher hatte es offenbar dafür das trauernde Geleit, das schier auf

Kosten seiner Denkkraft ihn noch einmal des Vergnügens theilhaftig werden ließ, sich mehrere Stunden lang fast in der ganzen Honoratiorengesellschaft seines Dorfes zu bewegen, obwohl er, wiederum der allgemein verbreiteten Annahme gemäß, auch von dieser Ehre schon nicht mehr die leiseste Ahnung besaß. Es waren, den Knecht, der die Pferde am Zügel vorsichtig bergunter führte, eingeschlossen, just dreißig Leidtragende, Männer und Frauen, denen ohne Unterschied der Geschlechter der Schweiß von der Stirne troff. Zunächst hinter dem Wagen schritt die junge Wittwe, ganz schwarz, nur mit rothen Backen und einer gelben Citrone in der Hand, deren herber Inhalt bei solchem Anlaß vermuthlich symbolisch die Bitterkeit des statthabenden Schmerzes andeutet. Daß dieser übrigens nicht nur allegorisch, sondern auch in Wirklichkeit vorhanden sei, bewiesen die reichlichen Thränen der kinderlos Hinterbliebenen, die ihr von Schritt zu Schritt über die Backen träufelten und in Ermanglung aller vom Himmel kommenden Niederschläge einen schwachen Versuch machten, den formidablen Staub zu Gunsten der Nachschreitenden um ein Minimum zu dämpfen. Das Einzige, was in leisem Contrast zu der unverkennbaren schweren Trübniß der jungen Wittfrau stand, war die erwähnte Gesichtsfarbe unter ihren Augen, doch am Ende scheitern an Zeitmangel selbst die Intentionen der erlauchtesten Regenten und da Gunzel Spechthuber erst heut' Morgen die Lider zugeschlossen hatte, um sie nicht wieder aufzumachen, so erschien es nicht nur verzeihlich, sondern auch physiologisch begründet, wenn das jugendliche Wangenincarnat seiner Ehefrau noch nicht Zeit gefunden hatte, seinem Beispiel ihm bei Lebzeiten sonst nicht eigenthümlicher Entschlußschnelligkeit nachzueifern.

Jedenfalls hatte er für diesen Weg das beste Theil damit erwählt. Nicht als ob dem Weg damit das Prädicat „gut" zugesprochen wäre, im Gegentheil, wenn das biblische Gleichniß nur halbwegs auf Glaubhaftigkeit Anspruch machen konnte, verdiente er direct in den Himmel zu führen. Dies schien nach den eifrig umher- oder vielmehr voraussuchenden Blicken auch ungefähr die ganze männliche Hälfte des Trauergefolges zu erwarten. Selbstverständlich befand sich auch unter der weiblichen Niemand, die nicht in der christlichen Ueberzeugung dahinschritt, den verewigten Gunzel Spechthuber direct in den Himmel zu geleiten, aber die männliche spähte doch unverkennbar achtsamer nach der erstrebten, zielbildenden Localität aus. Die Sonne erschwerte dies ungemein, denn sie stand noch über dem höchsten westlichen Felsgrat und erquickte das Gesicht, das sich ihr unter der Hutkrämpe entgegenhob, wie durch ein leises Tupfen mit glühendem Eisen. Dennoch wagte sich jetzt ein opfermuthiger Blick gegen ihre höllischen Abschreckungsversuche auf und ward reichlich dafür belohnt, denn unmittelbar darauf rief der darunter sich befindliche Mund hörbar gekräftigt, zwar nicht: „Da ist der Himmel!" sondern: „Da ist der Krumme Schenkel!" aber dies war offenbar nur eine provinzielle Bezeichnung für jenen und der unsern davon belegene Friedhof darunter gemeint, der — wiederum nach der allgemein verbreiteten Annahme — gleichsam wie ein Einfahrtsstollen den Zugang zu den Grotten- und Glimmerwundern der himmlischen Krystallwölbung darstellt.

Die Frauen schluchzten kräftiger, die Männer intonirten einen auf näselnden Tönen die Seele nach aufwärts beflügelnden Leichengesang und der traurige Zug bewegte sich feierlich aber doch eiliger den Schindeldächern des Städtchens entgegen.

* * *

„Utinam hac in domo semper floreat trifolium."

Also lautete in goldenen Buchstaben der goldene Spruch, der unter dem ehemals auch goldenen, jetzt in unbestimmter metallischer Mischfarbe spielenden Kleeblatte prangte.

Welches Trifolium war gemeint? „Liebe, Eintracht und Redlichkeit", erklärte es Herr Dankmar Rumpelmeier, magister et etymologista loci. Der Rattenmüller dagegen war der Ansicht, es sei ein Wunsch, der sich auf das stete Gedeihen des Rind-, Feder- und Borstenviehs im Hause beziehe, während der Mohrenbleicher einfach dafür hielt, es sei einmal an der Stelle des Hauses ein besonders vortreffliches Kleefeld gewesen, das seinen Besitzer so

vermöglich gemacht, sich dies Gebäude drauf setzen lassen zu können, und deshalb habe er das Blatt über der Thür angebracht mit dem begreiflichen Wunsch, der Klee, d. h. sein Vermögen möge auch in dem Hause fortblühen, wie er es zuvor gethan, ehe dasselbe auf dem Platze stand.

„Bene et non sine acumine ingenii dixisti!" pflegte der Ortsgelehrte diesem Erklärungsmodus gegenüber zu erwiedern. „Es ist schade um Eure natürliche Begabung, Herr Lampart! Wenn Ihr Euch denen subtilen Wissenschaften gewidmet hättet, so würdet Ihr bei Euren Anlagen —"

„Uns die Mohren nicht nur weiß, sondern gleich gelb gebleicht haben," fiel der Rattenmüller ein.

„Jeder nach seiner Couleur, Rattenmüller," meinte der Belobte. „Ihr mahlt uns dafür die Sägespäne weiß."

„Wenn Ihr Eure Wahrhaftigkeitsliebe in Säcke blasen würdet, Nachbar Lampart, jedes Wort von euch blähte einen Sack auf."

„Die Blähung wäre nicht so schlimm, Rattenmüller, als Euer Mehl sie Tag für Tag in unserm Gedärm anstellt."

„Prosit, ihr Herren!" sagte Dankmar Rumpelmeier, „utinam hac in domo semper floreat trifolium!"

* * *

Als das stattliche Haus mit dem Bärenkopf, der die Schlange als Thürgriff im Maul trug, gebaut wurde, hatte man an dies Trifolium allerdings noch nicht gedacht, selbst die respectiven Mütter, Großmütter und Urgroßmütter desselben noch nicht, doch für die Gegenwart bildete es unzweifelhaft die einleuchtendste etymologische Erklärung. Man hieß die drei auch nach ihrem Lieblingsaufenthalt schlechtweg im Ort „das Kleeblatt" und mühte sich nicht weiter mit scharfsinnigen Untersuchungen über Ursprung und Namen des Hauses ab. Ein Haus von ungewöhnlicher alterthümlicher Schönheit war's und es stand wie ein mittelalterliches Schatzkästlein unter seiner Umgebung. Ein Giebel so zierlich und anmuthsvoll zur goldenen Weltkugel, die ihn krönte, hinaufstrebend, als hätten nicht Maurerhände mit Mörtel und Stein, sondern der Meißel eines Bildhauers seine Linien gegen den Himmel abgezeichnet. Allerlei Zierrath daran und darauf, Thierfratzen und Mönchsgesichter, als hätte das fünfzehnte Jahrhundert sie für Complemente des nämlichen Gedankens gehalten. Um die Fenster, deren Zahl aufwärts sich mit jedem Giebeleinschnitt um eins verminderte, rankte sich Frührenaissance mit steinernem Blattwerk; wie eine Blume wuchs das Haus aus breitem Kelch empor, und kein Fremder, der durch das Städtchen des Wegs kam, ging vorüber ohne stehen zu bleiben und erfreut hinanzusehen. Uebrigens brauchten diese nicht ausschließlich architektonische Bewunderer zu sein, auch Blumenliebhaber konnten ihre Rechnung dabei finden. Besonders ein Fenster, freilich ziemlich hoch oben, zeichnete sich in dieser Richtung aus. Es stand, mindestens in der guten Jahreszeit, den ganzen Tag schon von erster Sonnenfrühe an geöffnet und sein steinernes Blattwerk war in zierlichstem Pleonasmus noch einmal rundumher von grünem Rankenlaub übersponnen, zwischen dem rothe und violette, gelbe und blaue Blumenaugen hervornickten und blickten. Sie flimmerten wie Sterne im Mittagssonnenschein, oder bewegten sich leis' durch einander schwankend im Wind. Aber am eigenthümlichsten erschienen sie in einer silberweißen Vollmondsnacht, wenn sich plötzlich das bunte Gitterwerk zertheilte und wie aus einem Märchen ein wunderliebes, schmales, weißes Gesichtchen mit stummen Augen auf die schweigsame Straße hinabguckte.

Dies Gesicht gehörte der kleinen Hausdemoiselle, wie Dankmar Rumpelmeier sie graziös benannte, Gertrud Morelli, der Tochter des Besitzers des „Kleeblatts", Herrn Jakob Morelli. Vor- und Nachnamen Beider klangen etwas verwunderlich zusammen und der letztere ließ bei Sachverständigen keinen Zweifel darüber, daß er einmal jenseits der Berge seinen Ursprung genommen haben müsse. Doch wann und ob dies wirklich geschehen, wußte Niemand und Jakob Morelli am wenigsten. Seine Sprache verrieth es so wenig als sein Gesicht, und sein Gedächtniß reichte grad' so weit hinauf, um constatiren zu können, daß Sprache und Gesicht seines Urgroßvaters es ebenfalls nicht gethan. „Und dennoch, Signor Morelli," sagte

Herr Dankmar Rumpelmeier, „legen Sie in Ihrer eignen Familie das bewunderungswürdigste Zeugniß für die Ausdauer der gütigen Natur ab. Es ist nicht zu leugnen, daß Demoiselle Gertrud blaue Augen, wir können sagen vergißmeinnichtblaue Augen hat, durchaus nicht. Doch, werther Signor, wollen Sie etwa leugnen, daß sie daneben so schwarzbraunes Haar besitzt, wie nur der Name Morelli es auszudrücken vermag? Woher stammt dieses? Besaß Ihre verewigte Gattin, Ihre Frau Mutter oder deren Erzeugerin ein ähnliches? Nein, wir wissen es aus Autopsie, keine! Und dennoch dieses Phänomen! Es ist ein Triumph der Natur, Signor Morelli; und ich schätze Sie glücklich, daß er sich in Ihrer Familie vollzieht."

Der Wirth zum „Kleeblatt" rieb sich mit der Handfläche sein breites Unterkinn. „Ich wollt' lieber, das Mädel hätt' etwas mehr Geschick für eine deutsche Wirthschaft, Herr Magister, da könnt' sie meinethalb mit flachsgelbem Haar und schwarzen Augen herumlaufen."

„Sie versündigen sich an der Schönheit Ihrer Demoiselle Tochter, Signor Morelli," antwortete Herr Dankmar Rumpelmeier. „Wer kommt ihr gleich im Oriente und im Occidente? Sie hat einen anderen Beruf, die gütige Natur hat eine andere Absicht mit ihr gehegt. Man lasse sie! Ihr Haus ist ein Schatzkästlein, werther Signor, aber die Perle, die es einschließt, ist köstlicher denn es selbst. Wissen Sie, daß die Kaiserin Katharina, die erste ihres Namens im Russenlande, die Tochter eines leibeigenen Bauern gewesen? Und die Jugendgeliebte des großen Königs Ludwig des Vierzehnten, die zur Königin zu erheben er nur durch historisch-politische Complicationen, deren Erörterung zu weit führen würde, verhindert ward, hieß Maria Mancini. Es gehen aber Dinge in Frankreich gegenwärtig vor, Signor Morelli — Dinge, die mit manchen anderen Dingen weltgeschichtliche Aehnlichkeit haben, wie man sagt, daß ich sie mit Herrn Thiers besitze, und die mich wohl veranlassen können, Ihnen den Rath zu ertheilen, Ihre Demoiselle Tochter ganz in dem Thun und Treiben zu belassen, das die gütige Natur ihr vielleicht in Uebereinstimmung mit einer historischen Mission vorgeschrieben. Nur ein Ignorant vermöchte abzuleugnen, daß zwischen der Lilie im Wappen des Hauses Bourbon und dem Trifolium, welches das alte Wahrzeichen Ihres Hauses bildet, eine Aehnlichkeit, eine auffällige Aehnlichkeit besteht —"

Jakob Morelli sah scheu auf seine Tochter, die gerade von der Treppe herabgehüpft kam und freundlich: „Guten Morgen, Herr Magister!" rief.

„Guten Morgen, Demoiselle!" antwortete Herr Dankmar Rumpelmeier mit einer Verbeugung.

„Schon wieder —?" Ihr Blick streifte schelmisch über die Wanduhr auf dem Flur und dann über die Thür des Schenkzimmers.

„Es gehen Dinge drüben vor, Demoiselle," erwiederte er ernst, „die erfordern, daß ein Mann jederzeit auf dem Platze sei, daß Jeder" — und er warf einen bedeutungsvollen Blick auf das eben jungfräulich herangewachsene Mädchen — „sich der Aufgabe bewußt sei, welche die gütige Natur ihm vielleicht in wundersamem Rathschluß zugedacht. — Ich bitte um einen Schoppen rothen Veltliner, Signor Morelli."

Der Genannte hatte sich das Kinn noch bedenklicher als zuvor gestrichen und es schien fast, als ob er den gebotenen Anlaß freudig benutze, aus der Nähe seiner in riesiger Perspective vor ihm aufsteigenden Tochter zu entkommen. Diese drehte sich bei den letzten Worten des Schullehrers hastig um und flog, als ob sie etwas vergessen, die Treppe wieder bis in ihre Blumenkammer hinauf. Doch sie that dort nichts, gar nichts, als daß sie einmal verstohlen durch das Rankengewebe nach dem „Krummen Schenkel" hinüberlugte und dann ihre beiden kleinen Hände fest an ihre rothen Wangen preßte, die von dem hurtigen Lauf außerordentlich in Gluth gerathen schienen.

Was dachte Gertrud Morelli über den Sinn des fragwürdigen, so viel Kopfzerbrechen veranlassenden Spruches: „Utinam hac in domo semper floreat trifolium"?

Wenigstens sah sie in diesem Augenblick so nachdenklich aus, als könne auch ihre Gedanken nichts Anderes als dies große Problem ihres Heimathhauses beschäftigen. Allein wenn sie es that, war es offenbar nicht der Kopf, den sie sich darüber zer-

brach, denn sie zog jetzt die Hände von diesem, als keiner Stütze mehr bedürftig, fort und verschränkte sie so eilfertig und heftig dicht unter ihrer Brust auf der nach links geneigten Seite, als ob dort etwas durch den Deutungsversuch der mystischen Inschrift so bedenklich afficirt werde, daß es eines kräftigen Gegenhaltes nicht zu entrathen vermöge.

* * *

Trotzdem die Sonne nach dem Kalender die Absicht hatte, noch eine halbe Stunde lang in Gertrud Morelli's grünes Fenstergitter zu blinzeln, ehe sie sich nach ihrem Julibrauch hinter den Doppelhörnern des Ochsenkopfes verabschiedete, so klang heut' doch die Schwanengasse schon seit geraumer Zeit von Geigen-, Flöten- und indefinirbaren Musiktönen aller Art. Diese stammten nicht aus der nur halboffenen Thür des „Kleeblatts", sondern sie entquollen den weitgeöffneten Fenstern des im Erdgeschoß befindlichen Tanzsaals des „Krummen Schenkels", in welchem der Stadtmusikus, Gemeinderath und Todtenbeschauer Constantin Zwergel bereits beschäftigt war, unter solenner Mitwirkung des ihm unterstehenden Orchesters fast sämmtliche Honoratioren- und Honoratiorinnen-Beine des Ortes in wirbelnde Bewegung zu versetzen. Schon eine Stunde lang schlug er ebenso unermüdlich mit dem ihm aus Stadtmitteln bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums verehrten halb aus Ebenholz und halb aus Elfenbein angefertigten Tactstocke, wie draußen die nicht zum Feste geladenen Köpfe sich unermüdlich an die offenen Fenster drängten, um einen Blick auf die Herrlichkeit drinnen, vor allem auf das Kind wohlangesehener und ehrbarer Eltern, das dort heut Abend seinen Hochzeitstanz hielt, zu erhaschen. Es war ein lustiges Getriebe im „Krummen Schenkel" wie davor, denn auch nach außen floß mancher Schoppen und selbst die Hunde sammelten sich nicht ohne berechtigte Neugier und witterten in die der Küche verheißungsvoll entquillenden Düfte hinein. Nur Constantin Zwergel rann der Schweiß von beiden Schläfen, denn die Beine des Brautkindes ehrbarer Eltern hielten es trotz seinem Tactstocke mit ihm aus und schienen sich die nicht ganz überflüssige Aufgabe gestellt zu haben, das von ihnen getragene Gewicht vor seinem reellen Eintritt in die Ehe noch um einige Pfunde zu verringern.

Geigen und Clarinetten — jetzt plötzlich mischte sich eine andere musikalische Aeußerung hinein. Es war Gesang und zwar ein choralmäßiger, näselnder Gesang, der vor der Thorgasse her um die Ecke scholl. Noch einige Secunden und an der Spitze der Leidtragenden erschien in seinem schwarzen, zur letzten Erdenfeierlichkeit angelegten Galavehikel Gunzel Spechthuber und hielt, ganz seinen bei Lebzeiten nie versäumten Bräuchen gemäß, pünktlich vor der Thür des „Krummen Schenkels" an.

„Ecce," sagte Herr Dankmar Rumpelmeier, durch das Fenster des „Kleeblatts" auf den betrübsamen Zug hinüberdeutend, „cita mors ruit! Eines Kindleins Geburt, die Vermählung einer Jungfrau und das Abscheiden eines Mannes in selbiger Stunde. Es ergreift das schlichte Gemüth, das nicht durch Betrachtung der großen Weltläufte wider die Gegensätze des alltäglichen Lebens gestählt ist. Und dennoch, ihr Herren, wie geringfügig erscheint es, wenn man in jedem Momente das innere Auge hinausgelenkt hält auf die gewaltige Katastrophe, die sich dem Eingeweihten verständlich jetzt nur drüben noch vollzieht, aber Millionen, vielleicht uns alle, unbeachtet unter die zermalmenden Räder der Weltgeschichte hinabzureißen bestimmt ist. Wer da sagen könnte, was in diesem Augenblicke, in dem wir Freudenhymnen anstimmen und Trauergesang erheben, zu Paris geschieht — zu Paris, meine Herren —"

Der Sprecher leerte, tiefsinnig den Kopf schüttelnd, sein Glas, und schwieg, denn die von ihm interpellirten Mitglieder des Trifoliums waren aufgestanden und betrachteten neugierig den sich gegenüber vollziehenden Vorgang.

„'S ist ein verfluchter Kerl, der Spechthuber," brummte der Rattenmüller, „ich bin alleweil überzeugt, es ist sein letztes Wort gewesen, daß man ihn im „Krummen Schenkel" 'nausfaufen sollt. Na, der Will' von einem Todten ist heilig und sie werden schon sorgen, daß er nicht mit 'nem letzten Aerger davongeht. Haben die's 'mal gut nach derer Hitz' — der erste Schoppen sitzt schon drunten."

Vier von den Leidtragenden waren um den Sarg postirt geblieben und die übrigen ins Haus eingetreten, von wo sie den ersteren Getränke herausbrachten. Einige Minuten hatte die an den Fenstern gaffende Menge sich wie ein abfallender Bienenschwarm von der Wand losgemacht und den momentan noch interessanteren Katafalk des verewigten Spechthuber umdrängt; ihre Finger hatten das schwarze Gebälk befühlt und die Hunde es beschnüffelt, dann war die Sache in ihrer ihr eigenthümlichen Unveränderlichkeit schnell veraltet, der Schwarm klebte wieder an den Fenstern, die Hunde lungerten nach Knochen umher und die vereinzelten Posten um den Wagen reichten mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit das voll empfangene Glas leer wieder zurück. Drinnen ging die Musik weiter, der Boden dröhnte, Braut und Bräutigam keuchten und Constantin Zwergel tactirte und schwitzte. Was hatten die Lebendigen mit den Todten zu thun? Sie verlangten nichts von ihnen — Leben und Sterben, es hat jedes seine Zeit, sagt der Psalmist. Sie waren mithin in ihrem Recht, wenn sie der Ansicht huldigten, daß der Todte auch nichts von ihnen zu verlangen habe.

In ein an den Tanzsaal stoßendes Nebengemach hatte der weibliche Theil des Trauergefolges die Frau des Verstorbenen geleitet. So lange die junge Wittwe mit der Citrone in der Hand auf dem Flur an der gaffenden Menge vorüberschritt, hielt sie sich noch aufrecht, doch dann brach sie vor Ermüdung, Erschöpfung und Trostlosigkeit in einem alten Lehnstuhl zusammen. Die guten Frauen drängten sich tröstend um sie und beredeten sie, eine Stärkung zu sich zu nehmen, da der Weg zum Kirchhof noch ziemlich beträchtlich sei, allein sie schüttelte stumm den Kopf, und die Trostspenderinnen mußten sich abkehren, um sich nicht durch die Erfrischungen, die sie ihrem immerhin in berechtigter Weise geringeren Schmerz angedeihen ließen, in ein theilnahmloses Licht zu stellen. Endlich trat eine bewegten Gesichtes mit einer von ihr mit eigner Hand mit Butter bestrichenen Brotschnitte auf die Regungslose zu und sagte schluchzend:

„Die Butter hat Euer Seliger noch hier ins Haus geliefert, Waldburg. Ich weiß, sie stammt von seiner Lieblingskuh, Ihr wißt, der schwarzen, die ihm einmal zwei Rippen mit ihren Hörnern eingestoßen hatte —"

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter. Die junge Wittwe sah auf und nickte schwermüthig: „Ja, und todtgeprügelt hätt' er sie, wenn ich nicht dazu gekommen wär'. Ach mein Heiland, und nun ist er todt und die Kuh lebt noch! Und von ihr ist die Butter und er aß sie so gern!"

Die Thränen stürzten ihr nun entfesselt über die rothen Backen und sie biß mit den weißen Zähnen zur Erinnerung kummervoll in die Butterschnitte hinein.

* * *

Auf dem Gilgenberg, der sich am Nordrande der Stadt zu mäßiger Felsenanhöhe über den letzten Häusern emporhob, lag noch ein Sonnenblick und beschien allerhand mittelalterliches Gerümpel, das dort, wie von der Zeit aus der Hand gesetzt, ein vergessenes Stillleben führte. Herabgepurzelte und noch aufrecht stehende Mauerreste, dazwischen die verdienstlichen Hersteller des chaotischen Wirrwarrs, kalkweiße Steinkugeln in allen möglichen Formaten, aus Gott weiß was für „großen Schlangen", „Basilisken" oder sonst einstmals weltberühmten Feuerschlünden aller möglichen Kriege hier emsig zusammengetragen. Sie sahen aus, als ob ihrer Zeit auch sie an den Pocken theilnehmen gedurft, oder als ob irgend ein vorsündfluthliches Ungethüm sie für Knochen angesehen und sich die Zähne dran stumpf genagt hätte; breite Lattigblätter und Wegwart lagerten sich drüber, auch stachlichtes Geranke, zwischen dem sich Gewürm ringelte, fehlte nicht und der obligatorische Epheu ebensowenig. Er war sogar stark an der Ost- und Nordseite des plumpen viereckigen Thurms vertreten, der aus der Mitte der ganzen Verkommenheit aufstieg und sich dem Sach- und Fachkundigen durch seine Bauart als einer der „Lombardenthürme" documentirte, die vielfach in den nördlichen Alpenthälern die Grenze anzeigen, bis wohin diese liebenswürdige Völkerschaft einstmals ihre kleinen Reise- und Raubabenteuer auszudehnen für gut befunden. Bei Gelegenheit eines solchen mochte auch der dunkle Ahnherr des Hanses Morelli — sowie derjenige des Herrn

Lampart, das nach Dankmar Rumpelmeier's Etymologik aus nichts Anderem als dem Wort: „Lombarde“ corrumpirt worden — hierher und, da es damals noch keine Posten gab, nicht wieder an den heimathlichen Po zurückgelangt sein. Vielleicht indeß hatten auch andere Verhältnisse dazu mitgewirkt, eins jener Verhältnisse par excellence, dem das Haus Morelli sein heutiges Nochbestehen verdankte, denn wie, Homer und andern leichtfertigen Poeten zufolge, die alten Heidengötter gern nach den Töchtern der Menschen sahen, so thaten die etwas zu heißblütigen Südländer es auch ab und zu nach den etwas zu kaltblütigen Nordländerinnen, bis durch längere Ausgleichung der beiden Extreme schließlich jene treffliche Mischung daraus hervorging, als deren allerliebstes und bewundernswerthestes Beispiel das Städtchen gegenwärtig das Jungfräulein Gertrud Morelli aufzuweisen hatte.

Der Gilgenberg bot eine außerordentlich anmuthige Aussicht auf den ihm zu Füßen liegenden Ort und das ganze Thal, und dies war offenbar der Grund, weshalb der junge Herr Gerwin Schallböck, obwohl erst am Mittag nach langer Abwesenheit in seiner Vaterstadt eingetroffen, sich bereits um diese späte Nachmittagsstunde desselbigen Tages droben neben dem alten Lombardenthurm befand. Er hätte den Weg hinauf sicherlich nicht allein zu machen gebraucht, wenn seine alten Freunde und Bekannten schon von dem Ereigniß seiner Rückkunft unterrichtet gewesen wären, allein er hatte diese Mittheilung für heut' durchaus unterlassen, sich nur einige naturgemäß sehr redselige Stunden in den Privatzimmern Herrn Schallböck's senior, seines Vaters und Besitzers des „Krummen Schenkels“, aufgehalten und stand nun mutterseelenallein oben auf dem Gilgenberg und sah mit seinen jungen Augen beweglich und doch wieder nachdenklich auf die grauen und braunen Dächer hinunter.

Seine Mutter hatte ganz Recht gehabt, als sie bei seinem Anblick höchlichst verwundert die Hände über ihrem gutmüthigen grauen Kopf zusammengeschlagen und zweimal hinter einander gerufen hatte: „Bist du es wirklich, Gerwin!?“ Denn er hatte sich in der That sehr verändert. Nicht zu seinem Nachtheil; aus dem hübschen, zartgesichtigen Knaben war ein schöner und kräftiger Mann geworden, der wohl im großen und ganzen die alten Züge bewahrt hatte, denen jedoch ein zwischen Blond und Dunkel in richtiger Mitte stehender Bart an Kinn und Lippe einen ganz anderen Ausdruck lieh. War er auch etwas brauner von Gesichtsfarbe geworden? Seine Mutter meinte, ein wenig, doch nicht viel, allein Gertrud Morelli fand es entschieden, als sie zufällig gerade durch ihr Rankengitter in dem Moment auf die Straße blickte, wie er aus der Thür des „Krummen Schenkels“ trat, um seine Wanderung auf den Gilgenberg zu unternehmen. Sie fand jedoch zugleich, daß es ihm durchaus nicht schlecht stehe, und das that es auch keineswegs. Seine hellen Augen bekamen dadurch etwas eigenthümlich Glänzendes, was freilich die zufällige, den Vergleich anstellende Beobachterin nicht wahrzunehmen vermochte, da er diese Augen nicht zu ihrem Fenster emporhob. Desto eifriger glitten sie jetzt droben über Alles hin und die Lippen secundirten ihnen, bald mit einem kurzen, vergnügten Auflachen, bald mit lauten Worten, von denen nicht zu besorgen war, daß die pockennarbigen Kanonenkugeln sie aufnotiren und weiterverbreiten würden.

„Ma foi!“ sagten sie, „da wären wir nicht nur wieder en Allemagne, sondern in dem alten Nest obendrein! Kein Dachziegel hat sich dran verändert und an den Menschen werden es die sprichwörtlichen Haare auch nicht gethan haben, obwohl gerade sie sonst am meisten Neigung dafür zu zeigen pflegen. Aber die alten Burschen sind bei Zeiten für die Wahrhaftigkeit des Sprichworts besorgt und schaffen sich eine durable Perrücke an. Kann ich wirklich jeden Augenblick, wann's mir beliebt, Dankmar Rumpelmeier wiedersehen, wonach ich mich so oft im quartier latin gesehnt? Ein komischer Gedanke! Mir ist's manchmal gar nicht mehr gewesen, als ob ein leibhaftiges, zweibeiniges Geschöpf der Art existire, sondern als hätt' ich nur einmal so lebendig von einem alten, närrischen Holzschnitt geträumt, daß er mir noch bei wachen Sinnen vor den Augen herumläuft. Und doch höre ich ihn noch, als ständ' er da vor mir: „Der absonderliche Name Rumpelmeier, mein lieber Gerwin, stammt nicht von „Rum-

peln" etwa und dem häufig angetroffenen „Meier", sondern besagt, daß einer meiner väterlichen Vorfahren den Namen „Rumpold" geführt und entweder einen großen Meierhof inne gehabt, oder das Amt eines Major, eines Obersten des fürstlichen Hofes oder Hauses bekleidet habe. So leitet auch dein Name, mein lieber Gerwin, sich nicht der irrthümlichen und vulgären Anschauung gemäß, von Weinen, als allerdings einem edlen Gegenstande, ab, sondern „Win" bedeutet „Freund", und die gütige Natur hat demgemäß gewollt, daß du ein „Gerfreund" oder „Speerfreund" werdest, d. h. dich auszeichnest in den kriegerischen Verwicklungen, mit denen, deinem jugendlichen Alter heut' noch unbekannt, die welthistorischen Constellationen uns bedrohen."

Der junge Mann hatte Stimme und Sprechweise Herrn Dankmar Rumpelmeier's meisterlich copirt und lachte fröhlich auf:

„Nun, Gott weiß, es ist kein Achill und kein Shakespeare bis heut' aus mir geworden und ich fürchte, die gelehrte Prophezeiung des Magisters wird auch bei der gegenwärtigen Auftheilung an der Seine nicht an mir in Erfüllung gehen. Sie mögen augenblicklich wieder ein schönes Geschrei drüben anstellen, die Herren Egalité, Fraternité und Liberté, und ich bin froh, daß ich statt ihrer wieder die solidere vaterländische Tricolore: Rattenmüller-Mohrenbleicher-Rumpelmeier vor mir habe. O, der Mohrenbleicher! Mit was für haushohen Lügen mag er seit vier Jahren seinem Namen Ehre gemacht haben! Und welche große historisch-politische Idee krabbelt wohl augenblicklich als Maus in den Hirnregistern des Magisters herum? Meiner Treu, es ist Unrecht, hier länger unter dem alten, maulfaulen Gerümpel zu hocken, ich spüre Hunger nach den alten, beredten Burschen, wie sie Durst nach dem rothen Veltliner Papa Morelli's!"

Er hatte sich in Bewegung gesetzt, den steilen Weg hinunterzuspringen, doch bei den letzten Worten hielt er nochmals inne und seine Augen schweiften noch einmal über die Stadt.

„Der ist's, der dritte rechts vom Kirchthurm ist der Giebel des „Kleeblatts", der sie sicher augenblicklich unter sich beherbergt" lächelte er: „Curios! Nun ist's mir doch auch wieder wie gestern, daß die Gertrud und ich die rothe Taschentuchsfahne auf ihm festgemacht, und wir hier saßen, um zu sehen, wie die Stadt sich mit dem neuen stolzen Banner ausnähme? Eheu, tempora fugacia! sagt Horaz. Pueri fuimus, puerilia tractavimus! Tacitis senescimus annis! Eine ganze Collection Rumpelmeier'scher Weisheit! Na, er wird nicht schweigend gealtert haben, und ich denke, meine Jahre vertragen es überhaupt noch!"

Und er hüpfte zum Beweis den steilen Abhang mit einer Waghalsigkeit hinunter, über die selbst der alte, vielerfahrene Lombardenthurm seine grauen, für die ästhetischen Anschauungen des Mittelalters charakteristischen Kopfauswüchse zu schütteln schien.

* * *

Der helle Sonnenreflex, der bisher von der breiten Schwanengasse in das braungetäfelte Erdgeschoßzimmer des „Kleeblatts" gefallen war, begann allmälig zu schwinden und sich in ein stahlgraues Uebergangslicht umzusetzen. Doch das ingewohnter Weise um kräftigen Eichenstammtisch versammelte Trifolium ward heute so wenig wie an irgend einem andern Tage von den Andeutungen dieses nicht nur allen Erdenvölkern sondern allen sonstigen planetarischen Bewohnern ebenfalls gemeinsamen Uhrapparats berührt. Sie saßen beim rothen Veltliner, und Lampart, der Nachbar und vermögliche Wursthändler, der sich in Privatkreisen zuweilen auch auf der Geige erging, richtete sich, nachdem er einige Prachtexemplare seines Fabricats zu gemeinsamem abendlichen Imbiß auf einen Teller gereiht hatte, auf einladender Schüssel einen frischduftigen Salat als Zukost an. Er verfuhr mit großer Genauigkeit in der Mischung, die seine Finger ausführten, und hatte aus diesem Grunde seit fast einer Minute nichts mehr auf die Invectiven des Rattenmüller's erwiedert. Jetzt streckte Dankmar Rumpelmeier die linke Hand aus und sie sanft und zurückhaltend auf den Arm des Salatbereitenden legend, sagte er:

„Wisset Ihr, Lampart, der Abstammung Eures Geschlechtes gemäß, was für vier Leute nach einem Sprichworte Italiens

dazu erforderlich sind, um einen tadelfreien Salat zu erzeugen?"

Der Gefragte schüttelte den Kopf. „Ich weiß nur, das drei just ausreichen, um ihn aufzuessen."

„Das Sprüchlein besagt," fuhr der Magister fort: „Ein Verschwender, der das Oel, und ein Geizhals, der Essig hinzugießt; alsdann ein Weiser, der Salz und Pfeffer abmißt, und zum Schlusse ein Mann, der das Ganze eine Viertelstunde lang umrührt."

„Ihr vergeßt einen Mohrenbleicher, Magister," setzte der Rattenmüller hinzu, „der es allein verzehrt und nachher schwört, wir fühlten noch das Prickeln davon auf der Zunge."

„Rattenmüller, Ihr seid ein Weiser," entgegnete der Wursthändler, „denn Ihr verfahrt so sparsam mit Eurem Salz, daß man nichts im Ohr davon spürt. Aber Constantin Zwergel ist noch weiser als Ihr."

„Cur, amice? Aus welchem Grunde?" fragte Dankmar Rumpelmeier.

„Nein, seine Weisheit steckt im Grunde und der Grund seiner Weisheit steckt im Gemeinderath. Ihr wißt, es ist verboten, den Stadtweg im Veitsgrunde zu betreten, aber es geschieht doch. Es ist auch verboten, die Wahrhaftigkeit seines Nebenmenschen zu verläumden, aber der Rattenmüller thut's ungestraft jeden Tag. Constantin Zwergel, der Gemeinderath, will jedoch nicht, daß das Erstere mehr ohne Strafe geschieht, und hat deshalb ein Placat an den Anfang des Wegs geschlagen, das folgendermaßen lautet: „Dieser Weg ist kein Weg; wer es aber doch thut, erhält sechs Gulden Strafe oder sechs Tage Gefängniß. Der Angeber erhält die Hälfte der Strafe als Belohnung."

Der Magister lachte und trank sein Glas leer. „Es ist erquicklich, ihr Herren, über die Tragik so ernster Zeit sich durch den Contrast unfreiwilliger Komik in kleinen Dingen hinwegtäuschen zu können. Wenn ich bedenke, was in diesem Augenblicke vielleicht zu Paris —"

„Hört, Lampart, wenn ich solche Strafe verdiene," fiel der Rattenmüller ein, „da bitte ich Euch, gleich selbst den Angeber zu spielen. Auf die Weise kriegt Ihr zur Belohnung doch einmal die Hälfte von Euren eignen Jagdgeschichten zu kosten und ich komme mit der andern frei."

„Da behandeltet Ihr Euer Princip einmal anders herum, Rattenmüller," versetzte der Salatmischer, der jetzt zu rühren begann, „denn Ihr pflegt sonst bekanntlich das Korn ganz zu nehmen und nur das Mehl halb wieder herauszugeben."

„Utinam semper hac in domo floreat trifolium!" rief Dankmar Rumpelmeier, sein Glas aufs Neue füllend.

„Quatrifolium, wenn es erlaubt ist," sagte eine vernügte Stimme von der Thürschwelle her. „Guten Abend, meine Herren!"

* * *

Es war schon etwas dämmerig in dem getäfelten Gemach und der Magister sah einen Moment ungewiß in das jugendliche Gesicht des Eintretenden. Dann stand er mit überraschten und erfreuten Zügen auf und rief:

„Ei, Herr Schallböck junior, nisi fallor? Herr Gerwin Schallböck! Zu den alten Freunden in der Heimath zurückgekommen? Habe noch kein Wort davon vernommen gehabt! Eine lange Zeit, vier Jahre oder fünf! Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Wir nicht so sehr, aber die Dinge in ihnen! Nehmen Sie Platz bei uns, Herr Schallböck! Was macht die Welt draußen? Fertig mit Ihrem Studium? Welches haben Sie doch noch gewählt? In der That, Sie hat die Zeit gewaltig verändert. Ein Jüngling geht fort und ein Mann kehrt zurück, den kaum der Blick von außen, doch der Gedanke im Innern nicht mehr erkennt."

Der junge Mann ließ den wohlmeinenden Fragensturm gutmüthig über sich ergehen. Er begrüßte, nicht ohne gewissen Stolz, die beiden andern Mitglieder des Trifoliums, zu denen er sonst nur scheu als ein unbeachteter Bube aufgeblickt, als gleichgestellter Gast des „Kleeblatts" und setzte sich an den Tisch. „Was mein Studium betrifft, Herr Magister," entgegnete er frohlaunig, „so hab' ich's aufgefischt, ich weiß nicht wie, und in meiner guten Vaterstadt wird — Sie ausgenommen — kaum Jemand wissen, was. Es ist etwas Neues, das uns besonders aus Frankreich gekommen, und nennt sich: Chemie."

„Chemica ars," lächelte Dankmar Rum-

pelmeier. „Ei, so unbewandert sind wir nicht in unserem Städtlein. Chemiae peritus war bereits Archimedes und der jüngere Plinius zeichnete sich in dieser Kunde aus. Doch welcherlei Wissenschaft, als Ihrem Lebenszwecke haben Sie sich zugewendet und was denken Sie zu beginnen?"

Gerwin Schallböck lächelte: „Sie haben ganz Recht, die Chemie des Archimedes und Plinius eine Kunde zu benennen, lieber Herr Magister, allein inzwischen — Sie sagen es ja selbst, die Zeiten ändern sich und die Chemiae periti haben es mit ihnen gethan — ist sie eine Wissenschaft geworden, was ich Ihnen am besten dadurch zu beweisen vermag, daß Sie in mir einen Doctor derselben oder wie man drüben sagt docteur en chimie vor sich sehen. Und wenn Sie mich fragen, was ich vorderhand zu beginnen beabsichtige, will ich es Ihnen ganz einfach beantworten: Ich gedenke nach München zu gehen und den Leuten dort zu helfen, besseres Bier zu brauen, als sie es bisher gethan."

Herr Dankmar Rumpelmeier rückte unwillig bei Seite und maß seinen jungen Nachbar mit einem seltsam prüfenden Blick. „Bier brauen?" wiederholte er in eigenthümlichem Tone. Humorem ex hordeo aut frumento in quandam vini similitudinem corruptum, wie Tacitus sagt? Sie belieben Scherz mit uns zu treiben, Herr Schallböck. Ein vir doctissimus?"

Sein Auge nahm einen etwas strengen, den unzeitigen Scherz strafenden Ausdruck an, doch Gerwin Schallböck erwiederte lachend: „Nun, ein anderes Gebräu als unsere Altvordern es aus Büffelhörnern und Elensschalen in ihre Kehlen schütteten, hoffe ich, wird's werden und Sie bekehren sich vielleicht selbst noch dazu, Herr Magister. Im übrigen giebt man in der Welt und besonders in Frankreich nicht viel mehr auf die viros doctissimos, wenn sie ihre Gelehrsamkeit nicht zu einem praktischen Zweck zu verwerthen wissen —"

„Wie kommen Sie auf Frankreich?" unterbrach der Magister ihn aufhorchend.

„Wiederum sehr einfach, weil ich direct von dort komme und mir mein Wissen und meine Anschauungen in Paris geholt habe."

Herr Dankmar Rumpelmeier griff nach seinem Glase, doch er trank nicht, sondern es schien, als ob er dasselbe als einen Gegenstand betrachtet habe, um sich sowohl psychisch wie physisch daran zu halten. Dann versetzte er, die Augen vor sich auf den Tisch heftend:

„So, so? Sie waren in Paris, Monsieur Gervain?"

„Vier Jahre lang, bis vor acht Tagen."

„Und kommen hierher zurück, um Bier —?"

„Zu brauen," ergänzte der junge Mann lachend, „d. h. nicht hier selbstverständlich, wo ich mich nur flüchtig aufhalten werde, sondern in der Residenz, die besseren Boden für meine Absichten besitzt."

„So?" wiederholte Dankmar Rumpelmeier. „Nun, selbstverständlich," und er schlug mit den Fingern einen leisen Tact auf die Tischkante, lehnte sich zurück und sah schweigsam ins Zwielicht zum Fenster hinaus.

Gerwin Schallböck war etwas verlegen. Er hatte von der Abneigung des alten Herrn gegen die Bierbrauerei keine Ahnung gehabt, oder glaubte dieser sich noch immer von seinem ehemaligen Zögling mystificirt? Jedenfalls erschien es als das Beste, so unbekümmert wie möglich von dem verfänglichen Thema abzulenken, und er fragte deshalb, nachdem die Pause etwa eine Minute gedauert haben mochte, gleichgiltig:

„Was macht denn die kleine Gertrud hier im Hause?"

Allein er erschrak beinahe, eh' er die Frage zu Ende gebracht, und rief besorgt:

„Was ist Ihnen, Herr Magister? Haben Sie sich verletzt? hat ein Thier Sie gestochen?"

Dankmar Rumpelmeier hatte in der That eine plötzliche Bewegung gemacht, als ob er von dem Biß eines Skorpions oder einer Tarantel betroffen worden sei. Doch er gab keine Auskunft darüber, wo und auf welche Weise dies geschehen, sondern er beherrschte seine Erregung, räusperte sich und versetzte, mit halbem Blick an dem Gesicht des jungen Mannes vorüberstreifend:

„Sie fragten nach Demoiselle Morelli, Monsieur Gervain? Ich danke Ihnen — wenn ich sage, ich, so meine ich unsere Stadt, denn sie ist der Stolz derselben.

Sie hat gehalten, was sie von je versprach, und sieht, ich darf sagen ruhig, ihrer Bestimmung entgegen."

„Ihrer Bestimmung?" fragte der junge Mann verwundert, „welcher?"

Herr Dankmar Rumpelmeier leerte sein Glas und setzte es mit leise zitternder Hand auf den Tisch zurück. „Nun, der Bestimmung der Jungfrau, je nach der Prämeditation ihres Schicksals im allgemeinen oder besonderen," entgegnete er gelassen. „Im Beginn dieses Sommers nahm ein französischer Maler hier Aufenthalt, der aufs bestimmteste erklärte, unsere Stadt nicht zu verlassen, ehe es ihm vergönnt worden, ein Bild der Demoiselle Morelli mit sich zu führen."

Er sagte es und nahm eine gewissermaßen abwartende, gleichmüthige Stellung ein. Gerwin Schallböck hatte nicht recht begriffen, was die Antwort in ihrer letzteren Hälfte mit seiner Frage zu thun gehabt, doch um keinen neuen Anstoß bei dem Alten zu erregen, ging er bereitwillig darauf ein und erwiederte:

„Das spricht allerdings für die Schönheit der Gertrud, denn an hübschen Mädchen besitzt Frankreich selbst gerade keinen Mangel."

„Besitzt es nicht," wiederholte der Magister, „wird es für ungewöhnliche Fälle nicht besitzen. Besaß es jedenfalls von jeher nicht, auch in der Jugend Ludwig's XIV. nicht. Besaß vermuthlich Rußland ebenfalls zur Zeit Peter's des Großen nicht, warum sollte das heutige Frankreich ihn besitzen?"

Gerwin zählte mit einem Blick die vor seinem Nachbarn auf dem Tische befindlichen leeren Schoppengläser und sah dann Herrn Dankmar Rumpelmeier noch zweifelhafteren Auges an, als dieser es zuvor ihm gegenüber gethan hatte. „Das Bier, welches wir in unserer Brauerei herzustellen beabsichtigen —" begann er abermals ablenkend.

„Wird sicherlich zur vollsten Zufriedenheit Seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Orleans ausfallen," fiel der Magister mit Nachdruck und sich von seinem Sitz erhebend ein. Ein schweres Rollen erschütterte draußen das Pflaster und er trat, sich am Gesims haltend, ans Fenster. Dann drehte er den Kopf und sagte, in leichten Conversationston übergehend: „Die Ueberlandpost, meine Herren! Sehen wir, was für Botschaft sie uns aus Italien und dem Griechenlande bringt, wenn es auch im Vergleich zu den Intentionen des Westens unsere Gemüther nur wenig zu erregen vermag."

Noch nie hatte der Sprecher das größte Monatsereigniß der Stadt mit solcher Kühle, ja fast Verächtlichkeit behandelt und so große Gelassenheit beim Hinüberschreiten zu dem vor dem „Krummen Schenkel" jetzt anhaltenden Postwagen entfaltet. Der Rattenmüller und der Mohrenbleicher schüttelten erstaunt die Köpfe, am stärksten aber that es Gerwin Schallböck, der stumm hinterdrein folgte und, auf die Straße gelangt, unwillkürlich durchs Dämmerlicht jetzt einen Blick nach dem grünen Rankenfenster des „Kleeblatts" hinaufwarf.

* * *

Die Dämmerung war schon seit einiger Zeit so stark gewesen, daß Constantin Zwergel und die von seinem Tactstock in Kreisdrehung Versetzten ihr Doppelgeschäft bereits eine Viertelstunde lang bei vollster Illumination durch sämmtliche Kron- und Wandarmleuchter des „Krummen Schenkels" betrieben. Ungefähr gleichzeitig aber war eine Commission der Leidtragenden zusammengetreten, um über die in Anbetracht der ungewöhnlich schnell heut' vorgerückten Tageszeit wohl aufzuwerfende Frage zu berathen, ob es nicht ebenso sehr im Sinn des Verewigten gehandelt, wie im Interesse des lebendigen Trauergeleites zweckdienlicher sein dürfte, für diesen Abend im Dunkel von der Ueberführung des sterblichen Theils Gunzel Spechthuber's in die Gottesacker-Kapelle abzustehen, sondern ihn bis zur Morgenfrühe in einem Gelaß des „Krummen Schenkels" unterzubringen, um ihm alsdann mit des neuen Tags erneuter Kraft auch erneuten Schmerzes Opfer darbieten zu können. Die Commission hatte zur einstimmigen und zustimmenden Erledigung des einzigen eingebrachten Antrags nur kurz andauernder Erwägungsfrist bedurft, auch Herr Schallböck senior sich „aus Freundschaft für den Unvergeßlichen, der so manchen Schoppen in seinem Hause getrunken", mit diesem seiner Anschauung

nach auch durchaus vernunftgemäßen Arrangement einverstanden erklärt, und da die passive Hauptpersönlichkeit der Trauerfestlichkeit selbst keine Stimme mehr besaß, weder im wörtlichen noch figürlichen Sinn, so galt es nur noch die Einwilligung der andern activen Hauptperson zu erlangen. Es begab sich zu diesem Behuf ein committirtes Collegium in das Gemach, in welchem sich im Kranze der trostspendenden Nachbarfrauen ihres Bauerngutes die junge Wittwe befand. Vor ihr auf dem Tische stand jetzt das große Schoppenglas, das so oft unter dem nämlichen Dach die verschmachtende Kehle ihres Gatten gelabt hatte. Im Besitz eines eigenen, von Keinem sonst berührten Trinkgefäßes war er hier gewesen und ein liebreiches Herz so von diesem Gedanken erfaßt und bewältigt worden, daß es dasselbe aus der Schenkstube geholt, mit dem besten Wein des „Krummen Schenkels“ gefüllt und mit leis' geschluchztem Erläuterungswort vor die Trauernde hingestellt hatte. In der That, da stand ein Specht ins Glas eingegraben und die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens darunter, und das war der Rand, den er, wie viel tausendmal im Leben und vermuthlich jedesmal mit dem Gedanken an sein eheliches Glück daheim an die Lippen gesetzt. Ein Thränenstrom entstürzte wiederum den Augen der jungen Wittwe und sie streckte die Hand aus und führte andächtig den nämlichen Glasrand an ihre Lippen. O, so hatte dieser Wein jedesmal auch ihn nach heißer Wanderung erquickt und er den Schoppen nicht abgesetzt, bis er dankbar gegen den Schöpfer des edlen Getränks den letzten Tropfen desselben in sich aufgenommen! Machtvoll überkam sie die schmerzlichwonnige Doppelerinnerung und sie empfand es als eine Pflicht, in herber Ueberwindung zu thun, was ihm so oft süße Freude bereitet — tiefaufathmend setzte sie den geleerten Schoppen auf den Tisch zurück und schluchzte: „Nachbarin, was sagte er, wenn er das gethan, wißt Ihr's?“

„Ob ich's weiß, wie oft hab' ich's gehört!“ antwortete die Gefragte mit verhaltenem Weinen: „Schallböck, noch einen Schoppen von demselben! sagte er jedesmal.“

Der Eindruck, den die kummervollen Gedächtnißworte auf die junge Wittib machten, war ein so überwältigender, daß sie nicht die Kraft besaß, der mitleidenden Freundin zu wehren, die das leere Glas ergriffen und damit in die Schenkstube zurückeilte.

In diesem Augenblick trat das Deputirtencollegium ein und brachte in geziemender Form und mit nicht geringfügigen Gründen mächtig seinen Antrag vor. Frau Waldburg Spechthuber hatte die Hände über ihr Gesicht gedeckt und vernahm ihn schweigend. Dann blickte sie mit noch stärker als früher gerötheten Wangen auf und versetzte:

„Thut, was ihr wollt, ihr braucht mich nicht zu fragen. Für mich ist es gleich, wo ich meinen Kummer ausweine. Da ihr glaubt, es würde ihm, wenn er es wüßte, ein tröstlicher Gedanke sein, so laßt uns ihn damit erfreuen, als ob er es noch mitfühlte. Und denkt, liebe Nachbarn, nicht etwa an die Kosten, die ihr mir verursacht, und laßt euch nicht durch meine Enthaltsamkeit irre machen, sondern denkt, daß ihr in seinem Sinne handelt, wenn ihr eßt und trinkt.“

Ein achtungsvolles Gemurmel der Zustimmung durchlief die Reihe der schwarzgekleideten Männer und sie kehrten zu den wartenden Gefährten zurück. Zwölf kräftige Arme hoben die stumme Hauptperson, der zu Ehren Alles geschah, von dem Wagen herab und transportirten den Sarg in das zu diesem Behuf auserlesene Hintergemach, wo ein in der Mitte befindlicher solider Tisch ihm als nächtliches Untergestell angewiesen ward. Zwei der Leidtragenden blieben in halbstündigen Ablösungsfristen daneben, die andern jedoch begaben sich, dem ihnen von der Wittwe des Verewigten auferlegten Gebote nachkommend, zum Theil in den hinter dem „Krummen Schenkel“ gelegenen Wirthsgarten, zum Theil an den Eingang des geräumigen Saales, wo Constantin Zwergel unermüdlich seinen Regentenstab schwang und sich um seinen viel älteren Collegen, der an Gunzel Spechthuber ein Zeugniß seiner ebenfalls unübertrefflichen Dirigentenkunst abgelegt hatte, augenblicklich durchaus nicht bekümmerte, obwohl er seiner dreiseitigen Berufsthätigkeit gemäß, auch zu ihm in ebenso vertraulichem Verhältniß stand wie zu dem anmuthigen und

leicht geschürzten Trifolium Euterpe's, Erato's und Terpsichorens.

* * *

Es wechselt Alles im Leben und nun stand das wuchtige Gefährte der Ueberlandpost auf der nämlichen Stelle, auf der sich noch kaum fünf Minuten zuvor das Fuhrwerk jener nicht minder prompt organisirten Postexpedition befunden, der Gunzel Spechthuber sich anvertraut hatte, und die allerdings den großen Vortheil gewährte, daß sie Jeden von seiner eigenen Schwelle abholt, dafür aber über den Ablieferungspunkt der Endstation und die dortigen Culturverhältnisse etwas mehr im Unklaren läßt, als es eigentlich bei der allgemeinen Reisebetheiligung aller Völker und Stände auf ihrer Verkehrsroute wünschenswerth erscheint. Es dunkelte so stark, daß schon einzelne Sternbilder aus dem unbewölkten Himmel hervortraten, und daß der Ueberlandpostwagen in eine seinem ehrwürdigen Alter zuträgliche Undeutlichkeit gehüllt blieb. Der Fuhrmann mit dem rothen Tuch um den Filzhut stand in wortkarger Begrüßung mit dem Hausknecht des „Krummen Schenkels" und holte verdrossen sonderbare, in Bast geschnürte Colli vom Wagendach herunter, die er mit einer gewissen verächtlichen Beflissenheit vor die Thür aufs Pflaster warf. Im allgemeinen verlief heut' der Eintritt des wichtigen Stadtereignisses unter auffälliger Interesselosigkeit, kaum daß sich einige Köpfe flüchtig von der Schaulustbarkeit des Tanzsaal's abdrehten, und nur das zum Quatrifolium verstärkte Trifolium des „Kleeblatts" schritt seiner langjährigen Verpflichtung eingedenk über die Straße auf den Postwagen zu.

Doch wenn die Menschen einen derartigen unbegreiflichen Indifferentismus heut' Abend an den Tag legten, so fühlten sich vielleicht gerade dadurch die ihnen zugehörigen Vierfüßler berufen, das Renommee des Ortes noch durch doppelte Achtsamkeit aufrecht zu erhalten, denn es erhob sich in diesem Moment ein trommelfell-gefährdendes Hundegekläff und Hundegeheul, und gleichzeitig sagte Dankmar Rumpelmeier durch einen plötzlichen Anprall sowohl aus der Würde seines Ganges, als aus der Tiefe seines Nachsinnens gerissen, verwundert: „Mehercle! Quod et quantum animal!"

Dieser Ausruf bezog sich nicht unbegründet auf ein sonderbar hochbeiniges, braunrothes Thier, das sich von der kläffenden und belfernden Meute verfolgt, zwischen die Beine des Magisters geflüchtet hatte und mit eingeklemmtem Schwanz, halb vor Angst und halb vor Frost zitternd, dastand. Gerwin Schallböck kam mit einer Gerte, die er in der Hand trug, beiden Bedrängten zur Hülfe und zerstreute vermittelst einiger nachhaltig wirkender Hiebe den vierfüßigen Ansturm. Dankmar Rumpelmeier aber fuhr, das mit ihm unerwartet in Contact gerathene fremdartige Thier näher betrachtend, fort:

„Mirabile! Dies Geschöpf erscheint keiner bei uns einheimischen Gattung angehörig —"

„Lassen Sie das vermaledeite Viech nur von den andern auffressen, Herr!" fiel der um den Wagen schreitende Kutscher ein, „das hat mich schon g'nug geärgert!" und zum Beweis des vorhandenen Aergers holte er mit dem nägelbeschlagenen Absatz nach Djalmar aus, der sich leise winselnd hinter den schützenden Beinen des Trifoliums verkroch.

„Unde et quorsum? Woher, wohin, in welchem Anlaß?" stieß der Magister aus. „Monsieur Gervain, sah'n Sie schon solch' ein Thier? Ein sauberes, eigenthümlich nackt erscheinendes Fell, doch, mich däucht, durchaus unähnlich allen bei unseren Thiergattungen herkömmlichen."

„Na, die Zubagasch' ist noch sauberer und nackt ist sie gerad' so," brummte der Kutscher, sich wieder an sein unterbrochenes Geschäft machend. Vor der Thür des „Krummen Schenkels" hatte sich mittlerweile ein Wispern erhoben und die gleichzeitige Anwesenheit Herrn Schallböck's senior und seiner Gattin kündete etwas Ungewöhnliches an. Nun öffnete sich der Wagenschlag und eine offenbar alte, dunkle, weibliche Figur mit einem Schleier über dem Kopf arbeitete sich hervor. Wie alle Katzen bei Nacht grau sind, so nahm auch sie sich nicht viel anders als sonstige alte Weiber aus und enttäuschte die Erwartungen der Umherstehenden außerordentlich. Sie richtete einige Worte an Herrn Schallböck, zu denen der würdige Mann

bedenklich den Kopf schüttelte und etwas rathlos umherblickte, bis er seines unsern von ihm stehenden Sohnes ansichtig ward und erfreut ausrief: „Gerwin, komm doch einmal, was spricht denn die für ein Deutsch?"

Der junge Doctor rechtfertigte das in seine akademisch erworbenen linguistischen Kenntnisse gesetzte väterliche Vertrauen glänzend. Er ließ sich die Rede der Alten wiederholen, sann einige Augenblicke nach und versetzte:

„Das ist ein barbarisches Englisch, von dem ich nur so viel begreife, daß sie ein Zimmer für die Nacht für sich und eine Reisegefährtin und zu essen haben möchte."

Herr Schallböck senior nickte zustimmend sowohl zu dem an ihn als Wirth gestellten Ansinnen, wie in väterlicher Befriedigung über die auf der Universität erworbenen Kenntnisse seines Sohnes. „Das ist ein menschliches Verlangen," erwiederte er überzeugungsvoll, „wo ist denn die Andere?"

Gerwin verdolmetschte zum nicht geringen Erstaunen Herrn Dankmar Rumpelmeier's die Antwort und die Frage in geläufigem Englisch und die Alte sprach einige höchst curios klingende Worte in den wieder fest geschlossenen Wagen hinein. Ein wenig zögernd öffnete die Thür sich abermals und — Dankmar Rumpelmeier trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Auch der Rattenmüller und Herr Lampart thaten es und selbst Gerwin machte es nicht anders. Frau Schallböck aber rief ebenso unwillkürlich: „O du mein Heiland!"

Es fielen nur einige verwirrte Streiflichter aus den Tanzsaalfenstern durchs Dunkel heraus, doch gerad' in ihnen erschien auf dem Wagentritt ein kleiner, rosiger Fuß, der als einzige Bekleidung und Beschuhung eine dünne Sohle trug, von der sich goldgewirkte Bänder über den Knöchel heraufschlangen. Wo diese endeten, umschloß das schmale Bein ein massiver, breiter Goldreif und dann folgte zum namenlosen Schrecken Frau Schallböck's eine Handbreit lang gar nichts mehr als die nämliche rosigweiße Farbe des kleinen nackten Fußes. Einen Moment zauderte dieser noch, dann gesellte sich sein gleichartiger College zu ihm und ein gleichfalls völlig nackter Arm von klassischer Formenschönheit, am schmalen Handgelenk ebenfalls von einem breiten Goldreif umspannt, streckte sich hervor.

„Per inferos et superos!" stieß Herr Dankmar Rumpelmeier athemlos aus, „Monsieur Gervain, sehen Sie, ich bitte, sehen Sie —"

„Nein, thu's nicht, mein Kind!" bat Mama Schallböck völlig entgegengesetzter Ansicht und fügte leiser hinzu: „Aber, Herr Magister, dem Kinde so etwas noch zu zeigen!"

„Es ist dies meine rechte Hand," sagte der Getadelte kopfschüttelnd, „drüben liegt das „Kleeblatt", hier ist der „Krumme Schenkel" und wir befinden uns zwischen beiden — doch etwas Derartiges ist mir an dieser Stelle seit vierzig Jahren noch nicht begegnet."

Das Kind Mama Schallböck's gab keinen Laut, weder der Zustimmung noch des Widerspruchs, bezüglich der mütterlichen Befürchtung von sich, statt dessen that es, wie alle Uebrigen die Augen sehr groß auf und blickte auf eine hochgewachsene Mädchengestalt, die jetzt in einem langen, faltenlosen, hellen Gewande, mit einer Art goldgestickter Casaque aus weißem Wollstoff als bis etwas über die Hüften reichendem Ueberwurf vor dem Wagen stand und sich, von Djalmar ungestüm und zärtlich begrüßt, anschickte, ihrer alten Begleiterin ins Haus zu folgen. Sie trug wie diese einen dichten Schleier über dem ganzen Gesicht; wie sie auf die Thür zuschritt, zeichneten sich wie bei einer Antike ihre Formen wie in wellenartiger Vorwärtsbewegung unter der leichten Gewandung ab. Die Goldreifen an ihren Armen und Füßen blitzten, unwillkürlich regten die letzteren sich nach dem Tact der drinnen quiekenden Geigen und Flöten, und sie verschwand wie eine vom Himmel gefallene Sternschnuppe im Innern des „Krummen Schenkels".

„Tausendmillionen Schock mürb' geröstete Mühlsteine!" brach der bisher verstummte Rattenmüller aus, „was für eine weiße Art von Fledermaus ist denn das?"

„Mir ist, als hätt' ich sie schon einmal im Traum oder in einem Bilderbuch gesehen," sagte Herr Lampart halb sentimental, mit über die Augen gedachter Handfläche ihr nachblickend.

„Es wird im Münchhausen gewesen sein, Nachbar," meinte der Erstere.

Der Magister murmelte: „Wenn ich in Paris wäre —"

„'S ist richtig," fiel der neben ihm stehende Fuhrmann ein, „nach Paris will die Bagasch, bei jedem Lausnest steckt sie den Kopf aus dem Fenster und fragt: Paris? Weiter, glaub' ich, hat sie nichts zu sprechen gelernt, gerad' wie die Papageien. Und nichts als Wasser trinkt sie auch, wie das elendige Federvieh. 'S ist nichts Gut's an der Person, sie hat keinen rechtschaffenen Durst und's fällt kein Schoppen bei ihnen für eine ehrliche Kehle ab."

Er hatte mit kurzen Worten die Verruchtheit der Ankömmlinge und die gerechtfertigte Begründung seines Widerwillens gegen sie klar gelegt und wandte sich mit erleichtertem Herzen ab. Ueber Herrn Dankmar Rumpelmeier's von den Streiflichtern des Tanzsaals umspieltes Gesicht aber ging ein seltsamer Ausdruck. Er drehte sich dem neben ihm stehenden jungen Manne zu und sagte mit leis' ironisch die Mundwinkel umzuckendem Lächeln:

„Sie ahnen natürlich auch nicht, Monsieur Gervain, wer die Fremde sein mag, was für Zwecke sie nach Paris führen. Selbstverständlich nicht, so wenig als Einer von uns! Ein Zufall, wie er sich in der Weltgeschichte manchmal ereignet. Sie wird vermuthlich die Absicht hegen, den Parisern behülflich zu sein, besseres Bier zu brauen, als sie es bisher gethan. A revoir, Monsieur Gervain!"

Er zog seinen Hut und kehrte mit großen Schritten ins „Kleeblatt" zurück. Gerwin Schallböck sah ihm mit noch bedenklicherem Kopfschütteln als zuvor nach und fragte unwillkürlich: „Ist dem alten Herrn etwa in den letzten Jahren etwas zugestoßen?"

Andeutungsweise legte er den Zeigefinger dabei an die Stirn. Doch der Rattenmüller lachte: „Er bewegt sich zu viel in Mohrenbleicher-Gesellschaft. Das kann der Zehnte nicht vertragen."

„Allerdings, um von Allem den Zehnten nach Haus zu tragen, dazu gehört eine robuste Müllerconstitution," meinte Lampart.

* * *

In der getäfelten Trinkstube des „Kleeblatts" war es heut' Abend, seitdem auch das Stammtrifolium verschwunden, in Anlaß der Festlichkeit gegenüber völlig leer und Jakob Morelli befand sich infolge davon, menschlich angesehn nicht ohne Grund, in schlechter Laune. Er hatte sein Kinn schon vollkommen roth gestreichelt, saß am Tische als sein eigener und einziger Gast und trank den dritten Schoppen seines eignen Weins, ohne dadurch seine Gemüthsstimmung aufzubessern. Nun öffnete die Thür sich und er sah auf, gleich darauf jedoch wieder zurück, denn es war auch nur seine eigene Tochter, die hereintrat. Ein Anderer, ja, jeglicher Andere hätte muthmaßlich den Blick nicht so schnell von ihr gewendet, denn etwas Reizenderes als das Jungfräulein Gertrud Morelli, wie sie augenblicklich dastand, war kaum erdenkbar. Sie trug ein blüthenweißes Kleidchen mit kurzen Aermeln und ein paar ebenso weiße Rosen in ihrem Morellenhaar, das halb auf den entblößten, nicht minder weißen mädchenhaften Nacken herabfloß. Um den Hals hatte sie ein landesübliches, eng anschließendes, breites Silbergeschmeide, das, dicht mit Perlen und bunten Edelsteinen besetzt, die im Kerzenlicht wie echt glühten und schimmerten, ihr fürstlich stand. Ihre Augen blitzten indeß noch heller und ihre Wangen glühten mit den dunkelsten Rubinen um die Wette, obwohl sie sich entschieden Mühe gab, diesen momentanen Farbenreichthum möglichst wenig zur Wirkung kommen zu lassen. Jakob Morelli bemerkte ihn auch in der That nicht, sondern nahm bei Gelegenheit seines kurzen Aufblicks nur einen allgemeinen Kleidungseindruck in sich auf und sagte verdrießlich: „Warum hast dich denn auf die Nacht noch wie 'ne Gans in der Mauser herausstaffirt, Trude?"

Schmeichelhaft war der Vergleich just nicht und Gertrud sah etwas verblüfft auf ihre bloßen Arme, ob dieselben wirklich eine so nahe liegende Aehnlichkeit mit den Mauserstellen des erwähnten Vogels darböten. Dies thaten sie jedoch keineswegs; im Gegentheil, sie waren runder und voller, als gewöhnlich ein siebzehnjähriges Mädchen sie zu präsentiren im Stande ist, und Gertrud Morelli versetzte durch die befriedigende Ocularinspection etwas ermuthigt:

„Die Kathi hat mich zu ihrer Hochzeit eingeladen, Vater."

„Hast mir ja vorher noch kein Wort davon gesagt."

„Hatt's bis vorhin ganz vergessen, Vater."

„Dann brauchst auch jetzt nicht dran zu denken."

„Aber ich hab's versprochen, Vater."

Jakob Morelli sah mit einem grimmigen Blick, doch an den Augen seiner Tochter vorbei, auf. „Wenn's ganz vergessen hätt'st, hätt'st's also nicht versprochen. Ich werd's schon sagen, daß du's ganz vergessen hätt'st."

„Aber ich hab's ja nicht, Vater."

„Aber ich will's nicht, Mädel. In den ‚Krummen Schenkel' gehst mir heute Abend nicht. Wenn's nicht ohne dich tanzen können, sollen's ins ‚Kleeblatt' kommen. Nun hab' ich's gesagt. Punctum."

Er trank, nachdem er es gesagt, den Rest seines Schoppens und Gertrud fältelte mit, wenn es möglich war, noch rötherem Gesicht eine hartnäckige Stelle an ihrem Mieder. Sie drehte sich in Dreiviertel-Profil, nahm sich auch so ebenso reizend wie von vorn aus und sagte:

„Die Kathi, Vater —"

„Punctum!" wiederholte dieser und legte einen Nachdruck darauf, der gemeinverständlich kund that, daß er sich allen neu vorzubringenden Gründen gegenüber auf diese im voraus für Jeden als zureichend befundene Erwiederung beschränken würde.

Es stellte sich jedoch heraus, daß er diese endgültige Erklärung nicht, wie er geglaubt, seiner Tochter allein ertheilt, sondern daß durch Vermittlung der von der Letzteren bei ihrem Eintritt offen gelassenen Zimmerthür noch ein Dritter an ihr participirt hatte. Dieser Dritte war Herr Dankmar Rumpelmeier, der jetzt ernstblickend auf der Schwelle erschien und die auf Rede und Gegenrede erfolgte Schweigsamkeit mit den Worten: „Meine Reverenz, Demoiselle Morelli," unterbrach.

* * *

Einige Minuten später hatte die respectvoll in angegebener Weise Begrüßte, sei es aus angebornem Tactgefühl, sei es aus „dem dunklen Drange, in welchem der Mensch des rechten Weges immer sich bewußt ist," das getäfelte Zimmer verlassen und die beiden Männer befanden sich allein. Jakob Morelli blickte den gewohnten Stammgast mit ungewohnter Scheu von der Seite an und fühlte sich offenbar von einer noch außergewöhnlicheren Feierlichkeit, die sich nicht nur in den Zügen, sondern in jeder Bewegung desselben aussprach, etwas beengt. Er war sichtlich im Zweifel, ob die Frage, die er stellen wollte, in diesem Augenblicke auch angebracht sei, und stotterte sie schließlich in wunderlichem Gemisch durch einander:

„Einen Schoppen — oder etwas Neues, Herr Magister?"

Der Angeredete schritt einige Mal hin und wieder und schloß mit bedeutungsvollem Nachdruck die Thür. „Einen Schoppen, Signor Morelli?" entgegnete er, „ja, ich bitte darum. Die gütige Natur hat des Leibes Nothdurft gewollt, um durch ihre Befriedigung die Kräfte unseres Geistes zu spannen. Neues? Nichts, für mich nichts Neues! Und doch, insofern ich vernommen, daß Sie Ihrer Demoiselle Tochter untersagt haben, sich an der Festlichkeit, die heut' Abend drüben im ‚Krummen Schenkel' stattfindet, zu betheiligen."

Er sprach es gelassen, der Wirth balancirte, im Einschenken innehaltend, verwundert den rothen Veltliner in der Hand. „Das kann doch nicht auf die Weltbegebenheiten einwirken?" meinte er zweifelnd.

„Es kommt immer darauf an, wie man die Dinge ansieht, mein werther Signor," versetzte Dankmar Rumpelmeier ruhig. „Der Anblick der Dinge ist Jedem nach Maßgabe seiner Sehorgane freigegeben, doch unterscheidet er sich zumeist von dem Einblick in dieselben. Vielleicht könnten Sie sich doch in einem Irrthum befinden, Signor Morelli, in einem Irrthum, für den die Nachwelt in einigen Jahrhunderten Sie zu einer gewissen Verantwortung zu ziehen berechtigt wäre."

Jakob Morelli verfärbte sich und stammelte: „Gott gebe uns allen ein seliges Ende! Was meinen Sie, Herr Magister?"

„Daß es Väter in der Geschichte der Weltbegebenheiten gegeben hat, die in die Lage geriethen, vor dem, was sie als ihres Fleisches und Blutes zu betrachten sich gewöhnt hatten, als vor etwas Höherem im Alter das Knie zu beugen," erwiederte

der Gelehrte ernsten Tones, „und daß es Dinge giebt, deren Einblick anders geartet als ihr Anblick, mich hierhergeführt, um Ihnen den Rath zu ertheilen, Ihre wohl nicht völlig durcherwogene Willensäußerung bezüglich Ihrer Demoiselle Tochter noch einmal einer Prüfung zu unterziehen."

Die Knie des Kleeblatt-Inhabers zitterten in der That, als hätten sie zuerst die Nothwendigkeit begriffen, sich auf den unabwendbaren Beugungsfall vorzubereiten. Es lag etwas Mystisches in Dankmar Rumpelmeier's ganzem Wesen, mehr fast noch als in seinen Worten. Er trank und blickte zum Getäfel empor und begann wiederum, doch mit gedämpfterer Stimme als zuvor:

„Sie sind der Vater, Signor, und diese Eigenschaft verleiht Ihnen ein unantastbares Naturrecht. Alle Religionen unseres Erdballs lehren es: Das Kind gehorche dem wohlbedachten Willensschluß seines Erzeugers. Aber der Mensch und auch der Vater beuge sich dem höheren Willen der Weltordnung, die mit ihm und den Seinen unerforschliche Pläne verfolgt. Beugen Sie sich, Morelli, denn der Augenblick der Entscheidung, des Entschlusses ist gekommen; beugen Sie sich, um sich desto stolzer zu erheben! Er, den ich eines Tages erwartet, ist da —"

„Wer?" fiel der Wirth zum „Kleeblatt" schreckbetäubt ein, ohne es zu wissen.

„Als der französische Maler, nachdem er das Porträt Ihrer Demoiselle Tochter mit sich genommen, unsere Stadt verlassen," continuirte der Magister mit nach Innen gewandtem Blick, „habe ich erwartet, gewußt, daß er eines Tags kommen werde. Wann, wie, in welcher Gestalt, vermochte ich nicht vorherzusagen, und ich harrte und schwieg. Daß er sich den Abgesandten der Homerischen Götter gleich unter unscheinbarer Hülle bewegen würde, sagte mir der Einblick in die Dinge, in die Präcedenzfälle der Geschichte, die ich bis auf den letzten jahrelang studirt, aber ich wußte auch, mein Auge werde ihn in jeder Proteusgestalt erkennen. Vielleicht kam er selbst, Harun-al-Raschid gleich, aus eigner Anschauung die Uebereinstimmung des Bildes und des Originals zu constatiren. Ich war auch darauf gefaßt, doch er hat es anders beliebt. Er hat sich gesagt, diese Züge vermag keine Phantasie eines Malers zu erfinden, sie müssen vorhanden sein, gerad' so, nur um so viel schöner noch, als das wirkliche Leben das gemalte überbietet."

Jakob Morelli saß starr, keiner Bewegung mehr fähig. Nur seine Lippen bildeten noch einmal die Frage: „Wer?" aber seine Kehle vermochte ihr keinen Laut mehr einzuhauchen. Dankmar Rumpelmeier that es statt ihrer.

„Wer?" ergänzte er, „ja, wer wäre befähigt, den Namen heut' noch aus der irr verwickelten Constellation der Dinge zu lesen? Wer vermag in diesem Augenblicke bei uns noch zu sagen: Der ist's, den weltgeschichtlicher Rathschluß bestimmt hat, als Sieger aus dem erneuerten Chaos hervorzugehen und sich die Krone aufs Haupt zu drücken? Wir wissen, ich weiß nur Eines, daß Ihr Haus, Signor Morelli, die zukünftige Herrscherin Frankreichs in seinen Mauern hegt und daß der Abgesandte dessen ihrer harrt, dem unsere große Zeit die Bestimmung auferlegt hat, über den Geschicken Europa's zu walten."

Er sprach's mit gelassener, dem hohen Augenblick angemessener Würde. Jakob Morelli aber stieß einen Schrei aus, sank jetzt wirklich von seinem Sitz auf die Knie und stotterte: „Unmöglich —"

Doch diesmal warf der Magister ihm einen ernst strafenden Blick zu. „Die Zeit der Entscheidung ist kurz, Signor," hub er abermals an, „ich begreife den Eindruck, den meine Worte auf Ihre Fassungskraft geübt, allein ich vermag Ihre Rathlosigkeit nicht zu billigen. Dennoch, weil Sie der Vater sind, fühle ich die Pflicht, Ihre Einsichtsfähigkeit zu wecken, sie an mir aufzurichten. Ich habe den Abgesandten selbst gesehen, mit ihm gesprochen. Er ist Ihnen bekannt, denn es ist der Sohn des Herrn Schallböck, Monsieur Gervain Schallböck. Mit feinem Tacte hat der unbekannte Erlauchte sich seiner, als des Landsmannes der von ihm Auserwählten, zu der folgenreichen Mission bedient. Vielleicht daß er gerade durch ihn zuerst von der wundersamen Schönheit Ihrer Demoiselle Tochter vernommen, wie auch Ludwig XIV. durch einen Zufall von derjenigen Maria Mancini's. Ich wage es heut' nicht, über diese Frage zu entscheiden, die Annalen der Weltgeschichte werden einst

Antwort darauf ertheilen. Monsieur Gervain kommt direct von Paris, wir dürfen ihn mit Stolz unsern Landsmann nennen, doch kaum mehr als solchen betrachten, denn ein vierjähriger Aufenthalt in dem glorreichen Lande jenseits des Rheines hat ihn völlig verwandelt. Dennoch, ich darf es nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl sagen, vermöchte er in seiner Heimath vielleicht noch eine Vervollkommnung seiner diplomatischen Gewandtheit zu erringen. Es bleibt unter uns, doch ich durchschaute ihn bei der ersten Frage, die er nach Ihrer Demoiselle Tochter an mich richtete, so unbefangen er es zu thun wähnte. Er sprach ihren Namen nicht aus, mein werther Signor, wie Talleyrand es gethan haben würde. Ein heimlicher Klang lag darin — doch genug, fast glaube ich, es wird auch Ihnen verständlich sein, daß er auf meine Frage, welche Absichten er verfolge, erwiederte, er komme zurück, um in Deutschland besseres Bier zu brauen als bisher. Er fügte hinzu, in der Residenz — sapienti sat. Ein gelehrter Bierbrauer — wäre der Ernst des Moments nicht ein bewältigender gewesen, ich hätte mich nicht zu halten vermocht, ihm über dies originelle diplomatische Incognito ins Gesicht aufzulachen."

Herr Dankmar Rumpelmeier holte jetzt das damals Versäumte nach und lachte so nervenerschütternd, daß es Jakob Morelli immer wirrer im Kopf ward. Der Letztere athmete kaum mehr, wenigstens that er es nur in durchaus unregelmäßigen Intervallen und mit einem, wenn man nicht sein wohlconservirtes Gesicht in Obacht nahm, beängstigend röchelnden Tone, doch nun raffte er alle Kraft zusammen und brachte mühsam hervor: „Könnte es nicht alles ein —"

Das Wort, das noch erfolgen sollte, blieb vollkommen unverständlich und nur ein Sprachwissenschaftskundiger gleich dem gegenwärtig anwesenden Hörer vermochte das Ohr durch das Gesicht zu ersetzen und die nicht articulirten Laute vermittelst der Augen aufzufangen. Ein mitleidiges Lächeln umspielte secundenlang die Lippen des Magisters, dann versetzte er: „Ein Zufall? Mein werther Signor, die Weltgeschichte besteht für den Eingeweihten aus den unberechenbarsten Zufällen, nur in anderem Sinne, als das schlichte Gemüth sie auffaßt. Gewiß ist es ein Zufall, daß Seine Majestät, ich meine der aus dem Wirbelsturm dieser neuen Revolution hervorgehende oder — wer weiß es? — bereits hervorgegangene Beherrscher Frankreichs von der Schönheit der Demoiselle Morelli vernommen gehabt und dadurch Anlaß gefunden, jenen Maler hierher zu entsenden, um im geheimen sich ihr Bildniß zu verschaffen. Es ist dies ein Zufall, wie es derjenige war, daß der Blick des Czaren von Rußland auf das lithauische Bauermädchen fiel. Das sind die Zufälle der Weltgeschichte, deren sich die Prädestination der Völkerschicksale bedient. Zufall dagegen in Ihrem Sinne, Signor, ist es, daß die Ankunft des französischen Abgesandten hier an demselben Tage mit derjenigen der orientalischen Ueberlandpost zusammentrifft, nicht wahr? Daß sich in dieser Post eine nach Paris reisende Fremde in seltsamster antik-klassischer Gewandung mit entlößten, goldreifgeschmückten Füßen und Armen befindet, nicht wahr? Daß Monsieur Gervain gegenwärtig ist, um sie in Empfang zu nehmen, daß er die Sprache der Begleiterin dieser Dame, als der Einzige unter uns allen, versteht und sich augenblicklich vermuthlich bei ihr befinden wird. Nicht wahr, das sind die Zufälle, an die Sie denken, Signor Morelli?"

Herr Dankmar Rumpelmeier vermochte gegen den Schluß seiner Worte zum ersten Mal eine berechtigte, triumphirende Steigerung seiner Stimme nicht ganz zu beherrschen. Sein Gesicht war lebhaft geröthet und die aus demselben fast etwas fieberhaft leuchtenden Augen verriethen, daß er der angewandten Klimax zum Trotz sich der mächtigsten Wirkung, über die er zu verfügen hatte, noch keineswegs entäußert habe. Auch der Inhaber des „Kleeblatts" empfand dies instinctiv, und es war keine letzte strafbare Anwandlung des Zweifels, sondern einzig der natürliche Drang, das mit betäubender Wucht Hereingebrochene mit einem Blicke zu umfassen, der die Frage aus ihm herauspreßte:

„Aber, Herr Magister, welchen Zusammenhang hat die Fremde, von der Sie gesprochen, mit meiner Tochter, mit uns, mit dem jungen Schallböck, mit dem Kaiser oder König, mit der Revolution in Paris, mit der Weltgeschichte, mit — oh — oh — — ?"

Er hielt sich, unfähig weiter zu denken und zu sprechen, den Kopf mit beiden Händen. Einen Augenblick sah der Magister Dankmar Rumpelmeier ihn mitleidig an, dann stand er auf, neigte die Lippen an Jakob Morelli's Ohrmuschel und flüsterte:

„Nicht als ob ich meine Billigung dazu ertheile, aber was sind wir kleinen Einzelwesen in der großen Anordnung der vorbestimmten Weltgeschicke? Auch ich beuge meine privaten Anschauungen über Moralität und Religionscultus dem sich momentan verirrenden Ausdruck des Völkerwillens. Entsinnen Sie sich, Signor Morelli, daß die erste französische Revolution auf dem Altar ihrer Freiheitsbestrebungen eine Göttin der Vernunft aufstellte — und ich glaube, auch dieser Zufall wird Ihnen verständlich sein."

* * *

Wenn Herr Dankmar Rumpelmeier befähigt gewesen wäre, seinen leiblichen Blick vom Tisch des „Kleeblatts" aus bis in den ersten Stock des „Krummen Schenkels" zu werfen, so würde er nicht mit Staunen allerdings, aber doch nicht ohne Befriedigung wahrgenommen haben, daß sein weltgeschicksfundiger und scharfsinniger Calcul ihn in der That keineswegs getäuscht habe. Es waren nur wenige Minuten seit dem Eintreffen der seltsamen Ueberlandpost-Ankömmlinge auf ihren, ihnen von Herrn Schallböck senior angewiesenen Gemächern vergangen, als dieser eilfertig wieder herunterkam und seinen auf dem Flur noch in Gedanken vertieften Sohn mit den verzweiflungsvollen Worten begrüßte: „Keine vernünftige Creatur kann aus dem Deutsch, was die Personen sprechen, klug werden und begreifen, was sie wollen und nicht wollen —"

Herr Schallböck hielt bei dem Letzteren einen Moment inne, und zwar that er es unverkennbar in der pädagogischen Erwägung, ob ein derartiges Zugeständniß nicht doch geeignet sein könne, die väterliche Autorität dem jüngeren Geschlecht gegenüber zu erheblich zu beeinträchtigen, denn er fügte schnell bei:

„Ich würde es schließlich auch wohl können, wenn die Hochzeit mir heut' Abend die Zeit dazu ließe. Aber ich habe wahrhaftig so sehr alle Hände voll zu thun, daß ich dich bitten möchte, Gerwin —"

Der junge Mann verstand die väterliche Bitte, noch ehe sie ausgesprochen worden, und bewies seine Willfährigkeit, ihr nachzukommen, am besten dadurch, daß sein Fuß sich bereits auf die zweite Treppenstufe gesetzt hatte. Und im Moment, in dem der Vater geschäftig in den Tanzsaal eilte, betrat der Sohn die seiner wirthschaftlichen und linguistischen Obhut für heut' Abend anvertrauten Staatszimmer des oberen Stockwerks.

Das Beleuchtungsmaterial derselben war nicht sparsam behandelt und stand in völligem Einklang zu einem nicht unbedeutenden Haufen vollwichtiger englischer Goldstücke, die aus einer Tasche gezogen gleichgültig über den Tisch zerstreut lagen. Von den beiden zeitweiligen Inhaberinnen des Gemachs kauerte die ältere auf einem Teppich am Boden und bewegte ihren Unterkiefer in räthselhafter Manier in der Art hin und her, mit welcher Matrosen Tabak zu kauen pflegen. Sie sah auf, als Gerwin Schallböck eintrat, ihre verdrossenen Züge erhellten sich etwas und sie sagte in dem annähernden Englisch von zuvor, die Worte mit einer bezeichnenderen Gesticulation begleitend: „Wollen essen wir!"

Einige Schritte von ihr, neben dem Sopha, befand sich Djalmar in der Position einer hochbeinigen Sphinx. Er zitterte noch immer an allen Gliedern und fand nur ab und zu momentane Beruhigung in einem Blick, den er zu der jugendlicheren seiner beiden Gebieterinnen emporwarf. Diese lag auf dem altmodischen, rothdamastnen Sopha oder Divan des Prunkzimmers ausgestreckt. Sie hatte jetzt den Schleier abgelegt und dichtes, leichtgelocktes blauschwarzes Haar ergoß sich auf ihre weiße Casaque, die Schultern und Nacken bis hoch hinauf verhüllte. Um so auffälliger erschienen im Gegensatz dazu für ein europäisches Auge die bloßen Arme und Füße mit ihrer nur aus den goldenen Reifen bestehenden Bekleidung, sowie das faltenlose Untergewand, das bei jeder Regung des Körpers die Form des bewegten Gliedes plastisch hervortreten ließ. Doch andrerseits konnte kein mit Geschmack begabter Beschauer sich verhehlen, daß die Art der Gewandung sowohl der Schönheit als

der Natur — falls die letztere nicht durch die Temperatur ein Veto dagegen einlege — am vollkommensten entspreche.

Es lag auch unleugbar in der Natur, daß der Blick Gerwin Schallböck's sich mit ziemlicher Schnelligkeit von den zwei ersten Blättern dieses neuen und eigenthümlichsten Trifoliums ab und dem dritten zuwandte, zumal da die ebenholzschwarzen Augensterne desselben mit unverhohlener Befriedigung das Erscheinen des jungen Mannes begrüßten und mit dem sichtbarsten Wohlgefallen auf ihm haften blieben. Dann lächelten die Lippen, deren Roth sich in reizendster Farbenstimmung von dem leichtbräunlich angehauchten Teint des Gesichts abhoben, eine Reihe kleiner, strahlend weißer Zähne kam zwischen ihnen hervor, und die junge Dame sagte, den Arm mit unnachahmlicher Anmuth krümmend und mit dem Zeigefinger auf ihre Brust deutend und noch freundlicher als zuvor lächelnd: „Sanhita!"

Gerwin verbeugte sich instinctiv, allein er erwiederte nichts. Trotz seinem langen Aufenthalt in Paris war ihm nie ein weibliches Wesen vor Augen getreten, das in klassisch wundersamer Schönheit und verführerischem Reiz so sehr ein Abbild der alten Heidengöttin, die einst mit ihrem Zaubergürtel selbst den mißmuthigen Vater der Götter und Menschen zu besänftigen verstand, darstellte. Jede Linie an ihr war die einer Aphrodite und der perlenartige Schimmer ihrer Augen widersprach allen mit dieser antiken Reminiscenz verknüpften Vorstellungen in keiner Hinsicht.

Statt des jungen Doctors übernahm die Alte die Erwiederung. Sie schwatzte einige fremde Worte, von denen nur der zänkische Ton verständlich ward, und wiederholte am Schluß: „Will ich essen".

Sanhita sah auf ihre Begleiterin, dann wieder auf Gerwin, schüttelte den Kopf und machte eine Handbewegung, die unter allen Himmelsstrichen das Nämliche besagt hätte: daß er sich um das Geschwätz der Alten nicht zu bekümmern brauche. Hierauf sann sie nach, erhob sich plötzlich aus ihrer Lage, trat auf den jungen Mann zu, senkte rasch den Zeigefinger auf seine Brust wie vorher auf ihre, und brachte mit bezaubernder Anstrengung ihrer Lippen einen fragenden Ton hervor, der im allgemeinen wie „u" klang und nur durch Beobachtung der während ihrer Bemühung veränderten Mundform sich als ein Lautmittelding zwischen „you?" und „du?" herausstellte.

Gerwin begriff jedoch die Sprache, von den Hülfsmitteln der Augen unterstützt, überraschend schnell, aber er versetzte verwirrt: „Schallböck".

Sie machte einigemal „Sch — Sch —", schüttelte indeß mißbilligend den Kopf und wiederholte: „Sanhita".

„Gerwin", sagte er jetzt, sich besinnend, und erwarb sich dadurch ihre Zufriedenheit wieder. Sie ahmte die beiden Silben etwas komisch nach, doch es gelang und sie verknüpfte sie sogar eiligst zu einem ganzen Fragesatz:

„Gerwin Paris?"

Er nickte unwillkürlich schnell. Gewiß, er war in Paris gewesen und kannte es. Sie hatte dies auch offenbar mit ihrer Frage in Erfahrung bringen wollen, denn sie faßte seine Hand, daß es ihn aus ihren schmalen Fingern mit einer lieblichen Wärme durchströmte, und stieß einen höchst vergnügten Laut aus, der die Alte jedoch im Gegentheil höchlichst zu verdrießen schien, denn sie krabbelte vom Teppich in die Höh' und wiederholte noch einmal, allein jetzt mehr in der Art eines knurrenden Thiers, ihre gastronomischen Anforderungen. Gerwin Schallböck ward sich dadurch jetzt plötzlich seiner für heut' übernommenen Kellnerpflichten bewußt und eilte davon, um diesen nachzukommen. Doch er mußte auf der Treppe einen Augenblick inne halten, denn ihm war's auf einmal im Kopf, als ob er heut' Abend bereits, ohne eine Ahnung davon zu besitzen, die nämliche Quantität rothen Veltliners zu sich genommen, mit der Gunzel Spechthuber sich bei Lebzeiten im „Krummen Schenkel" über die Unvollkommenheiten des Erden- und selbst des beglücktesten Lebens hinweg zu täuschen für Mannespflicht hielt.

* * *

Gerwin Schallböck ging so sehr in dem Pflichtgefühl für seine heutabendliche Obliegenheit auf, daß er sich nicht damit begnügte, drunten Anordnungen für die Abendmahlzeit der beiden Fremden zu ertheilen, sondern es für geboten achtete,

sich selbst noch einmal von der Zufriedenheit derselben, respective dem Gegentheil bezüglich der hinausgesandten Speisen und Getränke zu überzeugen. Er betraf, als er diesen Pflichtgang unternahm, die für ihn namenlose Alte bei der vollsten Thätigkeit des Kauens, einer Arbeit, die ihm Gelegenheit verschaffte, sich an der kirschrothen Farbe ihres im übrigen auffällig conservirten Gebisses zu entsetzen. Der Anblick hatte jedoch das Gute, eine dunkle ethnographische Erinnerung in ihm zu wecken, daß gewisse ostasiatische Völkerschaften sich in ähnlicher Weise, wie die europäischen des Tabaks, eines Lieblingsmittels zur Verschlechterung ihrer Zähne bedienen, nur daß die rothe Consequenz des Betelkauens immerhin an Geschmackwidrigkeit noch der Braunfärbung durch Cigarren und Pfeifen den Rang abläuft. Allein als Folge dieser Reminiscenz, mit Kleidung und Erscheinung Sanhita's zusammengehalten, erhellte sich die dunkle Frage nach dem Woher der beiden ungewöhnlichen Gäste in Gerwin Schallböck's Kopfe wenigstens so weit, daß seine Gedanken ihnen ihre Heimath irgendwo zwischen dem 90. und 130. Längengrade östlich von Ferro, d. h. für den weniger exacten Geographen in der Gegend von Hindostan, Ceilon, Pegu, Siam oder Anam anzuweisen befähigt wurden.

Hierin täuschte sich denn auch Gerwin Schallböck ebensowenig als Herr Dankmar Rumpelmeier es ungefähr gleichzeitig in seiner Annahme that, denn es waren noch kaum zwei Monate verflossen, seitdem Sanhita die außerordentlich zierlich aus Bambusstäben geflochtene Hütte, in der sie bis zu ihrem dreizehnten Jahre aufgewachsen, verlassen hatte und dem Geheiß, das sie nach Paris berief, bereitwillig Folge leistend, einige hundert Meilen den Ganges herabgeschwommen war, um von ihrer achtsamen und sprachkundigen Begleiterin in Calcutta ohne Aufenthalt auf das sofort in See stechende Schiff der englischen Ueberlandpost befördert zu werden. Jetzt aber saß diese weniger herzgewinnende als ehrbare Duenna neben ihr im Staatszimmer des „Krummen Schenkels", hatte sich wieder auf den Teppich gekauert, die Schüsseln vom Tisch zu sich genommen und bediente sich geschäftig ihrer Finger als Eßapparate, trank jedoch nicht dazu, sondern warf nur ab und zu einen mißtrauischen Blick auf die vor ihr stehende unberührte Flasche mit rothem Veltliner. Sanhita dagegen war mit ihrer Mahlzeit bereits fertig. Sie hatte nur wie ein Vogel hie und da etwas angepickt, vermuthlich Alles unschmackhaft befunden und lag wieder, ohne indeß im geringsten an ihrer vergnüglichen Stimmung eingebüßt zu haben, ausgestreckt auf dem Divan. Eine Minute, nachdem Gerwin Schallböck wieder eingetreten war, verging schweigend, dann articulirte die Alte, auf die Flasche deutend: „Wa—sser."

Sanhita machte, von ihr unbemerkt, ein Zeichen, das der junge Mann anfänglich nicht begriff. Sie wiederholte es, indem sie die Geberde des Trinkens dazu nachahmte, den Kopf taumelnd leise hin und her wackeln ließ und ihn langsam mit geschlossenen Augen schläfrig zurücklehnte. Sie trug dadurch ein plötzliches Licht in den Gerwin's, der sofort das Gemach wieder verließ und drunten im Schenkzimmer eine sonderbarliche Mischung veranstaltete, die, wenn Zeugen zugegen gewesen wären, ihnen muthmaßlich bedenkliche Anschauungen über seine Zurechnungsfähigkeit eingeflößt haben würde. Er schüttete nämlich eine Flasche halb voll Wasser und füllte die verbleibende Leere mit einer ebenfalls wasserhellen Flüssigkeit, die jedoch nicht dem Brunnen, sondern einer dickbäuchigen Bouteille entstammte, mit der auch Gunzel Spechthuber dereinst öfter, als es für die Dauerhaftigkeit seines Lebensfadens ersprießlich gewesen sein mochte, zu liebäugeln gepflegt hatte. Dann nahm er das Ganze, kehrte damit an seinen Ausgangspunkt zurück und stellte die Flasche vor die Alte hin. Diese hielt sie prüfend gegen das Licht, setzte den Hals derselben an die Lippen, trank einen durstigen Zug hinunter, setzte diesmal durchaus nicht mißvergnügt, aber kopfschüttelnd wieder ab, deutete auf das Gefäß und repetirte fragend: „Wa—sser?"

„Derart ist alles Wasser in unserm Lande," verdolmetschte der junge Chemiker sich selbst zuvorkommend. Die Alte hatte ihn verstanden, nickte befriedigt, trank abermals, und der Ausdruck ihres Gesichts besagte: „Das Wasser in diesem Lande ist gut."

Ihr Durst schien so groß zu sein wie

die Rastlosigkeit des Tactirstocks Constantin Zwergel's, dessen Thätigkeit unausgesetzt wie seit Stunden auch hier oben den Boden erzittern ließ. Wie die Handlungen der Menschen sich aber gewöhnlich auf einen größeren Antheilskreis erstrecken, als sie vermuthen, so ahnte auch er nichts von der Doppelwirksamkeit, die sein musikalischer Eifer nicht nur auf europäische Füße im Erdgeschoß, sondern auf mittelasiatische im ersten Stockwerk ausübte; denn er hätte sich an der Stelle Gerwin Schallböck's befinden müssen, damit es ihm unverkennbar geblieben wäre, daß die rosigen Zehen Sanhita's sich schon geraume Zeit lebhaft nach dem Tact der unter seinem Commando volltönig ausgeführten Walzermelodie bewegten. Die Zehen sind ungefähr die antipodisch entgegengesetzten Gliedmaßen der Lippen und so erklärte es sich, daß die letzteren der alten Duenna durch Constantin Zwergel's Eifer auch in entgegengesetzter Art beeinflußt wurden. Sie regten sich nämlich immer weniger und selbst der Betelpfropfen regte ihr Interesse nicht mehr an, sondern fiel aus ihnen auf den Teppich hinunter. Nur ein dunkles Bewußtsein der Wasserflasche vor ihr veranlaßte sie noch ab und zu, eine tastende Handbewegung nach derselben zu machen, allein die letzte derartige Anstrengung hatte sie überzeugt, daß auch diese Bemühung gegenstandslos geworden, insofern das vortreffliche Wasser bis auf den letzten Tropfen erschöpft war, und sie legte den Kopf platt auf den Teppich zurück und schloß die Augen mit der unverkennbaren Absicht, sie fürs erste nicht wieder zu öffnen.

Dies alles war freilich nicht mit der Schnelligkeit des Gedankens geschehen, sondern der Abend mochte sich während dessen wieder fast um ein halbes Stündchen seiner Ablösungsfrist durch den Morgen genähert haben. Gerwin Schallböck erschien jedoch die Periode weit kürzer. Ein ebenfalls unter allen Himmelsstrichen gemeinverständlicher Blick, den Sanhita zuerst auf ihre schläfrig werdende Gefährtin und dann auf ihn geworfen, hatte ihm bedeutet, sich bei passender Gelegenheit den Augen der Alten derartig zu entziehn, als ob er das Zimmer verlassen habe. Gelehrig folgte er dem Wink und verbarg sich hinter einem Vorhang, von wo er, selbst unsichtbar, den Blick auf das gleichgültig in ihrer Lage verharrende Mädchen geheftet hielt. Nur die kleinen Zehen gingen zum Tactirstock Constantin Zwergel's auf und ab.

Nun accompagnirte plötzlich ein tief aufschnarchender Baßton vom Teppich her der Walzermelodie und Sanhita schwang sich wie eine Gazelle von ihrem Lager. Mit vergnügtem Lächeln musterte sie einen Moment die selige Versunkenheit der Alten, huschte vorsichtig auf den Vorhang zu, faßte die Hand des jungen Mannes und zog ihn hervor. Dabei tippte der Finger ihrer andern Hand wieder erst auf seine, dann auf ihre Brust und dann auf den Fußboden hinunter, durch den die Tanzmusik heraufscholl.

Gerwin begriff erst jetzt Zweck und Ziel des Vorgangs der letzten halben Stunde. Einige Secunden freilich stand er zaudernd und nachdenklich, doch dann nickte er schnell und sie ließ ihn los und flog mit einem leisen Ton des Entzückens auf eins der mit Bast umschnürten Colli zu, riß die Umhüllung ab und zog blitzgeschwind eine Anzahl kostbarer, reich gestickter Obergewänder in der Art dessen, das sie trug, hervor. Sie breitete dieselben vor ihm aus und sah ihn bei jedem fragend an, bis ihm eins einen Laut der Bewunderung entlockte. Es war nur weiß von feinstem Caschmir und mit goldenen Lotosblumen überfäet, doch von solcher Pracht, daß er sich nicht entsann, jemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Ihr Auge strahlte wie das eines Kindes, als sie sein Staunen wahrnahm, und sie warf mit einen hastigen Ruck das bisherige Obergewand ab, daß sie nur mit dem faltenlosen, nicht weiter als bis zur Mitte des Körpers reichenden Unterkleide dastand. Gerwin Schallböck befiel es mit so unerwartetem Schreck, daß er unwillkürlich einige Schritte zurückwich. Sie stand in ihrer zauberhaften Schönheit und sah ihn zuerst befremdet, dann ängstlich an, was sie ihm gethan haben könne, da sein Blick sich sichtbarlich mit Scheu von ihr gewandt hatte. Dabei warf sie das kostbare Lotosgewand über, folgte ihm nach und faßte furchtsam bittend wieder nach seiner Hand.

Einen Moment zauderte er, dann traf sein Blick ihr noch immer erstauntes Gesicht und er mußte auflachen. Nun flog auch über ihre Züge wieder ein glückliches

Lächeln, sie hob schnell die kleine Hand empor, streichelte seine Wangen und sagte mit reizendem Ausdruck: „Sanhita". Und fröhlich zog sie ihn auf die nach der Treppe führende Thür zu.

* * *

Nach dem Sprichwort begegnen sich die Geister zuweilen, in diesem Augenblick thaten es die Füße des Orients und des Occidents. Frau Waldburg Spechthuber's Fuß bot keine einzige Parallele zu dem der jungen Hindostanerin. Er verkroch sich zumeist, statt sich unter dem Rock seiner Gebieterin hervorzustrecken, er trug einen Zwickelstrumpf und war schwarz beschuht und war außerdem durchaus nicht von bewunderungswürdiger Kleinheit. Aber allen diesen Verschiedenheiten zum Trotz glich die ihm innewohnende Psyche darin derjenigen in Sanhita's rosigen Kinderzehen, daß Constantin Zwergel's melodiöser Jubiläumsstab die nämliche Wirkung auf beide ausübte. Auch unter dem schwarzen Kleidsaum der jungen Wittwe bewegten die Füße sich unwillkürlich im Tact, und da eine der um sie versammelten guten Frauen gefunden, daß es in dem engen und angefüllten Gemach sehr heiß sei und in Folge dessen für einen Moment, wie sie sagte, die in den Saal führende Thür geöffnet hatte, so fiel Waldburg Spechthuber's gramumflorter Blick geradeswegs auf die sich vorüberdrehenden Tänzer und Tänzerinnen hinaus.

„O du grundbarmherziger Gott!" sagte die an der Thür stehende Frau, „da ist die Braut und der Bräutigam, und mir ist's gerad' wieder, als wär's heut' Abend gewesen, daß ich die Waldburg mit dem Gunzel auf ihrer Hochzeit tanzen gesehen."

Sie schluchzte gotteserbärmlich dazu und veranlaßte die Wittwe dadurch, aufs neue dasselbe zu thun. „O du mein Heiland!" erwiederte diese und sie stand auf, trat ebenfalls an die Thür und blickte mit einem Gesichtsausdruck, der kundthat, daß sie das ingrimmigste Messer der Erinnerung in ihrer Brust wühlen lassen wollte, in den Tanzsaal hinein. Und fügte bitter hinzu: „Ja, gerad' so war's und der Gunzel konnte nicht walzen und trat mir immer auf die Füße und ich mußt' ihn fortschleppen wie'n störriges Kalb."

„Und nachher saß er drüben auf der Bank und trank seelenvergnügt einen Schoppen," ergänzte die Trösterin, „und freute sich, wie Ihr mit dem Amtsschreiber tanztet, Waldburg, denn er sagte, er gönne es ihm lieber als sich selbst. Ach, er war so gut und hatte den Amtsschreiber so gern und freute sich so von Herzen —"

„Sagte er das? Ach ja, er war gut," schluchzte die junge Wittwe, „so gut, wie der Amtsschreiber tanzte."

„Und da ist der Amtsschreiber auch, gerad' wie damals in demselben Rock und ist noch lebendig —"

Die Thränen stürzten der guten Frau aus beiden Augen. „Wo?" fragte Waldburg Spechthuber, schmerzlich den Kopf vorbiegend.

„Wie würde Euer Seliger sich freuen und vergnügt bei seinem Schoppen in der Ecke sitzen, wenn er Euch heut' wieder mit ihm herumtanzen sehen könnte, Waldburg."

„Glaubt Ihr, daß es ihm ein Trost wäre, wenn er es wissen könnte?" fragte die Angeredete und strich mit den Handflächen ihr Haar vom Scheitel an die Schläfen hinunter.

* * *

Jakob Morelli mußte das Doppelpunktum, das er zuvor gemacht, wieder ausradirt haben, denn gerade als es vom Stadthurm die zehnte Abendstunde schlug, trat seine Tochter aus der Hausthür des „Kleeblatts", ohne von seiner Seite mehr erfolgende Widerrede auf die Straße hinaus. Es war eine mondlose, nur kaum vom ungewissesten Sternlicht durchflimmerte, dunkle Sommernacht, aber so lauwarm, daß Gertrud Morelli in ihrer leichten Balltoilette auch nicht der leiseste Schauer überlief. Doch sie stellte heut' keinerlei siebzehnjährige Betrachtungen, weder über die Köstlichkeit der Nachtluft, noch über das Funkeln der Gestirne an, sondern huschte behend, wie ein Frettchen auf der Mäusejagd, zum Lichterglanz des „Krummen Schenkels" hinüber.

Es giebt ein Stadium, in welchem das Gemüth des Menschen die Fähigkeit erlangt, auch das Absonderlichste als eine

begreifliche Erscheinung aufzunehmen, und diesen Höhepunkt hatte die im Tanzsaal versammelte Gesellschaft durch den Eifer Constantin Zwergel's und die Güte der Getränke Schallböck's senior in dem Augenblick erreicht, als die jüngsthinzukommende Tanzeslustige eintraf. Es erschien Niemandem mehr auffällig, daß der Amtsschreiber der Stadt bereits seit einer Viertelstunde Frau Waldburg Spechthuber im Walzertact und mit fliegenden Röcken herumschwenkte, und wenn das schwarze Paar nicht etwas verwunderlich sich von der hellfarbigen Umgebung abgehoben hätte, würde es auch Gertrud Morelli's Aufmerksamkeit kaum auf sich gezogen haben. Jedenfalls befand sie sich nicht in der Empfindungs- und Gedankenstimmung, auch darüber irgendwelche Betrachtungen anzustellen, sondern sagte, da sie bei ihrem Eintritt zufällig neben die athemschöpfende junge Wittwe zu stehen kam, völlig gedankenlos: „Grüß' Gott, Waldburg! Ich hab' gehört, Euer Mann ist gestorben, 's hat mir aufrichtig leid gethan. Ich kenn's nicht, aber ich denk's mir, so was muß kaum zum Tragen sein."

Waldburg Spechthuber trocknete sich mit einem Taschentuch die Stirn und die glühenden Backen. „Ich wünsch's Euch zur Mutter Gott's, daß Ihr's nie kennen lernen mögt, Jungfer Gertrud," versetzte sie, „man kann's auch net tragen, es geht net. Wenn der Herr Amtsschreiber mich nicht aus der alten Freundschaft für den Gunzel aufrecht hielt', so könnt' ich's gar net."

Ein plötzlicher Schwächeanfall, der sie überkam und zwang, sich mit verdoppeltem Stützbedürfnisse auf den ziemlich dürren, doch wie es schien durch ausdauernde Fingerthätigkeit sehnig gestählten Arm des Genannten zu lehnen, lieferte den redendsten Belag zu ihren Worten. Allein gleichzeitig war auch die Pause beendigt, welche die dira necessitas der Erdendinge selbst den tanzlustigsten Beinen und sogar Constantin Zwergel's Handgelenk auferlegt gehabt, und ehe Gertrud Morelli sich noch nach der Sprecherin neben sich umzusehen vermochte, war diese bereits, von der alten Freundschaft des Amtsschreibers für ihren Mann aufrecht erhalten, mit ihm im Galopp im choreographischen Sinne des Wortes verschwunden. Statt dessen aber erblickte Gertrud durch die vor ihr entstandene Lücke etwas, wobei ihr nach einigen Minuten die eignen Sinne im wörtlichsten Sinne still zu stehen anfingen.

Dies Etwas, ungefähr in der Mitte des Saales befindlich, bestand aus schwarzem Haar und weißer Gewandung, ganz entblößten Armen und Alles überzitterndem und durch einander wirrendem Goldglanz. Sanhita war's, die in jeder Hand des reizvoll aufgebogenen Arms eine die Mitte zwischen einem Tympanum und Castagnetten haltende Goldscheibenklapper trug und, damit den Tact der vom Orchester herabfliegenden Melodie verstärkend, sich nach demselben in eigenthümlichem, bald langsamerem und bald schnellerem Tanz bewegte. Sie that es mit freudestrahlendem Gesicht, unermüdlichem Eifer, abwechselnd ernst, lächelnd, geschlossenen und weit geöffneten Auges, immer wie ein märchenhaftes, von blüthenduftigem Sommernachtstraum heraufgegaukeltes Zauberbild, doch immer auch allein. Nur hin und wieder einmal faßte sie leise mit den Fingerspitzen die Hand ihres ihr gegenüber befindlichen, aber fast sie nur regungslos bewundernden Tänzers und schwebte wie eine goldgesäumte Sommerwolke hauchgetragen an ihm vorbei.

Die Hochzeitsgesellschaft hatte, wie gesagt, das neidenswerthe Stadium erreicht, in dem ihr nichts und deshalb auch diese Tänzerin nicht mehr unbegreiflich erschien. Eine Weile lang war das Staunen ein durchaus gegenseitiges gewesen; das nicht nur beschuhte, sondern auch behandschuhte Europa hatte das barfüßige und bloßarmige Asien angestarrt und Sanhita nicht minder verwundert auf ihre occidentalischen Colleginnen geblickt, die von den Armen ihrer Tänzer umschlungen und diese wieder umschlingend an ihr vorüberrasten, als ob — die Hindostanerin blickte jedem Paare erwartungsvoll nach, was Zweck und Ziel dieser verstrickenden Umarmung sein möge? Alle Augen ruhten selbstverständlich auch eine Weile auf ihr und alle Lippen fragten gleichzeitig einmal nach ihr — aber dann behauptete das Stadium sein Recht und es gab für Jeden, wenn nicht immer objectiv interessantere, doch subjectiv näherliegende Gegenstände der Aufmerksamkeit. Es gab diese in reciproker Weise auch für Jede und schließlich für Sanhita ebenfalls und zwar für diese in dem offenbar lang

entbehrten Vergnügen des Tanzes selbst, dem sie sich bald um ihre Umgebung unbekümmert überließ, als ob aus Constantin Zwergel's Tactirstock das Gemurmel des Ganges herabfließe und die Wände des „Krummen Schenkels“ aus mondbeglänzten Palmen, Bambus und Mangoblättern beständen.

Nur Gertrud Morelli befand sich noch nicht auf dem klassischen Standpunkt des nil admirari. Sie staunte und fuhr sich mit der Hand über die Augen, ob es kein Gaukelspiel ihrer, obwohl sie noch keinen Fuß zum Tanz angesetzt, doch bereits, sie wußte selbst nicht aus welchem Grunde, etwas erregten Sinne sei. Allein es blieb und that dies, denn weshalb nicht, eigentlich zu Gertrud's Freude. Es war ein Bild von so wundersamer, fremdartiger Schönheit, daß sie es gern, sehr gern betrachtete.

Plötzlich jedoch schoß der Tochter des Signor Jakob Morelli wie es schien der ganze Blutvorrath ihrer Herzkammern auf einmal ins Gesicht. Und zwar that es dies in dem Moment, als sie zum ersten Mal bemerkte, daß der Gegenstand ihrer stummen Bewunderung einen freilich ausnehmend passiven Mittänzer besitze, dessen Hand die Fremde in diesem Moment erfaßte, und mit selig lächelndem Ausdruck ihre Augen in die seinen tauchend an ihm vorüberschwebte.

Dieser in seiner heutabendlichen Kunstleistung noch etwas unbewanderte und ungeschickte Mittänzer war, wie es sich ziemlich von selbst verstand, der docteur en chimie, zukünftige Bierbrauer oder Abgesandte des eventuellen Beherschers der französischen Nation Gerwin Schallböck. Wie seine diplomatischen Pflichten es erforderten, verwandte er kein Auge von der zukünftigen Göttin der Vernunft, die bereits über die seinige jene wünschenswerthe Herrschaft gewonnen zu haben schien, für deren Ausdehnung auf ganz Frankreich sie von dem Bambuskäfig ihrer Heimath die Federn ihres bezaubernden Fittigs ausgebreitet hatte. Wenigstens besaß der junge Mann offenbar augenblicklich von der Anwesenheit einer in der Zukunft noch bedeutungsvoller in die Weltgeschichte eingreifenden Persönlichkeit keine Ahnung und vernachlässigte diese andere Obliegenheit seiner Mission in unverantwortlichster Weise.

Es zeigte sich, daß nicht nur Demoiselle Gertrud Morelli dieser Ansicht war, sondern daß auch Herr Dankmar Rumpelmeier dieselbe theilte. Sie traf diesen, als die Hitze des Saales ihr so unerträglich zu werden schien, daß sie bei längerem Verweilen einen Schlaganfall oder ein Zerspringen des Herzens — welche pathologische Eventualität näher liege, wußte sie sich nicht anzugeben — befürchten müsse, in tiefe Nachdenklichkeit versenkt, auf dem Flur, und mit äußerst geröthetem Gesicht flog sie auf ihn zu und fragte ihn, ob er wisse, wer die sonderbare Fremde drinnen sei?

Der Magister machte ihr eine tiefe Verbeugung und versetzte, daß er es sich zur Ehre anrechne, von ihr angesprochen zu werden. „Ob ich weiß, Demoiselle Morelli? In der That, ich glaube, Einer der Wenigen zu sein, die Kunde davon besitzen, doch es wird nicht allzuviele Zeit bis zu dem Moment verrinnen, in dem auch Sie dieser Kenntniß theilhaftig sein werden.“

Das Jungfräulein sah ihn unruhig an. „Welcher Kenntniß?“ Aber sie hatte noch eine andere Frage auf der Zunge, die ihr schwerer zu formuliren ward. „Ist der, welcher mit ihr — ich meine mit der Fremden — augenblicklich tanzt — ist das nicht, mir kommt's als ob ich ihn wieder erkenne — der Sohn des Herrn Schallböck hier im Hause?“

„Sie täuschen sich nicht, Demoiselle Morelli,“ versetzte der Gefragte ernst, „es ist Monsieur Gervain Schallböck, der aus Paris hier eingetroffen. Ich vermuthe mit Grund, daß er der von Ihnen erwähnten Dame gegenüber Verpflichtungen besitzt —“

„Das wäre ja abscheulich!“ stieß Gertrud Morelli aus.

Dankmar Rumpelmeier sah ohne jegliches Erstaunen, doch nachdenklich in ihr plötzlich noch voller als zuvor im Saal aufglühendes Gesicht, dann entgegnete er mit Nachdruck:

„Ich begreife Ihren Unwillen bei dieser Erkenntniß, Demoiselle, aber wir und selbst Sie können dies nicht mehr ändern. Es ist eine Vorherbestimmung und muß sich vollziehen. Doch Monsieur Gervain wird Ihnen sagen —“

„Er ist sehr beschäftigt und wird mir

nichts sagen," fiel das Mädchen bitter ein, „und außerdem danke ich für das, was er mir sagen könnte!"

„Sie sind allerdings zu dieser Bitterkeit nicht unberechtigt, Demoiselle," erwiederte der Gelehrte mit ernster Zustimmung, „aber ich bitte Sie dringend, Ihre Worte und Ihr Thun vorher reiflich zu erwägen. Verstatten Sie mir, nichts hinzuzufügen als das Eine: Wenn Sie seine Werbung ablehnen, so haben Sie entschieden und vielleicht bringt keine Zukunft diesen Abend zurück. Wenn Sie sich in den Garten begeben wollen, es wird dort Ruhe herrschen; ich gehe, es ihm mitzutheilen, daß Sie dort sind, Demoiselle, und ihn zu mahnen."

Und Dankmar Rumpelmeier begab sich, ohne Antwort abzuwarten, mit großen Schritten in den Saal hinein.

* * *

Gertrud Morelli ging in den Garten, aber der Blick, den sie dem Magister nachwarf, besagte nicht, daß sie es aus übermäßiger Hochachtung vor der Eindringlichkeit seiner Vernunftgründe thue. Im Gegentheil schüttelte sie den Kopf in einer Weise, welche errathen ließ, daß ihre abendliche Ansicht über Herrn Dankmar Rumpelmeier mit der nachmittägigen Gerwin Schallböck's ziemlich genau zusammentreffe, eine Uebereinstimmung, von der sie zum Glück keine Ahnung besaß, da ihre gegenwärtige Gemüthsverfassung sonst im Stande gewesen wäre, nur aus Widerspruchsgeist sich auf das Gegentheil festzusteifen und ihre Gedanken dadurch in noch ärgere Confusion zu bringen, als in der sie sich bereits vollständig ausreichend befanden. Der weltgeschickskundige Gelehrte jedoch begab sich, sowohl seiner Zusage gemäß als von eignem historisch-politischen Antriebe geleitet, sofort in den Saal und schritt auf den die eine Hälfte seiner diplomatischen Mission, wie es schien, unverzeihlich zu Gunsten der anderen vernachlässigenden Sohn des Hauses zu.

„Monsieur Gervain —" sagte er, inmitten der Tanzenden respectvoll den Arm des jungen Mannes berührend.

Dieser drehte seine Augen einen Moment von seinem märchenhaften vis-à-vis ab. „Wie? Was giebt's?"

„Es befindet sich eine junge Dame im Garten —"

„Die mich zu sprechen wünscht?" fiel Gerwin Schallböck schnell ein.

Dankmar Rumpelmeier verneinte auf das entschiedenste mit dem Kopf. „Ich habe das nicht gesagt und verwahre mich durchaus dagegen, jetzt und später, irgend einer derartigen Muthmaßung Ausdruck geliehen zu haben. Pardonnez-moi, monsieur, ich glaubte nur vielleicht in Ihnen eine zeitgemäße Erinnerung dadurch zu wecken, daß ich Ihnen von der Anwesenheit der Demoiselle Morelli im Garten Mittheilung machte."

Der Magister sagte es mit äußerst reservirtem Gesicht und schien nichts davon wahrzunehmen, daß sich die Züge des angehenden jungen Bierbrauers plötzlich lebhaft rötheten. „Eine zeitgemäße Erinnerung —" wiederholte der Letztere, „die Gertrud — Sie haben Recht, ich sah sie noch gar nicht, und man könnte sagen, daß sie ebenfalls ein gewisses Recht besitze —"

„Aha, daß sie ebenfalls ein gewisses Recht besitze!" sprach Herr Dankmar Rumpelmeier mit bedeutungsvollem Lächeln vor sich hin nach, indem sein Blick dem etwas verwirrt durch die Menge auf die Thür Zuschreitenden folgte. „Die Jugend ist die thatkräftige Vermittlerin der in der Weltordnung vorgesehenen Dinge, aber man sage nicht, daß sie weiseren Alters zu entbehren vermag, um sie im richtigen Momente durch ein weises Ueberwachen zu lenken. Et hoc meminisse juvabit."

Gedankenschwer, doch mit freudigem Ausdruck blickte er auf, sein in die Tiefe kommender Geschicke getauchtes Auge an dem Anblick der sich unter den Kindern Europa's offenbar für ihren Beruf vorbereitenden Göttin der Vernunft zu letzen, allein sie mußte sich in einen Winkel zurückgezogen haben, wo die vorüberwirbelnden Paare sie verdeckten, denn sie stand ihm nicht mehr gegenüber und war nirgendwo mehr zu entdecken.

* * *

Ueber dem sich bis ans offene Feld hinausziehenden, buschreichen Garten des „Krummen Schenkels" lag köstlichster Sommernachtsduft, aber trotzdem zogen

alle Gäste des genannten Gasthauses heut' die qualmende und staubige Hitze des Saales vor und Gerwin Schallböck, der langsam durch die gewundenen Gänge hinschritt, traf kein menschliches Wesen auf seiner Wanderung an. Es raschelte wohl hier und da im Gezweig wie vom leisen Flattern eines aufwachenden Vogels, ein Igel oder ein anderer nächtlicher Vierfüßler mochte am Boden seinen Vergnügungen nachgehen, hielt lauschend inne und brach sich seine Bahn weiter, doch zu sehen war nichts, nicht einmal der Weg unter den Füßen und selbst die gegen den Himmel aufsteigenden Gesträuchspitzen erschienen fast nur dann wahrnehmbar, wenn sie dem Auge eine Handvoll Gestirne entzogen.

Gerwin schlenderte durch das Dunkel, er wußte nicht recht warum und wozu. Die reine Luft war nach der drinnen herrschenden Staubatmosphäre unfraglich recht erquicklich, auch die Stille that dem Dröhnen des Bodens und der rastlosen Thätigkeit Constantin Zwergel's gegenüber wohl. Aber eigentlich gab das alles doch noch keinen plausiblen Grund ab.

„Eine zeitgemäße Erinnerung," hatte der alte Magister in seiner curiosen Manier gesagt. Ja, das Hauptwort ließ sich allerdings nicht bestreiten, es stimmte, wie man zu sagen pflegt. Erinnerung war hier im Grunde Alles und trotz der gegenwärtigen Finsterniß lag jeder Rasenplatz, jeder Busch und Baum da, als ob die hellste Mittagssonne sie bescheine. Auf diesem hier wuchsen unzweifelhaft Kirschen, wie sie es vor fünf Jahren auch gethan, als er droben in den Aesten saß und die reifsten in Gertrud Morelli's drunten umgekehrt hinaufgehaltenen breiten Strohhut niederwarf. Eine traf sie ungeschickt grade auf die Stirn und er flog erschreckt vom Baum herunter, weil es aussah, als ob ihr Blut übers Gesicht riesele. Sie lachte freilich, denn es war nur das Blut der großen Kirsche, aber es war ihr in eins ihrer blauen Augen geflossen, daß sie das Lid nicht heben konnte, und es befiel ihn doch mit einer ängstlichen Vorstellung, als könne der Saft dem Auge schädlich sein, so daß er schnell ihr Gesicht zwischen seine Hände nahm und die gefährliche Flüssigkeit von der bedrohten Wimper mit den Lippen forttrank. Nun konnte sie jene wieder heben, sah zu ihm auf und gottlob das Auge war so vergißmeinnichtblau und fast noch glänzender denn je.

Ja, Erinnerung, nicht nur jahrelang, beinahe unvordenklich, aus jedem Sonntag, sondern ebensowohl im Dunkel, wie es jetzt über Allem lag. Da stand der große Bär am Himmel, wie er es seit frühesten Kindertagen von jeher gethan. Natürlich sah Gerwin Schallböck die blauen Augen, die neben den seinen zu dem sonderbaren Sternengeschöpf aufblickten, in der Lichtlosigkeit nicht, aber er wußte trotzdem genau, wie sie aussahen, ja er fühlte es gewissermaßen an der Wärme der kleinen Hand, welche die seinige hielt.

War's nicht an dem Abend gewesen, ehe er die Stadt verließ, um in die fremde Welt hinauszugehen? Ganz recht, oftmals auch schon zuvor, aber an dem Abend zum letzten Mal.

Erinnerung, ja gewiß. Doch „zeitgemäß"? Warum zeitgemäß?

Der Magister hatte doch Recht, freilich wußte er es schwerlich. Aber es fiel Gerwin plötzlich ein, daß Gertrud Morelli an jenem Abend gesagt hatte, als sie den großen Bären zum letzten Mal betrachteten: „Ob er wohl auch noch ebenso dasteht, wenn du wiederkommst, Gerwin?"

„Wenn unsere Augen ihn dann noch ebenso ansehen, gewiß!" hatte der angehende Physiker und Chemiker lachend erwiedert, allein die Fragstellerin fiel schnell ein:

„Das ist gar nicht zum Lachen!" und er mußte nach ihrer Hand greifen, um sie fest zu halten, da sie sich aus der seinen fortzog.

Das war also heute, denn heut' war er wiedergekommen. Er sah auf — ja, genau so, am nämlichen Fleck stand der große Bär noch am Himmel, er mußte ihn nach seiner eigenen Doctrin also wohl auch mit den nämlichen Augen noch ansehen.

Was Erinnerung nicht thut! Plötzlich war's ihm sogar, als fühle er nicht eins, sondern zwei warme Händchen in den seinen, die er gehascht und fest umschlossen hielt, damit sie ihm nicht zum zweiten Mal entwischten.

* * *

Es war dies einer jener Irrthümer oder eine jener Täuschungen des sensitiven

Nervenapparates, für welche die Physiologen weniger eine befriedigende Erklärung als zahlreiche Belege ihres Vorkommens abzugeben vermögen, denn er befand sich noch immer wie zuvor ganz allein in dem Garten und wie er die Augen von dem großen Bären abwandte, zerging die ganze Phantasmagorie desselben wesenlos um ihn her. Solchen Gespinnsten und Gespenstern gegenüber aber heißt eine alte Vorschrift, ein Lied zu trällern oder zu pfeifen, und das that Gerwin Schallböck auch instinktiv und wanderte damit weiter, mechanisch weiter in die Finsterniß hinein. Wie sich jedoch Leuten, die sich langjährig in einem fremdzüngigen Lande aufgehalten, wenn sie sich sonst auch ihre Nationalität völlig bewahren, für eine Weile die Melodien desselben gern auf die Lippen zu schleichen pflegen, so war das Lied, das er trällerte, unwillkürlich ein französisches und besaß muthmaßlich einen sehr ehrbaren, vielleicht sogar äußerst elegischen Inhalt, doch nach seines Vaterlandes Art eine durchaus leichtlebige und vergnügliche Melodie. Und mit ihr auf den Lippen ging er etwa noch zwanzig Schritte vorwärts, als er um eine Ecke biegend plötzlich einen weißen Schimmer dicht vor sich gewahrte.

Dieser ragte ungefähr in Menschenhöhe vom Boden auf und hatte in dem einsamen Dunkel offenbar noch mehr Gespenstisches an sich als die vorherige Phantasmagorie und demgemäß fing auch das Herz des jungen Mannes mit einem Male heftig an zu klopfen. Doch er griff schnell zu dem erprobten Mittel, dieser Aeußerung innerer Unruhe durch den Klang der Stimme zu begegnen, und sagte fragenden Tones:

„Gertrud — vielleicht Gertrud Morelli?"

Erinnerungen haben unter anderen auch die Eigenschaft an sich, von wunderbar heikler Natur zu sein. Sie sind, obwohl gemeiniglich von Alles bewältigender Kraft, doch unter Umständen ebenso leicht empfindlich, reiz- und verstimmbar durch anscheinend geringfügige Dinge. Sie besitzen deßhalb vermuthlich auch einen weiblichen Artikel und sind überhaupt ein Artikel, der genau so behandelt werden will, wie er sich einmal vorgestellt, daß es ihm von Rechtswegen zukomme. In diesem Falle aber schien dies letztere Verlangen nicht ganz erfüllt zu sein — mochte es etwa eine Incongruenz zwischen sich und der französisch-leichtlebigen Melodie gefunden haben oder bereits an einer sonstigen Mißanwandlung leiden, denn es antwortete eine ausnehmend gleichgültige Stimme aus dem Dunkel:

„Wer sind Sie, mein Herr? Kann man auch hier im Garten nicht unbelästigt sein?"

Daß es Gertrud Morelli's Stimme sei, konnte der junge Doctor eidlich erhärten. Er hatte sich manchmal in einer Gesellschaft plötzlich umgedreht, weil er aus irgend einem Mädchenmunde eine Aehnlichkeit mit derselben zu vernehmen glaubte. Allein in diesem Augenblick empfand er deutlich, wie sehr er sich jedesmal getäuscht, diesen Klang hatte auf der Welt nur die Stimme Gertrud Morelli's selbst.

Doch, wenn er dies wieder so genau wie nur je wußte — hatte denn die seinige sich dergestalt verändert, daß sie ihr unkenntlich geworden? Er hatte Grund, davon betroffen zu sein, und sagte, unwillkürlich etwas stotternd:

„Erkennst du mich denn nicht, Gertrud? Gerwin —"

„So, Herr Schallböck? Sind Sie zurückgekommen? Ich glaube, Sie waren lange fort von hier," fiel Herrn Jakob Morelli's Tochter ihm in's Wort.

Der junge Mann streckte instinctiv die Hand aus, ob ihm ein paar kalte Regentropfen ins Gesicht geflogen seien. Nein, so dunkel es war, es blieb doch erkennbar, daß der Himmel keine Wolke unter sich trug, und der große Bär glänzte, ihm schien's, fast noch funkelnder als zuvor.

Das Fragen ist manchmal viel leichter als das Antworten, vorzüglich als eine kluge Antwort, und besonders, wenn man über eine solche nachzudenken anfängt und doch auch nicht zu lange mit der Erwiederung zögern will. Gewöhnlich fällt die letztere dann ganz anders aus, als man sie eigentlich beabsichtigt hatte, und Gerwin Schallböck entgegnete:

„Allerdings bin ich zurückgekommen, ich bin heute von Paris zurückgekommen."

„So? Haben Sie angenehme Reisegesellschaft gehabt?"

„Ich danke, ich bin zufrieden —"

„Nun, mehr kann man nicht verlangen, ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen, Herr Schallböck."

Es war eine äußerst anmuthige und gebildete Conversation, die auf beiden Seiten gleich viel gesellschaftlichen Tact bekundete, dem Demoiselle Gertrud obendrein dadurch die Krone aufsetzte, daß sie ein feines Schicklichkeitsgefühl für die Zeitdauer einer derartigen Unterredung unter vier Augen an den Tag legte und gleichzeitig mit ihren letzten Worten sich — nach der Form, in welcher der weiße Schimmer erschien, mit einer Verneigung — sich an dem jungen Doctor vorüberbewegte. Dieser machte unwillkürlich ebenfalls eine Bewegung und zwar die eines sich ausstreckenden Armes mit einer unsicher nach etwas vortastenden Hand, allein Gertrud Morelli setzte ihren eingeschlagenen Weg fort, ohne es wahrzunehmen, denn in dem tiefem Nachtdunkel reichte das alleinige Strahlengefunkel des großen Bären keineswegs aus, über die Absichten jener Hand zur Klarheit gelangen zu lassen.

* * *

Der Magister Herr Dankmar Rumpelmeier würde, wenn er Ohrenzeuge der soeben stattgehabten Unterhaltung gewesen wäre, die Feinheit derselben unfraglich am meisten bewundert und ihren tief versteckten Sinn bis in die leiseste Nuance hinein ergründet haben. Die durch Gerwin Schallböck repräsentirte jüngere diplomatische Schule dagegen stand, ihrem in Alles eingeweihten Botschaftscharakter zum Trotz — um ein, freilich für solche Persönlichkeit höchst unpassendes, doch in diesem Falle einzig bezeichnendes und erschöpfendes Gleichniß zu gebrauchen — wie ein dummer Junge da und sah dem verschwindenden weißen Schimmer wortlos nach.

Was hatte sich denn eigentlich eben da vor ihm zugetragen? Völlig räthselhaft war's ihm, total unbegreiflich. Er hatte doch selbst den spöttischen, lachlustigen, irrlichternden Kohlenaugen einer Pariser Grisette gegenüber nie für blöde und täppisch gegolten — war er denn heut' plötzlich zu einem vollendeten Dummkopf geworden, dessen Verstand, Witz, Antwortsfähigkeit vor einem siebzehnjährigen Mädchen in einer kleinen deutschen Provinzialstadt, vor einer ehemaligen Spielkameradin, vor einem Dinge, das er als ein Kind verlassen, still stand?

Diese Frage erschien wohl geeignet, ihm alles Blut ebenso siedend in die Schläfen zu jagen, als zuvor die Hitze im Tanzsaal es Gertrud Morelli gethan, und daß bei der plötzlichen Erkenntniß, einem Dummkopfe anzugehören, das Herz ebenfalls in klopfende Aufregung zu gerathen vermag, dürfte gleich volle Berechtigung in sich tragen. Selbst die Melodie, die er vorher geträllert, konnte Gerwin, so heftig ihn ein innerer, widerspenstiger Trieb sie zu suchen anstachelte, schlechterdings nicht wiederfinden, und ihm blieb nichts Anderes übrig, als, nachdem er noch eine Weile sehr zwecklos auf dem nämlichen Fleck stehen geblieben, seine Füße zu veranlassen, den Weg, den sie hergemacht, wieder ebenso zurückzuwandern. Wie er sich noch einmal dabei nach dem großen Bären drehte und ein höchst zweideutiges Compliment dazu murmelte, das wie „alter Esel!" klang, ohne indeß irgend eine bestimmte Adresse dafür anzugeben, war's ihm plötzlich, als ob seitwärts von ihm der weiße Schimmer in ziemlicher Nähe, doch anderer Richtung, als er sich entfernt gehabt, wieder auftauche. Ehe er es selbst wußte, hatte er: „Gertrud!" gerufen und war darauf zugelaufen, doch der Schimmer zerrann in nichts und nur ein leichtes Rascheln im Gesträuch war die Antwort irgend eines auf nächtlichen Abenteuern befindlichen und muthmaßlich seiner Nichtzutrittsberechtigung im Garten des „Krummen Schenkels" sich deutlich bewußten Vierfüßlers.

* * *

Und nun gerade ging Demoiselle Gertrud Morelli in den Tanzsaal zurück, nun gerade! Sie wollte auch tanzen, denn sie war ja zu diesem Behuf, nicht ohne Schwierigkeiten überwinden zu müssen, hierher gekommen, und sie warf nur, ehe sie sich diesem Zweck ganz hingab, noch einmal mechanisch einen Blick über die Reihen nach der vorher in so sonderbar unerwarteter Weise vor ihr aufgetauchten Gestalt des fremden Mädchens. Allein sie entdeckte dies ebensowenig, als Herr Dankmar

Rumpelmeier es zu thun vermocht, alle übrigen Gäste waren vollzählig vorhanden, nur die Fremde und der Sohn des Hauses fehlten. Gertrud biß ihre kleinen Zähne eine Secunde lang fest auf die Unterlippe, als ob darin ein Palliativmittel gegen irgend etwas, um jeden Preis zu Vermeidendes bestehe, und antwortete dann schleunig: „Ja" zu der Frage eines an sie herantretenden galanten jungen Städters, der sie sofort mit seinen Armen umfing und nach den Intentionen Constantin Zwergel's vielbeneidet aus einer Ecke des Saales stürmischen Entzückens voll zur andern fortschwenkte.

Als Gertrud die erste Ruhestation wieder erreicht hatte und diesmal zufällig aufsah, befand sich die vorher vergeblich Gesuchte unfern vor ihr. Sie mußte den Blick jedoch sofort wieder abwenden, denn auch das Auge der Fremden haftete mit großem, erstauntem Ausdruck auf ihr, und that's noch, wie Gertrud's Blick nach einer Weile zurückkehrte, ja es schien ihr, als habe jene nicht nur mit den reizendsten Lippen von der Welt gelächelt, sondern als ob ihr, Gertrud Morelli, dies Lächeln gegolten.

Daß darin eine bis über alle Grenzen hinausgetriebene Unverschämtheit lag, konnte nicht bezweifelt werden. Nun war plötzlich auch Gerwin Schallböck wieder da; er ging, gleich nachdem er eingetreten, auf seine frühere Partnerin zu und tanzte mit ihr wie zuvor. Sie lächelte — Gertrud sah Alles, ohne hinzuschauen — jetzt ihn an und lenkte seinen Blick mit einer leisen, doch unverkennbar beabsichtigten Deutung herüber. Er folgte dieser mit den Augen und dann hielten diese mit einem Male an und starrten von drüben her in Gertrud's Gesicht.

Mit offenbarer Frechheit, wie die Neugier eines Unverschämten es auf der Straße in wildfremde, zum ersten Mal gesehene Züge thut. Aber es war nicht genug damit — Gertrud hörte auch Alles, wie sie Alles sah — und ihr scharf durch den Lärm aufhorchendes Ohr vernahm obendrein bald darauf von seinen Lippen die Frage:

„Wer ist das Mädchen, das drüben mit dem albernen Federfuchser tanzt?"

„Kennst sie nimmer, Schallböck?" versetzte der Gefragte. „Das ist ja die Tochter vom Morelli im ‚Kleeblatt'. 'S is ein verflucht hübsches Mädel geworden."

„So, das ist die Gertrud Morelli?" sagte Gerwin Schallböck nachlässig und bot Sanhita zur Ausführung einer ihrer graziösen Evolutionen die Hand.

* * *

Gertrud Morelli's Gemüthsverfassung befand sich augenblicklich nicht in jener schönen Gleichgewichtslage, die allen Dingen und Eigenschaften derselben das richtige Maß zuerkennt, doch der Tadel, daß sie körperlicher Schönheit gegenüber verkleinerungssüchtig auftrete, hätte sie mit Unrecht getroffen. Im Gegentheil, wenn es möglich gewesen wäre, erschien sie in dieser Beziehung gegenwärtig eher disponirt, einem Vergrößerungsstreben anheim zu fallen. Zwar sagte sie sich selbst, daß auch dieses so zwecklos sei wie jenes, da es ganz absolut vom Haupte bis zu den Füßen auf der Erde nichts Schöneres, Anmuthigeres, Zauberischeres zu geben vermöge, als die reizende Tänzerin in dem wunderlichen und doch so kleidsamen Gewande, daß alle übrigen weiblichen Wesen daneben sich wie albern und geschmacklos behängte Gliederpuppen ausnähmen. Wenn sie wie ein fröhliches Kind lächelte, ging es Gertrud selbst bis ins Herz hinein, und wenn ihre Augen wie ein paar dunkle Edelsteine herüberleuchteten — und sie thaten es, seitdem die Fremde muthmaßlich von einem Rendezvous aus dem Garten zurückgekehrt war, fast unausgesetzt — da konnte Gertrud, aller Unverschämtheit, die sich darin aussprach, zum Trotz, den Blick selbst kaum von ihnen wenden, denn sie waren zu märchenhaft schön. Wie aber, wenn es ihr selbst so erging, konnte sie verlangen, daß Andern, z. B. jungen Männern, das Lächeln nicht auch ins Herz dringen, die Augen nicht auch ihren Blick magnetisch in sich hinein ziehen sollten?

Diese Schönheit hatte mit sonstigen Eigenschaften nichts zu thun. Die letzteren konnten alle schlecht, grundschlecht sein und waren es vermuthlich, denn auch der Magister hatte in seiner mystischen Weise geäußert, daß er ihre, Gertrud's, Bitterkeit und Unwillen völlig begreife. Aber er hatte hinzugefügt, daß es eine Vorher-

bestimmung sei und daß sich nichts mehr daran ändern lasse —

Nein, es ließ sich nichts mehr daran ändern, Gertrud sah es ein. Sie war allzu schön — und Gertrud fühlte von Minute zu Minute deutlicher, daß es in der That nur ein Palliativmittel sei, die kleinen Zähne auf die Unterlippe zu pressen, d. h. ein Mittel, welches nur eine Zeit lang hinzuhalten, aber schließlich den um so gewaltsameren Ausbruch dessen, was es zurückkämpfen sollte, nicht mehr zu ersticken Kraft besitze. Und deshalb ließ Gertrud Morelli plötzlich ihren Tänzer, mit dem sie vergeblich immer ausgelassener zu scherzen und lauter zu lachen versucht hatte, im Gewühl stehen und schlich sich wieder in den Garten hinaus, wo sie sich auf die erste beste Bank niedersetzte und, da das Verhalten nicht mehr nöthig that und außerdem nicht mehr möglich war, in ein bitterlicheres Weinen ausbrach, als Frau Waldburg Spechthuber es noch je zu thun im Stande gewesen. Doch auch hier fand sie noch keine Ruhe, denn wie sie in ihrem Kummer in die Nacht hinausblickte, sah sie durch ihren Thränenschleier etwas Weißes, offenbar eine andere der Erholung bedürftige Theilnehmerin des heutnächtlichen Vergnügens vom Hause her auf ihren Sitz zukommen, und sie stand schnell wieder auf und eilte weiter in den Garten und, um sicher Ruhe zu finden, durch eine Pforte desselben ins freie Feld hinaus. Ein Weg zog sich von jener aus, in eine Thalschlucht hinein, die vom Eingang betrachtet noch schwärzer als schwarz und lichtloser als die genugsame Finsterniß, die über allem Uebrigen lag, erschien, doch Gertrud kannte von Kindertagen her jeden Schritt im Veitsgrunde und hätte ihn mit geschlossenen Augen vom Anfang bis zum Ende durchwandern können — und außerdem, war es denn nicht völlig, für sie selbst wie für alle Anderen vollkommen gleichgültig, wenn ihr Fuß heut' zufällig irgendwo abglitte und sie von einer der in den drunten rauschenden Bach abfallenden Felswände hinunterstürzte?

Ja, durchaus gleichgültig, wen sollte es bekümmern? Es war Gertrud seit ein paar Stunden Alles überraschend klar geworden. Bis heut' Abend hatte sie niemals daran gedacht, doch seitdem wußte sie es genau, keinen Menschen würde es bekümmern und sie selbst am allerwenigsten.

Nur Eins war ihr von Allem nicht klar und sie dachte vergeblich darüber nach. Der Bach rauschte so laut dazwischen und riß immer wieder ihre Gedankengespinnste aus einander. Was hatte der Magister eigentlich mit Gerwin Schallböck's Werbung gemeint, die sie nicht ablehnen sollte?

Gertrud Morelli zählte allerdings erst siebzehn Jahr, aber sie war in keinerlei diesem Alter erreichbarer Entwicklung zurückgeblieben und es fehlte ihr weder an irgend einer Eigenschaft des Körpers noch des Geistes, um sich den Begriff der Werbung eines jungen Mannes um ein junges Mädchen durchaus klar definiren zu können. Ja, es fehlte ihr — und nur alte Jungfern mögen sie deshalb hinfort mit ungünstigen Augen betrachten — manchmal selbst nicht an einer gewissen, vielleicht noch aus dem Lande der Orangen herstammenden Neigung, diese Definition als etwas, natürlich in abstracto, durchaus nicht Verabscheuungswürdiges anzusehen und ihres Bestehens halber mit der gütigen Natur, wie Dankmar Rumpelmeier zu sagen pflegte, zu hadern. Im Gegentheil, sie war aus eigener Empfindung nicht selten zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Natur in der That sehr gütige Absichten hege und daß es, wenn man siebzehn Jahr alt geworden, sehr schade und zeitweilig recht schwer erträglich sei, ihr bei Erfüllung derselben nicht behülflich sein zu können. Da aber Gertrud Morelli's Köpfchen, so vollkommen es auch praktisch-unerfahren in dieser Richtung war, doch theoretisch einige Abstractionen an sich selbst zu machen vermochte, so sah es sich im Stande, während des Nachdenkens über die räthselhaften Worte des Magisters, jetzt plötzlich von einem Licht- oder vielmehr von einem häßlichen Flammenstrahl durchzuckt zu werden, der nicht nur ihr Denkvermögen erhellte, sondern sie zugleich heiß und wieder eiskalt überfloß, denn sie hielt wie festgebannt inne und sagte laut:

„Abscheulich! Was anders könnte er meinen? Eine Liebschaft! In Paris ist's so, ich hab' es gehört, da giebt es solche und da hat er's gelernt und hat die Fremde von dort mitgebracht. O ein nichtswürdiger Mensch ist er, ein ganz abscheulicher — aber eine Liebschaft mit mir

anzufangen, wäre ich ihm auch noch gut genug, und darum kam er in den Garten und suchte mich!"

Sie weinte nicht mehr, es war Zorn, Haß, Ingrimm, Abscheu, was ihr die Stimme nahm. Besinnungslos stieg sie an der Stelle, wo sie sich befand, die Berglehne hinan, kletterte im Finstern weiter, bis sie an einen Felsblock stieß, auf den sie sich setzte, und dann sah sie stumm und lautlos zum funkelnd gestirnten Nachthimmel auf.

Beide, Nacht und Sterne, haben, wenn auch unter gewissen Umständen nichts Tröstliches, doch fast immer etwas Milderndes, Beruhigendes an sich. Sie üben seit vielen Jahrtausenden eine gewissermaßen psychochemische Thätigkeit aus, die des Amalgamirens von Zorn und Leid, und verwandeln in allmäligem Proceß beide in ein drittes, in tiefaufathmenden, stillen, herzbedrückenden Kummer. Gertrud Morelli sah zum Himmel empor und da stand der große Bär ebenso, wie er vor vier Jahren gethan, als das Herz, das so bittertraurig ihr gegenwärtig in der Brust klopfte, zum ersten Mal in ihrem Leben durch rascheres Pochen ihr seine Anwesenheit kund gethan — gerad' so funkelten alle seine sieben Sterne noch — und ohne daß Gertrud es wußte, thaten ihre Lippen sich abermals auf, doch sie zürnte nicht mehr und hatte keine Worte der Anklage und der Verachtung, sondern sie wiederholte in leisem Gesang ein Verslein, das sie einmal vom Mund eines verlassenen Mädchens droben im Gebirg vernommen und das ihr gerad' jetzt ins Gedächtniß kam, sie wußte nicht wie.

„Und im Wald bin i g'sesse
Und 's Herz war ma schwar,
Und so denkt, wenn i grad
Von da Welt wegga war —"

Wer es gehört hätt', hätte den Dialekt und überhaupt gar nicht Deutsch zu verstehen gebraucht, um zu begreifen, wie's den Lippen, die es sangen, zu Muth sei. Auf der ganzen Welt hätte man's verstanden und vorher gewußt, was darnach kommen müsse: daß die Sängerin den Kopf in die Hände legen werde und bitterlich schluchzen.

* * *

Auch die dunkelsten Nächte haben das gemein, daß sie den Gegensatz zu ihrer schwarzen Gewandung nicht völlig zu bewältigen im Stande sind, nämlich ein schneeweißes Kleid. Ein solches aber trug bekanntlich Gertrud Morelli heut' und eine freilich nicht gleich völlig klar vorliegende, allein doch unschwer zu enträthselnde Folge davon war, daß sie plötzlich den Kopf wieder, erschreckt und verwirrt, von den Knien hob.

„Sanhita," hatte es mit sanftem, köstlichem, wunderbar liebreichem Tone dicht neben ihr gesagt.

Gertrud starrte in die Höh und sie sah, daß an ihrer Seite im Dunkel ein anderes weißes Kleid schimmerte. Mehr konnte sie nicht unterscheiden, aber sie konnte trotzdem auch nicht in Zweifel sein, wem dasselbe angehöre, denn nun legte sich ein weicher, nackter Arm leise auf den ihrigen und der über ihm befindliche Mund wiederholte zärtlich: „Sanhita."

Gertrud Morelli blieb einen Augenblick sprachlos. Sie fühlte nur, daß ihr bitterlicher Kummer gleich Schnee vor der Sonne unter der weichen Stimme wegschmolz und daß es in ihrer Brust aufs neue namenlos herauszustürmen, zu kochen und zu glühen anfing. Also bis hierher selbst verfolgte sie der Hohn ihrer schändlichen Nebenbuhlerin! Dem Schimmer ihres Kleides war sie nachgegangen, um ihren Jammer in der Einsamkeit zu belauschen, ihn zu verspotten, zu beschimpfen!

Es war zu viel und das Maß voll, zum Ueberströmen voll. Und es strömte über, aus tiefstem Herzen, und Gertrud schleuderte den warmen Arm wie eine kalte glatte Schlange von sich, sprang auf und rief:

„Was willst du? Rühre mich nicht an! Du bist ein boshaftes, gemeines, abscheuliches Geschöpf —!"

Für die junge Hindostanerin mochte es recht tröstlich sein, daß sie glücklicherweise keine Silbe von der ihr so freigebig beigelegten Epitheten verstand, allein sie konnte nicht umhin, an dem Klange des Ganzen so viel zu begreifen, daß es gerade keine Schmeichelworte seien, mit denen sie überhäuft werde. Trotzdem jedoch näherte sie sich unverkennbar der Zürnenden wieder und sagte noch einschmeichelnder als zuvor:

„Sanhita — Gerwin."

Ja, das war es eben! Gertrud stand einen Moment völlig starr, diese letzte Frechheit überbot alles Voraufgegangene. „Sanhita und Gerwin“ — es ihr höhnisch direct ins Gesicht zu sagen, war sie gekommen — wie das melodisch, fast klangverwandt zusammentönte!

„Sanhita — Gerwin.“ Gertrud Morelli fühlte, daß ihr der Kopf zu schwindeln anfing, sie fühlte einen tödtlichen, jeder Besinnung unmächtigen Haß in sich aufstürmen und zugleich eine leidenschaftliche Kraft in ihren Gliedern — und sie erwiederte nichts mehr, sondern trat jetzt selbst auf ihre Feindin zu und griff ihr zornesblind mit den Händen entgegen. Da jedoch nur das Tageslicht derlei Intentionen durch Vermittlung des mitbetheiligten Gesichtsausdrucks zu erläutern pflegt, so war es erklärlich, daß Sanhita diesmal auch über die Bedeutung der sonst allgemein verständlichen Zeichensprache sich einer Täuschung hingab und nur ein Paar sich ihr entgegenstreckende Hände gewahrte, denn ehe Gertrud wußte, was mit ihr geschah, fühlte sie sich selbst ganz und gar von den verhaßten weichen Armen umschlungen, ihre Stirn fest an eine warme Brust gedrückt, deren Wogen sie unter dem leichten Wollengewande deutlich empfand, ein wunderlieblicher Duft wie von tausend Veilchen floß daraus über sie hin und die Fremde jauchzte, mit großer Anstrengung, aber glückseligem Ton die Worte hervorbringend: „Gerwin — Gertrud — Gertrud!“

Damit indeß waren auch alle mühsam erworbenen deutschen Sprachkenntnisse Sanhita's bis auf den Grund ausgeschöpft, und der einzige Commentar, den sie noch dazu zu liefern wußte, bestand darin, daß ihre sammetweiche Handfläche zärtlich Gertrud's Wangen streichelte und daß sie dazu ein paar Mal wiederholte: „Sanhita Gertrud! Gerwin Gertrud!“

Es war Gertrud Morelli wie ein Traum, der in jähem Uebergang aus Verzweiflung in süßestes Hoffen, aus Kampf auf Tod und Leben in wonnigstes Versinken stürzt. Doch gerad' im Traum versteht man auch die sonderbarsten Sprachen, man findet sie so natürlich wie Kinder, daß in Märchen die Vögel und die Blumen reden, und Gertrud bedurfte gar keines Commentares als des Herzens, das unter ihrem Köpfchen genau eben so schlug wie das ihrige, um deutlich zu verstehen, daß es hieß: „Sanhita hat Gertrud lieb, Gerwin hat Gertrud auch lieb.“

Herrn Jakob Morelli's Töchterlein aber war ein herzensgutes Mädchen, dessen Güte eben nur dann zu unterliegen vermochte, wenn sie mit dem Herzen in so bedenklichen oder vielmehr den einzig erdenklichen Widerspruch gerieth, und beschämt, erschreckt und beseligt schlang sie jetzt plötzlich ihre beiden Arme ebenfalls um den Nacken der Indierin und küßte reue- und liebevoll das Unrecht, das sie derselben angethan, von ihren Lippen. Sie that dies so ungestüm, daß sie gar nicht wahrnahm, daß Sanhita's Lippen sich anfänglich durchaus passiv dabei verhielten, als wüßten sie nicht recht, was das Ganze zu bedeuten habe und wie sie sich dabei benehmen sollten. Doch allmälig theilte sich die Wärme der jungen Europäerin ihnen mit, daß sie das dargebotene Liebeszeichen, wenn auch selbst unthätig, wenigstens annähernd in der Art annahmen, wie es bei gegenseitiger Zuneigung unter unserm Himmelsstrich zu geschehen pflegt. Allein erst als Gertrud ihr Unrecht wieder völlig gut gemacht zu haben glaubte, stieß Sanhita einen eigenthümlichen, halb lachenden, halb verwunderten Laut, wie Jemand, der eine plötzliche, überraschende Entdeckung gemacht, aus, bog jetzt schnell ihr Gesicht zu dem ihrer neuen Freundin hinüber und küßte diese wieder, freilich so seltsam ungeschickt, als ob sie eine schwierige Aufgabe damit löse, daß Gertrud's Lippen unwillkürlich dabei auflachen mußten.

Es verging dann noch eine Weile, doch wenn der gute Wille vorhanden ist, müssen unter zwei jungen Mädchen selbst sehr ungenügende, sich nur auf drei allerdings unbestreitbare Hauptworte beschränkende Sprachkenntnisse ausreichen, um ein Sich-gegenseitig-verständlich-machen zu ermöglichen, denn bald darauf schlugen Beide gemeinschaftlich den Rückweg aus dem Veitsgrunde wieder ein. Sie hatten sich dabei den Arm um den Nacken gelegt, als seien sie seit Kindertagen unter den großväterlichen Augen des alten Lombardenthurmes auf dem Gilgenberg zusammen aufgewachsen, und wenige Minuten später sah Herr Dankmar Rumpelmeier, nicht verwundert, aber doch mit einem Kopf-

schütteln, das nicht seine Billigung ertheilte, wie die Göttin der Vernunft die Treppe zum ersten Stock des „Krummen Schenkels“ hinaufstieg und wie nach kurzem Zaudern die Beherrscherin der französischen Nation ihr entschlossen nachfolgte.

* * *

Wo und auf welcher Station ihres Weges befand sich während alles dessen die Seele Gunzel Spechthuber's, dessen sterbliches Theil der allgemein verbreiteten Annahme gemäß ohne jegliche Theilnahme an den Vorgängen irdischen Tandes in dem ihm angewiesenen Gelaß des „Krummen Schenkels“ zurückgeblieben war?

Es giebt zwei Kategorien von Gelehrten, die sich mit der Ergründung dieser postalischen Frage beschäftigen und besonders in neuerer Zeit zu etwas divergirenden Anschauungen darüber gelangt sind. Unser schlichtes Referat der Vorfälle einer Julinacht des Jahres 1830 ist jedoch nicht gewillt, sich zwischen beiden zum Schiedsrichter aufzuwerfen, noch weniger eine theologisch-physiologische Polemik zu beginnen. Es hütet sich deshalb weislich, zu sagen, wo Gunzel Spechthuber's Seele wirklich an diesem Abend war, sondern begnügt sich, harmlos mitzutheilen, wo es ihr schien, daß sie sich befinde.

Unverkennbar flog sie, vielleicht Millionen Meilen in der Secunde, durch einen unbekannten Raum, ohne daß jedoch etwas Athemraubendes oder sonstig Unbequemes sich damit verknüpfte, sondern sie hatte die Empfindung, als liege sie auf dem Rücken ihres vormaligen Leibes behaglich ausgestreckt unter einem Obstbaum, der gerade in Blüthe stehe, denn ein buntes Gemisch verschiedener Sommerdüfte füllte den Weltraum umher, und ab und zu war es der Seele, als besitze sie nicht nur eine Nase zum Riechen noch, sondern sogar eine, um von Zeit zu Zeit durch eine herabfallende Blüthe noch daran gekitzelt zu werden. Im übrigen schwebte sie gleichmäßig durch das unermeßliche All, doch sie mußte bereits ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt haben, denn es lag nicht mehr völlige Nacht um sie her, sondern ein unbestimmter Lichtschimmer kündete die Annäherung an eine Station oder möglicherweise gar an das Endziel der ganzen Reise. Das Letztere erhielt dadurch Wahrscheinlichkeit, daß schon seit geraumer Zeit ein ununterbrochener, ferner Klingklang der Reisenden entgegentönte, der offenbar von dem Musiciren der Engel herrührte. Gunzel Spechthuber's Seele vergaß völlig, daß sie keinen Kopf mehr besaß, denn unwillkürlich wollte sie diesen über die himmlische Musik schütteln, die gerade wie die von Constantin Zwergel dereinst dirigirten Geigen und Querpfeifen klang, allein plötzlich mußte sich eine verborgene Weltpforte öffnen, die muthmaßlich nicht in den ersehnten Himmel, sondern direct in den höllischen Bratofen führte, denn ein heißer Strom von Gasarten und teuflischen Küchengerüchen aller Art wogte herüber, welcher der Seele jede weitere Besinnung raubte, als daß sie einen ihrer Erdenerfahrungen nach unglaublichen, unauslöschlichen, noch nie dagewesenen Durst empfand und muthmaßlich im nämlichen Augenblicke ihrer theosophischen Bestimmung gemäß unterschiedslos in den Schooß des Urgeistes zurücksank.

Um dieselbe Zeit aber öffnete sich drunten auf dem kleinen, Billionen Meilen unter ihr verschwindenden Wandelsterne die Thür, die in das Gemach führte, welches für diese Erdennacht das von Gunzel Spechthuber zurückgelassene vergängliche Residuum beherbergte. Sie öffnete sich weniger als sie aufgerissen ward, und zwar von Constantin Zwergel's Händen unter lauter Mitwirkung von Constantin Zwergel's Stimme. Ein einziger Blick auf sein Gesicht erläuterte unanzweifelbar, daß er der Mannigfaltigkeit seiner Berufszweige noch durch eine andere Vielseitigkeit überlegen sein müsse, indem jede seiner Gesten bekundete, daß sein Arm sich nicht allein der einfachen Action mit dem Tactstocke, sondern gleich energisch der Doppelthätigkeit des Hantirens mit dem ihm zur Seite stehenden Schoppenglase hingegeben habe.

„Was?!“ rief er entrüstet im Eintreten. „Ich bin der Mann, ich bin der Todtenbeschauer! Wenn ich hier bin, habt ihr hier nichts mehr verloren! Der Mann? Der Mann ist mausetodt! Wer's ihm nicht an der Nase ansieht, ist betrunken! Aber der Mann war mein Freund, er ist noch mein Freund! Der Mann trank auch gern einen guten Schoppen, und das war sein Bestes

an ihm. Gebt mir einen Schoppen vom Besten herein, ich will ihn zu seinem Gedächtniß trinken! Das ist meine Pflicht, ich bleibe hier bei ihm! Und ihr macht, daß ihr fortkommt, das ist eure Pflicht, oder ich lasse euch einsperren! Ich bin Gemeinderath! Bin ich's? Sagt, ob ich's bin, und ich bleibe hier! Wo sind die Nachtwächter, wo schlafen die Hallunken? Ist keiner da? Alles sollen sie in den Bürgergewahrsam bringen, Alles!"

Der Gemeinderath, Stadtmusikus und Todtenbeschauer Constantin Zwergel eiferte sich in den Mordszorn, in welchen, psychologischen Beobachtungen gemäß, kleine, mit unnöthigen Erhöhungen des Rückens begabte Leute am leichtesten verfallen sollen. Er riß den Schoppen, den ihm einer der bisherigen Katafalkwächter zur Besänftigung gebracht, diesem aus der Hand, jagte die Uebrigen drohend, wie dereinst die arglosen Geldwechsler aus dem Tempel des heut noch immer mit Vorliebe sich diesem Geschäft hingebenden Volkes, durch die Thür und schloß diese triumphirend hinter ihnen ab. Denn es war sein ausgesprochener, beim neunten Schoppen von oben über ihn gekommener Wille, an seinem Freunde Gunzel Spechthuber diese Pflicht und Ehre zu üben, und er setzte sich befriedigt an den Rand des schwarzen Bettes desselben, blickte nach einander in die an den vier Sargenden aufgepflanzten, dünnen, aber dafür desto langschnäuzigeren Kerzen, führte etwas schwankend das Glas an die Lippen und sagte! „Prosit, Gunzel!"

Das aus dem Spechthuber'schen letzten Ehrentempel ausgetriebene Trauergeleit stand noch einen Augenblick berathend vor der verschlossenen Thür. Dann sagte Einer: „Wann er's will, mir g'schieht's recht, er ist der Todtenbeschauer," und die Andern fielen ein: „Uns g'schieht's recht, er ist der Todtenbeschauer," und da es mithin allen Betheiligten recht geschah, konnte füglich auch Niemand mehr etwas dawider haben.

* * *

Nun war es, je nach der Gewohnheit der Menschen, es anzusehen, recht spät oder hübsch früh. Die Geigen und Querpfeifen im Tanzsaal des „Krummen Schenkels" setzten allerdings auch nach dem Amtswechsel, den ihr Herr und Meister an sich selbst vollzogen, noch ihre Thätigkeit fort, doch die Seele war mit ihm aus ihnen gewichen und in Folge dessen ward es ihnen auch immer schwerer, ihre vorschriftsmäßige Wirkung länger auf die sich stets verringernde Fußzahl unter ihnen auszuüben. In der That, die weiblichen wie die männlichen Beine, die sich noch drunten fortdrehten, konnten nicht mehr auf das schmückende Beiwort Anspruch erheben, daß sie es beseelten Fluges thaten. Sie drehten sich noch aus Gewohnheit, das war Alles, und da alle Mittelpunkte, um die sie es bisher gewissermaßen gethan, sowohl Braut als Bräutigam, Frau Waldburg Spechthuber wie der lange Amtsschreiber, die phantastische Fremde aus der Ueberlandpost wie Jungfer Gertrud Morelli spurlos verschwunden waren, so ließ sich voraussehen, daß auch das Uhrwerk der noch Zurückgebliebenen in nicht zu langer Frist ablaufen und wieder einmal ein denkwürdiger Tag in den Annalen des Städtleins bald abgeschlossen daliegen werde.

Von allen sprach die Unlust an der Fortsetzung desselben am beredtesten aus Gerwin Schallböck's Augen. Schon seit geraumer Zeit ließ er diese umherschweifen und hielt jede Thür des Saales gleichsam in Belagerungszustand mit ihnen, als erwartete er in jeglicher in jeglichem Moment irgend etwas, doch vergeblich. Dann trat er ungeduldig auf die Straße hinaus und blickte zum Giebel des „Kleeblatts" hinüber. Derselbe war völlig dunkel, nur in der getäfelten Gaststube unten brannte noch ein schläfriges Licht und der junge Mann kehrte mißmuthig ins Haus zurück. Er suchte den Magister Dankmar Rumpelmeier, allein auch dieser war nicht zu finden und ebensowenig der Mohrenbleicher und der Rattenmüller. Fast unbewußt stieg Gerwin die Treppe hinan, die Flurlampe war droben ausgegangen und qualmte und er tastete, ohne zu wissen, was er wollte, nach dem Zimmer der beiden Indierinnen. Doch er verfehlte die richtige Thür, wenigstens war das Gemach, in das er gerieth, vollkommen finster, aber es rührte sich etwas darin und plötzlich sagte eine Stimme: „Na, sei net albern, Kathi!"

„Aber schamst di net, Franz'l!" antwortete unverkennbar das Kind wohlangesehener und ehrbarer Eltern, dessen Ehrentag sich dem Frühmorgen zuneigte, „laß mi aus — wenn Leut' käme —"

„'S isch stockdunkel, und wenn der Herr Pfarr' selbst käm', hätt' er nix mehr dagege," meinte Franz'l.

Welches der beiden Argumente auf Kathi den gewichtigsten Eindruck übte, oder ob sie selbst noch ein drittes dazu ausfindig gemacht, der Sprecher fand offenbar keinen Grund mehr, ihr den Vorwurf der Albernheit zu wiederholen, und Gerwin Schallböck's Billigkeitsgefühl keinen, der Unterhaltung des jungen Paares länger als Zeuge beizuwohnen. Er retirirte vorsichtig und fand jetzt nach einigem Umhertappen die anfänglich gesuchte Thür. Sie war ebenfalls unverschlossen und das Zimmer befand sich noch ganz in dem Zustande, in welchem er es mit Sanhita verlassen. Die Alte lag noch wie ein Hund auf dem Teppich in festem Schlaf, nur der wirkliche Hund fehlte und es schien dem flüchtigen Beschauer, als ob in einer Ecke ein Haufen Kleider liege, der sich vorher dort nicht befunden. Doch er nahm an Allem kein Interesse, er begriff selbst nicht, zu welchem Zweck er eigentlich hiehergekommen, schloß die Thür wieder und ging in den Garten hinunter. Dort war's gerad' so dunkel, wie es bei seinem ersten Besuch drin gewesen; der große Bär war weiter gewandert, aber er stand noch immer funkelnd am Himmelsrand. Nur wie Gerwin mißmuthig und doch mit eigenthümlichem Herzklopfen tiefer ins Dunkel hineinschritt, entdeckte er, daß der Garten nicht ganz so einsam sei wie zuvor. Auf einem Seitenwege bewegte sich etwas hin und her, das fast noch schwärzer als die Nacht erschien, sich jedoch nicht dadurch, sondern durch gedämpfte Rede und Gegenrede kundthat. Es war diesmal die Stimme des langen Amtsschreibers, die in süßem Tone offenbar als Antwort auf etwas Vorausgegangenes erwiederte:

„Also in solcher Art einträglich, liebe Spechthuberin, ist ein Buttergeschäft, wie Ihr es inne habt. Wir Städter besitzen doch selten eine richtige Vorstellung davon."

„Wie könntet Ihr's auch?" entgegnete unverkennbar Frau Waldburg Spechthuber artig, „Ihr habt so viel wichtigere Dinge im Kopf als wir dummen Bauern." Allein während sie es sagte, mußte es sie mit schmerzlichster Erinnerung übermannen, denn sie brach ab und fügte schluchzend hinzu: „Ach, du mein Gott, das ist nun aber auch alles vorbei, denn eine arme Frau kann eine so große Wirthschaft gar nicht allein in Ordnung halten. Wenn kein Mann drin ist, ist's aus damit, da haben die Knechte keinen Respect und mir wird nichts übrig bleiben, gar nichts, als Alles so schnell wie möglich zu verkaufen."

Man sah sie nicht, aber man hörte die bitteren Thränen in ihrer Stimme. „Oh, oh," fiel ihr Begleiter ein, „damit solltet Ihr Euch ja nicht übereilen, liebe Waldburg. Es wird doch noch irgend Jemanden in der Welt geben, vor dem die widerspenstigen Knechte Respect haben müßten — ich meine, einem gewiegten Mann, wenn er auch nicht gerade vom Lande wäre, könnte das nicht schwer fallen, zumal aus Freundschaft für Euch. Ich will von nichts Anderem reden als von Freundschaft — doch am Ende, liebste Waldburg, todt ist todt —"

„Das sagte Gunzel auch immer, wenn Einer im Dorf gestorben war," schluchzte die junge Wittwe, „todt ist todt, sagte er, soll ich darum keinen Schoppen heut' Abend trinken? lebendig wird er drum doch nicht wieder."

„Der Gunzel war immer ein vernünftiger Mann," bestätigte der Amtsschreiber und es lag im Ton, daß er mit dem Kopf dazu nickte.

„Weiß Gott, das war er," fiel Frau Waldburg Spechthuber mit herzlicher Zustimmung ein, „ein prächtiger Mann, und wenn er's noch könnt', er würd's auch nicht leiden, daß Jemand drum weniger sich sein's Lebens freuen thät, weil er gestorben ist!"

* * *

Auch von dieser Unterhaltung vernahm Gerwin Schallböck nichts mehr, denn die daran Betheiligten entfernten sich von ihm und er sich von ihnen. Zweck- und freudlos ging er und wußte nichts Anderes zu thun, als seine Verstimmung abermals auf das unschuldige Siebengestirn zu übertragen,

das mehr und mehr vor ihm am Himmelsrand hinabtauchte. Er redete bald laut, bald innerlich weiter, doch wenn Gunzel Spechthuber's Seele erst in diesem Augenblick ihren Aufschwung von der Erde genommen, so hätte sie dem großen Bären rapportiren können, daß da drunten oder drüben auf dem fünftgrößten Trabanten der sogenannten Sonne ein dort sternübliches Geschöpf mit Namen Gerwin Schallböck ihn, den großen Bären, für einen durchaus unzuverlässigen und lügnerischen Patron erkläre, von dessen astrologischer Bedeutung der Besagte hinfort keinen Pfifferling mehr halten werde.

Plötzlich jedoch fing das Herz dieses Gerwin Schallböck wiederum an, aufs allerwunderbarlichste zu klopfen und allen astronomischen Betrachtungen wie durch eine vom Sturm heraufgepeitschte Wolke ein Ende zu machen. Diese Wolke befand sich allerdings nicht am Himmel, sondern sie schien, und zwar in Gestalt eines weißen Sommerwölkchens, auf die Erde gefallen zu sein und durch das Gartendunkel zu schweben. Und offenbar kam sie, wie von seiner Stimme angelockt, auf ihn zu, immer näher, und hielt erst dicht vor ihm an und sagte melodisch: „Sanhità."

Auf einmal klopfte Gerwin Schallböck's Herz nicht mehr und er erwiederte halb ergrimmt und halb gleichgültig ein einziges Wort, das jedem der deutschen Sprache Mächtigen keinerlei Zweifel über das Vergnügen, das ihm die Anrede bereitete, gelassen hätte. Er sagte nämlich nur: „So?" und machte fast eine Bewegung, sich abzudrehen, doch die Hindostanerin sah von der letzteren so wenig, als sie das erstere verstand, und ergriff, offenbar in der Freude des Wiederfindens ihres zeitweiligen Beschützers im fremden Lande, die Hand desselben und zog ihn mit sich fort.

Es war klar, daß sie ihn gesucht hatte, und er besann sich noch rechtzeitig, daß es unfreundlich von ihm sein würde, ihr, die keine Ahnung von der Lügenhaftigkeit des großen Bären besaß, jetzt anders zu begegnen, als er es vorher gethan hatte. Und dann floß aus ihrer weichen Hand eine so elektrische Wärme, daß im Dunkel sich allerlei seltsame Träume, von denen sie ebenfalls nichts zu ahnen brauchte, sich daraus herausgaukeln ließen. Und dann, was sollte eigentlich das Finale der Sache sein — jedenfalls eine ethnographische Studie, die als unvollendete Studie zu belassen unzweifelhaft jeden Augenblick in seiner Hand stand.

Es war so finster, daß selbst er kaum wußte, welcher Richtung seine sonderbare Führerin mit ihm zuschritt. Es mußte die des Gilgenbergs sein, doch wozu und warum so weit? Jetzt stand sie still, stieg einige Schritte dann mit ihm über eine sanft abgedachte Rasenhalde hinauf, legte ihm darauf plötzlich die warmen Hände über beide Augen und drehte ihn um.

Das heißt gemeinverständlich so viel als: „Sieh' nicht her!"

Was sollte er nicht sehen? Er zerbrach sich, geduldig in der ihm vorgeschriebenen Stellung einige Minuten verharrend, den Kopf. Was in aller Welt sollte er denn hier in der absoluten Finsterniß nicht sehen?

Er konnte sich keine Antwort geben und von andrer Seite schien ebenfalls keine erfolgen zu wollen. Trieb das Mädchen irgend einen hindostanischen Spaß mit ihm? Die Sache ward ihm langweilig und er drehte sich endlich unaufgefordert wieder um.

Wahrhaftig, da saß Sanhita ruhig hinter ihm auf dem weichen Rasen, that nichts, sprach nichts, sah ihn vielleicht an, aber wenn sie sich plötzlich in eine Mohrin verwandelt gehabt hätte, würde es ihm höchstens am Abstechen ihres Gewandes von den Armen bemerklich geworden sein, etwas Anderes hätten auch Katzenaugen nicht entdeckt.

Mit einem Male schoß es Gerwin durch den Kopf, daß die ganze Historie hier mitten in der Nacht eigentlich sehr lächerlich sei, wenn man sie mit den Gedanken, die ihn innerlich bewegten, zusammenhalte, und zugleich, daß trotzdem alle halbwegs nicht auf den Kopf gefallenen Leute, falls sie ihn in dieser Situation hier gewahrten, sich etwas sehr Entgegengesetztes von seinen Gedanken denken müßten. Und wie Gerwin Schallböck's heut' Nacht nicht gerade in Unthätigkeit befindliche Einbildungskraft sich dies Letztere mit mancherlei daraus möglicherweise erfolgenden Consequenzen lebhaft vorstellte — — — that er plötzlich widerspruchvollsterweise etwas, was den erwähnten Verdacht keineswegs zu

mildern geneigt gewesen wäre, denn er kniete mit einer raschen Bewegung neben Sanhita hin, faßte ihren weichen, bloßen Arm mit dem breiten Goldreif am Handgelenk und sagte:

„Holdes Wesen, du verstehst keine Silbe Deutsch und es ist deshalb ganz gleichgültig, ob ich mit dir oder mit einem von diesen Grashalmen rede. Du bist für mich so taub, wie ein Fisch stumm ist, und das ist mir augenblicklich gerade recht. Denn es ist nicht angenehm, einem begriffsfähigen Geschöpf gegenüber auszusprechen, daß man ein Dummkopf und zwar ein unverbesserlicher gewesen ist, wie ich, aber es ist leider eine bittere Wahrheit, die ich auf irgend eine Weise mir laut vorhalten muß. Es wäre möglicherweise für dich auch nicht angenehm, wenn du es verständest, daß ich deine Schönheit allerdings im höchsten Grade bewundere, daß du mir jedoch im übrigen vollkommen gleichgültig bist, da heut' Abend nicht nur die Erinnerung sondern die Wirklichkeit einer anderen Schönheit vor mir aufgegangen ist, welche für meine Augen und besonders für mein Herz, wie es nun einmal seit langen, langen Jahren verblieben, die deinige noch unsagbar überbietet. Es wird mir sehr schwer, es selbst dir, du holdes und taubes Wesen, gegenüber hinzuzusetzen, daß es ein kleines Mädchen giebt, welches Gertrud Morelli heißt, dessen Hund oder Katze ich sein möchte, wenn es nicht anders möglich wäre, nur um ab und zu einmal von ihrer kleinen Hand gestreichelt zu werden, und daß ich mich von deiner kleinen Hand nur habe hierherführen lassen, weil ich mir im Dunkeln einbilden und davon träumen konnte, es sei die ihrige. So, liebes Herz, jetzt weißt du Alles und plaudere es nicht aus, denn wenn Gertrud es erführe, liefe ich zu Fuß nach Hinterindien fort. Mir aber ist das Herz leichter geworden, daß ich es dir oder dem großen Bären droben gesagt, und nun denke ich, wollen wir aufstehen und nach Haus gehen wie vernünftige Menschen, uns zu Bett legen, zu schlafen suchen, jedenfalls träumen und warten, was morgen die Sonne sagt!"

Es war Gerwin Schallböck allerdings bereits während des Verlaufs seiner Confessionen aufgefallen, daß die kleine Hand, die er mit der seinen gefaßt hatte, sich hin und wieder unruhig bewegte und zuletzt sogar unverkennbar erst leiser und allmälig immer stärker zu zittern begann. Allein trotz der Anwandlung von Galgenhumor, die seine Worte als äußeres Gewand um sich zusammengerafft hatten, war ihre innere Erregung eine so beträchtliche, daß er die erwähnten Anzeichen, als ob Sanhita sich mit rapider Schnelligkeit der deutschen Sprache bemächtigt habe und jedes Wort seiner Anrede verstehe, kaum wahrnahm, wenigstens zu keiner Gedanken daran knüpfenden Wahrnehmung derselben gelangte. Doch jetzt, wie er sich von seinem symbolisch-wirklichen Kniefall erheben wollte, streckten sich plötzlich die beiden zitternden Hände zaghaft nach seinem Nacken aus und eine leise, nicht minder zitternde Stimme kam zwischen ihnen hervor und sagte: „Gerwin —"

War es den wirklich ein toller Traum, in dem er sich befand? Gerwin Schallböck fühlte, daß diesmal sein Verstand ihm in Wahrheit durchzugehen drohte — seine Hände kehrten besinnungslos zurück und glitten hastig prüfend über die weichen Arme mit den Goldreifen und blitzschnell ebenso über die kleinen, nur mit Sandalen bekleideten Füße gleichfalls bis zu den metallenen Ringen hinauf. Dann hoben sie sich weit empor zu der weißen, schmiegsamen Casaque, deren goldgewirkte Blumen über warmem, unruhvoll wogendem Untergrunde sie deutlich erkannten — und dennoch sagte zitternder, bangender, aber auch süßer und zauberischer denn je wiederum die unverkennbare Stimme Gertrud Morelli's: „Aber Gerwin — —"

* * *

Nun schliefen die Geigen in ihren Kästen und die Querpfeifen in ihren Futteralen und nur zwei Lichtschimmer grüßten noch über die Schwanengasse herüber und hinüber. Beide befanden sich im Erdgeschoß, der eine im „Krummen Schenkel" und der andere im „Kleeblatt", und beide sahen gleich übernächtig und abgelebt aus.

Bei dem ersteren war es kein Wunder, denn die immer kürzer aber auch immer langschnäuziger werdenden Lichter, die ihn verbreiteten, standen wirklich um etwas Abgelebtes, nämlich um das schlechtere Theil Gunzel Spechthuber's, dessen ehemalige

bessere Hälfte sich nicht mehr im Dunkel des Gartens, sondern in allmäligem Progreß durch die Pforte desselben weiter in der Finsterniß des Veitsgrundes, und dessen Seele sich nach der allgemeinen Annahme jetzt bereits in den Gefilden des Paradieses erging. Neben den Lichtern aber saß der Gemeinderath, Stadtmusikus und Todtenbeschauer Constantin Zwergel, eine vollendete Strahlenellipse fiel zwischen seinen Beinen durch auf den sonntäglich frisch gestreuten Sand des Bodens, sein Arm lag wie ein verbogenes Blechinstrument auf einem Tischrand und sein Kopf wieder auf dem Arm, und die von der gütigen Natur Dankmar Rumpelmeier's ihm verliehene Rückenmitgift ragte ungefähr in der Art eines dominirenden Hochgebirgs ob seinem etwas verwilderten Haar empor.

Constantin Zwergel's Augen waren geschlossen; nur ab und zu hob sich seine rechte Hand, bewegte sich in graciösem Tact einigemal durch die Luft und fiel dann wieder auf den Tisch herab. Sie hatte es bis dahin nicht ohne Geschick gethan, insofern sie jedesmal noch das dicht neben ihr befindliche Schoppenglas vermieden, jetzt aber traf sie es gerade mit der Fläche, kollerte es um, warf es klirrend und krachend auf den Boden und Constantin Zwergel fuhr in die Höh', kippte den Tisch dabei auf die Seite, daß er mit noch lauterem Getöse sich ebenfalls zu den Scherben gesellte, und blickte nicht mit jenem Gesichtsausdruck um sich, der eine unbeschränkte Erkenntniß und Verständniß der augenblicklichen Situation verräth.

Es schlug in diesem Momente von dem Kirchthurm unter dem Gilgenberg vernehmlich drei Uhr, doch in den letzten Schlag mischte sich für das musikalisch geschärfte Ohr Constantin Zwergel's ein Geraschel, dessen Ursprung er nicht sofort begriff. Seine Augen suchten etwas mühsam umher, dann blieben sie verwundert auf einem Punkt haften und entdeckten, daß das Rascheln von einer Bewegung der durch sorgenvolle Liebeshände über das Antlitz Gunzel Spechthuber's verschwenderisch ausgebreiteten Blumenkränze herrührte. Sie fingen an sich zu heben und zu senken, sie tanzten bis an den Rand der ihnen angewiesenen schwarzen Vase und einer schlug einen Purzelbaum und fiel knisternd bis in den Sand hinunter.

Der Todtenbeschauer Constantin Zwergel war kein Mann, der in amtlicher Function mit sich spaßen ließ. Eine Weile sah er, den Kopf ein wenig schief auf die Seite neigend, mit blinzelnden Augen dem eigenmächtigen Treiben des stärker raschelnden Blätterwerks zu, dann hob er warnend den Zeigefinger wie einen Tactstock vor Beginn des Commandos und sagte: „Gunzel, mach keinen Unsinn!"

„Klatsch!" machten als Antwort sämmtliche Blumenkränze bis auf einen und schmissen sich klatschend auf die Erde. Der eine aber hob sich, wie von unsichtbaren Genien getragen, langsam höher und höher und dann thronte er über einem wirr aufgestrubbelten, borstigen Haar und dann stieg ebenso langsam das Gesicht Gunzel Spechthuber's nicht leichenfarbig, sondern in gesundheitlichster Fülle unter ihm auf und sah Constantin Zwergel wortlos und etwas stier, aber durchaus wohlwollend in die Augen.

Vielleicht hätte selbst dieser trotz seiner amtlichen Abhärtung um einige Tages- oder Nachtstunden früher eine leise Anwandlung von Verwunderung bei dem nicht ganz gewöhnlichen Vorgange nicht unterdrückt, allein der Veltliner Herrn Schallböck's senior stand demjenigen Jakob Morelli's an Gehalt keineswegs nach und Constantin Zwergel empfand diese Trefflichkeit desselben bis in die letzte Ausschweifung seines Rückgrates hinauf. Es bedurfte für ihn deshalb nicht der geringsten Gegenständlichmachung des vorliegenden Falles, sondern er wiederholte sofort noch einmal in etwas strenger verschärftem Tone:

„Ich sage dir, Gunzel, mach keinen Unsinn!"

Der Angeredete streckte jetzt auch einen kräftigen Arm aus seiner engen Kemenate heraus. „Bist schon b'soffe, Zwergel?" entgegnete er verwundert, „wie spat ist's denn?"

„Leg dich wieder schlafen," versetzte Constantin mit weicherer, von plötzlicher Wehmuth übermannter Stimme, „es sauft sich nicht mehr für dich, deine Uhr ist abgelaufen."

„Was isch's?" Und der zur Ruh' Ermahnte stützte sich mit dem Ellenbogen auf und legte sich mit dem halben Leibe über den Rand des schwarzen Kastens.

„Bist ein todter Mann, Gunzel."

„Was bin i?"

„G'storbe bist, Gunzel," erwiederte Constantin Zwergel noch immer leidvoll, „und nu leg dich wieder hin, Gunzel, morgen früh wollen wir dich begraben."

„Den Teufel auch!" schrie Gunzel Spechthuber in einem langen weißen Gewand mit halb verdutztem und halb ergrimmtem Gesicht aus seiner Behausung aufspringend: „Hat ein todter Mensch auch solchen Morddurscht wie ich!?"

Doch jetzt war seines vis-à-vis Wehmuth und Geduld gleichmäßig erschöpft. Energisch trat Constantin auf den transcendentalen Rebellen zu und streckte beide Hände nach ihm aus.

„Was willscht?" fragte Jener.

„Ich hab's satt, wieder 'nein packen will ich dich!" versetzte der amtliche Officiant erzürnt.

„Mi? da 'nein? du?"

„Ich hab' als Freund mit dir gered't, Gunzel — mach's mir nicht heiß — ich weiß, was meine Pflicht ist und was deine ist."

„Wenn's mi anrührscht, machscht mi fuchswild, Zwergel!" schrie Gunzel Spechthuber jetzt wirklich mit halb blödsinnig rollenden Augen.

Allein der Todtenbeschauer Constantin Zwergel war nicht der Mann, der vor einer Drohung seiner ihm ex officio Untergebenen zurückwich, sondern er streckte eben so entschieden als im höchsten Grade durch die Fruchtlosigkeit seiner freundschaftlichen Zureden gereizt, die Hand nach dem Arm des Widersetzlichen aus. Leider jedoch stand die physische Kraft Constantin Zwergel's nicht auf der nämlichen Höhe mit seiner moralischen, wenigstens augenblicklich nicht und nicht den kräftigen Gliedmaßen des Eheherrn Frau Waldburg Spechthuber's gegenüber, denn es verrann kaum mehr als eine halbe Minute, bis der Tod den vollständigsten und diesmal ungerechtfertigtsten Sieg über das Leben davongetragen, unter rücksichtsloser Beiseitschleuderung sämmtlicher Katafalklichter Constantin Zwergel's Nase platt in den frischen Sand gedrückt und mit ingrimmiger Eilfertigkeit sämmtliche Stühle und Tische und die schwarze Lade als Krönungszierrath oben darauf zum Theil über ihn, zum Theil um ihn her geschichtet hatte. Dann stand Gunzel Spechthuber auf dem fast dunkelgewordenen, nur von einem am Boden noch fortglimmenden Lichtstümpchen kummervoll überschimmerten Schlachtfelde verschnaufend still und suchte eine dämmernde Erkenntniß in seinen Kopf zu tragen, wo auf Erden sich seine unerwartet wieder mit ihrem Leibe vereinigte Seele befinden möge. Doch es blieb aller Anstrengung zum Trotz in dieser Beziehung nicht nur Dämmerung, sondern völlige Nacht in ihm. Er rüttelte an der Thür, besaß indeß nicht so viel Fassungskraft, zu erproben, ob sie von innen oder von außen verschlossen, sondern lief wie von Besinnungslosigkeit gepackt an ein Fenster, stieß es auf und sprang, ohne Ahnung, ob es nicht wirklich auf Kosten seines diesmal noch von Constantin Zwergel's Grabscheitverdict geretteten Halses geschehe, in die Finsterniß hinaus. Doch er plumpte nur ungefährlich auf weichen Boden, raffte sich auf und rannte durchs Dunkel eines Gartens in kratzendes Buschwerk hinein und mit bloßen Füßen über thaunassen Rasen. In seinem Kopf wirrte sich mehr und mehr eine dunkle Angst auf, daß man ihn in der That packen, in eine Grube werfen und die Erde über ihm zustampfen wolle, und zugleich von einem fürchterlichen Durst gehetzt, schoß er blindlings in der Finsterniß hin und her, bis er an eine Pforte des Labyrinths gerieth, und durch diese wie ein riesiger weißer Nachtschwärmer ins freie Feld hinaus.

* * *

„Sanhita — Sanhita!" sagte es plötzlich zweimal schnell nach einander hinter Gerwin Schallböck und Gertrud Morelli, und diese beiden, denen aus irgend einem Grund das Gedächtniß abhanden gekommen zu sein schien, daß sie sich nicht allein unter dem großen Bären befänden, fuhren erschreckt und sehr verwirrt in die Höh'! Es bedurfte im übrigen keines langen Nachsinnens über den Anlaß ihres Schrecks, denn im nächsten Momente sah Gerwin Gertrud's Gesicht fast tageshell und zwar blutroth beleuchtet, zugleich sprang Djalmar wie immer an allen Gliedern zitternd furchtsam zwischen sie hinein, und um die Ecke her loderte eine die herrliche Nachtluft entsetzlich verqualmende Pechfackel dicht vor ihnen auf. Sie kam, ein bärtiges Antlitz unter

sich und eine gewaltige, unverkennbar aus den Tagen der Belagerung des Gilgenbergs stammende vielzackige Hellebarde erhellend, mit Sturmesschnelle oder vielmehr mit der Windeseile des gekränkten Gesetzes heran und eine ihr noch vorausfliegende freudig-ergrimmte Stimme rief:

„Ha'n wir euch emol auf dem Weg, ihr Lumpegesindel. Dreimal drei macht neun Gulde, juchhe! Marsch, vorwärts mit euch Nachtgevögel!"

Gerwin Schallböck hatte sich so weit zu sammeln vermocht, daß er die veränderte Sachlage und gegenwärtig keinerlei Ueberraschung mehr fürchten zu brauchen, einsah. Gertrud dagegen drängte sich fest an ihn und stotterte hastig:

„Um Gotteswillen, Gerwin, laß uns machen, daß wir fortkommen, ich schäm' mich zu Tod!"

Unwillkürlich wandte sein Auge sich von dem herannahenden Nachtwächter und gewahrte im noch voller gewordenen Fackellicht ihre Gestalt zum ersten Mal. Er stutzte beinahe zurück — war es Gertrud oder Sanhita? Sie glichen sich auf ein Haar, oder vielmehr bis aufs Haar und auf die vergißmeinnichtblauen Augensterne, die Gertrud halb glänzend und halb verschämt an seinem Blick vorbeigehen ließ. Sonst trug sie genau das Gewand, in welchem er Sanhita zuletzt gesehen, und ihre Arme mit den Goldreifen waren ebenso rund und schön, und ihre Füße in den Sandalen ebenso rosig und klein. Er mußte, so bewundernd sein Blick an ihr hing und sie mit der ähnlich gekleideten neben ihr stehenden Hindostanerin verglich, auflachen und sagte:

„Wenn's ein Kleid und ein Schelmstück gilt, versteht ihr Mädchen, glaub' ich, jede Sprache."

„Red' du noch von Schelmstücken," meinte Gertrud, eine Secunde lang den Blick in den seinen tauchend und ihn sofort wieder abwendend, „aber mach' fort, wenn mich Jemand so sieht —"

Sie wollte laufen. „Halt da!" schrie der Nachtwächter herankeuchend, „oder ich werf' mit dem Spieß!"

„Was giebt's denn, Wächter?" fragte der junge Chemiker.

„Was es giebt? Sechs Gulden Strafe giebt's und für mich die Hälfte! Der Weg ist kein Weg! Zum Herrn Gemeinderath müßt's! Lang genug hab' ich euch aufgelauert — vorn steht's angeschlagen, hättet ihr's lesen können! Marsch!"

„Seid Ihr toll geworden, Wächter?" fiel Gerwin ein.

„Gut, kommt auch noch hinzu!" versetzte der Handhaber des Gesetzes befriedigt. „Beleidigung der Obrigkeit, werd's schon rapportiren. Schimpft nur, schimpft so viel ihr wollt — aber vorwärts!"

Gerwin umfaßte die zitternde Gertrud, während Sanhita's Rehaugen der ganze unverständliche Vorgang äußerst zu belustigen schien. So lächerlich die Situation an sich sein mochte, so widerwärtig war sie ihm doch auch um Gertrud's willen und er flüsterte ihr zu, ihm schnell zu folgen und in der Dunkelheit Vorsprung zu gewinnen, um den schützenden Garten wieder zu gewinnen. Allein im Moment, in welchem sie ihr Vorhaben ins Werk zu setzen begannen, tauchte von einer anderen Ecke, ihnen den Weg abschneidend, ein zweiter Fackelträger auf, und sie sahen beide gleichzeitig das Fruchtlose ihres Planes ein und hielten wieder inne, ehe sich die Absicht ihres Fluchtversuchs aussprach.

Auch der andere Hüter der Gesetzlichkeit hatte einen erfolgreichen Fischzug gethan, denn er lenkte Frau Waldburg Spechthuber vor sich her, die gleichfalls furchtsam am Arm einer langen, schwarzen, mit tief in die Stirn gedrücktem Hut schlotternden Gestalt ging. Beide hatten offenbar ebenfalls jede Hoffnung des Entrinnens aufgegeben und schlossen sich schweigsam der absonderlichen Gesellschaft an, die sich aus dem Ausgange des Veitsgrundes auf die Stadt zu bewegte. Doch jetzt gesellte sich ihr etwas noch Verwunderlicheres, denn plötzlich flog ihnen geräuschlos, ohne Fußtritt wie ein Geist, ein langes weißes Gespenst entgegen und schrie:

„Wächter! Nachtwächter! Helft! Hülfe! Der Constantin Zwergel will mich in die Grube schmeißen!"

„O du blutiger Heiland — mein Mann — der Gunzel!" stieß Frau Waldburg Spechthuber aus und fiel in Ohnmacht.

„Der Gunzel!" wiederholte der lange Amtsschreiber mit gelähmter Zunge. Dafür mußte jedoch ihre sonstige Beweglichkeit verdoppelt in seine Beine gefahren sein, denn sie nutzten behend den ersten

Moment allgemeinen Staunens und sprachloser Verwirrung und waren spurlos im Dunkel verschwunden.

„Das ist der Vortheil eines schwarzen Kleides," sagte Gerwin Schallböck, ihm mit einem unwillkürlichen Seufzer nachblickend, „aber am Ende, es hat bei Nacht auch sein Gutes, daß nicht alle Kleider schwarz sind." Und er drückte lächelnd Gertrud's Arm an sich, den sie vergeblich und immer bänglicher mit einer Falte der weißen Casaque zu verdecken suchte.

„Wenn der Herr Gemeinderath Ihn einstecken will, da wird er schon wissen, warum!" schnauzten beide Wächter, Gunzel Spechthuber zugleich an seinem noch ungleich leichteren Kleidungsstück, als das Gertrud's und Sanhita's, packend. „Da werden wir zu guter Letzt' noch einen saubern Patron gefangen haben! Marsch mit Ihm! Der Herr Gemeinderath hat gesagt, er wär' im ‚Krummen Schenkel'. Vorwärts!"

* * *

Das auf den Boden geschleuderte Lichtstümpchen brannte oder glimmte noch immer ebenso trübselig in dem Gemach, welches heut' Nacht den Gemeinderath, Stadtmusikus und Todtenbeschauer Constantin Zwergel beherbergte, aber diesen bekümmerte es nicht im geringsten. Er lag auf dem Lager von Stuhlbeinen, Blumenkränzen und Glasscherben, auf das ihn Gunzel Spechthuber's Freundschaft gebettet, nicht trübselig, sondern in so seligem Schlaf wie ein Stockwerck über ihm, vom gleichen Quell der Vergessenheit eingewiegt, die alte Indierin auf dem Teppich. Vergeblich fiel der plötzlich eindringende blutige Fackelglanz auf sein friedevolles Antlitz und umsonst schlug die respectvolle Anrede seines ihm in der Gemeinderathsqualität Untergebenen an sein sonst für die feinsten Tonwellen empfindliches Ohr. Er lächelte nur und drückte die Nase tiefer in den Sand und dann befleißigten sich seine halb geöffneten Lippen einer von innen herauf erdröhnenden Dissonanz, die nicht nur Gunzel Spechthuber, sondern wirkliche Todte entsetzt ins Leben zu wecken vermocht hätte.

Der von seinem draußen die Schaar der Gefangenen bewachenden Collegen committirte Wächter kratzte sich verlegen das Ohr und kehrte rathlos zurück. Da fiel ein Licht in seine Seele, und zwar fiel es gerad' über die Schwanenstraße herüber, aus dem Erdgeschoß des „Kleeblatts", schläfrig, verschwommen, doch immerhin ein Licht und zumal das einzige, welches rundum die Nacht noch erhellte. Es begann schon leise am Himmel zu grauen und instinctiv eilte der Vertreter des Gesetzes über die Gasse und trat in die getäfelte Schenkstube des anmuthigen Renaissancehauses hinein.

Vier schweigsame Gestalten füllten das Gemach. Auf einer Bank halb ausgestreckt und im Halbschlaf lag Jakob Morelli, am Eichenstammtisch aber saß das Trifolium, dessen fortdauernde Blüthe der goldene Wunsch unter dem metallenen Kleeblatt aussprach. Es saß ebenfalls wortlos in die auf dem Tische stehenden halb geleerten Gläser starrend, ab und zu blickte der Mohrenbleicher den Rattenmüller an und dieser jenen. Sie öffneten auch die Lippen, um etwas zu sagen, doch es kam nur ein lallender Ton zum Vorschein und sie lächelten matt, schüttelten resignirt die Köpfe und schwiegen. Herr Dankmar Rumpelmeier that dies ebenfalls. Er hielt seit Stunden den Blick in eine Ecke des Plafonds gebohrt, seine Züge waren ernst-gelassen, nur manchmal nickte er einer Gestaltung der Weltgeschichte im Winkel der Zimmerdecke zustimmend mit dem Kopf.

Nun trat der Wächter aufgeregt ein und rief: „Gott sei Dank, daß Sie noch da sind, Herr Magister! Wir haben sie!"

„Wen?" fragte Dankmar Rumpelmeier, erstaunensvoll das Gesicht umdrehend, „Flüchtlinge, Versprengte, französische Rebellen?"

„Gott mag's wissen, aber Gottlob, daß Sie noch da sind, Herr Magister! Der Herr Gemeinderath ist drüben — ist schon zur Ruh, meine ich, und da haben wir gedacht, daß Sie auch ein gelehrter und gesetzeskundiger Herr sind, und es ist ein Glück, daß wir Sie noch treffen, mein Gedanke war's. Aus dem Veitsgrund haben wir sie vom verbot'nen Weg. Ein Todter ist's und vier Lebendige, soviel haben wir aus ihren Redensarten abgenommen, und ein Wolf, der aber keiner ist. Zwei nackte Frauenspersonen sind's und

eine ist so schwarz wie der Teufel. Und ein Mensch ist dabei, der hat die Obrigkeit beleidigt! Nun wissen Sie's alles, Herr Magister, und ich will sie holen."

Er war fort, ehe Dankmar Rumpelmeier seine Sinne zu sammeln vermochte, und war auch schon wieder da, bevor sich diese Sammlung ordnungsmäßig vollzogen hatte. Und von ihm und seinem Collegen escortirt kam die wunderliche Sommernachtsgesellschaft, sehr widerstrebend, doch ringsum, wie eine Herde weißer Schafe von den spitzen Zähnen ihres vierfüßigen Hüters, von den vielzackigen Hellebarden bedroht und beängstigt. Frau Waldburg Spechthuber starrte noch immer wie auf einen leibhaftigen Geist auf ihren wiedererstandenen Eheherrn, Gertrud Morelli warf einen scheuen Blick nach der Bank, von der ihr Vater sich, Kinn und Augen zugleich reibend, aufrichtete, verdeckte dann ihr Gesicht mit beiden Händen und drängte sich möglichst hinter Gerwin, und nur Sanhita schaute lächelnd, vergnügt und unbefangen wie ein Kind umher.

Eine halbe Minute etwa verging, in welcher Herr Dankmar Rumpelmeier und nicht minder der Rattenmüller und der Mohrenbleicher die Eintretenden oder Hereingetriebenen wie mit völlig ungläubigen Augen anstarrten, dann ging der Blick des Magisters von der Göttin der Vernunft auf die Gewandung der zukünftigen Beherrscherin Frankreich's über — kopfschüttelnd, aber mit einem resignirenden Seufzer that er's — und dann trat Dankmar Rumpelmeier an die erwartungsvoll dreinglotzenden Handhaber der öffentlichen Ordnung, näherte seinen Mund ihren aufhorchenden Ohren und flüsterte ihnen einige Worte zu, bei deren Verständniß Beiden gleichzeitig das mittelalterliche Gewaffen aus der Hand fiel und polternd zu Boden rollte. Der Sprecher aber schritt mit einer tiefen Verbeugung auf die zitternd am Arm Gerwin's hängende Gertrud zu und sagte laut, mit dem weltgeschichtlichen Ernst des Augenblicks angemessener Stimme:

„Es wird Ihnen, Demoiselle Morelli, und Ihnen, Monsieur Gervain, gegenüber nicht der Bitte bedürfen, diesen unheilvollen Vorgang zu vergessen und unsere loyale Stadt nicht die tölpelhafte Dummheit dieser Leute entgelten zu lassen. Ich baue diese Hoffnung auf die anderen Sphären und strahlender Zukunft zugewandte Richtung Ihres Geistes. Da ich aber gewahre, Mademoiselle, daß Sie Ihre Entscheidung getroffen, das von der gütigen Natur Ihnen zugewogene Loos nicht verweigert haben, so gestatten Sie mir, der Erste zu sein, der Ihnen seinen Glückwunsch zu dieser hoffentlich von reichen Früchten für die Nachwelt gesegneten Vermählung zu Füßen legt."

Er bediente sich zum ersten Mal mit wohlaccentuirter Betonung der Anrede „Mademoiselle", als des den königlichen Prinzessinnen in Frankreich zukommenden Titels, Gerwin Schallböck aber, obwohl er den Sinn der unerwarteten Ansprache nur etwas unvollkommen gefaßt hatte, erschien der Moment als ein vom Himmel gefallener und deshalb' schleunigst ausnutzbarer zu sein, und Gertrud sanft mit sich ziehend, eilte er schnell auf den Inhaber des „Kleeblatts" zu und sagte: „So geben Sie ebenfalls Gertrud Ihre Einwilligung, Herr Morelli —"

„Wie? Was?" stotterte Jakob Morelli, sich ans Kinn greifend, „Vermählung? Mit ihm? Mit Ihnen?"

Dankmar Rumpelmeier zog den Ueberraschten hastig bei Seite. „Es ist ja nur in Procura, Signor Morelli," flüsterte er, seine Erregung bemeisternd. Doch die Sprachreminiscenz desselben aus dem Lande seiner Vorfahren reichte nicht zum Verständniß dieser diplomatischen Bezeichnung aus und er fragte, nicht ohne Grund Geheimnißvolles darunter ahnend, leise: „Was heißt das?"

„In Stellvertretung, werther Signor," raunte der Magister, „wie es in solchen Fällen bei fürstlichen Persönlichkeiten Brauch ist. Es findet dann stets eine Doppelvermählung statt, zuerst mit dem Botschafter, der die Werbung überbracht —"

„Du mein Gott, muß das eine wunderliche Welt sein," fiel Jakob Morelli, Gerwin Schallböck scheu von der Seite betrachtend, ein, „ich hätt' mich vor dreißig Jahren für solchen Botschafter bedankt! Aber wenn's mal so ist — thu' was du willst, Trude — liebe Gertrud, meine ich — du mußt's wissen, mich geht's nichts an und mir ist's recht."

Jakob Morelli hatte offenbar im Verlaufe dieser Nacht den höchst erreichbaren weltgeschichtlichen Standpunkt des nil admirari ebenfalls erklommen, während seine Tochter, ihm in dieser Beziehung noch weit nachstehend, vor Staunen, gelöster Angst und freudigem Schreck völlig verstummt dastand. Eine gewisse Verlegenheit lag übrigens fast auf allen das getäfelte Gemach füllenden Gesichtern. Jeder empfand dunkel, daß er sich um diese Zeit und mit seinen Gedanken eigentlich anderswo befinden solle als hier, aber die Füße Aller waren wie angewurzelt. Nur, da der Morgen jetzt sichtbar durch die Fenster brach, mahnte es den ersten der nach der ungeheuren Enthüllung, die ihnen Dankmar Rumpelmeier gemacht, furchtsam in die Ecke gekrochenen Wächter, daß die Ablösung seines nächtlich-peripatetischen Werkes durch seine auf dem Schusterbock hockende, doch nicht minder philosophische Tagesbeschäftigung herannahe, und das Pflichtbewußtsein trieb ihn, als der Erste den über dem Zimmer liegenden Bann zu brechen. Er schlich sich leise auf die Thür zu, allein die Bewegung seines Körpers schien auch seinen Geist wieder auf- oder in einander zu rütteln, denn ein Strahl erglänzte plötzlich in seinen krausumbuschten Augen, er trat noch einmal an den Tisch zurück und sagte demüthig und stockend:

„Verzeihen uns Ihro Gnaden, aber wir sind arme Leute, Ihro Gnaden, die doch ihre Pflicht nicht erfüllt haben, aber ihre Pflicht haben erfüllen wollen — seit zehn Uhr haben wir im Veitsgrunde gelauert gehabt, und es ist uns zugesagt, daß wir die Hälfte als Belohnung — und wir haben schon genug Angst ausgestanden —"

Er stotterte und kam nicht weiter. Herr Dankmar Rumpelmeier blickte ihn an und murmelte:

„Suaviter in modo, fortiter in re — von ihrem beschränkten Standpunkt aus haben diese Leute nicht ganz Unrecht —"

Doch im selben Moment erhob sich das bisher schweigsame Haupt des Mohrenbleichers vom Tisch. Ein edelster Gedankenblitz überflog und erleuchtete seine Züge, das Stottern des Nachtwächters schien eine homöopathisch heilende Wirkung auf seine eigene Zunge geübt zu haben, und, den Bittsteller mit freudig erglänzenden Augen umfangend, sagte er:

„Recht habt ihr und euer Recht muß euch werden! Ihr verlangt die Hälfte, wie sie versprochen ist, nicht so?"

„Wir möchten bitten, Herr," antwortete der Befragte bescheiden, mit dankbarem Blick auf den unerwarteten Fürsprecher.

„Und es ist eure wohlbedachte Forderung?" setzte dieser hinzu, „ihr wißt, daß ihr es redlich verdient habt?"

„Darauf können wir einen Eid ablegen, Herr," entgegnete der Bärtige, glücksvoll zwei Finger über sich in die Luft streckend.

„Nun," sagte Herr Lampart, sich feierlich erhebend, „so erkenne ich zu Rechte, daß ihr für jede Person, an der ihr euer Amt heut' Nacht versehen, drei Tage eingesperrt werdet, denn Constantin Zwergel hat euch als Belohnung die Hälfte der Strafe verheißen; gehet hin, leset's nach, seid zufrieden und sitzet es ab!"

„Mohrenbleicher!" schrie der Rattenmüller mit gleichfalls gelöster Zunge, aufspringend und ihm stürmisch die Hand schüttelnd, „morgen wend' ich all meinen Einfluß beim Gemeinderath auf, daß Ihr Nachtwächter werdet und jede Nacht hundert Leute zu arretiren habt!"

„Mahlt mir nicht Euer Mehl vor, Rattenmüller," versetzte Herr Lampart, „Ihr braucht nicht in den Veitsgrund zu laufen, um unter den Nachtwächter zu kommen."

* * *

Ein dumpfes, pflastererschütterndes Rasseln kam durch die Schwanengasse, und zugleich rief es durchdringend aus einem Fenster des „Krummen Schenkels":

„Sanhita! Sanhita!"

„Wahrlich, es beginnt die fünfte Morgenstunde bereits," sagte Herr Dankmar Rumpelmeier, ans Fenster tretend, „die Ueberlandpost geht schon wieder ab."

Die Hindostanerin war auf den Ruf etwas erschreckt hinausgeflogen, und Gertrud folgte ihr, und Gerwin folgte Gertrud. Dann kamen im Dämmergrau des Morgens Gunzel Spechthuber und Frau Waldburg hinterdrein.

„Es hat mich lang' nichts so gefreut,

Gunzel, als daß du wieder aufgelebt bist," sagte sie, „aber schämen thu' ich mich, wie du ausschst, du kannst so doch net nach Haus."

Der Besieger Constantin Zwergel's stand einen Augenblick nachdenklich still, dann entgegnete er:

„Ich kenn' dich, Waldburg, und glaub's dir, und Recht hast du auch. Es wird wohl eine Stub' im „Krummen Schenkel" geben, komm, wir wollen ins Bett gehen, da schämst dich nimmer."

Gertrud half Sanhita droben, ihre Colli in Ordnung zu bringen, sie wollte ihre Kleider wieder anlegen und das ihr geliehene Lotosgewand zurückgeben, doch die junge Indierin weigerte sich, es zu nehmen. Sie beabsichtigte offenbar, etwas zu sagen, und mühte sich ab, es Gertrud verständlich zu machen, allein vergeblich. Endlich richtete sie eine Frage an die alte, sie mißtrauisch betrachtende Duenna, die knurrend ein englisches Wort darauf entgegnete, welches Sanhita schnell mehrere Male wiederholte. Aber Gertrud Morelli verstand ebenso wenig Englisch wie Hindostanisch und blieb so klug wie vorher.

Nun stand der Postwagen wieder aufbruchbereit. Der Fuhrmann, dessen rothes Tuch in der Morgenkühle ziemlich unmotivirt um den Krämphut gewickelt erschien, überzählte seine Gepäckstücke, maß dann mit einem Seitenblicke seine Passagiere, holte mit einem gelegentlichen Fußtritte nach Djalmar aus und brummte mürrisch:

„'S ist richtig mit der Bagasch', aber 'ne Schand' für 'nen Christenmenschen."

Gerwin Schallböck stand neben der Alten, die ihm auf eine Frage in ihrem englischen Kauderwälsch verdrossen und zugleich mit halb verächtlichem Blick erwiederte:

„Sanhita, Nabob, Paris, Hochzeit, Gold, Gold, bah!"

Sie spreizte die Finger aus, als schleudere sie mit jedem gleichgültig eine Million aufs Straßenpflaster, und stieg in den Wagen. Ihre Antwort jedoch regte offenbar in Sanhita eine linguistische Erinnerung wieder an, denn sie zog rasch, die Arme ausstreckend, Gerwin Schallböck und Gertrud Morelli dicht an einander, deutete mit dem Finger auf das Lotoskleid und lachte:

„Gerwin, Gertrud, marriage."

Bei ihrer Hochzeit sollte Gertrud es tragen, das war es gewesen. Halb traurig blickten Beide auf das zauberische Ding, das wie eine Märchenerscheinung gekommen und wieder ging. Sanhita hatte ebenfalls bereits den kleinen rosigen Fuß auf den Wagentritt gesetzt, als ihr noch eine andere Erinnerung kommen mußte. Denn sie wandte sich plötzlich nochmals um, schlang die schönen Arme um Gertrud's Nacken und küßte sie. Einen Augenblick zauderte sie darauf, dann that sie dasselbe mit Gerwin und zwar gerade so, wie nur Gertrud Morelli es zu thun vermocht hätte. Und dann stand sie wieder auf dem Wagentritt und sagte lächelnd, doch zum ersten Mal mit sonderbar schwermüthigem Glanz in ihren dunkeln Augensternen:

„Sanhita Gerwin —"

Sie hielt einen Augenblick inne, ehe sie, mit dem Kopf hin- und herwiegend, hinzufügte:

„Gertrud —"

Ja, Sanhita hatte Gerwin auch gern, doch Gertrud würde es nicht zugeben. Sie hatte es begriffen, und die beiden Anderen verstanden deutlich, was sie meinte, und Gertrud lächelte und schüttelte ebenfalls freundlich, aber entschieden den Kopf.

„'Nein mit der Bagasch'! Hü—a!" rief der Fuhrmann, und der schwere Wagen rumpelte, von Djalmar, der scheu und ewig zitternd nach der Peitsche hinauflugte, begleitet, langsam am „Krummen Schenkel" vorüber. Die Erschütterung rüttelte einen Blumenkranz von Constantin Zwergel's Schläfe, doch den süßen Schlaf, der seine dreifach erfüllten Pflichten lohnte, beeinträchtigte sie nicht. Auch er lächelte, wie Herr Dankmar Rumpelmeier es drüben am Eichenstammtisch des „Kleeblatts", wie Gerwin Schallböck und Gertrud Morelli, die noch dem Wagen nachblickten, es thaten. Nur Sanhita lächelte nicht mehr, sondern hatte die kleine Hand über die Augen und den Kopf in die Ecke zurückgelegt, aber was sie that, sah Niemand mehr, denn die Alte ihr gegenüber schlief wieder, und die nachfolgenden Blicke drangen nicht mehr in den Wagen hinein.

Nun wandte das zurückbleibende junge Paar sich und schritt langsam wieder zum

„Kleeblatt" über die breite Straße hinüber. Ein erster Sonnenstrahl umglühte vom wolkenlosen Himmel die goldene Weltkugel, welche das anmuthige Renaissance-Schatzkästlein des Städtchens krönte, im leichten Morgenhauche flatterten die vielfarbigen Blumenkelche vor Gertrud Morelli's in der verwichenen Nacht nicht geschlossenem Fenster. Es war Gerwin wie im Traum, er blickte auf das seltsame Gewand seiner jungen Begleiterin nieder, in ihre vergißmeinnichtblaue Augen hinein und dann zu dem metallenen Kleeblatt, auf das sie zuschritten, empor, und seine Lippen sagten lächelnd:

„Utinam semper hac in domo floreat trifolium!"

Herrn Jakob Morelli's Töchterlein mußte, wenn sie auch nicht Englisch und Hindostanisch verstand, doch von der Sprache ihrer Vorfahren aus dem Lande der Orangen eine deutlichere Reminiscenz bewahrt haben als jener, denn ihr Gesicht glühte auf, als ob die Morgenröthe es bereits ebenso voll wie die goldene Weltkugel anstrahle, doch sie nickte und sagte:

„Gerwin, Gertrud —"

„Und wollen's die Götter so — Sanhita!" fiel er lachend ein.

Lesen und Schreiben im Mittelalter.

Culturgeschichtliche Skizze

von

Albert Richter.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Unserem lese- und schreiblustigen Jahrhundert mag es wohl fast unglaublich klingen, daß es in Deutschland einst eine Zeit gegeben hat, in der selbst die bedeutendsten Dichter oft weder lesen noch schreiben konnten — und doch ist das deutsche Mittelalter in der That eine solche Zeit. Wolfram von Eschenbach, ein Stern erster Größe am Himmel deutscher Literatur, konnte ebenso wenig lesen und schreiben, wie Ulrich von Lichtenstein, ein zwar weniger bedeutender, aber doch nicht unbedeutender Dichter.

Hieß doch im Mittelalter die Kunst des Schreibens ganz ausdrücklich die „ars clericalis" und der Name „Schreiber" ward nicht selten als völlig synonym mit dem Namen „Geistlicher" gebraucht.

Ebenso war aber auch das Lesen eine nur wenig verbreitete Kunst. Die Kloster- und Domschulen, im frühesten Mittelalter die einzigen Stätten zur Erwerbung wissenschaftlicher Kenntnisse, nahmen — wenigstens in der Regel — nur solche Schüler auf, die sich einst dem geistlichen Stande widmen wollten. Die Idee einer von der Schule ausgehenden allgemeinen Volksbildung lebte im Mittelalter noch nicht und in mehr als einer Stiftsschule galt die Verordnung, daß derjenige, der zum Alphabet d. h. zum Lesen und Schreiben zugelassen sein wollte, zuvor eine bestimmte Summe — wenigstens zwanzig Heller — erlegen mußte. Man wollte damit den Mißbrauch verhüten, daß Arme ihre Kinder nur um der unentgeltlichen Speisung willen zur Schule brachten. Stiftungen für arme Schüler, wie eine solche z. B. bereits im vierzehnten Jahrhunderte bei der Stiftsschule zu Merseburg bestand, gehörten lange Zeit zu den Seltenheiten.

Die große Masse des Volkes wuchs ohne eigentlichen Unterricht auf. Die Geistlichen, und die Taufpathen waren zwar angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß die Kinder wenigstens den Glauben und einige Gebete, das Vaterunser und das Ave Maria, auswendig lernten; es mag aber oft genug unterlassen worden sein. Wenigstens läßt sich nicht viel erwarten von Priestern, wie jener baierische, von dem, wie in den Briefen des Bonifacius zu lesen ist, Papst Zacharias klagte: er habe gehört, das ein Priester in Baiern Kinder getauft habe: „in nomine patria, filia et spiritus sancti."

Auch das Concil zu Toledo mußte verordnen, daß Niemand als Priester ordinirt werden solle, der nicht wenigstens die Psalmen lesen könne und einige Kenntniß der Ceremonien besitze.

Ueberdies sollten jene Bekenntnißformeln und Gebete in lateinischer Sprache gelernt werden. So wollte es schon Karl der Große und nur als Ausnahme wollte er den Gebrauch der Muttersprache verstatten. Auch das Mainzer Concil (813), welches verordnete, daß die Kinder das

Symbolum und das Gebet des Herrn lernen sollten, um es zu Hause wieder andern lehren zu können, fügte dieser Verordnung den Satz hinzu: et qui aliter non potuerit, vel in sua lingua hoc discat. (Wer es nicht anders kann, möge es wenigstens in seiner Muttersprache lernen.)

Die Gestattung dieser Ausnahme hatte verschiedene Uebersetzungen des Glaubens und der Gebete zur Folge, die uns zum Theil noch erhalten sind. Im Kloster Weißenburg im Elsaß kam sogar ein ganzer Katechismus zu Stande, der alle in den verschiedenen Edicten aufgezählten Stücke umfaßte. Welcher Art diese Uebersetzungen zum Theil sein mochten, läßt sich schließen aus einer wahrscheinlich von St. Gallen ausgegangenen Uebersetzung des Glaubens, in welcher creatorem für creaturam genommen und also an „Gott, das Geschöpf Himmels und der Erden" geglaubt wird.

Wer die genannten Glaubens- und Gebetsformeln auswendig wußte, war in seiner christlich-religiösen Bildung vollendet. Der Dichter des Heldengedichtes von Wolfdietrich erzählt, daß Wolfdietrich vierhundert von ihm bekehrten und zu tausenden Heiden den Glauben, das Paternoster und das Ave Maria beigebracht habe, und fährt dann fort:

„do wurden sy gut Kristen
an der selbigen stat."

In einzelnen Fällen trat zum Auswendiglernen jener Formeln wohl auch noch das einiger Psalmen, insbesondere der sieben Bußpsalmen, die sich stets einer besondern Gunst erfreuten. Diese sind jedenfalls auch gemeint, wenn in einem Verzeichniß der Bücher des Herzogs Johann von Berry vom Jahre 1416 aufgeführt wird: „un petit livre ou sont escrits les Sept Seaumes" (ein kleines Buch, darin die sieben Psalmen geschrieben sind).

Wie bekannt einzelne lateinische Formeln im Mittelalter dem Volke sein mußten, geht aus dem ziemlich häufigen Gebrauche hervor, den die Dichter von ihnen machten und zwar nicht nur die gelehrten unter ihnen, sondern auch die Dichter der volksthümlicheren Epen, der Gedichte aus dem Kreise der heimischen Heldensage.

So läßt der Dichter des Rosengartenliedes den Helden Dietrich von Bern sprechen: „in nomine Domini," durch den starken Rheinsergen aber, dem der streitbare Mönch Ilsan Prügel statt des Fährgeldes verabfolgt, läßt er diese Worte verunstalten in: „Nummer dummer Amen!" In ähnlicher Weise mochten dergleichen lateinische Ausdrücke wohl oft im Munde des Volkes verunstaltet werden.

Begnügte man sich bei der christlichen Unterweisung mit der Bekanntschaft mit den erwähnten Formeln, so war das Lesenlernen kaum nöthig. Und in der That finden wir im frühesten Mittelalter selbst in den höchsten Kreisen die Kenntniß des Lesens nicht verbreitet. Von Otto I. erzählt Widukind, daß er in seiner Jugend das Lesen nicht gelernt, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha aber dieses Versäumniß nachgeholt habe. Der heilige Romuald († 1027), aus vornehmem Ravennatischen Geschlecht, lernte das Lesen erst, als er sich aus dem Weltleben zurückgezogen hatte, und es wird dabei ausdrücklich erwähnt, daß auch die Ruthe an ihm nicht gespart worden sei.

Sogar von einem Mönch, Hugo von Turso, der gegen den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts lebte, wird erzählt, daß er, am Pfingsttage im Kloster Zwetl unter den Mönchen sitzend, weinte, weil er nicht lesen konnte, und in dem Kloster zu St. Gallen, das früher eine Stätte der Wissenschaft gewesen war, konnten im Jahre 1291 weder Abt noch Mönche schreiben.

Manche Klöster hatten in der That kaum Zeit, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Als der gelehrte Johannes Schadland 1362 Bischof von Hildesheim ward, führte man ihn auf seine Frage, wo die Bibliothek sei, in eine Rüstkammer und sagte, mit dergleichen Büchern hätten die Bischöfe bisher zu thun gehabt und solche seien nöthig gegen die Nachbarn, die die Kirche zu berauben trachteten.

Bei den Rittern war das Lesenkönnen so ungebräuchlich, daß der Ausdruck „in Ritters Weise alt werden" gleichbedeutend war mit „des Lesens und Schreibens unkundig sein." Der Ritter Thilo von Berlepsch ließ, da er des Lesens nicht kundig war, die ihm vom Landgrafen Hermann von Hessen übersandten Beschwerdebriefe uneröffnet liegen und es entstanden daraus Irrungen, die mit der im Jahre 1408 erfolgten Ein-

nahme der Burg des Ritters durch den Landgrafen endeten.

Große Herren ließen sich die an sie gelangenden Briefe in der Regel durch ihren Kapellan vorlesen. Als Kriemhild's Bote die Einladung zu den Kämpfen im Rosengarten an Dietrich von Bern überbrachte, sprang des Berners Kapellan auf, um der Aufforderung: „swaz dar ane geschriben stê daz lese ein gelêrter man“ nachzukommen.

In dem Gedichte von Wolfdietrich giebt die Königin im Beisein des Königs dem Kapellan den Brief vorzulesen, durch den des Königs Schuld an Wolfdietrichs Aussetzung dargethan wird. Der Kapellan überfliegt den Brief und weigert sich, ihn vorzulesen. Noch einigen Pfaffen giebt die Königin den Brief, alle weigern sich. Endlich droht sie dem letzten:

„Und sagt ir mir nicht rechte, was an dem briefe stee,
Ich nymb (nehme) euch ewer pfarre und thu darzu wee,“

worauf dieser den Brief liest.

In dem Gedichte von „Mai und Beaflor“ wird berichtet, daß die Grafen, als sie einen Brief erhalten hatten, von der Burg in die Stadt hinabschickten, um einen Schreiber holen zu lassen, der ihnen den Brief läse. Dagegen wird im Rolandsliede als etwas besonders Merkwürdiges hervorgehoben, daß der König Massilie das Siegel eines kaiserlichen Schreibens erbrach und dieses selbst las, wande er wol geleret was, weil er wohl gelehret war.

So steht auch in der Gudrun an der Stelle, wo von den Briefen die Rede ist, die die Boten des um Gudrun werbenden Hartmuth bringen, nicht umsonst:

„Do einer, der daz kunde, die brieve gelas,“

denn Briefe zu lesen war eben nicht Jedermanns Sache.

Daß zuweilen auch Kapellane auf Leseschwierigkeiten stießen, bezeugt eine Urkunde in dem Urkundenbuche des Landes ob der Ens, in welcher berichtet wird, daß der Kapellan des Herzogs von Baiern, als er 1177 eine das Kloster Reichersberg betreffende Urkunde vorlesen sollte, bei den darin vorkommenden Ortsnamen anfing zu stocken und daß dann der Decan des Klosters das Weiterlesen übernehmen mußte.

Auffallender als der Umstand, daß die Ritter die Künste des Lesens und Schreibens nicht verstehen, ist es, daß auch Dichter, sogar hervorragende Dichter jener Zeit mit diesen Künsten nicht vertraut sind.

Wolfram von Eschenbach bekennt in seinem „Willehalm“ (5, 20) von sich:

„swaz an den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs beliben;“

und im „Parzival“ (115, 27) sagt er ausdrücklich:

„ine kan deheinen buochstap.“
(ich kann keinen Buchstaben).

In der That eine merkwürdige Erscheinung. Ein Dichter, der weder lesen noch schreiben kann und dem wir trotzdem den Parzival verdanken. Und wäre Wolfram nichts weiter gewesen als ein Uebersetzer des Chrestiens von Troyes und des Guiot von Provins, hätte er auch nicht so viel seines eigenen Geistes in seinem Werke niedergelegt, es wäre dennoch staunenswerth. Wenn aber Victor Scheffel über diese Dichterthätigkeit Wolfram's sagt: „Der Uebersetzer läßt sich — um etwas handwerksmäßig zu reden — sein täglich Pensum vorlesen, wandelt auf und nieder, überträgt Zeile um Zeile in gereimtes Deutsch, flicht, wenn er, wie Wolfram, selbst ein feines satirebegabtes Talent ist, eigene Bemerkungen mehr oder minder geschickt ein, dictirt's und fährt am andern Tage mühelos da fort, wo er Tags vorher stehengeblieben,“ — so ist in dieser Darstellung der Ausdruck „mühelos“ jedenfalls zu streichen. Einem Gedächtnisse des neunzehnten Jahrhunderts wenigstens würde die Arbeit immer noch sauer genug ankommen.

Eine anschauliche Darstellung, wie Dichter, die weder lesen noch schreiben konnten, arbeiteten, bietet das vierzehnte Jahrhundert, in welchem ein Herr von Rappoltstein ein französisches Werk verdeutschen ließ, welches gleichsam einen zweiten Theil zum Parzival bildete. Der Franzose Manessier hatte nämlich eine Ergänzung der Sagen vom Gral geliefert. Herr Ulrich von Rappoltstein nun, der der Träger eines Lehns über die fahrenden Leute im Elsaß war und wahrscheinlich überhaupt an Minne und Milde seine ritterliche Freude hatte, fand sich bewogen, sich als Beschützer der Dichtkunst das Werk Manessier's verdeutschen zu lassen. Im Jahre

Digitized by Google

1331 rückte zu diesem Behufe eine aus fünf Personen bestehende Gesellschaft mit Manessiers französischem Buche bei ihm ein. Diese fünf Personen waren: 1) zwei Dichter, Claus Wisse und **Philipp Kolin**, letzterer ein Goldschmied von Straßburg; 2) ein Dolmetsch, Sampson Pine, ein Jude. 3) zwei Schreiber, Henselin der junge und der von Onheim, ein alter. Die beiden Dichter waren weder des Französischen noch des Schreibens kundig; als Aufgabe des Sampson Pine bezeichnen sie:

„was wir zu rimen hant bereit,
do het er uns doz tutzsch geseit
von den oventuren allen gar."

Dieses fahrende Volk, dessen Verpflegung manches Stückfaß elsässischen Weines verschlungen haben mag, beeilte sich nicht allzusehr und überreichte erst im Jahre 1336, also nach fünf Jahren, die vollendete, mit manchen Correcturen versehene, aber als stattlicher Foliant geschriebene Arbeit, von der sie bemerken: „und allez daz hie nach geschriben stat, daz ist ouch Parzefal," ihrem Schirmherrn, dabei ihn launig über die Kosten tröstend, die sie selber auf beiläufig 200 Pfund anschlagen.

Lächerliches Unglück erwuchs aus der Nichtkenntniß des Lesens und Schreibens dem Dichter Ulrich von Lichtenstein, der von sich bekennt, daß er in der Jugend nur vorlesen gehört habe. Wir haben bereits in einer früheren Skizze (über altdeutsche Liebesbriefe Bd. 23, Seite 585) erzählt, wie er erst nach zehn Tagen banger Erwartung durch seinen von der Reise zurückgekehrten Schreiber erfahren konnte, daß eine ihm zugegangene Zuschrift seiner Geliebten nichts Anderes als eine — schnippische Absage enthielt.

Von andern Dichtern jener Zeit läßt sich aus den Bildern der Pariser Liederhandschrift schließen, daß sie ihre Gedichte einem Schreiber dictiren mußten, weil sie selbst nicht schreiben konnten. Mit einem Schreiber neben sich sind dort abgebildet Bligger von Steinach und Konrad von Würzburg. Das zwingt zwar noch keineswegs, gerade diese beiden Dichter für des Schreibens unkundig zu halten, denn die Wahl dieser Darstellung kam ihren Grund ebensowohl lediglich in der Willkür des Malers haben. Es sind aber diese Bilder wenigstens Zeugniß dafür, daß Schreiber von Dichtern gebraucht wurden.

Neben dem in derselben Handschrift befindlichen Bilde Reimar's von Zweter finden sich zwei Gestalten, deren eine eine Wachstafel, die andere ein Pergamentblatt in der Hand hält. Vielleicht läßt sich das deuten auf einen Schreiber, der das Dictat nachschreibt, und einen andern, der die Reinschrift besorgt.

Gottfried von Straßburg ist selbst schreibend dargestellt.

In der Weingartner Liederhandschrift sind Heinrich von Morungen und der von Gliers lesend dargestellt und Neidhart sagt von sich selbst, daß er „dâ heime tiutschin büechel" gelesen habe.

Am öftesten trifft man die Kenntniß des Lesens und Schreibens bei den Dichtern bürgerlicher Abkunft, wie auch bei diesen die meisten Anzeichen für Kenntniß der lateinischen Sprache sich finden. Dies z. B. bei Hartmann von Aue, Albrecht von Halberstadt, Thomasin von Zirklair, Gottfried von Straßburg, Heinrich von dem Türlin, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg und bei dem Marner, welcher Letztere sogar selbst lateinisch gedichtet hat.

Die adeligen Dichter hielten das Waffenwerk für unvereinbar mit solchen gelehrten Künsten. Sie hielten es mit Wolfram von Eschenbach, der da sang:

„schildes ambet ist min art,"

und der seine Poesie im Gegensatz zu seiner Geburt und zu seinem Stande gering schätzte, daß er schrieb:

„welchiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc."

Mit solchen Ansichten verträgt sich die Begeisterung für Lesen und Schreiben nicht.

Wenn man von den Mitgliedern des geistlichen Standes absieht, waren im Mittelalter die Frauen im allgemeinen mehr mit Lesen und Schreiben vertraut als die Männer. Die Geliebte Ulrich's von Lichtenstein bedurfte keines Schreibers, um Ulrich's Büchlein zu lesen und mit einer Nachschrift zu versehen. Auch in den epischen Gedichten des Mittelalters begegnen uns viel öfter lesende und schreibende Frauen als dergleichen Männer.

In dem Gedichte von „Dietrich's erster Ausfahrt" verstehen die Jungfrauen Ibelin und Goldelin Briefe zu schreiben,

während Dietrich's alter Meister Hildebrand, als er einen Brief erhält, den er der Königin Virginal vorlesen soll, um Entschuldigung bittet, wenn er ihn erst ein wenig für sich durchbuchstabire. Er bemerkt dabei, es habe wohl eine Zeit gegeben, in der er Briefe selber gelesen habe, jetzt brauche er etwas mehr Zeit, um den Sinn herauszufinden.

In Heinrich von Veldeke's „Eneide" sträubt sich Lavinia, ihrer Mutter, der Königin, den Namen des von ihr geliebten Mannes zu nennen; auf der Mutter Andringen schreibt sie ihn endlich.

E was der êrste bûchstab,
dar nach N und aber (wierer) E.
diu angest tete ir vile wê
dar nâch screib si A unde S.
do bereite sich diu mûder des
und sprach dê si in gelos:
„hie stêt Enêas!"

Also auch die Königin kann lesen. Da aber die Mutter ihre Tochter um diese Liebe schalt, nahm Lavinia „tinten unde permint" (Pergament) und schrieb an Aeneas selbst einen Liebesbrief in optima forma. Derselbe lautet:

„Es enbutet Lavine
Enêase dem richen
ir dienest innechlichen,
der is ir vor alle man,
wende sim baz gûtes gan,
dan allen den dies ie gesach,
und si sin vergezzen niene mech
weder spâte noch frû.
unde enbutet im dar zu
daz her der rede si gewis
unde vil wol gedenke des,
daz diu minne vil getût."

Bücher, geistliche wie weltliche, in den Händen der Frauen sind keine Seltenheit. Psalter und andere geistliche Bücher gehörten nach altdeutschem Erbrechte zu der Gerade und wenn der Prediger Berthold von Regensburg zum Lesen der Psalmen ermahnt, so wendet er sich zunächst an die Frauen, indem er spricht: „Unser Herr will, daß man ihn um seiner Werke willen preise, wie ihr Frauen in dem Psalter lesen kömt."

Gisela, die Gemahlin Kaiser Konrad's II., ließ für sich den Psalter und das Buch Hiob in Notker's Uebersetzung abschreiben und wohl manches reiche Mädchen mochte solch ein geistliches Buch als Theil ihrer Mitgift erhalten. Vermuthet doch Jakob Grimm, daß die silberne Handschrift der Bibelübersetzung des Ulfilas als Mitgift einer westgothischen Königstochter nach Rheinfranken gelangt sei.

Ebenso gern wie geistliche, lasen die Frauen auch weltliche Bücher und wie die Gräfin Flamenca von Nemours, die Gemahlin Archimbald's von Bourbon den Roman von Blanceflor auf einem Tischchen ihres Zimmers liegen hatte, so mochten auf den Tischen der deutschen Frauen Parzival, Tristan und dergleichen zu finden sein.

Wolfram von Eschenbach rechnet für seinen Parzival auf Leserinnen und spricht von „sinnigen Frauen, die sein Märe geschrieben sehen". Die Handschrift der Gedichte Wernher's vom Niederrhein war für eine Frau, Namens Bele, angefertigt worden und Heinrich von Veldeke erzählt in der Nachschrift zur Eneide, daß er das Gedicht der „guten und milden" Gräfin von Cleve zum Lesen gegeben habe. Leider wurde es ihm bei dieser durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet und erst neun Jahre später erhielt er es durch den Pfalzgrafen Hermann auf der Neuenburg an der Unstrut zurück. Dem Letzteren zu Gefallen vollendete er dann das Gedicht, das bis dahin nur bis zu jenem schon erwähnten Briefe Lavinia's reichte.

In den Rittergedichten des Mittelalters begegnen uns oft Frauen, die Gedichte vorlesen. So ist im Iwein (V. 6455) von einer Jungfrau die Rede, die ihren Eltern aus einem welschen Buche vorlas und im Wigalois (V. 2710 ff.) liest eine „schoeniu maget" in dem Zelte der Königstochter von Persia vor, wie Troja zerstört ward, wie Aeneas floh und wie er von Dido empfangen ward.

Ueber das, was Jungfrauen lesen sollen, geben die didaktischen Dichter des Mittelalters mannigfache Anweisung. So sagt Thomasin von Zirklair, Jungfrauen sollen lesen von Andromache und Enide, von Penelope und Oenone, von Galliana und Blanscheflor. Die Jungherren, denen er also doch wenigstens zum Theil die Lesefertigkeit zutrauen muß, verweist er an Erek und Iwein, an Gawan, Artus, Karl, Alexander und Tristan. Uebrigens ist Thomasin von Zirklair der Meinung, daß derartige Lectüre nur jungen und ungelehrten Leuten zieme. Solche, die nicht lesen kön=

nen, verweist er an die Bilder. „Bauern und Kinder," sagt er, „freuen sich an gemalten Bildern. Wer nicht verstehen kann, was man aus Geschriebenem lernen soll, der begnüge sich mit Bildern. Diese sehe der ungelehrte Mann an, der Pfaffe (d. i. der gelehrte) aber sehe die Schrift an." Jedenfalls denkt er hierbei weniger an die Bilder, mit denen die Rittergedichte geziert waren, sondern vielmehr an die Bilder der Biblia pauperum und ähnliche."

Wie die epischen Dichter des Mittelalters zunächst auf Leserinnen rechneten, so dachten auch die lyrischen zunächst an Frauen als Hörerinnen und Leserinnen ihrer Lieder. Sie trugen ihre Lieder entweder selbst vor oder sandten, wenn der Zutritt zu ihrer Herrin ihnen nicht frei stand, einen sangeslustigen Boten, ihr „singerlin". Konnte die Dame lesen, was ja meist der Fall war, so sandten sie wohl auch wie Ulrich von Lichtenstein Abschriften ihrer Lieder und vielleicht war noch mancher Andere so erfinderisch wie der Züricher Dichter Johannes Hadlaub, der weder selbst noch durch einen Boten seiner hochgestellten Angebeteten nahen durfte und deshalb den Ausweg ergriff, ihr früh vor Tage, als sie zur Messe ging, seine sehnende Klage vermittelst eines Hakens am Kleide zu befestigen. Er hat leider nie erfahren, ob sie dieselbe gelesen hat; doch behauptet er, daß sie, wenn sie den Brief gelesen habe, darin „tiefe Rede von der Minne" gefunden haben müsse.

Durch mündliche Ueberlieferung wurden die lyrischen Gedichte zunächst fortgepflanzt und das stärkere Gedächtniß jener Zeiten bewahrte sie stärker und treuer, als das heutzutage der Fall sein würde. Aber schon frühzeitig ging neben der mündlichen auch die schriftliche Ueberlieferung einher. Die Lieder wurden einzeln aufgezeichnet und auch einzeln, gewöhnlich mit dem Namen des Dichters versehen, verbreitet. Liebhaber, und unter diesen sind wohl die Frauen zunächst zu verstehen, sammelten sie zu kleinen Büchlein, sei es nun, daß sie die Gedichte ein- und desselben Dichters vereinigten, sei es, daß sie nach Gelegenheit und individuellem Geschmack die Producte verschiedener Zeiten und verschiedener Dichter neben einander stellten.

Durch solche auf den Ritterburgen des Mittelalters nach und nach geschriebene Liederbücher sind die Lieder der Minnesänger auf unsere Zeit gebracht worden und wenn wir uns heute noch an den köstlichen Liederperlen, die sich so zahlreich unter ihnen finden, erfreuen, so mögen wir wohl eingedenk sein, daß wir vielleicht für die Erhaltung des einen oder andern Liedes einer edeln, gebildeten Frau zu Danke verpflichtet sind.

Daneben freilich auch nicht wenig Männern, unter denen ja die beiden Rüdiger Manesse, Vater und Sohn, zu Zürich am bekanntesten sind und mit Rücksicht auf welche der schon genannte Johannes Hadlaub versichert, daß man nirgends im Reiche so viele Liederbücher beisammen finde als in Zürich.

Wenn wir Jungfrauen als Vorleserinnen epischer Gedichte kennen gelernt haben, so darf daneben nicht unerwähnt bleiben, daß es auch Vorleser von Profession gab. Der fahrende Sänger, der auf der Burg einkehrte, brachte nicht nur neue Lieder, sondern auch neue Mären mit. Diese waren zu lang, als daß sie wie früher gesungen werden konnten. Sie wurden vorgelesen und auch dies oft in Abschnitten, mit denen Unterhaltung für mehrere Tage geboten war.

Noch jetzt versetzen uns die Handschriften solcher Mären auf das lebhafteste in den Kreis der Zuhörer, an die manche Stelle der Gedichte direct gerichtet war, mochte sie nun von dem Dichter ursprünglich so geschrieben, mochte sie von dem Fahrenden aus eigner Machtvollkommenheit hineingesetzt sein. Schon der Anfang der Gedichte enthält sehr oft die Aufforderung, nun zu schweigen. So beginnt das Gedicht von der Rabenschlacht mit den Worten:

> Welt ir von alten maeren
> Wunder hören sagen,
> Von rekken lobebaeren
> So selt ir gerne dagen (= schweigen).

Oft begegnet auch in den Gedichten, wenn die Rede eines Helden angeführt werden soll, die Anrede: „Nun höret, wie er sprach!" Ja, die Zuhörerschaft wird sogar mitten im Gedicht bei mißlichen Fällen um Rath gefragt. So heißt es einmal in einer Stelle, wo es sich um die Befreiung etlicher Helden aus der Gefangenschaft handelt: „Nun rathet alle in

diesem Ringe (Kreise), wie wir sie von dannen bringen!"

Selbst der Wunsch des Vorlesers, seine Kehle einmal anzufrischen, findet Ausdruck. So heißt es an einer Stelle des Gedichtes vom Zwergkönig Laurin, wo eben ein Bote mit wichtiger Nachricht ankommen soll: „Bis der Bote kommt, bringt Wein!" Wenn die Erwartung aufs höchste gespannt ist, wenn der Held schon in Fesseln geschlossen wird oder zum Tode verwundet am Boden liegt, unterbricht der Vorleser den Gang der Erzählung mit den Worten:

„Nun muß er verlieren sein werthes Leben,
Man wolle denn dem Leser zu trinken geben;"

nämlich, damit er weiterlesen könne.

Daß der Vorleser für seine Mühe auch noch etwas mehr als einen Labetrunk erwartete, ersehen wir aus dem Gedichte „Reinhard Fuchs". Wo der Dichter da von einem fast unglaublichen Streiche des Fuchses berichtet, fügt er hinzu:

„swer des niht geloubet,
der sol darumb niht geben."

In dem Gedichte „Flos und Blankflos" findet sich fünfmal die Aufforderung:

„We dit wil horen vortlesen,
de schal dem leser drinken gheven."

Besonders charakteristisch für den Geist der Fahrenden sind ein paar derartige Unterbrechungen in einem altfranzösischen Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts, das die Sage von Oberon behandelt. Nachdem der Vorleser die Erwartung des Zuhörerkreises aufs höchste gespannt, dadurch daß er den ritterlichen Hüon in die von Gold, Elfenbein, den feinsten Seidenstoffen, den weichsten Daunen strotzende Bettkammer eines siebzehn Fuß langen schlafenden Riesen geführt, in dessen dickem Kopfe die tiefliegenden Augen selbst während des Schlummers wie glühende Kohlen funkeln und nun Hüon die heilige Jungfrau um ihren Beistand in dem bevorstehenden Kampfe mit dem zu weckenden Ungethüm hat anflehen lassen, täuscht er plötzlich die Erwartung der Hörer durch folgende nüchterne Anrede: „Verständige Herren, ihr sehet, nahe ist der Abend und ich bin sehr müde. Darum bitte ich euch alle, so lieb ihr mich und Oberon und Hüon habt, kommt morgen nach Tische wieder und laßt uns jetzt trinken gehen, denn ich habe Durst. Ich will's euch nicht verbergen. . . Und ich bitte auch, ein Jeder bringe mir dann einen in den Zipfel seines Gewandes gebundenen Groschen mit, denn in Poitevinen (= halben Groschen) liegt keine Freigebigkeit. Ein Geizhals und Knauser war, wer sie prägen ließ und wer sie zuerst dem anständigen Spielmann gab."

Der Hauptgrund, warum der Vorleser seinen Vortrag auf zwei Nachmittage ausdehnte, war wohl der, daß ein ohne Unterbrechung fortlaufendes Recitiren von ungefähr zehntausend Versen, denn aus so vielen besteht das Gedicht, doch wahrscheinlich ihn selbst sowohl wie seine Zuhörer allzusehr ermüdet haben würde. Am zweiten Tage erzählt er ihnen dann zuerst den Ausgang des Kampfes, worauf er sich wieder mit den Worten unterbricht: „Nun hört, ich werde euch das Gedicht weiter erzählen, wenn ihr wollt. Mit Hilfe Gottes will ich das Gedicht nun auch beenden. Aber nun, kraft meiner Macht und Oberon's excommunicire ich alle diejenigen, welche nicht in ihre Börse greifen, um meiner Frau das Geld zu geben."

Fahrende Dichter und Sänger wurden nicht selten auch als Lehrer für Lesen und Schreiben, so wie für die Musik auf den Burgen zurückgehalten; dies jedoch wohl nur für die Töchter.

Knaben im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen, erklärte man zuweilen geradezu für schädlich, weil der Knabe dadurch den ritterlichen Waffenübungen entfremdet werde. Die Menge der mittelalterlichen Ritter glich jenen Vettern Ulrich's von Hutten, die über ihren gebildeten Verwandten die Achseln zuckten.

Als Amalasvieth, die Tochter des großen Ostgothenkönigs Theodorich, ihrem Sohne, dem jungen Athalrich, einen römischen Grammatiker zum Lehrer und drei gothische Greise zu Aufsehern gegeben hatte, ward das Volk darüber unwillig und beantragte durch Abgeordnete eine Aenderung des Erziehungsplanes. König Theodorich, ließ man der Königin sagen, habe keine Kinder der Gothen in die Schulen schicken lassen, Gelehrsamkeit entfremde den Mann männlichem Sinne und mache ihn furchtsam und weibisch. Dem Knaben gehöre Ger und Schwert zur Uebung. Amalasvieth mußte diesen An-

trägen nachgeben und ihrem Sohne statt der Greise gothische Knaben zu Gefährten geben.

Es war sehr natürlich, daß auch der Sinn der Knaben viel mehr den ritterlichen Uebungen, als den gelehrten entgegenkam. Und wenn auch manche Mutter Fleiß daran wandte, ihre Söhne wenigstens lesen zu lehren, wie dies z. B. bekannt ist von den Kaiserinnen Gisela und Agnes gegenüber ihren Söhnen Heinrich III. und Heinrich IV., so mag doch mancher Knabe gedacht haben, wie der heilige Gregorius, den Hartmann von Aue von seiner Jugenderziehung sagen läßt:

„iedoch sô man mich sêre
ie unz her ze den buochen twanc,
sô turnierte ie min gedanc.
sô man mich der buoche wente,
wie sêre sich min herze sente
und min gedanc spilte
gegen einem schiite!
ouch was mir ie vil ger
für den griffel zuo dem sper,
für die veder zuo dem swerte
des selben ich ie gerte."

Mehr Lust und Liebe brachten die Mädchen dem Lesen und Schreiben entgegen. Wenn die Mutter nicht im Stande war, den Unterricht der Töchter fortzusetzen, wohl auch wenn die Zeit kam, für die die Sitte gebot, den Unterricht einem Lehrer anzuvertrauen, ward ein Geistlicher berufen.

Früher waren die Mädchen zu diesem Behufe meist in ein Kloster geschickt worden, aus dem sie mit einigem Latein und einiger Kenntniß der biblischen Geschichten, vielleicht auch mit etwas Musik ausgestattet in das elterliche Haus zurückkehrten.

Im Zeitalter des blühenden Ritterthums kam das seltener vor; es ward da dieser Unterricht öfter dem Hauskapellan anvertraut. Aber noch andere Lehrer wurden der Tochter des Ritters gegeben. Während die Knaben der Zucht eines Ritters anvertraut wurden, um fechten, reiten und dergleichen zu lernen, gab man den Mädchen fahrende Sänger zu Lehrern, die sie in den für den geselligen Verkehr noch weiter nöthigen Kenntnissen unterichteten. Lesen, Schreiben, Musik und Anstandslehre waren die Hauptzweige dieses Unterrichts.

Fremde Sprachen waren seltener Gegenstände des Unterrichts, doch begegnen uns bereits in Quellen des zwölften Jahrhunderts französische Hofmeister. Im Iwein liest, wie schon oben erwähnt, eine Jungfrau aus einem welschen Buche vor und in dem Gedichte „Flos und Blankflos" wird erzählt, daß Blankflos bereits in ihrem zehnten Jahre dahin gekommen war, daß sie in Latein Alles, was ihr vorgelegt wurde, ausdeuten konnte.

Ein recht anschauliches Beispiel, wie wandernde Sänger vornehme Töchter unterrichteten, gewährt der Tristan des Gottfried von Straßburg. Tristan führt sich in Gestalt eines wandernden Spielmanns und unter dem Namen Tantris an dem Hofe von Isoldens Vater ein und nachdem man seine wunderbaren Fertigkeiten in den Sprachen und Saitenspiel erkannt hat, bittet ihn die Königin, er möge ihre Tochter unterweisen, da er mehr verstehe, als was die Tochter bis jetzt bei ihrer Mutter und bei dem bisherigen Lehrmeister gelernt habe. Tristan ist gern bereit dazu und unterrichtet Isolden sowohl in „Schullist" als auch im „Handspiel", d. i. in den Kenntnissen, die man durch die Schule, durch Bücher erwirbt, sowie in der praktischen Musik, die ein Spiel mit der Hand ist.

In dem Gedichte „Engelhart und Engeltrut" von Konrad von Würzburg wird von einem jungen Ritter erzählt, den der König seiner schwermüthig gewordenen Tochter zum Gesellschafter giebt, damit er sie durch seine Künste, unter denen auch Lesen und Schreiben aufgezählt werden, aufheitere. Der König kündigt dies seiner Tochter mit den Worten an:

„Der kann dir alle schwere
mit freuden gar vertreiben;
teutsch lesen unde schreiben,
harfen und singen,
tanzen und springen
Kann er aus der massen wol.
Damit er alle stunden sol
Kurzweile machen dir."

Wie es im Mittelalter Vorleser von Profession gab, so gab es auch Schreiber von Profession. Außer in den fürstlichen Kanzleien ward am fleißigsten in den Klöstern geschrieben. Diesen verdanken wir zumeist die Erhaltung der Werke der Alten.

Die in den Klöstern verfertigten Handschriften verblieben meist in den Klöstern

Digitized by Google

oder wurden als Geschenke an Fürsten und an andre Klöster benutzt. Handel ward mit Klosterhandschriften selten getrieben, doch waren Psalmen, Gebete u. dgl., auf einzelne Pergamentblätter geschrieben und an religiöse Gemüther verkauft, für manchen gewissenlosen Mönch eine Einnahmequelle.

Benvenuto von Imola berichtet, was Boccaccio, sein verehrungswürdiger Meister, aus eigener Erfahrung ihm über das berühmte Kloster Monte Casino erzählt hatte. Er hatte sich die Erlaubniß zur Besichtigung der Bibliothek ausgebeten und in ihr nichts als eine Rumpelkammer gefunden. Auf seine Frage, warum so viele unschätzbare Werke in einem so verstümmelten Zustande vorhanden seien, war ihm die Antwort geworden, daß die Mönche, wenn sie Geld brauchten, ein Blatt nähmen, die Schrift auslöschten und sie durch einen Psalm ersetzten.

Daneben gab es freilich auch Klöster, in denen man auf gute Handschriften mehr Werth legte und religiöse Handschriften zumal wurden hochgehalten und fleißig vervielfältigt. „Wir sollten", schrieb einst ein Mönch, „Bücher auf die Nachkommenschaft gelangen lassen, als die ewig dauernde Nahrung unserer Seelen, und da wir nicht mit unserm Munde das Wort Gottes predigen, so thun wir es mit unsern Händen, denn die Bücher, die wir abschreiben, sind eben so viele von uns gehaltene Wahrheitspredigten."

Bisweilen wurden ansehnliche Privatbesitzungen als Geschenke gegeben, um in gewissen Abteien Scriptorien zu gründen. Ein normännischer Baron schenkte im Jahre 1086 der Abtei St. Albans große Summen zu diesem Zweck; einer andern vergabte ein literaturfreundlicher Edler zwei Mühlen und 1171 wurde eine ganze Rectorei (d. i. Pfarrei) dem St. Swithiesklofter in Winton gewidmet ad libros transscribendos, d. i. zum Abschreiben von Büchern. Zumeist versäumten die Mönche nicht, den Wünschen so freigebiger Schutzherren zu genügen.

Daß Unwissenheit und Leichtfertigkeit der Abschreiber die Originale zuweilen arg mißhandelten, daß in die Abschriften sich oft Fehler über Fehler einschlichen, läßt sich leicht denken. Man begegnet daher nicht selten an dem Schlusse der Handschriften Ermahnungen, beim Abschreiben Fleiß und Sorgfalt anwenden zu wollen. Wie hoch ein guter Abschreiber geschätzt wurde, ergiebt sich schon aus der von Cäsarius von Heisterbach mitgetheilten Sage, daß man die kunstfertige Hand eines englischen Mönches Richard noch zwanzig Jahre nach dem Tode desselben wohl erhalten gefunden habe.

Derselbe Cäsarius von Heisterbach klagt in einem Briefe an den Prior Peter von Marienstatt über die schlechten Abschreiber: „Weil meine Schriften trotz ihres nur mäßigen Werthes vielfach und dringend, sowohl zum Lesen als auch zum Abschreiben verlangt werden, habe ich die sämmtlichen kleineren Schriften, die ich von meinem Jünglingsalter an bis auf den heutigen Tag verfaßt, in einem Bande gesammelt, damit ihr daraus ersehen könnt, welcher Art dieselben sind, wie groß und wie viele. Auch hat mich noch ein anderer Grund zu dieser Arbeit bestimmt. Einige meiner Tractate, Homilien, Predigten und Wundergeschichten wurden mir, bevor ich sie verbessert hatte, zum Lesen abgefordert und ohne mein Wissen rasch copirt. Als ich sie dann zurück erhielt und wieder durchlas, fand ich, daß die Schrift darin höchst ungenau gewesen. Auch stieß ich unter andern auf die Abschrift eines meiner kleineren Werke, die durch eine Nonne verfertigt worden war. Obschon nun die Schrift in meinem Original hübsch und genau gewesen, war das Ganze doch so verdorben sowohl in Betreff des Sinnes, als der Schrift, daß ich keinen geringen Schrecken empfand; denn der Fehler des Schreibers wird nur zu leicht dem Schriftsteller zur Last gelegt."

Im Gegensatz zu der hier erwähnten Nonne kann eine Nonne Agnes aus dem Kloster Marienhof genannt werden, von der gesagt wurde, daß sie durch ihre schöne Handschrift selbst die kunstvollsten Mönche beschäme.

Und lange vor der Zeit der berühmten Nonne Roswitha von Gandersheim erbat sich Bonifacius in einem auf unsere Zeit gekommenen Briefe an die angelsächsische Nonne Eadburg die Briefe des Petrus, welche sie mit goldenen Buchstaben geschrieben hatte, indem er durch die schöne Schrift auf die deutschen Heiden wirken wollte.

Ueberhaupt scheint das Schreiben in den Nonnenklöstern ziemlich eifrig betrieben worden zu sein, und daß sich die Nonnen nicht nur auf das Abschreiben geistlicher Bücher beschränkten, ergiebt sich aus einem Capitular des Jahres 789, in dem den Nonnen verboten wird, Liebeslieder oder Winilieder, wie sie damals hießen, abzuschreiben oder Jemand zuzuschicken.

Die Furcht vor gewissenlosen Abschreibern hat sogar den frommen Heinrich Suso hingerissen, sein Buch von der ewigen Weisheit mit einem Fluche zu schließen, mit einem Fluche nämlich gegen Jeden, der das Buch nicht so abschreiben würde an Worten und Sinn, wie er selbst mit Fleiß es geschrieben und gerichtet habe.

Weltliche Schreiber, die wegen ihrer Geschicklichkeit in Ruf standen, ließ man oft weithin kommen, wenn es galt, ein berühmtes Werk sorgfältig abzuschreiben. So ließ Kaiser Maximilian den Schreiber Hans Ried aus der Kammer zu Innsbruck nach Botzen kommen, daß er dort das sogenannte Heldenbuch abschreibe, eine Sammlung von dreiundzwanzig Dichtungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, später eine Zierde der berühmten Ambraser Sammlung. Der Brief des Kaisers (Füßen, d. 15. April 1502 an den Seckelmeister Wilhelm von Oy) lautet: „Getreuer, Lieber! Wir haben unserm lieben, getreuen Paulsen von Lichtenstein befohlen, uns das Heldenbuch an der Etsch ausschreiben zu lassen, dazu er dann auch deines Schreibers nothdürftig würde. Empfehlen dir mit Ernst, daß du demselben von Lichtenstein deinen Schreiber fürderlich hinein an die Etsch, berürts Heldenbuch daselbst abzuschreiben, zuschickest und das nit lassest. Bemelter unser Marschalk würde ihn mit Zehrung und andern wie sich gebürt, versehen und unterhalten."

Aus einem andern Briefe des Kaisers ersehen wir, daß Hans Ried für diese Abschrift 160 Gulden erhielt.

Auch der Kaiser verborgte seinen Schreiber wieder weiter, denn in einem Briefe an den Ritter Florian von Waldenstein erlaubt er auf dessen Bitte, daß Hans Ried zur Anfertigung zweier Waldenstein'schen Stiftungsurkunden sich zu dem Ritter verfüge, sobald es dieser verlange. Wie man sich Schreiber lieh, so lieh man sich auch die abzuschreibenden Bücher. Im Jahre 1180 bat der Graf Berthold von Andechs den Abt Ruprecht von Tegernsee, er möchte ihm das deutsche Buch von „Herzog Ernst" zum Abschreiben zuschicken.

In die Seelen der Schreiber lassen uns oft die Schlüsse der Handschriften interessante Blicke thun. Auch Randbemerkungen der Schreiber begegnen uns zuweilen. Man würde manchmal den fleißigen Leuten, die uns die kostbaren Schätze des Alterthums so emsig nach der Ordensregel des heiligen Benedict abgeschrieben haben, gewaltiges Unrecht thun, wenn man sie sich stets als mürrische, verdrossene Weltverächter denken wollte. Von den Schreibern weltlicher Märe wird man das gar nicht vermuthen. Es erinnert an Scheffel's Ekkehard, wenn man von dem Schreiber einer Berner Handschrift des Horaz zu dem Verse: „Weiß soll es sein, das Mädchen deiner Liebe, und schlank," die Worte: „Königin Angilberga" an den Rand gesetzt findet.

Meistens geben die Schreiber am Schlusse der Handschrift ihrer Freude über die Beendigung derselben Ausdruck. Dem

Finis, Ende,
O, wie froh sind meine Hände!

begegnet man in den verschiedensten Variationen. Mit liebenswürdiger Offenheit gestehen Mönche zuweilen, daß die nun vollendete Handschrift ihnen zur Strafe aufgegeben worden sei. „Das habe ich zur Strafe schreiben müssen; nun gebt mir einen Trunk!" heißt es da.

Sehr oft kommen auch Segenswünsche vor für den, der die Handschrift bestellt hat, oder für den Schreiber selbst, sowie Flüche über die, die die Handschrift beschädigen oder stehlen. Solche Schlüsse sind: „Dieses Buch hat der Bruder Johannes in der Nachtwache der Pentekoste geschrieben und vollendet im Jahre des Herrn 1412. Wer das Buch gelesen hat, soll sprechen: Möge die Seele desselben ruhen in Frieden. Amen!" Oder: „Dieses Buch gehört dem Convent der kleineren senonensischen Brüder. Verflucht soll sein, wer es stiehlt. Damit ist die Aufschrift geschrieben. Wer sie geschrieben hat, möge selig sein. Amen!"

Das „Leben der Altväter" in einer

Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts schließt:

„Der dis hat geschriben,
selig der müeze beliben."

Zu poetischem Schwunge erhebt sich der Schluß: „Wie der Schiffer, den wilden Fluthen entrissen, wenn er in den Hafen kommt, die Freude in seine Brust einziehen läßt, so soll auch der Schreiber, wenn er müde am Ende seiner Mühen die Feder niederlegt, ein freudiges Herz haben. Da möge jener Gott danken, daß er sein Leben beschützte und dieser, daß er jetzt Ruhe hat vor der Mühsal. Wir bitten auch jetzt noch zu guter Letzt, ihr möget ein frommes Gebet für den Schreiber sprechen, so wahr euch Gott helfen möge. Amen!"

Die Ermüdung des Schreibers hört man heraus aus einem der zehn verschiedenen Schlüsse, mit denen zehn Handschriften des „deutschen Cato" schließen. Der Schreiber brachte es nur noch zu den zwei Zeilen:

„Nu muz das buoch ein ende han,
der schriber wil slaffen gan."

Weniger abgespannt muß der Schreiber Heinrich Wohlgemuth gewesen sein, der an seine Abschrift der „Krone" von Heinrich von dem Türlin noch einen Schluß von 41 Zeilen hängte, in welchem er zunächst Gottes Segen für den Herrn erbittet, der die Handschrift bestellt hat, dann aber auch für sich einen Wunsch hat und zwar den, daß sein Weib bald sterben möchte.

Min wip von achzic jârn,
die wil got ze lange sparn,
der ich gerne entbaere,
ob ez gotes wille waere,
und sô daz sie ze himelrich
waere von êwen êwiclich,
oder, ob si langer leben wolde,
daz si einen Swâben haben solde
und ich für si ze himel waere:
daz waeren mir vil süezin maere. Amen!"

Hoffentlich hat sein Weib diesen Schluß nicht zu lesen bekommen. Es ist übrigens weniger merkwürdig, daß ein mittelalterlicher Schreiber einen so plumpen Spaß machte, als daß der Herausgeber der „Krone" im neunzehnten Jahrhundert diese Verse unbeanstandet als Schluß des Gedichtes mit abdrucken ließ.

Voltaire.*

Von

W. Hoffner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Goethe bemerkt in einer seiner Anmerkungen zu der Uebersetzung des Diderot'schen Dialogs „Rameau's Neffe" über Voltaire: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher angedeuteten und vereinzelten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller." Man kann die Stellung Voltaire's nicht zutreffender ausdrücken, wie denn überhaupt Goethe's historische Anschauungen hier wie in seinem Winckelmann, seiner Lebensgeschichte, seinen Bemerkungen zum westöstlichen Divan Ausdruck des höchsten Vermögens sind, die Dinge zu sehen, wie sie waren. Zufügen darf man, daß ein solcher Schriftsteller im Zeitalter des Uebergewichts von Frankreich über Europa zugleich Europa beherrschen mußte.

Diese Herrschaft über die Literatur seines Vaterlandes, ja eines ganzen Welttheiles, ist Voltaire nicht zugefallen als das Ergebniß einer von innen bedingten großen productiven Arbeit, wie sie etwa später Goethe zu Theil geworden ist; sie zu erlangen, erscheint als das Grundmotiv seines Lebens. Er trat aus den geistigen Strömungen seiner Zeit und gewissermaßen aus dem Hirn seines Vaterlandes als eine bestimmt geartete Kraft hervor, ausgerüstet mit den Mitteln einer lange zu höchster Klarheit und Nettigkeit des Ausdrucks entwickelten Sprache, einer

* Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1872.

seit Galilei herangewachsenen und nun zu vollendeter Männlichkeit gelangten Wissenschaft, eines seit Corneille gesteigerten dichterischen und dramatischen Ausdrucks. So erschien er in Paris auf dem großen Kampfplatze der Literaten, wo Reichthum, höchste Verbindungen, Herrschaft über die Geister eines Welttheiles Preis des Siegers waren. Mit seinem beinahe grenzenlos erscheinenden Verstande war er beschäftigt, jeder großen Frage sich zu bemächtigen, jeden bedeutenden Nebenbuhler in den Hintergrund zu drängen. Hermann Grimm in seinem hervorragenden Aufsatz über Voltaire und Frankreich, welchen ich der Arbeit von Strauß entschieden vorziehe, sagt: „Er hat nie etwas Neues gelernt eigentlich, obgleich er ununterbrochen Massen von Neuigkeiten in sich aufnahm: es lag alles bereits in ihm. Er hat die Spinnfäden seiner Kenntnisse und persönlichen Verbindungen an immer fernere Punkte angeklebt, sie zu immer weiteren Maschen gesponnen, in denen Freund und Feind, Mücken und Elephanten hängen blieben; aber das große, lebenaussaugende Thier mit dem ungeheuren Verstande saß in der Mitte von Anfang an mit denselben Augen, in derselben Gestalt, auf demselben Fleck und lauerte."

Wie ein so sonderbares Wesen wurde, Inbegriff einander widersprechender Eigenschaften, infamer List und völliger Rücksichtslosigkeit im Angriff, einer Bosheit, die keine Beziehung achtet, und andrerseits hülfsbereiter Menschenliebe, das verdient wohl kurz überblickt zu werden. Das erste Element war die Jesuitenschule. 1694 geboren, der Vater ein angesehener Notar, die Mutter eine Frau von hervorragender gesellschaftlicher und literarischer Bildung, war er vom zehnten bis sechzehnten Jahre in einem Jesuitencollegium erzogen. Das zweite Element war die damalige Pariser Gesellschaft. Als er die Jesuitenschule verließ, trat er nach dem Willen des Vaters in die Pariser Rechtsschule ein; aber er lebte vielmehr in jener Gesellschaft des Tempels, „wo bei schwelgerischen Gelagen Prinzen und Herzoge mit poetischen Abbés sich für den heuchlerischen Geistesdruck der letzten Zeiten Ludwig's XIV. durch Ausfälle auf die herrschenden Personen, aber auch durch Spott über Religion und Sitte, schadlos hielten." Daran schloß sich denn ein buntes Leben, das den ehrenwerthen Advocaten veranlaßte, ihn als Begleiter eines Adligen nach dem Haag zu senden. Aber der junge Arouet änderte nur den Ort, nicht seine Neigungen, und fast wäre er von diesem Ausfluge verheirathet zurückgekehrt. In diesen Zeiten wurzeln die Pläne seiner Dichtungen und ihre Anfänge. Am 18. Nov. 1718 erschien der „Oedipe" und macht den Vierundzwanzigjährigen zu einer der ersten Berühmtheiten Frankreichs; auf dem Fuße aber folgte der Tragödie ein Spottgedicht gegen den Regenten von Frankreich, dessen Wirkung ein Verbannungsdecret war. Und wie denn Voltaire sich vorgenommen hatte, in der vornehmen Gesellschaft eine herrschende Rolle zu spielen, begann er den Intriguen der herrschenden Kreise zu seiner nicht geringen Gefahr die Feder des Pasquillanten zu leihen. Ihm schmeichelte es, unter den jungen Adligen zu leben, und er verschmähte es nicht, zu seinem Familiennamen Arouet ein de Voltaire hinzuzufügen. Finanzspeculationen unter dem Schutze der Großen und Dichtungen wie die „Henriade" beschäftigten ihn abwechselnd. Als eines Abends im December 1725 im Opernhaus von Paris der Chevalier de Rouen mit ihm zusammentraf und die spöttische Frage an ihn richtete: „Herr Voltaire, Herr Arouet, wie heißen Sie?" kam es zu auf einander folgenden Wortwechseln, die damit endigten, daß ihn der Herzog aus einer Gesellschaft Sully's unter irgend einem Vorwande herausrufen und durch Stockschläge beschimpfen ließ. Damals konnte man von einem Vornehmen die Aeußerung hören: „Wir wären übel daran, wenn die Poeten keine Schultern hätten." Voltaire ward in die Bastille gesetzt und dann genöthigt, bis auf weiteres einen Ausflug über den Kanal zu machen. Physischer Muth scheint nicht seine Stärke gewesen zu sein, er begnügte sich, durch einen Freund verkünden zu lassen, er sei heimlich in Paris erschienen und habe zur Rettung seiner Ehre alles Mögliche, selbst das Unmögliche gethan.

Ein neues Element seiner Bildung wird sichtbar. Bis dahin war er nichts gewesen als ein phantasievoller, leidenschaftlicher, kecker Dichter. Nun bildete ihn

der große Boden Englands, damals die Burg politischer Freiheit, empirischer Philosophie und genialer Naturwissenschaft, zum großen Schriftsteller.

In der Mitte Mai 1720 landete Voltaire in England und blieb nahezu drei Jahre auf dem Boden dieses Landes, welches damals innerhalb der europäischen Staaten und Cultur eine ganz singuläre Stellung einnahm. Voltaire selbst hat in seinen „Briefen über die Engländer" die umgestaltenden Eindrücke dargestellt, welche er nunmehr empfing. Die Regierungsform dieses Landes schildert er als eine Verfassung, in welcher der Fürst alle Macht besitzt, Gutes zu thun, während ihm für das Ueble die Hände gebunden sind, wo die Adligen groß sind ohne Uebermuth und ohne Vasallen, und das Volk an der Regierung Antheil hat ohne Unterthanen. Und wie seine politischen, so sollten hier auch die philosophischen Gesichtspunkte seines Lebens sich feststellen. Die Philosophie Locke's war der ganz adäquate Ausdruck des englischen Geistes und bildete die Grundlage auch für alles positive Forschen; Voltaire übernahm, sie gegenüber dem in Frankreich immer noch herrschenden Cartesianismus in seinem Vaterlande zu vertreten, und nicht lange Zeit nach dem Erscheinen seiner „Briefe über England" war Locke's Empirismus auch in Frankreich zur Herrschaft gelangt. Die Gravitationstheorie von Isaak Newton kämpfte in Frankreich immer um diese Zeit noch immer mit den Wirbeln des Cartesius; Voltaire, welcher dem großen Naturforscher sein Grabmal neben den Fürsten in der Westminsterabtei bereiten und die Richtung seiner Naturforschung im englischen Geist überall schöpferisch wirken sah, unternahm auch die Einführung dieser naturwissenschaftlichen Ideen in Frankreich. Kurz, er ward der Träger der vorgeschritteneren englischen Cultur in seinem Vaterlande; eine der dankbarsten Aufgaben, welche ein Schriftsteller überhaupt sich stellen kann, liegt in solchen Vermittlungen. Shakespeare freilich bezeichnet die Grenze seiner Fähigkeit, sich den englischen Geist anzueignen. Seine Tragödie „Brutus", welche in England nicht ohne die Einwirkung von Shakespeare's „Julius Cäsar" entstand, die „Zaire" fügen sich in die Beschränkungen, welche der französische Geist dem Tragiker auflegt. Wohl empfing Voltaire im Vaterlande Shakespeare's den Muth, sich in den vollen Strom seiner vaterländischen Geschichte mit seinen Tragödien zu werfen. Wohl empfand er auch und sprach es aus, wie die Einfügung oberflächlicher Liebesmotive in griechische Stoffe deren inneren Zusammenhang zerstöre. „Die Liebe", sagt er in der Zueignung seiner ‚Merope', „muß entweder die Seele eines Stückes oder ganz daraus verbannt sein." Wohl empfand er ganz deutlich das Uebergewicht des englischen Dramas, das in der Mächtigkeit und dem raschen Gange der Handlung gelegen ist, den Nachtheil, welcher für die französische Bühne in falschen Delicatessen aller Art gelegen war, in der Vermeidung von Volksscenen, in dem Widerwillen der Dichter, die Scene mit Blut zu beflecken. Aber Voltaire suchte in erster Linie den Ruhm der Gegenwart und jenen berauschenden Eindruck, welcher in dem Entzücken eines beifallrufenden Publicums ruht, und so erlangten die Gewohnheiten der Bühne und des Publicums bald den Sieg über Shakespeare, und er hat schon 1732 zu sagen gewagt: „Die Engländer haben sich den Regeln unseres Theaters zu unterwerfen, wie wir ihre Philosophie annehmen müssen, wir Franzosen haben ebenso gute Experimente mit dem menschlichen Herzen gemacht als sie mit der Natur." Ja in seinen alten Tagen, als ein Uebersetzer des „Hamlet" den französischen Tragikern gründlich die Wahrheit sagte, erklärte er von diesem tiefsinnigen Werke: „Man möchte glauben, es sei die Frucht der Einbildungskraft eines betrunkenen Wilden."

Im März 1729 hatte Voltaire die Erlaubniß der Rückkehr erhalten, und inmitten der größten Entwürfe trat nun bei ihm als hervorragende Absicht hervor, sich durch Reichthum Unabhängigkeit zu erwerben. Es ist höchst interessant, wie sich Voltaire selbst in späteren Jahren darüber ausläßt: „Man muß in der Jugend haushälterisch sein, so findet sich im Alter ein Fonds, über den man sich im Alter selbst wundert. Das ist die Zeit, wo man des Vermögens am meisten bedarf, wo ich mich desselben erfreue; und nachdem ich bei Königen gelebt, habe ich mich selbst daheim zum Könige gemacht,

trotz ungeheurer Verluste." Die Mittel, deren er sich dazu bediente, waren durchaus nicht über allen Tadel erhaben, wie er denn auch später, als er in Berlin seine Geschäfte nach französischer Weise fortbetrieb, mit den Gerichten hart zusammengerieth. Das Geld, welches er durch ausgebreitete literarische Thätigkeit erwarb, suchte er durch Börsen- und Geldgeschäfte zu vervielfachen. Und um diese Zeit geschah nun auch, daß das Verhältniß seines Lebens sich knüpfte, welches neben dem zu Friedrich dem Großen am tiefsten in sein Leben eingegriffen hat.

Die Marquise von Chatelet spielt in dem Leben Voltaire's eine Rolle, welche Strauß mit Recht mit der der Frau von Stein im Leben Goethe's verglichen hat. Beide waren in mannigfachen und zuweilen stürmischen Beziehungen umhergeworfen worden; Beide hatten die Lebensepoche erreicht, in welcher vorübergehendes Glück kaum mehr Glück genannt werden kann, und Beide bedurften es, ihr intellectuelles Leben mit ihren persönlichsten Beziehungen zu verknüpfen. Die Marquise von Chatelet scheint in außerordentlichem Grade dem Wesen Voltaire's angepaßt gewesen zu sein. Sie war im December 1706 geboren, damals also sechsundzwanzig Jahre alt. Die Ehe mit dem Marquis, der sich im Garnisonsleben und auf der Jagd genug that, war zu einem conventionellen Verhältniß geworden, wie es in den höheren Ständen Frankreichs damals an der Tagesordnung war. Ohne schön zu sein, erschien sie interessant und nicht ohne Reiz. Ihre Neigungen waren mehr männlicher als weiblicher Art; sie waren auf exacte Wissenschaften, Mathematik und Physik, gerichtet, und es machte Voltaire manchmal ungeduldig, wenn sie mehr Aufmerksamkeit einem Newton'schen Lehrsatz als dem Wohllaut seiner Verse schenkte. Dabei zeigte sie das Bedürfniß, am Hof und in der feinen Pariser Welt gern gesehen zu sein. So war sie, als Voltaire ihr gegenübertrat; aus Freundschaft entwickelte sich Leidenschaft, und als dann in späteren Jahren eine andere Leidenschaft sie ergriff, überdauerte von Voltaire's Seite die Freundschaft jede andere Empfindung.

Ein kleines Landgut an der lothringischen Grenze, Cirey, ward von Voltaire umgebaut, und hier schuf derselbe sich und der Freundin eine Landeinsamkeit, in welcher nunmehr seine am meisten Studien fordernden Arbeiten vorbereitet wurden. Hier experimentirte Voltaire und beschäftigte sich mit mathematischen Problemen, hier sammelte er das Material für die Darstellung der culturhistorischen Epoche Ludwig's XIV., hier freilich entstand auch das am meisten berüchtigte Gedicht des Jahrhunderts, „die Pucelle von Orleans", welches zunächst lange Jahre in Abschriften umlief, und deren Lectüre als der feinste Leckerbissen von den Prinzessinnen jener Tage und den vornehmen Frauen gesucht ward. Und hier wurden nun nach alter Weise literarische Händel in derselben Manier geführt, wie er es immer gethan hatte. Die Marquise von Chatelet versicherte, sie wende mehr Politik auf, ihren Freund zu leiten, als der ganze Vatican, um die Christenheit in seinen Banden zu halten. Auch bei dem Hofe hatte Voltaire alle Gunst verscherzt, die vorübergehend galante Verse und Singspiele ihm erworben hatten.

Nun kam im Winter 1747 auch das Ende seines Verhältnisses zur Marquise. Ein junger Gardeoffizier, St. Lambert, von guten Manieren und von artigen Versen, derselbe, welcher acht Jahre später Rousseau's Neigung kreuzen sollte, gewann die zehn Jahre ältere Marquise, und eine französische Komödie, ausgestattet mit dem ganzen Apparat von Bekenntnissen, Rührungen und Verzeihungen, im Grunde von echterer Komik als irgend ein Lustspiel, das Voltaire geschrieben, spielte sich nunmehr zwischen diesen drei Personen ab. Dies ist recht im Geiste Voltaire's und des 18. Jahrhunderts, daß die tiefste, viele Jahre seines Lebens erfüllende Neigung gleich einer der schlechten halb tragischen Komödien schließt, wie sie heute von Frankreich zu uns herüberkommen: die Marquise stirbt im Zusammenhang und Verlauf der tragischen Posse, Voltaire und Lambert sind die Letzten bei der Leiche, und als Voltaire, sich losreißend, das Zimmer verlassen, fiel er am Fuße der Schloßtreppe ohnmächtig auf das Pflaster; so endete den 11. September 1749 die glücklichste Zeit dieses wundersamen Menschen und Schriftstellers.

Und wir treten dem zweiten Lebensverhältniß dieses Mannes, dem zu Fried-

Digitized by Google

rich dem Großen, entgegen, welches ebenso mit Vorgängen enden sollte, die den Zuschauer zwischen Gelächter, ein wenig untermischt mit Verachtung, und Mitempfindung schwanken lassen.

Die Correspondenz zwischen dem größten König und dem größten Schriftsteller dieser Zeit hatte nun viele Jahre hindurch gedauert. Voltaire nach dem Verlust der Marquise hatte in Paris Zerstreuung gesucht, aber in der Abneigung des Hofes nur Mißempfindungen und Verdruß empfunden. Dies waren die Umstände, unter denen zu seinem Wirken Voltaire die Einladung zu Friedrich annahm. Höchst bezeichnend ist für diese zwei Männer die letzte Scene des ersten Actes in diesem Schauspiele, welches sie mit einander vor den Augen Europa's abspielen sollten. Der König, ungeduldig über Voltaire's Zaudern, ließ Verse an einen mittelmäßigen französischen Poeten umlaufen, den er an seinen Hof rief, um als aufgehende Sonne zu erscheinen, wenn Voltaire im Niedergange begriffen sei. „Was!" rief Voltaire, als ihm diese Verse gebracht wurden, und machte einen Sprung aus dem Bette, „jetzt geh' ich und will ihn lehren, sich auf Menschen zu verstehen." Man sieht, Friedrich kannte von vornherein den Mann, welchen er zu sich lud. Am 10. Juli 1750 traf Voltaire in Potsdam ein; der König fesselte ihn durch ein Jahrgehalt von 20000 Livres, den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens, Wohnung im Schlosse, Tafel und Equipage. Indem er hier zuerst den Einblick in das innere Getriebe eines Hofes und Staates empfing, fand sich Voltaire naturgemäß wieder hingewiesen auf seine Darstellung Ludwig's XIV. Sicher empfing er nicht wenig für sein geschichtliches Verständniß aus der persönlichen Anschauung Friedrich's und dem Einblick in so bedeutende politische Ereignisse. Das Werk über das Jahrhundert Ludwig's XIV. ward in Berlin und Sanssouci geschrieben. Die scharfe Luft, welche Friedrich umgab, empfand Voltaire sichtlich von Anfang an und war nicht angenehm davon berührt; auch der vornehme Gesichtspunkt, unter welchem dieser heroische Charakter ein Wesen wie Voltaire verehrte, schätzte, nutzte und verachtete, ward, wenn auch dunkel, von ihm gefühlt. So schreibt er schon im November 1750 an jene Nichte, deren Vormundschaft über ihn das Licht des Komischen auch über seine sonst so gehaltenen späten Lebensjahre verbreitete: „Man weiß also in Paris, daß wir in Potsdam den Tod Cäsar's gespielt haben, daß Prinz Heinrich ein guter Acteur und sehr liebenswürdig ist, daß es hier Vergnügungen giebt? All das ist wahr; aber ... Die Soupers des Königs sind köstlich, Vernunft, Geist, Freiheit herrschen dabei; aber, aber ... Mein Leben ist frei und beschäftigt, Oper und Schauspiel, Studien und Vorlesen; aber, aber ... Berlin ist groß und besser angelegt als Paris, Paläste und Theater, freundliche Königinnen, liebenswürdige Prinzessinnen, reizende Hoffräulein; aber, aber ... Mein liebes Kind, das Wetter macht sich nachgerade etwas kalt."

Voltaire ließ inzwischen durch solche Vorgefühle sich gar nicht abhalten, mit zwei Berliner Juden höchst unsaubere Geschäfte zu betreiben; ein Proceß, ein aufgelegter Reinigungseid, welchen das Gericht Bedenken trug, ihm zu verstatten, da es höchst wahrscheinlich ein Meineid sein würde, welchen aber Voltaire zu schwören sich bereit erklärte, schließlich indessen unterließ, ein Vergleich, in welchem Voltaire 1000 Thaler einbüßte, die Ansicht des Publicums, daß Voltaire ein sehr schlechtes Gewissen haben müsse, wenn er von seinem Geld etwas herauszugeben sich entschließe, Lessing's bekanntes Epigramm:

„Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V** war ein größrer Schelm als er."

eine französische Komödie zur Verspottung Voltaire's, als deren Verfasser der König genannt wurde: das waren die Schicksale jener kleinen Speculationen in Berlin, welche zu Paris ganz unanstößig gefunden worden waren. Der König sagte ihm derb seine Ansicht, „dergleichen Dinge sind entehrend," kam dabei vor; er verkehrte dann wieder mit ihm, als wäre nichts geschehen, doch ward Voltaire von da ab nie wieder ganz wohl in Berlin. Plötzlich, nachdem Friedrich in Voltaire's literarischen Zänkereien immer neue Nachsicht geübt hatte, kam es zu einem entscheidenden Conflict.

Digitized by Google

Der Präsident der Berliner Akademie, der Mathematiker Maupertuis, glaubte sich einem Gesetz auf der Spur, dem gemäß die Natur zu jeder Bewegung immer nur die kleinste Kraft in Anwendung bringe, war hierüber mit einem deutschen Leibnitzianer in Fehde gerathen und hatte die Akademie zu einer Entscheidung gegen diesen benutzt. Voltaire, längst mit dem Präsidenten der Akademie in Fehde, nutzte diese Gelegenheit, in einer französischen Zeitschrift gegen Maupertuis aufzutreten, und in dieser Lage griff der König selber zur Feder und bezeichnete in einer Entgegnung den anonymen Aufsatz Voltaire's als ein infames Libell. Die Antwort Voltaire's war die berühmte Spottschrift auf den Präsidenten der Akademie Friedrich's des Großen, welcher nach Voltaire's Behauptung sich mit den folgenden wissenschaftlichen Plänen trage: Patagoniern das Gehirn aufzuschneiden, um das Wesen der Seele kennen zu lernen; ein Loch bis zum Mittelpunkte der Erde zu bohren; die Kranken mit Harz zu überziehen, um das Verdunsten der Lebenskraft zu verhindern. Es waren höchst witzige Entstellungen von Ideen, welche in dem letzterschienenen Werke des Präsidenten entwickelt waren. Der König ließ in Gegenwart Voltaire's die Exemplare des Pamphlets ins Kaminfeuer werfen, diesen selber aber schriftlich ein besseres Betragen geloben. Als von Dresden Exemplare einer neuen Ausgabe nach Berlin kamen, ließ Friedrich das Libell durch Henkershand verbrennen. Voltaire war außerordentlich erschrocken und hatte nur noch den einen Wunsch, den Tatzen des Löwen, die er schon zu fühlen glaubte, zu entschlüpfen. Er reiste den 16. März 1753 angeblich zu einer Cur in Plombières ab und hat Berlin nie wieder gesehen.

In Leipzig, woselbst ihn ein Drohbrief des Präsidenten der Berliner Akademie erreichte, ließ er trotz seines ausdrücklichen Versprechens, sich Maupertuis gegenüber ruhig zu verhalten, einen witzigen Steckbrief gegen denselben drucken; zugleich tauchten in Berlin Parodien königlicher Verse auf. Nun erinnert sich der König, daß in Voltaire's Händen eine Sammlung seiner Verse ist, welche mächtige Fürsten und Fürstinnen der Zeit auf das verletzendste treffen. In Frankfurt läßt er ihm diese Sammlung und andere Handschriften, sowie den Kammerherrnschlüssel sammt Orden abnehmen. Voltaire's gewöhnliche hinterlistige Methoden rufen die wunderlichsten Scenen hervor. Er versucht einen Fluchtversuch und wird zurückgebracht. „Seine Augen funkelten vor Wuth, erzählt Collini, und auf einmal ersah er die Gelegenheit, durch eine offene Thür in den Hof zu entwischen. Der ganze Haufe setzt ihm nach, auch Collini kommt, nach seinem Herrn zu sehen, der gebückt in einem Winkel steht und die Finger in den Mund steckt, wie um sich zu erbrechen. ‚Sind Sie unwohl?‘ ruft der erschrockene Secretär. ‚Fingo, fingo (ich thue nur so),‘ antwortete halblaut sein Herr, der seinen Verfolgern nur ein wenig Angst hatte machen wollen.“ Diese Frankfurter Affaire war Ursache eines Hasses, welcher mit einem System der nichtsnutzigsten Lügen den König in Briefen und Schriften verfolgt hat; zur selben Zeit aber that Voltaire Schritte, eine Zurückberufung zu bewirken, welche er wahrscheinlich zu seiner Stellung zum Pariser Hofe benutzen wollte. Der König schien solche Schritte gar nicht zu bemerken, und in Paris schien auch nirgends ihm Wohlwollen entgegenzukommen.

Im Herbst 1754 reiste er über Lyon nach Genf, und hier in der französischen Schweiz, wo Rousseau geboren war, sollte Voltaire ein philosophisches Asyl für seine letzte Lebensepoche finden. Er kaufte die Herrschaft Ferney, und nach den rastlosen Irrfahrten von beinahe sechzig Jahren ward ihm hier an den ruhigen Ufern des Genfer Sees ein nachdenkliches Stillleben zu Theil, soweit ein Voltaire für ein solches Geschmack hatte. Denn das Bedürfniß der Emotion, das in ihm an heftige Frauennaturen erinnert, das Bedürfniß des kleinen Streites und der anzüglichen Gegenrede verfolgte ihn auch an die ruhig schönen Ufer des anmuthigsten der Seen. Auch liegt trotzdem etwas von der Ruhe und dem Sonnenschein über den kleinen Romanen, die er damals niederschrieb und die in ihrer behaglich didaktischen Absicht an den Charakter des Alters gemahnen. Einen solchen überschauenden Standpunkt zeigt auch die letzte Redaction älterer historischer Entwürfe, die nun in dem be-

rühmten Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen hervortraten. Bolingbroke's Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte hatten ihm vor vielen Jahren die erste Anregung zu diesem Werke gegeben, das unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten wohl das tiefste ist. Nichts aber hat ihm in diesem Jahrhundert der Toleranz mehr Ansehen eingetragen, als sein Auftreten gegen den berühmten Justizmord, welchem Jean Calas den 5. März 1762 in Toulouse zum Opfer fiel. Der Patriarch von Ferney war nun nach so vielen Jahren, Abenteuern und zahllosen Arbeiten beinahe zu einer mythischen Person geworden, in welcher man den Geist der Aufklärung und der Toleranz verkörpert erblickte.

Auch sollte seinem Leben ein drastischer Schluß nicht fehlen; indem er im Frühjahre 1778 sich nach Paris aufmachte, wurden die Wochen, welche er dort zubrachte, zugleich für ihn der Moment, in dem er die Summe seines Lebens und seines Ruhmes ziehen sollte, und der Anlaß seines Endes. Damals erschien vor dem vierundachtzigjährigen Greise Benjamin Franklin, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen, brachte seinen Enkel mit und bat für ihn um den Segen des Patriarchen. Dieser legte die Hände über den knienden Knaben und sprach die Worte „Gott, Freiheit und Toleranz“ über ihn aus. Doch die Fülle der Huldigungen verzehrte die letzten Kräfte des Greises. Voltaire blieb auch in diesen letzten Wochen vor seinem Tod er selbst. Er ließ einen Abbé rufen, hörte die Beichte und bat die katholische Kirche um Verzeihung, wenn er ihr Aergerniß gegeben haben sollte; seinem Secretär aber schrieb er



Voltaire.

am 16. Februar 1778 als letztes Bekenntniß: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens." Vorübergehend schien er sich wieder zu erholen, präsidirte in der Akademie und feierte im Theater ungeheure Triumphe; er war noch in der Fülle neuer Entwürfe und wünschte sehr zu leben. In der Nacht des 30. Mai starb er.

Auch Strauß bekennt, daß der Charakter Voltaire's, wie genau man auch die Einzelheiten seines Lebens studirt, räthselhaft bleibt. Es ist einmal in diesen romanischen Menschen etwas, was uns hindert, ihnen gänzlich nachzufühlen und sie bis auf den Grund zu verstehen. Was ungetheilte Bewunderung an ihm von uns fordert, ist sein Genie und die Unermüdlichkeit seiner Arbeit, ein Feuer für die Befreiung der Gesellschaft und der Geister, das nicht immer rein war, aber nie erlosch, ein Muth in diesem geistigen Kampfe, der durchaus nicht mit physischem Muthe, Person zu Person seine Würde zu behaupten, verknüpft war, aber nie doch auf die Dauer durch Gefahr oder Nachtheil unterdrückt werden konnte. Wenn wir auch nicht sagen können, was er war, desto klarer steht vor unseren Augen, was er dem fortschreitenden europäischen Geiste geleistet hat.

Literarisches.

John Stuart Mill's Gesammelte Werke. Autorisirte Uebersetzung unter Redaction von Prof. Th. Gomperz. Zwölf Bände. Leipzig, R. Reisland, 1869 bis 1873.

Von dieser Uebersetzung liegen uns bis jetzt acht Bände vor und wir hoffen, die übrigen vier folgen recht bald nach, damit das deutsche Publicum im Stande ist, sich der Gesammtleistung des großen philosophischen, politischen und volkswirthschaftlichen englischen Schriftstellers zu erfreuen und Nutzen, Belehrung und Vergnügen aus seinen Schriften zu ziehen.

Es ist die erste Uebersetzung sämmtlicher Werke von John Stuart Mill. Seine Schriften, welche in England Dutzende von Auflagen erlebt haben und dort in Jedermanns Händen sind, haben in Deutschland noch lange nicht diejenige Verbreitung gefunden, welche sie verdienen. Allgemein bekannt sind eigentlich nur die „Grundsätze der politischen Oekonomie nebst einigen Anwendungen derselben auf die Gesellschaftswissenschaften", deren englisches Original 1848 erschien; Adolf Soetbeer nämlich, der verdiente Hamburger Gelehrte, welcher dermalen den Lehrstuhl für Volkswirthschaften in Göttingen ziert, publicirte 1851 eine deutsche Uebersetzung, welche inzwischen eine neue Auflage erlebt hat. Außerdem existirten andere, minder gelungene Uebersetzungen einzelner kleinerer Schriften Mill's, sowie eine gute Uebertragung seines „System der deductiven und inductiven Logik" von J. Schiel, (Braunschweig 1862, 2 Bände).

Professor Gomperz in Wien, der als Philosoph, Philologe und Culturhistoriker rühmlich bekannt ist, hatte schon unmittelbar nach dem Erscheinen des Originals der „Logik", (welche übrigens keineswegs, dem deutschen Sprachgebrauch entsprechend, eine bloße Zusammenfassung des Denkformalismus, sondern eine Darlegung der Grundsätze der Beweislehre und der Methoden wissenschaftlicher Forschung überhaupt, also das System des empirischen oder analytischen Phänomenalismus, in gemeinverständlicher Sprache enthält), dasselbe von Anfang bis zu Ende Wort für Wort übersetzt und dem Autor mit der Bitte um Genehmigung vorgelegt. Mill ertheilte die nachgesuchte Erlaubniß auf das bereitwilligste, indem er seine größte Genugthuung darüber aussprach, „daß sein Werk einen Uebersetzer gefunden habe, welcher so vollständig in den Geist desselben eingedrungen sei". Leider gelang es Herrn Professor Gomperz, trotz der gewichtigsten Empfehlungen und einer wahrhaft odyssischen Irrfahrt bei dem deutschen Buchhandel damals nicht, einen Verleger zu finden. Mißmuthig ließ er die Sache liegen.

Er ist nun mit verstärkten und vertieften Intentionen auf seinen Gegenstand zurückgekommen und hat uns nun, zwanzig Jahre später, eine deutsche Reproduction der Mill'schen Schriften geliefert, für die das deutsche Publicum alle Ursache hat, ihm dankbar zu sein.

Die bis jetzt erschienenen Bände enthalten: 1. „Ueber Freiheit", übersetzt von Gomperz, 2. „Das Nützlichkeitsprincip", übersetzt v. Dr. Adolf Wahrmund, 3. „Rectoratsrede" (gehalten am 1. Febr. 1867), übersetzt von Dr. Adolf Wahrmund, 4. Die „Logik", übersetzt von Gomperz, 5. Die „Politische Oekonomie", übersetzt von Gomperz, 6. „Betrachtungen über Repräsentativ-Regierung", übersetzt v. Eduard Wessel.

Ich kann auf Grund der Vergleichung mit dem mir seit lange werthen und gewohnten Original behaupten, daß diese Uebersetzungen, was Treue, Deutlichkeit und richtiges Deutsch (eine seltene Sache bei „gewöhnlichen" Uebersetzungen!) nichts zu wünschen übrig lassen. Es sind überall die neuesten Auflagen benutzt, und Gomperz hat namentlich auch Soetbeer's Uebersetzung der „Politischen Oekonomie" auf Grund der sechsten Originalausgabe einer Ueberarbeitung unterzogen, deren Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit alle Anerkennung verdient.

Zur Empfehlung Mill's etwas zu sagen, heißt „Eulen nach Athen tragen". Ich möchte nur bemerken, daß, was den augenblicklich in Deutschland grassirenden Streit über das sogenannte „Laisser-aller" oder „Laisser-faire" anbelangt, Mill sich präcis dahin ausspricht: „Laisser-faire muß die allgemeine Regel sein, Ausnahmen sind zu beweisen." Die Begründung dieses Satzes in Band VII, Seite 256 und 294, verdient alle Beachtung.

Westafrika vom Senegal bis Benguela. Von Richard Oberländer. Leipzig, Verlag von O. Spamer.

Unter diesem Titel ist soeben ein neuer Band von „Otto Spamer's Illustrirter Bibliothek der Länder- und Völkerkunde zur Erweiterung der Kenntniß der Fremde" erschienen.

Es ist gewiß ein recht zeitgemäßes Unternehmen, gerade jetzt, wo die Blicke Europa's durch die Forschungsexpeditionen der Deutschen und Engländer und durch den Krieg der Engländer mit Völkern der Goldküste sich diesem Theile des stets in der Mode befindlichen Erdtheiles zuwenden. Seit sechsundzwanzig Jahren ist Afrika nicht von der Tagesordnung gestrichen, selbst während der deutschen Nordpolarforschungen waren Deutsche und Angehörige anderer Nationen thätig, das Forschungswerk in Afrika nicht ruhen zu lassen. Die Entdeckungsgeschichte hat denn auch in den letzten fünfundzwanzig Jahren Riesenfortschritte gemacht. Doch das Herz Afrika's ist uns noch verschlossen, und dies zu erobern, rücken immer neue Truppen auf den Kampfplatz — es ist in der That ein schwerer Kampf, den die Jünger der Wissenschaft hier zu bestehen haben, das beweist die lange Todtenliste der Forscher, welchen nach dem Ruhme gelüstet, das noch unbekannte Gebiet zu entschleiern.

Nicht selten begegnet man dem irrigen Urtheile, als sei die Illustrirte Bibliothek, zu der das oben genannte Werk gehört, nur für Kinder verfaßt. Der gebildete Erwachsene mag die Bücher nur durchlesen, und er wird Vieles aus ihnen lernen oder bereits Vergessenes in sein Gedächtniß zurückrufen. Spamer hat das Glück, tüchtige geographische Schriftsteller, wie Oberländer, Richard Andree u. A., gewonnen zu haben, die nicht nur mit Sach- und Fachkenntniß ausgerüstet sind, sondern auch die schöne Gabe besitzen, das oft trockene Material dem Leser anziehend und schmackhaft zu machen.

Das Oberländer'sche Werk verbreitet sich über Nordwestafrika und das französische Reich am Senegal, Mungo Park's Reise von der Küste bis Ludamar, seine Gefangenschaft unter den Uled Amer, seine Reise am Niger und Park's Tod. Ferner Lambert's Reise nach Futa Dschalon; Mage's Reisen am Senegal und Niger, in Sierra Leona, an der Goldküste und im Reich Aschanti, im Ewe-Gebiet, in Dafomeh, in Joruba, am Nigerdelta. Der dritte Abschnitt behandelt die Niederlassungen und Reisen in Nieder-Guinea, Du Chaillu's Reisen, die Fon, den Gorilla und seine Vettern, die Mbischo und den Munda, die Kamma-Gegend und ihre Bewohner, die Aschira, Serval's Reise auf dem Ogowai, Congo und Angola und Magyar's Reisen.

Das Werk ist mit 200 Text-Abbildungen, 4 Tonbildern und 2 Karten illustrirt, unter denen manche nach Originalphotographien und Skizzen, welche dem Verfasser durch Gerhard Rohlfs und Herrn F. M. Zahn zur Benutzung überlassen waren, hergestellt sind. So rundet sich das Werk durch Wort und Bild zu einem recht anschaulichen und belehrenden Gemälde ab, das wir gern zu empfehlen uns veranlaßt fühlen.

Das Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung 1873. Von Julius Lessing. Berlin, Ernst Wasmuth.

Das Buch enthält eine Zusammenstellung von Aufsätzen, welche zuerst in der Nationalzeitung erschienen und schon damals durch ihre vorurtheilsfreie, sachverständige Behandlung des Gegenstandes allgemeine Anerkennung fanden. Die Wiener Ausstellung bot das geeignete Material. um daran den gegenwärtigen Stand des Kunstgewerbes zu schildern. Die Eintheilung des Inhaltes mit den Belehrungen für den deutschen Kunsthandwerker geben dem Buch eine große Bedeutung, welche dann auch dem Publicum zur Bildung seines Geschmacks zu gute kommt. So hart es uns ankommen mag, dennoch geht klar daraus hervor, daß wir gerade in Deutschland noch viel zu lernen haben. Das allgemeine Interesse für den Gegenstand giebt jedoch erfreuliche Hoffnung für Besserung dieses Verhältnisses.

Digitized by Google



Der Hyänenhund.

Von

F. Lichterfeld.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wie Ovid in dem ersten Buche seiner Metamorphosen erzählt, herrschte in Arkadien einmal ein mythischer König Namens Lykaon. Dieser Lykaon war ein Ausbund von Grausamkeit, und wurde deshalb von dem incognito reisenden Zeus, dem er, zur Prüfung seiner Göttlichkeit hatte Menschenfleisch vorsetzen lassen, in einen Wolf verwandelt. Dieselbe Strafe traf Lykaon's Söhne, und da das ganze damalige Menschengeschlecht nichts taugte, vernichtete es Zeus durch die sogenannte Deukalionische Fluth.

Aus der Lykaon-Sage entwickelte sich in der Folge die Fabel vom Werwolf oder Währwolf (von dem alten weit verbreiteten war oder wera der Mann; angelsächsisch vere, gothisch waira, lateinisch vir). Schon Herodot erzählt in dem vierten Buche seiner Geschichte, daß die Neurer von den Scythen und den in Scythien wohnenden Hellenen für Zauberer gehalten wurden, weil sich jeder von ihnen alljährlich auf einige Tage in einen Wolf verwandle, aber dann wieder menschliche Gestalt annehme. Von den Griechen ging der Aberglaube auf die Römer über und erhielt dort neue Zusätze. Plinius und nach ihm Pausanias und Andere erklärten die Erzählungen von Währwölfen zwar für Lügen, aber nur um so tiefer trieb der Aberglaube seine Wurzeln, um so weiter verbreitete er sich. Wie die Schwanenjungfrauen sich durch Anziehen des Schwanenhemdes oder Schwanenringes beliebig in Schwäne verwandelten, so bedurfte es, nach den ältesten einheimischen Begriffen, nur des Umwerfens eines Wolfsgürtels oder Wolfshemdes, um zum Wolf zu werden. Nach christlichen Anschauungen gingen diese vermeintlichen und angeblichen Verwandlungen in wilde Hunde, Wölfe, Bären und Katzen ꝛc. aus einem Bündnisse mit dem Teufel hervor und in dieser Form erhielt sich der Aberglaube bis in das achtzehnte Jahrhundert. Den Beweis dafür liefert unter anderm die im Jahre 1711 in Leipzig erschienene pseudonyme Druckschrift: „Warhafftige Beschreibung von denen drey wilden Hunden, welche sich unweit Leipzig in der gegend Dölitzsch, Brena, Bitterfeld, Kühne und Schenckenbergk, im Jahre 1710 vom Monat Augusto biß zu Ende des Novembr. sehen lassen und was sie vor grossen Schaden an Schaff-Vieh gethan, auch wie einer im Dorff Rhödingen, so in die Gerichte des

Herrn Cammer-Herrn von Miltitz und in das Schenckenbergische Kirch-Spiel gehörig, den 29. Nov. mit Gewalt getödtet worden. Nach glaubwürdiger Nachricht von obbemelden Orthen selbst eingeholt und nebst gelehrten Anmerkungen ob Menschen sich in solche Hunde verwandeln können? oder es nur in der Phantasie bestehe? ob dieses tolle oder wilde Hunde gewesen? woher solche wilde Hunde kommen? und ob sie aus einer Antipathie gegen Schaffe solchen Schaden gethan? zum Druck gebracht mit darzu gehörigen Kupfern." —

Daß die drei „wilden" Hunde, von denen hier die Rede ist, sogenannte Wolfshunde waren, wie der pseudonyme „Phylocyon" meint, ist nicht unmöglich, denn daß Wolf und Hund sich fruchtbar begatten, ist eine alte Erfahrung. Andererseits können es aber auch blos verwilderte Haushunde gewesen sein, indem diese, wenn sie sich selbst überlassen sind, ihren ursprünglichen Charakter wieder annehmen und Raubthiere werden. Die verwilderten Abkömmlinge der von den Spaniern nach Amerika verbrachten Haushunde leben in den Pampas von Buenos-Ayres mit ihren Jungen in Gruben, und ziehen aus, wenn die Gesellschaft zu groß geworden ist, um andere Colonien zu gründen. Sie sind dort nicht nur für Schweine, Kälber und Fohlen auf der Weide gefährliche Raubthiere, sondern greifen sogar blutgierig den Menschen an, zu dessen Schutz und Vertheidigung ihre Stammeltern mit über See genommen wurden. Auch in Aegypten treiben sich Schaaren solcher verwilderten und herrenlosen Hunde umher, ebenso in Kleinasien bis Constantinopel, wo sie sich jedoch mit den Abfällen der Haushaltungen begnügen und mit Heißhunger über krepirtes Vieh und Geflügel herfallen.

Wilde Hunde in der wissenschaftlichen Bedeutung des Wortes, das heißt solche, die noch nie unter menschlicher Botmäßigkeit gestanden, hat es seit Menschengedenken in Europa nicht gegeben, und es können deshalb auch die drei Hunde, denen der pseudonyme „Phylocyon" seine Abhandlung gewidmet hat, keine wirklichen Wildhunde gewesen sein.

Der Hund war bereits vor der Existenz des Menschen ein freier Bewohner der Erdoberfläche während der Diluvialepoche. Einzelne Arten oder Rassen seines Geschlechts gingen in der Folge in den Dienst des Menschen über, die anderen blieben wild und unabhängig, wie sie es noch heutzutage sind. Der Mangel bestimmt nachweisbarer Abstammung des Haushundes hat unter den Naturforschern über den Urtypus desselben zwei entgegengesetzte Ansichten hervorgerufen. Einige halten ihn für einen Bastard von Wolf und Schakal oder Fuchs; Andern ist er ein durch Cultur umgeänderter Nachkomme von noch jetzt existirenden wilden Hunden. Ungleich natürlicher als die erste, ist allerdings die zweite Ansicht, gewährt aber auch keine Befriedigung, indem die zur Zeit noch existirenden Wildhunde einen viel zu geringen Grad von Zähmbarkeit und Bildungsfähigkeit besitzen, um sie als Stammeltern des durch Treue und Klugheit so hervorragenden Haushundes ansehen zu können; dieser muß zu höherer Culturstufe veranlagte Vorfahren gehabt haben. — Ob die fossilen Ueberreste in den diluvialen Ablagerungen und Knochenhöhlen des mittleren und südlichen Europa's in der That nur mit einzelnen Arten des Haushundes verglichen werden können, wie manche Paläontologen behaupten, ist zur Zeit noch zweifelhaft; ob die vielerlei Rassen des Haushundes verschiedene Stammeltern gehabt, oder ob sie nur durch klimatische Verhältnisse begünstigte Zuchtresultate sind, ist ebenso zweifelhaft. Wir wissen über die Abstammung des Haushundes und seiner verschiedenen Rassen nichts Bestimmtes.

In dem Haushunde erreichen, nach Giebel's Worten, die physischen Anlagen den höchsten Grad der Vollendung, dessen überhaupt das Thier fähig ist. Die List und Schlauheit des Fuchses, die Klugheit des Elephanten, die Treue des Pferdes, die Menschenähnlichkeit des Affen sind bewunderungswerth, der Hund aber vereinigt alle Vorzüge in sich und läßt damit jedes andere Thier weit hinter sich. Gerade die Universalität seines Talentes und seines Genies, um bei Ermangelung eines geeigneten Terminus diese Ausdrücke zu gebrauchen, erheben ihn auf die höchste Stufe. Wer ihn in seinem Verkehre mit steten und mit unbekannten Genossen auf der Straße und offenen Plätzen, als Wächter des Hauses, als Hüter der Herde, als Zugthier vor dem Wagen, als frei-

willigen oder dressirten Jäger, sein Betragen in der Küche und Stube beobachtete, wer die Ausbrüche seiner Phantasie, die Befriedigung seiner Leidenschaften und Neigungen, sein Gedächtniß, seinen Ortssinn, seine Besonnenheit in kritischen und gefährlichen Lagen, seine Fügsamkeit und Biegsamkeit in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse mit Aufmerksamkeit verfolgte, der wird die große Bildungsfähigkeit seiner Anlagen, die wohl berechnete Ueberlegung, die Bedachtsamkeit und Klugheit, die Intelligenz nicht mehr auf blinden Instinct setzen, womit man so gern die Gesammtheit der geistigen Fähigkeiten der Thiere bezeichnet.

Er ist, nach Leunis, die merkwürdigste, vollendeteste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat; denn jedes Individuum gehört seinem Herrn ganz an, richtet sich nach dessen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum, steht ihm in jeder Gefahr bei und bleibt ihm aus Anhänglichkeit bis zum Tode ergeben. Er ist das einzige Thier, welches dem Menschen als Hausthier über die ganze Erde, in die heißesten Gegenden, wie in den kältesten Norden, und auf die höchsten Wohnorte gefolgt ist, bald als Freund und Wächter, bald als Reise-, Kampf- und Jagdgenosse der mannigfaltigsten Art, als Leiter und Retter in den Schneefeldern der Alpen, als Zugthier in den Eisgegenden der Polarzone u. s. w.

Dagegen haben sämmtliche Wildhunde einen störrigen, heimtückischen Charakter und einen Unabhängigkeitssinn, der sich dem menschlichen Willen gar nicht, oder nur in sehr geringem Grade unterwirft.

Der Buansu und Adjak machen ihrem Rufe, die Stammväter des Haushundes zu sein, wenig Ehre. Hodgson bekam mehrere Exemplare des Buansu in seine Gewalt, darunter auch trächtige Weibchen, welche im Februar zwei bis vier Junge warfen. Alle waren nach Angabe dieses zuverlässigen Gewährsmannes, außerordentlich scheu und nach zehn Monaten noch ebenso wild als im Anfange. Den Adjak hatte Raffles in seinem Besitz und erklärt ihn gleichfalls für unzähmbar; seine Stimme soll mehr ein Schreien als ein Bellen sein.

Der Buansu von Nepal (Canis primaevus) hält in der Größe das Mittel zwischen Wolf und Schakal. Die Gestalt ist schlotternd lang dem Schakal ähnlich, aber mit hundeartiger Physiognomie. Ihm identisch ist der Wildhund von Dukhun oder Decan (Canis dukhunensis), den die Mahratten Kolsun nennen. Diese Wildhunde halten sich in den tiefsten Wäldern auf und werden daher nur selten gesehen; sie graben nicht, sondern ruhen und werfen nach Art des Schakals in Schlupfwinkeln und Felsenhöhlen. Sie gehen in Rudeln von sechs bis zehn Stück bei Tag und Nacht auf den Raub aus, und der häßliche Geruch des Schakals und Fuchses ist auch ihnen eigen.

Der sumatranische Adjak (Canis rutilans) ist dem Buansu so ähnlich, daß seine specifische Differenz nicht ohne Grund bezweifelt wird. Auch die Wildhunde von Java, Borneo und Bengalen scheinen nur Varietäten ein und derselben Art zu sein.

In Neuholland vertritt der Dingo (Canis Dingo) das Hundegeschlecht. Er scheint eine von unseren Hunden gesonderte Art zu sein, da er nicht bellt und zwischen ihm und letztern eine besondere Antipathie besteht. Dagegen steht er in naher Verwandtschaft mit den auf andern Inseln der Südsee bis nach Japan vorkommenden Hunden. Er gleicht in Figur und Größe dem Schäferhunde, und lebt theils im freien Zustande, theils als Begleiter der armseligen Wilden, ist aber störrig, unlenksam und feindselig. Ihm ähnelt der japanische Nippon (Canis Nippon).

Der abyssinische Kaberu (Canis simensis) ist dem Schakal ähnlich, aber größer und von lebhafterer rother Farbe. Die Heimath dieses wolfartigen Wildhundes sind die Berge von Simen und anderer abyssinischer Provinzen, wo er rudelweise lebt, Schafe und kleines Wild truppweise jagt, dem Menschen jedoch niemals gefährlich wird.

All diese wilden Hunde haben nicht nur unter sich die größte Aehnlichkeit, sondern sind auch den Wölfen, Schakalen und Füchsen so nahe verwandt, daß sie nur specifisch von ihnen geschieden werden können. Alle haben 12 Vorder- oder Schneidezähne, 4 Eckzähne und 26 Backenzähne, bestehend aus je $^3/_4$ Lücken-, $^1/_1$ Reiß- und $^2/_2$ Höckerzähnen, somit ein Gebiß von 42 Zähnen. Alle haben mehr oder weniger rothfalbe Behaarung, stehende

Ohren und einen buschigen Schwanz, alle an den Vorderfüßen 5, an den Hinterfüßen 4 Zehen.

Eine merkwürdige Ausnahme macht in Bezug auf Farbe und Zehenzahl der sogenannte Hyänenhund Südafrika's. Er hat nicht nur ein auffallend buntscheckiges Fell, daher Canis pictus, — sondern auch an den Vorder- und Hinterfüßen, gleich der Hyäne, nur 4 Zehen, und zudem eine auffallende Hyänenphysiognomie.

Burchell hat diesen Wildhund deshalb als Hyäne angesehen, und ihm den Namen Jagdhyäne (Hyaena venatica) gegeben. Es erscheint das um so überraschender, da er durch Brookes den osteologischen Unterschied der beiden Thiere kannte, und selbst einräumt, daß seine Jagdhyäne den Zähnen, Rippen und Lendenwirbeln nach dem Hundegeschlecht zugezählt werden müsse. Auch Temminck hat den buntscheckigen oder „gemalten“ Hund in den „Annales générales des sciences physiques“ von Bory St. Vincent (1820) wegen seiner ausgesprochenen Hyänenphysiognomie und der Zahl der Zehen zuerst als Hyäne beschrieben. Als er jedoch mit dem Schädel und Gebiß dieses Wildhundes bekannt wurde, erkannte er seinen Irrthum und reihte ihn am gehörigen Orte ein.

Hund, Wolf und Jagdhyäne haben nach Burchell's Angabe 6 Backenzähne in der obern und 7 in der untern Kinnlade, die Hyäne hat nur 4 oder höchstens 5; ferner hat sie 15 ungewöhnlich breite Rippen und 5 Lendenwirbel, der Hyänenhund dagegen gleich dem Wolf und Hunde 13 dichte und schmale Rippen und 7 Lendenwirbel. In den entscheidenden Merkmalen stimmt der Hyänenhund sonach mit dem Hunde überein; — ihn auf Grund nebensächlicher Aehnlichkeiten mit der Hyäne zusammenzustellen, ist eine Inconsequenz.

Die meisten Naturforscher hielten die Differenz der Zehenzahl, zumal die an den Vorderfüßen fehlende Daumenzehe am Skelett durch einen 9 Linien langen Mittelhandknochen angedeutet ist, nicht einmal für bedeutend genug, um zwischen Hund und Hyänenhund einen generischen Unterschied zu machen, und stellten diesen als Canis pictus (bei Griffith Canis tricolor) zu den übrigen Mitgliedern des Hundegeschlechts.

Andere erhoben dagegen die durchweg vierzehigen, buntscheckigen Wildhunde Südafrika's zur Gattung, und gaben dieser den bereits von Plinius in die Naturgeschichte eingeführten Namen jenes sagenhaften Arkadier-Königs, von dem in der Einleitung die Rede war.

Cuvier's Chien hyénoide oder Hyänenhund, der vorläufig der einzige seines Geschlechts ist, heißt also hiernach nicht mehr Canis pictus, sondern Lycaon pictus.

Er gleicht in Figur und Größe einem Fleischerhunde oder schmächtigen Wolfe. Seine Körperlänge beträgt über 3 Fuß, die Schulterhöhe fast 2 Fuß; der buschige Schwanz hat eine Länge von $1^1/_4$ bis $1^1/_3$ Fuß. Der Kopf ist groß und stark, die Schnauze stumpf abgestutzt. Die aufrechtstehenden Ohren sind nahezu 5 Zoll lang und 4 Zoll breit. Besonders auffallend ist, außer der Hyänenphysiognomie, die buntscheckige Farbe dieses Wildhundes, indem Rumpf und Beine so unregelmäßig weiß, ockerfarbig und schwarz gefleckt sind, daß nicht zwei Individuen dieser Gattung in Bezug auf Zeichnung einander gleichkommen. Die weißen und ockerfarbigen Flecken sind meist schwarz eingefaßt; bisweilen überwiegt auch die schwarze Farbe. Nur am Kopf und Nacken hat die Zeichnung eine gewisse Beständigkeit, am übrigen Körper ist sie sehr veränderlich. Die Schnauze bis zu den Augen ist beständig schwarz; und immer zieht sich von der Schnauze bis zum Oberhals, zwischen den Augen und Ohren hindurch, ein schwarzer Streifen auf hellockerfarbigem Grunde. Die Behaarung der Ohren ist schwarz, an der Wurzel und am inneren Rande der Innenseite lichtgelblich. Der Schwanz ist anfangs ockerfarbig, sodann schwarz und an der größeren Endhälfte weiß. Die Krallen sind dunkelhornfarben, die Iris braun.

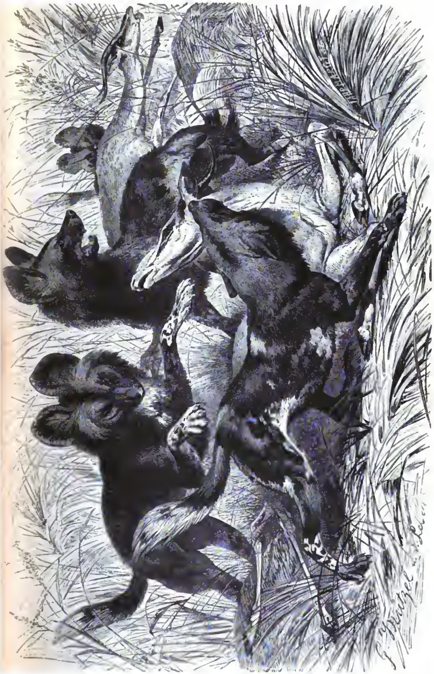
Die erste Kunde über den Hyänenhund giebt der Capucinerpater Antonius Zuchelli in seiner Missions- und Reisebeschreibung nach Congo. Er nennt die Wildhunde der südafrikanischen Steppe Mebbien, welches wahrscheinlich eine Onomatopöie ihres hyänenartigen Gekreisches ist. Diese Mebbien sind unserem Capucinerpater zufolge eine Art wilder Hunde

oder Waldhunde, welche die Eigenschaft der Spürhunde haben und von Natur dazu erschaffen sind, alle anderen Thiere zu jagen und zu verfolgen. Befinden sich dergleichen in einem Walde, so braucht sich der Reisende, wie der Pater versichert, vor keinem anderen wilden Thiere zu fürchten.

„Als einsten einer von unseren Missionariis,“ so erklärt Zuchelli nach dem Wortlaute der Kolbe'schen Uebersetzung, „von Bamba nach Sogno zu reisen hatte, besprach er sich vorhero mit dem Fürsten oder Herren, ob er sich unterstehen solte, eine Reise durch die Wüste zu thun, damit er nicht ein Unglück von einem Löwen oder Tyger (Leopard) haben möchte? Worauf ihm dieser antwortete: daß er ohne alle Gefahr seine Reise antreten könte, massen er vor etlichen Tagen in dieser Gegend die Mebbien gesehen, welche den Weg vor allen grimmigen Thieren sicher machen würden. Es jagen also diese Mebbien die andere wilde Bestien von Natur. Unerachtet sie selbsten wilde Thiere sind, welche in den Wäldern erzeuget und gebohren werden, so sind sie doch den Menschen überaus zugethan und fügen ihnen nicht den allergeringsten Schaden zu. Deswegen lauffen sie auch ohne Scheu in die Bantzen, das ist: in die Flecken und in die Libaten, das ist: in die Dörfer hinein, gehen durch die Straffen, auch öfters gar biß in die Höfe der Häuser und beleidigen niemand. Man wird sie niemalen allein lauffen sehen, sondern allezeit in Hauffen zu 30 und 40 miteinander. Die Antipathie ist sehr groß, die ihnen von Natur wider alle wilde Thiere eingepräget worden, so gar, daß sie auch die grausamste Bestien Löwen und Tygerthiere verfolgen und anfallen; auch unerachtet diese weit stärker als die Mebbien, so geschiehet es doch, daß diese Bestien von der Menge der Mebbien überwältiget und niedergerissen werden. Was die Mebbien des Tages über vor Beute und Raub gemacht, das theilen sie des Abends untereinander, und wenn dessen allzuviel übrig geblieben, so schleppen sie den Rest mit sich, biß an die Bantzen und Libaten hinein, damit auch die Menschen, gegen welche sie von Natur eine Liebe tragen, von ihrem Raub geniessen mögen. Also fahren sie einen Tag und eine Woche nach der andern fort, so lange, biß der Ort, wo sie sich aufhalten, ganz von allen Thieren gereiniget ist; und alsdann gehen sie wieder an einen andern Ort, und setzen ihre Jagt auf eben solche Weise fort.“

Der Erzählung des guten Paters steht die Fabelhaftigkeit auf der Stirn geschrieben. In anderer Beleuchtung erscheinen die Mebbien schon in Peter Kolbe's Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung vom Jahre 1719, denn nach der Versicherung dieses Beobachters sind sie den Schafen „absonderlich gehässig, schädlich und nachtheilig: richten auch unglaublichen Schaden unter ihnen an, wenn der Schaafwächter oder Hirte nicht zulauffet und sie behend wegjaget.“ Da sie hauptsächlich auf das Eingeweide lüstern sind, so reißen sie ihren Opfern nur den Bauch auf und verschlingen die dampfenden Weichtheile; das Uebrige überlassen sie den Eigenthümern der Heerde, die das Fleisch, so lange die Mebbien noch ihre Raubzüge durch das Capland machten, theils frisch verwendeten, theils einsalzten. „Ich habe etlichemale gesehen,“ fährt Kolbe fort, „daß sie unter die grösten Heerden Schaafe gekommen, 60, 70, auch wohl 100 derselben auf solche Weise erleget, und wieder davon gelauffen seyn: welche getödete Schaafe nachgehends die Eigenthums-Herren nach Hause geführet, und auf besagte Weise verzehret haben.“

Weitere Kunde über den Hyänen- oder Steppenhund giebt der schon erwähnte Engländer Burchell, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das Innere von Südafrika bereiste und unter anderm auch das Tigerpferd (Equus Burchelli) genauer bekannt machte. Während seines Aufenthaltes in dem Hottentotten-Dorfe Klaarwater wurden dreien seiner Ochsen, weil der Knecht versäumt hatte, sie in üblicher Weise einzupferchen, über Nacht von diesen wilden Hunden die Schwänze abgebissen, einem nur die Quaste, den andern der ganze Schwanz. „Diese Hyänenspecies,“ fährt Burchell in seiner Reisebeschreibung fort, „ist bemerkenswerth durch ihre Jagd in geordneter Meute. Obgleich im allgemeinen ein nächtliches Thier, verfolgt sie ihre Beute auch häufig bei Tage, und da die Natur sie mit Schnelligkeit begabt hat, so können ihr nur die noch flüchtigeren Thiere entgehen.



Hyänenhunde.

Schafe und Ochsen sind deshalb besonders ihren Angriffen ausgesetzt: den ersten gehen sie offen zu Leibe, den andern nur verstohlener Weise, wie in dem angeführten Falle, indem sie dieselben im Schlaf überraschen und ihnen die Schwänze abbeißen, wozu sie durch die Weite und Stärke ihres Rachens wohl befähigt sind."

Burchell hatte ein lebendes Exemplar seiner sogenannten Jagdhyäne dreizehn Monate an der Kette liegen. Die wilde Natur des Thieres schreckte aber Jedermann ab, Zähmungsversuche mit ihm anzustellen. Doch ließ der Wildhund sich in der Folge herbei, mit einem Haushunde, der gleichfalls an der Kette lag, zu spielen, ohne ihn zu gefährden. Der Wärter durfte aber niemals wagen, ihn zu berühren.

Auch Burchell hat die Erfahrung gemacht, daß die Steppenhunde sich selten an das Muskelfleisch machen; er fand eine frisch getödtete Elenantilope, welcher sie nur die Höhlen ausgefressen hatten, und verwendete den Rest des Wildes für seinen eigenen Bedarf.

Der Frankfurter Naturforscher Dr. Eduard Rüppel machte die Bekanntschaft des Hyänenhundes auf seiner Reise nach Nubien und dem Kordofan ꝛc., die er im Jahre 1822 mit seinem Landsmann Michael Hey unternahm. Er überlieferte dem Senckenbergischen Museum sieben Stück dieses Wildhundes, die sämmtlich verschieden waren in Farbe und Zeichnung. Die weiße und ockergelbe Farbe herrschte hier vor, während bei einem von dem Vorgebirge der guten Hoffnung stammenden Exemplare des Institutes die schwarze Behaarung überwiegt (Atlas zu der Reise im nördl. Afrika von Eduard Rüppel, 1826). Der erste Canis pictus, den Hey in der Wüste von Ambukol schoß, hatte beinahe alle Haare verloren, entweder infolge einer Hautkrankheit oder eines regelmäßigen Haarwechsels. Nach Rüppel's weiteren Berichten leben die Hyänenhunde, welche von den Eingeborenen Simir genannt werden, gesellschaftlich in Rudeln und erjagen die Beute gemeinschaftlich. Sie legen sich in einen Hinterhalt in der Nähe der Steppenbrunnen, um auf Antilopen und kleinere Säugethiere zu lauern, und sind von den Arabern sehr gefürchtet. Daß sie sogar den Menschen angreifen sollen, erscheint nach Cumming's Mittheilungen über den Hyänenhund etwas unwahrscheinlich.

Der Schotte Gordon Cumming ist dem Hyänenhund auf seinen Streifzügen im Norden des Caplandes öfters begegnet. Als er einmal in der Nähe eines Flusses auf Wild lauerte, sah er ein von vier Hyänenhunden verfolgtes Gnu, welches sich bluttriefend in das Wasser stürzte und hier seinen Feinden die Stirn bot. Auch sie waren mit Blut bedeckt und in gieriger Mordlust glänzten ihre Augen. Sie wollten sich eben auf ihre Beute stürzen, als Cumming mit dem einen Laufe seiner Büchse das Gnu, mit dem anderen einen Hund niederschoß. Durch den Knall und seine Wirkung erschreckt, rannten die drei nun suchend umher, als aber Cumming unterdessen wieder geladen und einen zweiten angeschossen hatte, da ergriffen sie die Flucht. Im Lande der Bakalahari-Kaffern lief eine Meute wilder Hunde, welche einen Kudu verfolgte, an Cumming's Wagen vorbei und riß die Antilope nicht weit davon zu Boden. Ein anderes Mal war Cumming, wie er in seinen 1850 und 1856 veröffentlichten „Jagdabenteuern in Südafrika" erzählt, in der Nähe eines Wasserbehälters eingeschlafen, nachdem er in mondheller Nacht ein Wildebeest niedergestreckt und eine Hyäne angeschossen hatte. Nach einiger Zeit schlugen seltsame Laute an sein Ohr; er erwachte und sah sich beschnoppert von knurrenden wilden Hunden, während andere sich um das Wildebeest stritten und ein größerer Trupp von circa vierzig Stück sich in der Entfernung umhertrieb. Da Cumming vor Ermüdung und Schlaf das Laden vergessen hatte, so schwenkte er seine Decke gegen die nächtlichen Ruhestörer und schrie sie an. Bellend und zähnefletschend zogen sie sich zurück, und ehe er Feuer geben konnte, war der Schwarm verschwunden.

Nach Cumming's weiteren Mittheilungen jagen die Steppenhunde im Innern der Ansiedelung in Meuten, die bis auf sechzig Stück steigen, und überwältigen durch Muth und Ausdauer selbst die größte und stärkste Antilope. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es im Nu zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten.

Die Weibchen werfen in Höhlen, die

Digitized by Google

sie sich in der öden Steppe graben, laufen aber, wenn Menschen ihrem Verstecke nahen, davon und lassen ihre Jungen im Stiche, trotzdem der Hyänenhund sich vor dem Menschen weniger fürchtet als irgend ein anderes reißendes Thier. — Es ist kaum glaublich, was für Schaden sie unter den Herden der Boers anrichten; sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe, als sie verzehren können. Gegen die zahmen Hunde zeigen sie die größte Verachtung und warten deren Angriff ruhig ab; dann aber fallen sie mit vereinten Kräften über dieselben her und zerreißen sie in der Regel. Die Haushunde erwiedern diese Feindseligkeit und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von ferne hören.

Bis zum Jahre 1850 war der Hyänenhund in Südafrika eine häufige Erscheinung. Seine Heimath reichte vom Cap, wo er zuerst entdeckt wurde, bis in die Steppen von Kordofan. Er scheint aber in neuerer Zeit seltener geworden zu sein und sich aus dem Bereich europäischer Forscher und Jäger mehr in das Innere zurückgezogen zu haben. Weder in Ed. Kretzschmar's „Südafrikanischen Skizzen", noch in Ch. Hamilton's „Lebens- und Jagdskizzen von Südostafrika" ist von dem Hyänenhunde die Rede, ebenso wenig in von der Decken's „Reise in Ostafrika" und Heuglin's „Reise zum weißen Nil". W. Ch. Baldwin, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war und von Natal bis zum Zambese Elephanten, Nashörner, Nilpferde, Löwen und Leoparden &c. erlegte, gedenkt in seinen „Afrikanischen Jagden" von 1852 bis 1860 zwar öfters der Hyäne, aber nie des Hyänenhundes. Dagegen scheint J. Chapman, der funfzehn Jahre in dem Inneren von Südafrika jagte und Handel trieb, demselben einmal begegnet zu sein.

„Auf einer unserer Jagdexpeditionen," erzählt der erwähnte Nimrod in dem fünften Kapitel seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1863, „stießen wir auf eine große Meute wilder Hunde, etwa vierzig bis fünfzig an der Zahl, welche eine furchtbare Verheerung unter den Springböcken anrichtete. Diese Hunde gaben uns gegenüber nicht das geringste Zeichen von Furcht; im Gegentheil, als wir zwischen der Meute und den Böcken hindurchritten, wendeten sie sich bellend um und schickten sich an, uns selbst und unsere Pferde anzugreifen, entflohen aber bei dem ersten oder zweiten Schusse kläffend nach allen Richtungen."

Obgleich Chapman nicht ausdrücklich erwähnt, daß seine Wildhunde Hyänenhunde waren, so ist nach der Oertlichkeit und dem Benehmen der Thiere doch kaum daran zu zweifeln.

In neuerer Zeit wurde der Hyänenhund öfters lebend nach Europa gebracht, aber nie häufig; er gehört zu den Raritäten unserer Thiergärten und dauert zudem nicht lange aus. Von dem Paare, welches der Londoner zoologische Garten im Jahre 1855 besaß, verendete das Männchen nach einigen Monaten; darauf siechte das Weibchen, fraß nicht und war nach zehn Tagen ebenfalls eine Leiche. Erst im März 1871 gelangte der Garten wieder zu einem jungen Männchen der Gattung Lycaon (Proceed. L. Z. S. 1855 u. 1871). Ausgangs der funfziger Jahre präsentirte sich der Hyänenhund zum ersten Mal in Deutschland. Cassanova stellte damals auf seiner Durchreise nach Amsterdam außer zwei jungen Nilpferden auch einen Hyänenhund aus. In den sechziger Jahren gelang es dem Hamburger zoologischen Garten, ein Lycaonpaar zu erwerben; 1870 folgte der Kölner Garten mit drei Exemplaren dieses Wildhundes und im Frühjahr 1873 der Berliner mit ebensoviel. Die letzten verendeten im Sommer hinter einander an der Staupe oder Hundeseuche, welche im ausgebildeten Zustand eine fieberhaft nervöse, katarrhalisch lymphatische, ansteckende Krankheit darstellt. Auf ähnliche Weise gingen die andern Hyänenhunde zu Grunde, und nur ein Exemplar des Kölner Gartens widerstand bis jetzt dem Wechsel des Klimas und der Lebensweise.

Dem buntscheckigen Kleide des Hyänenhundes entspricht die quecksilberne Lebendigkeit seines Gebahrens, dem auffallenden Aeußeren die seltsame Mischung seiner Eigenschaften. Er hat die Figur und den langen buschigen Schwanz des Wolfes, den Muth und die Aufgewecktheit des Hundes; aber dabei den Kopf und die Stimme der Hyäne. Er bellt nicht, sondern stößt ein Prestissimo hell kläffender

Töne aus, das noch diabolisch menschlicher klingt als das sogenannte Gelächter der Hyäne.

Wer das weinerlich gierige Freudengekreische gefangener Hyänen beim Anblick ihrer Fleischportion je gehört hat, der begreift die Entstehung der von Plinius und seinen Nachfolgern noch weiter ausgeschmückten Fabel, daß die Hyäne durch Nachahmung der menschlichen Stimme Menschen an sich locke, um sie zu morden. Die Araber halten sie darum für Geister der Hölle, für Abtrünnige, die Allah in Thiere verwandelt.

Noch gellender und unheimlicher als das sogenannte Hyänengelächter klingt das Gekläff der Hyänenhunde und so durchdringend, daß es selbst das Donnergebrüll des Löwen übertönt; man erwehrt sich kaum eines gewissen Schauers, wenn man es zum ersten Male hört. Wie toll springen die Hunde dabei in dem Käfig umher und beißen einander aus Vergnügen über die nahe Mahlzeit. Der Anblick des rohen Fleisches versetzt sie vollends in Raserei, sie verschlingen es mit den gierig glühenden Augen und machen, so lange die Reihe der Fütterung nicht an sie gekommen, einen Höllenspectakel.

Das Temperament dieser Thiere hat etwas ungemein Wildes und Leidenschaftliches, und eine Hetzjagd derselben muß einen wild interessanten Anblick gewähren. Man denke sich die Antilope, wie sie, gefolgt von der Meute dieser buntscheckigen Wildhunde, dahinstürzt über die endlose Fläche der Steppe; die Todesangst stählt ihre Sehnen, und in weitem Hochsprunge nimmt sie jedes Hinderniß, das ihr im Wege liegt. Laut kläffend und vor Mordgier kreischend, folgen die Hunde in langgestrecktem Galopp. Sind die vordersten ermattet, so nehmen die hintersten, welche durch Abschneiden der Krümmungen ihre Kräfte mehr geschont haben, die Spitze, und das wiederholt sich, bis die Antilope vor Erschöpfung nicht weiter kann und sich entweder mit brechendem Auge in ihr Schicksal ergiebt, oder ihren Verfolgern die Stirn bietet. Fruchtloser Kampf; — denn wenn der Hyänenhund sich auch vor der geheimnißvollen Feuerwaffe fürchtet, so hat er doch zu viel Temperament, um sich durch ein Paar Antilopenhörner abschrecken zu lassen. Selbst das Gewinsel zu Tode getroffener Gefährten vermag den Muth der Meute nicht zu erschüttern. Indem die Antilope zu einem neuen Stoß ausholt, faßt sie einer der Mordgesellen an der Kehle, und im Nu beißen sich andere an ihr fest, reißen sie zu Boden und fressen sie auf. Ueberraschen sie ein Rudel kleinerer Antilopen, oder gar die wandernden Springböcke, so würgen sie gleich so viele ab, daß sie sich an den Weichtheilen sättigen können. Das Muskelfleisch fällt dann den Menschen oder den Geiern anheim.

Ließen die Hyänenhunde sich zähmen und abrichten, so gäben sie die besten Hetzhunde ab, aber dazu ist nach ihrem Gebahren in der Gefangenschaft wenig Hoffnung vorhanden. Jung eingefangen, gewöhnen sie sich zwar bald an eine bestimmte Persönlichkeit und bezeigen ihrem Wärter sogar eine gewisse ungestüme Anhänglichkeit, haben aber kein überzeugenderes Ausdrucksmittel dafür als — Beißen. Diese Bissigkeit ist den Hyänenhunden nun einmal nicht abzugewöhnen und an eine Verwendung ihrer Jagdfähigkeit daher nicht zu denken.

Roseres und Fazoglo.

Von

R. Hartmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870

Der Nil und zwar der blaue bildet zwischen Abu-Djelola und Roseres seinen sogenannten siebenten Katarakt. Granitblöcke, rundlich und wie polirt, starren aus der schäumenden Fluth hervor, welche bei Niederwasser von schwereren Barken nicht passirt werden kann. Ein zur Regenzeit oft wasserreicher Wildbach, der Khor-el-Ganah, bildet die Grenze des Districtes von Fazoglo. Hier wird der Wald noch üppiger, dichter. Die Zahl der Rankengewächse, darunter wahrhaft gigantische Exemplare einer wilden Weinrebe (Vitis abyssinica), mehrt sich. Letztere bildet gewaltige Geschlinge, die theils heimische Erinnerungen erwecken, theils aber auch an die herrlichen Schilderungen des verehrten Moritz

Wagner aus den Urwäldern der Kolchide mahnen. Andere Rankengewächse mit riesigen Bohnenblättern und gelben, ungefähr an diejenigen der Catalpen erinnernden Blüthenständen kriechen am Waldboden zwischen sonderbaren, phantastisch blühenden Amaryllis, Nachtschatten, Hibiscus und Uropetalum hin. Mächtige Laubbäume, als Cratalven, Boscien, Cassien, Urostigmen und Cordien, strecken ihre Aeste über die Ufer der Wildbäche, über die Schluchten und Berglehnen aus. Der Paternosterbaum (Erythrina tomentosa) entfaltet den Reichthum seiner rothen Blüthen; seine Hülsen enthalten die auch bei uns als Kinderspielwerk, als Rosenkranzperlen &c. beliebten scharlachrothen, an ihrem Nabel schwarzgetüpfelten Samen. Bambusrohre, bis hierhier nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen beisammen vorkommend, bekleiden in stundenweiten Dickichten die Berggehänge, ihre ungeheuren schwanken, mit zierlichem, büschelweise wachsendem Blattwerk bedeckten Knotenhalme gewähren den malerischsten Anblick, welchen sogar die schöpferische Kraft der Tropennatur darzubieten vermag. Eine Welt der niedlichsten Lianen rankt sich an ihnen empor. Zwischen ihnen erheben sich üppig gefiederte Papierbäume (Boswellia papyrifera), ungefähr vom Laubcharakter der Essigsumachs unserer Anlagen, die mattgelbliche Rinde mit einem hellgrauen Periderm bedeckt, welches in langen, bei jedem Windstreichen laut knitternden Fetzen sich ablöst. Dieser Baum liefert ein stark aromatisch riechendes Harz, Liban oder Weihrauch genannt, für welches die abyssinischen Geistlichen in ihren Parochien ausgedehnte Verwendung haben. Dasselbe gelangt in Menge auch auf die Märkte von Ost-Sennar und von West-Habesch.

Der schroffe, wildzerklüftete Granitberg Fazoglo gewährt einem üppigen Wuchse von Bäumen, Sträuchern und Kräutern Platz. Alle vorhin genannten Gattungen und Arten sind auf ihm vertreten, überdies bergen seine Schluchten noch manche andere botanische Merkwürdigkeiten. Da ist ein etwa zwanzig Fuß hoher Vertreter der im allgemeinen mit Recht als so giftig verschrienen Krähenaugen (Strychneae),* welche drei bis vier Zoll dicke, apfelrunde, mit hellgelber harter Schale versehene Früchte hervorbringt, und eine die Samen einhüllende schleimige, fadsüßliche Masse enthalten, deren Genuß für Menschen und Thiere ganz ohne Nachtheil ist. Man hat daher den botanischen Namen für dies Bäumchen, Strychnos innocua, sehr passend gewählt. Zwischen strotzendem Gewirr der Panicumgräser, jungen Dompalmen, der oben beschriebenen Schlingpflanzen mit Bohnenblättern, zwischen tausenderlei anderen Lianen der wunderbarsten Blattbildung, zwischen stark duftenden Lippenblüthlern (Moschosma multiflorum), den unseren Scrophularien verwandten Lindenbergiae, sowie der steifbuschigen Vangueria Barnimiana wächst die winzige, aber hinsichtlich ihres Blattwerkes und ihres Blüthenstandes so sonderbare Kosaria Barnimiana Schweinfurth's. An den gerade mit üppigster Unterholz-Vegetation bedeckten Stellen zeigt sich ein mit schuppigem Stamm und mit an langen, candelaberartig wachsenden Stielen schwankenden und gefingerten Blättern versehener Baum, welcher mich lebhaft an die Imbaïbas der brasilischen Urforste (Cecropia) oder auch an die übrigens in Westafrika vorkommenden Papayen- oder Melonenbäume (Carica) erinnerte, wohl eine Kussonia (?).

Die südlicheren Berge von Fazoglo und von Berthaland enthalten noch weit mehr der vegetabilischen Wunder, deren Kenntniß wir hauptsächlich dem Eifer des fleißigen und umsichtigen Theodor Kotschy verdanken. Dem Urwalde der von tiefen und zum Theil sehr beträchtlichen Wildbächen durchfurchten Ebene mischt sich die Sumdura bei (Kigelia pinnata), deren riesige, gurkenähnliche Früchte an langen, strickähnlichen Stielen herabhängen. Sie scheint ein den schwarzen Anwohnern geheiligter Baum zu sein. Die Abhänge des Berges Agaro und anderer deckt eine auch im übrigen Afrika wild vorkommende Paradiesfeige (Musa ensete) mit weit abstehenden Scheiden ihrer gigantischen Blätter, deren Früchte unschmackhaft sind, deren Stammesinnere aber ein vorzüglich

* Dieselben liefern außer unserer höchst giftigen officinellen Strychnos Nux vomica noch ein Hauptingredienz des furchtbaren Curare- oder Wurarigiftes, nämlich die Strychnos toxifera, endlich das Upasgift von Strychnos tiente.

wohlschmeckendes, an Palmkohl erinnerndes Gemüse liefert.

Kotschy beschreibt voll Entzücken den am Tumat wachsenden Acanthus polystachius, eine vier bis sechs Fuß hohe, mit großen roth- und weißgestreiften Blüthenständen versehene Staude. Derselbe Forscher glaubt, unsern Tamaka einen Nadelholzbaum von Pinienwuchs gesehen zu haben, der aber wohl mit unserer schirmförmigen Boscia des Ghuleberges identisch sein dürfte. (S. Bd. XXXIV, S. 521.) In Gamamil, oberhalb Fazoglo, wachsen strauchartige Dattelpalmen, noch weit stattlichere sollen südlich von Beni-Schongolo vorkommen. Wahrscheinlich ist diese Palme der in Südafrika so häufigen, bald baum-, bald strauchartigen Kafferdattel (Phoenix reclinata) identisch, oder ihr doch nahe verwandt. Kotschy zählt noch unendlich viele andere, durch sonderbaren Wuchs, durch schönes Blüthenwachsthum oder durch nutzbare Früchte ausgezeichnete Pflanzen dieses Gebietes auf, indessen würde deren Aufführung uns zu weit über die Grenzen dieses Aufsatzes hinausführen.*

Noch weiter südlich in den Bergen der Bertha krönen kolossale Euphorbienbäume (Euphorbia candelabrum) die Berge und steigen auch bis in die Ebenen hinab. Der Habitus dieser steif verästelten, gekanteten und gegliederten, einen reichlichen scharfen Milchsaft absondernden Gewächse erinnert an denjenigen der großen Organos oder Säulencactus des tropischen Amerika.** Die merkwürdigen Stapelien oder Aasblumen, deren an gegliederten, fleischigen Stengeln wachsende fünfspaltige, zum Theil grellfarbene Blumen so übelriechend sind, daß die Schmeißfliegen ihre Eier auf ihnen absetzen, kommen erst noch etwas südlicher, zunächst an der Ostküste des Continentes, vor.

Längs des Tumat-Flusses und noch südlicher bilden die schönen Delebpalmen großartige Bestände.

* Verfasser durfte die handschriftlichen Aufzeichnungen Th. Kotschy's benutzen, verweist aber im übrigen auf seine früheren fachwissenschaftlichen Arbeiten, sowie auf diejenigen Dr. Fenzl's und Dr. Schweinfurth's.

** Man liest häufig von den Cactus Innerafrika's. Es sind dies stets Euphorbien, deren Aussehen manchmal an die von ihnen jedoch weit verschiedenen Fackeldisteln erinnert.

Die Wirbelthierwelt dieser Gegenden bietet wiederum sehr interessante Formen dar. Die grünen Meerkatzen (Cercopithecus griseoviridis) sind stellenweise ungemein zahlreich vertreten und treiben in den weitästigen Kronen der herrlichen Bäume ihr neckisches Spiel. Die großen Schweinspaviane (Cynocephalus porcarius) sollen am oberen blauen Fluß oder Abay vorkommen; die mit löwenähnlicher Mähne versehenen, wie es scheint eine riesige Größe erreichenden Tscheladas (C. gelada) sollen die südlicheren Berthaberge bewohnen. Hier findet sich auch der mit langem schwarz und weißen Rückenhaar geschmückte reizende Stummelaffe oder Gurieſa (Colobus guereza), dessen herrliches Fell den Bertha zu phantastischem Kopfputz, den Abyssiniern zu Schildverzierungen dient. Daß diese fast durchweg dicht bewaldeten Gegenden an reißenden Thieren, wie Löwen, Leoparden, Hyänen, Hyänenhunden u. s. w., keinen Mangel haben, läßt sich wohl denken. So hält man eine nächtliche Reise von Fazoglo bis Gassan der Löwen wegen für höchst gefährlich, und doch wird eine solche öfters unternommen, um den für noch weit gefährlicher geltenden, bei Tage stattfindenden Streifereien der Schwarzen vom Berge Tabi zu entgehen.

Von großen Antilopen streifen hier das gesprenkelte Gnu (Catoblepas Gorgon), das Hartebeest (Acronotos Caama), die Pferdeantilope (Aegoceros leucophaeus), die Disasa (Kobus ellipsiprymnus), der weißohrige Tetal (Kobus leucotis), der spiralförmige Njellet (Strepsiceros Kudu) und das Beesa (Oryx beisa) bis in die Ebenen des Abay, Tumat und zum Fuß der Berge von Fazoglo hin. Unter den kleineren Arten ist eine der anmuthigsten die Midoqua (Cephalolophus madoqua), etwas über $2^1/_2$ Fuß lang, graulichroth, mit weißem Hals, Brust und Bauch, die Hörnchen des Männchens aufrecht, leicht zusammengedrückt. Dies Thier steigt bis 9000 Fuß empor und ist auch an den Abhängen des Fazogloberges gesehen worden. Mit ihm zugleich ist der possirliche Klippdachs oder Geko (Hyrax) ein Bewohner der Felsberge.

Unsere Illustration zeigt eine vorspringende Stelle am Djebel-Fazoglo. Wir bemerken hier den Terterbaum mit seinen

Luftwurzeln, den Weihrauchbaum mit in Fetzen sich lösenden Peridermen (s. weiter oben), die Gana oder das Bambusrohr, zum Theil mit Schlingpflanzen berankt und andere schon erwähnte Pflanzengebilde. Midoqua-Antilopen und Klippdachse entsetzen sich vor einem beutegierig über sie hinwegschwebenden Raubadler (Aquila rapax).

Auch die schön gestreiften Tigerpferde haben hier ihre Vertreter in dem Dau (Equus Burchellii), wogegen das echte Zebra (E. Zebra) im Süden von Abyssinien und im Gebiet des weißen Nils vorkommt. Burchell's Tigerpferd ist pferdeähnlicher als das mehr eselartige Zebra, seine abwechselnd breiteren und schmaleren schwarzen Rückenbinden verlaufen sich auf isabellfarbenem Grunde.

An wilden Schweinen enthalten diese Berge den gräulichen Warzeneber (Phacochoerus Aeliani), mit starren Knorpelzinken am Kopf und furchtbaren Hauern, sehr wehrhafter Natur; ferner das kleine olivenbraun und schwarz melirte, von den Funje so gern gezähmte Sennarschwein (Sus sennarensis) und wahrscheinlich sogar unseren gemeinen Wildeber (Sus scrofa ferus). Die abyssinischen Alpen beherbergen überdies eine Varietät des Pinselohrschweines, mit seinen langen, spitzigen, am Ende mit einem Haarbüschel bequasteten Ohren und seiner ziegelröthlich, fahlgrau, fahlgelb und schwärzlichbraun melirten Behaarung. Aeltere sind auch mit starken Kopfwarzen versehen. Dies von den Abyssiniern Hassama genannte Thier führt nach Heuglin, welcher aus ihm eine besondere neue Gattung zu machen versucht hatte, wie andere eine nächtliche Lebensweise, verheert die Saaten, liebt die Bananenblätter und nährt sich auch von Aas. Die Illustration läßt die Hassamaschweine nach den vom Tischler Schiller aus Posen (einem der Gefangenen Theodor's) in Habesch geschossenen männlichen und weiblichen Exemplaren erkennen. Im Hintergrunde wilde Oelbäume, Aloës und togulähnliche Sandsteinberge einer abyssinischen Landschaft.

Nashörner kommen hier und da vor. Es scheint sich immer nur um das sogenannte schwarze Nashorn (Rhinoceros bicornis seu africanus) zu handeln. Dasselbe erreicht eine bedeutende Größe und bewährt sich auch in diesen Landen, wie überall, als ein starkes, aber wenig intelligentes, wüthendes Vieh, zu dessen Jagd sich der Eingeborene nicht gern entschließt.

Während der Regenzeit überzieht sich der Wald-, Wiesen- und Steppenboden des Gebietes von Roseres mit einem üppigen Graswuchse, welcher bis zu Mannshöhe aufschießt und höchst malerische Formen, namentlich ein mehrere Fuß Höhe erreichendes breit- und faltigblättriges, dicht- und wolligbehaartes Fennichgras (Panicum), sowie auch eine niedrigere, schön rostfarbene rispentreibende Art enthält. Dazwischen wuchern in größester Ueppigkeit der wilde Spargel, der wilde Weinstock, Aron, Lilien, Amaryllis, getheiltblättrige Hibiscus und Nachtschatten, letztere mit breiten, buchtig gezähnten Blättern. Eßbare Schwämme, ähnlich unseren Rietschen, auch wohl echte Champignons oder wenigstens diesen sehr nahe stehende Pilze (Agaricus) findet der Eingeborene im Schatten der Bäume, an der bebuschten Böschung der Wildbäche und in Vertiefungen der Termitenbaue. Wir sahen solche Schwämme mit rothem Pfeffer und mit Sesamöl schmoren. Dieselben an der Sonne gedörrt, ferner getrocknete Nebek, Baobabfrüchte, Tamarinden, Alob, Doppelbeeren der Grewien, Früchte des Diospyrus Lotos u. s. w. dienen in Vorräthen als Nahrungs- und Erfrischungsmittel; zum Theil natürlich auch als Medicamente.

Einzelne beträchtlichere Khuar (oder Wildbäche) durchziehen auch hier den Boden zu beiden Seiten des blauen Nils und öffnen sich gegen dessen Bett. Infolge starker Regengüsse füllen sie sich mit Wasser, welches in ihrem abschüssigen Gerinne mit großer Gewalt abwärts strömt, um sich endlich mit demjenigen des Azrok-Flusses zu mischen. Dies Element zerwühlt die Böschungen seines Bettes, reißt Erdreich, Steine und Bäume in seine Strudel hinein und führt dieselben oftmals weit mit sich fort. An Krümmungen des Bettes häufen sich Steine und Stämme an, das Wasser staut sich daselbst und wühlt sich zur Seite ein neues Bett.

Der Khor-el-Gana, also nach dem in allen diesen Gegenden häufiger wachsenden Gana- oder Bambusrohre genannt,

Digitized by Google

entſpringt in Nähe des Ramlehberges und mündet etwa zwei Tagereiſen oberhalb Roſeres in den blauen Fluß. Der auch in dieſen Gegenden beredte Volksmund bevölkert den erwähnten Wildbach mit allerhand ungewöhnlichen Dingen, als großen Affen (wohl Pavianen), ſchwarzen Leoparden, großen Antilopen, Büffeln, Nashörnern, Rieſenſchlangen u. ſ. w. Auch ſehr wilde und ſehr böſe Schwarze, Gi-ir genannt, ſollen am Khor-el-Gana hauſen und zuweilen die zwiſchen Hewan, Sireſa und Fagoba gelegenen Dörfer beunruhigen. Nach genauerer Erkundigung entpuppen ſich dieſe Gi-ir übrigens als ſimple Hammegh aus der Umgegend Abu-Ramleh's, die mit den Flußbewohnern in einer ſeit Jahren andauernden Blutfehde lebten.



Am Weſtabhange des Berges Fazoglo.

Der Khor-el-Gana bildet die südliche Grenze des Districtes von Roseres.

Das interessante, südlich vom Khor-el-Gana beginnende Gebiet bildet gewisser-

machen den Eindruck der nördlicheren, v uns weiter oben beschriebenen Funjeber- Der blaue Fluß strömt, nachdem er abyssinischen Provinzen Agaumider u



Hassama-Schweine.

maßen ein westliches Vorgebirgsland der abyssinischen Alpen. Wir sehen vom 12.° Br. an einzelne Berge sich aus dem Wald- und Steppengebiet erheben, dann Gruppen derselben. Die hiesigen Berge

Goscham passirt, als Abay mit stark südlichen Bogen durch die bergereich Districte der Djumuz, einer kriegerisch den Funje verwandten Nation, und du diejenigen der Amam und der Gala.

erhält größere Nebenflüsse zur Linken, namentlich den bedeutenden Yebus oder Yabus. Dieser wird von Manchen für weit beträchtlicher als der abyssinische Abay erklärt, also für den Hauptquellfluß des blauen Nil gehalten, von anderer Seite aber wird dies bestritten, ob mit Recht oder Unrecht, möge die Zukunft lehren. Manche erzählen sogar, daß der quer durch Süd-Sennar fließende, in den weißen Nil sich ergießende Sobat zur Regenzeit durch überströmende Wildbäche aus dem höher liegenden Yebus gespeist werde, daß also das Zwischenflußland Sennar eine wirkliche, rings von Wasser umflossene Insel sei. Andere wieder glauben, daß der Yebus ein östlicher Nebenfluß des Sobat sei.

In Fazoglo nimmt der blaue Fluß den Tumat auf, welcher aus dem sogenannten Dar-Fok (Oberlande) kommen soll und das Berthaland in der Hauptrichtung von Süd nach Nord durchströmt. Yebus, Tumat, Abay, blauer Fluß, Dindir, Raad und Atbarah haben fast denselben Charakter, d. h. sie liegen während unserer Winterszeit möglichst trocken, schwellen aber in der Regenzeit beträchtlich an und zeigen sich dann weit schneller, reißender als der träge Bacher-el-abjad und der Gazellenfluß. Von der Mündung des Tumat an schließen sich die Berge dichter zusammen und gestalten sich zu wirklichen kleineren und größeren Gebirgen, wie jene von Gubba, der Jujellam, die Dar-Fok-Gebirge u. s. w.

Zwischen Khor-el-Gana und Hewan, stellenweise auch noch südlicher, tritt Chloritschiefer mit seiner charakteristischen, matt grünlichen Färbung in abgeflachten Klippen zu Tage. Dieses Gestein bildet einen der Hauptbestandtheile der Gebirge Fazoglo's.

Die Pflanzenwelt dieses Gebietes nähert sich vielfach derjenigen Abyssiniens, Ost- und West-Sennars, auch Kordusans, enthält jedoch auch ausgezeichnete eingeborene Typen. Wir verdanken dem Eifer und den Kenntnissen Th. Kotschy's eine genauere Schilderung jener ebenso großartigen, wie malerisch-schönen Vegetation Fazoglo's. Ich selbst, in der Regenzeit bis zur damaligen Südgrenze dieses Gebietes gelangt, habe den stupenden Eindruck der herrlichsten tropischen Pflanzengebilde gehabt, leider in den unglücklichen Tagen einer langdauernden schweren Fieberkrankheit und einer dadurch bedingten fluchtähnlichen Rückreise alles mühsam Gesammelte wieder eingebüßt. Aber einzelne Reste, reichhaltige Zeichnen- und Notizbücher, der Umgang mit dem ausgezeichneten Botaniker Schweinfurth, Herbarien, Palmenhäuser und Beschreibungen haben mich später doch manches Gesehene wiedererkennen lassen. Die Walddickichte werden gebildet von den oben geschilderten Korallenbäumen (Erythrina tomentosa), von Crataeven (Crataeva Adansonii) mit langen, scharlachnen, fast an diejenigen der mittelamerikanischen Mimosen erinnernden Staubfadenbüscheln, von Sumduras (Kigelia pinnata) mit zwei bis drei Fuß langen, sechs bis acht Zoll im Umfange haltenden, an seilähnlichen Stielen herabhängenden Früchten, von Taubenbäumen (Cordia abyssinica) mit gelben Kugelfrüchten, von Tamarinden, Akazien, Combreten, Stereulien, Adansonien von ungeheuren Dimensionen, Ebenholzsträuchen, Bauhinien (Bauhinia tamarindacea), letztere mit köstlich nach Benzoe duftenden, bräunlichgrün überflogenen, halbfußlangen Hülsen. In Schluchten und an den Bergen bemerkt man riesige Sycomoren von den zum Theil schon früher im Funjelande beschriebenen Arten (Urostigma fazoglense, catalpaefolium, rigidum etc.), Arere's (Cassia Arereh) mit langen, drehrunden, zum Gerben tauglichen Schoten, Ruthenbäume (Moringa aptera) mit ginsterähnlich emporstehenden Zweigen u. s. w. Dazu denke man sich eine gewaltige Fülle von hohen Gräsern, von Röhrig, von Cissus mit zum Theil riesigen, denen der Pappeln und Platanen oder der Bohnen ähnlichen Blättern, von ebenfalls bohnenblättrigen Friedrichsthalien, von prachtvoll blühenden Winden, von wildem Wein, von rankenden, zartblättrigen Bauhinien, von Feigen, feuerrothen Amaryllis, Cienkowskien, Aron und tausenderlei anderen krautähnlichen, auf dem Boden kriechenden, sich an Bäumen emporschlingenden Pflanzen (s. oben).

Auf den Bergen des oberen Landes wachsen neben jenen gigantischen Kronleuchtereuphorbien (Euphorbia candelabrum), selbst die sehr malerischen Kugeldisteln (Echinops) mit über mannshohen Stämmen.

Digitized by Google

In südlicheren Thälern gedeihen wilder Pisang (Musa Ensete) und wilder Kaffee, dessen nicht große, rundliche Bohnen übrigens nach den Märkten von Fadasi, Beni-Schongolo, Fazoglo, Famaka, Wochni, ja über Roseres sogar gelegentlich nach Karthum gebracht werden und einen angenehmen, an den des Mokka erinnernden, nur zuweilen etwas zu erdigen Geschmack verrathen.

Die oberen Gebirge enthalten ferner Fieberrindenbäume (Crossopteryx), welche sich auch über die Gebiete des weißen Nil verbreiten und über deren Gehalt an China-Alkaloiden, diesen für die leidende Menschheit so unendlich wichtigen Präparaten, die Untersuchungen noch nicht geschlossen sind. Ein von Kotschy in Kordufan entdeckter Strauch mit violettröthlichem, abgestumpftem, zuckerhutähnlichem Stamm und nur wenigen oleanderähnlich beblätterten Zweigen, großen oleanderähnlichen Blüthen und länglichen Schoten (Adenium nereifolium) findet sich auch in Fazoglo und bildet nebst den wunderbaren Pflanzen Welwitschia mirabilis, Stangeria paradoxa, Testudinaria elephantipes mit den Proteen, Stapelien, Bucerosien, Zamien u. s. w. hauptsächliche afrikanische Charakterpflanzen.

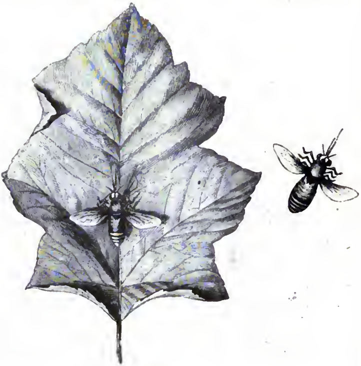
Die Thierwelt dieser Gebiete enthält dieselben Formen wie diejenige Süd-Sennars, indessen kommen hier auch noch einzelne sonst auf Abyssinien beschränkte Formen vor. So soll der üppig bemähnte, mit einer eigenthümlich geformten Brustglatze versehene, zuweilen fast Menschengröße erreichende Tschellada-Pavian der abyssinischen Hochgebirge auch in den Amam-, Djumus- und Gala-Ländern sich zeigen. Auch einige früher nur in Abyssinien beobachtete Antilopen kommen hier vor, so die in Reihen zierlich getupfte Dakula (Antilope decula), eine nahe Verwandte des geschirrten Bockes und des Buschbockes, auch jene hübsche, schlanke Schopfgazelle Midoqua (Antilope Madoqua), welche, wie auch andere ihrer Gattung, einen aufrecht stehenden, gespreizten Haarschopf an der Hinterstirn besitzt. Der prächtige, übrigens weit über das tropische Afrika verbreitete Kudu, Njellet oder Agasen mit den langen Spiralhörnern wurde von uns oberhalb El-Gana lebend beobachtet.

Nashörner (Rhinoceros bicornis) existiren oben häufiger als weiter stromab, indessen sind sie gerade nirgends gemein anzutreffen. Sie gehen gern wildem Spargel, wildem Sorghum und Liliaceenzwiebeln nach, nehmen übrigens mit allen möglichen sonstigen Vegetabilien fürlieb. Gegen manche, als giftig geltende Pflanzenproducte, z. B. die Zwiebeln gewisser Amaryllideen u. s. w., zeigen sie entschiedene Immunität. Die Hörner dieser Art werden nie so lang als diejenigen des weiter westlich und südlich in mancherlei Varietäten vorkommenden stumpfschnauzigen Nashornes (Rhinoceros simus). Beide Arten haben ein sehr haararmes, graues, mit rissigen Oberhautballen bedecktes Fell, welches aber niemals jene felderweise Anordnung der Unterhautwarzen, nie jene starke Faltung zeigt, wie die bald zwei-, bald einhörnigen indischen Arten. Das in Fazoglo auftretende Nashorn ist meistens dunkler gefärbt als jenes stumpfschnauzige und wird daher ersteres als schwarzes Nashorn dem letzteren, dem sogenannten weißen, gegenübergestellt. Das Thier wird von großen Zecken geplagt, welche eine prächtig metallisch grüne Zeichnung auf dem Leibe tragen. Unser Dickhäuter duldet daher allerhand Vögel, wie Raben, Bienenfresser, Madenhacker, Kuhreiher und dergl., wenn sie sich ohne Scheu auf ihm niederlassen und Gliederthiere absuchen. Tränke und Bad sind ihm Bedürfniß. Diese Art gilt übrigens erprobten Beobachtern, wie z. B. Andersson, als sehr boshaft. Sie ist plötzlichen Anfällen von Wuth unterworfen und rennt in solchen Zuständen Alles nieder, was ihr irgend aufstößt. Verwundet ist dies Thier ein gefährlicher Gegner. Man tödtet dasselbe mit Feuergewehr, mit Lanzen, mit dem blanken Schwert, in Fallgruben. In manchen Gegenden West-Abyssiniens giebt es einzelne kühne und ausdauernde eingeborene Jäger, welche, nur mit ihrem groben Luntengewehr ältester und einfachster Construction versehen, nicht allein dem Rhinoceros, sondern auch anderen größeren und wehrhafteren Thieren unermüdlich nachstellen. Die bedeutendsten Schwierigkeiten werden von diesen Leuten durch Ausdauer besiegt, und fällen sie ihr Wild endlich doch, sollte es ihnen auch zuvor erst hundertmal entgan-

gen sein. Ein harter, mühsamer Erwerb, welcher aber für solche einfache, energische Naturen einen besonderen Reiz zu haben scheint.

Das Fell des Rhinoceros dient zu Schilden, Gurten, Sandalen, Karbatschen u. s. w. Aus dem Horne drechselt man Säbelgriffe, sowie sehr hübsche Trinkbecher und Kaffeetassen. Diese Gefäße wurden im Jahre 1860 in Karthum zu bedeutenden Preisen verkauft, denn schlaue Menschen glaubten auch hier an die alte Fabel, daß dieser Stoff Anwesenheit von Gift — an dem freilich in Ost-Sudans Hauptstadt niemals Mangel gewesen — in den Getränken durch sofortiges Aufbrausen verrathe. Ein Offizier der Garnison von Berber verehrte mir solch einen kleinen Giftbecher, welcher noch später jahrelang im Felde, auf der Jagd und auf friedlichen Reisen durch seine außerordentliche Dauerhaftigkeit in allen möglichen Temperaturen die vorzüglichsten Dienste leistete.

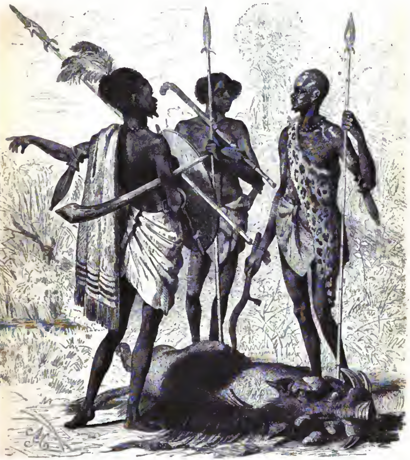
Auch Elephanten kommen hier in größeren Herden vor. Dem Reisenden Trémaux erzählte man am oberen Tumat von 130 auf einmal gesehenen Exemplaren. Trupps von 10 bis 20 Individuen sieht man zwar wohl noch jetzt in Fazoglo, wenngleich das Riesenthier selbst auf dieser, von der Karthumer Händlersorte weniger berührten Seite Inner-Afrika's allmälig zurückgedrängt wird. Dieses edle, nach dem Vorgange der Carthager und europäischen Akrobaten, Thierbändiger rc. einer Zähmung durchaus fähige Geschöpf erliegt nach und nach gänzlich der rücksichtslosen Habgier unserer Elfenbeinkrämer. Außerdem wird es noch ein Opfer rohester Weidmannsluft, welche letztere, hauptsächlich in der gemeinen Abdeckermanier Gordon Cumming's verkörpert, ob ihrer scheußlichen, nutzlosen Grausamkeit



Tsetsefliege.

von Dr. A. E. Brehm bereits auf das allerschärfste getadelt worden ist.

Auch die Vogelwelt dieser Gegenden macht uns mit ausgezeichneten Formen bekannt. Da ist ein riesiger Eisvogel (Ceryle gigantea), welcher über den Khuar Schönheit der Befiederung (Lamprotornis, Chalcites), die langbesteuerten Schweifhöpfe (Promerops) erfreuen durch ihr metallisches Colorit und ihr possirliches Wesen. Der dickschnäblige Rabe (Corax crassirostris) kommt hier häufiger neben



Bewohner von Roseres und Fazoglo.

des Fazoglo einherfliegt. In den Waldesdickichten haust ein Trogon (Apaloderma Narina), welcher zwar nicht die Farbenpracht der amerikanischen Verwandten, namentlich des herrlichen Quezal (Trogon resplendens) Guatemala's, zeigt, aber doch immer ein sehr zierlicher und hübscher Vertreter der Vogelwelt bleibt. Auch Glanzdrosseln von großer dem Hornraben (Bucorax abyssinicus s. oben) vor. Die Honigsauger nehmen weiter landein die prächtigsten Farben an, sie verschönern sich gewissermaßen zusehends gegen Abyssinien und gegen die südlichen Negerländer hin. Dagegen macht sich eine gewisse Einförmigkeit hinsichtlich der Wat- und Schwimmvögel bemerklich. Arten derselben, welche hier noch häufiger sind,

werden auch ganz südlich, bis in die Kafferländer hinein, verfolgt, wogegen verschiedene ausgezeichnete Arten der letzteren Gegenden zwar in den Regionen des weißen, aber nicht in denjenigen des oberen blauen Nils beobachtet worden sind.

Der Insectenreichthum Fazoglo's ist bedeutend. Ich sah hier häufiger größere und buntfarbigere Schmetterlinge als weiter stromab, obwohl weder hier noch sonst wo in Afrika sich schwerlich jene Fülle prachtvollster Falterarten findet wie in den Tropenlandschaften Asiens und Amerika's. Unter den von mir mitgebrachten Insecten fand ich vor einiger Zeit noch die Reste eines $5\frac{1}{2}$ Centimeter langen Taubenschwanzes (Macroglossa), welchen ich an einem Junitage Abends in der Ruine der Kasbah von Fazoglo äußerst rasch herumfliegen sah. Ich hielt ihn für einen Vogel und richtete ihn beim Fange übel zu. Alle die hübschen, zu den Macroglossen gehörenden Dämmerungsfalter schießen sowohl Morgens, als in der Tagesgluth, sowie noch beim Scheine der letzten Sonnenstrahlen sehr schnell umher und senken schwebend ihre abenteuerlich lange Zunge in die Tiefe der Blumen hinein. Ich ergötzte mich später darüber, daß der ausgezeichnete englische Naturforscher Bates in eine ähnliche Täuschung verfallen war, indem er am Amazonenstrom einen großen Taubenschwanz (Macroglossa Titan) mehrmals statt eines Kolibris geschossen hatte.

Einen unheimlichen Eindruck machten in Sennar auf mich die Erzählungen über die Surrita oder Surreta, eine Stechfliege, welche mit beginnender Regenzeit vom Süden des Landes her nach der Mitte desselben vordringen und nicht allein den Viehstand auf das schwerste beeinträchtigen, sondern auch wilde Thiere, namentlich Elephanten, Rhinoceroten, Löwen, Leoparden ꝛc. vor sich hertreiben soll. Schon seit Agatharchides geht übrigens die Sage vom alljährlichen Erscheinen eines solchen Thieres durch die oberen Nilländer. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts J. Bruce in Sennar sich aufhielt, flüchteten die dortigen Beduinen vor der Fliege in die trockneren, zwischen blauem Nil und Atbarah gelegenen Steppen, bei welcher Gelegenheit ihnen von den Funje, den Herren des Landes, ein Durchzugstribut abgefordert wurde. Noch jetzt verlassen in der Regenzeit viele Nomaden das obere Sennar, um, wie sie sagen, den Surrita zu entfliehen. Gewisse schlaue Reisende lassen diese Thiere aus Elephantenmist entstehen. Uebrigens werden hier Insecten verschiedener Gattung, wenn auch zu den Zweiflüglern gehörig, als Surritas ausgegeben. Unter den von mir gesammelten Exemplaren fanden sich Bremsen, Dasselfliegen ꝛc. Die Surrita müßte nun ihrer ganzen Erscheinungsweise nach der durch Livingstone, Andersson u. A. sehr berüchtigt gewordenen Tsetse Süd-Afrika's entsprechen. Mir schien es allerdings, als seien einzelne der mir in Sennar als echte Surritas bezeichneten Zweiflügler wirkliche Tsetses (Glossina morsitans) gewesen. Uebrigens habe ich unter den von mir gesammelten Insecten leider kein Thier gefunden, welches der jetzt erst durch Freund E. Mohr in meinen Besitz gelangten, aus der Gegend der Victoriafälle des Zambesi-Flusses herrührenden echten Tsetse entspräche. Trotzdem könnte recht wohl die Surrita auch die echte Tsetse sein. Baker spricht ebenfalls von der „Sirutfliege", welche im Atbarahgebiete die Kamele aus dem Lande treibt. Diese eigenthümliche Fliege hat etwa die Größe einer Wespe und einen orangefarbenen Körper mit schwarzen und weißen Ringen. Ihr Rüssel ist furchtbar, doppelt und unverhältnißmäßig groß, da er zwei Drittel der ganzen Länge des Insectes ausmacht. Wenn diese Fliege ein Thier oder einen Menschen angreift, so durchbohrt sie augenblicklich die Haut wie mit einer glühenden Nadel, die tief ins Fleisch eindringt, und strengt zugleich, mit ihren Flügeln schwirrend, jede Muskel ihres Körpers an, um ihre Waffe bis zur Wurzel einzubohren. Das Blut springt sofort aus der Wunde und beginnt noch beträchtlich lange nachzufließen. Es lockt viele andere Fliegen, die ihre Eier in die Wunde legen wollen.* Sowohl diese Beschreibung, als auch das von Baker gegebene Bild, welches hier nach dem Originalholzstock abgedruckt worden, entsprechen keineswegs der Tsetse-

* Die Nilzuflüsse in Abyssinien. Deutsche Ausgabe. Braunschweig, Verlag von G. Westermann, 1868. 1. Bd., S. 170.

fliege, der Glossina morsitans. Die Identität der letzteren mit Baker's Surrita bliebe erst noch nachzuweisen. Ueber die eigentliche Wirkungsweise des Tsetsegiftes wissen wir noch nichts Sicheres.

Die Bewohner der Districte von Roseres und Fazoglo gehören zu der verbreiteten Hauptnation der Funje. Die Leute am gesammten oberen blauen Nil zwischen Karkodj und Khor-el-Gana sind Hammegh oder Hammek, nahe Verwandte jener Funje vom Djebel Ghule, welche wir weiter oben bereits kennen gelernt haben, und deren zur Zeit regierende Familie ebenfalls ursprünglich Hammegh sind. Die Leute in Fazoglo aber bilden den Zweig der sogenannten Djebelauin oder Bergbewohner (von Djebel = Berg); sie sind ein nicht zahlreiches Mischvolk zwischen den Hammegh und Bertha. Erstere hatten Letztere aus Fazoglo vertrieben. Sie sind übrigens physisch weit mehr Funje als Bertha, sie reden auch die Sprache der Ersteren. Gegenwärtig freilich weicht das einheimische Idiom dem Arabischen. Hammegh und Djebelauin sind im allgemeinen dunkler als unsere Freunde vom Ghuleberge und zeigen auch etwas plattere, stumpfere Züge, ihre Nase ist nicht häufig gerade oder gebogen und spitzig wie bei jenen, sondern öfter eingedrückt und stumpfer. Ihr Mund ist größer, ihr Haar ist rauher. Sie flechten das letztere in ähnlicher Weise wie ihre weiter stromab wohnenden Verwandten, stecken aber zuweilen als Zierrath Federn, z. B. vom Ibis, Marabu u. s. w., in dieselben hinein. Sie hüllen sich entweder in Ferdah und Hosen, oder tragen noch häufiger einen doppelten Schurz aus Thierfell oder aus gegerbtem Leder, diesen zuweilen mit Glasperlen geziert, vorn und hinten am Leibe herabhängend. Als Waffen führen sie Lanzen, Dolche, Schlageisen und Holzkeulen. Ihr Schild besteht aus Leder und ist von ovaler Form. Beifolgende Illustration zeigt einige Männer aus der Gegend von El-Gana, wie sie in Berathung über die zweckmäßigste Zerwirkung eines von ihnen erlegten Warzenschweines (Phacochoerus Aeliani) begriffen sind. Die Weiber der Hammegh und Djebelauin hüllen sich in Ferdahs, tragen den Rachat oder befestigen auch nur ein Baumwollenläppchen, auch wohl Fellstreifchen, als Bekleidungs-Minimum. In Charakter und Sitten ähneln sie den übrigen Funje. Sie sprechen eine fungische Mundart, die aber schon seit Jahrzehnten allmälig durch ein schlechtes Arabisch verdrängt wird. Sie sind schon seit längerer Zeit loyale Unterthanen des Cairoiner Diwan, und nur selten, wenn die ihnen auferlegte Steuerlast gar zu drückend wurde, oder wenn schwere anderweitige Unbill sie zur Verzweiflung brachte, entschlossen sie sich zur Rebellion, welche niederzuwerfen ihren Zwingherren ohne große Mühe gelang.

(Fortsetzung folgt.)

F. Kaiser.

Von

W. Valentiner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Am 28. Juni 1872 erlitt die Astronomie durch den Tod des Prof. F. Kaiser, Directors der Leydener Sternwarte, einen sehr schweren Verlust. Da der Verstorbene durch seine zahlreichen populären Schriften auch dem Nichtastronomen bekannt geworden, dürfte die folgende kurze Lebensskizze desselben vielen Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein.

Friedrich Kaiser wurde geboren in Amsterdam am 8. Juni 1808 und stammt sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite aus rein deutscher Familie. Sein Vater hatte sich, wahrscheinlich um den Kriegsunruhen zu entfliehen, aus seiner Heimath Nassau-Dietz nach den Niederlanden begeben, wo er sich zunächst im Haag, dann in Amsterdam als Lehrer der deutschen Sprache niederließ. Bereits in seinem 8. Lebensjahre verlor Kaiser den Vater und da es der Mutter schwer wurde, für alle ihre acht Kinder in ordentlicher Weise zu sorgen, nahm ein Bruder des Vaters, der ebenfalls aus Deutschland fortgezogen und in Amsterdam ein Steueramt bekleidete, sich des Knaben an. Dieser Oheim hatte große Vorliebe für Mathematik und Astronomie und so entwickelte sich hier frühzeitig Kaiser's Talent. Leider verlor er auch diesen väterlichen Erzieher

schon im 15. Jahre und Alles, was er später geworden, erreichte er durch sein eigenes Streben, er war vollständig Autodidakt. Beim Tode seines Oheims war er indessen in der Mathematik schon so weit gefördert, daß er durch Privatunterricht seinen eigenen Unterhalt erwerben und selbst die Mutter in nicht unbedeutender Weise unterstützen konnte. Dabei arbeitete er selbst unablässig fort und machte sich auch die lateinische Sprache vollkommen zu eigen.

Durch die Vermittelung eines Freundes seines Oheims, des Prof. Moll in Utrecht, welcher das große sich immer mehr und mehr entwickelnde Talent Kaiser's erkannte, wurde er bereits als achtzehnjähriger Jüngling als Observator an die Leydener Sternwarte berufen. Mit großen Erwartungen trat er die Stelle an, da es ihm nun vergönnt sein sollte, an einer Universitätssternwarte thätig zu sein; bisher war ihm nur der Gebrauch einiger kleiner Instrumente, die ihm sein Oheim hinterlassen hatte, verstattet. Aber bittere Enttäuschung wartete seiner.

Schon kurz nach der Gründung der Leydener Universität im Jahre 1574, welche bekanntlich die belohnende Folge der heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt seitens der Bürger in den Kämpfen mit Spanien, war, wurde auch die Astronomie als Unterrichtsgegenstand eingeführt und die Niederlande gingen in dieser Hinsicht vielen Nationen voran. Indessen, es war die Astronomie doch immer nur dem einen oder andern Fach subordinirt und wir finden Physiker, Mathematiker, Philologen und Orientalisten gleichzeitig als die Professoren der Astronomie erwähnt. Die großen Astronomen W. Snellius und Chr. Huyghens haben Leyden im Mittelalter in der Astronomie so berühmt und bekannt gemacht, aber nach ihnen begegnet uns kaum noch ein Name, der für die Astronomie von einiger Bedeutung wäre. Für die Sternwarte wurden dann und wann Instrumente angeschafft, aber als im Anfang dieses Jahrhunderts van Beeck Calkoen als Professor der Astronomie um 20000 fl. bat zur Errichtung eines den damaligen Bedürfnissen entsprechenden Gebäudes, erschrak man über diese ungeheure Summe und die Sache blieb, wie sie war, nur mit dem Unterschied, daß man den Antragsteller verlor, indem derselbe nach Utrecht übersiedelte. Als Kaiser im Jahre 1826 als Observator angestellt wurde, vertrat der Professor der Physik Uylenbroek gleichzeitig die Astronomie. Sein Hauptfach gestattete ihm nicht, selbst beobachtend thätig zu sein, er gab nur theoretische Vorlesungen und Kaiser's Aufgabe war durch seinen Titel klar gezeichnet. Seine hohen Erwartungen sanken bereits sehr, als er anstatt eines gut ausgerüsteten Observatoriums ein alterschwaches Gebäude mit theils unbrauchbaren neuen Instrumenten vorfand; seine Enttäuschung ließ ihn Reue über die Annahme der Stellung empfinden, als ihm noch auf alle Weise Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, wenn er beobachten wollte, so gut es die Umstände gestatteten. So blieb ihm nichts Anderes übrig als nach Kräften weiter zu studiren in der Hoffnung, später in bessere Lage zu kommen. Er besuchte fleißig die seinem Fach verwandten Vorlesungen, sammelte sich durch Lectüre astronomischer Schriften reiche Kenntnisse und durch ein auf dem Boden seines Hauses mit den von seinem Oheim hinterlassenen Instrumenten errichtetes kleines Observatorium so viel als möglich praktische Erfahrung.

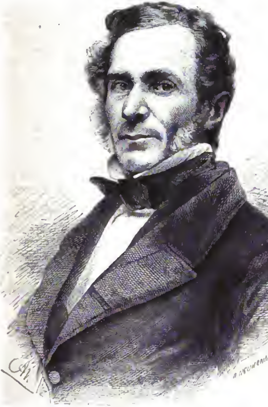
In dieser Stellung blieb Kaiser bis zum Jahre 1837, also 11 Jahre, und wie er oft später sagte, waren diese Jahre für ihn gänzlich verloren, weil ihm die Hände gebunden waren. Doch die Art, wie er die Zeit benutzte, kam ihm in der Folge zu Statten.

Das Jahr 1835 war für Kaiser ein ereignißreiches und er selbst erzählte unumwunden, daß die Wiederkehr des Halley'schen Kometen in diesem Jahre einen Wendepunkt in seinem Leben bezeichnete. Er hatte für die Erscheinung dieses Kometen, der bekanntlich in circa 75 Jahren seine Bahn um die Sonne beschreibt, eine sorgfältige Vorausberechnung angestellt und in einer populär gehaltenen Schrift bekannt gemacht. Durch besondere Umstände gelang es ihm, leihweise einen kleinen aber guten Refractor zu erhalten, den er ebenfalls auf seinem Boden aufstellte. Kaiser war einer der ersten Astronomen, die den Kometen wiederfanden, und während die Rechnungen Anderer mehr oder weniger von der Wahrheit abwichen, zeigte die seinige eine überraschende Uebereinstim-

Digitized by Google

mung. Er beobachtete nun den Kometen eifrig und publicirte selbständig seine Resultate. In den Niederlanden, wo man nicht gewohnt war, von der Leydener Sternwarte etwas zu hören, machten diese Nachrichten nicht geringes Aufsehen und so kamen eines Abends mehrere hochgestellte Persönlichkeiten aus dem Haag zur Sternwarte, dem wurde die Direction der Sternwarte Uylenbroek genommen und selbige ebenfalls Kaiser übertragen. Im Jahre 1840 wurde er zum außerordentlichen, im Jahre 1845 zum ordentlichen Professor ernannt.

War die Sternwarte selbst auch, wie bereits erwähnt, in einem sehr schlechten Zustand, sowohl was Gebäude als In-



F. Kaiser.

um sich von Kaiser den Kometen zeigen zu lassen. Aber die Sternwarte öffnete ihnen ihre Pforten nicht, dagegen wurden sie in eines der Nachbarhäuser gewiesen, wo sie Kaiser in seinem elenden Privatobservatorium beschäftigt fanden. Bald darauf traten große Veränderungen an der Leydener Universität ein. Nachdem Kaiser zum Doctor hon. causa promovirt war, wurde ihm im Jahre 1837 der Titel eines Lector in der Astronomie gegeben; außer-

strumente betraf, so konnte Kaiser doch von nun an seinem großen Ziele freier zustreben; dieses Ziel war, an der Leydener Universität der Astronomie eine würdige Stellung zu verschaffen und überhaupt dem Volke Liebe und Achtung für eine Wissenschaft einzuflößen, die es bisher kaum als solche ansah. Die Curatoren der Universität kamen Kaiser zu Hülfe, indem sie ihm Mittel bewilligten, damit er wenigstens die nothwendigsten baulichen Ver-

änderungen und ein tüchtiges Instrument anschaffen konnte.

Kaum war das Instrument, ein Refractor von Merz in München, in der Sternwarte aufgestellt, so begann Kaiser fleißig zu beobachten und seine außerordentliche Geschicklichkeit offenbarte sich mehr und mehr; die Leydener Sternwarte lieferte mit die besten Beobachtungen, so daß Kaiser vielseitig die lebhafteste Anerkennung fand. Mit den großen Männern Bessel und Struve trat er in regen wissenschaftlichen Verkehr und nach dem Vorbild dieser hat er bis zum Tode gearbeitet. War seine Lage augenblicklich auch gebessert, so blieb er doch nicht stehen, da sein Ziel noch lange nicht erreicht war. Er verfaßte außer seinen streng wissenschaftlichen Schriften vielfach populäre Abhandlungen und sein großes Werk, der Sternenhimmel, eine populäre Astronomie in zwei Bänden, machte durch die Art und Weise der Darstellung großes Aufsehen. Nicht allein in Holland, wo im Jahre 1860 die dritte Auflage erschien, hat das Buch einen großen Leserkreis gefunden, es ist in viele Sprachen, deutsch, französisch, dänisch, englisch übersetzt worden. Nicht minder anziehend und interessant, streng kritisch und eingehend geschrieben, ist ein anderes größeres Werk, die „Geschichte der Planetenentdeckungen", welches im Jahre 1851 erschien. Kaiser selbst hielt dieses für seine gelungenste Arbeit in ihrer Art und es ist zu bedauern, daß nicht auch dieses durch Uebersetzungen weitere Verbreitung gefunden hat. Seine Schreibweise und sein Vortrag waren so, daß einer der hervorragendsten Sprachforscher Hollands wiederholt die großen Verdienste Kaiser's um die niederländische Literatur erwähnt hat.

Wo sich indessen eine einigermaßen passende Gelegenheit bot, betonte Kaiser nachdrücklich die Nothwendigkeit einer neuen Sternwarte, und die Popularität, welche er in seinem Vaterlande gewonnen hatte, ließ endlich seine Wünsche in einer gewiß seltenen Weise in Erfüllung gehen.

Im Jahre 1853 wurde im Abgeordnetenhaus von einigen Abgeordneten die Frage des Neubaues einer Sternwarte auf Staatskosten angeregt, und da die Regierung kein Entgegenkommen zeigte, appellirte der Curator der Leydener Universität und damals Mitglied der Kammer Baron Gevers von Endegeest im Verein mit einigen Gesinnungsgenossen an das niederländische Volk, indem er zu freiwilligen Beiträgen zum Bau einer Sternwarte unter Kaiser's Direction und nach seinen Intentionen aufforderte. Kaiser selbst arbeitete 1854 einen Entwurf der zu gründenden Sternwarte aus und setzte seine Absichten klar aus einander. Der erwähnte Aufruf hatte rasche Wirkung; bald bildete sich unter Vorsitz des Prof. Bake in Leyden ein Centralcomité mit Zweigvereinen im ganzen Lande und in verhältnißmäßig kurzer Zeit waren 30000 fl. zusammengebracht. Diese Summe reichte zwar in weitester Ferne nicht hin, den Bau in beabsichtigter Weise durchzuführen, aber es wurde der Regierung deutlich gezeigt, daß im Lande der Wunsch bestand, der Astronomie einen würdigen Sitz zu bereiten. So wurde denn auch im Jahre 1856 die erforderliche Summe vom Ministerium in den Etat aufgenommen und ohne weiteres von der Kammer bewilligt. Durch verschiedene Umstände verzögerte sich der Bau etwas, doch konnte Anfang 1860 die neue Sternwarte, deren Errichtung an 200000 fl. gekostet hatte, bezogen und die von Pistor und Martins in Berlin, und von Merz in München gelieferten großen Instrumente aufgestellt werden. Von nun an war es möglich, nach größeren Plänen zu arbeiten, und es hat die Leydener Sternwarte unter Kaiser's Leitung die gediegensten Arbeiten geliefert, sich überhaupt als Institut ersten Ranges gezeigt. Nach mehrfach vergeblichen Versuchen erlangte Kaiser im Jahre 1866 noch neben dem schon vorhandenen beträchtlichen Fonds für die Vermehrung der Instrumente die Bewilligung einer bedeutenden Summe zur Herausgabe von Annalen, wie sie nur von den größten Sternwarten gegeben werden.

Kaiser konnte mit Befriedigung auf seine Schöpfung sehen; aus dem tiefsten Verfall hatte er die Astronomie zu hoher Blüthe in seinem Vaterlande gebracht. Andererseits verdient die niederländische Regierung auch volle Anerkennung, da sie durch wahre Liberalität gut gemacht hat, was sie früher freilich an einer Wissenschaft, der gerade eine seefahrende Nation so viel zu danken hat, gesündigt hatte. Nicht allein die Leydener Sternwarte ist entstanden, fast gleichzeitig wurde auch eine

Digitized by Google

in Utrecht gebaut, und wenn letztere auch nicht so bedeutend als erstere, so besitzt sie doch ein prachtvolles Fernrohr, welches an Größe nur von wenigen in Europa übertroffen wird. Ferner ist nach Kaiser's Plan eine genaue astronomisch-geodätische Aufnahme der holländischen Colonien mit der Centralstation Batavia, welche hoffentlich in nicht ferner Zeit in eine gut ausgerüstete Sternwarte übergehen wird, angeordnet. Die Untersuchung der Marine-Instrumente wurde unter Kaiser's Leitung gestellt und da er in allen Dingen strenge Controle übte, so ist namentlich in der Anfertigung der Chronometer und Pendeluhren ein großer Fortschritt in den Niederlanden zuwege gebracht. An der europäischen Gradmessung betheiligte sich Holland auch und mehrere Jahre hat die Leydener Sternwarte fast ausschließlich diesem Unternehmen gedient.

Leider war Kaiser's Gesundheit nicht stark; ein schweres Lungenleiden hemmte ihn oft in seinen Plänen und da er ein „sich schonen" nicht kannte, sondern arbeitete, bis er in buchstäblichem Sinne zusammen brach, so verschlimmerte sich seine Kränklichkeit von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1871 bot man ihm einen langen Urlaub, eine möglichste Erleichterung seiner Arbeiten, aber Alles lehnte er theils aus Bescheidenheit, theils aus Gewissenhaftigkeit ab. Im Sommer erholte er sich denn auch merklich, so daß man von neuem Hoffnung schöpfen konnte auf eine dauernde Besserung seines Zustandes. Zum Unglück stieß er bei Berechnung früherer Beobachtungen, die er für die Annalen bearbeitete, auf unerwartete Resultate. Um Gewißheit hierüber zu erlangen, mußte er am Instrument einige an sich unbedeutende Arbeiten ausführen und es zeigte sich nur zu bald, daß er seine Kräfte überschätzte. Kaum hatte er die Untersuchung begonnen, als ein Blutsturz ihn von neuem aufs Krankenlager warf; sein Zustand blieb lange sehr traurig und eine Besserung, die sich noch bemerkbar machte, war nur ein letztes Aufflackern. Er verfaßte noch den Jahresbericht der Leydener Sternwarte, der unterzeichnet ist vom 27. Juni 1872; eine Woche später erlag er seinen Leiden.

Kaiser war ein ausgezeichneter Gelehrter und Praktiker wie nur Wenige. Sein Hauptaugenmerk lenkte er auf die Verfeinerung der Beobachtungskunst, die Elimination aller Fehlerquellen, und zur Auffindung derselben führte er die Arbeiten meistens nach verschiedenen Methoden aus. Durch dieses Verfahren deckte er manche eingreifende Schäden auf, deren Hebung er sich dann besonders angelegen sein ließ. Seine Messungen von Doppelsternen, der Durchmesser der großen Planeten gehören ohnstreitig zu dem Besten, was in der letzten Zeit in der Astronomie geleistet worden ist. Alle seine Arbeiten zeugen von außerordentlicher Gediegenheit und seine große Belesenheit machte ihn zu einem oft strengen aber gerechten Kritiker. Sein Urtheil war klar und scharf.

Von den Annalen hat er drei Bände vollendet, der letzte war bis auf wenige Bogen bei seinem Tode abgedruckt und konnte bald der Oeffentlichkeit übergeben werden. In diesen Annalen waren die meisten an der Sternwarte ausgeführten Beobachtungen und deren Berechnungen gegeben; der erste Theil enthält noch eine sehr gründliche Bearbeitung der Geschichte der Astronomie in den Niederlanden, sowie eine detaillirte Beschreibung der Sternwarte. Kaiser war ein Feind leichter Hypothesen und warnte oft genug vor der schädlichen Ueberschätzung der Genauigkeit astronomischer Beobachtung. Der dritte Band wird in dieser Hinsicht besonders durch eine eingehende und erschöpfende Abhandlung über den Planeten Mars von Wichtigkeit.

Um der Schwierigkeit, welche durch die holländische Sprache der Verbreitung seiner Resultate im Wege stand, zu begegnen, publicirte er meistens, so namentlich die Annalen, in deutscher Sprache und zwar wählte er diese, weil die meisten astronomischen Werke von Bedeutung in derselben gedruckt wurden, mit anderen Worten, in Anerkennung deutscher Wissenschaft.

Zum Familienleben der Störche.

Von

M. P.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Eine beträchtliche Reihe von Jahren bewohnten wir in einem Dorfe ein Haus, dessen Vorderseite, nach dem Hofe zu ge-

legen, uns von mehreren Zimmern die Aussicht auf ein Storchnest gewährte, das wir gleich nach unserem Einzuge in unseren neuen Wohnort in Gestalt eines großen Wagenrades, durchflochten mit Stroh und kleinem Gebüsch, auf dem Giebeldache unserer Kornscheune errichten ließen.

Mit einiger Spannung erwarteten wir, vorzüglich die Kinderwelt, die Zeit, wo die Störche von ihren südlichen Wanderungen über Land und Meer in unsere nördlichen Gegenden zurückkehren, und oft ward die Frage aufgeworfen: Ob wohl das neue Storchnest Bewohner finden wird?

Da das Haus an einer ziemlich frequenten Dorfstraße lag, wo Feld- und Hofarbeiter oft hin- und hergingen und täglich zweimal das Posthorn erschallte; wo die Erntewagen, Holz- und Ackerwagen häufig auf unsern Hof kamen und in der Scheune nicht allein eingeerntet, sondern auch das Getreide gedroschen wurde, so zweifelten wir etwas, ob diese geräuschvolle Lage die Störche nicht abschrecken würde, von der mit allem Comfort für eine Storchfamilie eingerichteten Wohnung Besitz zu ergreifen.

Es war am 28. März, als plötzlich fröhliche Kinderstimmen rufen: „Ein Storch! — Ein Storch! Er kommt aufs Nest! — Ja, ein Storch auf dem Neste, eben ist er gekommen!“

Und da stand er, ein schöner, großer Storch, schaute um sich mit einem Ausdruck von Neugier, Erstaunen und komischer Verlegenheit, betrachtete bald das Nest, bald drehte er seinen Kopf nach allen Gegenständen im Dorfe und darüber hinaus und mit besonderer Unruhe und Unentschlossenheit in seinen Bewegungen schaute er auf die hier und da arbeitenden oder in der Straße hart an dem Scheunengiebel wandernden Menschen.

Bald jedoch verrieth seine Haltung Behagen und sorglose Ruhe und nachdem er auf dem Rande des Nestes pathetisch umherspaziert war, trat er in dasselbe hinein, zupfte bald hier bald dort am Flechtwerk, klapperte unter den üblichen Rück- und Vorwärtsschwenkungen seines Kopfes nach allen vier Weltgegenden hin, als wollte er aller Welt verkünden, daß er, einem Weltumsegler gleich, diese neue Insel für sich in Besitz genommen habe.

Gegen Abend weckte ihn das Posthorn, bei dessen Schall er entsetzt emporfuhr, sehr bedenklich auf die schwer und holperig rasselnde Postkutsche schaute und dem Dinge nicht trauend, sich eiligst davonhob; erst gegen Anbruch der Nacht kehrte er zurück auf das Nest, wo seine unbewegliche Gestalt, einer Statue gleich, sich gegen den hellen Nachthimmel abhub. Schon bei Tagesanbruch hörten wir ihn mächtig klappern; später war er einige Stunden abwesend, so oft er aber während des Tages auf das Nest kam, trug er im Schnabel allerlei Gezweig, grüne Rasenstücke, Stroh und dergleichen, womit er seinen neuen Wohnsitz verbesserte.

In Intervallen ließ er dann wieder sein Geklapper nach allen Seiten hin erschallen. Oft kamen fremde Störche und umkreiseten ihn auf dem Neste, die er aber mit großem Zorn, zischend, klappernd, mit den Flügeln schlagend verscheuchte.

So ging es volle acht Tage; dann kam plötzlich bei schönstem Wetter und Sonnenschein ein zweiter Storch, kleiner, zierlicher, graziöser in seinen Bewegungen, als der erstere. Ohne Weigerung erhielt er Einlaß auf das Nest, wo die Beiden, sich gegenüber stehend, vermuthlich von ihren beiderseitigen Reiseabenteuern erzählten, oder ihre künftige häusliche Einrichtung besprachen und sich viel zu sagen hatten, denn ihr lebhaftes, jedoch ein ganz friedliches Gepräge tragendes Geklapper wollte gar kein Ende nehmen. Nachdem das Weibchen das Nest von allen Seiten umschritten, bald hier bald dort geordnet und zurechtgelegt hatte, ließ es ein zufriednes, kurzes Geklapper hören, dann flogen beide mitsammen fort, kehrten aber bald mit allerlei Baumaterial zurück und nun begann ein emsiger Ausbau ihrer neuen Wohnung, denn sie flogen ohne Unterlaß ab und zu, das mitgebrachte Stroh und kleines Gesträuch geschickt mit dem Schnabel einflechtend.

Manchmal hatten sich unsere Ansiedler bei ihren Ausflügen vielleicht zu weit entfernt, denn es erschienen oft mehrere fremde Störche, umkreiseten das verlassene Nest und der eine oder andere nahm auch wohl Besitz davon, Büsche und Stroh ausreißend und mit einem Ausdruck von Zorn fortschleudernd, alle unter einander heftig klappernd. Nun aber kamen unsere beiden

Störche angestürzt und ohne Zaudern stießen sie mit solcher Gewalt auf den Eindringling, daß dieser mehr vom Neste taumelte als flog. Nun aber begann ein heftiger Kampf, die Raubstörche umkreiseten das Nest, auf dem die Eigenthümer Posto gefaßt, mit unaufhörlichem Geklapper und Gezisch, durchschossen die Luft mit einer Geschwindigkeit, die sehr verschieden von der Art ihres Fluges war, wenn in ruhiger Stimmung. Unsere beiden Störche ließen es an erbitterten Demonstrationen nicht fehlen; sie zischten, klapperten und schlugen mit den Flügeln, streckten drohend jedem sich nähernden Gegner den spitzigen Schnabel entgegen, daß es nur selten zu wirklichem thätigen Angriff kam; doch ereignete es sich ein paar Mal, daß sie hand- oder vielmehr schnabel- und flügelgemein wurden und sich so heftig in einander verbissen hatten, daß ihrer drei oder vier wie in einer Masse vom Dache herunter auf den Hof rollten, mit blutgefärbten Federn.

Nicht lange, so verließ das brütende Weibchen das Nest nicht mehr, nur auf Augenblicke aufstehend, um die Eier mit größter Sorgfalt vermittelst des Schnabels zurecht zu schieben, und dann war es komisch anzusehen, wie es von einer Seite zur anderen balancirend, sich langsam und behutsam niederließ, um die Eier nicht zu beschädigen. Wie oft es das Nest verließ, um seiner Nahrung nachzugehen, konnten wir nicht bestimmt ermitteln; jedenfalls war dies selten der Fall und es wollte uns scheinen, daß sein Gefährte ihm manchmal einen Leckerbissen vorlegte; auch er verließ die Treue jetzt nicht oft und nicht auf lange Zeit, sondern leistete ihr treulich Gesellschaft und wachte über die Sicherheit des häuslichen Herdes, so wie er auch fortfuhr, durch herbeigetragene Büsche, Rasen- und Haidestücke die Wohnung zu verbessern. Sobald die Jungen ausgekommen waren, verdoppelte er seinen Fleiß, erhöhete überall den Rand des Nestes, gewiß doch mit der Absicht, daß die Jungen nicht hinausfallen könnten. Im ganzen war er jetzt, — wie gesagt, nicht lange abwesend; aber es kam doch vor, daß er sich verspätet oder nicht genug aufgepaßt hatte und Raubstörche sich dem Neste näherten, auch wohl ein allzu dreister sich ganz in der Nähe auf das Dach setzte. Das Weibchen wich dann nicht von seinem Posten, aber seinen lauten, eiligen Hülferuf verstehend, kam sein Beschützer herangestürzt und griff den Feind so muthig, so energisch an, daß dieser — und waren es auch ihrer mehrere — die Flucht ergriff.

Meistens befanden sich in jedem Jahre 3 bis 4 Junge im Neste; nur einstmals bestand die kleine Familie aus 6 Mitgliedern und es sah reizend aus, als sie so weit herangewachsen waren, um im Neste aufrecht stehen zu können, und wir glaubten oft, diesmal eine vermehrte Freude und Zärtlichkeit der Eltern über ihre zahlreiche Kinderschaar zu bemerken. Sie waren thätiger als jemals, Lebensmittel herbeizuschaffen, und wenn sie in andren Jahren vom Morgen bis zum Abend damit beschäftigt gewesen, so nahmen sie jetzt auch die Nächte dazu zu Hülfe, so daß die Kleinen keinen Mangel litten, sondern sich in erfreulicher Weise entwickelten.

Schon begannen sie ihre Turn- und Tanzübungen, als plötzlich eines Tages ein heftiger Gewittersturm mit wolkenbruchartigem Regen losbrach.

Wie immer bei Sturm und Regen, hatten die Kleinen sich platt niedergeduckt und die Alten breiteten ihr Gefieder über sie aus. Die ganze Nacht und den folgenden Tag goß der Regen in Strömen vom Himmel herab. Am dritten war die Witterung besser; die beiden alten Störche sahen wir auf dem Rande des Nestes stehen und mit dem Ausdruck des tiefsten Ernstes in dasselbe hineinschauen, von Zeit zu Zeit ein kurzes, gedämpftes Klappern mit einander wechselnd. Plötzlich, wie mit einem verzweiflungsvollen Entschluß, trat der Storch ins Nest, ergriff einen der kleinen Störche am Halse und versuchte ihn über den Rand emporzuheben, indem er durch das Schwingen seiner Flügel seine Anstrengung zu verdoppeln suchte. Aber vergeblich waren seine Bemühungen und oft hielt er ganz erschöpft inne, um dann von neuem — mit einem Ausdruck von Zorn, — seine Arbeit zu beginnen. Das Weibchen stand dabei, den Kopf gesenkt, mit einem Ausdruck von Trauer und Resignation, von Zeit zu Zeit ein kurzes, gedämpftes Klappern ausstoßend. Anfangs glaubten wir, der Storch wolle sich eines seiner Jungen entledigen, vielleicht weil er nicht genug

Nahrung herbeischaffen könne; bald aber kamen wir auf die Vermuthung, das arme Ding sei im Regen ertrunken, denn es hing schlaff und bewegungslos im Schnabel des Alten und sein Gefieder war naß und rauh. Da nun alle Versuche des Vaters, den Leichnam seines Kindes fortzuschaffen, fehl schlugen und wir ein paar Mal ein momentanes Zittern — vielleicht von Erschöpfung — bei ihm bemerkten, so ließen wir einen Dachdecker kommen, das Nest zu untersuchen, und als die beiden alten Störche bei Annäherung des Mannes fortflogen, fand es sich, daß zwei der Jungen todt, die übrigen Vier aber ganz frisch und gesund waren. Er brachte uns die beiden Verunglückten und sagte, das Nest sei so dicht geflochten, daß das Wasser nicht schnell genug habe abfließen können, und so waren die armen Dinger förmlich ertrunken. Sehr bald fanden die Alten sich wieder ein und die Verminderung ihrer Kinderschaar bemerkend, hielten sie ein langes Zwiegespräch mit einander, und verweilten fast den ganzen Tag auf dem Rande des Nestes, mit ernster, philosophischer Miene und blickten bald mit dem Ausdruck von Trauer in das Nest, bald auf die Todten auf unserm Hofe. Am nächsten Tage schien aber aller Kummer vergessen.

Einst hatten wir während mehrerer Tage eine ungewöhnliche Hitze, mit drückender, schwüler Gewitterluft; täglich zogen Gewitter auf, aber sie kamen bei uns nicht zum Ausbruch und die dumpfe, drückende Atmosphäre kühlte sich auch in der Nacht nicht ab. Alle Creatur seufzte nach Erfrischung und Kühlung. Endlich zog sich ein Gewitter zusammen; gigantische Wolkenthürme tauchten über den Horizont empor, schoben sich über einander und bei immerwährendem Wetterleuchten fuhren Schlangenblitze vom Horizont empor. Wir saßen bei offenen Fenstern, den majestätischen Anblick einer so großartigen Naturerscheinung zu genießen, die sich im Westen bildete; das Storchnest lag uns im Südwest, und beide Störche standen daneben Wache haltend bei ihren Jungen, die sich platt niedergelegt hatten, wie immer, wenn ein Sturm zu erwarten war. Plötzlich bemerkten wir einen hellen, weißleuchtenden Schein, und genauer hinblickend, sahen wir beide Störche wie mit kleinen weißen Flämmchen übergossen, die an ihren Federn auf und ab zu laufen schienen und bei jeder Bewegung sich vervielfältigten.

Es war ein weißes, glänzendes Licht, von dem die Störche nichts zu wissen schienen, denn sie standen ganz behaglich auf dem Rande des Nestes und putzten sich unaufhörlich, bald das Gefieder des Körpers, bald die Flügel; vorzüglich reizend sah es aus, wenn sie den Kopf unter den Flügeln wieder hervorhoben und ersterer dann wie mit einem leuchtenden Glorienschein umgeben war. Wir konnten uns an dieser seltenen Erscheinung nicht müde sehen, die wir in der langen Reihe von Jahren nur dies eine Mal erlebten. Die jungen Störche konnten wir nicht sehen, da sie sich platt niedergelegt hatten, und wußten nicht, ob sie von dem elektrischen Licht — (wenn ich nicht irre, St.-Elms-Feuer genannt), auch berührt wurden. Die Erscheinung dauerte etwa eine Viertelstunde und verlor sich, als das Gewitter mit Sturm und Regen heraufkam.

Auffallend war die Liebe zur Musik, die auch die gezähmten Störche in gleichem Grade an den Tag legen. Wir hatten einen flügellahmen Storch, der seine Genossen beim Zuge nach Süden nicht begleiten konnte, aufgenommen. Schon am zweiten Tage nach seiner Aufnahme bei uns waren mehrere unsrer Hausgenossen im Garten versammelt, wo Hans sich zu uns gesellt hatte und scheinbar unsern Gesprächen mit philosophischem Ernst und Würde zuhörte. Da ertönte im Hause das Pianoforte und durch die geöffneten Fenster drangen die melodischen Klänge zu uns. Auch der Storch schien sie zu vernehmen, — mit Wohlbehagen zu vernehmen; er richtete sich auf, seine ganze Haltung bekam etwas Strafferes; er drehte den Kopf von einer Seite zur andern in aufgeregter, lauschender Weise; dann schritt er rasch und entschieden dem Klange nach, fand Haus- und Stubenthür geöffnet und stellte sich, ohne nur auch einen Augenblick zu zögern, zur Seite der Spielenden neben das Instrument, wo er mit sichtbarem Behagen der Musik lauschte. Von dieser Zeit an verfehlte er nie, sich rasch einzustellen, so oft Musik gemacht ward; ja es kam wohl vor, daß während derselben Besuche kamen, die, um nicht zu unterbrechen, sich leise und unbemerkt ins Zimmer schlichen, bis die Pièce zu Ende gespielt

war und es dann ein lebhaftes Begrüßen und lebhafte Unterhaltung gab. Eine kurze Zeit lang blieb der schöne Hans mit würdevoller Ruhe auf seinem Platze stehen; begann aber die Musik nicht wieder, dann schritt er gravitätisch zur Thür hinaus, mitten durch die Fremden hin, die nicht wenig erstaunt waren über den zutraulichen Liebhaber der Musik. Auch bei den alten Störchen machten wir eine ähnliche Entdeckung. — Gegen Abend oder nach dem Thee, — die Zeit wo gewöhnlich in unserm Hause musicirt ward, — verließ der Familienvater das Nest, spazierte behutsam auf dem schmalen Rücken des Scheunendaches entlang, überschritt den rechten Winkel desselben und stellte sich auf der Giebelspitze des Holzstalls auf, ganz nahe unserm Fenster, von wo er nicht allein in das erhellte Zimmer schauen, sondern auch die Musik hören konnte, zumal die Fenster im Sommer fast immer geöffnet waren. Er fehlte keinen Abend, selbst wenn ausnahmsweise einmal nicht musicirt ward, nahm er doch seinen Standpunkt ein, bis wir das Zimmer verließen, die Lampen erloschen und er seine Erwartung auf einen Ohrenschmaus aufgeben mußte; da nahm er meistens einen Richtweg, und flog geradeswegs nach seiner Wohnung, anstatt auf dem Dachrücken dahinzuschreiten. Sobald die Jungen so weit herangewachsen waren, daß sie Abends im Neste stehen konnten, verließ die sonst so häusliche Storchmutter ihre kleine Schaar und stellte sich neben ihren Lebensgefährten, aufmerksam der Musik horchend; von Zeit zu Zeit flog sie wohl einmal hinüber, — vielleicht um nachzusehen, ob die Kinderchen artig waren und keine Gefahr drohe? —, kehrte aber, wenn noch musicirt ward, gleich wieder zurück.

Was nun den Aberglauben betrifft, daß die Störche eine Feder im ersten, ein Ei im zweiten und ein ausgeworfenes Junges im dritten Jahre als Miethe spenden, so geschah dies wirklich in den ersten Jahren; nämlich im ersten Jahre, bald nach ihrer häuslichen Einrichtung, lag eines Morgens eine schöne große, fehlerfreie Feder aus dem Flügel nahe vor unsrer Hausthür; ebenso im zweiten ein Ei, — freilich zerbrochen; im dritten Jahre, als wir schon die kleinen daunigen Köpfchen erblicken konnten, hielten die beiden Alten ein ungewöhnlich lautes, lebhaftes Zwiegespräch, ganz im Gegensatze zu dem leisen, gedämpften Geklapper, das sie zu beobachten pflegen, so lange die Jungen noch klein sind. Plötzlich sahen wir den Storch eins der Jungen mit großer Energie mit dem Schnabel am Halse erfassen und damit vom Neste fliegen. Die Störchin breitete ihre Flügel über die andren Kleinen im Neste und schaute dem Fluge des Storches aufmerksam zu. Dieser flog dreimal um das Nest und näherte sich bei jedesmaligem Umkreisen unserm Hause immer mehr und ließ dann plötzlich sein Kleines unter unserm Fenster fallen.

Die Kinder liefen sogleich hinaus, den armen Ausgestoßenen aufzunehmen, fanden ihn aber schon in den letzten Zügen. Ganz so geschah es im vierten, fünften und sechsten Jahre; nachher aber niemals wieder. — Die Feder mochte zufällig ausgefallen, — das Ei nicht gut und das arme kleine Störchlein nicht gesund gewesen und daher ausgeworfen sein, wie das ja auch andres Geflügel thut. Beide Male, als ein Junges ausgeworfen, stand der Storch den ganzen Tag auf dem Neste, unbeweglich, mit tief ernster Miene. Wie uns bei fortgesetzter Beobachtung dieser Thiere überhaupt ein Verständniß aufging für den Ausdruck ihrer verschiedenartigen Empfindungen. So erkannten wir nach und nach in ihrer Haltung, im Bewegen des Kopfes, ihrer Flügel, in der Art und Weise ihres Geklappers, ihr Gefühl von Furcht, Zweifel, Ueberraschung, Schreck, Zorn, stillem Behagen, Sorglosigkeit, Vater- und Mutterfreude, ernster Trauer, geduldigem Ertragen ungünstiger Witterung ꝛc.

Moderne arabische Philosophen und Theosophen.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

„Darauf hatte ich zwei Proben zu bestehen. Zuerst reichte mir mein Vater einen Dolch und befahl mir, mich damit zu erstechen. Ich gehorchte blindlings,

stach gerade aufs Herz zu, sah auch mein Blut fließen, fühlte aber merkwürdigerweise keinen Schmerz. Ich glaubte an ein Wunder; später aber sollte ich erfahren, daß hier eine geschickte Täuschung vorlag, indem man meinen Arm rechtzeitig abgelenkt und statt Blut einen rothgefärbten Saft ausgeschüttet hatte. Meine Unerschrockenheit erregte allgemeinen Enthusiasmus und Viele riefen: ‚Gott sei gelobt!‘ Nun noch eine andere Prüfung. Mein Vater rief plötzlich: „Bringet den Becher mit dem Oscher-saft!‘

„Ich kannte wohl die Oscherpflanze, ein stattliches Gewächs, welches schöne, gelbe Blüthen trägt, und überall auf unsern Haiden vorkommt. Ich wußte aber auch, daß ihr Saft tödtlich sei. Dennoch war mein Glaube so fest, daß ich kühn den Becher an die Lippen setzte und seinen Inhalt bis auf den letzten Tropfen trank. Diesmal schien jedoch kein Wunder stattfinden zu sollen; denn plötzlich fühlte ich einen leichten Kopfschmerz, wie ich glaubte die erste Wirkung des verderblichen Giftes, welcher immer stärker wurde. Zuletzt waren meine Sinne ganz betäubt, und ich muß wohl in einen schweren Schlaf gesunken sein; denn von nun an sind meine Erinnerungen unterbrochen. Nur dessen entsinne ich mich noch, daß mir in meiner Betäubung das dumpfe Bewußtsein vorschwebte, ich werde nun sterben, um bald im Paradiese wieder zu erwachen.

„In der That war es auch ein Paradies, in welchem ich erwachte. Ich sah mich, umgeben von schönen seltnen Pflanzen, in einem Saal oder einer Grotte von unabsehbarer Weite, die von tausend flimmernden Oellämpchen magisch erleuchtet war. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Boden und an den Wänden waren Nischen, mit Kissen von Seide und anderen werthvollen Stoffen ausgepolstert. Fast in jeder Nische lag ein Jüngling meines Alters, so kostbar gekleidet, daß er mir jedoch wie ein Königssohn schien. Als ich meine eigene ärmliche Tracht mit diesem Prinz vergleichen wollte, fand ich zu meinem unaussprechlichen Erstaunen, daß mich ebenso prachtvolle Gewande bedeckten. Plötzlich öffnete sich eine Thür, deren Existenz ich gar nicht gewahrt hatte, und herein schwebte ein Zug leicht gekleideter Gestalten die mir wie überirdische Wesen vorkamen. Es schienen Mädchen, aber wie verschieden waren sie von denen, die in unserem Dorfe wohnten, den einzigen, welche ich bis jetzt gesehen hatte. Diese sind meist bräunlich, haben schwarzes Haar, schwarze Augen, sind mager, eckig, ihre Farbe zeigt selten einen auch nur matten Schimmer von Roth, der den vorherrschenden gelblichbraunen Gesichtston mildert. Hier dagegen sah ich Mädchen vor mir, deren Haut mit der Milch an der Weiße, deren Wangen mit dem reifen Pfirsich an zarter Röthe wetteifern konnten. Ihre Haare waren golden, wie der Strahl der Sonne, ihre Lippen feurig, wie die Blüthe der Granate, und, was mich am meisten in Erstaunen setzte, ihre Augen von der Farbe des wolkenlosen Himmels. Ihre Glieder waren voll und üppig, als ob sie ihre Tage in steter Ruhe zugebracht hätten, und nicht durch Arbeit abgezehrt, wie die unsrer arabischen Dorfmädchen. Ich hatte nun zwar gehört, daß es weiße Frauen gäbe, aber Niemanden in unserm Dorf wußte ich reich genug, um sich eine tscherkessische Sklavin kaufen zu können. Wie kamen also die Mädchen hierher? Indeß da fiel mir mein schwerer Schlaf ein. War es nicht der Todesschlaf gewesen? War ich nicht gestorben und befand ich mich im Paradiese? Im Paradiese, so war mir gelehrt worden, sollten ja die Huris, Mädchen von unvergleichlicher Schönheit, den Gläubigen erwarten. Konnten aber die Huris schöner sein als diese Mädchen? Unmöglich! Nein, ich war wirklich in Eden und um mich herum die Himmelsbräute, bestimmt mir den Becher der Seligkeit zu credenzen!

„Schon glaubte ich diese himmlische Erscheinung würde vorbeischweben. Aber nein! die Mädchen bewegten sich nur in feierlichem Zuge nach dem einen Ende des Saales und kamen dann von dort, jede mit einem Tischchen voll Blumen, Früchten und einer Fülle der köstlichsten Speisen zurück. Vor jeden von uns wurde ein solcher Tisch gesetzt und neben einem jeden nahm ein Mädchen ihren Platz, indem es uns stehend aufwartete, die Früchte reichte und einen köstlichen Trank credenzte, der dem Wein an Farbe glich, aber viel süßer schmeckte und nicht berauschte. Die Schöne, welche mich bediente, nahm bald ausschließlich meine Aufmerksamkeit in An-

sprach. Bei meiner großen Jugend und gänzlichen Unerfahrenheit im Umgang mit Frauen war ich natürlich etwas schüchtern, und wußte nicht, wie ich mich einem Wesen gegenüber benehmen sollte, das mir so erhaben schien und zu dem mich doch ein geheimer Herzenstrieb hinzuziehen begann. Aber meine Schüchternheit sollte bald weichen; denn die Schöne selbst kam mir in liebenswürdiger Zuvorkommenheit entgegen und eröffnete das Gespräch mit mir. Ich fragte sie nach ihrem Namen; sie antwortete, ich solle ihr nur den geben, den ich am meisten liebte. Ich nannte sie also selbstverständlich Fatima, wie des Propheten Tochter hieß; denn bei uns ist es Sitte, alle deren Namen wir nicht wissen, Fatima, und alle Männer in gleichem Falle Mohamed zu nennen; da diese beiden Namen immer ehrenvoll sind. Sie lächelte und bedeutete mir, daß dieser Name auch ihr der liebste sei. Nach vollendeter Mahlzeit und durch längeres mit ihr geführtes Gespräch dreister geworden, bat ich sie, mit mir auf den Polsterkissen der Nische Platz zu nehmen. Sie that dies ohne die geringste Ziererei, setzte sich neben mich, nahm ein Saiteninstrument zur Hand, spielte und sang dabei die süßesten Melodien, dann sprang sie auf wie ein lustiges Reh und bewegte sich vor mir in zierlichem Tanze, oder sie recitirte mir die schönsten Verse. Sie verschaffte mir die süßesten Stunden, von einer Glückseligkeit, von der ich bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte.

„Nun verging eine ziemlich lange Zeit im glückseligsten Leben. Wie oft es Tag und wieder Nacht wurde, weiß ich nicht; denn weder Sonne noch Mond beschienen unsre Freuden. Zum Nachdenken konnte ich während dieser ganzen Zeit kaum kommen, so sehr betäubte mich der nie enden wollende Rausch der Sinne, den die erwachende Genußsüchtigheit des Jünglingsalters zu immer höherer Potenz steigerte. Indeß kamen Augenblicke vor, in denen der Geist der Neugierde mich erfaßte und mich Fragen an meine Gefährtin richten ließ, deren Beantwortung ihr schwer wurde. Ich wollte wissen, wo ich sei? denn mein Paradiestraum war gewichen, obgleich ich mir sagen mußte, daß es in Eden kaum schöner sein könne als hier. Was diesen Traum verscheucht hatte, war ein trivialer Umstand gewesen, der aber gerade wegen seiner Trivialität geeignet war, den idealen Wahn zu zerstören. Ich hatte nämlich bemerkt, daß die Mädchen gar kein richtiges Arabisch redeten. Nun war ich aber doch zu sehr im Koran geschult, um nicht zu wissen, daß Arabisch die Sprache des Paradieses sei, und eine Huri unmöglich schlechtes Arabisch sprechen konnte. Ich war also auf der Erde, inmitten eines Dorfes fremder Mädchen, und einem Lande, wo man nicht Arabisch sprach; denn nur auf der Erde, so war es mir von zartester Kindheit an gelehrt worden, werden noch andere Sprachen außer Arabisch gesprochen. Wenn ich aber von der Neugierde mich überwältigen ließ und meine Gefährtin fragte, aus welchem Lande sie stamme, dann senkte sie wie schwermüthig die Wimpern und sagte mit mattem Ton:

„‚Frage mich nicht, ich darf auf keine Fragen antworten.‘

„Doch gleich raffte sie sich wieder zu der alten Fröhlichkeit auf, spielte ihre Laute, sang und tanzte, um alle Gedanken von meiner Stirn wegzujubeln. Aber zuweilen wollte es mir auffallen, als sei diese Fröhlichkeit nicht die rechte, als stamme sie nicht aus dem Herzen, als laure tief unter dieser Maske des Jubels ein Zustand der Unbefriedigtheit, der trotz aller Mühe nicht gänzlich zu verbergen war. Diese Wahrnehmung erweckte meine Sympathie für Fatima in erhöhtem Grade. War sie mir bisher als eine Gefährtin meiner Freuden lieb gewesen, nun wurde sie es doppelt, da ich ein geheimes Seelenleiden bei ihr ahnte. Jetzt war es nicht mehr Neugierde, es war ein wärmeres Gefühl, das mir Fragen eingab. Eine der ersten dieser Fragen, wie sie jeder andere Jüngling in meiner eigenthümlichen Lage gethan hätte, und die auch ich that, war die:

„‚Mädchen, liebst du mich?‘

„Bei dieser Frage zeigte sich dasselbe Geberdenspiel wie früher. Anfangs zog eine düstre Wolke über ihre schöne Stirn, aber gleich war diese wie gewaltsam verscheucht und die alte Maske der ausgelassenen Freude lagerte wieder auf den räthselhaften Zügen. Die Antwort, welche sie in dieser offenbar erzwungenen Stimmung mir gegeben hätte, wollte ich nicht hören.

„‚Fatima,‘ sprach ich, ‚rede keine Worte, die so unaufrichtig sind, wie der Ausdruck

der Freude auf deiner Stirn. Du bist nicht glücklich, das weiß ich. Meine Liebe zu dir ist ernst und meine Frage will nicht in einem Freudenausbruch beantwortet werden. Weil ich mit deinem Unglück fühle, liebe ich dich mehr, und dein Herz wird durch ein aufrichtiges Geständniß, sei es auch für mich nicht glückverheißend, doch vielleicht erleichtert werden.'

„Jetzt war die Maske gefallen. Fatima barg ihr Angesicht in den Polstern und fing heftig zu weinen an.

„‚Ja, Mohamed,' sprach sie unter Thränen, ‚ich liebe dich wirklich, aber diese Liebe ist eben mein Unglück; denn ich darf nicht lieben.'

„‚Du darfst nicht?' sprach ich, ‚wer hat dir denn zu befehlen?'

„‚Mein Herr,' entgegnete Fatima.

„‚Und wer ist dieser Herr?' lautete meine erstaunte Frage.

„‚Niemand anders,' war die Antwort, ‚als der, welcher auch dein Herr, wenngleich in einem anderen Sinne ist, der ‚verborgene' Imam, dem du Treue und Verehrung gelobt hast und dessen Sclavin ich bin.'

„Ein Schauder überlief mich. Hier war ich auf ein Geheimniß gestoßen, das mir, wie ich in meiner Neulingsunwissenheit damals annahm, noch lange nicht, ja vielleicht niemals in meinem Leben zu enthüllen erlaubt worden wäre, die Klugheit hätte mir jetzt wohl Vorsicht gebieten sollen. Aber meine Neugier war zu mächtig erregt. Ich fragte weiter, und Fatima's Liebe zu mir bestimmte sie, auch ihrerseits die Vorsicht außer Augen zu lassen und Alles zu erzählen, was sie wußte.

„‚So erfahre denn,' begann sie, ‚daß wir Frauen, die du in dieser unterirdischen Grotte siehst, alle nichts anders sind, als die Sklavinnen und Werkzeuge des Imam. Sein Stellvertreter hat uns in Mekka gekauft; ihn selbst haben wir nie gesehen, ebenso wenig wie irgend ein anderer seiner Anhänger, außer dem Perkib; aber wir gehören ihm und befolgen seine Befehle, die er uns durch den Mund seines Perkib geben läßt. Jetzt hat man uns hierher kommen lassen, um in dieser Höhle den Gelagen der neueingeweihten Jünglinge beizuwohnen und ihre Freuden durch weibliche Gesellschaft zu erhöhen. Vor einem Monat haben wir bei anderen Neophyten, weit weg von hier, ganz dieselbe Aufgabe erfüllt, und in einem Monat werden wir dasselbe an einem dritten Orte thun müssen. Frage mich also nicht, warum ich nicht lieben darf. Der Imam hat es verboten, weil er wohl weiß, daß Liebe nichts fruchtet bei dem Gewerbe, dem wir in seinem Dienst obliegen müssen. Bis jetzt hatte ich mein Herz vor Liebe bewahrt. Mein Unglück wollte, daß deine ernstere Natur sie bei mir wecken sollte, denn die leichtsinnigen Jünglinge hatten mich stets kalt gelassen. Dies Unglück werde ich mein Leben lang tragen und es wird noch durch den Gedanken vermehrt, daß ich deiner nicht würdig war. Suche mich zu vergessen, wenn du in die Welt zurückkehrst. Für dich wird es das Beste sein. Wisse übrigens, daß nur wenige Stunden dich von dieser Rückkehr trennen, denn schon trägst du den Schlaftrunk in dir, der dich in den Zustand zurückversetzen wird, in welchem man dich hierher gebracht hat und in dem man dich wieder ins väterliche Haus zurücktragen wird.'

„Bei diesen letzten Worten Fatima's ward ich mir plötzlich eines Unbehagens bewußt, das ich vorher, bei dem fesselnden Gespräch kaum beachtet hatte. Es war genau dasselbe Gefühl, welches ich nach dem Trinken des angeblichen Oscherbechers empfunden hatte. Diesmal hatte man mir beim Mahle selbst den Trank credenzt und die Mischung desselben mit den Speisen verzögerte wohl etwas die Wirkung. Aber diese Wirkung trat doch unaufhaltsam ein. Ich hatte kaum noch Zeit, die Worte zu sprechen:

„‚Fatima, ich werde dich nie vergessen! Sage nicht, daß du meiner nicht würdig bist. Die Liebe läutert die Herzen und auch unsere Religion kennt keine Sünden, die nicht vergeben werden können. Ich werde nach dir forschen, wo du auch sein magst; ich werde suchen, bis zum Imam zu dringen, sollte er auch für die ganze übrige Welt verborgen sein; ich will mich ihm zu Füßen werfen und dich von ihm erbitten. Der Imam ist gut, er wird dich mir nicht verweigern.'

„Dies waren die letzten Worte, die ich mich entsinne, in der Grotte gesprochen zu haben. Noch erinnere ich mich eines liebevollen, aber traurigen Blicks aus Fatima's Augen, in welchem Dankbarkeit sich mit

Digitized by Google

Wehmuth mischte. Dann tritt wieder eine Lücke in meinen Erinnerungen ein. Als ich abermals mich Herr meiner Sinne fühlte, lag ich auf dem Strohlager in der niedern Hütte meines Vaters. Meinen Leib bedeckte wieder die gewohnte ärmliche Tracht, Pracht und Herrlichkeit, köstliche Speisen und Getränke, Gesang und Tanz waren verschwunden. Nur eins war geblieben, meine Liebe zu Fatima. An dieser merkte ich, daß ich nicht geträumt hatte.

„Von den übrigen Jünglingen, welche mit mir in der Höhle gewesen waren, kannte ich einen oder den andern; die Mehrzahl war freilich nicht aus unserm Dorf, sondern aus der ganzen Nachbarschaft, überall wo es Familien unserer Secte gab, zusammengekommen. Versuchte ich es aber, mit ihnen von dem gemeinsam Erlebten zu sprechen, so thaten sie geheimnißvoll, wollten nicht darauf eingehen, oder wenn es geschah, so verriethen sie den stumpfesten Aberglauben, als ob sie wirklich in einem überirdischen Freudenort geweilt zu haben vermeinten, den ihnen der Imam wieder erschließen werde, um sie für die Thaten in seinem Dienste zu belohnen. Daß von uns solche Thaten und, zwar lebensgefährliche erwartet wurden, dachte ich mir nicht anders. Fatima's Worte hatten mich darauf vorbereitet. Worin diese Thaten bestanden, wußte ich freilich nicht, aber ich war fest entschlossen, mich Allem zu unterziehen, was die Secte von mir verlangen würde. Nur dadurch, daß ich ihr größere Dienste leistete als die Uebrigen, hoffte ich meinem Ziel näher zu kommen, dem Ziel bis zum ‚verborgenen' Imam vorzudringen, von welchem ich die Erfüllung meines heißesten Wunsches erwartete. Welch ein Thor war ich! denn, wenn mir auch durch ausnahmsweise Umstände mein erster Zweck, der, bis zum Imam zu dringen, wirklich gelang, so vergingen doch so viele Jahre darüber, daß inzwischen ich fast ein Greis geworden, Fatima aber gestorben war. Indeß damals lebte ich noch der frohen Hoffnung auf eine baldige Erfüllung meiner Wünsche.

„Mit Freuden begrüßte ich jede Gelegenheit, die uns in Berührung mit den geheimen Oberhäuptern der Secte brachte, denn für uns Neophyten waren damals alle Eingeweihten noch verborgene Wesen. Eines Tages wurde ich wieder nach der Vorderhöhle geführt, der, in welcher ich den Schwur geleistet und die Proben bestanden hatte. Ich traf dieselbe Versammlung, Alle abermals verhüllt; auch meinen Vater erkannte ich diesmal nicht. Es waren außer mir noch elf Neulinge da, die heilige Zahl zwölf vervollständigend, welche für die Stellvertreter des Imam's und seine übrigen Diener Norm ist, während die Imame selbst nach Gruppen von je sieben gezählt werden, wovon immer nur einer auf Erden lebt. Auch diesmal vernahm ich dieselbe imponirende Stimme, deren Ton mir vom ersten Male noch im Gedächtniß schwebte. Sie redete uns an:

„‚Kinder, ihr seid zur Erfüllung einer hochwichtigen Aufgabe auserwählt. Der Imam hat euch die Freuden Eden's kosten lassen und es steht in seiner Macht und ist sein Wille, sie euch wieder zu gewähren, wenn ihr sein Gebot getreulich erfüllt. Doch wisset, es ist Schweres, was von euch verlangt wird, schwer freilich nur für den gewöhnlichen Menschen, leicht dagegen für den, der von himmlischer Inspiration erfüllt ist. Seht, was dem bevorsteht, welcher sich seiner Aufgabe getreulich unterzieht. Blickt dort hin!'

„Bei diesen Worten des Vorsitzenden öffnete sich eine geheime Thür; ein Vorhang wurde zurückgeschlagen, und wir erblickten wieder den von tausend Oellampen erleuchteten Saal, die Tische voll Blumen und Früchte, die holden Mädchen, die in einer schönen Gruppe vereint dastanden; aber umsonst suchten meine Blicke nach Fatima. Dennoch glaubte ich, sie müsse da sein, und schon wollten meine Schritte mich ihr entgegentragen, meine Arme sich nach ihr ausstrecken; da fiel plötzlich wieder der Vorhang, die Thür schloß sich und die alte Dunkelheit umgab uns von neuem.

„Wieder erhob die Stimme des Vorsitzenden ihren Ton:

„‚Jünglinge!' sprach sie, ‚ihr habt nun die Belohnung des Getreuen gesehen. Seid nun auch Zeugen davon, welche Strafe den Verräther erwartet. Blicket nach jener Seite.'

„Kaum waren die Worte verklungen, so sahen wir auf der dem Freudensaal entgegengesetzten Seite eine enge Pforte sich erschließen. Wir blickten in einen Raum von mäßiger Größe. Auch er war er-

Digitized by Google

leuchtet, aber mit einem feurigen röthlichen Licht, das Alles, was sich in dem Raume befand, nur noch desto schrecklicher erscheinen ließ. Und wie schrecklich war dies schon an und für sich! Da sahen wir hinter einem Gitter eine Anzahl der Ungeheuer des Waldes, Löwen Panther, giftige Schlangen. Entsetzenerregende Töne trafen unser Ohr. Diese Unholde schienen eine Beute zu erwarten, denn sie fletschten die Zähne in wildem Heißhunger; sie mochten wohl das Signal kennen, welches das Oeffnen der Pforte für sie bildete, das Signal, welches ihnen Beute verhieß. Ihre Erwartung wurde nicht getäuscht. Entsetzlich! Nun sahen wir, wie ein kleines Thürchen auf der innern Seite des Käfigs sich aufthat und ein nackter Mann in denselben mitten unter die Raubthiere gestoßen ward. Wir hatten kaum Zeit, den Unglücklichen zu beobachten, denn nach einem Augenblick bildete sein Körper nur eine blutige Masse. Vom Hunger gereizt, hatten sich die Thiere über ihn geworfen und denselben bald in Stücke gerissen. Indeß auch dies Schreckbild verschwand bald vor unsern Augen (denn die Thür schloß sich sogleich wieder), nicht aber aus unsrer Seele. Was hatte dieser Unglückliche gethan? Wodurch hatte er ein so grausiges Schicksal verdient? Der Vorsitzende selbst gab uns die Erklärung.

„Erfahrt, Neulinge!' so redete er uns nun wieder an, ‚daß ihr eben das wohlverdiente Strafurtheil eines Verräthers gesehen habt. Dieser Mann hatte gelobt, den Befehl unsres Imams zu erfüllen und den Statthalter dieses Landes, den Feind unsrer Secte, zu erstechen; statt dessen hat er aber diesen Statthalter selbst gewarnt, daß man ihm nach dem Leben strebe. Fluch über ihn!'

„Fluch über ihn!' wiederholte die ganze Versammlung.

„Stimmt mit ein in diesen Fluch, Jünglinge!' gebot uns der Vorsitzende.

„Fluch über ihn!' riefen nun auch wir, mit unbeschreiblichem Fanatismus, denn wir waren von dieser ganzen Scene aufs höchste erregt, und zwar ganz zu Gunsten der Sache des Ordens begeistert. Wir verabscheuten den Verräther wirklich, denn den Statthalter hatte man uns früh, selbst ehe wir eine Ahnung von der Secte und ihren Zwecken besaßen, hassen gelehrt.

„Gut,' fuhr das Oberhaupt fort, ‚ihr habt ihn verflucht. Möge keiner von euch ihm jemals gleichen. Nun seid ihr würdig, eine euch bisher unbekannte Lehre des Ordens zu vernehmen. So wisset denn, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk ist, diejenigen Fürsten und Großen der Erde zu tödten, welche den Plänen des Imams im Wege stehen.'

„Ich schauderte. Eine der Lehren der Secte, zu welcher ich gehörte, war also der Mord! Wohl hatte ich gehört, daß es einst im Norden von Arabien eine Secte gegeben, die sogar mit der unsrigen Verwandtschaft gehabt haben soll, welche man die des Alten vom Berge oder die Haschischin (Assassinen) nannte, die gleichfalls den Mord predigte und die Mörder durch geheuchelte Paradiesesfreuden zum schrecklichen Werk anspornte. Aber ich glaubte nicht, daß dergleichen noch zu unsrer Zeit vorkomme. Nun hatten mich es die Worte des Oberhaupts gelehrt, und ich selbst gehörte zu dieser Secte. Indeß, da war kein Entrinnen mehr. Ich hatte einmal das fürchterliche Geheimniß vernommen; mir blieb nur die Wahl zwischen Erfüllung der Befehle des Imams und dem grausigen Verräthertod, zwischen der Rettung Fatima's und ihrem Untergang in dem schmählichen Sklavenloose. Uebrigens sollte ich später erfahren, daß, obgleich solch' schaurige Thaten zu den Geboten der Secte gehören, doch nur in sehr seltenen Fällen solche Befehle — wirklich erlassen werden. Seit fünfzig Jahren und noch darüber hatte der Mordstahl der Ismailiya geruht. Jetzt erst glaubte man wieder, von ihm Gebrauch machen zu müssen; denn eine Prophezeiung hatte den Anbeginn der weltlichen Herrschaft des Imam als nahe bevorstehend angekündigt, und, um dieser die Wege zu bahnen, mußten die Oberhäupter der gegnerischen Secten fallen.

„Nun ließ man uns schwören, getreu dieser uns eben offenbarten Lehre leben zu wollen und darüber ein ewiges Geheimniß zu bewahren.

„Darauf ertheilte uns das Oberhaupt die Befehle, welche wir zunächst zu erfüllen hatten.

„Vernehmt jetzt,' sprach er, ‚den Willen des Imam! Vier Feinde sind es, deren Blut vergossen werden muß. Diese vier

sind: der Imam von Sanaa (damals gab es noch einen solchen), der Makremi (Fürst) von Nedschran, der Dai (Statthalter) von Wadi Habuna und der Scheich (Stammeshaupt) der Dsu Hossain im mittleren Dschauf. Ihr werdet euch in Abtheilungen von je drei absondern; jede Abtheilung wird sich nach dem Wohnsitz eines der vier Feinde begeben; dort wird erst der Eine der drei, allein und ohne Mithülfe der Andern, das Werk versuchen; mißlingt es ihm, so versucht es der Zweite, und, schlägt auch dieser fehl, der dritte. Den von euch, dessen Stahl einen der vier Feinde tödtet, erwartet eine große Belohnung; er wird gewürdigt, zu den Eingeweihten der Secte zu gehören; er wird sogar dem Nekib, dem Stellvertreter des Imam, den selbst wir nicht alle kennen, vorgestellt werden; ja es ist ihm gestattet, sich vom Nekib eine Gnade zu erbitten. Das Loos wird entscheiden, welcher Abtheilung ein jeder von euch angehören und der Wievielteste er in seiner Gruppe sein soll.'

„Wir warfen nun das Loos unter einander. Mich traf die dritte Stelle in der Abtheilung, welche sich nach Nedschran begeben und den Makremi tödten sollte. Die dritte! Ich hätte gewünscht, daß es die erste gewesen wäre! denn die Aussicht, mir im glücklichen Falle vom Nekib eine Gnade erbitten zu können, fanatisirte mich dergestalt, daß ich die beiden Andern um den Vorrang in dem schrecklichen Handwerk beneidete.

„Zur Reise nach Nedschran brauchten wir von unsrer Heimath aus höchstens etwa fünf Tage. Wir traten sie zu Fuß und in bescheidenem Bettlergewand an. Das Einzige, was wir außer unserer ärmlichen Tracht, dem Wasserschlauch und einem Dattelsack noch bei uns hatten, waren scharfe Dolche, gut geschliffen und die wir bei jeder Gelegenheit auf den hierzu geeigneten Steinen wetzten. Der erste Theil des Wadi Nedschran, den wir betraten, war das ziemlich enge Thal el Hadhra, dessen reizende Palmgärten einen fesselnden Gegensatz gegen die Kahlheit der beiden Felsketten bilden, welche es parallel einschließen. Von hier führte unser Weg stets durch die fruchtbarsten Felder und Gärten, ein Paradies von Teufeln bewohnt, denn als solche lehrte uns unser Glaube die Anhänger der feindlichen Secte betrachten. Das Oberhaupt der Bewohner von Nedschran, der Makremi, hat seinen Wohnsitz in Bedr, einer der größten Ortschaften der Gegend. Dort war es nicht räthlich für uns, unser Hauptquartier aufzuschlagen. Ja überhaupt schien es uns besser, gänzlich die menschlichen Wohnstätten zu vermeiden; denn obgleich natürlich Niemand eine Ahnung von unserer wahren Secte hatte, so galten wir doch für Zaidiya, diese unsere Feinde, die aber auch die Feinde der Bewohner von Nedschran sind. Letztere sind Sunniten, die Mehrzahl vom Ritus der Hanefi, viele aber auch von dem der Schafei, alle jedoch womöglich uns noch feindlicher als die Zaidiya. Wir wählten deshalb zu unserm Hauptquartier eine alte Ruinenstadt unweit Kariat Kabil, der zweitgrößten Ortschaft von Nedschran. Diese Ruinenstadt hieß Medinet el-Chudud, d. h. die Stadt der Gruben, weil der Sage nach 200 Jahr vor Mohamed der jüdisch-arabische König Dsu Nowas, der die damals christlichen Bewohner von Nedschran grausam verfolgte, bei jener Stadt zwanzigtausend Christen in Gruben, die mit Feuer gefüllt waren, tödten ließ. Dies ist die ‚Stadt der Feuergruben', von der der Koran spricht. Die Einwohner der Umgegend halten sie für einen Aufenthalt der bösen Geister, ein Umstand, der uns sehr zu Statten kam, da kein Mensch es wagte, den Umkreis der Ruinen zu betreten und wir sie also ganz für uns hatten. Diese Ruinen sind ziemlich wohlerhalten. Einzelne Häuser haben sogar noch ihre Dächer. In einem solchen nahmen wir unser Quartier. Täglich ging einer von uns ins nächste Dorf, um Erkundigungen einzuziehen und Lebensmittel zu holen. So harrten wir eine Zeit lang, bis uns endlich die Gelegenheit günstig schien, den einen von uns, den ersten in der Reihenfolge, nach dem Schauplatz seiner Thaten abzuordnen. Wir zwei blieben zurück und warteten auf seine etwaige Wiederkehr.

„Er kam aber nicht wieder. Nachdem wir einige Wochen umsonst auf ihn geharrt hatten, blieb nichts Anderes übrig, als daß der Zweite in der Reihe sich auf den Weg machte, einmal um über den Ersten Erkundigungen einzuziehen, dann aber, um gleich in Bedr zu bleiben und dort das Werk zu versuchen. Was diese Erkundi-

gungen ergaben, erfuhr ich erst später. Der Erste war glücklich nach Bedr gekommen, hatte sich dort genau nach dem Gewohnheiten des Fürsten erkundigt und fast täglich sich dem Gerichtshof genähert, so oft der Makremi dort öffenlich Recht sprach. Er wollte natürlich diese Gelegenheit zu seiner That benutzen. Aber er fing es ungeschickt an. Er hätte nicht so lange zögern sollen; denn selbstverständlich mußte diese hartnäckige Anwesenheit eines Fremden beim Gericht endlich auffallen. Man ward aufmerksam auf ihn, hielt ihn fest, fand den Dolch bei ihm und steckte ihn ins Gefängniß; dort saß er beinahe ein volles Jahr, bis es ihm gelang, zu entschlüpfen.

„Ich wartete nun allein in der ‚Stadt der Feuergruben' darauf, daß der Zweite unserer Abtheilung sich wieder zeigen werde. Es war eine denkwürdige Zeit für mich. Noch ganz von dem Andenken an Fatima erfüllt, verbrachte ich meine Tage damit, daß ich mir die süßen Scenen unseres Beisammenseins ins Gedächtniß zurückrief. Meine Phantasie war so lebhaft, daß ich nur ernstlich zu wollen brauchte, um die Vision der Schönen, ganz wie sie leibte und lebte, vor meinen Sinn zu zaubern. Selige Erinnerungskraft der Jugend! Heute im Alter, gelingt es mir kaum mehr, einen Gegenstand, den ich vor Stunden gesehen, wieder mit aller Lebhaftigkeit vor die Seele zu malen; damals aber war der Spiegel der Erinnerung so ungetrübt, daß er die geschauten Bilder auch nach längerer Zeit mit einer Treue wiedergab, die mich selbst oft überraschte. Es war eine Zeit der Melancholie und dennoch die Seligkeit, seliger gewiß, als der tolle Genußtaumel. Ein süßbitterer Becher, dennoch wohlschmeckender als die volle ungetrübte Süßigkeit! Kaum daß ich Nahrung zu mir nahm, so sehr beschäftigte mich der Gedanke an Fatima. Und stellte sich nach langem Hinbrüten endlich jene Mattigkeit ein, welche von allem Menschlichen untrennbar ist, so fand mein Geist neue Spannkraft in der Poesie. Der Dichtkunst mit Leidenschaft ergeben, wie so viele Araber, wenn auch kein Meister in ihr, besang ich meine Schöne in Versen, die nur mir bekannt sind, die von Anderen vielleicht kaum verstanden würden, weil eben nach meinem Dafürhalten jeder Mensch seine eigne, seinem innersten Wesen entsprungene Art zu lieben hat. Ich habe nie die Entweihung verstehen können, welche darin liegt, Liebesgedichte einem größeren Kreise mitzutheilen, und so unsere innigsten Gedanken und Gefühle, die wir in jede Silbe niedergelegt haben, so daß auch kein Wort darin vorkommt, das nicht tief empfunden und aus innigster Seelenerfahrung entsprungen ist, vor gleichgültigen Menschen zu enthüllen. Solcher Art waren meine Liebeslieder und nie habe ich sie Jemand mitgetheilt.

„Indeß dieses beschauliche Erinnerungsleben fand bald sein Ende durch ein Ereigniß, das mich gebieterisch mahnte, aus dem Reich der Träume in das der Thaten überzutreten. Als ich eines Tages in das nahe Dorf schlich, um Datteln zu kaufen, hörte ich die Leute davon sprechen, daß ein junger Mensch beim Versuch, den Makremi zu tödten, ergriffen und von dem wüthenden Volke in Stücke gerissen worden sei. Es war nicht zu zweifeln, daß es sich um meinen Gefährten, den Zweiten in unserm Dreibund, handelte. Von allen Dreien war ich nun allein übrig geblieben, und ich beschloß, mich meiner Aufgabe mit voller Seele zu widmen. Die Liebe, sagt man, macht erfinderisch und schlau, und das Motiv, das mich beseelte, war ja die Liebe, nicht der Fanatismus, der meine Gefährten allein bestimmt hatte und der vielleicht die Schuld daran trug, daß sie auf eine unvorsichtige Art zur Erfüllung ihrer Aufgabe geschritten waren. Ich beschloß, mich der List zu bedienen. Verstellung und die Annahme einer unverdächtigen Rolle schienen mir die besten Mittel, um mich, ohne Argwohn zu erregen, in die Nähe des Makremi schleichen zu können.

„Es giebt eine Art von Menschen, die niemals den Verdacht eines Arabers erwecken. Das sind die verrückten heiligen, wandernden Bettelderwische, die den Verstand verloren haben, oder (denn das kommt auch vor) geschickt eine Geisteszerrütung simuliren, um der Verehrung und der Almosen der Menge mühelos theilhaftig zu werden. Mich als ein solcher zu geberden, wurde mir nicht schwer; ich hatte in unserer Heimath schon genug dieser Menschen gesehen, und besaß eine gewisse Kunstfertigkeit in der Nachahmung der Geberdenspiele Anderer. Das Erste war, daß ich meinen

Anzug ein möglichst zerlumptes Ansehen gab. Ich riß den Turban ab, trug das Haar frei, rasirte mir die Augenbrauen, nahm einen schlottrigen, unstäten Gang an, recitirte abwechselnd heilige Sprüche und dazwischen cynische Liebeslieder, kurz ich ahmte in Allem den verrückten Heiligen nach, die ich in meinem Dorfe beobachtet hatte. So war mein erstes Auftreten in Bedr. Die Menge sah mich freilich anfangs neugierig an; da sie aber meinen angeblichen Charakter, als irrsinniger Bettelderwisch, bemerkte und für meinen wahren hielt, so wurde ich bald mit Ehrfurcht behandelt. Wie es meiner Rolle ziemte, nahm ich meinen Platz vor dem Thor der Moschee ein und trieb dort mein Wesen auf halb erbauliche, halb cynische Weise. Mein Erfolg war vollkommen. Ich war plötzlich eine Art von einem Stadtheiligen geworden. Mütter brachten mir ihre Säuglinge zum Segnen. Manchmal legte ich die Hände auf, wie es einem Heiligen ziemt. Zuweilen aber auch stellte ich mich bei solchen Anlässen ganz besonders verrückt, bewarf die zu segnenden Kleinen mit Unrath oder spuckte ihnen ins Gesicht. Dies hatte womöglich noch größeren Erfolg. Mein Speichel galt für segenspendend, und ich mußte es sogar erleben, daß man mir die gefüllten Eßschüsseln brachte, damit ich hineinspucken möge, eine bei Arabern sehr beliebte Art zu segnen. An Nahrung fehlte es mir nicht. Man brachte mir Speisen in Fülle und sogar die auserlesensten Leckerbissen. Aber ich nahm nur das Allernothwendigste und absichtlich oft das Allerschlechteste von dem, was mir vorgesetzt wurde. Solche Gleichgültigkeit gegen irdische Güter schien der schönste Beweis meines Derwischthums. Dies Leben führte ich mehrere Monate, während welcher Zeit ich nicht das Geringste that, um mich dem Makremi zu nähern. Ein Heiliger hat nichts mit den Großen der Erde zu schaffen. Kannte ich doch die arabischen Sitten gut genug, um zu wissen, daß die Großen gern solche Menschen, wie ich einen vorstellte, um sich haben, weil sie deren Gegenwart für einen Segen halten, und daß über kurz oder lang der Makremi selbst nach mir schicken werde.

(Schluß folgt).

Literarisches.

Die Bildung der vulcanischen Kegel und Krater. Von G. Poulett Scrope. Aus dem Quarterly Journal of the Geological Society vom Januar 1859. Uebersetzt von C. L. Griesbach. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim, 1873.

Die Schrift ist entstanden durch eine Controverse zwischen dem Verfasser und Herrn G. A. von Klöden, wie uns die Vorrede belehrt.

Das Argument des Verfassers ist, daß die „Elevations-Krater-“ oder „Erhebungs-Theorie“, wie sie auf vulcanische Thätigkeit von A. von Humboldt, L. von Buch, E. de Beaumont und Dufrenoy und gewissermaßen auch von Dr. Daubeny und Professor James Forbes, sowie in mehreren populären geologischen Handbüchern angewendet wird, eine Annahme sei, die, unvereinbar mit den Erscheinungen, welche sie zu erklären behauptet, gänzlich hypothetisch ist, weil ein derartiger Proceß noch nie beobachtet wurde; während nichts in der Form, Structur oder Zusammensetzung von irgend einem der Kegel oder Krater, auf welche sie von ihren Verfechtern angewendet wird, inconsistent mit der Annahme sei, daß sie ihre Entstehung dem einfachen, gewöhnlichen, normalen und leicht verständlichen Phänomen der vulcanischen Eruptionen verdanken, wie sie von competenten Beobachtern heutigen Tages sowohl, als auch in vergangenen historischen Zeiten wahrgenommen wurden.

Uns will scheinen, als ob der Verfasser die Humboldt'sche Erklärung über die Entstehung von „Elevations-Kratern“ zu wörtlich genommen hat, und daß beide Hypothesen sehr wohl mit einander zu verbinden sind. Wessen Ansicht die beste ist, überlassen wir den Fachgenossen.

Von Algier nach Tunis und Constantine. Von O. Schneider. Dresden, Schönfeld.

Der Verfasser hat bereits früher durch sein Buch „Der klimatische Curort Algier“ seine Bekanntschaft mit den Gegenden gezeigt, die er jetzt in dem vorliegenden Buch in Form eines Reisetagebuches genauer schildert. Die kurze Schrift liest sich sehr angenehm, namentlich wird alles, was über Tunis und die Umgegend, wozu auch die Ruinen von Karthago gehören, erzählt ist, jeden Leser anregen und erfreuen. Interessant sind auch die Studien, welche der Verfasser in Bezug auf historische Quellen über Karl V. in Tunis gemacht hat.



Der Zeitungsvertrieb in London.

Von

H. Hugo.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es dürfte für deutsche Leser nicht ganz uninteressant sein, zu erfahren, wie die Riesenstadt London ihre Zeitungen an den Mann bringt, und zu welchen Hülfsmitteln die Tagesblätter hauptsächlich greifen, ihr Publicum heranzuziehen, nach Kräften billig und prompt zu bedienen, denn die Zeitung ist eine Waare in London und wird rein geschäftlich behandelt.

Die Times, welche bei ihrem alten Satze: 3 Pennies, $2^1/_2$ Groschen nach preußischem Gelde, stehen blieb, zählt täglich eine Auflage von 70000. Dagegen ist sie von einem Penny-Tageblatte in demselben Formate, nur von geringerem Papier und auch wohl geringerem Inhalte, vom Daily Telegraph, in der Zahl der Abnehmer überholt, denn letzteres Blatt druckt täglich nahe an 100000 Exemplare.

Die Haupttageblätter Londons haben ihre Druckereien und Expeditionen ziemlich nahe neben einander, in ein und derselben Straße, Fleetstreet, in der Nähe von St. Pauls. Morgens halb fünf Uhr beginnt die Ausgabe. Um diese Zeit bis sechs Uhr früh sammeln sich vor den betreffenden Zeitungslocalen einspännige Karren, sowohl Privat- als auch Postgeschirr, welche Zeitungsballen für die verschiedenen Districte Londons und für die abgehenden Eisenbahnzüge in die Provinz und nach allen Gegenden der Welt entgegenehmen. Zuweilen halten sechs bis acht Wagen auf einmal vor dem Thore und nehmen die länglichen offenen Ballen entgegen, um damit möglichst rasch in ihre oft sehr entlegenen Quartiere zu gelangen oder den Zug noch zu erreichen.

Mit dem Publicum selbst kommen die Zeitungsverleger bei dem Vertriebe gar nicht in Berührung. Den Zwischenverkehr besorgen Agenten, und erst von ihnen erhalten die eigentlichen Zeitungshändler ihre Waare zum Detailverkauf. Letztere haben ihre bestimmten Abnehmer und speculiren auch auf eigene Faust, indem sie Zeitungen zum Tagesverkauf ausbieten und am Pennyexemplare einen Farthing, das heißt, $2^1/_2$ Pfennig verdienen. Nicht verkaufte Exemplare bleiben ihnen zur Last. Straßen- und Abonnementspreis bleiben sich für das Publicum gleich, der Unterschied ist, daß den Abonnenten das Blatt in das Haus gebracht und keine baare Zahlung verlangt wird, was bei solchen mehr als billigen Preisen, bei zehn Seiten Druck, immer von Belang ist.

Der Zeitungsvertrieb im Einzelnen

wird von ambulanten und stabilen Zeitungshändlern besorgt. Buchbinder-, Tabacks- und allerhand sonstige offene Geschäfts- und Parterreläden geben sich damit ab. Jede Straße weist solche Zeitungsniederlagen auf, ebenso jede noch so bescheidene Eisenbahnstation in der Stadt und auf dem Lande, unterirdisch und oberirdisch. Die ambulanten Zeitungshändler bestehen in der Regel aus jungen Burschen, welche sich gern an Kreuzungspunkten in der Straße sammeln und auch den Zeitungsbudiken auf Bahnhöfen als Ausläufer und Ausrufer dienen.

Wer von den kleinen Zwischenhändlern ein Dutzend mindestens zum Vertriebe kauft, erhält vom betreffenden Agenten, den er in Nahrung setzt, einen aus dem Redactionslocale der betreffenden Zeitung hervorgehenden mindestens $2^1/_2$ Fuß langen und 1 Fuß breiten Zettel, welcher an seiner Spitze in fetten großen Buchstaben den Namen des Blattes nennt, und darunter die Titel seiner Abschnitte und hauptsächlichsten Neuigkeiten, in pikanter, sensationsfähigster Art und Weise.

Wir setzen der Merkwürdigkeit halber einen solchen verlockenden Neuigkeitsspeisezettel her:

DAILY TELEGRAPH.

Zehn Seiten.

Sonnabend, 28. Juni.

Besuch des Schah,
Festlichkeiten in Manchester,
Parlamentsverhandlungen,
Der grosse Tichborn-Process,
Bankfälschungen,
Bürgerkrieg in Spanien,
u. s. w.

Diese Zettel bringen die betreffenden Zeitungshändler innerhalb oder außerhalb ihres Ladens, oder wenn auf der Eisenbahn, am Zeitungstische an. Ambulante Zeitungsjungen tragen sie hier und da aufrechtstehend an der Mütze, oder auf Brust und Rücken, oder auch, sie breiten sie auf dem Pflaster nahe am Trottoir aus und bedecken ihre Seiten und Enden mit Steinen zum Widerstand gegen den Wind. Das Publicum mag sich also drehen und wenden wie es will, es mag aufoder niederblicken, auf Eisenbahnen oder im Wagen fahren, es mag reiten und gehen wie es will, es begegnet diesen Neuigkeitsniederlagen und Neugierdekitzlern.

Und von den Hunderttausenden, welche sich in belebten Straßen vorüberwälzen und auf der unterirdischen Eisenbahn von fünf Uhr Morgens bis zwölf oder ein Uhr in der Nacht in Zügen alle zehn Minuten expedirt werden, greifen viele Tausende in die Tasche und spenden den Penny. Für den Engländer ist ein Penny, was für uns in Deutschland ein Dreipfennigstück ist, in ungefährer Annäherung.

Dieser Straßendetailvertrieb hat ein neues Blatt in die Erscheinung gerufen, welches alles Dagewesene bereits weit hinter sich läßt und das überhaupt Leistungsfähige auf die Spitze treibt. Ein neues Blatt, „Echo“ genannt, etwas kleiner im Formate als seine Nebenbuhler, erscheint in ganz ruhigen Zeiten vier- bis fünfmal täglich, fast stündlich die neuesten eingelaufenen Depeschen und sonstigen wichtigen Vorfälle registrirend, und wird für nur einen halben Penny in der Straße verkauft. Das Echo ist zu einer kleinen Macht geworden, denn wer den Penny nicht ansieht, vergönnt sich sicher die Ausgabe seiner Hälfte, um das Allerneueste entgegenzunehmen.

Das Geheimniß der billigen Preise der Blätter liegt, wie leicht zu ersehen, in der Massenhaftigkeit des Absatzes; und diese letztere in jeder Weise zu erzielen, verlangt eben wieder der bei der Ausdehnung der Blätter und ihrem, im Verhältnisse zum kleinen und engen Drucke, massenhaften Inhalt, wohlfeile Preis. Ferner decken die Inserate einen großen Theil des Kostenaufwandes, denn England kann höchstens von Amerika in der Entwickelung des Annoncenwesens übertroffen werden. Ich weiß aus einer competenten Quelle und fand die Aussage im Redactionslocale selbst bestätigt, daß nur allein jede Montagsnummer der „Times“ für Inserate eine Summe von ungefähr 1600 Pfund Sterling, nach unserem Gelde über 10 500 Thaler, einnimmt. In den übrigen Wochentagen stellt sich das Ergebniß für Annoncen auf ungefähr 1000 Pfund Sterling, nahe an 7000 Thaler also. Bei solchen Zuschüssen läßt sich schon ein Weltblatt in Bewegung setzen.

Digitized by Google

In Folge der Rührigkeit und ungemeinen Billigkeit im Vertriebe der Londoner Zeitungen, liest Alles. Morgens hauptsächlich, aber auch in den übrigen Tageszeiten wird man kaum einen Engländer mit seinem Regenschirm allein sehen, denn er mag reiten, fahren oder gehen, so sieht man ihn mit der Zeitung in der Hand, in der Tasche oder unter dem Arme. Auf seinen weiten Touren zum Geschäfte oder aus dem Geschäfte ist er zu vielen Verführungskünsten der Zeitungshändler ausgesetzt, wenn man ihm das Blatt nicht schon vorher in das Haus brachte. Die Entfernungen sind auch in der Regel so groß, daß er einer Unterhaltung bedarf, da er Bekanntschaften unterwegs unter keiner Bedingung schließt und nur auf das Nothwendigste Rede steht und Auskunft giebt.

Eine Zeitungsserviette sieht man bei fast allen Eisenbahnfahrenden, und da der Engländer im Geschäfte nicht liest, so besorgt er es sehr oft in den Geschäftszwischenstunden beim Essen, wieder mit aus dem Grunde der Einsilbigkeit im Contacte mit dem Publicum. Sächsische Leutseligkeit müßte hier geradezu betteln gehen, würde aber auch entschieden dem Vertriebe der Zeitungen auf die Dauer von Nachtheil werden.

Macht aber die leichte Zugänglichkeit der Presse den gebildeten Mann in England zu ihrem täglichen Kostgänger in Geschäft und Erholung, so hat hauptsächlich der billige Preis guter Blätter auch den Mann des Volkes herangezogen, und er wird des Besten für ein Kleines theilhaftig. Alles liest im freien Augenblicke, sei es auf dem Bocke, sei es auf der Hobelbank, sei es auf den Bänken, auf dem Rasen des Parks oder auf Höhen und Wiesen. Die Presse ist bei den noch im Argen liegenden Volksschulen in England ein wichtiges Bildungsmittel und viele Leute lernen factisch in späteren Jahren noch Lesen, um der Zeitungslectüre theilhaftig zu werden. Diese massenhafte Verbreitung und gründliche Zugängigkeit der Presse durch erhöhten und systematisch gepflegten Vertrieb ist auch eine Lösung des Räthsels der so entschieden auftretenden und hoch angesehenen öffentlichen Meinung in England; sie ist eine Macht daselbst, welche auf ihre Unabhängigkeit stolz und eifersüchtig ist und eine Macht im Staate bildet.

Ein englischer Zeitungsverleger wird sein Zeitungsgeschäft stets als einen Erwerb betrachten, wenn er auch nebenher den höchsten Zielen nachgeht. Alles was seinem Zeitungsvertriebe schaden und seinen Concurrenten nützen könnte, wird er bestimmt ausschließen. Zeitungskrieg, der so oft vom Sachlichen ab auf persönliches Gebiet führt, liegt ihm aus diesem Grunde fern, denn Daily Telegraph wird sich hüten, seinen Concurrenten Standard oder Times in den Mund zu nehmen und bei den Lesern Reclame für ihn zu machen, so gut als es keinem Kaufmanne beikommen würde, vor seinen Kunden eines anderen Geschäftes gleiche Waaren zu besprechen. Dem üblen Zeitungsfehdewesen, das viel todtes Kapital, Scandal genannt, erzeugt, ist dadurch mit einem Mal abgeholfen und sehr viel Zeit zu wichtigeren Dingen erspart.

Auch der Eifer englischer Zeitungsverleger, in Tageblättern durch große lange Form und dicke fettgedruckte Titel des Blattes selbst und seiner einzelnen Abhandlungen, die vorgelegte Neuigkeits- und Meinungswaare in ein recht glänzendes, weit sichtbares Licht zu setzen, hat den praktischen Erfolg, nicht allein zum Vertriebe des Blattes, sondern auch zu seiner rascheren Uebersichtlichkeit beizutragen, denn Zeit ist dem Engländer Alles, noch dazu in einer Weltstadt wie London, welche jetzt in die fünfte Million geht und Entfernungen aufweist wie eine kleine Provinz in kleinen deutschen Staaten.

Literarisches.

Geschichte der neueren deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Ausstellung 1873, mit Berücksichtigung der gleichzeitigen Kunstentwicklung in Frankreich, Belgien, Holland, England, Italien und Rußland. Von Franz Reber. Stuttgart, Meyer und Zeller.

Wir beschränken uns vorläufig darauf, dies interessante Werk, dessen erste Lieferung mit Asmus Carstens schließt, anzukündigen, da eine vollständige Würdigung desselben erst nach dem Erscheinen des Ganzen möglich sein wird. Prof.

Digitized by Google

Franz Reber in München hat sich bereits durch seine Vorlesungen und Kunstberichte als ein durchaus selbständig forschender Gelehrter gezeigt, und wie uns ein Einblick in die erste Lieferung dieser vorliegenden neueren deutschen Kunstgeschichte lehrt, geht er auch hier undeirrt einen sicheren und entschiedenen Weg. Die Einleitung schildert vorläufig die Kunstzustände, wie sie im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland herrschten. Dann folgen die Zustände in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; es wird die Dämmerung geschildert, welche nach der langen Nacht, die auf den deutschen Kunstzuständen lastete, endlich anbrach, bis dann in Asmus Carstens der Morgen in freudiger, hoffnungsvoller Helle erschien. Mit dem Beginn des Kapitels über die deutschen Classicisten schließt diese erste Lieferung, die reich ist an interessanten Einzelheiten. Die Sprache ist kräftig und edel, gänzlich frei von aller Manierirtheit, und da das Werk bis zur Wiener Weltausstellung, also bis zum Abschlusse der Gegenwart geführt wird, so ist es selbstverständlich, daß man ihm mit Spannung entgegensieht.

Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Von Dr. J. Rudolf Rahn, a. o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Erster Band. Erste Abtheilung. Zürich, Verlag von Hans Staub, 1873.

Kunsthistorische Darstellungen, welche einzelne Länder und Provinzen behandeln, nicht blos das Material, welches dieselben darbieten, aufzählen und beschreiben, sondern vor allem auf die Schilderung des geschichtlichen Entwicklungsganges der Kunst innerhalb der bestimmten localen Grenzen ausgehen, besitzt die deutsche Literatur nur in kleiner Anzahl. Musterhaft wird eine Aufgabe dieser Art durch Rahn's Buch über die bildenden Künste in der Schweiz gelöst, von dem jetzt die Hälfte des ersten Bandes, welcher das Mittelalter behandelt, erschienen ist. Aber in diesem Falle war die Aufgabe eine besonders schwierige, denn die Schweiz nimmt eine ungewöhnliche Stellung ein. Ihre Einheit ist erst durch das moderne Staatsleben des Alpenlandes geschaffen, eine schweizerische Nationalität giebt es nicht. Die Verschiedenheit der Stämme hat eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Einflüssen und Beziehungen auch in künstlerischer Hinsicht zur Folge. Auf einige Theile des Landes wirken Frankreich und Burgund ein, auf andere Deutschland, und zwar dessen schwäbisch-alemannische Schule, noch andere gehören in Cultur und Kunst zur Lombardei. Die Abgeschlossenheit dieser Gebirgsgegenden im Zusammenhange mit der spärlichen Entwickelung des Wohlstandes in ihnen führt außerdem manche seltsame Erscheinungen herbei, manche kunsthistorische Anachronismen, ein gewisses Zurückbleiben der stilistischen Ausbildung, ein Nachleben alterthümlicher Formen, die in anderen Ländern bereits längst überwunden sind. Diese Umstände stellen mancherlei Ansprüche an die Darstellung, aber Rahn weiß ihnen gerecht zu werden. Fehlt seinem Gegenstande das Einheitlich-Geschlossene, so gewinnt derselbe doch durch seine bunte Mannigfaltigkeit einen besonderen Reiz; dieser kommt in der Schilderung, so weit sie jetzt reicht, im vollen Maße zur Geltung, aber der Verfasser weiß zugleich überall das gesammte Kunstleben einer bestimmten Epoche, eines gewissen Stiles in gedrängter Form und charakteristisch zu schildern, soweit er es braucht, um die besonderen Erscheinungen seines eigenen Heimathlandes sich klar und abgerundet von dem richtigen Hintergrunde abheben zu lassen. Mit diesen Fähigkeiten einer glücklichen historischen Darstellung, die überall auf der Höhe der Wissenschaft steht, vereinigt sich eine seltene Schärfe und Gründlichkeit in der Bewältigung der zahlreichen einzelnen Denkmäler und Kunstwerke. Rahn hat überall selbst gesehen und selbst geforscht. Ausreichende Vorarbeiten waren fast in keinem Falle vorhanden, er mußte überall auf die Quellen zurückgehen, und es ist kein geringes Verdienst, daß er mitten im Sammeln, Aufspüren und Sichten des Materiales doch sich nie zu sehr in das Einzelne verloren, sondern stets sich einen freien Ueberblick gemacht hat. Bei seiner schlichten, aber durch Sachlichkeit und Klarheit anziehenden Form der Darstellung wird dieses Buch nicht blos den Fachkreisen willkommen sein.

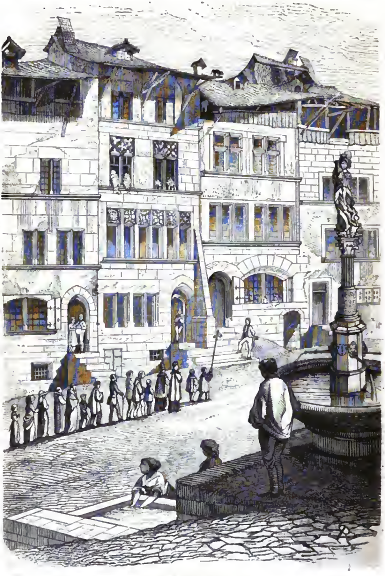
„Wohl hat selten ein so viel durchreistes Land so wenig Beachtung in kunstgeschichtlicher Behandlung gefunden wie die Schweiz," sagt der Verfasser. „Es scheint, als ob die Schönheit, mit der die Natur unsere Heimath so verschwenderisch ausgestattet hat, den Sinn und das Auge von den Kunstwerken ablenkte und für sich allein beanspruchte."

Vielleicht kann Rahn's Buch dies etwas ändern. Der gebildete Besucher der Schweiz mag es mit sich nehmen und wird ihm zahlreiche Anregungen danken.

Noch ein Wort von dem Inhalte des jetzt erschienenen Halbbandes. Er beginnt mit einer Uebersicht über die Anfänge der Kunst in vorhistorischer Zeit, auf Grund des Materiales, welches die Pfahlbauten geliefert haben, schildert dann die Verbreitung römischer Cultur und deren Spuren in diesen Gegenden. Dann werden die künstlerischen Anfänge bei den Alemannen und Burgundern behandelt, und es folgt ein sehr ausführliches und inhaltreiches Kapitel über das Karolingische Zeitalter, aus welchem die Schweiz in dem alten Grundriß

Digitized by Google

von St. Gallen, in Elfenbein- und Goldschmiedsarbeiten, in Handschriften mit Miniaturen Denkmäler ersten Ranges besitzt. Nach einer Uebersicht über die Entwickelung und das System des romanischen Stiles beginnt eine Schilderung seiner Baudenkmäler in der deutschen Schweiz. In der Mitte derselben hört das jetzt Veröffentlichte auf. Die Abbildungen in Holzschnitt bieten vieles vollkommen Neue und sind größtentheils in Zeichnung und Ausführung vortrefflich. Die Probe der Illustrationen, welche wir mittheilen, wird erst im zweiten Halbbande erscheinen und stellt die Ansicht einer höchst malerischen Straße in Freiburg dar.



Straße in Freiburg.
(Illustration aus Rahn's Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz.)



Neuestes aus der Ferne.

Das Flußbett des Oxus.

In der Berliner Geographischen Gesellschaft gab Herr Lieutenant Stumm als einziger Vertreter des Auslandes bei der denkwürdigen Khiwa-Expedition u. a. auch Mittheilungen über die Existenz und Entstehung des trockenen Oxusbettes. Es herrschten darüber folgende Ansichten:

1) Die alte Ansicht vor der Zeit der neuesten Forschungen, der sich auch Humboldt anschloß, suchte die Ableitung des alten Oxus in vulcanischen Ursachen und erklärte solche, ähnlich wie die Erhebung des Uest-Jurt und die sogenannten Schwankungen oder Oscillationen des Niveaus des Kaspisees, durch eine gewaltsame und gewaltige Hebung des Bodens zwischen dem Aral- und Kaspisee. Die Anderen suchen jene Vorgänge durch ein mächtiges Erdbeben zu erklären. Alle diese Behauptungen haben durch die Ergebnisse der neuesten Forschung in keiner Weise Bestätigung gefunden.

2) Die Ansicht, daß sowohl der Uest-Jurt als die ganzen Ebenen südlich desselben, die das trockene Bett enthalten, sich durch säculare Hebung seit Jahrtausenden allmälig erhöhen. Das Hauptargument, das als Beleg für diese Ansicht angeführt wird, die jährliche Zunahme der Ufer beider Seen, scheint auf einem Irrthume zu beruhen. Das Zunehmen der Ufer beruht aber nicht auf einem Emporwachsen des Strandes, sondern vielmehr auf einem Sinken des Niveaus durch Austrocknen.

3) Nach der neuesten Idee, die sich zum größten Theil in Rußland zufolge der Ergebnisse der Expeditionen des Oberst Gluktowsky, 1873, gebildet hat, soll in der That der Amu-Darya früher nach dem Kaspischen Meere geflossen sein. (So noch zwischen 1400 und 1600 n. Chr.) Um das Khanat zu isoliren, oder um feindlichen widerspenstigen Turkmanenstämmen das süße Wasser zu entziehen, sie dadurch zum Theil zu strafen, zum Theil zur Ansiedelung im Khanat selbst zu zwingen, haben die Khiwesen durch Dammbauten dem Oxus das Wasser entzogen.

Stumm mochte sich zu keiner dieser drei Ansichten bekennen. Warum soll man zur Erklärung von Naturerscheinungen immer nach ganz außergewöhnlichen Ursachen und Gründen suchen, wo man sie einfach in dem specifischen Charakter des Landes finden kann? Warum vulcanische Revolutionen, geheimnißvolle Hebungen und Senkungen — warum künstliche Bauten durch Menschenhand? Sollte es in der That Menschenhänden möglich sein, einen so mächtigen Strom wie den Amu-Darya auf über 800 Werst seines Laufes künstlich abzugraben — und so die Natur und Configuration der Erdoberfläche durchaus corrigiren zu können?

Als Resumé seiner Ansichten sprach Herr Stumm am Schlusse seines Berichtes die Ansicht aus:

1) Daß der Hauptstrom des alten Oxus sich niemals ins Kaspische Meer ergossen hat.

2) Daß die Möglichkeit des Zurückleitens in das alte Bett unwahrscheinlich erscheint — dasselbe jedenfalls aber für die Schifffahrt gar keinen, für die Cultivirung der Wüsten verschwindend wenig Nutzen haben möchte!

Die Somali-Länder.

Das Somali-Land, vom Aequator bis 12° nördl. Br. und von 42—49° östl. L. von Ferro, ist, soweit spärliche geographische Nachrichten uns zugekommen, im Norden von dem an Kaffee und vielen anderen Producten reichen, sich an Abyssinien anlehnenden Hochländern von Harrar ꝛc. gebildet, welche, in ausgedehnten weidereichen Plateaux allmälig nach Südosten niedersteigend, mächtigen Strömen, dem Djub und Wobbi, den Lauf vorschreiben, und als Vermittler regelmäßiger Regen ihnen ein Inundations-Gebiet bilden, welches zu den fruchtbarsten der Erde gezählt werden kann. Bis jetzt erzeugen diese Gelände freilich neben Sorghum nur sehr geringe Mengen Baumwolle, von denen ein Theil in Mukdischu ꝛc. zu 360000 Stück (nach Kersten) Tobenzeug jährlich verwebt wird.

Gegen Norden von diesen Flußnetzen ziehen sich die Weideländer der Oqaden als Binnenebenen hin, deren Bergsysteme durch Weihrauch- und Myrrheländer vom Meere getrennt sind.

Während für letztere mehrere kleine Häfen bei Ras-Hafun und von Ras-assir westlich bis Enderat dienen, die Producte der nördlichen Hochländer, Schoa's, der Nord-Gala-Länder und Süd-Abyssiniens in Zeyla und Tedjurra ihren Ausfluß finden konnten, werden auf Karawanenstraßen, welche im Herzen Afrika's ihren Ursprung nehmen, die Erzeugnisse des weiten Inneren in Berberah und Bulhar zu Markte gebracht.

Alljährlich, mit Eintritt des N.-O.-Monsuns (Nor), finden sich nach uraltem Brauch arabische und indische Fahrzeuge im sicheren Hafen von Berberah ein, um mit diesen Karawanen in Handelsconnex zu treten. Schon vorher sind die Habr-Auel-Somalen von ihren nahen Bergen zur Küste niedergestiegen und haben aus mitgeführtem Holzwerk und Matten Magazine und Wohnhäuser für die Ankommenden hergerichtet, und an der Stelle, wo vor kurzem nur eine einsame Fischerhütte stand, wogen jetzt Tausende von Kaufleuten in Dutzenden Nationen. Mit beginnendem S.-W.-Monsun (im April) treten Schiffe und Karawanen die Heimreise wieder an, und der Strand verödet. Leider haben sich die früher vereint den Handel Berberahs schützenden Habr-Auel jetzt zersplittert, in die Subtribus Ajal Achmed und Ajas Junes und letzthin in Bulhar einen zweiten Markt errichtet, dessen unsichere Rhede den Waarentransport zur See jedoch ungemein erschwert, bei stärkerem Winde sogar ganz unmöglich macht. Die Saison Bulhars ist bereits Mitte Februar, nachdem die große Harrar-Karawane ihre Waaren abgesetzt, beendet.

Jedenfalls coursiren über 20000 Kamellasten, welche vornehmlich folgende Producte befördern: Kaffee, Weihrauch, Gummi, Myrrhe, Habbe-Kodi, Elfenbein, Straußenfedern, Butter, Häute, Schafe. Hiergegen werden umgetauscht: Greygoods, Conterinen, Reis, Sorghum (für den Bedarf des Platzes), Datteln, Tabak, Maria-Theresia-Thaler, Eisen ꝛc.

Der Handel kann zwischen Verkäufer und Käufer nicht unmittelbar abgeschlossen werden, sondern läuft durch die Hand eines sogenannten Abbanis, den man aus dem Stamm der Habr-Auel wählen muß. Dieser erhält neben einer relativ bedeutenden Gesammtgratification vom Käufer einen festgesetzten Antheil und da der Verkäufer das Gleiche zu entrichten hat und durch die geheime Art des Handelsabschlusses begünstigt sehr häufig Unterschleife vorkommen, so ist der Druck, den dies Abbani-Wesen auf die freie Entwickelung des Handels ausübt, ein sehr empfindlicher. Allerdings haften nominell diese Leute für die Sicherheit des Gutes und Lebens der Kaufleute, in Wahrheit jedoch ist weder das eine noch das andere garantirt. Jedes Jahr geschehen Mordthaten und grobe Erpressungen. Vor professionirten Dieben schützt man sich nur einigermaßen durch einen Tribut, den man ihren Chefs wöchentlich auszahlt.

Das größte Hemmniß des Aufblühens der Somali-Länder ist jedoch der Mangel eines einheitlichen Oberhauptes. In dem bei weitem größten Theile des Gebietes herrscht absolutes Faustrecht; die einzelnen

Stämme concentriren sich nur bei Raubzügen gegen ihre Nachbaren. Blutrache ist fast das einzige geltende Gesetz, dem selbst das der Gastfreundschaft nachsteht. So ereignete es sich in Bulhar, daß fünf Männer der Ajal-Kibril-Abbako, die des Handels wegen zur Stadt gekommen, von den Ajal-Junes gefesselt wurden, um als Zielscheibe für ihre Speere zu dienen und endlich durch die Weiber ihren Tod zu finden, die sie in Stücke schnitten und den Hyänen und Geiern zum Fraß vorwarfen, da ihre Stammgenossen im Inneren vor einiger Zeit Leute der Ajal-Junes auf dem Wege geplündert hatten.

Einige Häuptlinge in den Weihrauchländern erhalten die Ordnung in ihren Districten ziemlich gut aufrecht, so daß sogar einige besonders begünstigte arabische Kaufleute dort Handel treiben können.

Neues aus Afrika.

Ueber Gerhard Rohlfs' und Schweinfurth's neueste Expeditionen nach Afrika sind Nachrichten eingetroffen. Die früheren Mittheilungen über die Reise Rohlfs' in die libysche Wüste sind aus der Oase Farafrah, v. 2. Januar, wo die Expedition nach einem dreizehntägigen Marsche von Siut am letzten Tage des vorigen Jahres eintraf. Die Beschwerden waren groß gewesen, sieben Tage hatten sie kein Wasser gefunden und mehrere Kamele verloren.

„Aber auch unsere Belohnung haben wir gefunden. Der von uns durchzogene Weg war noch nie vor uns erforscht, und in den meisten Beziehungen hatten wir eine reiche Ausbeute. Ich verweile nicht bei den geographischen Resultaten oder bei den geologischen Funden, welche Professor Zittel erhalten hat, sondern führe Sie gleich nach Farafrah, der kleinsten und westlichsten ägyptischen Oase. Nur einmal vor unserer Ankunft war Farafrah von einem Europäer besucht worden, von Cailland, der mit seinem Begleiter durch die ganze Oasenkette zog, aber nicht direct nach Farafrah vom Nil gekommen war. Man kann sich daher den Schrecken und die Angst der Bewohner denken, als sie in der Ferne das Schießen der Diener und Araber hörten und dann langsam sich unsere große Karawane auf ihren Ort zuwälzen sahen. Indessen löste sich die Sache zur beiderseitigen Zufriedenheit. Einer unserer Araber-Hauptleute verlängerte sein langes, einstmals weiß gewesenes Hemd über den Kopf hinaus zu einer Friedensflagge, und bald darauf kam einer von den vielen Leuten, welche sich ängstlich auf den Anstand ‚gehockt' hatten, hergelaufen, um uns zu begrüßen. Später näherte sich uns der Schich, und als wir uns unmittelbar vor dem Orte befanden, hatte sich schon ein Empfangscomité gebildet, welches mit einer grünen Fahne herangezogen kam, uns Willkommen zu sagen. Bald darauf war unser Lager geschlagen, nördlich von den üppigen Gärten, welche zumeist mit Palmen, Apricosen, Granaten und Oelbäumen bestanden sind. Hier in Farafrah haben wir nun drei Ruhetage gehabt, zwei freiwillige und einen, der uns octroyirt war. Den Sylvesterabend feierten wir auf deutsche Weise durch ein spätes Abendessen, und um Mitternacht begrüßten wir das neue Jahr mit hundert Schüssen aus unseren Doppelflinten und Revolvern. Zur Erhöhung der Festlichkeit erleuchtete unser Photograph, Herr Remele, die ganze Gegend, den Ort, die Gärten und unser Lager durch einen Magnesiumdraht taghell. Die Einwohner der Oase, etwa vierhundert an der Zahl, leben ganz abgeschlossen und kommen mit der übrigen Welt gar nicht in Berührung. Sie haben den ägyptischen Typus, kleiden sich wie die Nilbewohner, sind schmutzig und seit einigen Jahren durch eine Art mohamedanischen Jesuitenorden, die Snussi, fanatisirt, so daß eine bedenkliche Stimmung entstand, die jedoch beschwichtigt wurde."

Ein zweiter Brief ist aus Gasr, dem Hauptort in Dachel, 8. Januar datirt, wo die Expedition längere Zeit sich aufhalten wird.

„Die Oase Dachel zählt 17000 Einwohner und der Hauptort Gasr 6000. Von den fünf Tagemärschen dorthin gingen drei durch eine vollkommen vegetationslose Gegend."

Auch der letzte Brief, vom 24. Januar, ist noch immer von Gasr abgesandt. Darin heißt es:

„In Dachel hat die Expedition die Zeit keineswegs unbenutzt gelassen; Ascherson, welcher wahrscheinlich hier bleiben wird, hat eine reichlichere Flora gefunden, als

er erwartete. Herr Remelé hat viele interessante Bilder gemacht und ist noch fortwährend damit beschäftigt. Gestern besuchten wir, als wir Zittel einige Stunden weit hinaus begleiteten, den westlich von hier gelegenen ägyptischen Tempel und nahmen die Möglichkeit in Aussicht, ihn zum Theil räumen und photographiren zu lassen."

Von Cameron, der zuerst die Nachrichten über Livingstone's Tod von Unyamyebe nach Zanzibar beförderte, lauten die Nachrichten über seine eigene Expedition ebenfalls fast ganz hoffnungslos. Cameron selbst ist von heftigen Fiebern aufs äußerste decimirt; sein Begleiter, Dr. Dillon, ist erblindet, und Murphy ist ebenfalls sehr elend. An ein Weiterreisen von Unyamyebe ist nicht mehr zu denken.

Ein deutscher Botaniker und angehender Afrikareisender, M. Hildebrand, ist seit fast einem Jahre in Zanzibar, um sich zu einer Reise in das Innerste der Galla- und Somali-Länder vorzubereiten, nachdem er den ursprünglichen Plan, von Berbera das Somali-Land nach Süden zu durchreisen, begreiflicherweise aufgeben mußte.

In der viel besprochenen Sklavereifrage, bei der viel Staub und Sand aufgewirbelt wurde, um zu sehr forschende Blicke in den inneren Kern derselben zu erschweren, ist ein Ruhestand eingetreten. England beabsichtigt, Kiloa, Mombas, Durnford und Kismayo zu besetzen, und hat dies zum Theil schon gethan; natürlich geschieht dies nur, um die Sklavenwege am Lande abschneiden zu können. Was aber auch immer für Beweggründe dabei vorliegen mögen, jedenfalls wird es zum Nutzen der weitern Kenntniß Afrika's, vielleicht auch zum Vortheil für das besetzte Land sein.

Zanzibar erholt sich bereits zusehends von den Folgen des Orkans und ist auf dem besten Wege, ein Weltplatz zu werden, denn nicht allein, daß Ostafrika bereits seit einem Jahre die Dampferverkehrslinien von Aden und dem Cap umspannen, in neuester Zeit sind auch noch Madagaskar, d. h. Nossibé, Mayette und Zanzibar durch eine Dampferlinie, welche von dem französischen Gouvernement subventionirt wird, verbunden. Wird dann noch die englische Bahn nach Unjamwesi gebaut, von welcher hervorragende Männer ganz ernstlich gesprochen haben (Sir Bartle Frère), dann wird eine künftige Generation von Afrikareisenden in der comfortablen ersten Cajüte des Postdampfers anlangen, am anderen Tage in Unyamyembe ein Frühstück von Elephantenfüßen einnehmen und interessante Reiseberichte per Telegramm heimsenden.

Auch von G. Schweinfurth sind Berichte vom 16. Februar angelangt, welche von des unermüdlichen Naturforschers botanischen und zoologischen Studien in der Oase Chargeh erzählen:

„Ich bewohne hier die Ruinen einer ehemaligen Alaunfabrik (von Ayme Bay)," heißt es darin, „die ich erst durch eine Dattelthür und Papierfenster bewohnbar gemacht habe. Die im Innern stehen gebliebenen Herde und Rauchfänge geben meiner Behausung, im Zusammenwirken mit den an den Wänden hängenden Skeleten, den Schädeln und Ketten, den Büchern und Fellen, ganz das Aussehen von Faust Act I., Scene I. Eine jener Oasen, auf welche sich die Toposa Freiligrath's reimen, mit denen er sie umgeben läßt, gleich einem funkelnden Smaragd, ist Chargeh ein kleines Paradies zu nennen im Contraste zu der absoluten Sterilität der anstoßenden Wüsten."

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 21 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 213.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juni 1874.



Astorga.

Novelle

Von

Otto Roquette.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Daß die Gattung der Sonderlinge mehr und mehr aussterbe, ist eine fast allgemeine Annahme, die zuweilen wohl gar mit einem gewissen Bedauern ausgesprochen wird. Mancher weiß aus seiner Erinnerung eine Reihe absonderlicher, meist lächerlicher Gestalten wach zu rufen, und von ihren Eigenheiten in Formen, Gewohnheiten, äußerer Erscheinung und Grillenhaftigkeit zu erzählen. Auf der Straße ist diesen armen Schuhus die Schuljugend höhnend und schreiend nachgelaufen, und sie haben durch unzweckmäßige Abwehr oder sonst auffälliges Betragen wohl selbst beigetragen, den Lärm zu verschlimmern. Oder der Erzähler weiß von einer etwas höheren Gattung wunderlicher Leute zu berichten, die nicht oder seltner sich öffentlich blicken ließen. Das sind denn bejahrte Junggesellen oder sonst vereinsamte alte Leute, von nur unscheinbarer Verrücktheit, oft, abgesehen von ihren Grillen, leidlich vernünftige Männer und Frauen, deren Lebensart, Aberglauben, geistige Daseinsform, oft nur Manier, Kleidung und Ausdrucksweise zu immer neuen Geschichten für die Lachlustigen Stoff geben. Manchmal sind sie durch tiefgreifende Lebensschicksale gleichgültig gegen die äußeren Lebensbedingungen des neuen Menschenalters geworden; schlimmer, wenn der Mangel aller Erlebnisse und der Fähigkeit, innerlich etwas zu erleben, sie zu eigensüchtiger Absonderung geführt hat. In alten Städten

Digitized by Google

wohnten sie denn wohl in den ältesten Häusern, oft ganz allein unter ererbtem wurmstichigen und seit Generationen ungebrauchten Hausrath vom Keller bis zum Giebel. Was um sie her verfiel, mochte verfallen, ein Rest der zerbröckelnden Habe, hielt es wohl mit ihnen aus bis zu ihrem Ende. Nicht selten waren es Privatgelehrte von antiquarischem Verdienst, die unter ihren alten Büchern neue von Bedeutung erschufen, und wenn sie sich aus ihrem Gemäuer in die Sonne wagten, über ihren persönlichen Aufzug ein Lächeln der Verwunderung in die Gesichter der Vorübergehenden lockten. Oder es waren auch alte Erbschaftshüter, Onkel und Vettern, mißtrauische, geizige Greise, die sich selbst wenig und denen, für die sie sparten, noch weniger gönnten. Hatten sie es aufgegeben, ihren abgerissenen Hut noch an die Luft zu wagen, so scheuten sich die lachenden Erben um so weniger, den Fuß über ihre Schwelle zu setzen, und all ihrer Bosheit und Bissigkeit das herzlichste verwandtschaftliche Gefühl entgegenzubringen. Zuweilen trieben sie die Schlechtigkeit so weit, die Lachenden hinzuhalten und zu täuschen, und ihren Besitz der Stadt oder einer Stiftung zu vermachen; oder ein so umständliches Testament aufzusetzen, daß die darin Bedachten zögerten, die Erbschaft anzutreten; gar nicht zu reden von der Sonderbarkeit, wenn es sich herausstellte, daß der mit Ueberwindung Umworbene nichts hatte und hinterließ als alten Plunder und die Strafe ärgerlicher Mißstimmung.

Solche und viele andre Abarten eines auffälligen Einsiedlerthums mitten im bewegten Leben sollen nun eingeschränkt oder verschwunden sein durch den erweiterten Weltverkehr, durch den Fall der alten Stadtmauern und was damit zusammenhängt, durch den frischeren Lufthauch der in die Städte und in das Leben weht, durch die hundertfache Erweiterung der Interessen, die größere Oeffentlichkeit des Einzeldaseins, durch die Rechte und Forderungen des Staates dem Privatleben gegenüber.

Nun, es mag sein, daß durch den größeren Zuschnitt deutschen Lebens die kleinen Sonderbildungen mehr und mehr aufgehoben werden, und es wäre kein Schade, wenn das Märtyrerthum solcher Existenzen für die Lachlust gänzlich verloren ginge. Wer aber dieselben ungern entbehrt, und das wunderlich Eigenartige im Verschwinden glaubt, der hält sich eben nur an äußere Formen, während die immer sich neu gestaltende Menschheit ihre Spielarten mehr und mehr auf geistigem Gebiet und von innen her entwickelt. Man braucht nicht zu suchen, der psychologischen Räthsel, der sonderbaren Einzelbildungen, ja der verrückten Bestrebungen bei sonst scheinbar ganz verständigen Ansichten giebt es so viele, daß ein nur einigermaßen kundiges Auge sie überall entdecken kann. Die Sonderlinge machen sich nicht mehr als Vogelscheuchen für das Spott- und Tagesgefieder kenntlich, sie sitzen und gehen unter den ordentlichen Leuten umher, und stellen diesen oft nicht leichte Aufgaben, mit der Eigenart ihrer Natur, ihrer Entwickelung und ihren Bestrebungen fertig zu werden.

Wer den alten Musikus Bergmann oberflächlich kannte, mußte ihn für einen besonnenen Mann halten, der einfach und mit Hingabe nur seiner Kunst lebte. Er spielte sein Cello im Orchester des Theaters, er wurde, wenn er es in Concerten im Einzelvortrag hören ließ, durch Beifall belohnt, er gab Unterricht, er wurde überall willkommen geheißen zu Trios und Quartettmusik. Man kannte ihn in den verschiedensten Kreisen der Stadt, obgleich seine Persönlichkeit nirgends besonders hervortrat. Auch war sie nicht geeignet, eine eigentliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen. War der Musiker fern von allem virtuosen Auftreten, so war der kleine unscheinbare alte Herr auch als Mensch zurückhaltend, schweigsam, sogar mürrisch und ablehnend, wenn gedankenlose Schmeichelei seinen Leistungen entgegenkam. Er wußte, daß er in bescheidenen Grenzen ein ganz tüchtiger Musikus sei — aber er seufzte, daß er auf einem andren Gebiete nicht zu einem Ziele dringen sollte, nach welchem er nun schon seit vielen Jahren strebte, und wobei er nur geringe Theilnahme, meist lächelnde Ablehnung gefunden hatte.

Er lebte unverheirathet und nur stundenweise bedient von der Schustersfrau, die im Hofe wohnte. Ordnung mußte um ihn her gehalten werden. In seinem einfach schmucklosen Zimmer gab es kein sogenanntes künstlerisches Durcheinander, Alles hatte seinen bestimmten Platz, Alles

an seinem Tagewerk eine bestimmte Folge, die mit pedantischer Genauigkeit festgehalten wurde. Bedürfnisse hatte er wenige, und besorgte, so weit es möglich, selbst, was er bedurfte. Wer ihn in seinem Heimwesen sah, in seiner Kunst und in seinem Gespräch hörte, würde nichts von genialem Unbefriedigtsein in ihm gespürt, würde nicht geahnt haben, daß seine Seele an eine fremde Welt hingegeben sei, daß seine geistige Arbeit ihn auf einem andern künstlerischen Gebiet, als dem der Musik, beglückte und peinigte, und leider den wenigen Freunden, denen er einen Einblick eröffnete, nicht sonderlich wohlthat.

Heut saß er mit seinem Cello vor dem Notenpult, auf welchem die Originalpartitur eines alten geistlichen Musikwerkes aufgeschlagen lag, einer kostbaren Habe, nach welcher mancher Musikalienkenner lüstern gewesen wäre. Es war ein werthvolles Geschenk von wohlwollenden Händen. Herr Bergmann saß zurückgelehnt vor den Notenblättern, seine Augen starrten hinein, aber seine Gedanken schienen anderswo zu schweifen, denn auch seine Hand führte den Bogen nicht, sondern lag unbewegt auf seinem Knie. Er war innerlich so beschäftigt, daß er das wiederholte Pochen an der Thür überhörte. Plötzlich sprang er auf, und ging mit einer Hast, die sein Violoncell umwarf, an das Schreibpult, um ein umfangreiches Manuscript hervorzuziehen, und nach kurzem, kundigem Blättern, sich ganz in das Lesen zu versenken.

Währenddem war ein junges Mädchen in das Zimmer getreten, und, verwundert über die Versunkenheit des alten Herrn, beobachtend und lächelnd stehen geblieben. Der weibliche Gast war in Schwarz gekleidet, ohne daß der sehr geschmackvolle Anzug auf Trauer deutete. Es war eine schlanke, anmuthige Gestalt, die sich dem Alten jetzt langsam näherte. Aus dem jugendlichen Antlitz leuchteten ein paar große, kluge Augen, die im Verein mit der vergeistigten Feinheit der Züge, den Vorrang vor mancher regelmäßigen Schönheit gewinnen konnten. Leise berührte die junge Dame den Arm des Lesenden.

„Aber, Papa Bergmann!" begann sie mit klangvoller Stimme; „wo sind Sie? Haben Sie mich heut nicht zur Singstunde erwartet?"

Ohne zu erschrecken, aber fast wie von einem Zauber berührt, wendete der Alte sein plötzlich verklärtes Gesicht der Sprecherin zu. „Immer!" sagte er, noch halb verloren in seine Träumerei; „immer erwarte ich dich, immer bist du mir gegenwärtig! Sogar hier!"

Er hielt ihr das Heft hin, um sie hineinblicken zu lassen. Ein leises Erröthen flog über die Züge des Mädchens.

„Ah!" rief sie, das ihr nur zu bekannte Manuscript erkennend; „wir werden nächstens Ihr Werk in neuer Gestalt kennen lernen?"

„Zu guter Stunde, ja, ihr Wenigen, die ihr mir zu folgen versteht! Du aber vor Allen wirst darin finden, du, meine liebe, schöne Doris —"

„Oh, Papa Bergmann —!" unterbrach sie ihn lächelnd und seine Schmeichelei anmuthig abwehrend. Aber schnell in den Ton der Herzlichkeit übergehend, fuhr sie fort: „Gewiß! Ich werde Ihr Werk mit der größten Theilnahme empfangen, und so weit mein Verständniß reicht, zu erkennen suchen. Da bringe ich auch die Arie Ihres großen Lieblings mit, die ich studiren sollte. Aber so ein Stück von Astorga verlangt Ruhe und Sammlung, die wir leider im Hause nicht haben." Und mit dem Bestreben, den alten Lehrer von dem ersten Gespräch zur Musik zurückzuführen, trat sie zum Clavier und legte ihr Notenblatt auf. Herr Bergmann schien sich von ihr willig leiten zu lassen. Er nahm seinen Platz, und begleitete ihren Gesang. Aber kaum der Ausübung seiner Pflicht wiedergegeben, und unter der Macht eines großen musikalischen Stils, wurde in ihm der Musikus mit ganzer Hingebung rege. Er corrigirte viel, ließ wiederholen, mochte seiner Schülerin nichts durchgehen lassen, und brach mit einem Mal ab, fast unwillig ausrufend:

„Aber, Mädchen, was ist das heut mit dir? Du bist zerstreut, durch deine Stimme klingt eine gewisse innere Aufregung!"

Doris erröthete leise und schien überrascht, der Lehrer aber fuhr fort:

„Deine Stimme kenne ich in allen Tonlagen genau, denn ich habe sie gebildet. Sie giebt überall gleichmäßig, voll und rein an. Heut geht Alles durcheinander mit Vibriren und unsinnigem Athmen. Du bist aufgeregt, was geht in dir vor?"

Digitized by Google

Doris bat um Verzeihung und fuhr fort, ein wenig verlegen, aber mit glücklichen Augen:

„Schelten Sie nicht, Papa Bergmann! Die Freude, die unser ganzes Haus bewegt, mag Schuld sein, daß mein Gesang dem ernsthaften Astorga nicht gerecht werden will. Sie wissen, daß unser Martin heute heimkehrt!"

Der alte Herr konnte seine Mienen wenig beherrschen, und so zeigte sein Gesichtsausdruck, daß die Nachricht ihn nicht eben angenehm berührte, als er in gedehntem Tone begann:

„So — der! Ja, ja, ich erinnere mich, heut ist ja der Tag. Nun, da wird es zu erzählen geben, und — anzuhören!"

Seine Geberde deutete an, daß er nicht dabei zu sein wünschte.

„Er hat an seinen Wunden so lange in Frankreich darniederliegen müssen, länger als Andre," fuhr Doris fort, „der Onkel, der ihn aufsuchte, mußte selbst zugeben, daß er ohne die größte Gefahr für sein Leben nicht zu transportiren sei. Und nun, nachdem wir ihn fast aufgegeben, kehrt er uns frisch und gesund zurück! Es muß ja ein Fest für das Haus sein! Nur Eins ist schade," setzte sie etwas kleinlaut hinzu, „daß Sie ihn nicht so gern haben wie wir, daß Sie ihn verkennen."

„O nein, gewiß nicht!" entgegnete der Alte. „Er hat für sein Vaterland gefochten und geblutet, er ist ein tüchtiger junger Mann, den Jeder achten muß."

Doris verstand, daß Herr Bergmann nur eben zugab, was sich nicht bestreiten ließ, seinen Vorbehalt aber mit Schweigen bedeckte. Auch sie schwieg einen Augenblick, und füllte die Pause aus, indem sie nach der Uhr sah. Aber sie wußte, wie seine Laune wieder zu gewinnen war.

„Nun also," begann sie heiter, „morgen Abend lesen Sie uns Ihr Werk vor?"

Die Wendung blieb zwar nicht ohne günstigen Erfolg, gleichwohl war die Stimmung noch beeinträchtigt, als Herr Bergmann entgegnete:

„Ja, Kind! Gewiß, gern —! Aber wer weiß, ob es jetzt so ungestört gehen kann. Da ist nun der Martin! Er hat keinen Sinn dafür, versteht nicht zuzuhören. So brav er sein mag, er bleibt doch eine prosaische Natur."

Wenn der Alte gewußt hätte, was sein Liebling, das schöne junge Mädchen, in diesem Augenblick dachte!

„Dieses ewige Kritteln und Besserwissen!" fuhr er fort, indem er sich selbst in üble Laune redete; „dieses vorlaute und rücksichtslose Wesen bei einem so jungen Menschen, wird, ich seh' es voraus, uns schwer zu einer ruhigen Stunde kommen lassen. Er wird auch jetzt ein Störenfried sein, um so unziemlicher für ihn, bei seiner Stellung zur Familie!"

Das Mädchen öffnete plötzlich die Augen groß gegen den Eifernden.

„Martin's Stellung zur Familie ist der meinigen ganz gleich," sagte sie ernst und ruhig. „Wir sind beide nicht Kinder des Hauses, und haben doch von Kindheit auf alle Rechte derselben genossen. Und können Sie Martin vorwerfen, daß er diese Rechte mißbraucht habe? Hat er nicht früh eingesehen, daß ihm daraus Pflichten erwachsen, Pflichten, die ihn getrieben, sich eine selbständige Stellung zu erringen, früher als die Güte des Pflegevaters für nothwendig erklären mochte?"

„Ei, ich meine auch dies nicht!" rief der Alte unwirsch. „Das mag alles recht und gut sein, wiewohl — deine Stellung im Hause ist denn doch eine andere!"

Doris gab es auf, durch Einwendungen das Gespräch weiter zu spinnen, und hörte gelassen und ohne Widerspruch zu, wie Herr Bergmann den Charakter des ihm widerwilligen jungen Mannes darstellte, so falsch und ohne rechte Beobachtung, als ein grillenhafter alter Mann, bei völligem Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, nur jemals eine Caricatur ausgesonnen hat, um sich daran zu ärgern. Allein es geschah sogar, daß der Sprecher, nachdem er sich gründlich ausgeredet hatte, sich über sich selbst ärgerte, zumal Doris gar nichts erwiederte, sondern ganz freundlich die Büste Mozart's ihr gegenüber betrachtete, harrend bis der Wirbelwind lange verhaltenen Grolls vorüber wäre. Als Herr Bergmann endlich schwieg, schien es um die Stimmung vollends geschehen, wie schon längst um die Gesangstunde. Allein das Mädchen hatte den alten Mann zu lieb, und verdankte ihm zu viel, als daß sie bei ihrem Abschied einen Mißklang in seiner Seele hätte zurücklassen mögen. Sie brauchte ihn nur mit ihren schönen Augen besänftigend anzusehen, brauchte nur ihre Hand

auf seine Schulter zu legen und freundlich zu sagen: „Papa Bergmann —!“ so milderte sich schon der Groll, und sie wußte ihre häufig erprobte Macht über den Freund und Lehrer auch heute mit weiblicher Feinheit auszuüben. Nach einer Viertelstunde schon waren Beide in heiterm Gespräch, und als Doris ging, küßte der Alte sie mit herzlichem Gefühl auf die Stirn, um dann hastig sein dickes Manuscript wieder zu ergreifen.

Am Abend dieses Tages war die große und glückliche Familie, welcher Doris angehörte, zeitig beisammen. Eine Reihe stattlicher Zimmer strahlte wohl erleuchtet, als sollten sie eine zahlreiche Gesellschaft aufnehmen, doch waren sie heut nur für die Angehörigen des Hauses bestimmt. Die Hausfrau wollte einen festlichen Eindruck, denn hell war es in den Herzen, und hell sollten auch die Räume sein. Schon war der Erwartete, von den jüngern Brüdern im Bahnhofe empfangen, in der Familie angelangt, und unter den besonderen Verhältnissen, die seine Entfernung verlängert, dazu unter den Eindrücken großer ruhmvoller Tage und Ereignisse, denen er selbst gedient hatte, mit um so größerem Jubel empfangen worden. Man hatte den fast verloren gegebnen Liebling, gesund und von seinen Wunden genesen, wieder, man freute sich des eignen Glückes innerhalb der allgemeinen erhöhten Zeitstimmung, und mit um so dankbarerem Herzen, als nicht in jedem Hause mit den deutschen Siegesnachrichten zugleich die Freude eingezogen war. Man wollte von dem Heimgekehrten jetzt keine Berichte über Gravelotte und Sedan, man plagte ihn nicht um Erzählungen über seine eignen Erlebnisse; man wußte das alles aus der Zeitung und aus Briefen, man gab ihm, der dem Behagen heimischer und häuslicher Verhältnisse mit frohem Antheil nun wieder entgegenkam, lieber Auskunft über Personen und Dinge aus der nächsten Umgebung.

Martin wurde ganz als der Sohn des Hauses angesehen. Der Hausherr, Doctor Freising, ein vielbeschäftigter Arzt, der jetzt den Titel Medicinalrath führte, hatte sich früh verheirathet. Aber die ersten Kinder starben bald nach der Geburt weg, und der Schmerz so wie die Vereinsamung einiger Jahre wirkten auf seine Gattin niederdrückend und bedenklich. Da begab es sich, daß einer seiner jüngeren Collegen plötzlich starb, noch ehe dessen Frau ihrem ersten Kinde das Leben gegeben hatte. Die Geburt kostete auch der jungen Mutter das Leben. Doctor Freising hatte den Fall vorgesehen, und da sich keine Verwandte des verwaisten Kindes fanden, waren er und seine Gattin bereit, den Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Daß ihnen einige Jahre darauf doch noch eine Tochter, und später sogar noch zwei Söhne geboren wurden, that dem jungen Fremdling keinen Eintrag in der Liebe und Sorgfalt der Pflegeeltern. Allein noch vor der Geburt der jüngeren Söhne war dem Hause ein nicht vorauszusehender Zuwachs gekommen. Der Musikus Bergmann, der damals schon mit der Gattin des Doctors den Gesang übte, erzählte eines Tages von einem ihn betrübenden Ereigniß. Ein Freund von ihm, ebenfalls Mitglied der Theatercapelle, war gestorben, und hatte als junger Wittwer ein kaum jähriges Töchterchen hinterlassen. Herr Bergmann wollte für die kleine Doris, sein Pathchen, gern alles Mögliche thun, aber unpraktisch, wie er war, wußte er nichts Rechtes anzufangen. Da für das Kind gesorgt werden mußte, überlegten Herr Freising und seine Gattin nicht lange. Großherzig und warmfühlend nahmen sie auch dieses Kind auf, erfreut, daß ihr eigenes, nur um wenig älteres Töchterchen an Doris eine Gespielin gefunden habe. Schon damals legten die sehr günstigen Lebensverhältnisse den jungen Gatten keine Einschränkung in den Weg, und beide dachten selbständig genug, um sich über Vorurtheile oder unbefugte Einwürfe hinwegzusetzen. Auch hatten sie ihre Handlungsweise nie zu bereuen gehabt. So bestand ihre Familie endlich in drei eigenen und zwei angenommenen Kindern, von denen die letzten erst spät, und zum Verdruß der Pflegeeltern erfuhren, daß sie auf die Liebe und Fürsorge des Hauses eigentlich keine Rechte zu beanspruchen hätten. Liebe und Fürsorge aber wurden ihnen in erhöhtem Maße entgegengebracht, je mehr eine solche Kenntniß verwirrend auf die jungen Gemüther wirken konnte. Dies war bei Martin schon früh der Fall, da in dem Knaben Pflichtgefühl und Ehrgeiz stärker arbeiteten, als dem Doctor lieb war.

Kaum den Knabenjahren entwachsen, bezog er die Universität, und hatte sich mit einundzwanzig Jahren als Lehrer eine Stellung gegründet, als der Krieg, der das neue Kaiserthum Deutschlands begründen sollte, ihn als Freiwilligen unter die Fahne lockte. Er war Offizier, er hatte in jungen Jahren gewaltige Ereignisse, wie sie nur wenigen Menschenaltern beschieden sind, mit erlebt; er hatte Opfer gebracht, Anerkennung und Ruhm gewonnen; sein Ehrgeiz konnte vorerst befriedigt sein. Auch gab sich seine Stimmung als eine sehr glückliche, und die Angehörigen fanden ihn harmloser, frischer und jugendlicher als ehedem, da die Bücher und Studien ihm Alles gewesen.

Von jenem Ehrgeiz Martin's hatte Doris niemals etwas empfunden. In ihrer glücklich angelegten Natur nahm sie jede Freude mit offnem Herzen hin, wie den Sonnenschein am guten Tage. Ihr Wesen war unbedingte Zuversicht, sie liebte, was ihr liebevoll entgegenkam, und das Gefühl freudigen Lebensglückes, das sie empfand, theilte sich Andern mit, so daß sie beglückte, wo sie glücklich war. Ihr unbewußt, lebte eine stille Kraft in ihr, die sich wirksam zeigte, ohne daß Doris sie aufzubieten schien. Nicht immer war ihr junges Gemüth mit Pauline, der jetzt verheiratheten Tochter des Doctors, so ganz unbeeinträchtigt durch die kleinen Irrsale der Kindheits- und Mädchenjahre gegangen. Paulinens Charakter neigte etwas zur Eifersucht, unter ihren kleinen weiblichen Zügen war Unverträglichkeit schwer zu überwinden, und ihre Eitelkeit sah sich durch die Vorzüge der Jüngeren oft beunruhigt. Immer hatte Doris durch ihre glückliche Natur, vor allem durch Versöhnlichkeit das freundliche Verhältniß herzustellen gewußt. Und als nun Pauline schon in ihrem siebzehnten Jahre Braut, und im achtzehnten sogar Frau, und in den glänzendsten Verhältnissen war, schien sie nichts mehr von Eifersüchteleien zu wissen und zeigte der Pflegeschwester nur schwesterliches Entgegenkommen. Ihre nicht bedeutende Natur fühlte sich bevorzugt und befriedigt, sie empfand es kaum, daß Doris im Hause als guter Geist, als ideales Element, als höchster Schmuck, als Freudebringerin von den Eltern und jüngeren Brüdern geliebt und verehrt wurde.

Mit Doris und durch sie hatte auch Herr Bergmann eine Stellung im Hause des Doctors gewonnen. Anfangs nur Musiklehrer, war er nun Pathe der Adoptivtochter, wurde ein täglicher Gast, endlich ein Familienmitglied, dem man Nachsicht und Duldsamkeit, und in allen Doris betreffenden Angelegenheiten einen gewissen Einfluß, Stimme und Rath gern einräumte. An seine Eigenheiten hatte man sich gewöhnt und suchte seine Grillen zu schonen. Der Hausherr und seine Gattin duldeten nicht, daß über kleine Auffälligkeiten eines Mannes, den man mit zum Hause rechnete, im Familienkreise, besonders in Gegenwart der jüngeren Kinder, gespöttelt würde. So konnte sich der alte Musikus unter den Freunden ganz heimisch fühlen, und es lag nicht in seiner Natur, seine Stellung zu mißbrauchen. In den größeren Gesellschaften des immer gastlichen Hauses hielt er sich im Hintergrund, und wie wenig behaglich ihm oft dies Treiben war, konnte er doch nicht übers Herz bringen, davon zurückzubleiben. Denn war doch Doris da, sein Augapfel! War doch die Möglichkeit, daß man sie zum Singen aufforderte, ihre Stimme bewunderte, deren Ausbildung sein Stolz war! Er hätte den Platz am Clavier, um ihren Gesang zu begleiten, keinem Andern abgetreten, und es schien, als ginge es auch gar nicht anders, als müsse es so sein. Man wußte in den Gesellschaften, daß er in irgend einer Ecke vorhanden sei, und mißgestimmt werde, wenn man ihn in den Vordergrund ziehen wollte, ehe Doris ihn mit einem freundlichen Blick zum Clavier lockte; man wußte im engsten Familienkreise jeden Abend, daß er kommen werde, daß er in einem Nebenzimmer auch wohl schon gegenwärtig sei, und in einem Lehnstuhl saß, ohne seine Gegenwart geltend zu machen. Man ließ ihn kommen und gehen, ohne Abschied verschwinden, und ließ seinen bescheidnen Sonderbarkeiten Freiheit und Nachsicht angedeihen. So verstand es sich, daß er auch heut im Familienkreise, welcher Martin's Heimkehr feierte, plötzlich auftauchte. Martin erblickte ihn kaum, als er auf ihn zu eilte, ihm herzlich die Hand schüttelte und ihn mit so harmlosem Ausdruck der Freude begrüßte, daß der Alte wohl oder übel eine gute Miene machen mußte.

Digitized by Google

Und nun war Alles froh beisammen und um Martin vereinigt: Die Eltern, Pauline mit ihrem Gatten, Doris, die jüngeren noch der Schule angehörigen Söhne, und Papa Bergmann. Ungeladen aber stets willkommen, erschienen auch noch einige Freunde des Hauses, welche sich die festliche Begrüßung des Heimkehrenden nicht wollten entgehen lassen. Darunter der Rechtsanwalt Pauker, ein Junggesell und Original in seiner Art, wesentlich verschieden von der Eigenart des alten Musikus. Heut machte sich unter seinen mancherlei Auffälligkeiten nur die gewöhnlichste geltend, sein Organ, welches durch Lautgewalt und Lungenwucht Alles überdröhnte. Seine Heiterkeit und sein donnerähnliches Lachen waren berüchtigt, sein Gespräch nicht selten der Tyrann der Gesellschaft. Als er an diesem Abend erschien, fuhr er mit einem Kanonensturm der Begrüßung auf Martin los, daß das Glas an dem Kronleuchter klirrte, schloß ihn in die Arme und brüllte dem Lachenden so viel patriotische Titel um die Ohren, daß Herr Bergmann verstimmt und mit beleidigtem Gehör in ein Nebenzimmer entwich. Der stille Mann konnte den Geräuschvollen nicht ausstehen, auch die satirische Freimüthigkeit desselben war ihm zuwider. Daß der Rechtsanwalt auch ein gewaltiger Esser und Gutesser war, daß er bei der Flasche zu den Standhaftesten und Unbesiegbarsten gehörte, brauchte den Musikus nichts anzugehen, aber ihn, den Mäßigen und Zurückhaltenden, verletzte auch das. Gleichwohl wurde Herr Pauker nicht mit Unrecht unter den Freunden des Hauses werth gehalten. Denn bei aller Ausgiebigkeit seines Organs, brüllte er doch nicht stets gleichmäßig, und versicherte unter großem Lachen, daß er auch flüstern könne. Er kannte seine mannigfachen Schwächen, die eigentlich nur Stärken seiner Natur waren, selbst gar wohl, und lachte gelegentlich selbst darüber. Er war ein unterhaltender Gesellschafter, hatte Sinn und Verständniß für die feinste und zarteste Empfindung, bewahrte einen regen Antheil für bildende Kunst und Literatur, und blieb auf diesem Gebiet, trotz umfangreicher juristischer Geschäfte, doch immer unter den neusten Erscheinungen bewandert. Daß er auch Interesse und unwiderlegliche Kenntnisse in der Musik hatte, ärgerte Herrn Bergmann am meisten. Daß der Rechtsanwalt aber der anmuthigen Doris mit zarter Ritterlichkeit (wenn sie auch oft etwas bärenhaft herauskam) huldigte, empörte den eifersüchtigen Musikus dermaßen, daß er zuweilen in Gefahr war, die Fassung zu verlieren. — Martin dagegen schätzte den geistreichen Epikuräer mit dem negerartigen Gesicht und dem buschigen grauen Haar über der groß gebildeten Stirn. Das so sehr verschiedene Naturell des Jüngern fühlte sich von dem immerhin bedeutenden Gegensatz des Andern angezogen. Er durfte sich überdies, wie jeder Unbefangene, an den Wunderlichkeiten des sonst tüchtigen Mannes offen belustigen.

Da die Gesellschaft durch den Zuwachs von mehreren Personen nun doch größer geworden war, blieb Martin nicht mehr allein der Mittelpunkt. Man vertheilte sich durch die Zimmer, plauderte und ging spazieren; der Rechtsanwalt war mit Paulinens Gatten und einigen andern Herren mitten in großer Politik. Die Hausfrau, eine stattliche Dame, die auf ihre äußere Erscheinung noch etwas halten durfte, stand einen Augenblick allein mit Martin in einem kleinen Nebenzimmer. Sie legte die Hand auf seine Schulter und begann:

„Nun, mein lieber Sohn, du bist wieder da, sollst alle Freuden mit uns genießen, du wirst auch, hoffe ich, die Leiden des Hauses mit uns theilen.“ Martin sah die Mutter erwartungsvoll an, sie aber fuhr fort, halb seufzend halb lächelnd: „Morgen Abend will uns Freund Bergmann im Familienkreise die neue Bearbeitung seiner Tragödie „Astorga“ vorlesen.“

„Noch immer Astorga?“ entgegnete Martin, indem er sich hinter dem Ohr rieb. „Das müßte schon die dritte Bearbeitung sein?“

„Ach, Kind!“ rief die Mutter; „ich erinnere mich nur zu gut, daß es die siebente ist! Seit er vor fünfzehn Jahren zuerst mit dem Manuscripte zu uns kam, hat es mindestens alle zwei Jahre eine neue Umarbeitung gegeben. Und trotz aller Mißgeschicke und Enttäuschungen bleibt der alte Poet bei seinen Hoffnungen, Großes für sich und für die Dichtung von seinem Trauerspiel erfüllt zu sehen. Ach geh —! fuhr sie dazwischen, da Martin Miene

machte, seiner Lachlust Raum zu geben, man soll darüber nicht lachen! Es ist rührend, es ist vielleicht traurig, es ist nicht immer bequem, endlich aber wär' es eine Härte, dem guten Mann, der sonst der Theilnahme entbehrt, auch unser Ohr zu verschließen."

„Die Vorlesung kann über zwei Stunden dauern —" sagte Martin nachdenklich.

„Vier, liebes Kind! Vier Stunden, und drüber! Leichteren Kaufs kommen wir nicht davon! Ich sage dir gleich die schlimmste Möglichkeit, du magst nun überlegen, wie weit du auf deine Ausdauer rechnen kannst, um unter den Zuhörern zu sein."

Martin schlug die Hände zusammen. „Vier Stunden! Und wie wird es der Vater halten? Denkt er zuzuhören?"

„Freund Bergmann weiß, daß der Vater durch seine ärztliche Thätigkeit oft bis spät zurückgehalten, oder auch abgerufen wird. Der Poet pflegt es sich daher gefallen zu lassen, daß der Hausherr von dem Rechte des Hausfreundes Gebrauch macht, zu kommen und zu gehen, vielleicht im Nebenzimmer zuhörend eine Cigarre zu rauchen."

Martin wiegte das Haupt, als dächte er, daß das Letzte auch für ihn kein übler Ausweg wäre. „Wird Freund Pauker auch unsern Genuß theilen?" fragte er rasch.

„Um Alles nicht!" rief die Mutter halb lachend und abwehrend. „Vor einigen Jahren fand Pauker das Manuscript auf meinem Tische, wo ich es nachlässig hatte liegen lassen. Er schlug es auf, las, und lachte so fürchterlich, daß mir noch in der Erinnerung die Ohren gellen. Er nannte die Tragödie eine „heroische Posse" und wollte sie zu besonderem Genuß mit nach Hause nehmen. Kaum war ihm das Manuscript zu entreißen. Ich bin nur zufrieden mit ihm, daß er sein Versprechen hielt, und unsern alten Freund niemals auf seine dramatischen Bestrebungen hin angeredet hat."

Während sie sprachen, näherten sich Andere ihrem heimlichen Winkel. Abbrechend schloß die Hausfrau:

„Nun, mein Tapferer, wenn du morgen Abend dabei sein willst, so sei auch bei uns tapfer im Ausharren und — recht artig!"

Es war wie die Hausfrau sagte. Seit länger als zwanzig Jahren lebten Seele und Gemüth des alten Musikus Bergmann in einem einzigen Werke. Denn lange ehe er die Bekanntschaft des Freising'schen Hauses gemacht hatte, war er mit seiner Arbeit beschäftigt. Ganz im stillen, nur sehr Wenigen einen vertraulichen Einblick in seine geheimnißvolle Welt gewährend, saß er seit einem halben Menschenalter über einem Werk, das nur in geringem Zusammenhang mit der Kunstgattung zu stehen schien, der er praktisch angehörte. Augustin Bergmann hatte in seiner Jugend niemals Verse geschmiedet, nie war es ihm eingefallen, ein Gedicht zu machen. Seine Bildung war mangelhaft, er hatte gar keinen Einblick in das innere Getriebe des Dramas, wußte nichts von einem tragischen Charakter; Schiller kannte er hauptsächlich von der Bühne her, Goethe nur wenig. Was er von Shakespeare oder Calderon von seinem Sitz im Orchester aus gesehen, stieß ihn ab, hörte er nur mit halbem Ohr. So stand es mit ihm, als er bei der Aufführung einer Concertmusik von Astorga sich wie vom Blitz erleuchtet fühlte, das Leben dieses stilvollen großen Kirchencomponisten dramatisch zu bearbeiten. Von den merkwürdigen Schicksalen und Abenteuerfahrten des vornehmen Mannes und Musikers hatte er schon einmal gelesen. Der Stoff schien unermeßlich großartig, der Wechsel der Lebenswendungen des Helden sehr günstig. Aber günstig oder nicht, er fühlte, daß er mußte. Es war, als ob die dramatische Muse in einem Exceß von Bacchischem Uebermuth einmal einen ganz Ungeweihten mit ihrer Keule berührt, und ihn unter der tragischen Maske hervor herausfordernd angelacht habe. Nun war das arme Opfer gefangen, und obgleich durch kein Talent zur Dichtung berufen, war er blind gegen das, was ihm nützte, und folgte dem unwiderstehlichen Drang zu schöpferischer Thätigkeit. Aber nur in einem einzigen Werke. Ganz fern lag es ihm, diesen Astorga, der schon von Bühnenvorständen und Buchverlegern mit Bedenken zurückgeschickt worden war, bei Seite zu legen, und etwa eine neue dichterische Arbeit zu beginnen. Es schien auch gar nicht die Nothwendigkeit dichterischer Arbeit, die ihn erfüllte, er war mit seiner Seele gleichsam

verkauft an diesen einen Stoff, den immer von neuem durch- und umzugießen, die Aufgabe, das Glück und das stille Elend seines Lebens war. Oft hatte sich Doctor Freising über dieses psychologische Räthsel schon den Kopf zerbrochen, oft mit seiner Gattin verwundert zu ergründen gesucht, wie es dem Manne möglich sei, bei allem Mangel an Bildung, ohne dramatisches Verständniß, immer noch etwas zu Stande zu bringen, was bei einer Anreihung von Scenen denn doch durch die bunte Bilderreihe einigermaßen fesseln konnte; wie er neben den gröbsten Verstößen gegen die Charakteristik im Einzelnen manches im Ausdruck Gelungene, und zwar in ganz leidlichen Dialogversen, aufzuweisen vermochte! Dilettantisch war freilich Alles, und somit ganz erstaunlich die Personenmenge und die Ausdehnung des Stückes. Diese Ausdehnung wollte bei keiner Umarbeitung schwinden, wie sehr der Verfasser auch den dringenden Rath seiner Freundin, der Frau Doctor Freising, zu beherzigen suchte. Das Stück wurde nur länger, setzte mit jeder neuen Fassung ein neues Hundert von Versen an, von denen ihm doch auch nicht ein einziger entbehrlich schien. Um doch etwas zu sagen, hatte Doctor Freising ihm einmal anheim gegeben, größere Einheit in die Scenenreihe hineinzubringen, etwa dadurch, daß der Held zum Märtyrer seiner Kunst oder seiner künstlichen Richtung würde. Das hatte nur die Folge (die der Doctor schwer bereute), daß sich der Held in ein paar neuen Monologen über Musik aussprach. Denn es lag außerhalb des Verständnisses Augustin Bergmann's, wie sein Held, der als Schüler Scarlatti's und Caldara's musikalisch regelrecht zum Astorga werden mußte, wie der ein Märtyrer seiner Kunst werden sollte? Er, der Musiker, der Cellist Bergmann hörte beim Dichten immer die Compositionen seines Helden, die er genau kannte, ihn interessirte neben der Musik das vielbewegte Leben seines Helden, und die Verhältnisse und Situationen, wo er seine Musik machte, oder dazu angeregt wurde. Todesgefahr und Verbannung, Zuflucht im Kloster, Hofleben und Liebschaften mit Prinzessinnen, Alles kam in seinem Trauerspiel der Musik zu Gute. Der Dichter verlangte daher von der Aufführung, daß an zahlreichen Stellen wirkliche Astorga'sche Musik, mit Chorgesang, Solos und Orchester, in den Zwischenacten aber wo möglich ganze Compositionen des Helden aufgeführt werden sollten. Es war im Hause des Doctors einmal berechnet worden, daß eine Aufführung nach den Intentionen des Dichters, etwa neun Stunden umfassen würde. — Nun war für die neueste Fassung des Stückes noch ein besonderes, persönliches Motiv hinzugetreten, welches der Arbeit einen Zuwachs, und mit ihm einigen Scenen ein mehr innerliches Leben gegeben hatte. Mit glücklichem Gesicht hatte Augustin Bergmann seine Freunde bereits auf diese neuen Scenen vorbereitet. Je mehr nämlich Doris den Kinderjahren entwachsen und zu einer anmuthigen Jungfrau erblüht war, je mehr ihre Liebenswürdigkeit und zugleich ihr Gesang sich entwickelte, war die Neigung des Pathen und Lehrers zu ihr gewachsen, und hatte bereits einen leidenschaftlichen Charakter angenommen. Augustin Bergmann war in Dingen des praktischen Lebens kein Thor, sondern ein ganz ordentlich denkender Mann, es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, Doris heirathen zu wollen, er fühlte sich halb und halb als ihren Vater. Aber verliebt in sie war er dennoch, verliebt im höchsten Sinne, mit aller Vergötterung, aber auch aller launenhaften Eifersucht eines nervösen Liebhabers. Für Doris war das nicht immer bequem, doch wußte sie mit ihm fertig zu werden; für ihn war es ein Lebensglück, eine Lebensbedingung, und unmerklich war in ihm diese Stimmung mit der für sein dramatisches Werk verschmolzen. So hatte er in den letzten Jahren sein Stück mit einer Mädchengestalt bereichert, welche, wie er meinte, die Züge seiner Doris trug. Freilich bestanden diese Züge seiner neuen Heldin nur darin, daß sie sehr schön singen konnte, daß Astorga ihre Stimme selbst gebildet hatte, und daß er sie sich so reizend dachte wie seinen Liebling. Ein Uneingeweihter würde Doris in „Heliodora" kaum erkannt haben. Nun aber war das Werk Augustin Bergmann's erst recht sein eigen geworden, es waren in der That die ersten individuellen Momente hineingekommen, nun erst fühlte er sich damit beglückt, und freute sich, es den Freunden in der siebenten und unantastbar endgültigen Fassung mittheilen zu können.

Digitized by Google

Als am Morgen nach der Ankunft Martin's die Familie Freising um den Frühstückstisch saß, kam man denn bald auf den zu erwartenden Abend mit seiner Vorlesung zu sprechen. Martin erklärte, es verstehe sich von selbst, daß er unter den Zuhörern sein, und sich ganz geduldig betragen werde. Uebrigens, behauptete er, sei er mit dem Gange des Stückes noch vollständig vertraut. Die Mutter wollte die Möglichkeit bestreiten, denn bei der letzten Vorlesung sei Martin bereits in seiner Berufsstellung in M., bei der fünften aber auf der Universität gewesen. Bei der vierten habe er als Primaner allerdings einige hartherzige und vorlaute Bemerkungen gemacht; seitdem aber habe die Tragödie vielfache Veränderungen erfahren.

„Nun," rief Martin, so will ich doch gleich mein Examen ablegen, ob ich noch unterrichtet bin! Also Don Emanuel d'Astorga ist geboren zu Palermo, im Jahre 1681."

Doris sah plötzlich auf, als käme ihr ein Gedanke. Dann lächelte sie schalkhaft, lehnte sich zurück, und heftete die Augen auf ihre kleine Stickerei.

Unbeirrt fuhr Martin fort:

„Der Vater Don Emanuel's ist ein sicilianischer Reichsbaron, und verschworen gegen die Spanier, welche Sicilien besetzt haben, um die Insel für sich zu behaupten. Es kommt zum Kampfe, der Alte wird von seinen eignen Söldnern den Spaniern ausgeliefert, sein Haupt fällt auf dem Schaffot, im Jahre 1701."

Doris lächelte wieder ganz eigen.

„Nun," redete Martin weiter, „tritt der zwanzigjährige Don Emanuel zuerst auf. Er und seine Mutter werden gezwungen, der Hinrichtung des Vaters beizuwohnen. Die Mutter stirbt vor Entsetzen, der Jüngling fällt in einen Zustand dumpf brütenden Wahnsinns. Da wird die Prinzessin Ursini auf ihn aufmerksam. Als Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V. weiß sie durch Fürsprache eine Zuflucht für ihn auszuwirken, in dem Kloster zu Astorga in Leon, nach welchem er sich später nannte. Nach drei Jahren verläßt er das Kloster, wo er bereits zu componiren angefangen hatte. Am Hofe des Herzogs von Parma wird er darauf als Musiker sehr geschätzt, aber ein Verhältniß zur Prinzessin Tochter, dem der Herzog auf die Spur gekommen sein will, bewirkt die Entfernung des Helden. Dann, mit Empfehlungen von Parma aus, geht er nach Wien an den Hof des Kaisers Leopold. Da dieser stirbt, begiebt sich Astorga auf eine bald glückliche bald unglückliche Abenteuerfahrt durch fast ganz Europa. In Prag läßt er seine Oper ‚Daphne' aufführen, componirt sein großartiges Stabat Mater und Anderes, um dann in einem böhmischen Kloster —"

„Halt! Halt!" unterbrach ihn die Mutter; „das kommt noch nicht — überhaupt, es ist Vieles zwar richtig, aber —"

Jetzt lachte Doris sehr vergnügt.

„Es ist nur historische Skizze!" rief sie.

„Aber was ist denn zu lachen?" fragte Martin.

Doris drohte mit dem Finger. „Oben in deinem Zimmer steht das Conversations-Lexicon —"

Jetzt lachte auch Martin, der sich ertappt sah, und gestand zu, daß er sich an jener Quelle über den ihm aus der Erinnerung ganz entschwundenen Astorga bereits einige Kenntniß geholt habe.

Bald waren Doris und Martin in fröhlichem Geplauder. Er kannte eigentlich seine Schwester sehr wenig. Als er jung das Haus verließ, um die Universität zu beziehen, war sie, die fünf Jahre jüngere, noch ein Kind. Auch wenn er auf einen Ferienbesuch kam, beachtete er, der in frühreifem wissenschaftlichen Eifer nur in Büchern lebte, das kleine Mädchen wenig, während Doris den braunen Krauskopf mit den stolzen Augen immer mit Freude begrüßte, und ihn im stillen sehr lieb hatte. Die Annahme, daß die beiden unter so eignen Verhältnissen als Geschwister Erzogenen, zumal nachdem ihnen ihre Sonderstellung im Hause zum Bewußtsein gekommen, sich um so enger hätten an einander schließen müssen, erwies sich als täuschend. Martin, in einer Art von Jünglingshochmuth, hatte weibliche Reize noch kaum auf sich wirken lassen. Abgeschlossen hatte er sich überhaupt früh von den ihn umgebenden Lebensverhältnissen, und sogar in seiner Knabenzeit, erwachsen in einem Hause, das zu Zerstreuungen vielfach aufforderte, lebte er für sich, zwar nicht ohne Familiensinn, doch ohne die Geselligkeit der Familie mitzumachen.

So war es in seinen akademischen Jahren, so in der kurzen Zeit seiner Berufsthätigkeit. Der Krieg hatte ihn plötzlich aus diesen Grenzen, die er sich selbst gesteckt, herausgerissen. Unter großen Erlebnissen, Entbehrungen, unter ganz neuen Daseinsformen, waren ihm die Augen aufgegangen, hatte er eine Wandlung in sich erfahren, welche die Seinen freudig begrüßten. Es schien, er sei jetzt erst jung geworden. In der That fühlte er, und zumal nach einem Krankenlager in der Fremde, sich zum ersten Mal recht heimisch, glücklich und behaglich im väterlichen Hause, und bei dem Gefühl innerer Befreiung, gab er sich äußerlich gefügiger und lebhafter. Wie er Vieles jetzt mit andern Augen ansah, erschien ihm Doris auch bemerkenswerther, und während des Geplauders sah er sich von der Beobachtung überrascht, daß er eine sehr reizende und liebenswürdige Schwester habe.

Doris ging heut nicht in die Gesangstunde, aber sie meinte, es wäre recht schön, wenn Martin Papa Bergmann gleich einen Besuch machen wollte. Er würde sich gewiß darüber freuen, sagte sie, und sah dabei Martin mit einem Ausdruck an, der ihm andeutete, daß auch sie diesen Besuch nicht ungern sehen würde. Er versprach ihn gern, und um ihn gleich zu machen, verabschiedete er sich von seiner Schwester. Schwester —! Das Wort kam ihm in seiner Beziehung zu Doris heut so wunderlich vor! Er dachte der Sache weiter nach, als er auf dem Wege zu dem Alten war.

Am Abend war die Familie sehr zeitig beisammen. Man mußte spätestens um sechs Uhr bereit sein, denn die Dicke des Manuscriptes, welches Augustin Bergmann auf den Tisch gelegt hatte, versprach bis zur zehnten Stunde vorzuhalten. Die Fenster waren heut sorgfältig verhüllt, die Dienerschaft hatte Weisung, „wegen besonderer Familienverhältnisse," keinen Besuch anzunehmen. Schon saßen sie sämmtlich um den runden Tisch, an welchem man dem Vorleser einen bequemen Platz gemacht hatte. Die Hausfrau, Doris, ihr gegenüber Martin, Pauline und ihr Gatte. Auch die jüngeren Söhne, Karl und Fritz, der eine etwa siebzehn-, der andere vierzehnjährig, saßen ernsthaft erwartungsvoll da. Man hatte ihnen nicht gesagt, daß ein nur zweifelhafter Genuß in Aussicht stehe, dessen Voraussicht wohl schon den Humor herausforderte. Der Hausherr verstand in solchen Dingen keinen Spaß, und verlangte ruhige Haltung. Er selbst aber fehlte noch, er war entschuldigt, und die Vorlesung durfte ohne ihn beginnen.

Einen persönlich wohlwollenderen Zuhörerkreis konnte Augustin Bergmann nicht verlangen. Man hörte mit größter Stille und Aufmerksamkeit zu. Zwar las der Dichter nicht zum besten, seine eintönig näselnde Weise hatte etwas Einschläferndes, und schon in den ersten Scenen kamen ein paar Stellen vor, bei welchen Martin's Gesichtsmuskeln eine Gefahr ausstanden. Er sah zufällig die Mutter an. Sie warf ihm einen bittenden Blick zu, und er verfiel in ein kurzes Husten.

Nach dem zweiten Act trat eine kleine Pause ein. Man hörte einige laute Athemzüge. Da trat aus dem Nebenzimmer, wo er in der Ecke des Sophas schon kurze Zeit geweilt hatte, der Hausherr. Er ging auf leisen Sohlen, als sollte Jemand nicht geweckt werden, dann setzte er eine Flasche Wein vor den Vorleser und schenkte ihm ein, damit er sich stärke. Darauf reichte er seinem Schwiegersohn eine Cigarre, mit fragendem Blick auf den Poeten. Herr Bergmann nickte, zum Zeichen, daß es ihn nicht stören werde. Dann zeigte der Hausherr Martin eine zweite Cigarre und winkte ihn geheimnißvoll in das Nebenzimmer. Martin folgte, und fand, wie der Vater durch eine gute Flasche auch für sich gesorgt hatte, und den Sohn auch zu entschädigen suchte. Es zog Martin doch bald wieder auf seinen Platz Doris gegenüber.

Und nun spann sich die Vorlesung weiter und weiter. Monologe und Dialoge, sehr auffallende Ereignisse, sonderbare Gestalten, nur geringe dramatische Handlung. Die Zuhörenden wurden im Laufe der Stunden schon etwas freier in ihren Bewegungen. Hier und da fiel Einem etwas aus den Händen, die Nachbarn beeilten sich, es aufzuheben. Man hörte zu, man hörte manchmal auch nicht zu, und dachte an etwas Andres; Martin's und Doris' Augen trafen sich oft; man war bei den längsten Monologen nicht ganz ohne Privatunterhaltung. Aber lang war das Stück doch; recht lang, recht sehr lang. Da kam im letzten Act eine unerwartete

Spannung. Das Verhältniß des nun greisen Künstlers Astorga zu seiner Schülerin Heliodora (deren Name für die Wissenden schon an Persönliches anklang), seine Liebe und Sorge für sie — das gab eine Wendung, die das Interesse, wenn auch nur für diesen kleinen Kreis, noch einmal hob. Als Martin sah, wie der Mutter Gesicht von inniger Theilnahme bewegt war, wie sogar Pauline ergriffen die Hände im Schooß gefaltet hielt, wie Doris die Augen niederschlug, während Thränen ihre Wangen beneтzten, da fühlte auch Martin sich bewegt — nicht für die Dichtung, aber für den alten Mann, der die Sprache seines Herzens hier, zwar unbeholfen, aber warm und ehrlich redete. Und als nun Astorga endlich von den Mönchen im Kloster begraben war (das dafür bestimmte Stück aus dem Requiem kam hier nicht zu Gehör), sprang man geräuschvoll auf, allerdings nicht ohne das wohlige Gefühl der Erlösung, aber doch mit vermehrtem Antheil an der Person Augustin Bergmann's. Doris war die Erste, die dem Alten um den Hals fiel, mit gerötheten Augen, ohne Worte. Die Hausfrau drückte ihm herzlich die Hand, Pauline erklärte, sie müsse Papa Bergmann einen Kuß geben. Paulinens Gatte, Doctor Ernst, trat, nachdem die Bewegung der Frauen sich ausgesprochen hatte, als Retter in die stockende Unterhaltung. Da er sich der früheren Bearbeitung aus seiner Bräutigamszeit noch dunkel erinnerte, konnte er einen Vergleich ziehen mit der neuen, und ihre Vorzüge bestens betonen. Da Jeder etwas zu sagen suchte, auch der Medicinalrath, ohne überschwängliche Schmeicheleien, behutsam im Lob, und doch ohne Kritik — denn daß man keinen ernsthaften Maßstab an diese gleichsam vertraulichen Mittheilungen des alten Hausfreundes zu legen habe, darüber schienen Alle einig — in dieser Situation fühlte Martin sich plötzlich von Bedenken und Unbehagen erfaßt. Der Vorleser sah endlich auch ihn an, und die Uebrigen folgten seinen Blicken, nicht ohne Unruhe gespannt, was er sagen werde. Er selbst war gefaßt auf einen Anstoß, ohne noch zu wissen, durch welche verletzende Rede, und doch sollten gerade seine Worte den Alten sehr glücklich machen. „Wer sich selbst darzustellen versteht," sagte Martin, „erfüllt nicht nur die schwierigste künstlerische Aufgabe, er ist auch des höchsten Eindrucks auf seine Zuhörer gewiß." Augustin Bergmann ergriff beseligt Martin's Hand mit seinen beiden Händen, und flüsterte ihm zu:

„Ja, ich weiß, ich habe etwas geleistet."

Aus der hohen Kunststimmung wurde man bald zur Heiterkeit zurückgeführt durch eine Frage des jüngsten Zuhörers, auf welchen die Hinrichtung im ersten Acte besonders Eindruck gemacht, der das ganze Stück über Hinrichtungen nachgedacht, und im Verfolg vergeblich auf neue Executionen gewartet hatte.

Man ging nun zu Tische, und Martin, nachdem die gefürchteten Stunden doch noch so glücklich vorübergegangen waren, gab sich in ausgelassener Fröhlichkeit, als hätte es mit Astorga für ihn nun für immer sein Bewenden. Der Unglückliche ahnte nicht, daß ihm aus diesem Astorga noch unsägliche Arbeit, Mühe und Sorge erwachsen sollte!

Zwar für die nächsten Wochen hielt Herr Bergmann mit seinen ferneren Wünschen und Plänen noch zurück, obwohl häufig von seinem Werke gesprochen wurde. Er erschien jeden Abend, auch wenn er im Opernorchester zu thun gehabt hatte, noch auf ein Stündchen, denn die Familie lebte ziemlich in die Nacht hinein, da der Hausherr den Seinen oft erst in später Abendstunde angehören konnte; Herr Bergmann erschien sogar, wenn die Familie in Gesellschaft außer Hause war, in den gewohnten Räumen, um wenigstens mit den jüngeren Söhnen zu plaudern. Er verschmähte nicht, mit diesen sogar seine Dichtung, so viel sie verlangten, durchzusprechen. Und vielleicht war es in diesen Gesprächen, in welchen ihm ein gleich geringes dramatisches Verständniß entgegenkam, daß sich die Möglichkeit einer Darstellung seines Astorga auf der Bühne bei ihm immer mehr festsetzte.

Da die Carnevalszeit sich ihrem Ende näherte, wurden solcher Abende mehr. Doctor Freising hatte es Martin zur dringenden Pflicht gemacht, sich von seiner alten oder einer neuen Berufsstellung noch zurückzuhalten, und sich eine Erholungszeit zu gönnen. Unter den obwaltenden glücklichen Verhältnissen war der junge Mann unschwer dafür zu gewinnen, zumal das angenehme Gefühl, zum ersten Mal in der Gesellschaft ausgezeichnet, ja gefeiert

zu werden, ihm gar nicht unangenehm war. Dazu kam die herzliche Beziehung zu Doris, welche von dem jungen Mädchen mit unbefangenem Entgegenkommen aufgenommen und innerlicher gemacht wurde. Wenn die Hausfrau die unvermuthete Wandlung des geschwisterlichen Verhältnisses der jungen Leute nicht ohne geheime Freude begrüßte, so schien Herr Bergmann um so weniger gestimmt, sich in diese Wendung der Dinge so leicht zu finden. Entgehen konnte sie ihm nicht, da auch im Freising'schen Hause die Abende gesellig noch belebter geworden, und Martin gar kein Hehl machte, daß Doris auch hier für ihn den Mittelpunkt bildete. Die Eifersucht Augustin Bergmann's erwachte, und es bedurfte nur geringer Anlässe, um seine Mißstimmung gegen Martin zum Widerwillen aufflammen zu lassen.

Eines Abends war der Kreis um die gesellige Lampe sehr klein. Der Hausherr saß heute früh unter den Seinen. Außer der Mutter, Doris und Martin, war nur der Rechtsanwalt Pauker am Tische. Herr Bergmann war in einer sehr langathmigen Oper beschäftigt, und durfte erst spät erwartet werden.

Der Rechtsanwalt hatte seit einiger Zeit eine neue Wohnung bezogen, und eiferte gegen die für ihn darin erwachsene Plage, da über, wie unter ihm von virtuosen Dilettantenhänden den ganzen Tag nichtsnutzige Claviermusik gemacht werde. Das Ueberwuchern der Musik kam zur Sprache, der Eifernde ließ seinem Groll die Zügel schießen, und wurde hier und da von Martin unterstützt.

„Daß ich von eigentlicher Kunst hier nicht rede," schrie der Rechtsanwalt, „versteht sich von selbst! Ich rede von der Musikseuche des Dilettantenthums, die uns in jedes neue Haus, gleich dem Mauerschwamm, sechs Claviere liefert, und das moderne Leben verpestet, jede Häuslichkeit aber ihres Behagens beraubt. Denn wer ist noch in seinen eignen vier Pfählen, wenn er nicht nur die Lebensregungen der Nachbarschaft um sich her toben, sondern den tobsüchtigen Wahnsinn, der die moderne Erziehung ergriffen hat, wüthen hören muß? So ein Clavier, das elendeste aller Instrumente, treibt sofort alle Stimmung, alles Behagen, allen Geist aus seiner Ruhe! Lachen Sie nicht! Ist es denn etwa eine Kunst, auf einem solchen Instrument, wo alle Töne gleichsam zu Tage liegen, herumzutrommeln? Eben weil es die leichteste aller Beschäftigungen ist, wo durch Ausdauer und Uebung Jeder, auch der ganz Unmusikalische, zur Fertigkeit gelangen kann, setzt man jedes Kind schon vor die Tasten, damit es die verfluchte Mode früh mitmachen lerne. Und da werden bei guter Jahreszeit alle Fenster aufgerissen, und wenn die fünf, sechs, sieben Kinder sich durchgestümpert haben, dann setzen sich die erwachsenen Töchter und Söhne vor das Rasselbrett, und nun dröhnt es und heult es aus jedem Hause, über die Straße, durch die ganze Straße! Eins sucht das Andere zu überschreien, zu überquieken, zu überbrüllen, zu übertrommeln, daß gegen diesen Lärm mit seinem Wahnsinnsgeräusch der Höllenpfuhl ein idyllisch stiller Ort sein muß!"

Während die Andern, ohne ihn zu bestreiten, lachten, fuhr er, sich ernsthaft steigernd, fort:

„Dabei soll ein Mann nun arbeiten! Dabei soll überhaupt noch eine geistige Arbeit gedeihen! Ist es nicht Unverschämtheit des musikalischen Dilettantengesindels, seine Gegenwart so störend aufzudringen, seine ekelhafte Selbstgenügsamkeit im Genuß so brutal geltend zu machen? Wahrhaftig, ich bin selbst eine geräuschvolle Natur, ich weiß, daß ich euch hier die Wände anbrülle, aber Respect habe ich vor der Kunst, und nichts rühr' ich an, was ich nicht beherrsche, und ich brülle hier in gerechter Sache! Sehen Sie, wenn mich so die Canaillen in meiner Umgebung bis zum Verrücktwerden plagen, so könnte ich vor Wuth eine solche kreischende Jungfer Gans, einen solchen gröhlenden Lümmel, mit festem Vorsatz morden, oder, wenn es ein Andrer thäte, seine Vertheidigung vor Gericht mit gutem Gewissen übernehmen! Ja, ich wünschte nur, ich kriegte bald einmal eine solche Sache! Auf das bischen Musikantentodtschlag und Dilettantenmord käme wahrhaftig nichts an. O Himmel, zum musikalischen Würgengel möchte ich werden, und bei dem Gedanken schon krallen sich alle Finger an meinen Händen, sehen Sie, so — so!" er zeigte ein Paar der gewichtigsten vor, „um die Clavierbrut schockweise zu erdrosseln!"

Digitized by Google

Nachdem das Gelächter der Freunde sich gelegt hatte, begann Martin:

„In der That, die Musik unterscheidet sich, selbst als Kunst, von den übrigen Künsten durch den Mangel an Bescheidenheit, Humanität und Rücksicht, sie ist zudringlich und despotisch im übelsten Sinne. Jede andere Kunst gestattet ihrem Jünger, sich in geräuschloser Abgeschlossenheit zu bilden; der musikalische Schüler kann sein Talent nicht in der Stille bilden, denn es hebt die Stille um sich her auf. Und überdies stellt es den Uebenden selbst in ein unangenehmes Licht, sein Tasten und Fehlgreifen beleidigt nicht nur den, der kein Interesse an seiner Entwicklung hat, es läßt ihn auch persönlich ungebildet erscheinen."

Herr Pauker sah befriedigt den Sprecher an, und nahm mit gemäßigtem Eifer die Rede auf:

„Recht so, junger Freund! Aber was reden Sie von scheinbarer Unbildung? Als ob Musik und wirkliche Bildung etwas gemein hätten! Die Musik weiß nichts vom Denken, und wendet sich nicht an den denkenden Geist, höchstens an den mathematisch rechnenden Verstand. Was man musikalische Gedanken nennt, ist nur bildlich von Tonreihen gemeint. Die neueren Musikanten machen viel Wesens davon, daß heutzutage auch der Musiker sich Bildung zu verschaffen habe (ein sehr naives Zugeständniß und Bestreben!), aber selbst die Form ihres Verlangens, ihr Betragen dabei, zeigt, daß es damit gute Wege habe. Nun, liebe Freundin," wendete er sich zur Hausfrau, „Sie wollen mir eben entgegnen, daß Sie denn doch auch gebildete Männer unter den Musikanten respectirt wissen wollen — zugegeben! Die Regel ist es nicht. Und nun sehen Sie doch einmal zu, ob in den Familien und Gesellschaften, wo viel Musik gemacht wird, auch sonst viel Bildung zu finden ist? Ob sich da ein vernünftiges Gespräch anknüpfen läßt? Ich rede gar nicht von den üblichen Schaudergesellschaften, wo nach langem Nöthigen und unsäglicher Ziererei Clavier- und Gesangsolos hinter einander vorgeritten werden, Lieder, Arien aus Opern und Oratorien, verrücktes Hackemack durch einander; wo, nachdem die Zuhörer erschöpft sind, die musikalischen Kehlen immer unerschöpflicher werden, und wer sich am längsten geziert hat, endlich das Terrain erobert, um mit frischen Kräften der Nacht zu trotzen. In dem Elend solcher gedankenlosen Unterhaltung ist natürlich keine Bildung zu finden. Eben weil die Leute stupid und stupend ungebildet sind, und nichts zu sagen wissen, darum machen sie Musik — was man so Musik nennt."

Doris sah den Sprecher etwas befremdet und lächelnd an. Er verstand den Blick, und sagte schnell:

„Legen Sie mir keine Schlechtigkeiten unter, anmuthiger Schalk! Das Haus Freising ist gar kein vorwiegend musikalisches Haus, obgleich es eine excellente Sängerin einschließt, und einen Musikanten zum Hausfreunde hat — ja, wo ist er denn heut? Schon daß ich hier gebildet schimpfen darf, zeigt an, welche Bildung das Haus repräsentirt. Die Musikseuche hat hier nichts verheert oder nur angetastet."

Martin sagte darauf: „Wenn die Musik als Kunst eigentlich nichts Bildendes hat, so muß sie als Erziehungsmittel des Dilettantismus nur um so ungünstiger wirken. Wie ihr Ueberwuchern das Gedankenleben scheucht und das Denken vernichtet, so kann ihre unausgesetzte Wendung an das Gefühl nur verweichlichen, den Charakter erschlaffen."

„Hoho! Es geht noch viel weiter! Alle Nichtsnutzigkeit —" Der Rechtsanwalt schrie es laut gegen die Wände, und schien nun seine Haupttrümpfe ausspielen zu wollen. Aber die Hausfrau und Doris riefen dazwischen, da sie die weiteren Consequenzen bereits kannten, auch die Claviersteuer, die Herr Pauker sich vom Staate dringend wünschte, und die so hoch sein sollte, daß nur Einer vom Tausend bei der Tastentrommel bleiben könne, zum warnenden Beispiel für die Welt.

Der Doctor, der sich bisher wenig an der Unterhaltung betheiligt, im ganzen aber ein schweigendes Einverständniß mit den Männern zu erkennen gegeben hatte, begann jetzt:

„Nun, ich, der ich mit meinen wissenschaftlichen Studien meist auf die späten Nachtstunden angewiesen bin, wo dann in den Umgebungen Ruhe eingetreten zu sein pflegt, und bei Tage auf ein Wanderleben durch die Stadt angewiesen bin, kann als

unparteiisch gelten. Ueberdies bin ich ganz unmusikalisch — wenn ich gleich gern mir etwas Hübsches vorsingen lasse (schaltete er, Doris zunickend, ein). Um so mehr habe ich als Arzt die Wirkungen des übermäßigen Musicirens beobachtet. Das Clavierüben bis zur Erschöpfung macht unzählige junge Mädchen nervös und krank, und dann heißt es, die entsprechenden Bäder dafür erfinden. Die beste Cur wäre freilich ein Aufgeben der Musik. Die Nervenstörung hört aber nicht auf, und so trägt die dauernde musikalische Aufregung allerdings dazu bei, die Kräfte zu untergraben. Unzählig sind die Klagen über Störung der ersten Nachtruhe durch Musik in der Nachbarschaft, und zwar werden solche Klagen in Häusern laut, wo auch viel Musikalisches verbrochen wird, worüber die gescholtene Nachbarschaft mir dann wiederum ihre Klagen ausschüttet. So krümmt sich Jeder unter dem Elend, das er sich selbst erschaffen, und zu dem er seine Kinder auch wieder erzieht. Ob das durch irgend eine Maßregel zu hemmen, zu ändern ist, weiß ich nicht. Möglich aber —"

„Wahrscheinlich sogar —" fuhr der Rechtsanwalt dazwischen, die Gelegenheit wahrnehmend, mit einem Paradoxon einzugreifen — „wahrscheinlich sogar ist es, daß der Musikschwindel alle übrigen Künste vertreiben wird, daß alle Wissenschaften darüber zu Grunde gehen! Denn bei so einem Hundelärm in der Nachbarschaft kann kein Denker mehr denken, kein Dichter mehr dichten, kein geistiges Leben mehr bestehen. In großen Städten sind wir nicht mehr weit davon entfernt. Und wenn es dann weiter nichts mehr giebt auf der Welt, als schlechte Musikanten, werden sie einander selbst niederorgeln und nervös zu Schanden klappern und blasen. Ach könnte ich dabei sein, wenn am jüngsten Musiktage — mein Gehör wollt' ich meiner Nachgier opfern — wenn die Kerls einander dann aufreiben, untergraben, zu kraftlosen Schatten machen, bis die letzte Musikantenseele sich verflüchtigt hat!"

Die Hausfrau wünschte längst, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, da die Uhr sagte, daß die Oper bald zu Ende sein müsse. Zu Martin gewendet begann daher die Mutter:

„Sage mir doch, wie es zugeht, daß du, der du einst mit so eisernem Fleiß dein Clavier geübt hast, und recht gut spielst, auch genügende musikalische Bildung hast, daß deine allgemeine Bildung und dein Charakter dabei so wenig Schaden gelitten haben?"

Martin zeigte sich in diesem Augenblick ganz verblüfft, daß man ihn auf seine Musik anrede, während Doris mit allerliebster Schadenfreude in die Hände klatschte.

„Ich habe die Ausübung der Musik, und meine Vollkommenheit darin, aufgegeben," sagte er, „weil ich fühlte, daß ich über das Dilettantische nicht hinauskam. Zum bloßen Dilettantismus aber fühle ich mich, offen gesagt, zu stolz."

„Recht so!" rief Herr Pauker.

„Ich bin sogar in der Musik ein solcher Ketzer geworden," fuhr Martin fort, „daß mir die allerniedrigste Volksmusik fast am höchsten steht. Eine Gebirgscither zum Beispiel, und bairischer oder tyroler Jodelgesang ergreift mich im Innersten, der Naturlaut darin wirkt auf mich mächtiger als das Musikalische."

„Nicht so übel!" meinte der Rechtsanwalt; „nämlich wenn die Jodelnden wirkliche Natur- und Volkskinder sind, und nicht auch wieder gebildete Dilettanten ohne Mieder oder Kniehosen. Ach die verfluchten Dilettanten! Hört, wie ist denn das, ihr habt ja wohl neulich eine dilettantische Prachtnummer der Poesie bei euch lesen hören? Astorga ist wieder aufgetaucht? Nun, was hat denn Papa Musensohn da noch einmal an Schnurren zu Tage gefördert?"

Die Frauen sahen Martin halb vorwurfsvoll an, denn nur durch ihn konnte Pauker das Geheimniß erfahren haben. Er gab es zu, indem er zu seiner Vertheidigung dahin deutete, daß Herr Bergmann mit seiner Arbeit ja doch an eine Veröffentlichung denken werde.

„Versteht sich," rief Pauker, „wir erleben es noch! Und ich meinestheils verspreche mir ein Gaudium von diesem Musikdrama, denn die wenigen Blicke, die ich einmal vor Jahren hineingethan habe, geben mir den Vorschmack von unsäglicher Blödsinnswonne."

Die Frauen begannen eine lebhafte Vertheidigung, der Doctor sprach sich für Schonung des alten Mannes aus, und Martin sagte:

„Daß dieses Dilettantenmachwerk des letzten Grades der Niederträchtigkeit entbehrt, sich sogar durch ein paar Züge empfiehlt, das eben macht es unbequem. Man kann nicht immer lachen, die Langeweile schwebt mit breiten Flügeln über der Mittelmäßigkeit."

Die Frauen traten noch einmal ein, Doris sogar mit einer gewissen Heftigkeit. Da rief der Rechtsanwalt:

„Ei was! Daß das alte Geschöpf, der besondre Günstling meiner verehrten Freundin, so unbedingt zu schonen sei, kann ich nicht billigen. Sie bestärken ihn nur in dem, womit er Ihnen lästig fällt. Wäre seine Verrücktheit so recht ausbündig und tapfer, so wollte ich Respect vor ihm haben, aber über das Elend der Mittelmäßigkeit nicht einmal lachen zu dürfen —"

In diesem Augenblick fuhr die Hausfrau zusammen, und legte ihre Hand auf den Arm des Sprechers, so daß er befremdet abbrach. Man hatte im Nebenzimmer eine Thür gehen gehört, Herr Bergmann konnte eben eingetreten sein. Doris eilte hinaus. Es war Niemand da. Sie fragte draußen. Der Diener sagte, Herr Bergmann sei vor etwa einer halben Stunde gekommen, und eben in großer Eile weggegangen. — So verhielt es sich. Geräuschlos, wie er pflegte, war er in das zufällig nicht erleuchtete Vorzimmer eingetreten, und um die Unterhaltung, deren Gegenstand er noch nicht kannte, nicht zu unterbrechen, hatte er sich in seinen sogenannten Schmollwinkel gesetzt, um Alles mit anzuhören, und endlich, von Aufregung und Empörung ergriffen, davonzugehen.

Sehr Unangenehmes war damit für die Familie geschehen, und stand noch in Aussicht. Zwar, wenn Herr Bergmann recht zugehört, so durfte er weder der Hausfrau noch dem Doctor grollen, geschweige Doris, da alle drei nur zu seinen Gunsten gesprochen hatten. Alles Gravirende blieb auf Martin und dem Rechtsanwalt haften. Aber daß überhaupt solche Urtheile in diesem Hause über den Hausfreund gefällt wurden, durfte zu seiner Erbitterung billig genügen, und tief betrübte es die ihm Wohlwollenden, daß der alte Herr dergleichen bei ihnen erleben mußte. Während man noch in der unangenehmen Ueberraschung des Augenblicks rathlos stand, legte Herr Pauker wuchtig die Hand auf Martin's Schulter, und sagte:

„Na, wir beide allein sind die Verbrecher, auf die nun die Familienereignisse einstürmen werden. Ich meinerseits, so leid es mir thut, bin tückisch und bleibe reuelos in der Bosheit. Dem Alten ist es vielleicht eine Lehre. Was aber denken Sie, junger Schlachtengewinner?"

„Ich gehe ihm augenblicklich nach, und bringe ihn zurück!" rief Martin. Nur einen Augenblick schien dieser Vorsatz den Andern gut.

„Thue es lieber nicht!" sagte darauf Doris. „Ich kenne ihn. So bald wird er von **dir** nicht umgestimmt und zurückgebracht. Von **mir** vielleicht — obgleich heute wohl auch nicht. Gern ginge ich gleich zu ihm, aber ich glaube, ihm ist es lieber und besser, wenn man ihn sich selbst überläßt. Armer Papa Bergmann! Morgen mit dem Frühsten werde ich ihn besuchen."

Das Bedürfniß und der Wunsch, sofort etwas zur Entschuldigung oder Besänftigung des Alten zu thun, tauchte doch immer wieder auf, bis endlich der Doctor den Ausschlag gab, daß man ihn in dem Wahn lassen möge, seine Gegenwart sei gar nicht bemerkt worden. Doris werde dann den ersten, er selbst die weiteren Schritte thun.

Der Rechtsanwalt nahm die Sache leicht, und war bestrebt, sie auch den Freunden als unbedeutend darzustellen. Es gelang ihm nicht, und vorwiegend Martin fühlte sich mißgestimmt und verdrießlich über sich selbst. Die Unterhaltung stockte. Endlich nahm Herr Pauker seinen Hut, wünschte „gute Besserung" und empfahl sich.

Doris machte sich Tags darauf bei Zeiten auf den Weg zu Herrn Bergmann. Als sie gegangen, sagte die Mutter zu Martin:

„Warte, du Bösewicht! Ich erlebe es noch, daß du, bei all deiner Musikfeindschaft, eine musikalische Frau bekommst, der du am Clavier die Notenblätter umzuwenden hast!"

Doris blieb lange aus. Martin konnte ihre Rückkehr nicht erwarten, er beschloß, ihr entgegen zu gehen. Vor dem Hause des Herrn Bergmann aber kehrte er wie-

der um, da es ihm inzwischen nicht gut erschien, die Nachricht, die sie bringen würde, auf der Straße zu empfangen. Endlich kam sie nach Hause.

„Es geht leidlich!" rief sie zur Thür herein. „Ich habe ihn so weit besänftigt, daß er heut Abend nach alter Art bei uns eintreten will. Nur soll von seiner gestrigen Erfahrung bei uns dabei nicht mehr die Rede sein. Auch von dir, lieber Martin, verbittet er sich jede Entschuldigung, von dem Rechtsanwalt gar nicht zu reden! — und einen bösen Stand wirst du freilich noch lange bei ihm haben."

Nun wollte Martin dennoch durch seinen Besuch eine Anstandspflicht erfüllen, allein die Mutter wehrte es. Sie kannte den Alten genug, um zu wissen, daß dadurch jetzt nichts gewonnen werde. Dafür beschloß sie, ihrem Herzen zu folgen, und selbst zu Herrn Bergmann zu gehen. In der Voraussicht, daß ihr Gatte, durch Berufspflichten Abhaltung finden werde, seinen Vorsatz auszuführen, nahm sie Mantel und Hut, und machte sich auf nach der Junggesellenwohnung, welche sie, als Krankenpflegerin und Helferin zu betreten, schon öfter sich gestattet hatte.

Und am Abend darauf schien es wirklich, als wäre nichts geschehen. Herr Bergmann war wieder da, nur daß er Martin's Hand bei der Begrüßung kühl ablehnte, und durch kein Wort mit ihm verkehrte.

„Weißt du, Martin," sagte Doris einige Tage darauf, „weißt du, wie du Papa Bergmann versöhnen könntest?"

„Geschwind, sprich es aus!" rief er; „daß ich diese Verstimmung verbanne, die durch meine Schuld denn doch jeden Abend auf dem Familienkreise lastet."

„Die Buße ist nicht klein!" fuhr Doris fort. „Du müßtest die Tragödie Astorga zu einer Darstellung auf unserem großen Theater durchzusetzen suchen."

Martin schlug die Hände zusammen. „Das soll ich vertreten? dieses Machwerk?"

„Womit man gesündigt, damit wird man gezüchtigt!" Obgleich Doris es im Ernst sagte, konnte sie sich doch eines Lächelns nicht erwehren. „Papa Bergmann hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, seinen Astorga auf die Bühne zu bringen. Er will allen solchen Leuten wie der Rechtsanwalt und — mein Brüderchen, beweisen, daß sein Werk dennoch gut, und eines großen Erfolges sicher sei. Der Ehrgeiz ist leider in ihm erwacht, und seit jenem unseligen Abend eurer bösartigen Kritik leider auch sein Trotz und sein Selbstbewußtsein."

„Aber Doris!" rief Martin, „wenn ich das unglückliche Glück hätte, dem Stück auf das Theater zu verhelfen, und es fiele durch, würde ausgelacht, stünde es um den armen Mann nicht noch schlimmer? Zwar ich hätte meine Schuld gebüßt, aber, aber —!"

Ueber dieses Gespräch vergingen einige Wochen. Die Jugend tanzte viel, man ging ins Theater und in Concerte, und in der Zerstreuung dachte Martin weniger an die Verstimmung des Alten. Diese aber wurde von Tage zu Tage schlimmer, nicht allein gegen ihn, sondern gegen alle Welt. An den Familienabenden wurde er geradezu eine Last durch sein launenhaftes Betragen und leidenschaftliches Reden über allerlei Dinge, über die er sich bisher kein Urtheil erlaubt hatte. Das Mißverhältniß schien unerträglich, und Martin beschloß, obgleich nun auch sein Widerwille gegen den grillenhaften Alten erwacht war, sich zu überwinden, und dem Rathe Doris' Folge zu leisten. Das junge Mädchen schien sehr beglückt darüber, und dankte ihm in voraus mit den herzlichsten Worten, wodurch der Schritt für Martin erleichtert wurde. Das Astorga-Manuscript wußte Doris dem Alten auf ein paar Tage abzuschmeicheln, und so machte sich Martin, mit dem riesigen Papierballen unter dem Arm, ganz lustig auf den Weg zum Intendanten des Theaters.

Dieser, ein alter Bekannter des Freising'schen Hauses, empfing den Eintretenden mit Ueberraschung, zugleich aber nicht ohne einen Blick der Beängstigung, als er das dicke Manuscript auf Martin's Schooß ruhen sah. „Nun, junger Freund," begann Herr v. Z. nach der ersten Begrüßung; „Sie bringen etwas. Hoffentlich haben Sie nicht selbst Weißenburg oder Gravelotte in Scene gesetzt?"

Martin bekannte sich frei von solchem Vorwurf, und brachte sein Anliegen vor. Kaum aber hatte der Intendant das Manuscript in Händen, als er fast belustigt ausrief:

„Gott bewahre uns! Schon wieder das Stück meines alten Cellisten Bergmann! Ich habe es ihm ja vor acht Tagen als völlig unbrauchbar zurückgegeben!"

Jetzt konnte Martin die gesteigerte üble Laune des Alten sich erklären, deren Ursache Herr Bergmann doch Allen, sogar Doris, sorgfältig verborgen hatte. Zugleich fühlte sich der junge Mann durch seine Situation gegenüber dem Theatervorstand etwas gedemüthigt.

„Wenn Sie, lieber Herr," fuhr der Intendant fort, „diesen Astorga gelesen haben, können Sie sich doch wohl nicht zum Fürsprecher desselben machen! Sehen Sie, seit zwanzig Jahren habe ich das Stück nun immer wieder auf dem Theaterbureau einkehren sehen — es werden sieben Stationen sein, ich kann es Ihnen nachweisen, denn es ist in die Bücher eingetragen. Ich kenne es daher genau, weil ich es selbst gelesen habe, und zwar nicht ohne einen gewissen Antheil, da es von einem meiner Leute aus dem Orchester herrührt. Ich bin mit dem guten alten Bergmann seit diesen zwanzig Jahren durch Dick und Dünn gegangen, ich unterschätzte seine Verdienste nicht, unten an seinem Notenpult ist er immer noch einer unserer tüchtigsten Leute. Aber, daß dieser Mann sich in den Kopf gesetzt hat, ein dramatischer Dichter zu sein, ist denn doch eine Verrücktheit! Das zuzugestehen, kostet Sie nichts, davon bin ich überzeugt."

Martin, der sich wie auf dem Sünderbänkchen fühlte, bereute seinen Gang schwer, zumal er nichts zu entgegnen wußte. Der Intendant zog ihn aus der Verlegenheit, indem er fortfuhr:

„An eine Aufführung im Theater kann ich nicht denken. Aber vielleicht ist sonst zu rathen und zu helfen. Bergmann gilt etwas in Ihrem Hause, man möchte ihm gern eine Freude bereiten. Auch mir wär' es recht, und ich will gern dazu thun, was ich vermag. Wie wäre es, wenn Sie eine concertartige Vorstellung, eine Vorlesung mit vertheilten Rollen veranstalteten? Finden Sie nicht ausreichende Dilettanten für die Besetzung der Rollen — es müssen ihrer über vierzig sein — so stelle ich Ihnen meine Schauspieler zur Verfügung, auch die ersten Kräfte werden, denk' ich, es nicht verschmähen. Sie haben ja große Räume im Hause, und können Gäste einladen. Wenn ich für die begleitende Musik des echten Astorga nun gar noch die Mitglieder des Orchesters auffordere — Bergmann's Collegen thun es gewiß gern — so empfängt der Alte durch diese Vorstellung eine Genugthuung, wie sie manchem besseren Dichter leider nicht zu Theil werden kann. Wenn es noch dazu kommt, so lade ich mich hiermit gleich zu Gaste."

Martin dankte für den freundlichen Rath, und eilte mit dem Manuscript und dem Bündel Nachrichten nach Hause.

Nun ging es an ein Ueberlegen. Die Vorarbeiten erwiesen sich doch als sehr umfassend. Die Dinge mußten umständlicher, schwieriger werden, als bei einer Theateraufführung, wo Alles im großen geregelten Organismus hergeht. Der Doctor selbst warf die Frage auf, ob es rathsam sei, sich in einen solchen Aufwand von Kräften zu stürzen, gegenüber einem solchen Stück und dem Urtheil der Leute? Allein Doris schien, wenn auch bei wenig Worten, doch voll Freude, und die Hausfrau war nicht dagegen. Eine Hauptlast mußte dabei immer auf Martin fallen, doch auch der schien plötzlich Geschmack an der Sache bekommen zu haben. Nach einigen Tagen war man wirklich zum Beschluß gekommen, und Doris eilte beflügelten Schrittes zu Herrn Bergmann.

Sie theilte ihm den großartigen Plan mit, und zwar in Form einer Bitte um Erlaubniß, wobei sie Martin's erwachtes Interesse für die Dichtung zu erwähnen nicht vergaß. Aber selbst Doris war befremdet über die Art, wie Herr Bergmann den Plan aufnahm. Während sie eine Scene glücklicher Rührung erwartet hatte, sprach Augustin Bergmann, obgleich er sich durch einen Strahl der Freude durchzuckt fühlte, seine Einwilligung nicht in Worten der Befriedigung aus über eine Gunst, die ihm widerfahren solle, sondern als selbstbewußter Künstler, der eine Gunst zu erweisen hat, und dem durch eine solche Aufführung nicht halbwegs Gerechtigkeit werden kann. Aber er gab seine Erlaubniß, und brachte der Vertheidigung Martin's, welche Doris sich nun angelegen sein ließ, ein geneigtes Ohr entgegen. Schon erschien ihm der Charakter des jungen Mannes nicht mehr so häßlich geartet. Er war ja nur eben aus dem Kriege zu-

rückgekommen, er fühlte sich am zweiten Abend nach der Heimkehr noch nicht gestimmt, noch gar nicht befähigt, ein solches Werk auf sich wirken zu lassen; das war alles so natürlich! Nun hatte er es im stillen für sich gelesen, die Bedeutung desselben war ihm innerlich aufgegangen. Sein etwas zu rasches jugendliches Urtheil hatte sich inzwischen geändert; auch dies ging mit rechten Dingen zu. Augustin Bergmann war in allen Dingen des Lebens, der Erfahrung, der Beurtheilung, das lenksamste Gemüth, welches sich leicht bestimmen, und von Doris mit Allem versöhnen ließ, nur in Einem stand er fest und unerschütterlich, in dem Glauben an die Bedeutung seines Astorga. Er war weit ab von jenem Gefühl des echten Künstlers, der wohl die hohe Freude des Schaffens empfindet, aber dem vollendeten Werke mit einer gewissen Unbefriedigung gegenübertritt. Denn er hat es in seiner Phantasie, in seinem Willen, größer vor sich gesehen, als es ihm nun gelungen scheint. Er sieht die Mängel, und hofft sie künftig zu vermeiden. Diese Demuth vor der Würde der Kunst, diese Bescheidenheit vor sich selbst, hatte Augustin Bergmann nicht, er war der verstockte kleine Dilettant, er hatte in der Lebensarbeit seines Astorga gleichsam ein Perpetuum-mobile gesucht, und wähnte nun, es gefunden zu haben.

Doris hütete sich, ihre Beobachtung zu Hause mitzutheilen. Die Ihrigen konnten sie bald selbst machen, um über den Alten stutzig zu werden. Nun aber war die Sache einmal eingeleitet, und der Verfasser des Astorga hielt das Begonnene fest. Er war bereits mit den Proben zur Musik beschäftigt, während Martin noch umherlief, Schauspieler und Schauspielerinnen, so wie Freunde des Hauses für die Rollen zu gewinnen. Er selbst wollte sich mit einer Nebenrolle und zwar der gefährlichsten begnügen, die Jeder verschmähte, da sie den Darsteller der Lächerlichkeit aussetzte. Er hoffte, sie doch noch haltbar zu machen. Doris sollte nicht mit lesen, sondern die Solos in dem musikalischen Theil übernehmen. Einen schweren Stand aber hatte man mit dem Verfasser, der durchaus nicht zugeben wollte, daß man mehrere Rollen von einer Person lesen lasse, was bei der Gestaltenfülle des Stückes eine Nothwendigkeit war. Noch mehr Mühe machte es, ihm die übermäßige Länge des Stückes, und das Bedürfniß begreiflich zu machen, den Ueberschuß zu streichen. Die Hausfrau und Doris hatten unsägliche Mühe, den Hartkopf zu bearbeiten, ja die Erste mußte endlich ihr Hausrecht geltend machen, durch die Erklärung, daß sie ihre Gäste nicht die halbe Nacht im Zuhörerraume festhalten könne. Augustin Bergmann mußte sich fügen, sehr unwillig, und kopfschüttelnd, daß selbst die nächsten Freunde und gebildetsten Leute so wenig empfänglich wären für das Schöne und Große seiner Dichtung! — Die Vorbereitungen und Rüstungen währten wohl einen Monat. Schon wehte eine weichere Luft, und an den Zweigen zeigten sich grüne Spitzen. Martin kam eines Tages erschöpft aus der Probe. Aergerlich lachend erzählte er, daß man ihm selbst für seine Bemühungen den Spottnamen Astorga beigelegt habe.

„So muß ich am eignen Leibe dulden," rief er, „daß ich mich für andrer Leute Narrheiten ruinire!"

Die letzte Wendung rief einige Besorgniß in die Züge der Mutter und Doris'. Denn wirklich fühlte Martin seit kurzem einige Unbequemlichkeiten, die Nachwehen seiner Verwundung und langen Krankheit, die durch das ihm ganz ungewohnte gesellschaftliche Hetzen sich wieder bemerkbar gemacht hatten. Der Doctor hatte bereits den Kopf geschüttelt, und wünschte den Festabend vorüber, um dann ein Interdict auf alle schlechte Wirthschaft mit den Lebenskräften zu legen.

Endlich war man so weit, Einladungen ergehen zu lassen. Bei einem kleinen Zuhörerkreise konnte es nicht bleiben, da die ganze Bekanntschaft sich herbeidrängte. Die umfassenden Vorbereitungen hatten Viele aufmerksamer gemacht, die Neugier heftete sich an den bisher so unscheinbaren Cellisten, dessen Werk man im Freisingschen Hause so großer Bemühungen würdig erachtete. Dem Doctor war nicht wohl bei der Sache. Martin hatte längst Eifer und Zuversicht verloren, Doris ängstigte sich sehr, die Hausfrau wußte sich zu beherrschen, und berief sich darauf, daß der ganze Zuhörerkreis aus ihren Gästen bestehe, auf deren Haltung man sich verlassen könne. Augustin Bergmann, dem die Bedenken verhehlt wurden, da er sich

ihnen gar nicht zugänglich zeigte, war allein ruhig, seiner Sache sicher, und lebte großen Erwartungen, sogar bei der „Verstümmelung", die sich sein Werk hatte müssen gefallen lassen. Der Rechtsanwalt Pauker aber rieb sich die Hände vor Vergnügen und erhoffte in seinem Sinne auch Erkleckliches von dem Feste. Doris bedeutete ihm, wenn er nicht das Versprechen ablege, sich dabei ganz artig zu betragen, so werde man ihn gar nicht einladen.

„Oho!" rief er, „ich sage, was man vor Zeiten in Stammbücher zu schreiben pflegte:

In diese Vorstellung muß ich 'rein,
Und sollt es in die Quere sein!"

Endlich war der erwartete Abend da. Ein glänzender Zuhörerkreis hatte sich eingefunden, darunter auch der Intendant des Theaters. Auf einer Bühne saßen die Reihen der Vorlesenden und Singenden, hinter ihnen das Orchester, im Vordergrund auf einem Dirigirpulte, als Führer zweier Armeen, der kleine Musikus Augustin Bergmann. In der vorderen Zuhörerreihe, etwas seitwärts, hatte sich die Hausfrau einen Platz gewählt, in der letzten der Hausherr, zwei Wachtthürmen gleich, einander über die Menge hin begrüßend, und sichere Ordnung verheißend. Den Rechtsanwalt hatte der Doctor an seine Seite genommen, hart an den Ausgang des Saales, wo nebenan der Anblick eines mit Flaschen reich besetzten Büffets auf besorgtere Männergemüther tröstlich und beruhigend wirkte. So begann die Ouverture, unter deren stilvoll ernste Größe auch der Rechtsanwalt sich aufmerksam zuhörend beugte. Kaum aber war sie zu Ende, als Herr Pauker sich behaglich schmunzelnd emporhob, um, mit unsagbar belustigtem Muskelspiel im Gesicht, den ersten Scenen zu lauschen.

Sie schienen Manches zu verheißen, man war allgemein gespannt und neugierig auf Bergmann'sche Poesie, und bei frischer Aufmerksamkeit. Die Vorleser thaten ihr Möglichstes, und nach dem ersten Acte wurde Beifall gespendet. Dann wurde es ziemlich warm im Saale, die Fächer der Damen setzten sich in Bewegung, bei einigen Monologen und Kunstpausen hörte man hier und da ein Seufzen, leises Husten oder Räuspern. Schon machte sich vom Ausgang her ein gewisses Brummen geltend, und eine etwas geräuschvollere Art des Zuhörens mit Anwendung von Stiefelabsätzen und Stuhlbeinen. Man wußte, woher es kam, und hier und da lächelte man einander mit Verständniß zu. So kam der dritte Act heran, der schon einige Sehnsucht nach Befreiung brachte, die Ruhe war nicht mehr vollständig, Herr Pauker brummte in Bemerkungen, welche seine Nachbarn fassungslos aus dem Saale trieben. So stand es, als die Dichtung an einer gefürchteten Klippe anlangte. Martin hatte die Scene über Wasser zu halten, und las mit Todesverachtung. Da kam es vom Ausgang des Saals wie das verhängnißvolle Drohen eines Vulcans, und mit der Erschütterung eines Erdbebens brach der Rechtsanwalt seine Bande in fürchterlichem Lachen. Stoßweise, krampfhaft, um so ansteckender und fortreißender, als es, unter der Bemühung des Zurückhaltens, nicht als Signal, sondern als Stoff zur Belustigung wirkte. Allgemein war der Schreck, und leider auch die schwer unterdrückte Nachfolge. Das Geschick der ganzen Vorstellung schien einen Augenblick auf dem Spiele zu stehen. Der Hausherr ergriff den Rechtsanwalt am Arme und riß den Widerstandslosen aus dem Saale, und da auch draußen sein krampfhaftes Vergnügen noch vernehmbar war, führte er ihn in sein entlegenes Arbeitszimmer und schloß die Thür. Hier warf sich Herr Pauker auf das Sopha, immer die verhängnißvollen Worte Martin's wiederholend, vor Lachen mit Armen und Beinen ausschlagend. Der Doctor, ganz wider seine Gewohnheit sich selbst den Bauch haltend, setzte ihm ein Glas Wasser hin, und eilte zu seinen übrigen Gästen in den Saal. Er kam im Augenblick nach der höchsten Gefahr. Noch wogte das Publicum wie ein vom Wind bewegtes Kornfeld hin und her, die Gesichter hinter Fächern und Taschentüchern verbergend, selbst in den Reihen der Vorleser kämpfte man hinter Papierrollen und Blumensträußen entsetzlich mit den Lachmuskeln. Die Hausfrau stand aufgerichtet da, besorgte Blicke nach der Thür hinübersendend. Als ihr Gatte wieder eintrat und ihr beruhigend zuwinkte, nahm auch sie wieder Platz. Glücklicherweise kam das Orchester jetzt stark arbeitend zu Hülfe,

und unter machtvollem Maestoso konnten Rückfälle versteckt, oder die Fassung wieder erworben werden.

Von alldem hatte die Hauptperson doch nur wenig wahrgenommen. Augustin Bergmann war, als die Lachexplosion losbrach, freilich auch erschreckt herumgefahren, und hatte einen Stich im Herzen gefühlt, sich aber schnell wieder seinen Heerschaaren zugewendet. Er wußte, woher die Störung kam, und verachtete den Störer. Das Publicum hatte er im Rücken, und konnte die Wirkung nicht beobachten. Einen um so eisigeren Schauer hatte Martin bei der Unterbrechung empfunden. Er, der in dem Bewußtsein, ein Opfer zu bringen, wenn auch nicht der Gegenstand des Gelächters geworden, aber gleichsam der leitende Faden gewesen, auf welchen der elektrische Funken hinüberflog, er fühlte sich von jähster Erbitterung durchzuckt. Noch wußte er sich äußerlich zu beherrschen, und führte mit gesteigertem Ton, der Gefahr ins Antlitz trotzend, seine Rede zu Ende. Dann aber saß er in schweigendem Ingrimm, hörte weder Worte noch Töne, sondern nur die eignen rächerischen Gedanken. Nicht gut war es, daß er in der kurzen Pause, da Erfrischungen gereicht wurden, mehrere Gläser Wein in der Aufregung hinunterstürzte.

Daß die letzten Acte nur erlahmten und ermüdend wirkten, kann nicht Wunder nehmen, zumal man trotz großer Kürzungen des Stückes die Ausdehnung als eine Grausamkeit empfand. Nur als Doris im Wechselgesang des Chors ihre Stimme hören ließ, belebte sich der Antheil noch einmal. Wer in diesem Augenblick seine Aufmerksamkeit in das Nebenzimmer hätte richten mögen, konnte den Rechtsanwalt (der sein Glas Wasser verlassen hatte) ganz ernst und ergriffen am Tische sitzen, und, sein Haupt auf den Arm gestützt, in ein Glas Rheinwein blicken sehen.

Endlich war das Requiem der Mönche am Grabe Astorga's verklungen, und die Hausfrau gab das Zeichen, daß man am Ziele sei. Während sie freundlich auf Augustin Bergmann zuging, und passende Worte für ihn fand, erhob man sich geräuschvoll, und suchte durch ein paar Schritte die vom Sitzen erlahmten Glieder zu beleben. Der Verkehr zwischen der Bühne und den Zuhörerreihen begann sogleich, und Mancher brachte es über sich, dem Urheber des Genusses etwas zu sagen, was diesem angenehm sein sollte. Er selbst war so befriedigt, trotz aller Zwischenfälle und Ausstellungen, die er an der Ausführung zu machen hatte, daß man es billig aufgab, ihm Schmeicheleien zu sagen. — Währenddem hatte der Hausherr, dem bereits länger die farblose Blässe im Gesicht seines Sohnes aufgefallen war, sich bis zu diesem Bahn gemacht, und wußte ihn bis in sein Studirzimmer fortzulenken. Hier brach die Aufregung Martin's in erschreckender Weise gegen Herrn Pauker los. Er wollte den Beleidiger vor die Pistole fordern, er ließ sich nur mit Gewalt von dem Vater zurückhalten. Dieser, die fast krankhafte Form von Martin's Jähzorn erkennend, that in aller Freundschaft ein väterliches Machtgebot, wenigstens heut die Gesellschaft nicht noch einmal zu stören, und für den Augenblick sich einige Ruhe und Einsamkeit verordnen zu lassen. — Der Auftritt hatte aber einen ungesehenen Zuhörer gehabt, in dem jüngsten Sohne, der bis zur Thür gefolgt war. Fritzchen erzählte sofort seinem Bruder Karl die große Thatsache, daß Martin den Rechtsanwalt auf Pistolen fordern werde. Während nun in der Gesellschaft die längst erwarteten Schüsseln umhergereicht, und in den Ecken, welche von schwarzen Fracks verdunkelt wurden, die Fleischgerichte verschwanden, als hätte Hungersnoth gewüthet; währenddem tauchte das Gerücht auf, Martin habe den Rechtsanwalt gefordert. Die Sache erschien bei dem jungen Kämpfer von Gravelotte nicht außer Möglichkeit, wirkte daher um so aufregender, und ging wie ein Lauffeuer durch die Gruppen. Es fehlte nicht viel, daß man zu der Befürchtung kam, der Beleidigte habe Herrn Pauker, den man nirgend finden konnte, bereits todtgeschossen; zumal Martin eben mit noch bleichen Zügen in den Saal trat. Er hatte sich gefaßt, hatte die Mutter und Doris über seinen Zustand und die umlaufenden Gerüchte beruhigt, und wies jede Anrede, die etwa dahin deutete, lachend zurück. Aber er verbarg, daß er schon den ganzen Abend und jetzt gesteigerte Schmerzen litt, an verschiedenen Stellen, wo seine Wunden vernarbt waren. Wenn er das Fest nicht störte, so bildete der Held desselben, Augu-

stin Bergmann, doch auch nicht den Mittelpunkt desselben. Man konnte sich nicht entschließen, den kleinen Musikus im Ernst als Dichter zu feiern. Dem Freising'schen Hause wurde es nur von Wenigen als eine aufopfernde Gutmüthigkeit zugerechnet, von Vielen schon an diesem Abend verdacht und als eine Lächerlichkeit ausgelegt, so viel Aufhebens von diesem Astorga zu machen. Der Doctor und seine Gattin waren nur zufrieden, daß Alles noch leidlich abgelaufen, und ließen jedes Urtheil und jede Meinung auf sich beruhen. Sie hielten darauf, daß Herr Bergmann heut auf seinem Ehrenplatz unbehelligt blieb, und der vom Hause Geehrte ließ es sich in ruhiger Fassung gefallen, bis man spät aus einander ging.

Am andern Morgen mußte Martin sich eingestehen, daß er krank sei. Er konnte sich ohne große Schmerzen nicht bewegen, und hatte das Lager zu hüten. Der Medicinalrath, auf diesen Fall bereits gefaßt, wendete die geeigneten Mittel an, welche sich für den Augenblick wirksam zeigten. Bei ungetrübter Jugendkraft ertrug Martin seine Niederlage heitern Muthes. Unter Gesprächen über den gestrigen Abend saßen die Mutter und Doris eben bei ihm, als der Rechtsanwalt Pauker gemeldet wurde. Die Damen verließen bald nach seinem Eintritt das Zimmer, und der Gast, nahe an Martin's Lager rückend, begann:

„Und nun wir unter uns sind, geliebter Heißsporn, sagen Sie mir, was Sie im Ernst mit mir vorhaben? Ich höre, es gelüstet Sie nach meinem Blut, Sie wollen sich mit mir schießen?"

Martin wehrte lachend mit der Hand ab, der Rechtsanwalt aber fuhr fort:

„Offen gestanden, finde ich das von Ihrem Standpunkt aus ganz recht, und es imponirt mir, so zu sagen. Aber thun Sie es lieber doch nicht! Denn es ist gestern des Lächerlichen so viel in Scene gegangen, daß das Nachspiel füglich unterbleiben kann."

„Es war bei mir nur eine Aufwallung des Augenblicks —" sagte Martin.

„So! Schön!" fiel der Andere ihm in die Rede. „Bei mir war es schlimmer, obgleich es mich verdrießt, daß ich losplatzte, während gerade Sie sich zum Opfer brachten. Nun, da ich Ihnen also das Leben von neuem verdanke — was mir wirklich sehr angenehm ist (er reichte ihm dabei seine gewaltige Hand dar), so lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden. Eure gestrige Aufführung war dummes Zeug, bis auf die Musik, die man besser apart hätte haben mögen. Das wissen Sie selbst ebenso gut. Nun aber laßt es genug sein mit eurer Willfährigkeit gegen den saubern Poeten. Paßt auf, er erhebt bald neue Ansprüche, und ich möchte nicht erleben, daß in eurem Hause dieser Astorga nun auch dramatisch von einem Sammelsurium von Schauspielern und Liebhabern aufgeführt würde. Schon jetzt habt ihr es weder dem Alten, noch den Leuten recht gemacht. Sie begreifen nicht, wie ihr es euch so viel konntet kosten lassen, und machen sich lustig, obgleich sie tüchtig gegessen und getrunken haben. Ich möchte Ihnen förmlich das Wort abnehmen, daß in diesem sonst guten Hause die Astorgaluft nun ein- für allemal hinausgeräuchert werde, daß — "

Die Thür that sich auf, und Augustin Bergmann trat ungemeldet ein. Es war ein großer Schritt, daß er Martin in seinem Zimmer aufsuchte, er kündete völlige Versöhnung an. Aber nun war die Ueberraschung groß, seinen Feind hier zu finden. Auch der Patient sah bedenklich aus, angesichts dessen, was sich nun ereignen konnte. Der Rechtsanwalt aber zog die Augenbrauen in die Höhe, erhob sich ruhig und sagte:

„Nun, ein ander Mal mehr davon, junger Freund, und — gute Besserung!" Dann zu Herrn Bergmann gewendet, begann er ganz freundschaftlich:

„Wissen Sie auch, Herr Poet, daß ich eben über ihren Astorga scandalirte?" — Der Angeredete warf ihm ingrimmig verbissene Blicke zu, welche sagten, daß er ihm glaube.

„Nun, das müßt ihr Musensöhne euch gefallen lassen! Uebrigens, ehrlich gesagt, alter Herr, ist mir Ihr Fidelbogen auf dem Violoncell lieber als Ihre Feder. Adieu!" Er war schon draußen, als Augustin Bergmann noch erbittert die Thür betrachtete.

Martin konnte jetzt erst seinen neuen Besuch, den er hoch aufzunehmen hatte, dankend begrüßen. Er fügte gleich hinzu, daß Herr Pauker sich für die gestrige Stö-

Digitized by Google

rung habe entschuldigen wollen. Der Musikus setzte sich an Martin's Bett.

„Ich weiß, lieber Martin, daß Sie ihn fordern wollten, daß Sie für mich und meinen Astorga, der Ihnen am Herzen liegt, Ihr Blut und Leben wagten! Dafür bin ich Ihnen sehr verpflichtet, und werde es Ihnen nie vergessen!" Er beklagte ferner, daß der junge Mann für all seine Anstrengungen nun büßen müsse, und das Gespräch kam auf den gestrigen Abend, Herr Bergmann merkte an, was ihm gelungen, was ihm verfehlt erschienen sei.

„Und nun," fuhr er fort, „hören Sie an, was für ein Plan mit meinem Astorga über Nacht bei mir zur Reise gekommen ist." Der Patient fuhr entsetzt auf seinem Lager herum, als er von einem neuen Plan vernehmen mußte.

„Ich habe beschlossen," redete Jener weiter, „das Stück der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie interessiren sich dafür, wir wollen es drucken lassen! Sie haben gewiß literarische Bekanntschaften, Sie werden mir mit Leichtigkeit einen Verleger verschaffen." Herr Bergmann sprach noch länger, und sein Opfer, auf das Lager gebannt, mußte wohl oder übel zuhören. Endlich brachte das Eintreten der Mutter Rettung. Sie hatte von dem Zusammentreffen der Feinde oben in des Sohnes Zimmer gehört, und war immer noch verwundert genug, den hier ungewohnten Gast allein und in längerer Auseinandersetzung zu finden. Da sie in Martin's Mienen las, suchte sie den Hausfreund fortzuschaffen, indem sie zu verstehen gab, es sei nun genug des Gesprächs mit dem Patienten. Herr Bergmann ging, nicht ohne die Mahnung, daß Martin sich den Vorschlag zu eigen machen möge.

„Was will er denn schon wieder?" fragte die Mutter, als sie allein waren. Martin erzählte von der neuen Ehre, die ihm zugedacht war.

„Himmel und Erde!" rief er lachend; „bin ich denn ausersehen, diesen Astorga hinter mir her zu schleppen? Schafft mir eure Hauskunst vom Halse, oder ich erliege!" Diesmal lachte die Mutter nicht mit. Durch Herrn Bergmann's selbstbewußtes Betragen stutzig geworden, war sie, wie auch ihr Gatte, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es nun genug der Aufmerksamkeit sei gegen seinen Astorga.

„Du sollst nichts mehr damit zu thun haben," sagte sie. „Laß das meine Sache sein, da ich es doch bin, die ihn in seinem Traumleben bestärkt hat. Dieser Astorga ist im Laufe der Jahre schon bei vielen Verlegern gewesen, die üblen Erfahrungen scheinen unsern wunderlichen alten Freund nicht klüger zu machen. Soll das Stück denn doch veröffentlicht werden, so mag er es auf seine Kosten drucken lassen, wovon auch schon die Rede gewesen ist. Ich würde ihm das Geld dazu von dem Meinigen geben, um die Sache los zu werden, aber es fehlt Bergmann gar nicht an Mitteln. Nur daß er noch stets eingeworfen hat, Doris damit zu schädigen. Für Doris wird auch bei dieser Einbuße genügend gesorgt sein."

Die letzte Wendung machte Martin aufmerksam. Was hieß das? Er unterdrückte die Frage, da seine jüngeren Brüder ins Zimmer sprangen, um ihm nach Beendigung der Schulstunden ihre Dienste oder Unterhaltung anzubieten.

Schon nach einigen Tagen konnte Martin aufstehen, und sich wieder bei frischen Kräften fühlen. Die völlige Genesung wollte man bald von einer Cur in Wiesbaden erwarten. Inzwischen war es Frühling geworden, und neben den Hyazinthen am Fenster gab es Veilchensträuße in den Zimmern. Nach den letzten Wochen geselligen Wintertreibens schloß sich das Familienleben nun wieder enger zusammen, der verhängnißvolle Name Astorga klang seltner in die Unterhaltung hinein, da die Hausfrau den Verfasser wirklich dafür gestimmt hatte, das Stück aus eignen Mitteln drucken zu lassen. Dieser war nun sehr mit sich und seiner Angelegenheit beschäftigt, und mochte sich, wenn er Abends kam, an der Unterhaltung kaum betheiligen. Doris und Martin hatten freieren und ungestörteren Verkehr unter sich, und konnten um so ernster empfinden, was sie einander waren. Aber ihr eigenthümliches, bisher geschwisterliches Verhältniß schien ein offenes Bekenntniß eher zu erschweren als zu begünstigen. Weil sie täglich Gelegenheit dazu hatten, schien die eigentliche Gelegenheit zu fehlen, als müsse ein besonderer, geheimnißvoller Augenblick abgewartet werden, um das Siegel zu lösen. Einmal sah Martin ein Notenbuch auf dem Clavier aufgeschlagen, eine alte

Kirchenmusik, und bat Doris, das bezeichnete Andante zu singen. Doris traute sich nicht, die schwierige Begleitung, die Herr Bergmann sonst übernahm, selbst durchzuführen. Martin sah das Stück so von der Seite an, und obgleich er noch geringeres Vertrauen zu seinem Clavierspiel hegte, setzte er sich, wie zum Versuch, nieder, und griff in die Tasten. Es ging wider Erwarten, und Doris fiel rechtzeitig mit dem Gesange ein. Beide waren so eifrig bei der Sache, daß sie nicht merkten, wie hinter ihnen die Mutter in das Zimmer trat, mit Erstaunen eine Weile zuhörte, und es still wieder verließ. Doris und Martin zusammen musicirend: das war noch nie vorgekommen. Es kam nun aber öfters vor, bald jeden Tag. Sie verkehrten auf diese Weise innerlich mit einander, und sagten sich in Tönen, was sich noch nicht in Worte fügen wollte.

Dieses glückliche Einvernehmen der jungen Leute, wie es sich unbefangen vor der Familie gab, konnte auch Herrn Bergmann nicht entgehen, wie sehr er selbst auch innerlich beschäftigt sein mochte. Die alte Eifersucht erwachte von neuem und wurde genährt und verbittert, als er erfuhr, daß Martin seine Stelle am Clavier bereits an sich gerissen habe. Daß Doris aus den Gesangstunden bei ihrem Lehrer nicht mehr heiter zurückkehrte, fiel im Hause auf, und der Mutter besonders, daß sie sich zu ihrem Gange nur seufzend anschickte. Als sie aber einst mit gerötheten Augen eintrat, konnte Martin, der sich gerade allein mit ihr befand, nicht umhin, sie dringend nach der Ursache zu fragen.

„Ach, lieber Martin,“ begann sie, „es wäre vielleicht nicht der Thränen werth, wenn meine Empfindung sich leichter darüber hinwegsetzte, gegen Liebe und Sorge nicht so willfährig sein zu können, als sie es verdienen. Ich habe mit Papa Bergmann jetzt keine gute Zeit. Er will eine Künstlerin aus mir machen. Ich soll losgelöst von diesem Hause in die Oeffentlichkeit gehen, mit ihm reisen —“

Unter Schluchzen brach Doris ihre Rede ab.

„Ist es möglich!“ rief Martin. „Aber du, Doris, würdest du dich denn entschließen, zum Theater zu gehen, in der Oper aufzutreten?“

„Nein, niemals!“ entgegnete Doris fest und ruhiger. „Auch wenn ich selbst Talent und Neigung dazu fühlte, würde ich es nicht ohne völlige Uebereinstimmung mit den Eltern versuchen. Aber davon soll gar nicht die Rede sein, und da ich selbst keinen Beruf dazu in mir finde, habe ich es entschieden abgelehnt. Dafür will nun aber Papa Bergmann, daß ich als Concertsängerin mit ihm umherziehen —“

„Aber ist es denn eine Nothwendigkeit, daß du dein Talent in dieser Weise verwerthest?“ redete Martin aufgebracht dazwischen.

„Ich hab' es ja zu Hause so gut!“ sagte Doris. „Müßte ich es thun, so würde ich nichts Arges dabei sehen, aber Papa Bergmann knüpft daran Pläne, zu welchen ich mich unter keiner Bedingung verstehen würde, schon um seinetwillen nicht —“

Ihre Stimme erstickte noch einmal in Thränen, und Martin, ohne weiter nach diesen Plänen zu fragen, ergriff ihre Hand mit lebhafter Rede:

„Doris! Liebe Doris! Laß es gut sein! Ich habe für die Zukunft ganz andere Pläne — für uns beide! Du weißt ja, daß wir zusammengehören —!“

Doris sah ihn mit anmuthigem Erröthen lächelnd an und entgegnete, schnell gefaßt:

„Ich weiß es, Martin! Aber wir wollen einander jetzt nichts sagen, nichts, wollen still und in uns glücklich fortleben, wie bisher! Wir haben noch viel zu überwinden, und du kannst nicht wollen, daß mir fast das Herz bricht, wenn —“

Sie vollendete nicht, machte sich hastig los, und eilte aus dem Zimmer.

Martin ging in den nächsten Stunden befremdet und aufgeregt umher, und suchte vergeblich, sich bald im Freien, bald bei einem Buche zu sammeln. Doch bemerkte er auch die ernstere Stimmung der Mutter. Nachmittags konnte er diese endlich allein sprechen. Er erzählte ihr zuerst den Plan Bergmann's für Doris' künstlerische Laufbahn. Die Mutter war selbst durch Doris noch ausreichender berichtet worden.

„Wir sollen durch unsern alten Freund nicht ohne Arbeit bleiben!“ begann sie. „Denn seine Pläne gehen weiter, und sie eben sind es, durch die sich Doris in seiner Seele fast verletzt fühlt, denn sie sieht seine Narrheit ein. Er will mit ihr durch ganz Deutschland reisen, will überall seinen Astorga vorlesen, und in den Zwischenac-

Digitized by Google

ten soll sie als seine Schülerin concertirend singen."

„Nein, dieses eigensüchtige alte Geschöpf!" schrie Martin aufspringend. „Und wieder sein verfluchter Astorga! Also zu einem bloßen Mittel für seine verrückten Zwecke will er Doris ausbeuten und erniedrigen? Der heimtückische Narr und Egoist! Aber — er soll sich die Lust vergehen lassen!"

„Es ist an die Ausführung ja gar nicht zu denken," beruhigte die Mutter. „Dafür sind wir da, und — Doris selbst. Gleichwohl muß der Alte in solchen Dingen geschont werden —"

„Aber warum denn, um Gotteswillen?"

„Mag immer ein gutes Theil Egoismus oder krankhafter Ehrgeiz dabei sein, er will Doris in eine für die Zukunft gesichertere, ja er hofft sie in eine äußerlich glänzende Lage zu bringen. Sie werden beide, so hofft er, viel Geld verdienen, und — was er so weiter davon hofft. Dagegen kann nur sehr langsam gearbeitet werden, und mit Rücksicht auf seine Stellung zu Doris. Uebrigens ist der erste Anlaß zu dem ganzen Plan wirklich seine Gutmüthigkeit und Sorge für Doris. Daß sie durch die paar Hundert Thaler Druckkosten eine Einbuße erleidet, soll nun durch die Reise in großartiger Weise wieder eingebracht werden."

„Einbuße?" rief Martin. „Dieses Wort ist mir schon einmal aufgefallen. Was heißt das? Und was ist das für eine immer berücksichtigenswerthe Stellung zu Doris?"

„Er ist eben ihr Vormund. Er war es schon, als er sie uns brachte, und hat sich dies Recht nicht abnehmen lassen. Außerdem hat er bereits testirt, Doris ist seine Erbin."

Noch einmal sprang Martin auf. „Erbin!" rief er erfreut; „Doris eine Erbin! Eine Art von höherem Wesen, vor der die Anbeter im Staube kriechen! Es ist also nicht mehr genug, daß man ihr sagt, man sei ihr gut, sondern man hat erst sieben Jahre um ihre Hand zu werben! Potz Kuckuk —!" fuhr er mit wieder erwachter guter Laune fort; „bin ich auch nur ein Schulmeister, so fühle ich mich andrerseits Secondelieutenant genug, um die Hand nach jeder Erbin auszustrecken!"

Die Mutter klatschte vergnügt in die Hände. Er hatte sich nicht nur zum ersten Mal verrathen, er hatte ihr wider Willen ein vollständiges Bekenntniß abgelegt.

„Laß dir die Geldgier vergehen!" rief sie lachend. „Es handelt sich nicht um Millionen, sondern nur um ein paar Tausend ganz kleine Thaler. Aber es ist einmal eine Erbschaft — deren Aussicht unsrer Doris freilich bis jetzt noch keine Freude gemacht hat, zumal sie sie nicht braucht. Uebrigens, was nun deine Stellung zu Doris betrifft —" die Mutter reichte dem Sohne bei diesen Worten die Hand, die er zärtlich an die Lippen drückte — „so lassen wir's am besten ruhig noch bewenden! Doris wird den Wunsch auch noch aussprechen — oder hat sie schon? Desto besser. Durchsetzen könnten wir zu euren Gunsten Alles, aber Doris würde schwer darunter leiden, ihr Verhältniß zu dem Alten in Mißstimmung verwandelt zu sehen. Und für jetzt giebt er seine Einwilligung nicht, um keinen Preis, und wenn Alles darüber brechen sollte, darin kennen wir ihn. Dagegen werde ich ihm den Reiseplan ausreden, ihm sogar Doris demnächst entführen. Nur ruhig! nicht ans Ende der Welt, aber auch aus deiner Nähe — glaub' mir, es ist für uns alle besser. Du gehst in kurzem nach Wiesbaden, ich mit Doris nach irgend einem Alpensee, der Vater bringt uns die Knaben in den Ferien nach. Und dann, in den Alpen giebt es ja Zitherspiel und Jodelgesang, das liebst du — vielleicht zieht dich das später auch nach." So, mit einem schalkhaften Lächeln, beendete die Mutter das Gespräch.

Es schien sich Alles so gestalten zu wollen, wie man es sich schön ausgesonnen hatte, es kam aber doch Einiges anders, und gerade Martin sollte noch einmal recht auf die hohe Fluth der Astorga-Nöthe hinausgeworfen werden. Zwar die Hausfrau und Doris waren vierzehn Tage nach jenem Gespräch wirklich nach Tegernsee abgereist, denn man hatte das junge Mädchen, welches durch die Quälerei ihres Vormunds sichtbar litt, bald aus dessen Gesichtskreis entfernen wollen.

Martin unternahm, bevor er seine Cur begann, einen Ausflug nach dem Orte seiner früheren Wirksamkeit, um persönlich über den Wiedereintritt in seine Stellung zu unterhandeln. Er wurde ihm in ehrender Weise zum nächsten Herbste freigestellt. So kam er befriedigt in das väterliche

Haus zurück, um sich zur längeren Reise zu rüsten, unterwegs aber schon überfielen ihn seine kaum überstandenen Uebel noch einmal und in noch unbequemerer Form. Der Doctor sah sogleich, daß Operationen in Aussicht standen, Knochensplitter aus den vernarbten Wunden herausgeschnitten werden mußten, daß anstatt der Erholungscur ein längeres Krankenlager unvermeidlich war. Für einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, der sich sonst frisch und lebensvoll fühlte, mußte das eine verhaßte Lage sein, zumal in bester Sommerzeit und vereitelten Hoffnungen auf Erholung. Martin gelobte sich, diese Niederlage standhaft zu ertragen, und drang darauf, daß die Nachricht der Mutter und Doris als etwas ganz Unbedeutendes dargestellt würde, da ihnen zuzutrauen war, daß sie zu seiner Pflege sich sofort auf den Heimweg machen würden. So hielt er aus, was nicht zu vermeiden war, und erfreute sich der Sorgfalt Paulinens, die sich ganz als gute Schwester gab und sich den größten Theil des Tages um ihn geschäftig zeigte. Aber auch die Besuche, ja ein gesteigerter Verkehr mit dem Verfasser des Astorga waren jetzt nicht zu vermeiden.

Denn Augustin Bergmann hatte in dieser Zeit große Noth mit seinem Mangel an praktischer Befähigung. Nicht ohne Verstimmung war der Abschied von Doris gewesen, die eindringlichen Warnungen seiner alten Freundin vor den Reisevorträgen seines Astorga, ihre entschiedene Weigerung, Doris dafür herzugeben, waren in ihm nicht leicht zu überwinden. Aufgegeben hatte er den Plan noch nicht, aber der Druck seines Werkes gab seinen Gedanken vorerst eine andre Richtung. So begann er unendliche Verhandlungen mit dem Drucker, über das Format, die Lettern, das Papier, vor allem über die Preise. Er hätte die Ausstattung gern so schön und prächtig als möglich gehabt, und scheute sich doch, seinem Kapital etwas zuzumuthen. Die Papierproben häuften sich vor ihm. Er hielt das köstlichste Stück Papier in der Hand, es fühlte sich an wie Pergament, es war sehr theuer, aber er schien sich nicht davon trennen zu können. Hier das Papier, dort der Gedanke an Doris' Erbtheil, das nicht zu sehr geschädigt werden sollte — es war ein harter Kampf. Er legte seufzend das Blatt hin, und entschied sich für eine wohlfeilere Sorte. Nun kamen die Lettern dran. Er konnte keine Kenntniß haben von den oft wunderlichen Bezeichnungen des Satzes, und trieb sich rathlos im Setzerraum der Druckerei umher, fragend, sich unterrichtend, wählend, wiederkommend, wieder fragend, unentschlossen, lästig, daß man den wunderlichen und anspruchsvollen Kunden bereits verwünschte, noch ehe der Druck eigentlich begonnen hatte. Wenn etwas dazu beitrug, ihn als belachenswerthen Sonderling in noch weiteren Kreisen der Stadt bekannt zu machen, so war es seine Wichtigkeit im Kleinlichen bei diesen Unterhandlungen. Endlich konnten die Setzer beginnen, nicht ohne daß Herr Bergmann sie täglich ein paar Mal besuchte und störte, um zu überwachen, daß sie es ihm auch recht machten. Er konnte nicht fassen, daß in den Räumen einer Druckerei die Thätigkeit vertheilt und geregelt sei, und die ganze Arbeit in verläßlicher Ordnung vor sich gehe. Er hatte manchen Abweis, manche Grobheit, manchen Aerger zu überstehen; er mußte erfahren, daß das gesammte Druckerpersonal seinen Abgang mit schallendem Gelächter verfolgte, und den Beschluß faßte, ihn hinauszuwerfen, wenn er sich wieder eindränge. So sah er mit schwerer Sorge dem ersten Bogen entgegen. Und als der Druckerjunge ihn endlich brachte — o weh! Augustin Bergmann hätte in die Erde sinken mögen vor Schreck und Aerger. Grobes Löschpapier, schmieriger Druck, und Druckfehler, nichts als Druckfehler! Er sank auf den Stuhl, das Auge starr auf das Blatt gerichtet. Voll Empörung eilte er nach der Druckerei. Sie war geschlossen, man hatte am Samstag etwas früher Feierabend gemacht. Der Besitzer war ausgegangen. Was nun anfangen in der Verzweiflung? Da fiel Herrn Bergmann — Martin ein.

Von dem neuen Unfall desselben wußte er, war auch anstandshalber ein paar Mal im Hause gewesen, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, aber nie bis zu dessen Zimmer vorgedrungen. Schon um nicht mit dem Rechtsanwalt Pauker noch einmal zusammenzutreffen, der, wie er hörte, Martin häufig Gesellschaft leistete. Trotzdem daß nun Martin dem Musikus wieder eine leidige Persönlichkeit geworden war, und er in seiner Eifersucht dessen

Annäherung an Doris nicht in sich überwinden konnte, erschien dieser ihm im Augenblick als einziger Helfer in seinen Nöthen. Er mußte seine Bestürzung Einem wenigstens aus dem befreundeten Hause aussprechen — Pauline und Doctor Ernst standen ihm nicht nah genug — und so erschien ihm der Weg in das Krankenzimmer nicht mehr fürchterlich. — Martin hieß ihn willkommen, sah ihm aber auch gleich an, daß er ihm selbst etwas zu überwinden bringe. In dem Blatte, welches Herrn Bergmann solche Enttäuschung gebracht hatte, erkannte er einen bloßen Corrector- oder Revisionsbogen, und konnte ihn darüber trösten und unterrichten. Der alte unpraktische Herr war ganz glücklich, daß es hier nur galt, den Satz von Fehlern zu säubern, und ein späterer schöner Abdruck ganz nach seiner Anordnung hergestellt werden solle. Martin, obgleich er selbst nie etwas hatte drucken lassen, fand doch bald eine Art und Weise für ihn, die Correctur anzuordnen. Der Poet war ganz glücklich, eilte dankend fort, und kaufte unterwegs eine große Flasche rother Dinte. Nun aber war das Eis gebrochen, und ohne Ueberwindung brachte er dem Jüngern jeden neuen Bogen, denn es gab immer Allerlei zu berathen. Denn Augustin stand in Sachen der Interpunktion und Rechtschreibung auf einem an absolute Willkür grenzenden Fuße. Er ließ daher, da er nun große Zuversicht zu seinem gelehrten jungen Helfer gefaßt hatte, den Bogen auch wohl bei ihm zurück, um ihn später abzuholen. Die widerstrebenden Gefühle schienen überwunden, Martin war ihm wirklich ein lieber, vortrefflicher junger Mann, dessen „großes Interesse" für seinen Astorga ihm das Herz bewegte. Und Martin fügte sich in sein Schicksal, der Gedanke an Doris führte ihn über dieses kleine Leiden hinaus.

Auch mit seinem größeren Leiden besserte es sich. Es war hoher Sommer, als er am Stocke wieder Gehversuche machte, die mit jedem Tage erweitert werden konnten. Der Medicinalrath glaubte ihn versichern zu können, daß nun die letzten Nachwehen überstanden seien, und er die Cur in Wiesbaden doch noch antreten können werde. Er überließ jetzt den Sohn getrost der Pflege Paulinens und der Gesellschaft der Freunde, um mit den jüngeren Söhnen seinen kurzen Ausflug nach Tegernsee zu machen.

Das Freising'sche Haus hatte einen kleinen, sauber gepflegten Garten, in welchem seltene Rosen gezogen wurden, und ein Nußbaum ein schattiges Dach selbst in der Mittagsschwüle wölbte. Unter diesem schlug Martin seine Sommerstube auf, lebte hier unter Büchern und Studien, und genoß, noch an den Garten gebannt, was ihm der Sommer im engen Raume entgegenbrachte. Ein Rosenstämmchen, eine Specialität, die der Vater selbst erzogen (oder, wie die jüngeren Söhne sagten, „erfunden") hatte, und auf das er sich viel wußte, hatte den Namen „Doris" erhalten. Und die Dorisrose blühte in diesem Sommer mit ihren blaßrothen, inwendig sich purpurn vertiefenden Blüthenballen in verschwenderischer Ueppigkeit. Hierher richteten sich Martin's Schritte jeden Morgen zuerst, obgleich er dieser Erinnerung an die Geliebte nicht bedurfte. Jetzt in der Entfernung wurde ihm erst deutlich, wie Doris mit seinem innersten Leben verwachsen war, und mit wachsender Sehnsucht harrte er dem Wiedersehen entgegen.

Wie gewöhnlich saßen eines Abends die Schwester und der Schwager bei ihm unter dem Nußbaum. Da trat der Rechtsanwalt in den Garten, nahm Platz, und indem er sich den Schweiß von der Stirn strich, begann er die Kühle des Ortes zu loben und über das Clavierspiel seiner Umgebung, das ihn vertrieben hatte, sich Luft zu machen. Da bemerkte er, daß Martin einen Correcturbogen des Astorga vom Tische bei Seite bringen wollte.

„Halt!" rief er, danach greifend. „Solche Schätze nur nicht vor mir escamotirt!"

Und er begann mit Pathos vorzulesen, bis er durch tobendes Lachen sich unterbrach, und das Blatt mit unbeschreiblicher Geberde auf den Tisch warf.

„Glauben Sie mir, mein standhafter Prinz," fuhr er zu Martin gewendet fort; „dieser Astorga schleppt sich Ihnen durch Ihr ganzes Leben nach! Sie werden ihn nicht mehr los! Und ihr mögt euch in diesem Hause alle vor die Brust schlagen, denn ihr habt es verschuldet. Erst werden dem Verfasser Privatvorlesungen gestattet, dann veranstaltet man ihm eine Aufführung, und jetzt corrigiren Sie, Unseliger, auf dem die Sache sitzen bleibt,

auch noch den Druck. Sie sind noch nicht sicher, daß er Ihnen den Schmarren auch gar widmet!"

„Um Gotteswillen!" rief Martin. „Aber was soll denn nun noch kommen?"

„Warten Sie nur, Kurzsichtiger! Wenn das Buch fertig ist, dann wird von Ihnen eine öffentliche Ankündigung in den Zeitungen verlangt, und weh Ihnen, wenn Sie dann davon nicht als von der Krone aller deutschen Dichtungen reden! Und dann werden Sie durch Ihre Verbindungen (Sie mögen deren haben, oder nicht) überall für lobhudelnde Besprechungen sorgen sollen. Und dann müssen Sie selbst Stücke draus vorlesen, lebende Bilder darstellen, und dann sollen Sie sich an Maler und Zeichner wenden, um Illustrationen dazu zu bewerkstelligen, und dann — und dann — was weiß ich, kriegen es noch Ihre Kinder zur Einsegnung, zur Ausstattung, immer mit der Weisung, Alles für die Aufführung, oder Verbreitung zu thun!"

Herr Pauker wollte sich ausschütten vor Lachen über diese Perspective.

„Sie glauben mir wohl nicht?" fuhr er fort. „Nun so hören Sie! Daß der Plan, als predigend Reisender mit seinem Astorga durch die Welt zu haudern, noch nicht aufgegeben ist, weiß ich. Aber er hat auch bereits hier herum gefragt, ob sich nicht ein Künstler fände, der Zeichnungen zu seinem Astorga machen könne. Diese dürften dann in Photographien an allen Schaufenstern — oh, du hirnverbranntester aller Dilettantenquerköpfe!"

Der Rechtsanwalt brüllte vor Vergnügen, daß der Hofhund ärgerlich zu antworten anfing, Martin aber saß mit bedenklichem Gesicht bei solcher Rede.

Als Doctor Freising einige Zeit darauf von seiner Reise zurückkehrte, und gute Nachricht von den Seinen aus Tegernsee mitbrachte, konnte er auch Martin wieder auf den Beinen begrüßen, und zur Nachcur nach Wiesbaden entlassen. So war für Augustin Bergmann das befreundete Haus eigentlich verödet, denn dem Hausherrn, der seine Herzensangelegenheiten nur mit wohlwollender Kürze behandelte, wagte er jetzt nichts davon zu bieten. Er lebte nun für sich allein, corrigirte Druckbogen und schwelgte in Revisionswonne. Neue Beschäftigung bot ihm dann der Verkehr mit dem Buchbinder. Denn Augustin verlangte, was Andre vielleicht als unangenehme Beigabe betrachten, für sich als Ehrensache, er wollte seinen Astorga auch in farbigem Einband mit Goldpressung und Goldschnitt erscheinen lassen. Das vermehrte die Kosten freilich, aber er war bereits in einer Stimmung, nach dergleichen gar nicht mehr zu fragen. Dann wurde mit einem Buchhändler unterhandelt, der die Exemplare in alle Welt versenden sollte. Und endlich kam ein Tag, da war Alles fertig, und auf Augustin's Tische lag ein Haufen Astorgas, blaue, rothe, grüne, violette, schwarze, es war eine Pracht! Augustin schlug auf und las; diese Scene machte sich in dem rothen Exemplar sehr gut, wie wird sich jene in dem blauen lesen? Und dann jener herrliche Monolog, wie sah er wohl in dem violetten aus? So vergingen Stunden angenehmer Aufregung, und doch als Augustin eine halbe Stunde darauf in die Opernprobe ging und an seinem Cello saß, hätte man ihm, abgesehen von einer gewissen selbstbewußten Feierlichkeit seines Wesens, nichts von seinem heimlichen Märchenglück unter bunten Einbänden und Goldschnitt angemerkt. Er war ganz der pflichtgetreue Musikus Bergmann, und sah nicht unvernünftiger aus, als seine Nachbarn ihn seit zwanzig Jahren kannten.

Die Vollendung des Astorga traf zusammen mit der Heimkehr der Familienglieder. Zuerst erschien die Hausfrau mit Doris und den Knaben, Tags darauf Martin, den es nun nicht mehr in der Ferne hielt, jetzt gesund und von sprudelnder Lebensfreude. Man fand sich beglückt wieder zusammen, auch Herr Bergmann erschien, war heiter und that geheimnißvoll, und drückte Martin ans Herz, als dieser ihn gleich mit der Frage nach seinem Werk begrüßte.

Nun fügte es sich, daß auf den zweiten Tag nach der allgemeinen Heimkehr Martin's Geburtstag fiel. Man hatte diesen Tag lange nicht feiern können, um so mehr wollte ihn die Familie diesmal als ein Fest betrachten, und einigen Freunden des Hauses am Abend entgegensehen. Morgens zum Frühstück aber erschien, als ein um diese Stunde ganz ungewohnter Gast, Augustin Bergmann, ein großes Packet unter dem Arm. Mit feierlicher Anrede begrüßte er den Kreis, und packte aus,

um Jedem aus der Familie ein Exemplar seines Astorga zu bescheren. Die Hausfrau erhielt ein rothes, Doris ein blaues, der Hausherr ein braunes (den Knaben wurden sehr schöne für ihren Abgang zur Universität in Aussicht gestellt) und es ist nicht zu beschreiben, mit welchen Gefühlen Martin sein grünes in Händen hielt, und die Zuschrift darin las. Augustin selbst schien sehr zufrieden und glücklich, es lag etwas von elegischem Stolz in seinem Wesen.

Aber was war heut mit Doris? fragte sich Martin. Sie wich ihm sichtbar aus, und hatte nur Momente flüchtiger Schelmerei für ihn, um ihm wieder zu entspringen. Einmal, als Martin durch das Haus ging, schlugen zarte, eigenthümliche Töne an sein Ohr.

„Ist mir's doch, als hätte ich eine Zither gehört!" sagte er zur Mutter.

„Warum nicht gar!" rief diese.

„Aber ganz deutlich! Der Klang kam von oben, mich dünkt aus dem Zimmer der Knaben."

Die Mutter lachte ihn aus, und das Zimmer der Brüder fand er verschlossen, er sollte nicht eingelassen werden. — So kam der Abend, und es fand sich Gesellschaft ein, in welcher auch Herr Bergmann und Herr Pauker einander wohl oder übel ertragen mußten. Da wurden plötzlich Stühle an einander gereiht, und die Hausfrau bat, Platz zu nehmen, die Augen gegen die Thür gewendet.

„Das sieht ja wie eine Aufführung aus?" meinte Martin. Pauline, welche neben ihm saß, flüsterte ihm in guter Laune zu:

„Man wird dir eine Scene aus dem Astorga vorstellen!"

„Bravo!" schrie der Rechtsanwalt, der es erlauscht hatte. „Dem Verdienste seine Krone! Hat sich danach betragen!"

Darauf erklärte der Hausherr, es habe sich eine Gesellschaft Musikanten gemeldet, welcher man einige Vorträge nicht versagen möge. Er gebrauchte die Schelle, öffnete die Thür, und zeigte eine Gruppe, die allgemeines Entzücken hervorrief, der auch der Rechtsanwalt sein: „Süperb! Excellent!" entgegenschleuderte. Doris und Karl vereinigten sich in der echtesten und kleidsamsten Tracht der Alpenbewohner, während Fritz, ebenso, vor ihnen an einem Tischchen saß, und auf der Zither präludirte. Sogleich begann ein zweistimmiges Volkslied zwischen Doris und Karl mit Zitherbegleitung und keckten Jodelsprüngen der Kehle nach jedem „Gsätzl". Herr Bergmann rückte zwar nicht zufrieden hin und her, da das Jodeln die Stimme in Grund und Boden ruinire, aber Martin war überglücklich, und hingerissen von Doris' Erscheinung, und ihren Augen, welche unverhüllt sagten, daß sie heut nur zu seiner Freude und für ihn singen wolle. Und als man am Schluß laut Beifall rief, flog Martin, seiner nicht mächtig, auf Doris zu, umarmte und küßte die Bestürzte und riß sie fast vorwärts auf die Eltern und Herrn Bergmann zu.

„Die Bauerdirne will ich haben!" rief er. „Ihr müßt sie mir zur Frau geben!"

Doris stand von Purpur übergossen, die ganze Gesellschaft, überrascht durch diese ganz ungewöhnliche Art, sich zu verloben, schwieg einige Augenblicke. Die Mutter war die Erste, die sich fand. Sie nahm Herrn Bergmann, ohne viel zu fragen, am Arm, führte ihn zu den Kindern und sagte:

„Doris' Vormund hat nichts dawider, er gehört längst selbst zu unsrer Familie!"

Der Musikus, der sich so in den Vordergrund gestellt sah, und heut in sehr milder Stimmung war, wurde plötzlich so gerührt, daß er mit ausbrechenden Thränen das junge Paar in seinen Armen empfing. Nun allgemeiner Aufstand, Glückwünsche, Freude — Doris wußte nicht, was mit einem Male aus ihr geworden war. Man schien gar nicht daran zu denken, sich nochmals zum Concert niederzulassen, allein die beiden Gebirgsmusikanter Karl und Fritz bestanden auf ihrem Recht. Man lernt nicht umsonst einen Sommer über die Zither spielen und Jodeln, und will Kniehosen, Sammtjacke, und den reizenden spitzen Hut nicht für die Langeweile tragen! Uebrigens sei es unstatthaft, im Concert die erste Sängerin von der Bühne zu reißen, um sich vor Aller Augen mit ihr zu verloben! Sie verlangten Fortsetzung und Durchführung ihres ganzen eingelernten Programms. Es wurde nach einer Weile wirklich zugestanden, und Zitherspiel und Volksgesang erklangen von neuem. Aber auch von neuem drohte Martin nach jedem

Stück durch sein Entzücken das Concert zu unterbrechen, und mußte erleben, daß der Rechtsanwalt ihn an den Rockschößen von der Primadonna wegzog. Herr Bergmann bat himmelhoch, nur wenigstens die Jodeltöne wegzulassen, da keine Stimme sie auf die Länge ertrage, allein Doris wußte darauf immer nur mit glückseligem Gesicht zu entgegnen:

„Aber Martin hat das so gern!"

Das pflegte sie auch ferner ihrem Vormund zu entgegnen, und Herr Bergmann fing an einzusehen, daß seine Stimme überhört ward, wenn Martin etwas gern hatte. Wo blieben überhaupt seine Pläne mit Doris? Bald mußte er erkennen, daß Martin der Mann sei, ihm gründlich entgegenzutreten, wenn auch Doris etwas nicht gern hatte. Und doch konnte er Martin nicht völlig gram werden, denn dieser hörte mit Duldsamkeit stets Alles an, was Herr Bergmann ihm noch über seinen Astorga zu sagen hatte.

Und ob wohl die Weissagung des Rechtsanwalt Pauker eintreffen wird, daß Martin und Doris diesen Astorga nicht los werden würden, so lange Augustin Bergmann lebt? Sie müssen das kleine Leiden denn tragen, wie manches andere. Welchem jungen Paar wäre auch vorauszusagen, daß sein Himmel ganz unbewölkt bleiben werde!

Wolfgang Menzel.

Von

H. Holland.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der Historiker Wolfgang Menzel wurde am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien geboren, wo sein Vater, welcher der vierjährige Knabe schon verlieren sollte, Arzt war. Zu seinen ersten Eindrücken gehörte die nach den unglücklichen Tagen von Jena und Auerstädt durch die Franzosen erfolgte Plünderung seiner Heimath, ein Ereigniß, welches ihn im Innersten empörte und mit Haß gegen Frankreich erfüllte. Die Mutter hatte ein Rittergut gekauft und trug für die Erziehung ihres Sohnes große Sorgfalt, verlor aber ihr ganzes Vermögen in den folgenden Kriegsjahren, so daß Wolfgang, der am Elisabethanum zu Breslau studirte, manchen Tag nichts hatte als ein Stück Brot, welches er, um die Mauern der Stadt spazierend, zur Lectüre des Tacitus genoß. Seine Stimmung kennzeichnet das schöne Gedicht Chamisso's:

> Möchte doch Einer die Fäuste sich nagen!
> Also zu jung! Nicht stark noch genug!
> Hören muß ich die Trommel schlagen,
> Sehen die Anderen Waffen tragen,
> Fernab ziehen, verschwinden den Zug.
> Hören muß ich und ruhig kauern,
> Schelten der Fremden Uebermuth;
> Sehen die Mutter beten und trauern.
> Aber gefangen in diesen Mauern
> Kühlen am Tacitus meine Wuth.
> Ziehet ihr glücklichen, fröhlichen Fechter,
> Sorget, daß ihr vom Joch uns befreit;
> Aber bestellt mich vertrauend zum Wächter
> Ueber die künftigen Schergengeschlechter,
> Einst auch kommen wird meine Zeit!

Es war die Zeit des preußischen Frühlings, jene großen Tage der Begeisterung, Deutschlands Erhebung gegen den Usurpator, die Siege von Leipzig und La belle Alliance! Dazu Karl Adolf Menzel als Lehrer, dem es, wie Wolfgang dankbar immer rühmte, vor allem um Wahrheit und nur um Wahrheit zu thun war: das gab unbewußt die Grundlage zum künftigen Berufe! Der wackere Kaufmann Haacke, Besitzer des nach ihm genannten Bades auf dem rechten Oderufer, nahm ihn zu seinem Sohne großmüthig in das Haus. Hier dichtete Menzel, wie er sich nach Jahren plötzlich zu Arpinum selbst erinnerte, eine ungedruckt und unaufgeführt gebliebene Tragödie „Marius", dazu trieb der junge Poet die Turnkunst mit glühendem Eifer, so daß er als der Beste in der Riege den Professoren Raumer, Passow und Anderen vorzuturnen die Ehre hatte. Eine literarische Turnfehde unter den Breslauer Professoren, deren ganzen Verlauf man in Steffens' Erlebnissen nachsuchen mag,* veranlaßte unseren Menzel, Breslau zu verlassen und mit Jahn zu Fuß nach Berlin und Jena zu gehen, wo

* Eigentlich gab Wolfgang Menzel den ersten Anstoß zum Ausbruch der großen Turnfehde, vgl. W. Harnisch: Zur Geschichte der Jahre 1787 bis 1822. Herausgeg. von H. E. Schneider. Berlin 1865, dessen volle Richtigkeit Menzel (in s. Literatur-Blatt, 1866, S. 160) bestätigt.

Menzel am 18. October 1818 die allgemeine Burschenschaft begründen half, die „christlich und deutsch“ als Devise auf ihre Banner schrieb. Die nachfolgende schmachvolle Zeit der Reaction machte auch diesen harmlosen Freuden ein Ende; Menzel wanderte nach Bonn, wo er Arndt, und nach Coblenz, wo er Görres, den mannhaften Redacteur des „Rheinischen Mercur“, kennen lernte. Als er sich aber infolge der Karlsbader Beschlüsse nicht mehr sicher fühlte, pilgerte Menzel zu Ostern 1820 ohne Paß und Geld nach der Schweiz, wo er nach Jahn's System zu Zürich, Aarau und Luzern Turnplätze gründete und noch im Sommer 1820 als erster Lehrer an die Stadtschule nach Aarau berufen wurde. Bald fanden sich auch andere Flüchtlinge ein: Görres, der Nationalökonom Friedrich List, Troxler, Ludwig Follen, Mönnich und viele Andere. Menzel redigirte 1824 die „Europäischen Blätter“ und begann eine „Geschichte der Deutschen“, zu deren Vollendung er nach Heidelberg übersiedelte. Sie erschien zuerst 1824—25 zu Zürich, begründete seinen Namen und erlebte, nachdem sie 1834 in Cotta's Besitz übergegangen war, eine Reihe von Auflagen, die ein rühmliches Zeugniß geben von dem fleißigen Quellenstudium des Autors, der mit unermüdlicher Hand neuen Stoff einheimste, stets nachbesserte und feilte und schon damals Proben seiner Kunst, den Stoff zu gruppiren und mit scharfen Streiflichtern zu beleuchten, gab. Kurz zuvor hatte er sich mit seinen nach Jean Paul gebildeten „Streckversen“ (Heidelberg, C. Fr. Winter, 1823. X, 231 S. 8⁰) als Dichter mit einem glänzenden Feuerwerk des Geistes eingeführt. Das Buch ist wie ein schwärmendes Bienenhaus, voll prächtiger Ideen, übersprühend voll Witz, Humor und Muthwillen, aber auch voll Adel, Ernst und Wahrheit. Diese „Streckverse“ behandeln in aphoristischer Form das Wechselverhältniß von Philosophie und Poesie und ihre gegenseitige Ergänzung, sie streifen das Gebiet der Geschichte und Politik und fallen mit gewaltigen Geißelhieben und lustigem Pritschenschlag über bornirte Dünkelhaftigkeit und den gespreizten Hochmuth der Gelehrtenzunft. Indem er die Namen der Abgetrumpften verschwieg, machte er den Lärm nur ärger; wie ehedem beim Xenienstreit, so setzte es jetzt auch Staubwolken, Püffe, Zähnegefletsch und Gebell von allen Seiten.

In Heidelberg verkehrte er mit Maßmann, Mone und dem Mythologen Creuzer, für dessen Forschungen Menzel mit einer Flugschrift „Voß und die Symbolik“ (Stuttgart, 1825. 56 S. 8⁰) in die Schranken trat. Das weitere, mit den „Streckversen“ angerichtete Geplänkel setzte er fort mit den drei muthwilligen literaturhistorischen Komödien „Der Popanz“ (in dem von Menzel herausgegebenen poetischen Taschenbuch „Moosrosen“ für 1826.* Stuttgart, bei Metzler; mit L. Uhland's Porträt, nebst Beiträgen von G. Schwab, Fr. Rückert, Chamisso, Hermes u. s. w.), „Rübezahl“ (ein dramatisches Märchen. Stuttgart, bei Cotta, 1829. 165 S. 8⁰) und „Narcissus“ (ebendaselbst. 1830. 204 S. 8⁰). Es sind schäumende, freilich auch formlose Dichtungen, ganz im genialen, ausgelassenen Stile der Romantiker, Fortsetzungen der launischen Kinder Tieck's; eine bequeme Manier, welcher sogar der harmlose Justinus Kerner mit seinen „Schattenspielen“ sich nicht entziehen konnte, die später mit Platen's „Oedipus“ und der „verhängnißvollen Gabel“ gipfelte, die Prutz in seiner „Politischen Wochenstube“ wieder aufwärmte, bis neuerdings Hamerling seinen „Teut“ brachte, dieses echte Satyrspiel, welches

„Man ehrlich lesen muß ein zweites Mal,“

um es dann erst recht lieb zu gewinnen und nach Gebühr zu schätzen. Im „Popanz“ ironisirt Menzel z. B. die Afterphilosophie in der Figur des Professor „Hütchen“, welcher an der Wesenhaftigkeit des eigenen Seins zweifelt und erst durch das Gefühl des Hungers von der Wirklichkeit seiner Existenz überzeugt wird. Ebenso verspottet er die Angst der Regierungen vor einer Revolution und geißelt die leidige Sucht der kleinen Potentaten, die in ihrem Duodez-Absolutismus und kleinstaatlicher Misère immer größer werden wollten und sich aufblähten wie das bekannte Thier in der Fabel. So wird ein giftgeschwollener Kritiker eingeführt, der, „vom tollen Hunde des eigenen Hoch-

* Darinnen findet sich auch der erste Versuch (S. 247—322), ein Bruchstück der Kaiser-Chronik umzudichten.

muthes gebissen," in folgender Weise den Mond recensirt:

„Da ist ein Kerl, heißt Mond, giebt sich für den Erfinder der Monatsschriften aus und weiß nicht einmal mehr, ob er im Neumond oder Vollmond debütirt hat. Ein trockener, löcherichter Kerl, mit Pockennarben so dicht besäet, als ob der Teufel auf seinem Gesicht Erbsen gedroschen hätte; ein Schwamm aller unnützen Thränen, ein recht sentimentaler, weinerlicher Kerl, ein alter Freund Mathisson's; ein invalider Trabant, den man als Nachtwächter angestellt hat; der graubärtige Sancho Pansa, der, auf dem Esel der Nacht hinter dem fahlen Pferde des Tages einhertrabend, mit dem Don Quichote Helios die ewige Narrenreise durch den Thierkreis der Welt macht" u. s. w.

Von Heidelberg gedachte Menzel nach München zu gehen, blieb aber dann in Stuttgart, wo Cotta ihm die Redaction des „Literatur-Blattes" übertrug, welche bisher der Schicksaltragödiendichter Müllner geführt hatte. Wenn man weiß, daß Menzel seither die ganze Reihe der Jahrgänge bis zu Ende 1869 ganz allein schrieb und jährlich etliche hundert Werke aus den verschiedensten Zweigen des Wissens zur Anzeige und mehr oder minder ausführlichen Besprechung brachte, während er selbst umfangreiche Arbeiten aller Art unter der Feder hatte und zwischendurch immer neuen Stoff zu künftigen Büchern sammelte, so muß man über die unermüdliche Arbeitskraft und ausdauernde Vielseitigkeit wirklich staunen. Freilich machte er sich's bisweilen bequem, es unterlief mitunter ein kurz absprechendes Urtheil; im ganzen aber blieb die Haltung musterhaft und rühmlich. Bei einzelnen Lieblingsfächern, z. B. bei Sagen- und Mythenforschungen, gab er nicht selten helle Lichtblicke zum weiteren Verständniß, er förderte aus dem eigenen Vorrath seiner Schätze die Deutung und suchte durch Parallelen die Erklärung manch verborgener Kostbarkeiten. Eine Fülle geistvoller Aphorismen ist verschwenderisch dazwischen gestreut, so daß man eine eigene neue Sammlung von „Streckversen" daraus gewinnen könnte, wie denn überhaupt solcher Goldstaub in allen seinen Schriften anzutreffen ist. Mit offenem Mannesmuth und zäher Ausdauer eiferte er gegen jede Abhängigkeit vom Auslande, gegen die verwelschende Ueberhandnahme der Sinnlichkeit und Frivolität; mit einem Hasse, der ihn ebenso wie Richard Wagner im Gebiete der Tonkunst zu einseitigen Expectorationen verleitete, bekämpfte Menzel das in der Literatur aufblühende und überwuchernde Judenthum, vorzüglich Börne und Heine und das damit zusammenhängende, seither alt gewordene, weit überflügelte und beinahe ausgestorbene „Jungdeutschland". Menzel organisirte eine systematische Kritik, indem er einfach von einem christlich deutschen Programm ausging und darzuthun suchte, wie unserer Nation ein tiefes, sittliches Gefühl und eine ernste Frömmigkeit angestammt sei, er vertrat, wie der greise Kämpe selbst am Ende seiner Tage hervorhob, „die den Deutschen angestammte Mannhaftigkeit gegenüber den Herzensschwächen und Herzenseitelkeiten der Goethe'schen Schule, gegenüber den klassischen Coketterien, der höflichen Empfindsamkeit, der renommirenden Sittenlosigkeit der Heine'schen Fleischesemancipation, der Hegel'schen Selbstvergötterungslehre." Darüber erhob sich großer Lärm, es gab literarische Fehden, kritische Prachtturniere und Lanzenbrechen sondergleichen. Doch hob ihn Keiner aus dem Sattel, wenn es auch schwere Spähne gab, und selbst noch in dem Proceß der Erben Zschokke's (1858) stand Menzel trotz seiner Verurtheilung wie ein Sieger.

„Am traurigsten", so schrieb er in seiner Autobiographie im ‚Daheim' 1872, Octoberheft, „war für mich die Wahrnehmung, daß man nie begriff, aus welcher natürlichen und gesunden Quelle ich meine Kritik schöpfte, nämlich aus der Selbsterkenntniß und Selbstachtung, welche sich die deutsche Nation schuldig ist, sondern meinem Tadel fast immer nur persönliche Motive unterschob. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so widerfuhr mir im Grunde nur, was später auch dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck widerfahren ist, welche die correcteste deutsche Politik trieben, nur das große Gesammtinteresse Deutschlands im Auge hatten und doch jahrelang verleumdet wurden, als sei es ihnen um etwas ganz Anderes zu thun. Leider begreifen die Deutschen eher Alles als das Deutsche."

Digitized by Google

Menzel hatte seine Schrullen und Liebhabereien. Aber wir stehen an einem Grabe und sind nicht gewillt, Steine darauf zu werfen, sondern einen Kranz der Erinnerung niederzulegen. Wir sind gegen seine Schwächen nicht blind, wir kennen seine Schnellmalerei à la Luca Giordano, und ein vielschreiberisches „fa presto“ scheint ihm gleichfalls immer in den Ohren geklungen zu haben. Aber das soll uns nicht beirren, auch von seinen unbestreitbaren Verdiensten zu reden. Und dazu gehörte z. B. in erster Reihe, daß Menzel das Wiederaufleben unserer mittelhochdeutschen Dichtung mächtig befürwortete und mit allen Mitteln förderte. Er hob die ästhetische und patriotische Seite hervor und brachte in der ganzen Literaturgeschichte trotz Gervinus und seinen wenigen Nachtretern seine Ansichten zur bleibenden Geltung. So polemisirte Menzel schon 1843 (Lit.-Blatt Nr. 126), also elf Jahre vor Adolf Holtzmann, gegen den „ledernen“ Lachmann und zwar gelegentlich einer Simrock'schen Nibelungen-Uebersetzung, in welcher sich Simrock zu sehr an Lachmann's verderbten Text hielt. Menzel wies damals schon aus inneren Gründen des poetischen Gehaltes nach, daß Laßberg's Handschrift allein „den echten Text des ursprünglichen Dichters habe“, und daß der von Lachmann vorgezogene Text von späterer Hand verstümpert sei.



Wolfgang Menzel.

Zu Stuttgart begann Menzel das „Taschenbuch der neuesten Geschichte“ (Stuttgart u. Tübingen bei Cotta), welches, anhebend mit den Ereignissen des Jahres 1829 und ausgestattet mit vielen, meist sehr guten Porträts, ein dankens-

werthes, gut geordnetes und ausführliches Material bietet. Leider endete das schnell zu einer kleinen Bibliothek angewachsene Unternehmen nach etlichen doppelbändigen Jahrgängen, da die leidige Censur der freimüthigen Kritik des Herausgebers lästig zu werden begann. Im Jahre 1831 wurde Menzel von der Opposition in den württembergischen Landtag gewählt, wo er mit Uhland und Anderen das nationale Interesse gegen die den französischen Zuständen nachredenden „Liberalen" verfocht. Er blieb bis 1838 und trat 1848 wieder ein, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, mit seinen nationalen Ideen erfolgreich gegen den breiten Strom der französischen Schablone nachgebildeten Liberalismus durchzudringen. Dagegen gelang es ihm, einen Antrag gegen den Nachdruck durchzusetzen (Stuttgart, 1833. Vgl. Lit.-Blatt, 1834. Nr. 5) und so die Sicherung des schriftstellerischen Eigenthums anzubahnen, die freilich erst durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 zur völligen Geltung kam. Außer einer nach schwerer Krankheit unternommenen „Reise nach Oesterreich im Sommer 1831" (Stuttgart, 1832, bei Cotta. 344 S. 8°) erschien noch ein Bericht über eine im Frühling 1835 ausgeführte „Reise nach Italien" (ebendas., 1835. XVI. 350 S. 8°), bei welcher Gelegenheit Menzel im Auftrage des Comités das erste Schillerdenkmal (für Stuttgart) bei Thorwaldsen in Rom bestellte.* Ein Buch über den „Geist der Geschichte" (Stuttgart, 1835, bei Liesching. 195 S.), zwei völlig umgearbeitete Auflagen der „Geschichte der Deutschen" (1834 u. 1837), ein vierbändiges Werk über „Die deutsche Literatur" (Stuttg., 1836 ff.) und eine kleine Schrift „Europa im Jahre 1840" (Stuttgart, 1839, bei Sonnewald. 192 S.) zeigen von der außerordentlichen Thätigkeit des Mannes, der bald nach seiner Ankunft in Stuttgart einen Ehebund mit Johanna Bilfinger geschlossen und 1833 ein rebenumranktes Haus erworben hatte. Hier lebte er behaglich, unabhängig und frei unter seinen Büchern und hochaufgestapelten Excerptenkästen bis an das Ende seiner Tage; seine Ehe erfreuten zwei Töchter und sieben Söhne, von denen jedoch nur einer, Dr. Rudolf Menzel, mit seinem schönen Buch über „Walther von der Vogelweide" (Luz., 1865)* den schriftstellerischen Weg betrat. Leider sah der Vater bald in des Sohnes Grab, da der eine schöne Zukunft versprechende Jüngling am 27. Sept. 1867 starb.

In der schwülen Zeit der vierziger Jahre scheint Menzel neben der sorgfältigsten Redaction des Literatur-Blattes im fleißigen Quellenstudium das kolossale Material angesammelt zu haben, welches er in der Folge wie spielend verarbeitete und mit nimmermüder Reproduction immer wieder auf den Büchermarkt stürzte. Auch arbeitete er im Auftrage des damaligen Kronprinzen Maximilian v. Baiern an einem „Compendium der Geschichte", welches jedoch nicht für den Druck bestimmt war. Zu erwähnen sind Menzel's „Mythologische Forschungen und Sammlungen" (Stuttgart, 1842, bei Cotta. I. Band), die Herausgabe der „Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise 1676—1722" im VI. Bande (1843), der von Menzel mitgegründeten Publicationen des Literarischen Vereins in Stuttgart.** Dazu kommen die „Neujahrsbetrachtungen in Sachen der Kirche" (Stuttgart, 1845) und der Bericht über die mit Hauptmann v. Dürrich im Auftrage des Württembergischen Alterthums-Vereins geöffneten „Heidengräber am Lupfen", bei Oberflacht, (Stuttgart, 1847). Diese Ausgrabungen wurden mit einer Sorgfalt und Umsicht geleitet, die allen ähnlichen Unternehmungen heute noch zu wünschen wäre, damit durch völlig unwissenschaftliches Wühlen nicht mehr zerstört als entdeckt werde.***

Das Jahr 1848 brachte den sonst so stillen Büchergelehrten wieder in öffent-

* S. 153 wird die Geschichte dieses Denkmales erzählt. Vgl. übrigens Menzel's „Rede am Schillerfest" in dessen Literatur-Blatt, Nr 120.

* Vgl. Beil. 253. Allg. Ztg. 10. Sept. 1865.

** Vgl. dazu W. Holland im 88. u. 107. Bd. derselben Sammlung 1867 u. 1871 u. Beil. 130 Allg. Ztg. 10. Mai 1871.

*** Wir erlauben uns, bei dieser Gelegenheit das treffliche Buch „Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums" von Dr. Eduard Freiherrn von Sacken (Wien, 1865) in Erinnerung zu bringen, welches (S. 202—220) treffliche und auf reichlicher Erfahrung beruhende Winke enthält „über den Vorgang beim Ausgraben und die Behandlung von Alterthümern."

Digitized by Google

liche Fühlung; er trat in den Landtag und schrieb eine damals kaum beachtete Flugschrift über „Deutschlands auswärtige Politik“ (Stuttgart, 1848), worin er dringend mahnte, den inneren Hader fahren zu lassen und dem Auslande, das uns von allen Seiten verhöhnte, Respect einzuflößen und statt der buhlerischen Liebäugelei mit der französischen Republik lieber unsere alten rechtmäßigen Reichsgrenzen zurückzufordern. Er wurde nicht müde, dieses Thema zu wiederholen, immer und immerdar, zwanzig Jahre lang, bis der Erfolg wenigstens nach einer Seite hin die Stimme des Rufenden in der Wüste bewährte.

Vorerst war Menzel im Beginne des März von seinem Könige Wilhelm I. als Vertrauensmann nach Berlin gesendet, um den Gefahren des gemeinsamen Vaterlandes gegenüber eine Vereinbarung Preußens mit den süddeutschen Staaten anzubahnen.

„Ein mir sehr erfreulicher Auftrag, der aber von Seite des damaligen Berliner Ministeriums, da Metternich in Wien noch nicht gestürzt war, sehr kühl aufgenommen wurde. Nach wenigen Tagen erfolgte dieser Sturz in Wien und zog auch den Sturz des Ministeriums in Berlin am 18. März nach sich. Die Soldaten wären damals mit dem Berliner Pöbel schnell fertig geworden, wenn der gute König das Schießen nicht hätte einstellen lassen. Diese Schwäche brachte ihn auch den süddeutschen Staaten gegenüber in eine falsche Stellung, und ich kehrte voll Unmuth nach Schwaben zurück. Der einzige Gewinn, den ich von meiner Reise hatte, war ein anderthalbstündiges Gespräch mit dem Prinzen von Preußen, dem jetzigen Kaiser, welcher vollkommen einsah, was es galt, aber nicht gehört wurde.“

Das Frankfurter Parlament weckte in Menzel keine fröhliche Aussicht.

„Ihr werdet,“ schrieb er damals in den Neujahrsbetrachtungen seines Literatur-Blattes 1849, „mit eurem geschwätzigen Parlament keinen Kaiser zusammenbringen; sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er auf dem Schlachtfelde gemacht werden.“

Im Jahre 1851 wurde Menzel zur Huldigungsfeier auf dem Hohenzollern eingeladen, wobei er wieder Aufträge seines Königs überbrachte, welcher nach langer Spannung mit Preußen die Wiederversöhnung und Wiederanknüpfung des diplomatischen Verkehres wünschte, der dann auch zu Stande kam.

Von Menzel's schriftstellerischen Arbeiten erwähnen wir einen (wahrscheinlich früher verfaßten) Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: „Furore, Geschichte eines Mönches und einer Nonne“ (Leipzig, 1851, bei Brockhaus) und die verdienstliche Sammlung der „Gesänge der Völker“ (Leipzig, 1851, bei G. Mayer. 722 S. 8°), worin Menzel in einem weiteren Umfang als ehedem Herder nur echte Nationallieder in Parallelen zusammentrug. Das Buch ist von einem sittlichen Geiste der Reinheit durchweht, daß wir dasselbe dringend in die Hände unserer Jugend wünschen müssen. Im Jahre 1853 erschien die „Geschichte Europa's vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener Congreß“ (1789—1815), ein zweibändiges Werk, welches sich in der Folge zu einer umfangreichen Geschichte der neueren und der neuesten Zeit auswuchs. Bei Ausbruch des Krimkrieges 1854 mahnte Menzel mit einer Brochüre an „Die Aufgabe Preußens 1854“ (Stuttgart, 1854), dasselbe solle die Gelegenheit wahrnehmen und sich um den Preis seiner Neutralität von Rußland wenigstens in der Frage der Elbherzogthümer werthvolle Concessionen machen lassen. Gleichzeitig erschien seine „Christliche Symbolik“ (Regensburg, 1854. 2. Auflage, 1856. Zwei Bände); sie enthält einen wahren Schatz von Citaten und Notizen und erläutert, obwohl zum leichten Handgebrauch alphabetisch geordnet, alle Sinnbilder der heiligen Schrift in Dogma und Cultus, in Legende, Baukunst, Sculptur, Malerei und Poesie, ein unentbehrliches wissenschaftliches Anfragebüreau für Bildhauer, Baumeister und Maler; auch der Mythologe und Culturhistoriker wird darin nicht selten überraschende Belehrung finden. Dagegen war seine „Naturkunde“ (Stuttgart, 1856. 3 Bde.) ein verfehltes Werk. Auch hier ist eine Fundgrube von Geschichten, Erfahrungen, Thatsachen und Bemerkungen gesammelt, zum Theil sogar höchst schätzbares Material beigebracht aus solchen Werken, welche die Naturhistoriker seitab ihres Weges liegen zu

Digitized by Google

lassen pflegten, doch versah der Sammler in der Eile auf dem ihm doch weniger geläufigen Gebiete Manches, was die exacte Wissenschaft nicht ungerügt lassen konnte. So kam's, daß gerade diejenige Partei, welcher er auf diese Weise Waffen zur Bekämpfung des Materialismus liefern zu müssen glaubte, seine Hülfleistung völlig desavouirte. Seine Beiträge „Zur deutschen Mythologie“ (Stuttgart, 1855, bei P. Neff) blieben auf den ersten Band beschränkt. Dagegen erschien 1855—56 seine „Deutsche Geschichte“ in fünfter, neu vermehrter Auflage (3 Bände). Im Anschluß an die oben erwähnte „Geschichte Europa's“ folgte 1857 die durch leicht faßliche Darstellung ebenso ausgezeichnete „Geschichte der letzten vierzig Jahre“ (1816—56) und dazu als Supplement die „Geschichte der neuesten Zeit“, 1856—1860, (Stuttgart, 1860). Als im Jahre 1855 infolge der überhandnehmenden Unsicherheit im Bereiche der deutschen Rechtschreiblehre die Allgemeine Zeitung (oder war es die Cotta'sche Verlagshandlung?) einen Preis von 500 Gulden aussetzte für diejenige Darstellung, welche in den obschwebenden Wirren eine sichere Maxime aufzustellen vermöchte, trug Wolfgang Menzel mit seinen „Briefen über Orthographie“ (Beil. 45 ff. Allg. Ztg. 1856) die Siegespalme davon. Ein dreibändiges Werk über die „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ erschien in Stuttgart 1858 u. 1859 (bei A. Krabbe), worin der Verfasser ebenso die staunenswerthe Belesenheit wie die größtmögliche Originalität seines Urtheils bewies. Auch hier wimmelt es von glänzenden Streiflichtern, auch hier ist sein organisatorisches Talent und die Gruppirung des kolossalen Stoffes anerkennenswerth, doch finden sich unleugbar viele haltlose und ganz unrichtige Paradoxa. So z. B. seine allgemach bis zur Wuth gesteigerte Abneigung gegen Goethe, seine völlige Verkennung von Grillparzer's Werken, die er mit ein paar oberflächlichen Bemerkungen in unbegreiflicher Weise bei Seite schob. Wolfgang Menzel hätte mit demselben Rechte, nur mit ungleich größerem sittlichen Ernst als Heine, von sich sagen können, er habe Manchen abgerauft und gebissen und sei überhaupt kein Lamm gewesen. Die Journalanfeindungen waren dafür zahllos und häufig ebenso oberflächlich wie plump und über das Maß des Anstandes hinausgehend. Aber auch andere Stimmen, wie Dr. Franz Kottenkamp („Anti-Menzel“) und August Boden (Frankfurt, 1860), erhoben sich, um die gegen die Größen unserer klassischen Literatur geführten Anklagen Menzel's zurückzuweisen.

Das letzte Decennium von Menzel's Schriftstellerei begann mit einer „Allgemeinen Weltgeschichte“ in zwölf Bänden (Stuttgart, 1862 u. 1863, bei H. Krabbe). Darauf folgten, immer in verbesserten und vermehrten neuen Auflagen, die „Geschichte Europa's von 1789—1815“, die „Geschichte der letzten vierzig Jahre, 1816—1856“ (3. Auflage, 1866), „Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte von 1740—1860“ in sechs Bänden. Kurz vor Ausbruch des Krieges 1866 erschien Menzel mit einer versöhnenden Brochüre: „Preußen und Oesterreich im Jahre 1866“ (Stuttgart, bei Krabbe. 71 S.), womit er der allgemeinen Zersplitterung zu steuern und die Stellung der Parteien zu klären suchte. Es waren „Denkübungen für Deutsche“, die auch jetzt noch sehr beherzenswerthe Winke enthalten. Die nachfolgenden Ereignisse fanden ihn schon auf seinem Posten, er suchte sie in ihren Ursachen, nach dem Verlauf und den nächsten Folgen darzustellen, daher das Buch: „Der deutsche Krieg“ (Stuttgart, 1867. 2 Bände). In der schnell darauf folgenden Schrift über „Unsere Grenzen“ (Leipzig, 1868) sprach er noch einmal die seit zwanzig Jahren gehegten Wünsche und Erwartungen aus, deren theilweise Verwirklichung Menzel noch glücklich erlebte. Dagegen skizzirte und tadelte er in bekannter Herbheit mit seiner „Kritik des modernen Zeitbewußtseins“ (Frankfurt, 1869) die krankhaften Auswüchse im Gebiete der Philosophie, Pädagogik und im socialen Leben, den vielseitig mit der Wissenschaft getriebenen Mißbrauch und Schacher, den mit angeblich industriellen Unternehmungen verbundenen Schwindel und andere Schattenseiten. Noch einmal faßte er „Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Ende des lombardischen Krieges, 1860—1866“ (Stuttgart, 1869) in zwei Bänden zusammen; er gedachte damit zu schließen. Alter und Krankheit

machten sich geltend, so daß er sogar die seit beinahe vierzig Jahren geführte, zu einer wahren Herzenserfrischung gewordene Redaction seines Literatur-Blattes mit dem Ende des Jahres 1869 niederlegte und alle Kraft auf das Werk über „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre“ (Leipzig, 1870, bei Fues. 2 Bände) zusammenhielt.

Da kam der neue Krieg. Menzel fühlte sich wie verjüngt. Was er in der langen Zeit seines Lebens geträumt, ersehnt, gewünscht und herbeigefleht hatte, wofür die besten Männer des Volkes seit einem halben Säculum sich gemüht und unverdrossen geredet hatten, wofür sie proeedirt und verfolgt worden waren, wogegen ehedem die klägliche Reaction gefahndet und die besten Ehrenmänner verbannt und eingesteckt hatte: er sah die Zeit der Vergeltung, des Wiedergutmachens und der endlichen Erhebung des deutschen Reiches. Das Scepter war freilich von Juda genommen. Somit erhob Menzel die Verdienste Preußens um Deutschland: „Was hat Preußen für Deutschland geleistet“ (Stuttg., 1870, bei Kröner. 264 S. 8°),* faßte dann nochmals „Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich, 1866—1870“ (Stuttgart, 1871, bei Krabbe. 2 Bände) zusammen, begrüßte das im Westen wiedergewonnene deutsche Reichsland: „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser“ (Stuttg., 1870, bei Kröner) und schrieb in zwei Bänden die „Geschichte des französischen Krieges“ (Stuttgart, 1871, bei Krabbe). Zuletzt ging Menzel mit seinem Buche „Roms Unrecht“ (Stuttg., 1871, bei Kröner. VIII. 471 S.) und mit einer „Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland“ (Stuttgart, 1873, bei Kröner. 534 S.) auf das erregte Gebiet der kirchlichen Fragen über und widerlegte so die voreilige Meinung, welche ehedem einen Kryptokatholiken aus ihm zu machen beliebte. Menzel hatte allerdings der Zerfahrenheit des Pseudoprotestantismus gegenüber und gegen jene Dränger, welche ihren Nihilismus unter das gläubige Lutherthum verecontrebandiren möchten, der katholischen Kirche gewisse Zugeständnisse gemacht und in seinem Literatur-Blatt den katholischen Autoren mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als es dem orthodoxen Zelotismus bisweilen genehm sein mochte. Desungeachtet hatte er — ein flüchtiger Blick auf die Darstellung der Ereignisse des 16. Jahrhunderts genügte — seinen festen Standpunkt als den eines bibelgläubigen Protestanten niemals verleugnet.

* Schon früher hatte Menzel darauf gedrungen, daß Preußen sich wieder mittelst seiner Armee in Respect setze, und hatte die durch Bismarck angestrebte Reorganisation des Heeres zu einer Zeit befürwortet, wo es nicht allein in der preußischen Kammer, sondern auch im größten Theile der Presse zum „guten Ton“ gehörte, darüber zu spotten.

Wie ein treuer Eckart hatte Menzel immerdar gepredigt, gewarnt und gerufen vor dem Venusberge der Verwelschung, ein echter Herold von Kaiser und Reich. Ob es ihm noch möglich geworden, seine persönlichen Erfahrungen in Memoirenform niederzuschreiben, wissen wir nicht. Aber auch ohne eine solche Autobiographie bieten seine fast nur zu zahlreichen Schriften und Werke einen klaren Spiegel eines reichen Lebens.

Menzel's ausgewählte, aus 18400 Bänden bestehende Bibliothek wurde mit Genehmigung des Kaisers für die Straßburger Universität angekauft.

Eine
Fahrt von Florenz nach Montecatini.
Epistel
an Giuseppe Vaselli von Giuseppe Giusti.

(1846.)

Aus dem Italienischen

von

Paul Heyse.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Du weißt ja, was der Volksmund spricht: der Mensch
Denkt, und Gott lenkt. Nach Siena wollt' ich kommen,
So hatt' ich dir's versprochen, und mit dir
Dort auf dem Lande still die Neige schlürfen

Des schönen Herbstes. Und nun denk: bereit schon,
Den Weg zu nehmen durch Porta Romana,
Kommt mir der Einfall, mich nach Haus zu wenden.
Soll ich den Grund dir sagen, — in drei Worten
Ist's dieser: ich bin Sohn. Noch jedesmal,
Wenn ich vom Elternhaus mich trennte, weinten
Mutter und Vater und beklagten sich:
Nun blieben sie sich einsam gegenüber,
Da Ildegarde, meine Schwester, sich
Vermählt wohl achtzig Meilen von der Heimath,
Und mich, des Hauses Giusti letzte Stütze,
Den Prinzen, der bestimmt den Thron zu erben
Der häuslichen Verpflichtungen und Lasten,
Schwermuth und dickes Blut und Nervenunrast
Im Kreise treibt, gleich einer Haspelwinde,
Jahr ein, Jahr aus, neun Monden oder zehn.
Das ist ja unser und der Unsern Schicksal:
Sie geben uns das Leben, geben uns
Erziehung, Beistand, Geld, nur glücklich, uns
Beglückt zu seh'n, mit Anstand in die Welt
Uns zu entlassen, die uns wenig ansteht
Und, während grausam sie uns ihnen raubt,
Uns nie Ersatz gewährt für ihre Liebe.
Zurück zu meiner Reise. Wie einst Flaccus
Die Fahrt beschrieb von Rom nach Brindisi,
(Der Flaccus, der von allen Hofpoeten
Als höchster Meister gilt und schlimmstes Muster),
Will ich die meine dir umständlich schildern.

— — — — — — — — — — — — —

Ich reis'te mit der Diligence, vielmehr
Mit einer jener alten Kutschen, die man
Frisch auflackirt und Diligencen tauft.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich den Platz mir nahm, hört' ich ein Wesen,
Das kauernd hockt' in einer finstern Höhle
Gleich einer Spinne, oder als der Minos
Der Rosselenker (wie ihn ein Arkadier,
Seligen Angedenkens, nennen würde),
Betheuern bei der Ehre seines Hauses:
Reinlich, bequem und trefflich sei der Wagen,
Die Pferde flink und mehr als reputirlich
Der Kutscher, der uns in drei Stunden würd'
An Ort und Stelle bringen. Und nun kam
Das Ding von Wagen, einer Bratenpfanne
Sehr ähnlich, mit zwei Pferden, — nein, Heupferden,
Wie Moses sie geseh'n dort in Aegypten,
Die, wohl aus Kummer, sich vom Stall zu trennen,
Wie Blasebälge keuchten. Weggelaufen
Vom linken Kreuzesstamm auf Golgatha
Schien mir der sehr zerlumpte Klepperbänd'ger,
Unser Automedon; allein sein Grinsen,
Sein Bart, sein schiefes Hütchen, die Cigarre
Maskirten nur als Schächer einen Saufbold,
Sonst eine brave Haut. Nun fielen fünfzig
Facchine über unsre Koffer her
(Kosaken der Dogana und des Gasthofs)
Und luden auf und stopften fest und schnürten
Thurmhoch das unglückselige Gepäck,
Und stießen sich und schimpften auf einander.
Wir warteten, bezahlten, stritten uns
Und schoben dann uns durch das enge Oehr
Des Wagenschlags, der sich auf keine Weise
Bewegen ließ, auf- oder zuzubleiben.

Ich fuhr mit einem Bürgermeister, dem
Pilatus eines Städtchens jener Gegend,
Der um Gehaltserhöhung hier bestürmte
Den Präsidenten, oder um Versetzung
Als Hahn auf einen andern Hühnerhof,
Und nun heimkehrte, alle Taschen voll
Des üblichen: „Woll'n seh'n! Woll'n überlegen!"
(Der Vers steht schon in meinem Gingillino.)
Mit ihm war seine Gattin: eine Dame —
Schwer zu beschreiben, weder schön, noch häßlich,
Nicht jung, noch alt, die einen mächt'gen Schatz

An Koffern, Kisten, Schachteln mit sich führte,
Voll Hauben, Hüten, Schärpen, Putzartikeln,
Genug, um alle Krämerfrau'n am Sonntag
Im Hochamt grün und gelb vor Neid zu machen.
Doch bei mir auf dem schlechtsten Platze saß
Ein armes Weib aus dem Gebirg' und hielt
Vergnügt auf ihrem Schoß ein Findelkind,
Dort aufgelesen aus dem großen Haufen,
Wo Eh' und Unzucht legitime Früchtchen
Und Bastardbrut aufstapeln in die Wette.
O benedeit die Milde, die euch aufhebt
Nackt, weinend und verlassen, arme Kleinen,
Und euer pflegt, die ohne Elternliebe
Ihr wachsen sollt wie wurzellose Pflanzen
In harter Erde! — — — — — — — —
Endlich fuhr man ab
Mit Peitschenknall und einem lauten Fluch,
Vom Bock herdonnernd. Wir nun, eingezwängt
In jenen Bienenkorb, begannen eifrig
Ein Beinverschränken, ein Geschäftigthun
Mit Shawls und Ueberröcken und dergleichen,
Ein Tauschen von Bedauern und Entschuld'gen
Und widerwillig höflichem Erbieten.
Dann kam ich mit dem Potestà ins Plaudern,
Und wir sondirten uns, er mich, von wegen
Der Liberalen, ich ihn, über Spitzel.
Ich hatt' es bald heraus: mein Mann war Einer
Der Vielen, die den Sack zur Mühle tragen
Im büreaukratischen Staat, abwechselnd einmal
Aufs Faß und einmal auf den Reifen schlagen
Und sterben pensionirt als Jubilare:
Wer fällt, der falle, wem's beliebt, der bleibe.
Der Meine merkte den Humor der Lage,
Vielleicht auch kannt' er mich. So respectirt' ich
Sein Amt, er ließ Italien ungerupft,
Und höchst friedfertig ging die Fahrt von statten.

In Poggio a Cajano ließ ein Wimmeln
Von Tressen und Livreen und Soldatesca
Erkennen: Seine Hoheit residire
Hier in der Villa, um sich zu erholen
Von paralytischen Regierungsschmerzen.
Ein Secretär, von denen, die aufs Land
Gefolgt, erkannte mich im Flug und grüßte
Rasch durch das Gitter, so mit dem gewissen
Gruß, der bedeutet: „Schau mich an und geh!" —
Ich ging. Der Nebel, der seit Tagesanbruch
Brütend herniederhing, begann nun sacht'
In Regen weit und breit sich aufzulösen,
In kalte, dichte, feine Tropfen, wie es
Zu regnen pflegt beim traurigen Blätterfall, —
Der rechte „Bauerntort", wie man wohl sagt.
Und mich, der ich an Schwermuth leide, dem
Ein Klang, ein Wort, ein Wink, ein andrer Himmel
Vergangene Dinge vor die Seele ruft,
Gemahnte jenes träge Plätschern wieder
Des Stübchens, drin im Herbst die Regentage
Du mir erhelltest, heiliger Alighieri,
Du, der Toscana's Saitenspiel gestählt
Und wieder Klang verlieh'n der römischen Leier,
Die rauh geworden schien durch langes Schweigen.
Erhabner als Homer und jener Andre,
Der in das dunkle Reich dein Führer war
Und dann empor den Berg der Läuterung:
Nicht die gewalt'ge Bildkraft, nicht die Macht
Des breiten Wohllautstroms erhöht so sehr dich,
Wie jenes neue, dir von Gott gesandte
Licht heiliger Erkenntniß, voll von Liebe;
Das zog dich fort vom Sinnentrug zur Wahrheit,
Zum Ew'gen von der Zeit. Wie hast du damals
Die Seele mir berauscht mit deinem Wort!
Wie mir den ungewissen Geist erleuchtet!
Mit dir der einsam Liebende, durch den
Valchiusa wiederhallt von holden Seufzern,
Und euch gesellt auch Jener, der mit Wundern
Und Märchenträumen angefüllt die Blätter

Und in gewagten Flügen wundervoll
Umhergestürmt Italiens ernste Muse.
Oft flatterten im kühnen Schwung der Zücht'gen
Die Schleier weg; und als sie dann Torquato
Zu sanftern Höhen an der Hand geführt,
Schwieg sie gesättigt lang' und blieb verborgen.

— — — — — — — — — — — —

Die Bürgermeist'rin ward indeß verstimmt,
Macht' ein Gesicht, als ob sie Leibweh hätte,
Bog sich hinaus, um Luft zu schöpfen, zählte
Die Wolken und die Tropfen, bat uns, „Halt!"
Zu rufen und zu fragen, ob die Koffer,
Die Schachteln und Packete vorn und hinten,
Oben und unten sicher zugedeckt
Und wohl geborgen seien. Und der Kutscher
Und wir (der Potestà, die Amm' und ich) —
Ein Trösten, ein Betheuern, ein Beschwicht'gen:
Alles sei fest und sicher aufgehoben,
Daß nicht einmal die Sündfluth, wenn sie käme,
Ein einzig Band nur ihr verderben könnt' —
Verlorne Müh'! So lang' die Reise währte,
Ein Maulen, Brummen, ein beständ'ges Toben.
Und da das Weib bekanntlich gottesfürchtig
Und lieber fluchen macht als selber flucht
Aus Ehrfurcht und Respect vorm lieben Herrgott,
So nahm sie es dem Weg, dem Wetter übel,
Sich selbst, den Gäulen und dem eignen Gatten,
Der es halb lachelnd, halb kopfschüttelnd hörte.
Indessen legte jene schlichte Bäurin,
Die überquoll von Milch und nicht die Schwere
Der Brust, der heftig schmerzenden, ertrug,
Das Kindchen an zum Säugen, das, am Tage
Vorher geboren, noch nicht wohl verstand,
Die Brust zu nehmen. Doch die Frau, ein Gäblein
Aus Zeig- und Mittelfinger machend, hielt
Die kleinen Lippen so dem Närrchen offen
Und nähert's ihrer Brust und summt es ein
Und kost und küßt es, ganz, als wär's ihr eignes.
Dies lieblich süße Thun, ein holder Anblick
Mir und dem Potestà, schien jenes Unthier
Von einem eitlen Weibe zu verdrießen,
Das nur in Angst um seine Flitter war.
Ich, nur um was zu sagen, fragte jetzt
Den armen Gatten, ob er Kinder hätte.
Und sie: „Nein, Gott sei Dank!" — Ich lächelte;
Keins sprach ein Wort; die Bäuerin verstand es.

So durch Pistoja zwischen Koth und Wasser
Rumpelt das hartgeschüttelte Gefährt,
Schwankend und kreischend, im gelassnen Tempo
Des Fortschritts in gewissen Vaterländern,
Und setzt uns dann am Kreuzweg ab. Der Straße
Folgt mit dem Wagen hier die Säugende,
Die süße Last ihr schlummernd auf dem Arm;
Der Bürgermeister führt auf einem Richtweg
Sein Weib nach Haus, und ich auf einem andern
Trabe nach meiner Zinne, eingezwängt
In einen Sattel, hoch wie für ein Sitzbord,
Und einen Brigliadoro unter mir,
Der blutsverwandt mit unsern Kutschengäulen.
Ein Bauer folgt mir nach aus Fattoria,
Der mir vom Oel und Viehstand vorerzählt,
Auch sich erkundigt, wann ich Hochzeit hielte,
Indeß er auf den armen Klepper losschlägt
Und selbst empor die steile Straße keucht.
Er schleppte sich mit einem Sack, darin
Ein Dante, ein Virgil, ein Juvenal,
Ein Röllchen vollgekritzeltes Papier,
Ein Büchlein mit Sonetten, mir von einem
Sportsmann des edlen Flügelpferds verehrt,

Dazu noch all die andern Siebensachen
Bunt durch einander, Westen, Hosen, Handschuh,
Wie ein amphibisches Geschöpf sie braucht,
Das zwischen Bücherwurm und Stutzer schwankt.
So trab — trab — trab hinauf, bis mich das Rößlein
Absetzt bei meinen Lieben; dann aufs Kissen,
Das schon so lang' um eines kranken Hauptes
Schnaken und Grillen, Sparr'n und Schrauben weiß,
Und sie zu meinem Glück für sich behält.
Hier oben les' ich, schlendr' ich, bleibe steh'n,
Entzückt bei jedem Ausblick von der Höhe,
Bald bei mir selbst, bald — weiß der Himmel, wo.
Und manchmal sinn' und brüt' und phantasir' ich
Von Reisen, Liebeshändeln, Versen — solchen
Wie diese —, träume mich zu euch hinüber
Und sag' im Geist euch meine Schnurren vor,
Citire Stellen aus den Klassikern,
Lustwandelnd und dabei vom Papste plaudernd,
Der jetzt uns Luft schafft gegen Metternich.

Literarisches.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen. Von Ferdinand Hiller. Köln, Verlag von Du Mont-Schauberg, 1874.

In anmuthiger Weise schildert in diesen Briefen und Erinnerungen ein liebenswürdiger Künstler den andern und zeigt uns den früh verstorbenen Meister als treuen Kameraden eines Gleichstrebenden, stets bemüht, ihn zu fördern und zu ermuntern.

Die Bekanntschaft Hiller's mit Mendelssohn beginnt in der Knabenzeit, und lebhafter Verkehr mit ihm dauert fort bis wenige Jahre vor seinem Tode. Briefe Mendelssohn's, abwechselnd mit Hiller's Berichten über persönliches Zusammensein, schildern ihn auf das lebendigste und anziehendste. Der Begegnung mit andern Größen wird gedacht. Reizend ist z. B. die Erzählung einer Scene im Schadow'schen Hause, wie Chopin, der mit Hiller nach Düsseldorf gekommen war, um Mendelssohn zu besuchen, erst zurückhaltend und darum wenig bemerkt, von beiden Künstlern schließlich veranlaßt wurde, sich ans Clavier zu setzen. Die Anwesenden sahen den bis dahin unbekannten jungen Mann mißtrauisch an. „Aber kaum hatte er einige Tacte gespielt, als alle Anwesenden, Schadow vor Allen, wie verwandelt auf ihn hinschauten, so etwas hatte man denn doch noch nie gehört. Entzückt verlangte man mehr und immer mehr. Graf Almaviva hatte sich als Grande entpuppt und Alles war sprachlos!"

Das Hiller'sche Schriftchen ist ein Seitenstück zu Mendelssohn's bereits edirten Briefen und zu Eduard Devrient's Buch. Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, daß er aus Bescheidenheit seine Schätze so lange verschlossen hielt, aber er verdient den lebhaftesten Dank dafür, daß er sie endlich gespendet hat. Es spricht aus jeder Zeile die Freude, daß es ihm vergönnt war, so reichen Antheil an dem Leben des trefflichen Freundes zu haben, daß er in Glück und Leid und Streben mit ihm verbunden war. Das ganze Büchlein ist beglänzt von dem Wiederschein der Erinnerung an glückliche Tage der Jugend.

Schuldig oder nicht. Erzählung in zwei Bänden. Von Franz Eugen. Leipzig, Dürr, 1873.

Unter dem Namen Franz Eugen verbirgt sich seit einigen Jahren eine in der „Weltcurstadt" Wiesbaden lebende noch jugendliche Dame aus der ersten Gesellschaft. Bis jetzt sind von ihr unter diesem pseudonymen Namen erschienen: „Polin und Deutsche", „An deutschen Fürstenhöfen", „Der Held des Bauernkrieges" (letzteres in Hallberger's „Zu Hause") und die oben genannte höchst interessante Criminalgeschichte „Schuldig oder nicht". Wenngleich alle Schriften der geistreichen Verfasserin allgemeine Anerkennung gefunden, so gebührt doch diesem trefflichen Werke die Palme. Mit freiem Geiste sind darin die höchsten Interessen des menschlichen Lebens, Liebens und Glaubens besprochen, und man darf es kühn der besten in neuerer Zeit erschienenen Novellen-Literatur an die Seite stellen und darum aufs wärmste empfehlen.

Die Sammlung von Zeitgedichten, welche Ernst Scherenberg unter dem Titel **„Gegen Rom"** herausgegeben hat, und zu welcher die namhaftesten Lyriker Beiträge lieferten, ist bereits in mehreren Auflagen vergriffen.



Drei Tage in einer Provinzialstadt Oberägyptens.

Von

C. B. Klunsinger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Erster Tag.

Wir stehen auf einem aller Vegetation baren Schutthügel, über uns der tiefblaue Dom eines wolkenlosen Himmels; ein leiser Nordwind wehrt den glühenden Strahlen der in hohem Bogen über uns hinziehenden Sonne, uns zu versengen, die lechzende Atmosphäre läßt den Blick mit durchsichtiger Klarheit bis an den fernen Horizont hinschweifen und rings um uns her ist greifbar rein das Landschaftsbild gebreitet. Ein grüner Saatteppich bekleidet das flache Thal, das gegen Norden zieht und aus dem von Strecke zu Strecke ein Palmenhain auftaucht. Ein breiter Wasserstreif fließt schlängelnd seiner Mitte entlang, einziger Zeuger und Säuger des vom Himmel verlassenen Bodens. Gegen Westen und Osten besäumt sich das Thal in greller Grenzlinie durch die kahle gelbgraue Wüste, welche bald in einer unübersehbaren sanft ansteigenden Plateaufläche sich verliert, bald plötzlich in starren, schroffen Felsmassen emporsteigt.

Zu unsern Füßen aber liegt das schwer zu enträthselnde Häusergewirr einer ansehnlichen Stadt. Unter den meist einstöckigen, von nur wenigen Lichtscharten durchbohrten flachdachigen, oft in antiker Weise gegen oben sich verjüngenden Lehmwürfeln, aus welchen sie besteht, ragen eine große Anzahl Nadeln hoch in die Lüfte, wölben sich gewaltige halbkuglige Kuppeln auf, erheben sich saubere viereckige Zinnenthürmchen, in deren vieldurchlöcherten Wänden sich ein reges Taubenleben entfaltet, und das Lehmgrau der Häuser ist reich durchsetzt mit dem Immergrün ihrer Mitte entsteigender Palmen und Laubbäume. An den meisten Gebäuden läßt sich der nagende Zahn der Zeit nicht verkennen, ein namhafter Theil der Stadt liegt stets in Ruinen. Mit Mühe entdecken wir in dem Profil dieses Labyrinths einige gröbere Adern und Zweige, wo die Häuser von einander gerückt in deutlichen Reihen sich ordnen und die da und dort herzartig sich erweitern. Da giebt sich dann ein dichtes Drängen und Wallen des menschlichen Verkehrs kund, den Körperchen in den Capillaren des Blutes gleich.

Das lauschende Ohr unterscheidet in dem allgemeinen Gemurmel dieser menschlichen Wohnstätte das widrige Kläffen zahlloser Hunde, den trompetenartigen Schmerzensschrei brünstiger Esel, das unmuthige

Brüllen störrischer Kamele, das Geschrei spielender und raufender Gassenjungen, die Warnungen anrennender Eselsbuben, von den Märkten her die unablässigen Ausrufungen der Mäkler und Kleinverkäufer, von den Zinnen der Thürme die helle melodische Stimme der Mahner zum Gebet, dann und wann auch den wimmernden Gesang eines liebestrunkenen Jünglings oder das Festjubiliren einer Schalmei sammt Nachdruck von Cymbeln und Pauken und Händegeklatsch.

Wir vermissen, vom geschäftigen Norden gekommen, das Pflastergerassel hinfliegender Wagen; die langen Schornsteine haben noch nicht den Sieg über die Thürme der Paläste, Tempel und Taubenschläge gewonnen, noch nicht ist von dem Klappern der Maschine, dem Klopfen und Hämmern des Gewerbefleißes die Stimme der Menschen und Thiere zurückgedrängt. In einem schattigen Hain vor der Stadt breitet ein Mann mit vollem Bart und markigen Zügen in Ernst und Ruhe einen Teppich auf der Erde aus; sein Haupt deckt ein großes Leinwandgewinde, der Turban, eine volle Toga mit weiten Aermeln wallt über seinen tiefgebräunten Körper bis zu den Füßen herab; er zieht seine rothen Pantoffeln aus, tritt andächtig in fassungsvoller Stimmung auf den Teppich, wendet sein Gesicht nach Südosten und beugt sich nach unabänderlicher Regel vor dem Allmächtigen. Dort sitzt oder hockt ein Landessohn und saugt aus langer Pfeife und kleiner Schale die erlaubten Genußmittel Tabak und Kaffee in stillem Humor. Um die Mauer jenes Hauses schleicht ein gespensterhaftes Wesen, die ganze Figur vom Scheitel bis zu den allein sichtbaren Füßen in einen faltenreichen weiten Mantel sorgsam gebettet, es soll ein Glied des schönen Geschlechtes sein.

Wir haben genug gesehen, und wären wir von einem Genius im Dunkel der Nacht auf jenen Schutthügel verschlagen worden, um zu wissen, daß wir vor einer Stadt im Orient des Islam stehen, ferne vom Abendland, weit ferner selbst für den Gedanken als das neue transatlantische Abendland. Wir befinden uns auf dem klassischen Boden des uralten Nil, weit oben im Süden Aegyptens, wo der Mercur des neunzehnten Jahrhunderts zwar schon begonnen hat, seine Drahtfühlfäden hinzustrecken, wo er mit seinen dampfbeschwingten Sandalen wenigstens auf der Wasserstraße wohl dann und wann ab- und zugeht, in seinem Gefolge die engbehosten Träger der Civilisation, wo er sich aber noch gar nicht heimisch fühlt, und das Volk in Ursprünglichkeit, ja Unverdorbenheit seines Daseins sich freut.

Wir steigen hinab und dringen in das Häusergewirr ein. Keine kriegerische Ringmauer umgiebt die Stadt, wohl aber bilden die äußersten Häuser eine dichte Schließung, zwischen welcher bald ein regelrechter Thorbogen, bald eine offene Straße, bald ein enges Pförtchen einen Zugang läßt, oder es hat sich durch ein zerfallenes Gebäude eine Bresche gebildet, die Niemand zu verstopfen gedenkt. Am besten ist es, wenn wir dem Dammweg folgen, der in der Richtung nach der Stadt zu sich windet und, zumal wenn zur Zeit des Hochwassers das Land ringsum unter Wasser steht, uns gefahrlos in das Herz der Stadt einführt. Nicht viel breiter als der Dammweg, der kaum zwei Reiter passiren läßt, wird es, wenn die Häuser zur Eingangsstraße sich stellen. Diese führt uns allmälig weiter, sich erweiternd und verengernd, krümmend und winkelnd, senkend und erhebend. Die Spaliere der Häuser zeugen wenig von geometrischer Genauigkeit, die Richtungslinie ist mannigfach gebrochen und gebaucht, wenn auch das einzelne Haus einen annähernd rechtwinkligen Typus hat. Die Front des Hauses besteht aus einer kahlen grauen, selten übertünchten Lehmwand, welche, verschieden von den fensterreicheren Häusern der Hauptstadt, nur von einigen winzigen Luftlöchern durchbohrt ist. Sie ist das Zeichen des Abschlusses des heiligen Hausinnern von der Außenwelt. Luft und Licht dringt in die Gemächer vom Hofraum aus, welcher ringsum vom Hause umfaßt ist. Die Mauer ist zusammengesetzt aus rohen ungebrannten Thonziegeln von länglich rechteckiger Form, wie sie schon die alten Aegypter, damals stets mit dem Regierungsstempel gezeichnet, für ihre Privatbauten brauchten; ihr Name „Tubi" hat sich bis heute erhalten. Dieses Material ist eben nur für diese regenlosen Districte möglich, bei einem stärkeren andauernden Regen würde eine so erbaute Stadt in kurzer Zeit in einen Breihaufen verwandelt, und auch darin liegt

ein Beweis, daß das Klima des alten Aegyptens so trocken wie das des jetzigen war.

Zwei Dinge fesseln indeß den Blick: das Hausthor und die Taubenthürme. Der Umgebung des ersteren mußte ein gewisser Halt verliehen werden; das geschieht durch Quadersteine, gebrannte Backsteine und Querbalken, und diese werden zugleich zur Anbringung eines architektonischen Schmuckes durch Farbenwechsel und mosaikartige Anordnung benutzt. Weniger gelingt es, wenn auch das Gebiet der Malerei oder gar der höheren Sculptur betreten wird; hierin bringt es der arabische Künstler nur zu gräulichen Zerrbildern. Um den Blick des Neiders zu neutralisiren, setzt man über das Hausthor gern Sprüche aus dem Koran, und in ähnlicher Absicht, als Blickableiter, wird oft ein ausgestopftes Ungeheuer, zumal ein Krokodil, auch wohl eine Aloe über dem Eingang befestigt. Das große Hausthor wird nur zum Einführen größerer Gegenstände geöffnet, für gewöhnlich schlüpfen Menschen und andere Geschöpfe durch das kleine Pförtchen, das in das Hauptthor eingelassen ist. Die gruppenweise auf die Platform vieler Häuser aufgesetzten zinnen- oder thürmchenartigen Taubenschläge fielen uns schon bei der allgemeinen Beobachtung der Stadt auf. Sie geben den Häusern der Städte und Dörfer Oberägyptens ein eigenthümliches Ansehen, welches sie schloßartig erscheinen läßt.

In der Provinzialstadt ist die alte und die neue Welt noch nicht zur gefährlichen Collision gekommen wie in der Hauptstadt. Da sieht man noch nicht das hastige Jagen und Rennen, noch keine dahinsausenden Carrossen, welche den Rücken des Wanderes durchbohrt haben können, ehe er die Warnungsrufe des Wagenlenkers unterschieden hat. Da geht Alles noch seinen gemessenen Schritt und Tritt, und wenn man auch einmal, in tiefe Gedanken versunken, plötzlich den fletschenden Rachen eines Kamels im Nacken fühlt, oder ein leichtes einherrennendes Eselein Einem auf die Fersen tritt, so hat man immer noch Zeit auszuweichen, wenn das nicht die bedächtigen Thiere von selbst gethan haben. Je näher wir dem Herzen der Stadt, dem Markte, kommen, desto belebter wird es. Bald beweist uns ein Stoß, ein Fußtritt, eine unsanfte Berührung mit irgend einem Nebenmenschen die Existenz eines Nicht-Ich's. Hinter uns hören wir jugendliche Warnstimmen näher und näher ans Ohr schallen, den Rücken, die Beine, den Kopf und was an uns zerbrechlich ist, in Acht zu nehmen. Es sind die hochberühmten Eseljungen, die, selbst nachspringend, einen Trupp wandernder Ritter in sausendem Galopp durch das Menschengewühl in den engen Gassen hindurch an den Ort ihrer Bestimmung jagen. Das etwas träge Naturell ihrer langohrigen Schützlinge wird durch fortgesetzte Prügel, oder, wenn diese in Folge langjähriger Uebung auf eine schwielig gewordene Haut fruchtlos fallen, durch Grabstichel in offen gehaltene Wunden angefeuert.* Dabei fehlt es nicht an kräftigen Beschimpfungen des unvernünftigen Thieres, den Stichworten: Ochs, Hund, Christen- und Judenbube folgt ein gedehnter emphatischer Halaut, wie ihn nur ein echtes Araberkind hervorzubringen im Stande ist, und diesem ein wirksamer Stoß in den mageren Steiß, der rein mechanisch das Reitthier vor- und seitwärts schiebt. Es kommt uns der ritterliche Gedanke, auch ein solches Eselein zu besteigen, um stolz über die Köpfe der blos laufenden Menge emporzuragen. Noch schneller aber als der Gedanke sind die Eselbuben, die an der nahen Ecke ihren Stand haben. Schon hat uns ein halbes Dutzend derselben umringt, ehe wir noch zum wirklichen Entschluß gekommen sind. Es ist keine Rettung, keine Flucht mehr möglich, es gilt, eine rasche Wahl zu treffen, da der menschliche Körper nicht darauf eingerichtet ist, sechs Esel auf einmal zu reiten. Ein blitzender Blick, ein donnernder Fluch in irgend einer Sprache, ein drohend geschwungener Stock, und der um unsere Person sich zankende und balgende Schwarm ist in

---

* Sonst ist im Ganzen von Thierquälerei bei dem Volk am Nil wenig zu sehen: folgendes Beispiel zeugt im Gegentheil von musterhafter Weichherzigkeit, oder wenigstens von durch die Religion gebotener Schonung.

Einst hielt ich am Meeresufer eine Auslese der eben von mir gesammelten Geschöpfe, wie Würmer, Krebse u. a. m., und warf das für mich Unbrauchbare einfach weg auf den Boden. Ein sonst roher Baschiboschuk, der anwesend war, beschämte mich, indem er schweigend die noch lebenden Thiere sorgfältig auflas und sie ihrem Element, dem Meerwasser, zurückgab.

alle Weltrichtungen zerstoben, wobei der Bube unserer Wahl uns wirksam unterstützt. Der Eseltreiber ist in ganz Aegypten derselbe unverschämte Feigling, dabei aber recht gemüthliche Bursche. Nur zur Ausbildung seines Sprachentalents hat er in den inneren Provinzen weniger Gelegenheit als in den Hauptstädten, noch redet er uns nicht in der reichen alexandrinischen Mosaiksprache der lingna franka an: „Nigi ja Musjo, voulez ride good esel, un abrico thejib, bono", d. h. sollen wir kommen o (arabisch) Herr, wollen Sie (französisch) reiten guten (englisch) Esel (deutsch), ein Esel (italienisch statt burico) gut (arabisch), gut (italienisch). Nun, wir sitzen jetzt sicher und schießen mit verhängten Zügeln vorwärts, müssen aber stets auf Erhaltung des Gleichgewichts bedacht sein, da die vis a tergo des Stupfers bald rechts, bald links einfällt und instinctmäßig die Croupe des Reitthiers jedesmal auf die Seite plötzlich ausbiegt, die der gezüchtigten gegenüber liegt. Kaum hat unser Esel seinen nicht unsanften trippelnden Trab angeschlagen, so bringt ihn eine allgemeine Stockung des Kreislaufs des Gasseninhalts zum Stehen. Ein Kamel, das eine, ausgespannten Fittigen gleiche, gegen die Seite hinausstarrende Last auf den Rippen trägt, hat beim Umbiegen um die Gassenecke nicht die richtige Mitte getroffen, nur seine eigene Körperbreite bemessend, und ist an die Ecke gestoßen. Da muß es denn erst wieder um einige Schritte zurückgebracht und nach und nach in den Mittelweg geleitet werden. Sofort nach Aufräumung dieses Hindernisses und Wiederbeginn der Circulation sehen wir an derselben verhängnißvollen Ecke einen Lastesel auf der Erde liegen; es ist ihm ebenso gegangen wie dem Kamel, aber der Stoß an die Ecke hat das Gleichgewicht seiner Ueberlast verrückt, und er konnte sich nicht mehr auf den zur Fracht in gar keinem Verhältniß stehenden schwachen Füßen halten.

Mißvergnügt über das fortwährende Stocken steigen wir aber bald ab und vertrauen uns lieber unserm eigenen schmiegsamen Körper an. Wir drücken dem Eselbuben einige Kupfermünzen in die Hand, der freilich unzufrieden ist, wo er es mit einem fränkischen Menschen zu thun hat, und außer seinem Lohn auch noch ein „Bachschisch"* haben will, jenes vieldeutige Geldgeschenk, dessen Namen jedem in Aegypten gewesenen Europäer noch sein Leben lang nachklingt. Je nach Gemüthsart und Stimmung befriedigen wir, um einem Scandal zu entgehen, das trotzige Verlangen durch eine Zugabe oder durch eine Achtung einflößende Stellung mit erhobenem Stock. Ein Eingeborener, der die Preise kennt, hat ihm die Hälfte gegeben, der Junge küßt dankbar, ohne den Betrag zu prüfen, die Bescheerung und steckt sie dann — ins Ohr. Der Europäer aber muß jederzeit und überall seine Hosen bezahlen, die ihm wie ein böses Wahrzeichen ankleben, andererseits machen sie aber ihn, den „Chauage", seiner Zahlungsfähigkeit, sowie seiner Macht, seiner Energie und anerkannten Geschicklichkeit, weniger vielleicht mancher moralischer Vorzüge wegen zu einem Gegenstand unterwürfigsten, wenigstens äußerlichen Respects in ganz Aegypten.

Was soll das bedeuten? Die eiligen Marsches waren, bleiben stehen, wer da saß, erhebet sich, wer eine Pfeife oder Cigarette rauchte, senkt sie darnieder, wer in lebhaftem Gespräch war, verstummt, wer stritt und zankte, beuget regungslos das Haupt, die Gruppen treten zur Seite rechts und links bilden sich Spaliere. Aus der sich spaltenden Menge springt ein leichfüßiger Jüngling hervor, die aufgestülpten Hemdärmel engelflügelförmig auf den Rücken gebunden, in der so befreiten Hand eine Ruthe haltend, den Rock hoch aufgeschürzt. Der Vorläufer bahnt den Weg. Hinter ihm trabt hoch zu Roß oder auf roßhohem, schneeweißem Esel von Edelrace ein pumphosiger Türke heran, gefolgt von einer Schaar schwer bewaffneter, türkisch gekleideter nachkeuchender Polizeisoldaten, von Dienern und Sklaven. Die hohe Person grüßt, der Sitte des Islam gemäß, zuerst huldvoll rechts und links, die in Ehrfurcht erstarrten Bürger, welche nun symbolisch den Staub der Unterwürfigkeit in tiefer Verbeugung vom Boden heben, an den Mund zum Kusse setzen und die Aufrichtigkeit der Ehrenbezeugung durch Anlegen

* Dieser Name ist übrigens persisch und wird meist nur Europäern gegenüber angewendet; er scheint auch erst mit den Europäern eingewandert zu sein, noch zu der Franzosen Zeit bettelten die Eingeborenen mit den Worten: Fáda, Fáda!

der Hand an Stirn und Herz betheuern. Der gewaltige Türke aber ist nur der Stadtpräfect. Der Pomp, ohne den er nie aus dem Hause tritt, ist Liebhaberei und Bedürfniß seines Stammvolks und kleidet ihn zugleich dem Volke gegenüber in den werthvollen Nimbus der Mächtigkeit.

Wir wandern noch ein paar Schritte weiter dem großen Menschenzug nach und wir haben das Centrum des Verkehrs, den Markt, oder, wie ihn der Europäer und Türke, kaum aber der Araber zu nennen beliebt, den Bazar erreicht. Die weiten offenen Plätze der Stadt sind nur für schattige Stunden und an gewissen Tagen der Woche zum Verkaufe der Lebensmittel bestimmt, das Krämern geht dagegen in den Kaufgäßchen vor sich, die bei ihrer Enge durch Selbstbeschattung oder eine oben quer übergelegte Decke in einem beständigen Halbdunkel gehalten sind, wo man mit Behaglichkeit die heißesten Tages- und Jahreszeiten zubringen kann. Die Läden bestehen in Reihen niederer Zellen, im Grundstock eines Wohnhauses oder in besondern niedern langgestreckten Gebäuden eingelassen. Man weiß so viel zu erzählen von den prächtigen Bazaren des üppigen Orients! Dafür konnten vielleicht unsere Urureväter schwärmen, als die europäische Industrie, überhaupt Europa in Allem hinter dem reichen Orient weit zurück war. Heutzutage erscheint ein solcher Bazar, selbst in den größten Städten Aegyptens wenigstens, gegenüber den europäischen Prachtläden kleinlich und ärmlich. Ganz Unrecht mag der arabische Kaufmann nicht haben, wenn er, wie er entgegenzuhalten pflegt, seinem Lädchen nicht die gleißende Ausstattung verleiht, die einen guten Theil des Anlagekapitals verzehrt und hinter der häufig genug der hohläugige Gant lauert. Der schönste und reichste Laden eines Landeseingeborenen steht in der Regel, was die äußere Erscheinung betrifft, hinter dem Lädchen eines europäischen Vorstadthändlers oder der Bude eines vagirenden Jahrmarktkrämers zurück. In der Provinz besteht er im besten Fall aus einer, einige Fuß über dem Straßenboden erhabenen viereckigen Kammer, die eben nur das aufrechte Stehen erlaubt, damit darin das Gebet verrichtet werden kann, und die in den andern Dimensionen in der Regel noch weniger mißt. Im Hintergrund sind die wenigen vorräthigen Waaren auf einigen offenen Brettständern aufgestapelt. Einige Tücher und Flitter hängen von dem dachartig aufgeschlagenen oberen Flügel der Ladenthür herab, während der untere Flügel hinab, oder zur Vermehrung der Oberfläche des Ladenbodens tischartig nach außen geschlagen ist. Hier und da bringt auch ein Fachkästchen mit gläsernem Deckel allerlei kleine hübsche Waaren zur Anschauung. Große Schilder und Annoncen darf man hier nicht suchen; man sieht ja, was im Laden ist, denkt der Kaufmann, und die Wenigsten würden jene lesen können. Die angeschlagenen Schriftstücke sind vielmehr Sprüche aus dem Koran. Ein ausgebreiteter Teppich mit einigen Kissen bildet den einzigen und vollständigen Comfort des behäbigen Ladenbesitzers, und da sitzt er mit übereinander geschlagenen Beinen, die lange Pfeife oder die Papiercigarette im Mund, und wartet mit Würde und Ruhe der Käufer. Ein anderer, der noch weniger auf Prunk sieht, schleppt seine Waare tagtäglich hinten aus dem finstern Magazin in die thürenlose Ladenzelle, füllt mit ihnen seine Strohkörbe auf und stellt sie in Parade auf alte Kisten oder Palmzweigkäfige, die leichtern gaukeln malerisch auf ausgespannten Stricken und Stangen.

Die Werkstätten der Gewerbsleute unterscheiden sich wenig von den Buden der Kaufleute, und die Arbeiten dieser Menschen entstehen im Licht der Oeffentlichkeit. Nach uralter Regel haben sich die Marktleute meist nach Fach und Zunft geordnet, doch in der Provinz, wo auch die Theilung der Arbeit nicht so ausgesprochen ist, weniger streng als in der Hauptstadt. Diese Ordnung scheint der Collegialität keinen Eintrag zu thun. Von dem stillen Bezirk der Gewürzkrämer oder Volksapotheken gelangt man zu den gellenden Räumen der Klempner und Kupferschmiede, von den duftenden Herden der Garköche zu den berüchtigten Höhlen der Gerber. Machen wir die Runde bei den Jüngern der Gewerbe. Zwar wer heutzutage eine Forschungsreise unternimmt, um die industrielle Thätigkeit der verschiedenen Völker der Erde zum Besten seines Heimathlandes zu verwerthen, der wird seine

Schritte zuletzt zu demjenigen Lande wenden, von dem einst das erste Licht der Cultur in alle Welt strahlte. Aber dennoch ist eine Gewerbsschau hier gar nicht ohne Interesse; sie ist zum mindesten Heiterkeit erregend, denn hier finden wir sonder Zweifel das leibhaftige Bild der Gewerbsthätigkeit der ehrwürdigen Väter des Menschengeschlechts und sehr häufig der altägyptischen Vorfahren selbst. Der Schlüssel zum Verständniß der Werke der heutigen Aegypter ist ihr Grundsatz, aus naheliegenden billigen Materialien Gebilde zu schaffen, die „es thun", wobei Dauerhaftigkeit, Genauigkeit und gar Aesthetik weiter nicht in Betracht zu kommen haben.

Staunend bleiben wir vor der Bude eines sonderbaren Geigers stehen. Er hat die Schnur seines Fiedelbogens um eine senkrechte Welle geschlungen und versetzt diese durch Hin- und Hertreiben des Bogens in drehende Bewegung. Hierbei wühlt sich der über der Welle vorragende Eisenstift mit seiner lanzettlichen Spitze immer tiefer in das Mark des Rohres ein, das er mit der andern Hand darüber gestülpt hält. Mit wenigen Zügen, welche ein kratzendes, rasselndes Geräusch entlocken, hat der vermeintliche Maestro der Musik eine vortreffliche Pfeifenröhre hergestellt, jenes gemüthliche Instrument des Volksglückes. Neben ihm sitzt sein Gehülfe oder Bruder, der Dreher. Sein ganzer sehr transportabler Apparat besteht in einem Fußbrett und zwei darauf senkrechten Brettchen, zwischen welchen vermittelst vorragender Stifte der abzudrehende Gegenstand, ein Holz, ein Knochen, ein Bernstein eingeklemmt wird. Durch den Fiedelbogen wird dieses Object in Achsenbewegung versetzt, während die linke Hand den scharfen Stahlmeißel ansetzt, der den Gegenstand glatt nagt. Die Stützung des Apparats geschieht durch Anstemmen des nackten rechten Fußes auf zwei Querstäbe, des linken auf das Fußbrett.

Der Schreiner oder Zimmermann, das ist arabisch ein Begriff, (der „Neppaar") hat weder Hobelbank, noch in der Regel Schraubenzwinge. Zu was auch so theures Handwerkzeug? Er hockt auf das Brett, das er hobeln und behauen will, stützt sein Scheit mit dem Fuß, oder bei feineren Arbeiten nimmt er seinen Gegenstand zwischen die zweite und die große Zehe seines Klammerfußes, wie es auch schon die alten Aegypter machten; auch die Zähne kommen ihm als Handwerkzeug zu Statten. Als Maßstab genügt ihm meist eine Schnur oder ein Palmzweig, an denen er sich das Maß merkt, und als Zirkel ein Strick, durch welchen als Centrum ein Stift eingesteckt ist. Der Bohrer ist ähnlich dem Instrument des Pfeifenmachers und rührt auch aus altägyptischer Zeit her. Er ist ein am Ende lanzettlich verbreiterter Eisenstift, von einer Holzwelle umkleidet. Das obere Ende des Stifts steckt in einem hohlen Knopf oder Nußgelenk, das zumeist eine wirkliche Domnuß (Frucht der Dompalme) ist. Die Welle kommt wieder durch den bekannten Fiedelbogen in Drehung. Die Handhabung dieses Drehbohrers scheint in der Hand des arabischen Handwerksmanns leicht und spielend, der ungeübte Franke greift lieber wieder zum Handbohrer. Das Hauptwerkzeug des Schreiners ist die kleine Axt, in deren Führung er eine große Geschicklichkeit besitzt.

Beim Klempner, Schlosser, Silberschmied bewundern wir das Gebläse: ein kleiner Erdhügel ist von einer alten abgeschnittenen Flintenröhre durchbohrt, und diese mündet gegen den Herd, d. h. ein von einigen losen Steinen zusammengehaltenes Kohlenhäufchen. Der Blasebalg ist ein kegelförmig sich zuspitzender und hier an das hintere Ende des Flintenlaufes angesetzter Bocksschlauch, wahrscheinlich ein alter Wasserschlauch. Hinten ist dieser zu einer queren Spalte aufgeschnitten, die Spaltränder sind mit Holzstäben verstärkt. Im Hintergrund der Bude hockt der dickbackige Lehrbube, spielt mit den Fingern einer Hand an den Schlüpfern des Balges, erhebt ihn, den Spalt öffnend, senkt ihn beim Schließen, und die durch den Balg eingeathmete Luft dringt unter dem Erdhügel durch die Flinte und bläst auf die Kohlengluth davor los.

Etwas complicirter ist das Gebläse des Schmiedes. Hinter einer schiefen Bretterwand befinden sich zwei große cylindrische, durch eine Anzahl Holzreifen gestärkte Lederbälge, beide gegen hinten geschlossen durch einen Holzboden mit Luftloch und Klappe. Durch eine sehr einfache Vorrichtung, nämlich einige an dem Balgboden befestigte senkrechte Holzstäbe, die unten

an einem Fußbrett mittelst eines eisernen Ringes charnierartig beweglich sind, werden sie abwechselnd von dem auf dem Fußbrett stehenden Jungen durch Vor- und Zurückziehen für die Luft geschlossen und geöffnet. Die Bälge convergiren, setzen sich auch in Flintenröhren fort, erst in zwei, dann in einer gemeinschaftlichen, und die Luft bläst auf den vorderen Herd, nämlich einen durch rohe Steine ummauerten Erdwall. Der arabische Hephästus hat seine zerlumptesten Kleider an- oder der Hitze wegen bis auf die Hüften ausgezogen, und die Decke der geräumigen Schmiede ist mit herabhängenden Lappen und Strohmattensetzen festonnirt. Denn, meint er, Eleganz der Ausstattung hilft nichts zur Arbeit. Ein ungeschlachter knorriger Stiel, wie er aus dem Boden wächst, erfüllt ihm für seinen Hammer den Zweck ebenso gut, als ein feingedrehter eingelegter elfenbeinerner Griff und kommt billiger.

Wir werfen einen Blick in die sämmtlich offenen Buden der Schneider, Schuster, Sattler, Bortenwirker, Filzarbeiter, Klempner, Kupferschmiede oder Kesselflicker, der Matten- und Korbflechter, und dringen in die zurückgezogeneren halboffenen der Gerber, Indigofärber, Weber, Bäcker, Töpfer. Ein Bettdeckenmacher lockert mit der langen Saite seines harfen- oder schießbogenartigen Instruments die bollicht gewordene alte Baumwolle. Der Silber- und Goldschmied schmilzt das feine Gold der alten Zechinen und österreichischen Ducaten („Magar," d. h. Ungarn), sowie das zinngemischte Silber der Mariatheresienthaler ein und verfertigt daraus mittelst einiger Model, eines einfachen konischen Löthrohres, Zängchen und Hämmer die zierlichsten, sehr gesuchten Schmucksachen. Die Glasfabrication, welche ihre Heimath im alten Aegypten, nicht in Phönizien hat und einst hier so berühmt war, ist jetzt auf einige jämmerliche Erzeugnisse herabgesunken. Fast alle Waaren dieses Stoffes, sowie des Porzellans, selbst die so allgemein gebräuchlichen, in Europa kaum zu habenden Kaffeetäßchen werden aus dem fränkischen Auslande bezogen. Dagegen steht die Töpferei an einigen Orten Oberägyptens (Kenneh, Balas, Siut) sehr in Flor, die Procedur unterscheidet sich kaum von der in Europa gebräuchlichen, die betreffenden Gefäße sind stets ohne Glasur, porös und zur Kühlung des Wassers dienend. Zu Flößen zusammengebunden werden sie auf dem Nil in großer Menge versendet.

Wir sehen das Geschick des auch in diesem Lande stets gesprächigen Barbiers, der sämmtliche Schädel, die unter seine Hände kommen, glatt polirt, und daher eine ganz erstaunliche Uebung im Rasiren gewonnen hat; seine Kunden beschauen selbstgefällig ihre großen Gesichtszüge in dem vorgehaltenen Hohlspiegel. Ein Patient wird an irgend einem leidenden Theil durch Schnitte mit dem Rasirmesser in die Kreuz und Quere geschröpft, und das Blut mittelst eines zur Luftverdünnung oben angesaugten und dann mit einer Lederklappe verschlossenen, konisch gestalteten Wiederkäuerhorns herausgelockt.

In dem untern Gelaß eines Hauses sehen wir ein Pferd kreisen, das einen rohen Baumstamm auf seinem Nacken hat, und damit eine Walze, ein Zahnrad und einen Mühlstein in Bewegung setzt. Letzterer bekommt die Getreidekörner aus einem Klappenkasten zugespielt und läßt weiter unten das fertige Mehl und die Kleie durcheinander gemalen ausströmen. Wir erfahren, daß es mit den von den Franzosen einst eingeführten und auf manchen Höhen noch weithin sichtbaren Windmühlen nicht recht gehen will, daß Viele ihr Getreide lieber mit der Handmühle mahlen, daß aber auch schon das „Dampfmehl", das feine Mehl der Dampfmühlen immer größeren Absatzes sich erfreut.

Ein „Kafasmacher" zimmert aus den Zweigen der Dattelpalme eine Menge billiger gegitterter Möbel, welche bei dem Holzmangel des Landes sehr zu Statten kommen: Bettgestelle, Stühle, Bänke, Käfige, Gitterkisten für allerlei zerbrechliche Waaren, z. B. für Gläser, Thonkrüge. Diese Möbel haben freilich die fatale Eigenschaft, daß sie den Wanzen als geeignetster Aufenthalt dienen.

Der ägyptische Handwerker ist geschickt und gelehrig, er erregt selbst Bewunderung, wenn man die Rohheit seiner Werkzeuge bedenkt. Man sieht aber doch einem Gegenstand sofort an, ob er von einem Araber oder Europäer gearbeitet ist. Die Eingeborenen wissen das selbst recht gut und verachten sich in solchen Dingen selbst.

Ein arabischer Stuhl steht nie ganz sicher auf seinen Füßen; ein Tisch, eine Thür muß immer ein bischen schief sein, ein Kasten, ein Koffer muß irgendwo klaffen, an einer Blechbüchse ist die Löthnath jedenfalls schmierig, die Fläche ein wenig eckig, oder es ist ein ganz kleines Löchelchen da.

Der eingeborene Handwerker lernt von Kindesbeinen an: sobald er gehen und sprechen kann, hält er sich den größten Theil des Tages in der Bude seines Vaters auf, hilft und hindert, so gut er kann. Der Sohn ist selbstverständlich Lehrjunge, später Geselle und endlich Nachfolger seines Vaters im Geschäft. Wer keinen Sohn hat, kauft sich dafür einen Sklaven und lehrt ihn sein Handwerk. Sobald der Junge es so weit gebracht hat als der Vater, ist er Meister. Mehr als dieser wissen zu wollen, wäre Vermessenheit. Wird der Alte müde, so ernährt ihn der Dank seiner Jungen.

Im übrigen kann Jeder treiben, was er will. Gewerbefreiheit hat im mohamedanischen Orient von jeher geherrscht.

Nachdem wir uns im Marktleben im allgemeinen orientirt haben, treten wir auf die Seite und wenden uns an irgend einen Ladenbesitzer, um in Ruhe und Muße das Treiben der Menschen in Markt und Straße anzuschauen. Der Mann lädt uns freundlich ein, sich zu ihm auf die Ladenbank zu setzen, beeilt sich, dem Gaste aus der nahen Kaffeeschenke eine Erfrischung holen zu lassen, und bietet uns seinen Schibuk an. Mann an Mann zieht an unsern musternden Augen vorüber, unsere Gedanken beginnen, traumhaft zu werden, wandeln ja alle die Gestalten, für die wir in unserer Jugendzeit, als wir die arabischen Märchen von Tausend und eine Nacht lasen, schwärmten, leibhaftig vor uns dahin. Da ist ja der Entdecker der Räuberhöhle Ali Baba, der alte Schuhflicker Baba Mustafa, der Kaufmann Ali Chuge (jetzt Chauage), der sein Geld in Oliven versteckt, da der glückliche Aladin (Aliedin), der die Wunderlampe fand, da sind sie alle, die Hassan, die Hossen, die Ibrahim, die Ahmed.

Mehr als zehn Jahrhunderte sind seit Harun al Raschid vorübergerauscht, Manches ist in der großen Welt anders geworden, kein mächtiger Khalif herrscht mehr über die Gläubigen, das Volk aber ist, soweit es die arabische Sprache redet und den Islam bekennt, in Sprache, Tracht und Gewohnheiten nicht merklich von dem Vorbild seiner Ahnen abgewichen. Ja wir gehen noch weiter: entkleiden wir den gemeinen oberägyptischen Mann aus dem Volke seines jetzigen Ueberzugs (Blouse, Turban), streifen wir ihm den allerdings dicken Islams-, beziehungsweise Christenfirniß ab, und berauben ihn der Pfeife und des Kaffees, so steht er vor uns als echtes Landeskind von Kemi: dieselben zarten und doch kräftigen Glieder, die breite Brust, derselbe Gesichtstypus mit breiten Wangen, ausgesprochenen Lippen, weiten Nasenflügeln, auch derselbe geschorene Kopf (doch einst ohne Bart), trotz aller Schicksalsschläge wohl im Grund dasselbe angestammte Wesen, endlich eine Menge einzelner Sitten und Gebräuche aus der großen Pharaonenzeit, die theils direct durch Tradition sich fortgepflanzt, theils indirect mittels des Judenthums in dem Islam sich eingebürgert haben.

Die Kleidung des Orientalen läßt sich von keinem Modedespotismus tyrannisiren, sondern bewegt sich im weitesten Spielraum nach gewissen unabänderlichen Regeln. Einem guten Theil der männlichen Bevölkerung des warmen Erdstrichs Nordafrika genügt als einziges Kleidungsstück ein langes Hemd von Baumwollstoff, das bei schwerer oder schmutzender Arbeit gern abgelegt wird. Wer es für nöthig erachtet, umgürtet sich darunter noch mit einem Lendentuch oder ist in kurze leichte Unterhosen geschlüpft. Die wohlgebildete Brust tritt durch den Vorderschlitz des Hemds in einem breiten Dreieck zu Tage oder ist durch eine buntgestreifte Weste, die unter oder über dem Hemd angezogen wird, verhüllt. Die Farbe des losen langen Hemdes ist zumal bei den schwarzen Sudanern und den blassen Beduinen eine weiße, bei dem sparsamen städtischen Aegypter aber, der sich im Wechsel der Wäsche nicht übereilt, vorsichtigerweise zumeist eine blaue. Der oberägyptische Bauer dagegen hat einen braunen Rohwollenstoff gewählt, und seine Aermel, weit genug, um je einen Mannskörper aufzunehmen, hängen fast bis zu den Fußknöcheln herab. Hier und da, wenn der Stoff sehr leicht ist, sieht man, wie es bei den früheren Aegypterinnen gewesen

zu sein scheint, den nackten Körper durch das Hemd durch Die durch frühe Uebung gehärteten Füße gehen nackt, oder sind mit hochrothen, vorn meist etwas geschnäbelten Lederpantoffeln, zuweilen auch mit Sandalen bekleidet. Strümpfe oder gar Stiefel sind, als die Ausübung der Religion hindernd, wenig im Gebrauch. Desto sorgfältiger ist das Haupt bedacht. Der Jugend und manchem Arbeiter muß eine weiße Mütze aus Baumwollzeug, die sich genau der Rundung des Schädels anschmiegt, genügen. Den Gemälden nach zu schließen, müssen die alten Aegypter schon eine solche Mütze getragen haben, wobei sie, wie auch jetzt noch, das Ohr frei ließen. Die reifere oder vornehmere Jugend stülpt über jene noch eine rothe Troddelmütze („tarbusch", türkisch: „Täs") aus gediegenem westländischen Tuch (die aus europäischem Tuch sind nicht beliebt bei den Eingeborenen), an der eine kühne Quaste von blauer Seide herabhängt; auch hierzu scheint das Prototyp die altägyptische Kriegerkappe gewesen zu sein. Die Erwachsenen bilden sich durch Umwindung besagter Unterlage, welche meist nur einmal für das Leben angeschafft wird oder von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt, bis sie die letzte Spur ihrer Farbe verloren hat, mit einem gewöhnlich weißen oder rothen zusammengefalteten ungeheuer langen Gazestoff den malerischen Turban, jenes achtunggebietende, schwer wie eine Krone auf dem Haupt wiegende Symbol des wahren Muselmans. Mancher Fellah und der Derwisch gefällt sich in einer dicken Filzmütze von der Form eines umgestülpten Stockscherbens oder eines Zuckerhuts. Der Beduine des Ostens und auch schon mancher Städter läßt grellfarbige, oft seidene Tücher um Haupt und Schulter flattern als Schild gegen Sonne und Sturm. In den Zeiten stürmischer Wintertage ist der Eingeborene vor allem auf den Schutz seines rasirten Kopfes bedacht, es scheint ihn nur an diesem trotz der Turbandecke und am Nacken zu frieren, während die untern Extremitäten nach wie vor der Nacktheit überlassen bleiben. Der schwarze oder weiße oder gestreifte wollene Wintermantel wird daher über den Kopf gezogen oder nur die Kapuze, die oben an demselben oft angebracht wird. Der lange gestreifte, vom Hals bis zu den Fußknöcheln herabwallende, mit einem schweren Lendengürtel zusammengehaltene schlafrockartige Kaftan, über dem ein weitärmliges, blauschwarzes Hemd wie eine Toga getragen wird, gehört den besseren Ständen an. Der elegante arabische Herr bezieht sich über dem kostbaren, buntgestreiften seidenen Kaftan mit einem vorn offenen, ebenfalls körperlangen, meist taillelosen feinen Tuchrock von einfacher, aber gern hoher Farbe. Der Türke, der Beamte, und wer sich gern Effendi heißen hört, wirft sich in ein Wams und die üppigen faltenreichen Pumphosen, deren Zwischenstoff in Form eines Sackes cokettirend nachgeschwänzelt wird. In den tripolisseidenen oder kaschmirenen Gürtel steckt der kriegerische Türke Dolche und Pistolen, der friedliche Arabersohn (so heißt sich der Aegypter, während Araber gleich Beduine ist) das Tintenzeug. Eine bequeme, besonders bei Halborientalen (Levantinern, Juden, Syriern) beliebte, auf Straße und Salon noch als fashionabel geltende Mischkleidung ist die Vereinigung des arabischen Kaftans mit dem türkischen Wams, wobei aber der Turban dem Tarbusch weichen muß. Den Nutzen der Leibwäsche scheint selbst der vornehme Araber nicht einzusehen, er badet und wäscht sich zwar viel und sorgfältig, aber als Hemd dient ihm höchstens ein ganz leichter, halb durchsichtiger Gazestoff, der sehr wenig zur Einsaugung des Schweißes geeignet ist.

Die lauteste Stimme im Chor der Marktgestalten erhebt der Mäkler oder Versteigerer. Unermüdlich rennt der Mercur marktauf, marktab, rechts und links, zeigt auf hoch erhobenem Arm seine Waare, z. B. einen Teppich, einen Bernsteinknopf für die Pfeife, eine Pistole, früher auch wohl einen Sklaven, die er im Auftrag eines unsichtbaren Eigenthümers zu verkaufen hat. Ein Liebhaber an einem Ende des Markts bietet 100 Piaster. „Hundert Piaster!" ruft er, abwärts laufend zur unteren Grenze der Marktgasse, wo ein Liebhaber vorher 99¾ Piaster geboten hatte, um diesem die Steigerung anzuzeigen. Einer in der Mitte wagt jetzt 100¼ wieder rennt er auf- und abwärts, den neuen Preis zu verkündigen. Für seine Bemühung bekommt er für je 1 Piaster 1 Mejti oder 1 Para, d. h. $^1/_{40}$ des Verkaufwerths. Er ist der Löwe des Markt-

tes, Alles hört auf ihn, er kennt Alles und Alle. Ein nicht geringer Theil des Handels geht durch seine Hände. Der Kaufmann selbst, der seine Waare schnell losschlagen möchte, benutzt diesen Mann, oder er kauft die um einen Spottpreis angebotene Waare eines Geldbedürftigen, um sie später bei Gelegenheit mit Gewinn zu verkaufen. Bei wichtigeren Käufen durchschneidet dieser Mann die ganze Stadt, wo sich Kaffeeschenken, Waaren- und Gasthäuser und andere öffentliche Versammlungsorte finden, klopft an den Privathäusern an und dringt zuweilen bis in die geheiligten Räume der Harem. Ein so wichtiges Geschäft hat seine Concurrenten, den Vorrang behauptet die stärkste Stimme und die feinste Kenntniß der Schliche.

Im zweiten Rang hört man die Rufe der Hausirer, die einige Kleinigkeiten auf eigene Rechnung verkaufen, besonders Kinder mit Zündhölzchen, Cigarettenpapier, Früchten und Süßigkeiten. Auch finden es die ständigen Krämer und selbst die würdigen Kaufleute für nöthig, von Zeit zu Zeit der vorüberwallenden Menge das Vorhandensein und die Vortrefflichkeit ihrer Waaren mündlich und öffentlich bekannt zu machen, und sie thun das in stereotypen, lakonischen, häufig gereimten und oft wahrhaft poetischen Redensarten, in einer für jede Waare bestimmten Melodie, die freilich übersetzt ihren Reiz verlieren, z. B. ja tin, ja akel e salatin, d. h. Feigen, die Speise der Sultane! Der Verkäufer von Süßholzsyrup ruft: O Laber des Leibs! u. s. w. In einer Ecke sitzen Geldwechsler an einer Kasse und lassen ihre Thaler klirren. Allerorten sind Schreiber, meist christliche Kopten, und suchen den Mangel des Volksunterrichts auszubeuten; selbst die größeren Kaufleute bedienen sich ihrer für ihre Rechnungen, theils weil sie sich nicht stark genug fühlen, theils, weil es zum guten Tone gehört, einen Schreiber zu halten.

Mundschenken, den thönernen Wasserkrug mit der Blume auf dem Rücken, sind stets bereit, den reinen Labetrank aus messingenen Trinkschalen, wie sie schon die alten Aegypter brauchten, zu credenzen, und das Klappen dieser Schalen ist ein wesentlicher Bestandtheil des Marktgetöses. Ein anderer Wasserträger trägt auf seinem Rücken einen gewaltigen Lederschlauch (auch altägyptisch), dessen vorragende Stummeln noch lebhaft an den einstigen Besitzer, einen Bock, erinnern. Aus der Kragenöffnung sprengt er das kühlende Naß auf den staubigen Straßenboden. Ein Lastträger hüpft gebeugt mit einem centnerschweren Kasten auf dem Kreuz den Markt entlang. Der Eingeborene glaubt sich durch Springen seine Last zu erleichtern, und wenn mehrere an einer Last tragen, singen sie stets dazu. Wagen und Karren fangen erst bei der Hauptstadt an. Alles wird getragen, und zwar auf dem Rücken, theils durch Menschen, theils durch Lastthiere.

Zahlreiche, meist blinde Bettler steuern kühn und sicher durch die Stoßwogen des Marktes und der Straße, mit dem Stocke tastend, und fordern in fast gebieterischem, nur indirect an das Volk gerichteten Worten den Lohn ihrer Armuth: „Ich fordere von Gott den Preis eines Laibes Brot," oder: „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten, o reicher Geber Gott!" Andere singen von einem festen Standort aus vom Morgen bis zum Abend einen gewissen auswendig gelernten Koranspruch in ausdrucksvoller altarabischer Schriftsprache melodisch ab. Einige Wahn- oder Blödsinnige, schmutzig, mit nur wenigen über die Blöße geschlagenen Fetzen, irren rastlos auf und ab. Niemand stört sie in ihrer zwecklosen Geschäftigkeit, und wer einen wohlwollenden Blick von ihnen erhascht, fühlt sich beglückt. Denn es sind Heilige, Günstlinge Gottes, deren Segen Wunder wirkt.

Es entsteht ein Zusammenlauf. Einige Personen sind eines geringfügigen Handels wegen in Wortwechsel gerathen, der in lauten Scandal ausartet. Es fallen Beleidigungen, die sich allmälig zu den ehrenrührigsten Beschimpfungen steigern, Schlag auf Schlag folgen sich die Würzen: Hundesohn, Pharaonenbrut, Ungläubiger, Mönchskind, Kuppler, Zwitter, verflucht sei dein Vater, dein Bart, deiner Mutter Schoß, hol dich das Grab, treffe dich das Unheil! Ein blutiger Ausgang scheint unvermeidlich, Polizei ist nirgends zu sehen. Ein gerade vorübergehender Greis, ein Schech, tritt feierlich in den Kreis, mit Ehrfurcht weichen die Parteien auseinander, er läßt sich die Ursache und den Hergang des Zankes erzählen, er thut

einen Richterspruch oder beschwichtigt die Kämpfenden mit dem Zauberwort: ma alesch (macht nichts), und nach einigen Augenblicken sieht man die Todfeinde in Liebesumarmungen, die Stirn, die Hand oder den Saum des Kleides des Alten küssen und Hand in Hand abmarschieren. Dergleichen geschieht zwar nicht jedesmal, aber häufig genug.

Wo ist denn das andere Geschlecht geblieben? Wehe derjenigen, die es wagte, auch in der tiefsten Vermummung die der Oeffentlichkeit übergebenen Stätten des Marktes zu betreten, sie würde auf immer ihres ehrsamen Namens verlustig gehen. Selbst die Puppen, die von Zeit zu Zeit vorüberflattern und einem Stande angehören, der wenig auf diesen Namen hält, finden es für nöthig, hier sich mit einer züchtigen Decke halb und halb zu umhüllen. Nur da und dort wandelt einsam eine alte reizlose Bauerfrau. Die öffentliche Strenge gegen das zarte Geschlecht nimmt mit der Nähe des heiligen Landes des Propheten in geradem Verhältniß zu, womit freilich noch nichts in Bezug auf ihre eigene Sittenstrenge gesagt sein soll. Je mehr man nordwärts geht, zumal in den Hauptstädten, desto mehr schwärmen diese Gespenster, ja sie sitzen dort, allerdings vermummt, als ordentliche Kaufleute in den Buden. (Fortsetzung folgt).

Die Antilopen.

Von

Fr. Lichterfeld.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die Antilopenfamilie ist eine der artenreichsten unter den Säugethieren. Ihre Angehörigen verhalten sich in den Extremen etwa wie ein zierliches Windspiel zu einem kräftigen Pferde. Die kleinste ist die Pfriemen-Antilope Guinea's, die größte die Elen-Antilope Südafrika's, die bei ausgezeichneten Exemplaren eine Länge von 9 bis 10 und eine Schulterhöhe von 6 bis 6½ Fuß erreicht und 800 bis 1000 Pfund schwer wird, während bei der Pfriemen-Antilope die Länge kaum 20 und die Schulterhöhe kaum 11 Zoll beträgt.

Die Antilopen sind Wiederkäuer und haben als solche einen vierfachen Magen, nämlich den Pansen, der wie ein Magazin das grob gekäuete Futter aufnimmt und es in kleinen Portionen dem maschig gegitterten Netzmagen mittheilt. Hier wird es noch mehr erweicht, durch einen Act normalen Erbrechens wieder ins Maul getrieben und noch einmal durchgekäuet (ruminirt), worauf es geradesweges in den Blättermagen übergeht. Dies ist der kleinste, innen mit blätterigen Falten besetzte Magen, aus welchem das Futter endlich zur völligen Verdauung in den Fettmagen oder eigentlichen Magen hinabgeführt wird. Die Speiseröhre mündet oben am Zusammentritt der drei ersten Magen ein, so daß das Futter willkürlich in einen von ihnen übergehen kann. Nur der Fett- oder Labmagen ist bei den saugenden Jungen ausgebildet und nimmt die Milch sogleich auf. Wenn die übrigen Magen sich entwickelt haben, hören die Jungen von selbst auf, zu saugen. Die Bildung des Magens charakterisirt allein die Wiederkäuer, weshalb Thiere, bei welchen man mitunter ebenfalls ein Wiederkäuen ohne die genannte Magenbildung beobachtet hat, wie Känguruh und Hasen, nicht zu den Wiederkäuern gehören. Die complicirte Magenbildung hängt wahrscheinlich mit der vegetabilischen Nahrung der Wiederkäuer zusammen, indem Gräser und Kräuter sehr wenig Fleisch und Blut bildende Substanzen enthalten, wodurch nicht allein eine größere Menge Futter nöthig wird, sondern auch ein vollkommeneres Ausnützen desselben. Dagegen genügt eine Reihe schaufelförmiger Zähne im Unterkiefer, um durch deren Anpressen an die flache Seite des vordern zahnlosen Oberkiefers die Gräser und Kräuter abzuschneiden oder abzurupfen und sie den Mahlzähnen und dann dem Magen zur Verdauung zu überliefern. Das Zahnsystem der Wiederkäuer besteht deshalb in der Regel auch nur aus 8 untern Schneidezähnen und je 6 Backenzähnen im Ober- und Unterkiefer.

Die Wiederkäuer treten mit zwei Hufzehen auf und haben in der Regel hinten noch zwei kleinere, nicht auftretende Afterzehen. Sie zerfallen in vier große Grup-

pen, nämlich Schwielensohler (Kamele und Lamas), Kameloparden (Giraffe), Hirsche mit abwerfbarem soliden Geweih, und Hohlhörner, bei welchen die Hörner scheidenartig die Stirnzapfen umgeben und nicht abgeworfen werden.

Zu der letzten Gruppe gehören außer den Rindern, Schafen und Ziegen auch die Antilopen.

In der Mehrzahl ähneln diese den Hirschen und Rehen; andere nähern sich zugleich mehr oder weniger dem Typus anderer Wiederkäuer, aber selbst die Gegensätze der zierlichen Gazellenschönheit kennzeichnen sich durch die Form und Beschaffenheit der Hörner, die den Weibchen bei vielen Arten fehlen, sowie durch die schlanken Beine als Antilopen.

Mit alleiniger Ausnahme der sogenannten Gabelgemse (A. furcifer) der nordamerikanischen Prärien, deren Gehörn noch einen flachen oder runden Seitenansatz hat, sind die Hörner der Antilopen zackenlos, wie bei den sonstigen Cavicorniern drehrund, glatt oder geringelt, auf verschiedene Weise gekrümmt oder gerade. Bei den Zwerg-Antilopen werden sie kaum zwei Zoll hoch, bei den Oryx-Antilopen über drei Fuß; bei der Gemse biegen sie sich hakenförmig nach hinten, bei dem Klippspringer (A. oreotragus) steigen sie gerade auf, bei dem mächtigen Kudu (A. strepsiceros) der südafrikanischen Buschwälder bilden sie mehr als drei Fuß hohe Schrauben, bei der Mendes-Antilope und den Gazellen nehmen sie die Form einer Leier an. Eine merkwürdige Ausnahme macht in Bezug auf die Zahl der Hörner die zierliche Tschikara Bengalens, denn diese hat vor den gewöhnlichen noch zwei kleinere Hörner stehen, daher Antilope quadricornis, was bei wild lebenden Thieren nirgends weiter vorkommt.

Die Antilopen haben zwei oder vier Zitzen; seitlich davon befindet sich meist ein durch eine Hautfalte gebildeter Beutel mit Drüsen (pori inguinales), welche eine riechende Substanz absondern, wie die Seitendrüsen mancher Spitzmäuse. Das Haarkleid ist meist kurz und eng anliegend, der Schwanz verschiedenartig behaart; manche haben Thränengruben, wenige einen Kinnbart. Es sind gesellige und ungemein lebhafte Thiere, voll Freiheitsliebe, neugierig, aber äußerst scheu und furchtsam, mit ausgezeichneten Sinnen begabt. Jung eingefangen werden zwar manche, zumal die Weibchen, leicht zahm, aber eigentliches Hausthier ist noch keine geworden.

Wie in Bezug auf Figur und Größe, so vereinigen sich auch in Bezug auf den Aufenthalt in der Antilopen-Familie die schroffsten Gegensätze. Die Gemse ist bekanntlich ein Kind der Alpen; in Afrika wird sie durch den niedlichen Klippspringer vertreten, in Asien durch den Goral und andere Ziegen-Antilopen. Die gleichfalls ziegenartige Woll-Antilope Nordamerika's (A. lanigera) lebt auf der Höhe des Felsgebirges, die sogenannte Gabelgemse dagegen auf den Prärien. Sie verdankt den Namen Gemse lediglich dem gerade aufgerichteten und an der Spitze hakenförmig gekrümmten Gehörn. Dem Tschiru der nördlichen Himalayakette ist die Temperatur des Thales verderblich, der Mehrzahl der anderen Antilopen die Kälte. Buschbock (A. silvatica), Riedbock (A. eleotragus) und Wasserbock (A. ellipsiprymna) u. s. w. kennzeichnen ihren Aufenthalt durch den Namen. Außer dem Buschbock leben noch andere Antilopen in Waldungen, weitaus die meisten jedoch in den unabsehbaren Flächen der Wüste und Steppe. Salz ist ihnen Lebensbedürfniß.

Die anmuthigste und zierlichste unter den neunzigerlei Antilopen ist die wegen ihrer Schönheit vielgepriesene Gazelle.

Die Gazelle (A. dorcas) ähnelt in Gestalt und Größe dem Reh, ist aber noch zarter und schlanker gebaut als dieses und auch schöner gezeichnet. Das glatt anliegende kurze Haarkleid hat ein fahlgelbes Colorit, welches gegen den Rücken und an den Läufen in dunkeles Rothbraun übergeht. Die untere Leibeshälfte ist glänzend weiß und von der oberen durch einen dunkelen Längsstreifen geschieden. Den fein zugespitzten Kopf schmückt ein sieben Zoll hohes, lyraförmiges Hörnerpaar von schwarzer Farbe; glänzend schwarze, schmale, hohe Hufen zieren die schlanken Beine. Die Augen sind groß und lebhaft, dunkel und von gewinnendem Ausdruck. Dorkas, d. h. die Blickende, nannten darum die Griechen die Gazelle. Die Araber, denen sie zugleich ein Bild weiblicher Schönheit ist, gaben ihr den Namen el Gazal, d. h. Antilope, indem

sie in ihr mit Recht das Prototyp der Antilopenschönheit erblickten. In Aegypten hieß sie Isis-Antilope.

Jung eingefangen wird sie sehr leicht zahm und fast Hausthier. Die arabischen Frauen werden nicht müde, sie zu streicheln und sich in dem dunkelen Glanz ihres Auges zu spiegeln. Wie in den ältesten Zeiten, so preisen die orientalischen Dichter noch heutzutage die Anmuth und Zierlichkeit der Gazelle, und der liebende Araber kann die Geliebte nicht höher feiern, als wenn er ihr deren Reize zuschreibt, die Schönheit des Auges, den schlanken Hals und den zierlichen Wuchs der Glieder &c. „Deine zwo Brüste sind wie junge Gazellen-Zwillinge, die unter den Rosen weiden," heißt es bereits im Hohen Liede Salomonis.

„Soll deine Freundin bis zum Brautstand nur
Das Liebe hindernde Gelübde halten?
Soll sie für immer wohnen hier im Hain
Bei den Gazellen, die im Blick ihr gleichen,
Und die sie liebt, als wären's ihre Schwestern?"

frägt der König in Kalidasa's „Sakuntala."

Die Gazelle lebt familien- und rudelweise in den mit Mimosen bestandenen Ebenen von Nordostafrika und dem steinigten Arabien und ist ein scheues, furchtsames Thier, das sich nur im äußersten Nothfalle mit seinem Gehörne zur Wehr setzt. Mehr ostwärts, in Arabien und Persien bis gegen Indien hin, tritt die schwarznasige Gazelle (A. arabica) an die Stelle der gewöhnlichen. Sie ist dieser in Figur und Größe gleich und nur in Farbe und Zeichnung etwas verschieden. Auch der Dschairan (A. subgutturosa) der vorderasiatischen Steppen unterscheidet sich von der Dorkas nur auffallend durch den kropfartig hervorstehenden Kehlkopf des Männchens. Sehr ähnlich sind dieser ferner bis auf die mangelnden Kniebüschel die glattfüßige Gazelle (A. laevipes) von Senegambien und Sennar, sowie die langhörnige Antilope (A. leptoceros) der oberen Nilgegenden. Mit Ausnahme der langen Hörner ist diese Art den eigentlichen Gazellen so ähnlich, daß Sundevall sie für eine Varietät der gewöhnlichen Gazelle ansieht, und Gray sie nicht einmal als eigene Art aufstellt, sondern nur unter den Abänderungen seiner Dorkas aufführt.

Da die Modificationen der Antilopen-Charaktere nicht parallel neben einander fortlaufen, sondern scheinbar ohne allen inneren Zusammenhang durch einander auftreten, so ist es äußerst schwierig, die sehr große Zahl der Arten in natürliche Gruppen zu ordnen. Den langen, dünnen und fast bis zur Spitze geringelten parallelen Hörnern nach würde die langhörnige zu den Oryx-Antilopen gehören, während alle übrigen Merkmale, selbst Größe und Färbung, ihr einen Platz bei den Gazellen anweisen. Auch sie ist ein Beweis, wie wenig standhafte Merkmale zwischen den verschiedenen Gruppen von Antilopen aufzustellen sind.

Den barockesten Gegensatz zu der anmuthigen Schönheit und Zierlichkeit der Gazellen bilden die Gnu-Antilopen Südafrika's.

„Im westlichen Negerlande," erzählt Plinius in dem achten Buche seiner Naturgeschichte, „ist die Quelle des Nigerflusses; bei dieser wohnt ein wildes Thier, Namens Katoblepas; es ist klein, hat schwache Beine, nur der Kopf ist unförmlich groß und hängt wegen seiner Schwere immer zur Erde nieder. Dieser Umstand ist ein wahres Glück für die Menschheit, denn wer dem Thier ins Auge sieht, ist auf der Stelle todt."

Nach Aelian's Beschreibung sieht „das Katoblepon einem Stier ähnlich, hat aber hohe, struppige Augenbrauen, wilde, mit Blut unterlaufene Augen, die immer zur Erde gerichtet sind. Es hat eine Mähne, die bis auf die Stirn geht. Die Nahrung besteht aus giftigen Wurzeln. Wenn es boshaft ist, geht ein giftiger Hauch aus seinem Schlunde; Thiere und Menschen, die von diesem Hauche berührt werden, sterben unter Krämpfen."

Was hier von dem giftigen Blick und Hauche des Gnus erzählt wird, ist natürlich Fabel, aber bezeichnend für den Eindruck, welchen das seltsame Thier auf die Beobachter früherer Jahrhunderte gemacht hat. Uebertreibungen waren unausbleiblich, denn das Aussehen des Gnus fordert förmlich dazu heraus.

Der fein zugespitzte Gazellenkopf ist bei dieser Antilopenart zum langen, schmalen Stierkopfe geworden, mit großer, breiter Muffel, borstig struppiger Behaarung und einem weißlichen Kinnbart. Die Hörner

Digitized by Google

laufen horizontal über die Stirn, wenden sich in starker Krümmung rückwärts und mit der Spitze schließlich nach oben. Die Augen sind groß, dunkelbraun, ringsum mit steifen, langen, weißen Borsten umkränzt, die dem Blick viel Wildheit verleihen, zumal der Kopf mit dem starken, dicken Halse stets gesenkt ist; daher Katoblepas, d. h. der Niederschauende. Der Hals ist mit einer Borstenmähne bekleidet, der Nasenrücken mit einem Büschel langer, schwarzbrauner Borsten; weiße Borsten stehen auf den Lippen. Statt des kurzhaarigen Antilopenschwanzes hat das Gnu einen zwei Fuß langen, bräunlichweißen Pferdeschweif.

Die Farbe des Felles ist bei Katoblepas-Gnu dunkelgraubraun, bei Katoblepas-Gorgon dunkelaschgrau, mit sepiabraunen, verschwommenen Verticalstreifen. Außerdem unterscheidet sich der Kokun von dem Gnu durch eine Rammsnase und größere Figur. Er erreicht mitunter eine Höhe von $4^1/_2$ und eine Länge von 9 Fuß; der Kopf wird fast 2 Fuß lang. Mähne, Bart und Schweif sind bei der Gorgon-Antilope schwarz.

Gnu und Kokun sind Bewohner der südafrikanischen Ebenen. Aus dem Caplande sind sie vertrieben, kommen aber auf ihren jährlichen Wanderungen noch immer dahin, vorzugsweise das Gnu. Es sind ungemein bewegliche und muthwillige Thiere, unbändig und voll Freiheitsliebe. Der Name „Wilde beest", den die holländischen Ansiedler dem Gnu gaben, ist bezeichnend. Gejagte Gnus zeigen in der Art und Weise, wie sie den Kopf aufwerfen, aufstampfen und ihren Feind vor der Flucht erst betrachten, eine auffallende Aehnlichkeit mit verfolgten wilden Rindern. Kommen die Jäger ihnen näher, so peitschen sie wild mit dem Schweife, springen hoch auf und rennen in tollen Sätzen davon. In einiger Entfernung machen sie Halt, zeigen drohend die Hörner und begeben sich von neuem auf die Flucht, aber nicht geradeaus, sondern kreisend, so daß sie nach einigen Minuten wieder auf dem Platze stehen, über welchen die Jäger soeben erst hinweggeritten. Muß das Gnu daran verzweifeln, in der Flucht seine Rettung zu finden, so stürzt es sich wüthend auf seinen Angreifer, sei dieser nun Mensch oder Hund. Es wirft sich bei solchen Gelegenheiten und beim Kampfe mit seinesgleichen auf die Knie und stößt mit gesenktem Kopfe von unten nach oben. Gesicht, Geruch und Gehör des seltsamen Thieres sind vorzüglich, aber seine sonstige Begabung ist gering. Selbst jung eingefangene Gnus bleiben immer ungemüthliche Geschöpfe, störrig, unempfänglich für Schmeicheleien und wetterwendisch; der Wärter hat stets bei ihnen auf der Hut zu sein, daß sie ihm nicht unversehens einen Stoß versetzen. Uebrigens zeigen auch die zahmen Antilopen, zumal wenn sie älter werden, leicht die Hörner.

Das Gnu ist ein Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd; einen wirklichen jungen Büffel aber glaubt man beim Anblicke des Sapi-Utang von der Insel Celebes vor sich zu haben. Diese Art, gewöhnlich Anoa (A. depressicornis) genannt, unterscheidet sich von ihren Verwandten durch die untersetzte Gestalt, den dickeren Kopf und die geringe Höhe der Beine; sie wird deshalb mitunter noch jetzt der Rinderfamilie zugezählt, mit der sie auch die Losung gemein hat. Gleichwohl weisen ihr die in ziemlich gleicher Flucht mit der Stirnfläche stehenden geraden Hörner ihren Platz unter den Antilopen an. Als Heimath der Anoa ist nur die Insel Celebes bekannt, wo diese Thiere in Wäldern wohnen, sehr wild sind und mit ihren Hörnern gefährlich verwunden sollen. Nach ihrem Benehmen in der Gefangenschaft zu schließen, scheinen sie gleich den Büffeln auch wohl gern ein Schlammbad zu nehmen.

Die Anoa ist hiernach bis auf die Hörner Rind. Zu förmlichen Caricaturen aber gestaltet sich die Vermischung des Antilopen- und Rindertypus bei den elchartigen Antilopen.

Die sonderbarsten derselben sind die bei den holländischen Ansiedlern unter dem Namen Hartebeest bekannte Kaama der Hottentotten (A. Caama) und die Kuh-Antilope Nordafrika's (A. bubalis). Sie kennzeichnen sich durch hohe Schultern, abschüssigen Rücken, schmächtige Kruppe und auffallend langen, schmalen Kopf. Die Augen sind unschön nach oben gerückt; dicht neben einander erheben sich die dicken Hörner auf der schmalen, kurzen Stirn und krümmen sich je nach dem Lebensalter

in knorrigem Bogen aus einander mit aufwärts und rückwärts gerichteter Spitze. Sie erreichen ungefähr die Größe des Edelhirsches und leben gewöhnlich in Rudeln von sechs bis acht Stück. Zur Zeit der Wanderung schaaren sie sich zusammen und bilden dann Herden von einigen Hunderten. Mit ihnen ziehen Gnus und andere Antilopen, Quaggas und Strauße. Die mit den schärfsten und feinsten Sinnen ausgestatteten Mitglieder einer solchen gemischten Gesellschaft übernehmen bei diesen Wanderungen die Sorge für das allgemeine Wohl; so lange die Wachen sich ruhig verhalten, überlassen die Anderen sich unbesorgt ihrer Weide und Unterhaltung; giebt aber eine derselben das Signal zur Flucht, so eilen Strauße, Antilopen und Tigerpferde, in wilder Flucht ihren Führern folgend, über die Ebene. So lange sie kann, flüchtet die Antilope, wird sie aber in die Enge getrieben oder verwundet, so wendet sie sich plötzlich und stürzt gesenkten Hauptes gegen ihren Angreifer. Auch unter sich führen die Antilopen zu gewissen Zeiten blutige Kämpfe und stoßen mit den Hörnern so lange auf einander los, bis eine der anderen das Feld räumt oder verwundet liegen bleibt.

Aehnliche, aber minder auffallende Formen zeigen die von Professor Peters in Mozambique entdeckte breithörnige Kuh-Antilope (A. Lichtensteinii) und der Bläßbock (A. albifrons) 2c.

Dem kräftigen Ochsentypus nähern sich, aber ohne dabei zur Caricatur zu werden, vornehmlich die langwammigen Männchen der bereits erwähnten Elen-Antilope; gleichwohl ist in der ganzen Gestalt die Verwandtschaft mit den Antilopen nicht zu verkennen, zumal die Hörner über die Familienangehörigkeit keinen Zweifel lassen. In dem Caplande ist die Elen-Antilope ausgerottet, aber im Innern findet sie sich noch ziemlich häufig. Sie lebt in Rudeln von acht bis zehn Stück oder auch in größeren Gesellschaften. Ist Gefahr im Anzuge, so entfliehen die Weibchen und Jungen, so schnell sie können, selbst über Berge, daher wohl auch der Name Berg-Antilope (A. oreas), denn ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist die Ebene. Alte Männchen, die zum Bergsteigen zu feist geworden sind, bleiben in der Ebene zurück und stellen sich, nachdem die Ausdauer des Pferdes sie schließlich außer Athem gesetzt, dem Jäger oder ergeben sich in ihr Schicksal. Jung eingefangen, wird die Kanna leicht zahm und pflanzt sich ohne Umstände fort. Im Haag war ein Kanna-Paar, dessen Männchen sich vor ein Cabriolet spannen ließ, aber wenig Ausdauer zeigte. In der Neuzeit sind die Elen-Antilopen in den Thiergärten Europa's eine gewöhnliche Erscheinung. Sie sollen insgesammt von zwei Paaren abstammen, welche 1840 und 1851 durch den Earl von Derby in England eingeführt wurden. Das Fleisch der Kanna wird sowohl frisch als geräuchert verspeist. Frisch schmeckt es wie Rindfleisch, hat aber einen auf die Dauer unangenehmen Beigeschmack; geräuchert verliert es denselben, und die der Länge nach ausgeschälten Muskeln der Keulen sind dann ein Leckerbissen und werden, in dünne Scheiben geschnitten, roh zu Butterbrot gegessen.

In Asien vertritt der Nylgau (A. picta) in Bezug auf Körpergröße die Elen-Antilope. Er erreicht eine Länge von 8 und eine Schulterhöhe von fast $4^1/_2$ Fuß und ist wahrscheinlich identisch mit dem Hippelaphus oder Pferdehirsch des Aristoteles. An das Pferd erinnert der Kopf dieser Antilope, an den Hirsch und das Rind die Figur; die Farbe ist röthlich- oder bläulichgrau, daher der Name blauer Ochse. Die Hörner, die trotz der Größe des Nylgaus nur 7 Zoll lang werden, sind nahe über den Augen aufgesetzt, und es erscheint das Hinterhaupt dadurch ungewöhnlich lang. Der Nacken ist mit einer schwärzlichen Mähne versehen, die Kehle mit einem langen Haarbüschel; der Schwanz reicht bis an das Knie und ist an den Seitenkanten zunehmend behaart. Zwei weiße Querbinden umsäumen die Fußfesseln; die Ohren sind innen schwarz gestreift. Farbe und Zeichnung rechtfertigen den Namen Antilope picta, d. h. die bemalte oder bunte.

Der Nylgau bewohnt Ostindien und Kaschmir und findet sich am häufigsten zwischen Delhi und Lahore. Er lebt gewöhnlich paarweise am Rande der Dschungeln, in deren Dickicht er aus Furcht vor dem Tiger nicht einzudringen wagt. Seine Jagd wird von den Indiern mit Leidenschaft betrieben, und die Herrscher des Landes bieten Schaaren von Untergebenen



Antilopen-Gruppe.

1) Der Nylgau (A. picta). 2) Die Busch-Antilope oder der Buschbock (A. sylvatica). 3) Die Mendes-Antilope (A. Addax). 4) Die Elen-Antilope (A. oreas). 5) Die Hirschziegen-Antilope (A. cervicapra). 6) Der Bläßbock (A. albifrons). 7) Die Anoa-Antilope (A. depressicornis). 8) Die Säbel-Antilope (A. leucoryx). 9) Das Hartebeest (A. Caama).

auf, welche ihnen die Antilope zutreiben müssen.

Im Jahre 1767 kam ein Nylgaupaar nach England, gegen Ende des Jahrhunderts gelangten andere nach Frankreich, Holland und Deutschland. Jetzt fehlt der blaue Ochse wohl in keinem größeren Thiergarten Europa's. Er pflanzt sich ohne Umstände fort und wird auch leicht zahm, aber zu trauen ist ihm nie. Sobald er erregt wird, krümmt er den Rücken, klemmt den Schwanz zwischen die Beine und schleicht, schielend und finstere Blicke um sich werfend, langsam dahin. Der Nylgau der Freiheit ist ein entschlossenes und bösartiges Thier, das sich wüthend gegen den Jäger kehrt und, auf den Knien vorrutschend, blitzschnell gegen ihn aufspringt.

Ungleich seltener als der Rindertypus ist der Schaftypus in der Antilopenfamilie vertreten und in unschöner Form nur bei der Steppen-Antilope oder Saiga der Tataren.

Die Saiga (A. Saiga) erreicht ungefähr die Größe des Damhirsches. Der Kopf ist unverhältnißmäßig stark und durch einen knorpeligen Wulst auf dem Nasenbeine verunstaltet. Die durch eine Längsfurche getheilte Nase ragt über den Unterkiefer hinaus und ist sehr beweglich.

Daß die Saiga beim Saufen das Wasser nicht blos durch das Maul, sondern auch durch die Nase einziehe, ist eine alte, aber trotz ihrer Wunderlichkeit immer einmal wiederkehrende Fabel. Da die Nasenlöcher des Thieres beim Saufen fast den Wasserspiegel berühren, so gewinnt es allerdings den Anschein, als müsse beim Einziehen des Wassers in das Maul auch Wasser in die Nase dringen. Die Saiga versteht das aber durch die Beweglichkeit ihrer Nase just sehr geschickt zu vermeiden, indem sie die Nasenlöcher möglichst aufwärts und seitwärts zieht. So wenigstens machten es, so oft wir ihr Saufen beobachteten, die Saiga-Antilopen des Berliner zoologischen Gartens. Die Wulstnase dient der Saiga wohl zur Beseitigung des Schnees, der mitunter die Steppenkräuter bedeckt, während sie diese durch die tief sitzenden Nasenlöcher leichter wittert oder ausfindig macht.

Es finden sich nach C. G. Giebel (die Säugethiere in zoologischer, anatomischer und paläontologischer Beziehung) unter den Steppen-Antilopen auch Exemplare mit drei und nur einem Horn.

Jung aufgezogen wird die Saiga sehr zahm und folgt ihrem Herrn auf Schritt und Tritt. Sie flieht vor ihren wilden Artgenossen und kehrt des Abends von selbst in ihren Stall zurück. Das Kind der Freiheit ist zum Sklaven geworden, und in diesem Zustande sind Abnormitäten in der Hornbildung nichts Ungewöhnliches.

Die Heimath der Saiga erstreckt sich von der polnischen Grenze bis zum Irtisch und Altai. An der Wolga, in der irtischen und tatarischen Steppe begegnet man den wulstnasigen Thieren alle Tage. Sie sind gleich ihren näheren und entfernteren Verwandten sehr neugierig und kommen manchmal bis an die Wagen der Reisenden heran. Wenn das Rudel weidet oder ruht, ist stets ein Wachtposten ausgestellt, wird er müde, so tritt ein anderer an seine Stelle. Ist Gefahr im Anzuge, so läuft das Rudel zusammen, sieht sich zagend um und flieht unter Führung des Bockes. Im Herbste vereinigen sich die Rudel zu Herden von Tausenden und wandern nach wärmeren Steppen; im Frühjahr kehren sie rudelweise zurück.

Die Nomaden jagen die Saigas mit Leidenschaft. Man verfolgt sie zu Pferde mit Hunden oder Baizvögeln und holt sie trotz ihrer Flüchtigkeit in der Regel ein, weil sie bald ermüden und außer Athem kommen. Da ihnen wie den übrigen Antilopen selbst ganz unbedeutende Verwundungen leicht gefährlich werden, so hauen die Kirgisen Pfade in das Schilf und Steppengras, schneiden die Halme fußhoch ab und treiben die Saigaherden auf diese Stachelfelder. Die Thiere verletzen sich an den scharfen Spitzen des Rohres und erliegen den Verwundungen. Auch die Wölfe richten arge Verheerungen unter ihnen an, und eine Dassel- oder Biesfliege legt ihnen die Eier in solcher Menge in die Haut, daß die auskriechenden Maden den Brand des Felles verursachen und das Thier umbringen.

Außer der Gemse der Hochalpen ist die Saiga die einzige Antilope, die auch in Europa vorkommt. In Amerika kommen ebenfalls nur zwei, und zudem zweifelhafte Arten vor, nämlich die sogenannte

Gabel-Gemse (A. furcifer) und die Woll-Antilope (A. lanigera). Australien hat gar keine Wiederkäuer. Auf Asien und Afrika kommt somit die Gesammtzahl der Antilopen, und zwar auf jenes circa $^1/_5$, auf dieses $^4/_5$ derselben.

Afrika ist das Vaterland der kleinsten und größten, der schlanksten und plumpsten, der zierlichsten und barocksten. Die in den Waldungen der Küste von Guinea wohnende Pfriemen-Antilope (A. spinigera) erreicht nicht einen Fuß Höhe. Die pfriemenförmigen Hörner mit ihrer scharfen, schwarzen Spitze gleichen vollkommen den Dornen der Akazien und werden meistens nicht einen Zoll lang. Der javanische Kantchil oder Kaninchenhirsch (Moschus Kantchil) und die Pfriemen-Antilope sind die kleinsten Wiederkäuer. Nicht viel größer werden die Moschus-Antilope (A. moschata) der Küste von Zanzibar und Mozambique, die abyssinische Windspiel-Antilope (A. Hemprichiana), die südafrikanische Zwerg-Antilope (A. pygmaea) und die flockige Schopf-Antilope (Cephalolophus rufilatus) Guinea's. Wie in der Figur und der Fuchsfarbe, so ähneln diese kleinen Antilopen einander auch in der Lebensweise.

Es sind Bewohner der Buschwälder, an denen Afrika so reich ist. Sie laufen zwar sehr schnell, sind aber zu klein, um ihr Heil bei Gefahr in offener Flucht finden zu können, und leben deshalb auch nicht auf freiem Felde, sondern im Dickicht, nicht in Rudeln und Herden, sondern paarweise. Die kleinen Thierchen schlüpfen mit Leichtigkeit durch das dichteste Gestrüpp, und es gehört das scharfe und geübte Auge des Eingeborenen dazu, um sie in dem Gewirr des Strauchwerks zu entdecken und ihre Spur nicht zu verlieren. Bei dem geringsten verdächtigen Geräusch springt der Bock in die Höhe, horcht scharf auf und schleicht nach einem offnen Platz, um den Gegenstand der Gefahr auch zu sehen. Findet er es gerathen, zu fliehen, so schleicht er vorsichtig wieder in das Dickicht zurück, sucht den dünner bestandenen Buschwald zu gewinnen und eilt, von dem Weibchen gefolgt, in schnellenden Sätzen dahin, kehrt aber schließlich in weitem Bogen immer wieder zurück zu dem gewohnten Versteck. Natürlich werden die zierlichen Thierchen durch diese Anhänglichkeit an ihren Standort des Jägers Beute um so sicherer.

An diese Kleinsten der Kleinen reihen sich in sacht aufsteigender Scala die übrigen Schopf-Antilopen (Cephalolophus). Eine der merkwürdigsten dieser Sippe ist der nahezu rehgroße Taucherbock oder Ducker (C. mergens). Er verdankt diesen Namen der Eigenthümlichkeit seiner Flucht, indem er bei seinen Kreuz- und Quersprüngen plötzlich niederduckt und in dem langen Grase oder zwischen den Büschen so still dahinschleicht, daß Jäger und Hund über die einzuschlagende Richtung im Zweifel sind. Hat der Ducker durch diese List den gehörigen Vorsprung erlangt, so eilt er auf und davon.

Gewissermaßen das Gegenstück zu dem fliehenden Ducker bildet der Urebi.

Der Urebi oder Bleichbock der Ansiedler (A. scoparia) erreicht kaum die Größe unseres Rehes und hat an den Vorderfüßen herabhängende Kniebüschel: daher Büschel-Antilope. Er bewohnt die Capcolonie und wird besonders häufig um die Algoa-Bai in offenen Gegenden gefunden. Ohne eigentlich gesellig zu sein, trifft man doch öfters zehn bis zwölf Stück beisammen, aber zerstreut und bei Alarm nach verschiedenen Richtungen aus einander stiebend. Der gewöhnliche Stand der Büschel-Antilope ist das hohe Steppengras; wird sie aus ihrem Lager aufgescheucht, so flieht sie mit der größten Schnelligkeit und bietet durch die plötzlichen Luftsprünge, welche sie dabei macht, einen eigenthümlichen Anblick. Das Gras ist zu hoch, sie kann nicht sehen, woher ihr Gefahr droht: daher diese Hochsprünge; sie macht während derselben ihre Rundschau, wendet sich, je nachdem es Noth thut, im Zickzack rechts und links und kommt dem Hunde, ob er ihr gleich eifrig auf der Fährte folgt, dadurch häufig aus dem Gesicht.

Noch eigenthümlicher ist das Benehmen des fliehenden Springbockes.

Der Springbock (A. euchore) oder Prunkbock der Ansiedler wird etwas größer als das Reh und bewohnt die ausgedehnten, aber quellenlosen Ebenen des nördlichen Caplandes. Um die Wassertümpel, welche von der Regenzeit her auf diesen unabsehbaren Flächen zurückbleiben, sammeln sich die lebhaft zimmtbraun und

weiß gefärbten Gazellen zu Herden von 20000 bis 25000 Stück. Tritt nun, wie es alle vier bis fünf Jahre geschieht, anhaltende Dürre ein, so treibt der Mangel an Nahrung und Wasser die Thiere südwärts, und wie Heuschreckenschwärme brechen sie dann verheerend in das Capland ein und vernichten in einer einzigen Nacht die Hoffnung des Landwirths auf Ernte. Vergebens werden die Vordersten erlegt, vergebens die Hunde unter sie gehetzt; vom Hunger getrieben, drängen Tausende nach und ersetzen die Gefallenen; der Strom ist nicht aufzuhalten. Wood erzählt, daß eine Schafherde, welche zufällig unter die wandernden Springböcke gerathen war, widerstandslos mit fortgerissen wurde und von dem Hirten nicht wieder zusammengebracht werden konnte. Sogar der Löwe soll bei seiner Jagd auf diese Thiere schon derart in das Gedränge gerathen sein, daß er wohl oder übel mit fortwandern mußte. Gern würden die entsetzten Antilopen solch gefährlichem Feinde den Durchgang gestatten, aber es ist unmöglich, die ahnungslos nachdrängenden Schaaren der Gefährten verhindern jede freie Bewegung.

Tausende von Springböcken fallen bei ihren Wanderungen den Raubthieren als Beute anheim, Tausende den Menschen, noch mehr dem Hunger. Ehe die Hintersten der Herde zu den Futterplätzen gelangen, sind diese bereits kahl geweidet; verzweiflungsvoll suchen unter solchen Umständen die Letzten die Ersten zu werden, und es entsteht ein stetes Hin- und Herwogen in der Herde, ein beständiges Drängen und Treiben. Springböcke, die nicht vorzudringen vermögen, verhungern und werden die Speise der Geier und Hyänen ꝛc.

Der Springbock führt seinen Namen Euchore (von εὐ, gut, χορός, Tanz) nicht umsonst. Er macht, zumal wenn er verfolgt oder gehetzt wird, Sätze von 10 bis 15 Fuß; einer springt über den anderen und scheint dabei förmlich in der Luft zu schweben. Kommen die Flüchtigen an einen Weg, der vor kurzem erst von Menschen betreten war, so setzen sie mißtrauisch in einem einzigen Satze darüber hinweg und gewähren dadurch einen überraschend schönen Anblick.

Lebende Springböcke sind in Europa selten. Sie halten in Gefangenschaft nicht lange aus und sind ziemlich unverträglich, zumal die Böcke. Unbegrenzte Freiheit der Bewegung ist ihnen wie den meisten Antilopen Lebensbedürfniß. Wie toll rennen sie mitunter plötzlich gegen das Gitter, das sie hindert, mit dem Sturm um die Wette zu jagen, und brechen dabei Hals oder Bein.

Wie die Araber die Gazelle, so preisen die Hindus den Sassi (A. cervicapra) wegen seiner Schönheit. Er nimmt in dem Thierkreise derselben die Stelle des Steinbocks ein und ist der Tschandra oder Mondgöttin geweiht wie die Gazelle der ägyptischen Isis. Die Hirschziegen-Antilope hat viel Aehnlichkeit mit dem Damhirsch, ist aber etwas kleiner, schlanker und zierlicher als dieser. Die Farbe ist nach Alter und Geschlecht verschieden: auf der Oberseite rostroth, braun oder schwärzlich braun, auf der Unterseite und der Nase weiß. Das Gehörn bildet eine ca. 16 Zoll lange gerade Schraube. In Indien wird der Sassi als ein heiliges Thier oft zahm gehalten; Frauen tränken ihn mit Milch, und nur die Brahminen dürfen sein Fleisch genießen. Tiger und Leoparden kümmern sich natürlich nicht um dies kirchliche Vorrecht; sie beschleichen den Sassi bei der Weide und zerfleischen ihn trotz seiner Vorsicht.

Auch die Mendes-Antilope und der Oryx waren schon in den ältesten Zeiten berühmt und finden sich häufig auf ägyptischen und nubischen Denkmälern. Die Hörner der ägyptischen Pangottheit Mendes sind den Hörnern jener Antilope nachgebildet und erscheinen überhaupt häufig als Attribute der Götter und Helden. Sie sind lang, leierförmig gewunden und der Länge nach geringelt. Das Thier selbst ist ziemlich plump und gedrungen, in Größe und Figur dem Esel ähnlich. Die Grundfarbe ist gelblich-weiß; Kopf, Hals und Halsmähne braun. In Südnubien, zumal in der Bahiuda, sieht man die Mendes-Antilope häufig in kleinen Familien, zuweilen in zahlreichen Herden. Sie kommt nur in Ostafrika vor, findet sich hier aber selbst auf Plätzen, wo weit und breit kein Tropfen Wasser ist.

Neben der Gazelle sieht man auch die Mendes-Antilope im gezähmten Zustande als Hausgenossin bei vielen Araberstäm-

men. Plinius nennt sie Strepsiceros, d. h. die Drehhörnige, und bemerkt dabei, daß sie in Afrika Addax heiße; da sie nun noch heutzutage daselbst den Namen Abu-Alasch und Abu-Addas führt, so sind Strepsiceros und Addax offenbar synonym.

Unter der Bezeichnung „Oryx" verstanden die Alten eine stattliche Antilope mit auffallend langen, fast geraden Hörnern, von der sie wunderliche Dinge erzählen. Sie soll nach Plinius durch Niesen den aufgehenden Sirius anbeten und, wie Oppian in seinem Jagdbuche erzählt, den Löwen, den Eber und den Bären derart durchstoßen, daß sie von der Leiche des erlegten Feindes sich nicht wieder los machen könne und mit ihm umkomme ꝛc.

Man findet den Oryx, den die Einen für die nubische Säbel-Antilope (A. leucoryx) halten, die Anderen für die abyssinische Beisa (A. Beisa), auf ägyptischen und nubischen Denkmälern auch häufig mit nur einem Horn dargestellt und hielt ihn deshalb für identisch mit dem Einhorn der Bibel. Das „Reem" der Bibel bedeutet aber nicht allein Einhorn, sondern auch Nashorn, und zudem ist es unwahrscheinlich, daß die Aegypter eine Antilope mit zwei Hörnern so oft verstümmelt dargestellt haben sollten.

Die Angaben der alten Griechen und Römer über das Einhorn stammen wohl insgesammt aus Ktesias' Buch über Indien. Ktesias lebte circa 400 Jahre vor Christus und war 17 Jahre lang Arzt am persischen Hof; er gibt seine Berichte über Indien nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten und nicht nach eigener Anschauung. Daß Einhorn und Nashorn auf diese Weise mit einander confundirt wurden, geht aus Plinius' und Aelian's Beschreibung des sagenhaften Thieres hervor, indem Beide ihm Elephantenfüße und einen Schweineschwanz zuschreiben.

Was man in spätern Jahren über das Einhorn erfahren, hat Karl Ritter in dem vierten Theile seiner Erdkunde zusammengestellt. Die Ebene, wo die Stadt der Bhotiyas Tingri liegt, und von wo aus eine Pferdepost nach L'Hassa und China führt, hat hiernach zur Entdeckung einer Antilopenart geführt, in der man das Einhorn der Alten erblicken will. Dieses Thier ist bei den Historikern der Tibeter als Seru, bei denen der Mongolen als Kere und bei denen der Chinesen als Kio-tuan bekannt genug. Ein solches Einhorn, Seru, begegnete dem gewaltigen Tschingiskhan, als er, auf seinem Eroberungszuge nach Hindostan begriffen, den Berg Djada-naring hinaufstieg; er hielt das falbe, seltsame Thier für eine Warnung, weiterzuziehen, und kehrte von seinem beabsichtigten Kriegszuge zurück. — Im östlichen Tibet, gegen China, in der Provinz Kham, trägt ein Gebirgsgau vom Einhorn den Namen Serudziong, und im Osten zwischen L'Hassa und L'Hari nennt die Beschreibung von Tibet eine Gegend am Chan-wan, wo es vorkommen soll (Description du Tibet par P. Hyacinth, ed. Klaproth). Auch Sam. Turner erfuhr auf seiner Gesandtschaftsreise nach Tibet von dem Radja in Tassisudon, daß er eine Art Pferd mit einem Horn besitze, welches in einiger Entfernung auf seinem Landsitze sei, wo ihm das Volk göttliche Verehrung erzeige; woher es aber komme, konnte er nicht sagen. — In tibetanischen Manuscripten hatte Major Latter (Quart. Rev., Dec. 1820), als Commandirender im Territorium des Radja von Sikim, im Verzeichnisse des dortigen Gebirgswildes auch den Namen des Einhorns gefunden und die Bestätigung gehört, daß ein solches sehr wildes, ungebändigtes Thier, hoch gleich dem Pferde, aber mit gespaltenem Huf, in Herden einen Monat fern von L'Hassa lebe und häufig geschossen und verspeist werde. Es wurde ihm von Solchen, die es gut kannten, abgezeichnet. — Nach Aussage der armen Bhotiyas, welche der Handel und die Devotion jährlich aus Nepal nach Tibet führt, lebt das Einhorn auf den Ebenen Tibets jenseits des Himalaya, zumal in einem waldigen Landstriche, Chaug-dung genannt, der mehrere Tagereisen nordwestlich von Digurche (d. i. Teschu Lumbu) liegt. „Es werde Chiro und Tschiru (d. i. Seru) genannt, sei aber zu groß und kühn, um es mit einfachen Waffen zu erlegen oder zu fangen. Die Hörner der umgekommenen Thiere würden den Göttern geweiht." Ein solches gewundenes Horn überschickte der Resident Hodgson der Kalkutta-So-

cietät. — Ein anderes, aus dem Walde nordwestlich von Teschu Lumbu durch einen Bhotiya nach Nepal mitgebrachtes Horn dieser Art nebst einer Bhotiya-Zeichnung des Thieres schickte Robinson aus Nepal an Dr. Wallich, der es für eine Antilopenart erkannte. — Später wurde ein lebendes Thier dieser Art in die Menagerie des Fürsten Gorkha nach Nepal gebracht, wo es aber starb, weil es die hohe Temperatur von $21^1/_2$ Grad Reaumur nicht ertragen konnte. Hodgson wußte sich den Balg und die Hörner des Thieres zu verschaffen (Asiat. Journ. 1826, vol. 22, p. 194) und schickte Beides an die Kalkutta-Societät.

Daß die Umwohner der unzugänglichen Wildnisse des Himalaya, trotz des thatsächlichen Gegenbeweises, dabei blieben, das Thier mit einem Horne gesehen zu haben, daß überhaupt die Sage von einem Einhorn entstehen und sich über zweitausend Jahre erhalten konnte, erscheint wenigstens nicht ohne jeglichen Halt. Die Hörner der sogenannten Oryx-Antilopen, zu denen auch die Einhorn-Antilope gehört, sind nämlich so lang und dünn, daß bei der Streitbarkeit des Bockes leicht eines abbricht, und in solch verstümmeltem Zustande mag das Thier zuerst gesehen worden sein, flüchtig und aus weiter Ferne. Daß das zweite und dritte Exemplar, welches den Eingeborenen zu Gesichte kam, gleichfalls einhörnig gewesen sein sollte, klingt allerdings etwas unwahrscheinlich, ist aber nicht gerade unmöglich. Vielleicht wurden auch die dicht neben einander stehenden zwei Hörner von der Ferne aus für ein Horn angesehen; kurz, die Antilope, welche man so lange für das Einhorn hielt, ist zweihörnig wie ihre ganze Verwandtschaft und wurde von Dr. Abel, ihrem Entdecker zu Ehren, Antilope Hodgsonii genannt.

Sie gleicht in der Figur der Gazelle. Die Beine sind lang und schlank; der Kopf spitzt sich vorn zu, verliert aber an Eleganz durch beulenartige Auswüchse oder Schleimsäckchen hinter den Naslöchern und die vielen Borstenhaare um Mund und Nase. Die Schleimsäckchen münden in die Naslöcher und haben die Größe eines halben Hühnereies. Die Hörner sind auffallend lang und steigen von der Stirn fast vertical in die Höhe; die Hufe sind breit und hoch. Die Einhorn-Antilope ist mit einer blaugrauen zwei Zoll langen Unterwolle und einem dichten Pelze aufrechter Haare bekleidet, die gegen die Spitze zu eine röthlich-falbe Farbe annehmen.

Der Tschiru hat ungefähr die Größe der Hirschkuh; er bewohnt die kalten Hochebenen Tibets und der nördlichen Himalaya-Ketten, hält sich in größeren Herden zusammen und ist sehr scheu und flüchtig.

Die Antilopen nutzen insgesammt mehr oder weniger durch ihr Fleisch, das meist recht wohlschmeckend ist, durch die Haut, die zu Kleidungsstücken, Säcken, Leder, Riemenwerk 2c. dient, und durch die Hörner, die zu sonstigem Hausrath verarbeitet werden; die Kropf-Antilope bildet die gewöhnliche Nahrung der Tataren und der Springbock bringt den Kaffern Tage des Ueberflusses und reichlichen Vorrath. Daß die wandernden Herden dieser Thiere sich um so sicherer bei ihnen einstellen, zünden sie vor der Regenzeit das Steppengras an. Der Boden überzieht sich dadurch mit jungem frischen Grün und zu diesem Lieblingsfutter kommen die Springböcke von weit hergezogen und fallen dann ihren scheinbaren Wohlthätern als Beute anheim. Ihr Fleisch wird entweder frisch gegessen, oder in dünnen Streifen getrocknet oder eingesalzen.

Wegen ihrer Flüchtigkeit und der Schwierigkeit, sie zu erreichen, ist die Antilope von Alters her Gegenstand der eifrigsten und leidenschaftlichsten Jagd. Alle Völkerschaften, bei denen sie heimisch ist, wetteifern mit einander in der Ausführung dieses Sports. Die Art der Jagd richtet sich nach den Umständen und dem Aufenthalte des Wildes. Man pirscht es, erlegt es auf dem Anstande und läßt es sich zutreiben. Am leidenschaftlichsten wird die Hetzjagd betrieben. Der Werth der Beute ist dabei Nebensache; es handelt sich darum, die Gewandtheit des Reiters, die Schnelligkeit des Pferdes und der Windhunde zu zeigen.

Zehn bis fünfzehn Vornehme vereinigen sich zu diesem Zweck und ziehen mit Familie und Dienerschaft hinaus in die Steppe, wo sie wochenlang verweilen. Zeigt sich ein Rudel Wild in der Ferne, so tränkt man zuvor erst Pferde und Hunde und

sucht man unbemerkt näher zu kommen; erst wenn die Antilopen die Flucht ergreifen, läßt man die Hunde los. In gewaltigen Sätzen fliegen diese über das Blachfeld und hinter ihnen her jagen die Reiter, Pferde und Hunde durch die übertriebensten Schmeicheleien zur Eile anfeuernd, lobend und tadelnd mit arabischer Gluth und Leidenschaftlichkeit. Je näher die Hunde dem Wilde kommen, desto spannender und aufregender wird die Jagd. Die Antilopen nehmen noch einmal alle Kraft zusammen, können aber schließlich vor Erschöpfung nicht mehr weiter und der Bock setzt sich zur Wehr, aber in demselben Augenblicke, in welchem er den Kopf zur Erde beugt, um seinem Feinde den Todesstoß zu versetzen, faßt dieser ihn in gewandtem Seitensprung am Halse und reißt ihn zu Boden. Mit Freudengeschrei eilen nun die Araber herzu, springen von den Pferden und schneiden ihrer Beute im Namen Gottes des Allbarmherzigen die Kehle durch, damit sie verblute, wie das Gesetz des Propheten es vorschreibt. Sind sie zu weit entfernt dazu, so rufen sie dem Hunde jene Worte zu, oder der Kugel, mit der sie die Antilope erlegen. Passionirte Jäger wissen sich in derlei Fällen stets mit ihrem Gewissen abzufinden.

In Marokko werfen Araber und Mauren den Antilopen, nachdem sie dieselben durch die Ausdauer der Pferde und Windhunde endlich müde gehetzt und eingeholt haben, mit großer Gewandtheit schwere Knüppel zwischen die Läufe und brechen fast regelmäßig einen Knochen entzwei, worauf sie dem Wilde das Messer in die Brust stoßen und es vorschriftmäßig verbluten lassen.

In Persien und Indien bedienen sich die Großen und Vornehmen zur Antilopenjagd auch öfters des Gepards oder Jagdleoparden, indem sie ihn mit auf das Pferd nehmen und bei Entdeckung eines Wildes abspringen lassen. Allgemeiner ist der Gebrauch der Baizvögel, der in Asien in das Dunkel der Geschichte zurückreicht, denn wie Aelian dem Ktesias nacherzählt, richtete man in Indien zur Fuchs- und Hasenjagd Adler, Kolkraben und Falken ab. Man befestigte zu diesem Zwecke auf einem zahmen Fuchse oder Hasen ein Stück Fleisch und ließ ihn laufen, schickte die Vögel hinterdrein und gestattete ihnen, das Fleisch zu capern. Waren sie auf diese Weise fest dressirt, so ließ man sie auf wilde Füchse und Hasen los. Sie fingen dieselben sehr schnell und bekamen zur Belohnung die Eingeweide der gefangenen Thiere. — Aehnlich hat man auch in der Folge verfahren.

Im Jahre 1681 fand Tavernier beim Schah von Persien achthundert zur Jagd abgerichtete Falken, wovon die einen auf Wildesel, Antilopen, Füchse, die andern auf Kraniche, Reiher, Feldhühner und Gänse dressirt waren. Bei der Dressur auf Haarwild nahm man erst ausgestopfte Thiere und füllte die Augenhöhlen mit Fleisch, und gewöhnte den Vogel daran, dieses herauszuhacken; nach und nach setzte man den auf Rädern stehenden Balg in Bewegung und jagte schließlich durch ein vorgespanntes Pferd in vollem Rennen davon. Auch Kolkraben wurden dazu abgerichtet, sich an dem Kopfe des Wildes festzukrallen, ihm nach den Augen zu hacken und es dadurch zu stellen und den Hunden zu überliefern.

In den irtischen und tatarischen Steppen jagt man die Saiga-Antilope mit abgerichteten Steinadlern und zahlt für die vom Altai zwei bis drei Pferde, für abgerichtete zwei Kamele. Die Abrichtung geschieht in der oben angeführten Weise.

Die Araber und Türken haben die Falknerei wahrscheinlich erst während ihrer Eroberungszüge in Persien erlernt und diese Kunst in der Folge auch in Afrika verbreitet. Die Deys und Sultane der gefürchteten Raubstaaten jagten mit Edelfalken, die ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch von norwegischen und dänischen Königen zum Geschenk gemacht wurden (Traité de Fauconerie par H. Schlegel et A. H. Verster de Wulverhorst, 1844 — 1853), und wie vor tausend Jahren, so jagt man in den afrikanischen Steppen noch heutzutage Rebhühner und Trappen, Hasen und Gazellen &c. mit dem Falken und andern Baizvögeln, denn die Sitten und Gewohnheiten der Wüsten- und Steppenbewohner sind constant und monoton wie der Charakter ihrer Heimath, das zeigte sich im Kleinen und Großen, beim Volke wie bei seinen Beherrschern.

Die Ernährung im Schwalbenneste.

Von

August Vogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wenn die Königin Maria Stuart mit einiger Berechtigung von sich sagen durfte: „Ich bin besser als mein Ruf," so kann von der vielgerühmten Schwalbe beinahe das Gegentheil behauptet werden; sie ist schlechter als ihr Ruf, oder um es richtiger auszudrücken, sie verdient nicht in allen Stücken die vielfache Verherrlichung, die ihr in Wort und Bild zu Theil wird. Abgesehen davon, daß die Schwalbe ein zänkisches, bissiges Thier ist, — im und am Schwalbenneste herrscht unter den unersättlichen Bewohnern den ganzen Tag Streit und Raufen — sie ist ganz besonders eine unreinliche Creatur. Ein Schwalbennest an einem Hause soll zwar den Inwohnern Glück und Segen bringen, aber zur Reinlichkeit trägt es gerade nicht bei. Durch ein Schwalbennest mit seinen üblichen fünf Jungen wird nächste Nachbarschaft und Umgebung mit einer unglaublich großen Menge eines Stoffes versorgt, der allerdings dem Landmann erwünscht scheint, im übrigen aber keineswegs einen ästhetischen Anblick darbietet. Man begreift kaum, in welchem Verhältniß hier der Import zum Export steht, es ist wahrhafte Taschenspielerei und erinnert an den geheimnißvoll unerschöpflichen Hut, aus welchem moderne Hexenmeister zum Staunen des Publicums stets neue Mengen von Blumen und Bändchen hervorzuzaubern verstehen. Es mag nicht versäumt werden, zur Beurtheilung dieser Schwalbenverhältnisse einen thatsächlichen Beitrag zu liefern. Unter einem Schwalbenneste war ein großes Brett in der Art angebracht, daß von dem Kothe nichts verloren gehen konnte. In dem Neste schlug eine Schwalbenfamilie zweimal nach einander ihre Wohnstätte auf, man erhielt daher vollständig die Dejectionen von zwei Bruten, jedesmal zu fünf Jungen. Lufttrocken wog die gesammelte Masse nahe zu $^2/_5$ Pfund oder 186 Gramm. Mit unbewaffnetem Auge konnte man darin eine Menge glänzender Punkte wahrnehmen, welche sich mit der Lupe betrachtet als zerkleinerte Flügeldecken der verschiedensten Insecten ergaben. Die chemische Untersuchung zeigte einen Aschengehalt von mehr als 10 Procenten; die Asche besteht zu $^3/_4$ aus phosphorsaurer Kalkerde. Der Stickstoffgehalt ist ein sehr großer; die stickstoffhaltigen Bestandtheile betragen 88 Proc. der ganzen Masse, darunter 10 Proc. Harnsäure.

Die Zusammensetzung der Schwalbendejectionen spricht zunächst für die Nützlichkeit dieser Thiere als Insectenvertilger. Dem Stickstoffgehalte zu Folge wurden durch diese beiden Bruten ungefähr 150 Gramm Insecten verzehrt, was bei dem leichten Gewichte jener Thierklasse auf eine sehr bedeutende Anzahl derselben schließen läßt. Andererseits dürfte es zu empfehlen sein, den Schwalbenguano, wo es ohne Schwierigkeit geschehen kann, sorgfältig zu sammeln, da derselbe wegen seines Phosphorsäure- und Stickstoffgehaltes unter Umständen als Dünger von Werth sein kann.

Der Schwalbenguano ist, wie man weiß, auch von biblisch-historischer Bedeutung. „Es begab sich aber auf einen Tag, da er (Tobias) heimkam und müde war und sich neben eine Wand legte und schlief, schmeißte eine Schwalbe aus ihrem Neste, das fiel ihm also heiß in die Augen, davon ward er blind." (Buch Tobiä, 2. 10. und 11.) Da aus der oben erwähnten Zusammensetzung doch eigentlich nicht hervorgeht, auf welchem der Bestandtheile die so schädliche Wirkung auf Tobias' Sehkraft beruht, so muß die Aufklärung dieser biblischen Thatsache ferneren Versuchen vorbehalten bleiben, wozu geneigte Forscher hiermit ergebenst eingeladen werden.

Roseres und Fazoglo.

Von

R. Hartmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Der District Fazoglo hat als Hauptort das rechterseits an einer leichten Krümmung des blauen Nils gelegene Dorf Famaka. Dasselbe besteht aus einer regel-

losen Anhäufung sehr gut gebauter Togule, von denen häufig etliche zu Gruppen vereinigt und mit gemeinschaftlichen hohen Zäunen von Durrahstroh oder von Bambusrohr umgeben sind. Mitten unter diesen Togulen lagen 1860 die nicht unmalerischen Ruinen der Kasbat Mohamed-Ali, eines ehemaligen ganz stattlichen Commandanturgebäudes, welches türkische Inconsequenz und Trägheit nach kurzem Bestehen den Termiten und den zerstörenden Elementen der Regenzeit überlassen hatte. der oberen Khuar. Fürwahr, eine böse Aufgabe, welche übrigens in jenem Jahre der tapfere und edelherzige Masaud-Effendi mit Ehren zu lösen bemüht war. Es findet sich zwar noch einige Stunden stromaufwärts ein vorgeschobener Posten, Rheri, mit stattlichen Togulen und den Resten einer ziemlich fest gewesenen Kasbat, bewacht von noch 50 bis 100 Mann Infanterie, allein was will auch dies dürftige Vorwerk sagen angesichts aller der vielen Wilden, welche nur der Mangel an inne-



Hellhaariger Sennar-Beduine.

Eine halbmannshohe, aus Feldsteinen sehr roh aufgeführte und von Schießscharten durchbrochene Umfassungsmauer umgiebt den Dorfplatz.

Hier wohnt der Commandant des Districtes, gewöhnlich ägyptischer Hauptmann, umgeben von etwa 150 bis 200 schwarzen Soldaten, welche hier zum Theil mit Weibern und Kindern hausen. Dies Häuflein übrigens gut bewaffneter und meist leidlich gedrillter Kriegsleute hält die Wacht am oberen Azrok-Flusse gegen die vielen schwierigen und die geradezu feindseligen Stämme des Abay, Tumat und rem Zusammenhalt und die Scheu vor der Muskete davon abhält, der lotterigen Herrschaft des Divan ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Ueber Famaka und Rheri hinaus pflegt sich Niemand um die ägyptische Herrschaft zu kümmern, und hängt es hier gewöhnlich von der Laune dieses oder jenes Häuptlings ab, ob die Straße nach Süden und Osten gerade offen gelassen werden soll oder nicht.

Von Zeit zu Zeit haben die Aegypter unter möglichst starker Zurüstung und mit bedeutender Waffenmacht kriegerische Züge in die oberen Gebiete des Abay ausge-

führt, sie sind bei solchen Gelegenheiten bis zu den Quellgebieten des Raad und Dindir, bis an den Fuß der Gubba- und Injellam-Berge und bis über Beni-Schangul hinaus vorgedrungen. Sie haben in diesen Gegenden zeitweilige verschanzte Lager aufgeschlagen und die Goldwäschereien der Eingeborenen im großen und nach den Vorschriften vorzüglicher europäischer Bergingenieure, wie Russegger und Kowalewsky, auszubeuten versucht. Aber der im Verhältniß zu den verursachten Kosten zu gering bleibende Goldertrag bereitete jedesmal schwere Enttäuschungen, die aufgebotenen Mannschaften schmolzen unter dem Speere der unermüdlich angreifenden Schwarzen, durch perniciöse Fieber und Dysenterie dahin. Jedesmal gab man den mühsam erstrebten Landbesitz wieder auf, unfähig, ihn auf die Dauer zu behaupten. Da es bei diesen Zügen behufs Länderoccupation und Goldgewinnung niemals ohne die niederträchtigsten Rohheiten, ohne gelegentliche Sklavenjagden rc. abging, so erbitterte man denn auch die des Stolzes und der Vaterlandsliebe keineswegs ermangelnden Eingeborenen mehr und mehr. In den Jahren 1860 und 1861, als nur geringe Militärmacht im Sudan lag, wurden die Schwarzen überaus keck, verwüsteten die den Aegyptern untergebenen Dörfer, griffen Famaka an und nöthigten sogar den Befehlshaber von Ober-Sennar, das damals nur sehr schwach besetzte Gebiet von Fazoglo zeitweilig aufzugeben. Später schaffte dann der rücksichtslos wilde Generalgouverneur Musa-Pascha wieder Ordnung, und sein Unterbefehlshaber, der Schwarze Adem-Pascha aus Tegeli, schreckte die Eingeborenen durch wiederholte blutige Raubzüge für längere Zeit.

Hauptfeinde der Aegypter zu Famaka waren 1860 die Schwarzen vom Djebel-Tabi. Dieser, schon öfter erwähnte, aus einer prächtigen Gruppe von einigen Tausend Fuß hohen, bewaldeten, wohl granitischen Bergen bestehende Djebel liegt ungefähr in der Höhe von Roseres am linken Azrok-Ufer. Seine Bewohner gehören zum großen Volke der Funje und reden eine Sprache, welche anscheinend für sich besteht, bei der lange dauernden Isolirtheit der Tabi-Schwarzen auch manche Eigenthümlichkeit entwickelt hat, übrigens aber nur ein schon vor Alters abgezweigtes Glied der allgemeinen alten sennarischen Landessprache, des Funji, bildet. Diese Tabi-Schwarzen, welche nach einem ihrer Berge auch Ingassana genannt werden, sind ziemlich großer Statur und hageren Baues. Ihre im allgemeinen an die oben beschriebenen der Funje von Dar-Berun, der Hammegh und Djebel-auin erinnernden Züge sind in der Kiefergegend noch vorgebauter, die Lippen sind schon dick, der Kopf ist in der Scheitelgegend flach, der Nacken ist bei starkem Hervorragen des Hinterhauptes fleischig. Ihr Haar ist von Beschaffenheit desjenigen der Funje, wird aber wie bei den Denka meist kurz getragen. Ein Fellschurz dient gewöhnlich als einziges Kleidungsstück, wird aber freilich häufiger um die Schultern geworfen, oder gleich dem Schurzleder der Bergleute hinten vorgehängt, anstatt da, wo dasselbe eigentlich anstandshalber hingehören sollte. Durch nubische Krämerleute, die nichts scheuen und selbst in die wildesten Gebiete hineindringen, sind freilich auch einige baumwollene Ferdahs oder Umhängetücher in den Besitz des Tabi-Volkes gelangt. Als Schmuck dient ihnen gläsernes Perlenzeug. Als Waffen gebrauchen sie die auch am Ghuleberge üblichen Lanzen, Dolchmesser, zackigen Wurfeisen und Stöcke. Sie sind der Aussage der Funje nach Heiden. Wen oder was sie nun eigentlich anbeten, ob den Mond, ob alte Fetischbäume, ob gar ein höchstes Wesen wie die Gala, ist noch gänzlich unbekannt. Neuerlich sollen mohamedanische Sendboten, die sich, weit schlauer und politischer als ihre christlichen Collegen, unter der Maske und in dem wirklichen Berufe von Kaufleuten, Pilgrimen, militärischen Parteigängern rc. überall einschleichen, unter den Tabi-Schwarzen und Bertha einige Proselyten gemacht haben. Freilich ist es auch mit solchen Bekehrungen zum Islam in den Gebieten jener wilden Nigritier nicht weit her und bleibt es gewöhnlich bei der (selbst nur lässigen) Beobachtung etlichen vom Koran vorgeschriebenen Formelkrames.

Ackerbau und Viehzucht vermögen diese Leute auf ihren Bergen und in deren Nachbarschaft nur in sehr mäßiger Ausdehnung zu treiben. Räuberischen Ein-

nes, wie sie einmal sind, ziehen sie großentheils kriegerische Beschäftigungen vor. Sie unternehmen von Zeit zu Zeit systematisch durchdachte Plünderungszüge in die Niederlande, von den Bertha-Bergen bis gegen Hedebat hin. Je nach der augenblicklichen öffentlichen Lage führen sie ihre Anschläge im Dunkel der Nacht, im hinterlistigen Ueberfall oder auch bei hellem Tage mit brutaler Keckheit aus. Ihr Princip ist es, bei solcher Gelegenheit Schreck um sich zu verbreiten, daher morden und sengen sie, so viel sie können. Und Schreck verbreiten sie wirklich: im Jahre 1860 zitterte alles am Westufer des blauen Flusses wohnende Volk vor ihnen. Im Jahre 1862 metzelten sie eine kleine Jagdpartie der um Roseres wohnenden harmlosen Bagara des Häuptlings Mohamed-Abd-el-Woched kaltblütig nieder. Natürlicherweise hat die ägyptische Regierung schon öfters versucht, dies wilde Bergvolk zu unterwerfen, wiewohl vergeblich. Die schon von Anfang an durch Fieber, Ruhr und Entbehrungen geschwächten, von Heimweh geplagten Truppen des Divan kamen immer in mattem, unlustigem Zustande vor den Bergen an, ihren türkischen, oft tagelang unter dem Schwitztuche schmachtenden Befehlshabern ging die Energie aus, und kam man endlich nach langer Belagerung zum Stürmen, dann schlug das unerschrockene, auf seine Unabhängigkeit jedesmal bedachte Tabi-Volk die Angriffe mit wildem Muthe zurück. Im Anfange des Jahres 1864 hieß es, Hasan-Bascha habe den Djebel-Tabi wirklich erobert, später aber erwies sich diese Siegesnachricht als ein seiner Zeit Gambetta'sches Bülletin, und es blieb Alles beim Alten, d. h. die schwarzen Ingassana räuberten ruhig weiter, nachdem einige hundert Nizamsoldaten des Khedive in den vor Dull-Kilgu sich ausdehnenden Steppen in die Erde gescharrt worden waren. Der österreichische Reisende E. Marno erzählt uns Folgendes:

„Einst lag ein türkischer Pascha vier Monate vor dem Berge (Tabi), da glaubte er, daß derselbe ausgehungert sei, und ließ stürmen, die Bewohner gossen jedoch Ströme von Merissa auf die Stürmenden und vertrieben sie mit ihren Waffen, worauf die Belagerung als unausführbar und resultatlos aufgegeben wurde."

Merissa oder Merisi ist nun das schon vielfach von mir erwähnte Sorghum-Bier. Ich aber denke, die tapferen Bergbewohner werden sich bei diesem ihrem Freiheitskampfe mit Werfen von Steinen, Feuerbränden, Lanzen, zackigen Eisen und Stöcken, vielleicht noch mit Begießen der Aegypter mit siedendem Wasser begnügt haben. Das Sorghum-Bier dagegen möchten die Schwarzen doch zur Siegesfeier lieber selber getrunken, als damit den riskanten Versuch gemacht haben, die jedenfalls einige Tausend Mann starken Sturmcolonnen, diese das Bayonnet zur Attaque rechts, mit jenem afrikanischen Gebräu zu ersäufen.

Angesichts so vieler, stets kriegsbereiter und sehr wilder Feinde kam das Leben in einer kleinen, gänzlich auf sich selbst angewiesenen Garnison in den vorgeschobenen Posten Famaka und Rheri ein keineswegs sehr behagliches sein. Der Ort hat in der That, thut dessen Befehlshaber nur einigermaßen seine Pflicht, zeigt derselbe nur irgendwelche Behutsamkeit, rein den Anstrich eines in stetem Belagerungszustande befindlichen Außenforts. Aehnlich möchte ich mir das Leben in den von wilden Indianerstämmen umgebenen Grenzforts in Nord- und Ost-Brasilien, an den Grenzen Arauco's und Patagoniens denken, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß jene Indianer nicht ganz so keck und so kriegslustig sein dürften wie die Nachbaren von Famaka.

Versetzen wir uns nun einmal an einem Junitage nach Famaka hinein. Man steht gerade mit einem beliebigen Häuptlinge der freien Schwarzen auf Kriegsfuß und muß sich jeden Tag seines Angriffes versehen. Es ist Id-el-Kebir oder großer Tag, d. h. großes Bairam-Fest. Schon früh Morgens, sowie die Sonne über den Bergen von Dar-Djumus aufgegangen, rückt die gesammte Garnison, lauter farbige Infanterie, mit Ausnahme der zum Postendienst verwendeten Mannschaften, Alles rein, schlohweiß gekleidet, das Riemzeug und die Waffen blank geputzt, vor den großen, mitten auf dem freien Platze befindlichen Baobab-Baum, welcher bald über dem Boden sich in zwei ungeheure, jetzt im üppigsten Laub- und Blüthenschmuck prangende Aeste theilt. Vor demselben steht ein grober, mit Binsen befloch-

19*

tener Lehnstuhl von Pappelholz, welcher den weiten Weg vielleicht aus einer Wiener Möbelfabrik nach dem fernen Sudan gefunden hat. Auf diesem Stuhle liegt, in ein Stück mottenzerfressenes Scharlachtuch gewickelt, das in Holzdeckel gebundene Glaubensbuch, der Koran, aufgeschlagen. Es ist eine jener in Europa gedruckten Stereotypausgaben von Taschenformat. Vor der also improvisirten Mirbab oder Kanzel steht der Mollah, der Garnisonprediger. Das ist ein alter Tekruri aus Sangara, seines Herkommens nach ein mit Haussablut gemischter Pullo, welcher die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, es aber vorgezogen hat, seine alten Tage unterwegs bei jenen ägyptischen Kriegsleuten zu beschließen, anstatt den weiten, gefahrvollen Heimweg zu unternehmen. Dieser gottbegnadigte Mann hat trotz seiner schwarzen Farbe fast europäische Züge, stark vorragende Augenbrauenbögen, eine leicht gebogene, spitze Nase, einen großen, von fleischigen Lippen umsäumten Mund und ein spitzes Kinn. Anfangs der Sechziger, hat er einen dünneren Schnurr- und üppigeren Kinnbart, Beides schon im Ergrauen begriffen. Von Statur mittelgroß, von Gliederbau sehr zart, sehr dünn, hat der Priester in seinem rothen Turban, seinem weißen Hemd, schwarzem Umhang und rothen Schuhen doch etwas Distinguirtes, was durch eine sehr aufrechte Haltung und durch leichte, graciöse Bewegungen noch beträchtlich gehoben wird. Er steht anscheinend in stillem Gebet, in tiefer Merakebah, d. h. andächtiger Zerknirschung und Versunkensein in Gottes Allmacht, da, wiewohl der verstohlene Griff nach seiner aus einer kugelrunden Fruchthülle verfertigten, unter dem weiten Hemdsärmel am linken Handgelenk befestigten Schnupftabaksdose seine innerlich thätigen, weltlichen Gelüste verräth. Versteht der Priester des Herrn es doch, mit taschenspielermäßiger Geschwindigkeit, ohne daß ein harmlos Zuschauender es merken könnte, die geliebte Prise in die Nasenlöcher zu practiciren. Die Soldaten stehen, das Gesicht nach ihm gekehrt, in Compagniefront, das Gewehr beim Fuß. Noch fesselt nicht das starre Commando ihre Glieder, noch ergehen sie sich, gerade wie es unsere guten Vaterlandsvertheidiger bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, in ungezwungener Unterhaltung.

Endlich heißt es still sein, denn der Commandant naht. Er ist ein großer corpulenter Osmane von etwa 40 Jahren, von hübschen, offenen Zügen, den die kornblumblaue Tuchkleidung, der an rothen Seidenschnüren hängende, silberbeschlagene Säbel und die neue, glänzend bunte Seiden-Keffie recht gut kleiden. Einige Offiziere, durchweg lange, hagere Schwarze, in weißer Montur, rothe Seidenschärpen um die Hüften und jeder einen Säbel an der Seite, die nackten Füße in rothen Schuhen, folgen ihrem Oberen. Es wird geschultert, getrommelt, gepfiffen. Dann beginnt die Andacht. Der Mollah sagt mit sehr dünner, höchst affectirter Stimme einige Koranabschnitte her, was ziemlich lange dauert. Dann grüßt er mehrmals mit schauspielerhaften Geberden. Die Mannschaft präsentirt. Wieder donnernder Wirbel, gellendes Gepfeife, einige Hornsignale ohne Wahl. Der Mollah neigt den Kopf leicht vor und erhebt beide Hände vor denselben. Dann beginnt er mit leiser tremulirender, wiederum gezierter Stimme die erste Strophe des mohamedanischen Glaubensbekenntnisses: „La illaha ill Allah“. Im Chore brüllen die schwarzen Soldaten sie nach. Wieder spricht der Vorbeter leise, tremulirend:

„U Mohamed rasul Allah“.* Der Chor brüllt auch dies nach. Der Vorbeter wiederholt das Ganze lauter und lauter, donnernder schallt das Chorgebrüll der Krieger nach. Ziemlich lange dauert dieser bald leise, bald tobende Wechselgesang, dessen Eintönigkeit und Rauhheit selbst das abgehärteteste europäische Trommelfell zum Zerreißen bringen könnte. Mit dem stummen Jammer schrecklichster Langeweile im Blicke hört der lebenslustige Commandant die Komödie mit an. Einer seiner Offiziere, der Oberlieutenant Abbas-Agha, ein langer Bursche aus den Bergen von Tegeli, in dessen ernsten, faltigen Zügen der pedantische Ausdruck des pflichteifrigsten Dorfcantors liegt, schert sich wenig um die Andachtsübung. Er stiehlt sich vielmehr während derselben ganz nahe an die Front und mustert, ein Meister im Kamaschendienst, jeden einzelnen seiner Ge-

* Also wurde es häufig in Sennar gesprochen.

treuen. Er schießt Flammenblicke aus seinen gerötheten Augen, sobald er etwas nicht recht in Ordnung findet. Sowie das langweilige Geplärre vorüber, sowie der Commandant gähnend sich entfernt hat, tritt unser Abbas-Agha vor die Mannschaften und hält denselben mit sonorer, höchst feierlicher Kanzelstimme eine mehr als stundenlange Strafpredigt über vernachlässigtes Anziehen, über schlecht geputzte Knöpfe, angerostete Gewehrläufe &c. Er geht auch noch weiter, er kritisirt nämlich das Familienleben einiger der Untergebenen. Da ist Bachita, die erste Frau Said's, am vorgestrigen Tage beim Wasserholen mit Marjam, der zweiten Frau Absalom's, handgemein geworden, Allah allein weiß, aus welchem Grunde. Bachita nun, eine große, stämmige Schwarze von Bellkorrum, hat der zarten, dem braunen Sösamavolke entsprossenen Marjam das fettige Haar zerzaust und Letztere hat jene dafür ganz tüchtig in Schulter und Brust gebissen, so daß diese Theile dick aufgeschwollen sind. Und so kommen noch manche andere wenig erbauliche Dinge zum Vorschein, welche darthun, daß die Weiblein in Famaka und deren Sprößlinge leider weniger harmonisch mit einander leben, als ihre unter einer selbst grausamen Fuchtel der Disciplin stehenden, mehr an das stramme Militärwesen gewöhnten Ehegatten. Abbas-Agha aber tadelt strenge derartige Unzukömmlichkeiten und ermahnt, gelegentlich einen Hieb mit eisernem Ladestock oder eine Maulschelle als Bekräftigung austheilend, zur Innehaltung guter Zucht und Sitte.

Unterdessen haben die Trommler und Pfeifer vor den Togulen ihres Commandanten mit präcisem, nicht übelklingendem Gewirbel ein Morgenständchen gebracht. Sie haben dafür Belobigung und etwas Kupfermünze erhalten und sich alsdann zerstreut. Gruppen der Soldaten finden sich nunmehr zu gemeinschaftlicher Schmauserei zusammen. Einige gehen an die mächtigen, den blauen Fluß besäumenden Felsblöcke und werfen da ihre Angeln aus. Ehe noch die stärkste Hitze eingetreten, hat sich auf dem freien Platze vor dem erwähnten Baobabbaume ein lebhafter Marktverkehr entwickelt. Man sieht da einige Djaelin aus dem Lande Schendi, Mischlinge von Funjigeblüt, Abyssinier, und manche von jenem schwärzlichen unbestimmten Volke, welches ein Ethnolog irgend wo unterzubringen vergeblich sich bemühen



Sabun-Mädchen aus Roseres.

möchte. Das alles breitet nun seine Waare aus. Da sieht man wilden Kaffee aus den südöstlichen Bergen, Steinsalz in etwa anderthalb bis zwei Pfund schweren Broten, etwas braunen Rohrzucker, grünen Tabak in Form unserer Sechserwecken oder in Kegelhaufen eng zusammengepreßt, auch Tabak locker in getrockneten, zerklaubten Blättern, ferner Arzneikräuter, Zibeth in Hornspitzen, recht nett gearbeitete Pfeifenköpfe von zum Theil riesigen Dimensionen, Kürbisschalen, Thierfelle, Lederstücke, Matten, Dolchmesser von abyssinischem Fabricat, wenige kostbare Vogelfedern und etwas Goldstaub in Federkielen oder rohgegossene Goldringe. Die Soldaten holen allerhand Krimskrams zum Tausch aus ihren Hütten herbei, z. B. Durrah, rothen Pfeffer, Kümmel, Bambusstöcke vom Berge Fazoglo, alte verschossene Gewehrkugeln (manchmal ganze Patronen), blecherne Pulverflaschen, Büchsen von Eisenblech, an denen noch die gelben Etiketts mit der Aufschrift Boiled Mutton, Pickled Mussels, Fresh Lobster und anderer Präserven zu lesen sind, hauptsächlich aber alte Dattelpalmstricke und geleerte gläserne Wein- und Schnapsflaschen von allen nur denkbaren europäischen Firmen, von Ciprostravecchio, von Marsala und Palus oder Cussac bis auf Riciotti's Mastiche und Rocco Pizzorello's nachgeahmten Maraschino. Gerade diese Glasflaschen sind hier seltene, ungemein begehrte Artikel, für welche selbst der geizigste Eingeborne vier bis acht Silberpiaster pro Stück opfert. Er umgiebt die glücklich erhandelte Flasche alsbald mit einem ganz praktischen Gehänge von Fäden und thut dann alles Mögliche hinein, unter anderem Dilka, Krokodilmoschus, Zibeth, Gewürznägelein, gerösteten Kaffee, die aus Kümmel, gestoßenem Salze und rothem Pfeffer bestehende Brotwürze, den gräßlichen Durrahschnaps und vieles Andere mehr.

Die Weiber der Soldaten mischen sich in den Handel. Man hökert, zankt, schimpft, einigt sich aber endlich und freut sich bei einem Schälchen voll Kabs-el-Tor, bei einem Schluck Durrah-Branntwein, einem Gericht Asida oder Lutme des bescheidenen Gewinnstes.

Während der Mittagsgluth ist es mausestille draußen. Alles hält sich in den Hütten. Selbst die wegen kriegerischer Zeit verdreifachten Schildwachen an der elenden Steinumwallung und am Lugaus in Nähe der Ueberfahrtsstelle nach Dorf Fazoglo lehnen schläferig an dem nächsten Baumstamme.

Die zur Zeit lehmgelbe Fluth des blauen Flusses strömt rasch durch die das Ufer einwällenden Felsblöcke, hier und da Strudel bildend, Baumstämme, Zweigwerk, dies mit halbvermoderten Lianen umhangen, Baumblätter, Grasbüschel und Grashalme, auch einzelne kohlkopfähnliche Blattbüschel der Pistia stratiotes mit sich führend. Auf dem Geäste der größeren, den Rafts des Missouri und anderer Ströme Amerika's gleichenden, flußab treibenden Stämme sieht man manchmal Colonien verschiedener, durch das Spiel des Zufalles zusammengebrachter Thiere: jetzt eine unglückliche, sich ängstlich an das Holzwerk anklammernde, zugleich die erbärmlichsten Fratzen schneidende Meerkatze, da einen grollendhockenden, hier und dorthin spähenden, beim strudelnden Umherdrehen des Baumwirthes jedoch furchtsam emporschnellenden Rothluchs (Felis caracal), unzählige den Baum als willkommene Raststätte erkiesende Vögel aller Familien, vom prächtigen weißköpfigen Flußaar (Haliaëtos vocifer), den Glanzdrosseln (Lamprotornis aeneocephala, purpuroptera) und dem Pisangfresser (Schizorrhis zonurus) bis zum Marabustorch, Jungfernkranich und der Sporngans, aber auch Reptilien, wie Agamen und andern Eidechsen, selbst Schlangen, treiben lustig dahin, ohne zu wissen, wie und wo sie landen oder stranden und gelegentlich zu Grunde gehen werden.

Hier und da streicht ein Riesenkönigsfischer (Ceryle maxima), ein Goliathreiher oder ein Scherenschnabel (Rhynchops flavirostris) über die Wasserfläche, welche von den zackigen kieligen Rückenschildern eines Dutzend größerer Krokodile überragt wird. Auch Flußpferde treiben hier nach abwärts. Einzelne davon gehen leise grunzend, den Riesenleib schüttelnd, an seichte Uferstellen und suchen da die Sonne auf.

Bei hereinbrechendem Nachmittag revidirt Ali, ein Fellach-Unteroffizier aus Aegypten, die Schildwachen. Er hält bei einem der Soldaten an, von dessen Standpunkt aus man mehrere Flußpferde frei auf dem flachen Sandufer der Westseite bemerkt.

„Siehe, o Sergeant, wie jenes alte Aësint dort auf uns losglotzt, Gott ist gnädig und barmherzig. Das große Aësint da erkennt uns recht gut, das ist auch einer von Jenen da — du weißt doch? Gott behüte uns vor Satan, dem Gesteinigten." So spricht der Posten zu seinem Vorgesetzten.

„Gott ist gnädig und barmherzig, Gott weiß alle Dinge, ich aber weiß nicht, was du sagen willst, mein Bursche. Was ist es mit dem Aësint?" erwiedert der Unteroffizier, indem er, mit neugierigem Blicke sich vorbeugend, den Kolben seiner Muskete so laut und heftig auf den Boden stößt, daß die etwa zweihundert Schritt weit entfernten Hippopotamen aufhorchen und erschreckt dem Wasser zuplumpsen.

„Was es ist, o Herr," spricht der Posten weiter, leise, fast zögernd, in sich zusammenschaudernd, „was es ist? Ja nun, du weißt doch! Aber nein — du kamst erst vor kurzem aus Aegyptenland, wo jene großen Schweine von Aësint nicht leben. Daher kannst du es auch nicht wissen. Nun höre, Herr — ja — die Soldaten, meine Brüder, sind meist schwarze Thiere aus den Rebellenländern unten im Süden, unter denen sind eine Menge Zauberer. Die gehören dem Pascha in Cairo, unserem Herren, die gehören Gott und seinem Propheten wohl mit der Zunge, nicht jedoch mit dem Herzen an. Die unterhalten heimliche Liebschaften mit den Mädchen dieser rebellischen Hunde, dieser heidnischen Affen, der Bergbewohner dort drüben in den Dörfern Fazoglo, und in den entfernteren Dörfern Djara, Adassi und was weiß ich noch. Sobald nun die Nacht hereindunkelt, verwandeln sie sich in Flußpferde, schwimmen über den Strom und kosen drüben mit ihren Mädchen. Viele lassen ihren menschlichen Leib zurück und fährt nur ihre Seele in so ein unreines Schwein. Siehe, o Herr, siehe, o Sergeant, da war früher hier der Soldat Abu-Sef, der Schwarze aus Dar-Schilluk. Der war der Zauberer Größter. Ich habe ihn öfter gesehen Nachts, Gott verwirft die Unreinen. Da lag er starr, mit offenen Augen ganz todt. Das war sein Leib, die Seele aber war ins Aësint gefahren und buhlte der böse Kerl mit einer falschen Dirne aus Fazoglo. Nun aber geschieht es und es stehet geschrieben, daß manche von den also Verwandelten aus lauter Liebestollheit nicht den Anbruch des Tages bemerken, um schon vorher zurückzuschwimmen, um wieder zu werden, was sie gewesen sind, d. h. Soldaten Sr. Hoheit des Vicekönigs. Sie kosen, sie warten und warten. Da geht denn die Sonne auf, Gott der Große und Barmherzige erspäht die Verlassenen in Gestalt der unreinen Schweine und läßt sie bleiben, was sie eben sind. Siehe daher die vielen Flußpferde allhier, die ehemals unsere Brüder waren und nun, also verwandelt, Gras fressen müssen. Mich kennen ihrer viele und ich erkenne sie auch. Allah gebietet, was recht, und verbietet, was unrecht ist."

„Darum schießt ihr auch so selten auf die Flußpferde, nicht wahr, o Bursche," fragt sich schüttelnd und halb überzeugt der Sergeant.

„Bei Gott, das ist wahr,* Gott ist gnädig und barmherzig, er will, daß seine Gläubigen die Verheißung erlangen, jene aber, die also Zauber getrieben, werden die Verheißung nicht erlangen, sondern unreine Schweine bleiben."

Der Nachmittag ist hereingebrochen. Vor den Hütten sitzen Soldatenfrauen, mit schmutzigen und manchmal auch zerlumpten Umhängetüchern nur dürftig verhüllt, zerkleinern zur Nahrung dienende Vegetabilien oder plaudern mit einander, wobei es nicht ohne fröhliches Gelächter abgeht. Ihre Kinder, von denen nur die älteren Knaben und Mädchen etwas bekleidet, erstere fast stets mit einem abgelegten, gänzlich verschossenen Tarbusch des Vaters bedeckt sind, geriren sich unter den Augen der Mütter ähnlich wie die unsrigen. Sie jagen sich, raufen sich, singen mit ihren Müttern eintönige, zuweilen recht schwermüthig klingende Lieder u. s. w. Manche haben ein schon in Unternubien übliches allerliebstes Spielwerk: sie verfertigen aus einem reingeschälten Weiden- oder Christdornzweige ein Stäbchen, welches ein Insect bedeuten soll, an welchem auch zwei vordere Aestchen die Fühlhörner, zwei hintere die Schwanzanhänge, zwei oder

* Aehnliches wurde dem Missionär Don Giovanni Beltrame erzählt, welcher im Jahre 1854 bis 1855 eine bei uns nur wenig bekannte Reise bis Beni-Schangul unternahm, um im Interesse des geistlichen Institutes Mazza zu Verona die oberen Nilländer zu besichtigen.

auch vier seitwärts eingefügte Vogelfedern die Flügel darstellen sollen. Man legt das Ding auf den Boden, der Wind treibt es hinweg oder man bläst hinter die Federn hinein und davon fliegt es. Hinterher aber eilt mit jubelndem Geschrei die ganze Kinderwelt.

Vor Sonnenuntergang ist noch Apell. Man mustert die Mannschaften. Dann finden Ablösung und Zapfenstreich, nicht unangenehmes Getrommel und Gepfeife, statt. Ein Offizier revidirt die Posten, nach Mitternacht ein anderer, gegen Morgen ein dritter. Abends finden sich kameradschaftliche Gruppen zum Schmausen,



Zabala-Frau nach Beltrame.

Trinken und Plaudern zusammen. Auch die anwesenden Händler und Reisenden hocken in diesem oder jenem Togul bei einander, essen aus einem geöffneten Lederschlauche oblatendünne Stückchen frischen Sauerbrotes, gekochtes Hühnerfleisch und gekochte Hühnereier, schütten auch aus einem unter ihnen herumwandernden Kuhhorne die oben erwähnte Brotwürze in die flache Linke und dann in den Mund, trinken Wasser, mit Honig oder mit Rohrzucker versüßt, Citronenlimonade oder Kabs-el-Tor und kauen oder rauchen starken, sehr übelriechenden Tabak. Natürlich fehlt es dabei nicht an Märchen, drolligen Geschichten, Improvisationen, an Mittheilung von Reiseabenteuern u. s. w. Selbst des Geschäftes wird dabei nicht ganz vergessen.

Etliche Gläubige, Soldaten, Kaufleute u. s. w. haben sich in einem geräumigen Togul zu einer Abendandacht zusammengefunden, zu einem sogenannten Zikr. Wer von unseren in Aegypten gewesenen Landsleuten kennt nicht jene „heulenden Derwische“ im Kloster der Djelanieh zu Alt-Cairo, welche selbst vor Fremden ungenirt ihre wahnwitzigen religiösen Exaltationen zum Besten geben. Zu Famaka beobachten wir freilich nur eine sehr dürftige Nachahmung jener weit pomphafteren Schaustellung von begeisterten Fanatikern. Einzelne schlecht auswendig gelernte Koransprüche und blumenreiche Floskeln kennen auch hier alle Leute, wie wir schon oben sattsam gesehen, bringen sie auch möglichst oft, und zwar sehr häufig an höchst unpassender Stelle, mit Selbstgefälligkeit an.

In dem dunklen, von einem mitten auf dem festgestampften Erdboden glimmenden Feuerchen matt erleuchteten, qualmenden, siedendheißen Raume stehen eine Anzahl Männer beisammen. Das Weiße ihrer Augen leuchtet mit unheimlichem, ascetischem Glanze aus den tiefdunkeln Gesichtern hervor. Sie recitiren halbsingend Koranverse und wiederholen den Singsang vom Morgen her, namentlich so lange unser alter Bekannter, der Mollah, unter ihnen weilt. Freilich duldet es den frommen Mann nicht gar lange, er hat sich ja seine welke Chadimeh bestellt, welche, wie wir

richtig vermuthet, mit Dilka oder stark nach Weichselkirschen und Moschus duftender Hautpommade seine runzlige Haut frottiren soll. Nach seinem Weggange einen sich die Gläubigen zum sinnlosesten Chorgebrüll. Nur das Wort Woched (ein, d. h. nur ein Gott) oder Allah (Gott) gilt es jetzt. Die Leute brüllen dieses oder jenes Wort so oft hintereinander und so leidenschaftlich im Unisono her, bis einer oder der andere erschöpft, Schaum vor dem Munde, zu Boden sinkt und röchelnd bei Seite geschleift, hier gewöhnlich in tiefen Schlaf verfällt.

auf den verlornen Posten gestellt, da man die Schärfe seiner Sinne kennt und ihm mehr wie Anderen eine schwierige Stellung anvertraut. Vier Stunden Nachtdienst soll er hier verrichten, dann winken ihm jedesmal anderen Tages irgend eine Vergünstigung an Dienstfreiheit, die Darreichung eines Quantums Bier oder Durrahbranntweines u. s. w.

Beder-Ali strengt seine Sinne an, die Gegend zu erspähen, ob auch Alles in Ordnung sei. Die geladene Muskete mit aufgepflanztem Bajonet hält er im Anschlag, drei Dolchmesser von verschiedener



Zabala-Mann nach Beltrame.

Es ist nach zehn Uhr. Die Nacht ist zwar mondscheinlos, aber das Sternenheer schimmert in tropischer Pracht und veranlaßt doch immer noch eine gewisse Helligkeit. Vor der nordwestlichen Steinumfassung von Famaka steht zwischen zwei Cratevenbäumen Beder-Ali, der Nubier aus Wadi-Kenyis Schildwacht. Er hat unter dem wilden Abenteurer Malzac die Elephantenjagden am weißen Nile mitgemacht, manchen Schuß auf Menschen abgegeben, er ist von Hause aus ein muthiger, ja ein desperater Mensch, der sich auf sein Gewehr verlassen kann, und welcher den Tod nicht fürchtet. Man hat ihn hier

Form im Gurt und am linken Handgelenk vollenden seine Armatur. Der Ziegenmelker spinnt, der Schuhu ruft, die Hyäne heult. Unheimlich ist's ihm doch an dem einsamen Orte, an dem erst weit zurück andere Schildwachen in Reserve stehen. Manchmal schüttelt er sich, denn er glaubt an böse Ghols, verzauberte Wesen oder selbst Zauberer, welche an abgelegenen Orten hausen und Menschen fressen. Dann denkt er wieder an seine arme, felsige und doch so traute Heimath, wie er da ein Schöpfrad bauen und so ein liebes schlankes Berbermädchen freien könne, was schon weit besser sei, als hier an der Grenze

der nichtswürdigsten Heiden das schwere, nicht lohnende Kriegshandwerk zu verrichten. Der Mann wird weich, er träumt, süß, immer süßer, aber er hört und sieht trotzdem. Er merkt, wie da was heranschleicht, ein langer niedriger Körper. Ein Mensch ist's nicht, auch keine Hyäne, denn dazu sind die Bewegungen des heranschleichenden Wesens zu leise, zu wellenförmig, zu elastisch, was er trotz des hohen Grases und Krautwuchses der großblättrigen Friedrichsthalien, der Amaryllis, Hibiscus und des Cissus, schon wahrnehmen kann. Es kommt auf ihn zu, dann biegt es mit unmuthigem Grunzen und leisem, katzenartigem Fauchen weit zur Seite ab. Jetzt weiß Beder-Ali genau, wen er vor sich hat. Ein Leopard ist's, der beutegierig den Platz umschleichend zu seinem Schaden zufällig auf die Schildwache getroffen ist. Es knackt der Hahn, sachte wird der Lauf erhoben, ein Blitz, ein Krach und kurzausgestoßenes wildes Geheul, sowie rasendes Umherwerfen und Winden eines Körpers beim schwachen Himmelslicht verrathen den Todeskampf der von sicherer Bleikugel niedergestreckten Bestie.

Beder-Ali lauscht, wie es stille geworden ist. Eine Patrouille naht.

„Was ist's?" frägt deren Führer.

„Ein Panther todt!" erwiedert der Angerufene. Man geht zurück, holt ein paar Feuerbrände herbei und schleift das schöne, im Grase verendete Geschöpf nach Famaka hinein. Beder-Ali gewinnt zehn Piaster Tarif für das Fell, er und seine Freunde delectiren sich nächsten Tages am wohlschmeckenden Fleische des Raubthieres.

Die uns schon seit früher wohl bekannten Nomaden vom großen Stamme der Abu-Rof dehnen ihre Weidezüge zur trocknen Zeit bis tief nach Berthaland hinein aus. Sie schlagen sich hier häufig mit den Schwarzen, welche jene braunen Leute für Eindringlinge erklären und deren Viehstande in räuberischer Weise Abbruch zu thun suchen. Die Abu-Rof, welche sich selbst immer und überall als höchst kecke Räuber zeigen, erspähen wiederum jede Gelegenheit, um Bertha als Sklaven wegzuführen.

Es giebt unter diesen sonst schwarzlockigen Nomaden Ost-Sudans merkwürdigerweise einzelne Leute mit hellem, wergfarbenem Haupthaar. Einmal sah ich einen langen, sehr hageren Kerl der Art an dem von uns in der Stadt Sennar bewohnten Hause stehen und mit Einwohnern beiderlei Geschlechtes gleichgültige Gespräche führen. Das lange Lockenhaar desselben fiel bis auf die Schultern herab und war gelblichgrau, mit leichtem goldgelblichen Schimmer. Er schielte auf beiden Augen nach einwärts. In seinen Gesichtszügen und in seiner Tracht unterschied sich der Mann nicht von anderen sudanischen Nomaden hellerer Hautfarbe, namentlich den Abu-Rof. Ich konnte die beifolgende Porträtskizze desselben von der Seite (auch noch eine andere von vorn) mit Muße aquarelliren. Als ich dann später auf den Platz hinunterging, den sonderbaren Kerl genauer auszuforschen, da war er ins weite gewandert. Es hieß, er sei hinaus in die Steppe gezogen. Von mir befragte Leute behaupteten, derartige blondhaarige Individuen fänden sich hin und wieder unter den hiesigen Beduinen, namentlich unter Sabun und Abu-Rof. M. v. Beurmann berichtete mir später, er habe einzelne werghaarige Leute unter Schoho und Takastämmen beobachtet.

Der Missionär Beltrame erzählt folgende sonderbare, zu unserer Zeit in Karthum vielbesprochene Geschichte: er sei auf seiner oben erwähnten Reise nach Beni-Schangul zwischen den am oberen blauen Nile gelegenen Dörfern Abu-Sacholi und Scherefah (Sirefah) von der Nacht ereilt und habe an einem Platze im Walde, an welchem das Gesträuch ausgehauen worden, einen lagernden Nomadenstamm gefunden.

„Die Zelte oder Hütten dieser Leute waren nach dem allereinfachsten Bauplane aufgeführt, nämlich beim Aushauen des Gebüsches lassen sie drei oder vier Stöcke stehen, werfen eine Dattelnmatte so darauf, daß sie dort mit einem Theile herabhängt, wo die Sonne herscheint. Ein großes Feuer loderte bei jeder Hütte hoch auf und gab dem ganzen Lager ein sehr romantisches Aussehen. Die Mädchen rieben Durrah auf einem hohlen Steine mit einem kleineren Stein, während die älteren Weiber Kinder an der Hand hielten. Ihre Kleidung war die allernatürlichste von der Welt und kostete gar nichts. Körperbau und Gesichtszüge waren regelmäßig,

die Hautfarbe ziegelroth. Ihre Haare hingen lose und ledig herab, bei den Männern mehr wild, wie die Mähne eines Löwen, bei den Weibern mehr geordnet.* Ich erfuhr von ihnen selbst und von Anderen, daß sie eigentlich aus Indien gekommen seien, daß sie eigentlich Abu Djerid oder auch Zabala heißen, daß sie beständig mit ihrem Viehe in den einsamsten und wildesten Gegenden hauseten und alle anderen Stämme scheueten. Sie seien berüchtigte Diebe, stählen besonders Kinder und machten diese zu ihren Leibeigenen. Sie lebten mit einander wie das Vieh und seien dabei ein sehr geheimnißvolles Volk, man bekomme sie sehr selten zu Gesichte. Einige behaupteten, daß sie dem Feuer göttliche Ehre erwiesen und alle Jahre an einem bestimmten Tage einen schwarzen Ochsen schlachten und auf einem großen Steine braten und ringsherum tanzen, dies allemal drei Tage lang. Beltrame wurde von diesen sonderbaren Waldmenschen übrigens sehr freundlich aufgenommen, welche, als er bei ihnen übernachtete, hauptsächlich seine Laterne bewunderten.

Die eben gegebene Erzählung vom Vorkommen eines schlicht- und blondhaarigen Volkes unter wollhäuptigen Nigritiern, sowie der braunen, schwarz- und schlichthaarigen Nomaden hat in Europa begreiflicherweise Aufsehen erregt. Der Engländer Mansfield Parkyns hörte ebenfalls von solchen Leuten reden und hält dieselben für die Nachkommen verfolgter nubischer Christen, deren Name Abu-Djerid Kreuzträger bedeuten könnte. Der Franzose Peney schien geneigt, dieselben für afrikanische Zigeuner zu halten. Beiderlei Ansichten sowie noch einzelne andere, die zu absürd erscheinen, um hier aufgeführt zu werden, sind nun keinerdings geeignet, uns über den Ursprung jener Zabala aufzuklären. Consul Lejean hörte diese als friedliche, gute und rechtschaffene Leute rühmen. Sie sollen sich für Muselmänner ausgeben, übrigens große Verehrung für ihren Hohenpriester haben, welcher, weich auf einem Angareb ausgestreckt, sich von vier jungen Mädchen die Glieder kneten läßt. Die Zabala scheinen auch in Kuara als Konfal bekannt zu sein, hier aber in schlechtem Rufe zu stehen. Dr. Schweinfurth beschreibt nun auch die Monbuttu in Centralafrika, welche sich durch scharfgezeichnete, fast jüdische Profile und durch eine hellere Hautfarbe auszeichnen, als meist lichthaarig. Derartige Individuen werden ferner nicht ganz selten unter den Berbern Algeriens und Marokko's beobachtet. Sind das nun Zufälligkeiten, wie sie auch in anderen Gebieten, z. B. unter den Indianern Nordamerika's, auftreten, oder haben wir es hier unter den hellhaarigen Afrikanern mit Resten eines größeren vielfach zerrissenen, eigenthümlich constituirten Urvolkes zu thun? Oder sind hier sich in größerer Menge erblich fortpflanzende Albinobildungen im Spiele? Von einer Verwechslung mit jenen Haarfärbungen durch Hinnâ oder Henneh, Kuhmist und Kalk, wie sie in Ost-Sudân hier und da üblich, kann hier keine Rede sein. Welch weites Feld bietet sich hier der ethnologischen Forschung noch dar —!

(Schluß folgt.)

* Siehe die beifolgende nach Beltrame ausgeführte Illustration Zur Vergleichung habe ich ein gewöhnliches schwarzhaariges Sabunmädchen nach einer meiner Aquarellzeichnungen abbilden lassen.

Moderne arabische

Philosophen und Theosophen.

Von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Meine Erwartung sollte nicht getäuscht werden. Mein Ruf war bis zum Makremi gedrungen und hatte diesem den Wunsch eingeflößt, mich kennen zu lernen. Er schickte mir zwei Mann von seiner Garde, die mir die Bitte vortrugen, mich zum Fürsten zu verfügen. Ich aber, so wollte es meine Rolle, schrie sie grob an:

„Was geht mich euer Fürst an? Sagt ihm, er solle selber kommen, wenn er mich sehen will."

Letzteres hätte mancher andere moslemische Fürst gethan; denn Demuth einem für heilig Gehaltenen gegenüber ist eine Tugend, die den Herrscher in den Augen der Gläubigen nur erhöht. Aber der Makremi war stolz und herrisch. Er befahl

daher einem halben Dutzend seiner Soldaten, mich mit Gewalt vor ihn zu führen. Ich sträubte mich zwar, schlug wie wüthend um mich, aber man duldete gutwillig meine Hiebe, die ja für den Empfänger als segensreich erachtet wurden. So ließ ich mich vor den Makremi schleppen, der mir ein ehrerbietiges „Selam alaik“ (Friede sei mit dir) zurief. Ich antwortete nur mit Schimpfworten. Weit entfernt, mir zu schaden, brachte mir dies Benehmen noch Geschenke von Seiten des Fürsten ein. Er befahl, man solle mich von Kopf zu Fuß in neue, kostbare Gewande kleiden. Auch dies ließ ich mir nur mit Widerstreben gefallen. Als ich aber angekleidet war, rannte ich wie besessen an die nächste Pfütze, wälzte mich darin, riß die Kleider in Stücke, so daß der kostbare Anzug in einer Viertelstunde in schmutzige Fetzen verwandelt war, die von meinem Leibe herunterhingen. Alles dies fand man in der schönsten Ordnung, ja verehrungswürdig.

Nun dauerte es eine Zeit lang, ehe ich den Makremi von neuem sah. Sogleich wieder zu ihm zu gehen, wäre nicht in meiner Rolle gewesen. Erst mußte ich meine Lebensweise ein wenig ändern. Ich fing an, nicht mehr ausschließlich vor dem Thore der Moschee zu sitzen, sondern in der Stadt, auf deren Märkten, in den Läden herumzuvagabundiren. Alles dies thun die Derwische und es konnte bei mir nicht auffallen. Allmälich zog ich auch den fürstlichen Palast mit in den Kreis meiner täglichen Besuchsorte. Dabei benahm ich mich nach Derwischart mit der größten Unbefangenheit; bei Anderen würde man Flegelei gesagt haben. Ich ging dreist in den Audienzsaal hinein, der zwar öffentlich und Allen zugängig ist, in welchen aber Jeder, nach den bei diesen Leuten sehr scharf gezogenen Rangesunterschieden, seinen bestimmt markirten Platz hat. Aber ein Derwisch hat keinen Rang. Er steht zugleich unter und doch zugleich über allen Andern, d. h. vom weltlichen Gesichtspunkt ist sein Stand der eines Bettlers, vom abergläubisch-religiösen dagegen der eines hochverehrten Heiligen, vor dem sogar der Fürst sich in Demuth beugen kann, ohne seiner Würde im geringsten zu vergeben. Mein Platz wäre im Audienzsaal der allerunterste gewesen. Auf diesen gefiel es mir manchmal, mich zu setzen. Manchmal aber fand ich es auch für gut, dicht neben einem Würdenträger meinen Sitz zu wählen, und, war dieser Platz nicht genügend, meinen Nachbar keck auf die Seite zu schieben. Selbst mit dem Makremi machte ich es nicht besser. Oft warf, kniete oder setzte ich mich auf das Polsterbett, auf dem er gewöhnlich bei Audienzen ausgestreckt da lag, genirte mich auch nicht, ihn gleichfalls auf die Seite zu schieben. Alles dies litt er gutmüthig, denn dem Derwisch ist alles erlaubt. Selbst wenn ich ihm die Pfeife aus dem Munde riß und ruhig ausrauchte, oder die Kaffeetasse vor den Lippen wegnahm, um ihren Inhalt zu leeren, verzog er keine Miene, und gab höchstens einem Diener den Wink, ihm eine andere Pfeife oder Tasse zu bringen. So war ich bald ein gewohnter Gast im Hause des Makremi geworden. Ich ging ein und aus, je nach meiner Laune. Manchmal brachte ich auch die Nacht dort zu; denn der Audienzsaal diente den Soldaten, den Fremden, zuweilen auch dem Makremi selbst, gelegentlich als Nachtlager. Der Araber, wenn er nicht in seinem Harem übernachtet, schläft da ein, wo ihn die Müdigkeit überfällt. So ging es auch dem Makremi mehrmals im öffentlichen Saale. Manchmal freilich stand er, wenn der erste Schlummer vorbei war, wieder auf und begab sich um die Mitternacht ins Harem, alles dies nach Laune, nach dem augenblicklichen Bedürfniß; denn in solchen Dingen kennt der Araber keine Regel.

Eine solche Gelegenheit wartete ich ab. Eines Abends hatte der Makremi angesehene Gäste, mit denen er im Audienzsaal, der zugleich Gastzimmer war, zu Abend aß und von deren Gesellschaft er sich auch des Nachts nicht trennte, d. h. Jeder schlief eben auf der Stelle ein, wo er den ganzen Abend gesessen hatte, natürlich ohne sich zu entkleiden und ohne, daß irgend welcher Bettapparat gebracht wurde; denn die Sitten sind in Nedschran beduinisch einfach. Ich hatte mich den ganzen Abend dieser Gesellschaft aufgedrängt und war früh mitten unter ihr eingeschlafen, d. h. ich stellte mich, als schliefe ich, und gab dies durch ein ungeheures Schnarchen zu erkennen. Die Anderen wachten noch wenigstens eine Stunde. Endlich schliefen auch sie. Dun-

kelheit herrschte im Saale. Ich lag nicht weit vom Makremi und konnte wohl meinen Weg bis zu seinem Lager fühlen. Dies war der günstige Augenblick. Ich ließ ihn nicht unbenutzt verstreichen. Mein Dolch war bereit, meine Hand sicher. Ein Stoß ins Herz, ein sicherer Stoß, und der Makremi lag entseelt auf seinem Kissen. Der Stoß war so unmittelbar tödtlich, und das Glück meinem verwegenen Unternehmen so günstig, daß nur ein schwaches Todesröcheln die Stille unterbrochen hatte. Niemand hatte es gehört. Noch blieb mir übrig, ein Papier auf die Leiche zu legen. Auf diesem stand, daß der Makremi auf Befehl des „verborgenen" Imam gestorben sei.

Nachdem ich dies so wider alles Erwarten glücklich ausgeführt hatte, dachte ich zuerst an die Flucht. Dieselbe bot jedoch einige Schwierigkeiten; denn ich konnte nicht hoffen, die Ruinenstadt vor Tagesanbruch zu erreichen, und in der bewohnten Gegend würden gewiß Couriere auf eilenden Reitkamelen jeden Flüchtling bald überholt haben, selbst wenn er einige Stunden Vorsprung gehabt hätte. Ich beschloß also, aus der Tollkühnheit eine Tugend zu machen. Ich blieb ruhig liegen, mich auf meinen Charakter als Derwisch verlassend. War ich doch der letzte, von dem man eine solche Handlung erwartet hätte!

In der That verrechnete ich mich nicht. Der Mord wurde noch vor Mitternacht entdeckt; denn ein Diener war, wohl mit irgend einem Auftrag aus dem Harem, an das Lager des Makremi getreten und hatte den Todten bemerkt. Augenblicklich entstand ein ungeheurer Alarm. Eine Volksmenge ergoß sich bald in den Saal; die Freunde des Makremi schrien wild durch einander, und zu meiner nicht geringen Erleichterung, hörte ich sie offen den Verdacht äußern, daß die That von einem der Gäste vollbracht worden sein müsse. Diese Gäste waren lange im Krieg mit dem Getödteten gewesen und es war ein Versöhnungsfest, das sie an jenem Abend gefeiert hatten. Was diesen Verdacht noch erhöhte, war, daß einer von den Gästen fehlte. Derselbe hatte sein Harem draußen vor der Stadt in einem Zelt, und war erst, nachdem die Andern eingeschlafen, leise davongeschlichen; denn der Araber schämt sich, vor Andern seine Sehnsucht nach dem Harem zu verrathen. Ihn traf natürlich der Hauptverdacht. Aber die Araber eines Stammes sind stets solidarisch, und seine Begleiter gelten deshalb gleichfalls für schuldig. Dennoch gestattete die Gastfreundschaft nicht, jetzt schon die Blutrache in ihr volles Recht eintreten zu lassen. Erst mußten die Beschuldigten Zeit haben, in ihre Heimath zurückzukehren, dann durfte die Blutfehde beginnen. Sie brachen natürlich noch in derselben Nacht auf, mochten sie nun an ihres Gefährten Schuld geglaubt haben oder nicht; der Verdacht sprach gegen sie und dieser genügte, um ihren ferneren Aufenthalt unmöglich zu machen. Das von mir bei der Leiche hingelegte Papier fand man erst am folgenden Morgen. Man hielt aber seinen Inhalt geheim, denn dem Nachfolger des Makremi wäre es höchst nachtheilig gewesen, wenn das Volk erfahren hätte, mit welchem geheimen und schrecklichen Feinde es seine Dynastie zu thun habe. Alles Vertrauen zum Glück des Herrschergeschlechts wäre geschwunden und dies hätte natürlich der Macht des neuen Makremi aufs höchste geschadet.

Um mich kümmerte sich Niemand. Ich spielte meine Rolle beim neuen Makremi fort, wie ich sie beim alten begonnen hatte. Auch ihn hätte ich leicht tödten können, aber dahin lautete der Befehl des Imam nicht. Ich blieb noch einige Monate ruhig in Bedr, bis die ganze Sache so ziemlich vergessen war. Dann war ich eines Tages verschwunden. Ohne die geringste Schwierigkeit konnte ich in meine Heimath zurückkehren, da Niemand irgend einen Grund kannte, warum meine Schritte mit Mißtrauen zu verfolgen wären. Ich fand es übrigens gerathen, die Maske des Derwischthums beizubehalten, denn sie konnte mir auf meinen späteren Wegen noch von großem Nutzen sein. Nur unter meinen Sectengenossen streifte ich sie ab. Von ihnen hatte ich keinen Verrath zu befürchten. Meine Aufgabe war erfüllt, und ich harrte der Belohnung, die mir versprochen war.

Meine Geduld wurde jetzt auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Ich brannte natürlich vor Begierde, meinen Ordensbrüdern den Erfolg meiner Sendung mitzutheilen. Wo aber sollte ich sie finden?

Von allen kannte ich Niemand von Angesicht, außer meinem Vater und den Neophyten, die mit mir in dem Freudensaale gewesen waren. Von letzteren war keiner anwesend. Sie hatten gleichzeitig mit mir die Blutbefehle des Imam erhalten, waren fortgezogen und noch nicht zurückgekehrt. Mein Vater wies alle meine Anspielungen zurück und stellte sich, als wüßte er gar nichts von dem Auftrag, den ich erhalten hatte. In der That hatte ich ihn, wenn er bei Ertheilung desselben gegenwärtig gewesen war, nicht sehen können. Ich fand Niemand, mit dem ich von der jüngsten Vergangenheit sprechen konnte.

So vergingen einige Monate, ohne daß mir von Seiten der Secte die geringste Aufforderung, das kleinste Zeichen gegeben wurde. Endlich, am zweiten Jahrestag nach meiner Aufnahme, führte mich wieder mein Vater auf das Feld. Das bekannte Signal wurde gegeben. Wir krochen in die Höhle hinein. In derselben war Niemand anwesend, außer einem einzigen Mann, dessen Gesicht der Litham verhüllte. Er redete mich an:

„Mein Sohn! Du hast Großes vollbracht. Gottes Führung war sichtlich mit dir. Von allen zwölf, die mit dir gleichzeitig die Befehle des Imam erhielten, ist keiner zurückgekehrt und keiner hat seine Aufgabe erfüllt. Du allein bist der Begnadigte. Ich habe dir versprochen, du solltest im Gelingungsfalle den Nekib kennen lernen. Er steht vor dir. Sieh mich an! Hast du mich schon gesehen?"

Bei diesen Worten zog er den Litham zurück, und ich sah ein imposantes männliches Angesicht im reifen Alter. Dies Gesicht kam mir in der That bekannt vor. Wo aber hatte ich es gesehen? Ich forschte in meinen Erinnerungen, aber das Ergebniß dieser Forschungen war so seltsam, daß ich glaubte, ich müßte einen Gedächtnißfehler begangen haben. Ich sprach zu dem räthselhaften Manne:

„Ehrwürdiger Herr! Allerdings scheint es mir, daß ich schon das Glück hatte, deine erhabenen Züge zu schauen. Aber mein Gedächtniß kommt mir auf einmal wie verworren vor. Darum verzeih mir, wenn das, was ich sagen will, dir unverständig klingt, denn es scheint in der That eine Unmöglichkeit zu enthalten."

„Nichts ist unmöglich," unterbrach mich der Nekib, „bei Gott, dem Propheten und seinem Imam. Sprich nur dreist aus, was du glaubst."

„Nun!" fuhr ich fort, „so sei es denn gesagt. Ich glaube dich schon im Saale des Makremi gesehen zu haben und zwar warst du einer der Gäste, die am Vorabend seiner Ermordung das Versöhnungsfest mit ihm feierten und in derselben Nacht die Flucht ergriffen."

Kein Lächeln erheiterte bei diesen meinen Worten die Züge des erhabenen Mannes, aber durch ihren Ernst schien doch etwas wie ein Blitzstrahl der Befriedigung hindurchzuschimmern.

„Du hast vollkommen Recht," sprach er. „Dein Gedächtniß hat dich nicht getäuscht. Aber lerne an diesem Beispiel, daß du in Zukunft aufhören mußt, dich über irgend etwas zu wundern. Du hast dich ja als Meister in der Kunst der Verstellung bewiesen. Lerne nun auch deine Affecte bezwingen; denn du wirst noch Manches zu hören bekommen, das dem gewöhnlichen Menschen Staunen einflößt. Frage auch nicht; denn es wird dir Alles rechtzeitig offenbart werden."

Vorläufig durfte ich also nicht fragen, obgleich der Räthsel, über die ich Auskunft gewünscht hätte, viele waren. Indeß stand nicht meine Einreihung in den höheren Kreis der Brüder bevor? Dort würde ich Aufschluß erhalten. Uebrigens war diese mir versprochene Einreihung im Augenblick nicht der lebhafteste Gegenstand meiner Sehnsucht, sondern — Fatima. Ich gedachte der Worte des Obern, wonach der, welcher in seiner Sendung Erfolg hatte, sich eine Gnade vom Nekib ausbitten dürfe. — Ich erinnerte ihn an sein Versprechen und trug ihm dann meinen Wunsch vor, mit Fatima vereinigt zu werden.

Er vernahm meine Worte mit einem mitleidigen Lächeln. Aehnliche Wünsche waren ihm schon oft vorgetragen worden, aber nach den Gesetzen des Ordens konnten sie nicht erfüllt werden. Fatima und ihre Genossinnen waren dienende Werkzeuge, lediglich für die untere Stufe des Ordens bestimmt. Der Berührung mit der höheren wurden sie für unwürdig erachtet, denn, wie ich bald erfahren sollte, hatte diese ganz andere sittliche Begriffe als diejenigen, welche in dem Freudensaal zu herr-

schen schienen. Die Secte besaß eine doppelte Moral, eine laxe für die Neophyten, eine strenge für die Eingeweihten. Wäre ich länger in der Klasse der ersteren geblieben, so hätte ich ohne Zweifel noch öfter Gelegenheit bekommen, mit Fatima zusammenzutreffen. Meine kühne That hatte mir jedoch das Recht gegeben, mich mit einem Male und noch in zarterem Alter auf eine Stufe zu erheben, welche Andere erst in reiferen Jahren zu erklimmen pflegten. Darauf hätte ich nun freilich noch verzichten und in der Klasse der Neulinge bleiben können. Aber mein Wunsch, Fatima ausschließlich mein zu nennen, wäre dadurch nicht erreicht worden; denn es war Grundsatz, die Neophyten von jedem ernsteren Liebesverhältniß fern zu halten. Der Lust durften sie fröhnen, der Liebe aber nicht nachhängen; denn kein irdisches Band sollte sie allzu heftig fesseln. Sie gehörten dem Orden. Die Ehe, d. h. die gewöhnliche arabische Weise der Eheschließung, nämlich mit einer Frau, die man vor der Hochzeit nie gesehen hat und für die man nur in den seltensten Fällen wahre Liebe hegt, war dagegen den Mitgliedern der Secte gestattet. Sie füllte ja ihr Herz nicht aus und entfremdete sie nicht dem Dienste des Ordens. Alles dies wußte ich damals noch nicht. Aber die unbeugsame Verneinung meiner Bitte von Seiten des Nekib sagte mir deutlich, daß ich auf die Vereinigung mit der Heißgeliebten verzichten mußte. Zu diesem „Verzichten" setzte ich im Geiste einer thörichten Hoffnung ein „einstweilen" hinzu; denn ich glaubte noch immer, daß, wenn es mir gelingen würde, den verborgenen Imam selbst zu sprechen, dieser dennoch die Erfüllung meines Wunsches ermöglichen könne. Besaß er doch absolute Macht zu lösen und zu binden und selbst von den Ordensregeln zu dispensiren. Wie lange aber würde es dauern, bis mir dies gelingen konnte? Und was sollte unterdessen aus Fatima werden? Hatte ich nicht gesehen, wie schwer sie die ihr auferlegte Lebensweise trug? Sollte sie ferner so leben? Nein! Noch stand mir ja eine Bitte zu, und ich machte die Befreiung Fatima's zum Gegenstand derselben, natürlich mit dem Bewußtsein, daß diese Befreiung für mich keine Früchte tragen werde. Ich bat nur, man möge sie von dem Dienst lossprechen und sie irgendwohin schicken, wo sie ihre Tage in einer ihr mehr zusagenden Weise verbringen könne.

Nach langem Zögern gewährte mir der Nekib diese Bitte. Fatima gehörte freilich dem Orden und ganz konnte sie niemals befreit werden; denn es mußte ihr jegliche Möglichkeit entzogen bleiben, jemals Enthüllungen über die Secte zu machen. Aber man versprach, sie nach einem Sitz unsres Ordens im Norden zu schicken und sie dort in einer demselben ganz ergebenen Familie unterzubringen. Ich erfuhr erst vor wenigen Jahren, daß man wirklich Wort gehalten hatte. Meine einstige Heißgeliebte lebte noch lange, in der erwähnten Familie, gut behandelt, ja, als eine Märtyrerin des Ordens, geschätzt und geehrt; aber ich sollte sie niemals wieder zu Gesicht bekommen. So besaß ich doch wenigstens die Befriedigung, mir sagen zu können, daß ich der Geliebten einen Dienst erwiesen hatte; obgleich mein Herz bei dem Gedanken blutete, sie nun so fern und wahrscheinlich für ewig fern von mir zu wissen.

Ich wurde hiernach in die Klasse der Eingeweihten der Secte aufgenommen. Es war eine sehr einfache Feierlichkeit. Man führte mich in einen Theil der Grotte, wahrscheinlich denselben, der uns einst als Freudensaal gedient hatte. Aber wie anders sah er jetzt aus! Wenige Lampen unterbrachen die tiefe Dunkelheit, bei deren Schein ich die Brüder auf dem Teppich des Fußbodens dasitzen sah. Alle waren ohne den Litham und ich erkannte meinen Vater, meine Oheime, sowie manches mir vertraute Gesicht, dessen Träger mir in der Welt alles Andere eher geschienen hatte, als der Anhänger einer ascetischen Secte. Der Nekib stellte mich der Versammlung nicht vor; alle Anwesenden kannten mich ja schon, wenn auch ich nicht sie. Auch kein Eid wurde mir abgenommen. „Eide sind nichtig," war einer der Grundsätze der Eingeweihten; nur für die Neophyten wurden sie als Schreckmittel gebraucht. Die ganze Feierlichkeit bestand eigentlich in meinem Unterricht. Dieser wurde mir von allen Mitgliedern des Kreises ertheilt, indem ich vor Jeden, Einen nach dem Andern, hintrat und dieser mir einen der Grundsätze vorsagte, den ich so lange nachsprechen mußte, bis

ich ihn gehörig im Gedächtniß hatte. Der Inbegriff dieser Grundsätze ist ungefähr in folgender kurzen Rede des Nekib enthalten, welche derselbe nach empfangenem Unterricht an mich richtete:

„Das höchste Ziel für das Streben des Menschen gilt uns, des Geistes der unmittelbaren Anschauung der Wahrheit theilhaftig zu werden. Diese Wahrheit ist Gott selbst, der uns seinen Auserwählten, den verborgenen Imam, gesandt hat, den einzigen lebenden Menschen, welcher wirklich bereits jenes Geistes theilhaftig geworden ist, und dem deshalb die höchste Ehre, ja die alleinige Macht auf Erden gebührt, aber erst dann zufallen kann, wenn die Menschen seiner würdig sein werden. Wir alle streben, je nach unsern bescheidenen Kräften, demselben Ziele nach, welches unser Imam bereits erreicht hat. Schon hat Allah manchem von uns unvergängliche Güter des Geistes verliehen. Durch seine besondere Gnade hat er uns von vielen Eitelkeiten der Welt erlöst, nicht nur von solchen, denen die gewöhnlichen Menschen nachjagen, und die im Streben nach Herrschaft, weltlichem Rang und Reichthum, in der Befriedigung des Ehrgeizes bestehen, sondern auch (und darin besteht der Vorzug unsrer Genossenschaft) von denjenigen, welchen die sogenannten Weisen und Gelehrten in der Welt fröhnen, nämlich den Forschungen der herkömmlichen Wissenschaften, der Theologie und ihren Irrpfaden, die den Geist durch Buchstabenkrämerei, durch Spitzfindigkeiten, und durch die übertriebene Wichtigkeit, welche sie den Ueberlieferungen beilegen, erstarren machen. Bei uns werden keine Widersprüche, kein Wortstreit, kein gelehrter Zank, keine Rechthaberei, kein wissenschaftlicher Dünkel gelitten. Keine schwülstigen Lehrsätze werden unter uns aufgestellt, behauptet, durchgekämpft, wie in den Lehrsälen der Sunniten und andern Secten; denn diese sind der Kampfplatz der Ungewißheit, das Feld des Zweifels, des Irrthums und der Ketzerei. Nicht Menschen sind es, die uns zu lehren vermögen oder uns von einer Lehre abbringen können. Der göttliche Geist allein, der aus unserem Imam spricht, ist unser Führer. Er hat uns von dem Nebel der Aeußerlichkeit, des Formenwesens und der Verwirrung erlöst. Wenn wir ihm folgen, ist unser Geist erleuchtet und wir führen ein einfaches, frommes, gottgefälliges Leben. Durch das Beispiel dieses Lebens werden wir auch auf die Massen wirken, die noch nicht reif sind, unsre Lehre zu empfangen, und mit der Zeit die Völker zu der hohen Aufgabe vorbereiten, welcher sie unser Imam entgegenführt. Dann werden die Völker höhere Tugenden anstreben als die, welche zu eitlem weltlichen Ruhme führen, nämlich die Tugenden der Mäßigung, der wechselseitigen Achtung und des Friedens. Nicht durch Krieg und Eroberung wird das Reich des Imam begründet, sondern durch die friedliche Verbreitung der Grundsätze der Menschenliebe, der Reinheit, der Eintracht und des geistigen Fortschritts."

Diese erhabenen Grundsätze, in einfacher, jedes Schwulstes entbehrender Weise vorgetragen, verfehlten nicht einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth hervorzubringen. Das waren also die Lehren der Secte? So edle Zwecke verfolgte die Genossenschaft, der ich angehörte? Aber mit welchen Mitteln? Wie waren damit die Mordbefehle, die sinnlichen Genüsse des Freudensaales, die grausigen Schreckmittel zu vereinigen, die auf der niederen Stufe der Ordensbrüder eine so hervorragende Rolle spielten? Diesen Zweifel vermochte ich nicht zu unterdrücken; ich wandte mich deshalb zum Nekib mit der Bitte, mir eine Frage zu gestatten. Die Erlaubniß wurde mir, als einem Eingeweihten, ohne Weiteres ertheilt. Ich trug nun meine Zweifel vor und bat um Aufklärung. Ein billigendes Gemurmel ging durch den Saal. Folgendes war die Antwort des Vorsitzenden.

„Du hast Recht, mein Sohn, diesen Zweifel auszusprechen, der nur natürlich ist und dir Ehre macht, denn er zeigt, daß du jene Blutbefehle, jene Sinnenfreuden verachtest, jene leeren Schrecknisse belächelst. Auch wir verabscheuen und belächeln sie; aber wohl verstanden, wir verabscheuen das Princip, aus dem sie entsprossen sind; denn dies ist das Princip der Sünde, der unreinen Leidenschaft. Die äußere That dagegen ist gleichgültig, das heißt an und für sich, dem Reinen ist Alles rein. Gleichwohl wird ein Eingeweihter, der seiner Sinne mächtig, eine solche finstere That nicht begehen, da das böse Princip, welches zu ihr führt, aus

ihm ausgetrieben ist. Die Neophyten, welche solche Thaten begehen, ermangeln noch des göttlichen Geistes. Doch für sie ist die That nur dann sündhaft, wenn sie von andern Beweggründen geleitet werden als vom Gehorsam. Leitet sie nur der Gehorsam, so sind sie nicht Mörder, sondern die Scharfrichter des Imam, dem Gott Gewalt über Leben und Tod aller Menschen gegeben hat. Der Sinnentaumel im Freudensaal dagegen hat einen anderen Grund, der in der Leidenschaftlichkeit der menschlichen Natur beruht. Er wird den Neophyten, theils als Sporn zum Gehorsam, theils, ja vorzüglich aber deshalb geboten, damit sie desto früher Ueberdruß an den eitlen Freuden der Welt empfinden, und dieser Ueberdruß sie in Zukunft vor ähnlichen Verirrungen bewahre."

Diese Lehre enthielt natürlich für mich manches Neue, ja, ich möchte fast sagen, Befremdende; dennoch überraschte sie mich nicht. Ich hatte schon früher von dem Grundsatz, daß die äußerlichen Thaten gleichgültig seien, gehört. Fast alle Sufis (Theosophen) des Islam huldigen mehr oder weniger dieser Ansicht. Viele gehen sogar so weit, daß sie äußerlich in Sünden leben und dennoch innerlich der Wahrheit und Reinheit nachzustreben glauben. Ja, einige sehen es geradezu als ein verdienstliches Werk der Demuth an, sich sittlich zu erniedrigen; — weil, nach ihrer Meinung, dadurch die Ohnmacht der Menschen, ohne den göttlichen Geist sich aus dem Schlamm der Laster zu erheben, recht deutlich offenbart wird. Andere trennen auch in ihrer Philosophie Geist und Körper so absolut, daß sie annehmen, der erstere werde in seinem höheren Streben nicht durch die unreinen Thaten des letzteren gestört. Ich verhehlte mir nicht, daß dieser Grundsatz der Gleichgültigkeit der Thaten an und für sich auf verderbliche Irrwege führen könne. Deshalb das Befremden, mit dem ich vernahm, daß auch unsre Secte diesen Grundsatz zu dem ihrigen gemacht hatte. Indeß erschien er mir doch hier in einer geläuterten Form. Die Eingeweihten hielten sich von jenen Thaten fern, nicht weil sie dieselben ängstlich vermieden, sondern weil der Geist des Ordens bei allen denen, welche innig von ihm durchdrungen waren, keine Versuchung dazu aufkommen ließ. Und in der That habe ich von keinem Eingeweihten ähnliche Handlungen gehört. Auch in einem andern Punkt unterschied sich die Lehre der Secte wesentlich von der der Sufis, nämlich in Bezug auf den unfehlbaren Imam, der allein bereits zur Höhe der Vergeistigung durchgedrungen sein sollte. Meine Ehrfurcht vor diesem unbekannten, verborgenen Wesen wuchs dadurch beträchtlich, denn ich war noch zu sehr Neuling und zu vertrauensselig, um die Worte des Obern einer sichtenden Prüfung zu unterwerfen. Hatte ich früher, um meiner Geliebten willen, den lebhaften Wunsch empfunden, dem Imam näher zu treten, so kam nun ein andrer Beweggrund hinzu: die Sehnsucht, das Ideal auf Erden kennen zu lernen, seine erhabenen Lehren unmittelbar zu empfangen und seines heiligenden Umganges gewürdigt zu werden.

Kein Mittel schien mir geeigneter, mich diesem Ziele näher zu führen, als das, daß ich mich ganz dem Nekib anschloß; denn er allein stand ja in Berührung mit dem verborgenen Wesen. Ich trat also in dessen Dienste, begleitete ihn auf allen seinen Reisen, auf denen ich jedoch lange nichts Anderes sah als die Wiederholung der mir schon bekannten Vorgänge. Wenn mein Oberer auf diesen Reisen mit dem Imam in Verbindung trat, so mußte dies in den wenigen Stunden geschehen, in denen ich nicht unmittelbar an seiner Seite weilte. Erforschen konnte ich von ihren Zusammenkünften nichts, wußte nicht einmal mit Bestimmtheit, ob sie stattgefunden hätten. Dagegen machte ich eine andere Entdeckung, die mich höchlichst überraschte. Ich glaubte, in die wahre, innere Lehre des Ordens eingeweiht zu sein, und wähnte, die höchste Stufe, wenn auch nicht des Ranges und der Nähe des Imams, so doch der Erkenntniß erklommen zu haben, d. h. ich glaubte, alle Eingeweihten stünden sich im allgemeinen gleich und nur der Nekib selbst sei dadurch, daß er den Imam kannte, über sie gestellt. Nun aber machte ich die Entdeckung, daß es noch eine höhere Stufe der Erkenntniß geben müsse, eine letzte höchste Klasse der Eingeweihten, denen eine eigne, den Andern unbekannte, esoterische Lehre geoffenbart worden war. Zu dieser Entdeckung kam ich durch eine List. Es kam nämlich vor,

daß mich der Nekib von Zeit zu Zeit des Abends fortschickte, damit ich, wie er sagte, die Nacht in einer Moschee betend zubringe. Da dies bei frommen Moslems etwas Herkömmliches ist, so setzte es mich nicht in Erstaunen. An diesen Abenden schlief er gewöhnlich bereits, als ich fortging, und auch bei meiner Rückkehr, einige Stunden nach Mitternacht, fand ich ihn noch schlummernd. Da er sonst nie so lange schlief, so erregte dies meinen Verdacht, der Schlummer müsse nur Verstellung sein, und der Nekib entferne mich absichtlich, um in meiner Abwesenheit wichtige Zusammenkünfte, vielleicht mit dem Imam selbst, zu halten. Ich paßte also auf. Statt gleich in die Moschee zu gehen, versteckte ich mich hinter einer Mauer, durch deren von mir absichtlich angebrachte Lücken ich die Thür unsres Hauses genau beobachten konnte. Da gewahrte ich denn bald, wie einige sechs Männer, alle mit verhülltem Gesicht, in die von mir geschlossene, also vom Nekib von innen wieder geöffnete Thür hineinschlichen. Das war also nicht eine Zusammenkunft mit dem Imam. Eine solche sollte ja nur unter vier Augen stattfinden. Die größere Zahl der geheimen, nächtlichen Besuche ließ vielmehr auf wichtige Berathungen eines ganzen höheren Kreises von Eingeweihten schließen. Ich wendete nun alle mir zu Gebote stehende List an, um das Gespräch des Nekib mit diesen Besuchern belauschen zu können. Ich veranstaltete einen geheimen, wenn auch nur zum Hineinkriechen hinreichenden Eingang ins Haus, zwängte mich an einem der Abende, da wo er mich in der Moschee glaubte, hindurch, und versteckte mich in einem Nebengemach des Versammlungszimmers. Bald war ein kleiner Kreis von Eingeweihten vereinigt. Ihre Gesichter deutlich zu sehen, daran verhinderte mich die Beschaffenheit meines Verstecks. Das Wichtigste war mir jedoch das Hören und daran hinderte mich nichts. Anfangs faßte mich sprachloses Erstaunen über das, was ich vernahm. Es waren Lehren, von denen ich bisher noch keine Ahnung gehabt hatte und die ich kaum verstand. Erst nachdem ich zu wiederholten Malen den geheimen Belauscher jener Zusammenkünfte gemacht, gelang es mir, einen Ueberblick über die Gesammtheit dieser Lehren zu gewinnen. Ich will dieselben hier in einer kurzen Zusammenfassung zu veranschaulichen suchen:

Gott ist nicht das, wofür ihn die gewöhnlichen Lehrer des Islams halten, ein persönliches, wenn auch geistiges Wesen, sondern der Grundbestand aller Dinge. Er ist zugleich Materie und Geist, zugleich Weltseele und Welt. Er ist unpersönlich, kann daher auch keinen Willen im menschlichen Sinne haben; sein Wille, wenn man es so nennen kann, sind die unabänderlichen Gesetze des Weltbaues, die Beschränkung in der Unendlichkeit. Der Mensch kann auch deshalb nicht mit Gott in der Weise in Berührung treten, wie es die geoffenbarten Glaubensformen annehmen. Er steht aber doch mit ihm in Berührung; denn er ist ja selbst ein Theil des Alls, und, da dieses All Gott ist, auch ein Theil Gottes. Nur ist er mehr von Gott entfremdet als irgend ein anderer Theil des Alls, und zwar durch seine Persönlichkeit. Seine persönliche Natur macht ihn beschränkt, einseitig, eigennützig, so daß er nur mit Mühe und Entsagung den Gedanken fassen kann, in dem unpersönlichen All aufzugehen. Nur die Wenigsten sind einer solchen Entsagung und Entäußerung ihrer Persönlichkeit einigermaßen fähig, ganz ist es kein Mensch; denn schon alle menschlichen Begriffe sind aus dieser beschränkten persönlichen Natur abgeleitet; Zeit und Ewigkeit, Fortschritt und Rückschritt, Gutes und Böses, Alles dies sind lediglich menschliche Begriffe, die vor der Gottheit keinen Bestand haben, die Einseitigkeit der menschlichen Natur zeigt sich aber am deutlichsten in den sogenannten geoffenbarten Glaubensformen. Da wird Gott selbst zu einem persönlichen Wesen, das sich mit dem Menschen, als seinem vermeintlichen Abbild, ganz besonders beschäftigt, über sein Wohl und Wehe wacht, sich ihm offenbart, ihm eine Fortdauer seiner Persönlichkeit verspricht und einen Freudenhimmel für ihn bereit hält, in welchem jenes beschränkte Wesen mit allen seinen Einseitigkeiten in Ewigkeit fortexistiren soll; während es doch das größte Glück für den Menschen sein sollte, zu wissen, daß seine beschränkte Natur einst aufhören, sein Leib zur Erde, sein Geist zur Weltseele als ein Atom im All zurückkehren wird. Vollends thöricht aber ist das Streben des Menschen nach Fortschritt. Die Dinge

können ja nicht anders gestaltet sein, als sie eben sind; denn sie sind ja nichts Anderes als die Erscheinungen Gottes, die im ewigen Flusse der innigen Verbindung von Welt und Weltseele ins Dasein treten. Wenn es oft den Anschein hat, als ob der Mensch wirklich Fortschritte gemacht, Naturkräfte bezwungen habe, wie dies manche kluge Erfindungen ihn glauben machen, so ist er dabei doch nur das Werkzeug gewesen, nicht der Urheber, wie er es in seinem Dünkel wähnt. Der Mensch ist ja in der Natur nicht mehr als der vom Berge herabrollende Stein; wie dieser im Fallen einem Naturgesetz gehorcht, so auch er in allen seinen Handlungen. Die sogenannten Guten und Bösen folgen nicht, die einen einem erhabenen Ziele, die andern einer verwerflichen Leidenschaft, sondern alle sind wie der Lehm in der Hand Gottes; sie müssen nach ihrer Natur so handeln, wie sie handeln. Dennoch genießt der Mensch nach einer Seite hin eine gewisse Freiheit. Unfrei ist er am meisten, wenn er seiner beschränkten Persönlichkeit nachgiebt, welche die Dinge beherrschen zu können vermeint. Je mehr er aber die Einsicht erlangt, nur ein Atom im Weltall zu sein, nach unabänderlichen Naturgesetzen zu handeln, um so freier wird er, freier vom Schmerz, den das Nichtgelingen seiner Absichten dem an seiner Persönlichkeit zu sehr hängenden Menschen bereitet, freier von Enttäuschung, von Irrthum, wenn er einsieht, daß er kein Ziel, keinen Zweck hat, ebensowenig wie Gott selbst; denn Ziel und Zweck sind auch lediglich menschliche Begriffe, die aus der Beschränktheit unserer Persönlichkeit entspringen. Gott, das All, die Natur haben keinen Zweck, kein Ziel, oder vielmehr, um diese Lehre dem persönlich beschränkten Menschengeiste verständlicher auszudrücken, sie sind sich selbst Zweck: beide Aussprüche, so verschieden sie auch klingen, sind aber in höherem Sinne gleichbedeutend, nur der eine in göttliche, der andere in menschliche Sprache gekleidet.

Dies im allgemeinen die Grundlehren der höheren Ordnung der Eingeweihten. Diese Lehre schien mir anfangs im höchsten Grade gefährlich, da einer ihrer Grundsätze, der Mensch habe keinen Zweck des Daseins, und, ob er gut oder bös handle, sei weder sein Verdienst, noch sein Fehler, sondern Nothwendigkeit, offenbar Viele zu Verirrungen führen konnte. Ich machte jedoch die Entdeckung, daß dies nicht der Fall war. Es wurde nämlich keiner in die höhere Ordnung aufgenommen, der nicht schon in gesetzten Jahren, hoch im reiferen Mannesalter, stand, und außerdem noch durch ein langes Leben nach den Regeln der zweiten Ordnung, die eine strenge Moral predigten, untrügliche Beweise seiner Leidenschaftslosigkeit abgelegt hatte. Sogar mancher Greis konnte niemals die Aufnahme in jene Ordnung erlangen, ja die meisten erfuhren gar nichts von der Existenz derselben. Mich schloß meine Jugend für noch lange Zeit unerbittlich von der Aufnahme aus.

Ich hielt es für gerathen, auch mit keiner Silbe zu verrathen, daß ich im Besitz des Geheimnisses sei. Was ich vernommen hatte, flößte mir übrigens eine beim jugendlichen Alter sonst ungewohnte Resignation ein. Meine Rolle, als Diener des Nekib, die freilich auch ihre Schattenseiten hatte, wurde dadurch erträglicher. Ich wich nicht von ihm, denn ich hatte mich einmal an den Orden gewöhnt, ja ich kann sagen, daß ich ihn liebgewonnen hatte. Nach wie vor durchzogen wir Arabien, für die Zwecke des Ordens thätig, denn merkwürdigerweise, obgleich auf der höheren Stufe der Erkenntniß jeder Zweck des Daseins in Abrede gestellt wurde, so schien der Orden doch Zwecke zu haben und sich ein Ziel zu setzen. Dies Ziel war freilich, wie ich später erfuhr, nur die Verbreitung der Lehre. Aber lag darin nicht schon eine Inconsequenz? Ohne Zweifel. Blieb Alles der „Nothwendigkeit der Dinge" überlassen, so mußten ja auch diejenigen, welche die Lehre empfangen sollten, von selbst durch die „Nothwendigkeit der Dinge" dazu kommen. Indeß diese Inconsequenz wurde durch die Unvollkommenheit der menschlichen Natur und vorzüglich durch ihren Hauptfehler, ihre Persönlichkeit, erklärt. Das Vollkommene, das unpersönliche All oder Gott, hat weder Zweck noch Ziel; der durch seine Persönlichkeit beschränkte Mensch hat zwar im höheren Sinne auch weder den einen noch das andere, aber er schmiedet sich einen Afterzweck, er glaubt irgend eine Aufgabe auf Erden (wie er es nennt; als ob er jemals irgendwo anders existiren

könne als auf Erden?) zu haben; dieser selbstgeschaffenen Aufgabe widmet er sich; er bildet sich ein, eine schöpferische Kraft zu besitzen, die im Thatendrang, im Kämpfen und Ringen allmählich eine Civilisation schafft, Sittlichkeit und Religion dauernd begründet, und den großen weltgeschichtlichen Proceß fördert, der den sogenannten Fortschritt der Menschheit bezeichnet. Eitler Wahn! Aber ein Wahn, der eben in der Natur des Menschen, in seiner Persönlichkeit, tief begründet ist, von dem zwar die Mitglieder der höheren Stufe so frei waren, als es überhaupt einem Menschen möglich ist, dem sie aber dennoch, wenn auch nur in geringem Grade, huldigten, weil es eben dem Menschen nicht möglich ist, sich gänzlich von diesem Wahn, daß sein Leben einen Zweck habe, loszusagen. So auch unsere Secte. Sie befaß die höhere Einsicht und in ihrer Lehre lag keine Inconsequenz, wohl aber in ihrer Handlungsweise.

Nur einer war von dieser Inconsequenz völlig frei, so hätte ich bald gesagt, aber, da er ja auch ein Mensch war, so muß ich sagen nahezu völlig frei, nämlich der unfehlbare Imam. Dieses verborgene Wesen sollte ich endlich kennen lernen. Jahre waren verflossen, ich war längst ein reifer Mann geworden, als auf einer Reise, welche ich mit dem bereits in hohem Greisenalter stehenden Nekib unternommen hatte, dieser unerwartet eines jähen Todes starb. Vor seinem Hinscheiden blieben ihm nur noch wenige Augenblicke, um seinem Nachfolger, wäre er zur Hand gewesen, das Geheimniß des Aufenthalts des Imam zu entdecken. Sein Nachfolger war aber in der Heimath. Dieser Nachfolger war sein ältester Sohn, und zwar nach einem doppelten Gesetz, einem exoterischen, der ganzen Welt mittheilbaren, dem der Erblichkeit der geistlichen Würden, dem alle Schiiten mehr oder weniger huldigen, und nach einem esoterischen, nur den Mitgliedern der höheren Ordnung bekannten, wonach die „Nothwendigkeit der Dinge“ sich zwar gleichfalls in der Erblichkeit ausspricht, aber nur so lange einst ein glücklicher Ursurpator auftritt; denn wenn dies geschieht, so muß die vollendete Thatsache ebenfalls als ein Ausfluß der „Nothwendigkeit der Dinge“ angesehen werden. Ein solcher Fall soll jedoch nie eingetreten sein; denn die Masse der Sectenglieder, auch die Jünger der mittleren Ordnung, wußten ja nichts vom esoterischen Princip und handelten nur nach dem exoterischen. Sie waren blinde Verehrer des Gesetzes der Erblichkeit und deshalb konnte kein Usurpator bei ihnen sein Glück machen, folglich auch nicht die vollendete Thatsache eintreten, welche die „Nothwendigkeit der Dinge“ zu Gunsten des Usurpators bewiesen hätte. Da nun der Nachfolger des Nekib nicht zu Händen und überhaupt kein Sectenbruder, außer mir, bei ihm war, so wurde ich durch diesen außerordentlichen Zufall oder vielmehr durch die „Nothwendigkeit der Dinge“ zum Vertrauten, dem er in seiner Todesstunde das Geheimniß mittheilte. Er ließ mich nicht schwören, nicht versprechen, es seinem Sohne kund zu geben. Eide und Versprechen sind nach unserer Lehre ja nichtig. Aber er wußte wohl, daß ich es thun würde.

So gelangte ich in den Besitz des Geheimnisses. Ich theilte es natürlich dem neuen Nekib mit. Mit diesem an Macht zu wetteifern, hatte ich weder den Wunsch, noch die Möglichkeit. Aber an Erkenntniß war ich sein Gleicher geworden: ein Fall, wie er ähnlich seit langer Zeit nicht vorgekommen sein sollte. In einer andern Secte würde solche Erkenntniß bei einem Unberufenen sicherlich zu einem Todesurtheil geführt haben. Nicht so in der unsrigen. Der neue Nekib mußte natürlich auch der höheren Ordnung angehören, und er schöpfte aus ihren Grundsätzen jene Resignation, welche alles Geschehene als nothwendig ohne Murren hinnimmt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ich in die höhere Ordnung aufgenommen, zu der ich freilich im geheimen mich schon längst gerechnet hatte. Aber ich stand um eine Stufe höher, als alle andere Mitglieder dieser Ordnung, auf derselben Stufe wie der Nekib. Ueber uns stand nur noch der unfehlbare, verborgene Imam.

In Sanaa, der Hauptstadt von Yemen, das hatte mir der sterbende Nekib vertraut, sollte der außerordentliche Mann zu finden sein, und zwar weder in Pomp noch Pracht, sondern in einer sehr bescheidenen Hülle. Ich solle nur in einem Bücherladen nachfragen, ob der Koran, den ein gewisser Abdelkader el Dschilani bestellt

habe, noch nicht fertig sei. Ich kam also nach Sanaa, ging in den Buchladen, traf aber daselbst nur einen Jüngling, der indessen gleich beim Nennen des Koranbestellers aufhorchte:

„Abdelkader el Dschilani," so sprach er, „soll einen Koran bei uns bestellt haben? Die Sache scheint zwar schwer glaublich, denn du wirst wissen, daß der besagte Scheich schon seit vielen Jahrhunderten verstorben ist. Indeß mit Gottes Hülfe ist Alles möglich; ich will daher meinen Vater fragen. Er wird's wissen. Komme morgen wieder."

Ich benutzte den Abend desselben Tages, um mehrere geheime Sectengenossen in Sanaa aufzusuchen. Darunter waren auch einige Brüder der höheren Ordnung, denen ich mich zu erkennen gab und bald mit ihnen sehr vertraut wurde. Sie theilten mir mit, daß sie sich allabendlich in dem Hause eines gewissen Abdel Karin el Bostani zu versammeln pflegten, der ein ausgezeichneter Mann und gleichfalls ein Bruder der höheren Ordnung sei. Ich folgte gern ihrer Einladung, mich gleichfalls dorthin zu begeben. Von der Anwesenheit des „verborgenen" Imams in Sanaa hatte übrigens keiner derselben eine Ahnung.

Abdel Kerim el Bostani war ein ehrwürdiger Greis, welcher mir gleich anfangs Vertrauen einflößte. Er empfing mich artig, ja, als er vernahm, daß ich der höheren Ordnung angehörte, wurde er freundlich, zuvorkommend. Wir verbrachten einen höchst angenehmen Abend, bei reichlichem, aber von jedem Prunk freien Mahle, in philosophischem Gespräch über die Theorien der höheren Ordnung. Mein Gastwirth ließ zwar meistentheils die Andern sprechen; er selbst redete selten. Wenn er aber das Wort ergriff, so lauschte Alles in Ehrerbietung, theils wohl wegen seiner, tiefe Ehrfurcht einflößenden erhabenen Persönlichkeit, hauptsächlich aber wegen der ätherischen Serenität, welche sein ganzes Wesen ausstrahlte. Noch hatte ich nirgends bei einem Sterblichen so viel übermenschliche Ruhe und Placidität, gepaart mit Witz und Geist und zugleich mit einer fesselnden Gemüthlichkeit gefunden. Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in seiner ganzen Persönlichkeit. Die erhabenen Lehren der höheren Ordnung, die im Abstracten trocken, ja entmuthigend scheinen mochten, gewannen in seinen Reden gleichsam Fleisch und Blut, wurden dem Menschen vertraulicher und übten doch zugleich den Reiz himmlischer Offenbarung auf ihn aus.

Als wir fortgingen, äußerten sich Alle einstimmig voll Lobes über Abdel Kerim. „Es ist kein gewöhnlicher Mensch, er steht sogar höher als alle andern Brüder der höheren Ordnung," äußerte Einer. Ein Andrer nahm mich bei Seite und theilte mir im Tone des Geheimnisses mit:

„Abdel Kerim el Bostani muß ein außerordentlicher Mann sein. Seine theosophischen und philosophischen Verdienste erwähne ich jetzt nicht weiter; diese wirst du nach seinen Reden hinlänglich würdigen können. Aber sein äußerliches Leben scheint ein Geheimniß zu umhüllen. Er lebt, wenn auch gut und im Wohlstand, dennoch einfach, und denke dir, dieser Mann hat unermeßliche Schätze in seinem Hause liegen, nicht etwa geborgen, sondern so, daß man beinahe darüber stolpert. Er achtet sie nicht, er lebt vom Bücherschreiben und die Schätze vermodern so zu sagen bei ihm. Eine solche Gleichgültigkeit gegen irdische Güter ist in der That beispiellos."

Am andern Tage begab ich mich wieder in den Bücherladen, und wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich Abdel Kerim el Bostani dort finde, der mir bedeutet, ihm in ein Seitengemach zu folgen? Dort angelangt, fiel mir der merkwürdige Mann um den Hals und sprach dann:

„Ich danke dem Schicksal, daß mir endlich vergönnt ist, mich mit einem andern Menschen offen aussprechen zu können. Wisse also, ich bin der sogenannte Imam, ein einfacher Mensch wie jeder Andere, der lediglich durch Abstammung einen geheimen Rang, durch Ueberlieferung meiner Voreltern eine geläuterte Philosophie empfangen hat, welche, richtig verstanden, den Menschen das Dasein erträglich und sie so glücklich macht, als sie es bei ihrer beschränkten Natur überhaupt zu sein vermögen."

Mit solcher Bescheidenheit gab sich mir der Imam zu erkennen. Häite ich ihn im Pomp der Hoheit oder vom Nimbus geheimnißvoller Ceremonien umgeben zum er-

sten Male geschaut, der Eindruck würde wohl ein gewaltiger, aber ein vorübergehender gewesen sein; so aber wird er währen, so lang mein Leben dauert.

Ich bat den Imam, bei ihm bleiben zu dürfen, was er mir gern erlaubte. In seinem Hause lebend, wurde ich nun Zeuge von der merkwürdigen, fast überirdischen Heiterkeit, welche eine reine Lehre in einem harmonischen Gemüthe erzeugt. Gegen irdische Güter war er so gleichgültig, daß die vom Nekib ihm gesandten Schätze, die freiwilligen Gaben der Sectenbrüder, unbeachtet, oft in alte Lumpen gewickelt, in seinem Hause umherlagen. Ebenso fern war er jedoch von Kasteiung, von tugendstolzer Einschränkung seiner Bedürfnisse. „Keine Ascetik," das war einer seiner Wahlsprüche, „denn sie führt nur zum geistlichen Hochmuth." Die Lehre der höheren Ordnung fand in ihm ihren höchsten, der Verwirklichung am nächsten kommenden Repräsentanten. Sein Herz hing nicht an der Welt, kein persönliches Interesse konnte ihn bestimmen; wenn irgend Jemand durch sein Leben bewies, daß er sich bewußt war, nur ein Atom im All zu sein, so war er es; und dennoch war er nicht in dem Sinne gleichgültig gegen Welt und Menschen, daß man ihn einen Verächter derselben nennen konnte. Seine Thaten bewiesen ein mitleidiges, menschenliebendes Herz, aber aus dieser Humanität machte er keine Tugend. Sie war ihm eine Nothwendigkeit, ein Ausfluß seiner ungetrübten Serenität.

Vielleicht das größte Lob seines Lebens besteht darin, daß es so einfach war, daß sich fast nichts davon berichten läßt. Man mußte es aber mit ihm gelebt haben, um des Eindruckes voll zu werden, daß hier einer der besten (dies Wort im gewöhnlichen Sinn gebraucht) und edelsten Menschen vorhanden war, welche je die Erde, gesehen hat. Ich blieb viele Jahre bei ihm, bis zu seinem Tode. Er starb mit vollem Bewußtsein und mit einer erhabenen Heiterkeit, indem er sich freute, daß die Schranke der Persönlichkeit fallen, die Aufnahme ins All erfolgen werde.

Den Nachfolger des Imams habe ich nie kennen gelernt. Er war zwar der älteste Sohn des Verstorbenen, lebte jedoch nicht bei ihm, und so erfuhr ich auch nie seinen Aufenthalt. Ich hatte übrigens auch keine Sehnsucht danach; denn das Bild des Verstorbenen lebte so kräftig in mir, daß ich daran für die Dauer meiner Tage genug habe.

So endete Mohamed el Hasni seine Erzählung von der mystischen Secte des verborgenen Imam. Wenn mich auch Manches in dieser Erzählung befremdete, Einiges sogar unangenehm berührte, so war doch ihr Gesammteindruck ein solcher, daß ich mich fragen mußte: „Warum gleichen nicht mehr Menschen im Orient den Eingeweihten jener Secte? Wie viel besser stünde es dann nicht um die Civilisation des Morgenlands!" Warum? Ja, weil eben im Orient Theorie und Praxis himmelweit aus einander gehen, weil der tugendhafte Denker sich in sich verschließt, keinen oder nur schwachen Einfluß auf das Volk gewinnt und statt seiner Afterweise und rohe Barbaren, wenn auch manchmal vom Firniß einer oberflächlichen Europäisirung bedeckt, die Lehrer und Fürsten dieses Volkes sind.

Literarisches.

Wilhelm von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Erster Band. Erster Theil. Entstehung des deutschen Reiches. 4. Auflage. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1873.

Es sind nun bald zwanzig Jahre, seit Giesebrecht dies umfassende Werk begann. Es beginnt von der Gründung des deutschen Königthums und des römischen Kaiserthums deutscher Nation, stellt alsdann die Glanz- und Blüthezeit dieses Europa beherrschenden Reiches dar und soll mit den Kämpfen enden, in welchen dieses Kaiserthum den vereinten Angriffen der Päpste, Reichsfürsten und freien Städte erlag. Eine Geschichte von solcher Größe, daß nur die Roms, wie Gibbon und Gregorovius sie versucht haben, mit ihr verglichen werden kann, die Ausdehnung des Schauplatzes erwogen, die Kräfte, welche gegen einander spielten, die Größe der mithandelnden Personen. Von den ungeheuren Dimensionen, in denen sich der Wille herrschend bethätigt, scheint er eine eigenthümliche Art von Größe zu empfangen; diese bezeichnet einige der römischen Imperatoren, der großen Päpste des Mittelalters, der römisch-deutschen Kaiser.

Als diese Geschichte begonnen ward in den

fünfziger Jahren, war unser nationales Gefühl nach den Stürmen unserer Revolution von unbestimmter Richtung, über den Erfolg bedenklich, ohne Schärfe des politischen Gesichtspunkts. Die Erforschung des Mittelalters war durch die Monumenta Germaniae, die Regesten der Kaiser von Böhmer, die Geschichte der fränkischen Kaiser von Stengel, die Jahrbücher des deutschen Reiches von Ranke, vieler einzelner Arbeiten zu geschweigen, auf eine höchst verdienstvolle Weise begonnen; aber die Versuche eines politischen und culturgeschichtlichen Wiederverständnisses dieses großen Phänomens des deutsch-römischen Kaiserreichs blieben noch weit hinter der großen Aufgabe zurück. Diese Umstände geben dem Werk, wie es zuerst erschien, seinen Charakter.

Es wirkte durch eine starke, wenn auch wenig bestimmte nationale Begeisterung für die Zeiten unserer Einheit und Größe, welche das ganze gelehrte Material auf die erfreulichste Art belebte und alle Auffassungen durchdrang.

Die Veränderungen der Zeiten selber haben die Aufgabe des bedeutenden Werkes vertieft, und in der neuen Gestalt, in welcher es heute vor uns tritt, dürfen wir eine bedeutende Steigerung desselben erwarten. Als Ausdruck einer anderen politischen Situation dürfte schon Sybel's einschneidende Kritik der Auffassung des Kaiserthums durch Giesebrecht betrachtet werden; sie wurzelte in der anwachsenden Bedeutung der Nationalitätsidee, die mit den sechziger Jahren bekanntlich in den Vordergrund unseres politischen Lebens trat. Unter solchen Umständen, da der Verlauf der politischen Ereignisse unser Räsonnement schnell gereift hat, da die Untersuchung der Quellen und die Darstellungen aus der Kaiserzeit nun einen breiten Umfang einnehmen, sehen wir mit lebhafter Spannung und nicht geringen Erwartungen der neuen Gestalt entgegen, in welcher das bewährte Werk nun allmälig vor dem deutschen Publicum erscheinen wird.

Die Einheit des Menschengeschlechtes. Anthropologische Studien, v. P. M. Rauch. Augsburg, F. Butsch Sohn, 1873.

Es giebt Gebiete, welche eine Art von Zauber auf Schriftsteller und Leser einer bestimmten Zeit ausüben. Es sind jedesmal Felder, auf denen überraschende Entdeckungen hervortreten und eine ungewöhnliche Perspective künftiger Einsichten eröffnet haben. Ein solches Gebiet ist heute die Anthropologie; seitdem die Entdeckungen von Menschen, zusammengelagert mit Thieren in tieferen Erdschichten, hervorgetreten sind und den Blick eröffnen in Zeiten rückwärts, welche vorläufig durch Zahlen ausgedrückt werden, die man sich auszusprechen scheut; seitdem dann die Pfahlbauten der Steinzeit im Bodensee und in den schweizerischen Seen, alsdann auch die Pfahlbauten anderer Länder näher liegende Zustände des Menschengeschlechtes mit einem hohen Grade von Anschauung uns vergegenwärtigen: seit dieser Zeit sind anthropologische Studien ein Lieblingsgegenstand der Wißbegierde geworden, und so trügerisch uns die Aussicht dünkt, daß sich die Geheimnisse des Menschen demnächst hier entschleiern müßten, diese Hoffnung bewegt doch in Wirklichkeit Viele.

Und zwar scheinen die Thatsachen, die bisher aufgefunden sind, hauptsächlich negativen Schlüssen günstig zu sein; die älteren Ansichten vom Ursprunge des Menschen und der Einheit des Menschengeschlechtes gelten Vielen nunmehr widerlegt durch hinlänglich festgestellte Thatsachen.

Das vorliegende Werk wendet sich gegen diese Schlußreihe und unternimmt den Nachweis, daß die höheren Ansichten von der Natur des Menschen und der Einheit des Menschengeschlechtes keineswegs durch den Zusammenhang dieser Entdeckungen und der Untersuchungen, welche sich an sie anschlossen, beseitigt seien. Dieser Nachweis wird gründlich geführt in Bezug auf die Einheit des Menschengeschlechtes; die Gleichheit der körperlichen und geistigen Organisationen des Menschen in seinen einzelnen Racen wird durch den Inbegriff von Beweisen durchgeführt, und welche großentheils schon von Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker" geltend gemacht worden sind. Alsdann werden die Ursachen der Abänderungen entwickelt, welche das Menschengeschlecht unter verschiedenen Klimaten erfuhr. Sind wir auch nicht geneigt, das positive Ergebniß von Rauch zu acceptiren, so finden wir uns doch mit ihm in dem verneinenden Satz einverstanden, daß die bisher festgestellten Thatsachen und die bisher aus ihnen entwickelten Schlüsse keineswegs zwingen, die Theorie Darwin's von der Entstehung des Menschen und die naturalistische Auffassung von seinem Wesen zu acceptiren. Und gern wird Jeder an dieser Stelle den Ausdruck einer dem Naturalismus entgegengesetzten Ueberzeugung, wie sie dem Werke Rauch's zu Grunde liegt, aus O. Heer's „Urwelt der Schweiz" lesen. „Der Rückblick auf die Pflanzen- und Thierwelt der verschiedenen Weltalter zeigt uns eine Reihe von großartigen Erscheinungen: eine allmälige Annäherung an die jetzige Schöpfung, eine Steigerung in der Organisation belebter Wesen, ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umbildung der festen Erdrinde sammt der Entwicklung der organischen Natur, ein in großen Zeitabschnitten wiederkehrendes Werden und Vergehen der Arten und der Erscheinungen, die uns nicht zweifeln lassen, daß die Natur

in ihrem Entwicklungsprocesse ein unendlich großartiges, harmonisches Ganze bilde, welchem ein Plan und ein Gedanke zu Grunde liegen muß. Wohl kennen wir von diesem unermeßlich großen Gebäude erst die Grundpfeiler, je mehr aber die Urwelt uns ihre Wunder enthüllt, desto großartiger wird dasselbe, desto mehr füllen sich die Lücken aus, welche die jetzige Schöpfung uns weist, und desto inniger schließen sich alle Glieder zu dem harmonischen Bau zusammen. So groß und herrlich auch derselbe ist, wird er aber nur von dem gesehen, dessen geistiges Auge dafür aufgeschlossen ist. Ein Bild mag dies noch erläutern. Ein mit einer Symphonie Beethoven's überschriebenes Blatt hat nur Sinn für den Kunstverständigen. Für ihn hat jede Note Bedeutung, und wenn er diese Zeichen in die Tonwelt überträgt, entströmt denselben eine ganze Welt von Harmonien. Geradeso verhält es sich mit der Natur. Die einzelnen Erscheinungen haben gleich den einzelnen Noten nur dann Sinn, wenn wir sie zu verbinden und ihren Zusammenhang zu erfassen vermögen. Dann schließen sie sich zu einem großen, gegliederten Ganzen zusammen, und es entsteht in unserer Seele auch eine Welt von Harmonien, die uns, wie ihre Schwester, die Harmonie der Töne, über die sinnliche Welt emporträgt und uns mit der Ahnung einer göttlichen Weltordnung erfüllt. Jedermann würde ohne Zweifel den für sehr einfältig halten, der behaupten würde, daß die Noten jener Symphonie aus zufällig auf das Papier gekommenen Punkten entstanden seien. Mir aber will es scheinen, daß diejenigen nicht weniger unverständig urtheilen, welche die unendlich wundervollere Harmonie in der Schöpfung als ein Spiel des Zufalles betrachten. Je tiefer wir daher eindringen in die Kenntniß der Natur, desto inniger wird auch unsere Ueberzeugung, daß nur der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer, der Himmel und Erde nach ewig vorbedachtem Plan erschaffen hat, die Räthsel der Natur, wie die des menschlichen Lebens, zu lösen vermöge."

Pflanzerleben in Indien. Culturgeschichtliche Bilder aus Assam. Von O. Flex, ehemal. Superintendenten der East India Tea Company Ld. Mit einer Abbildung. Berlin, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung (Stricker), 1873.

Mit Recht sagt der Verfasser in der Einleitung: „Das jetzige Assam gehört zu denjenigen Provinzen Indiens, welche dem europäischen Publicum im allgemeinen bisher ziemlich unbekannt geblieben sind. Seine verborgenen Schätze sind unausgebeutet, und seine unvergleichlichen Scenerien dem Auge der Außenwelt größtentheils unerschlossen, denn die Forschungen der Wissenschaft haben sich bis auf diese entfernte Ecke Indiens in der Neuzeit nicht erstreckt." Es ist um so dankenswerther, daß der Verfasser das deutsche Publicum durch sein Werk in eine ganz neue Welt einführt. Das Werkchen, es umfaßt nur 254 Seiten, ist jeder Klasse von Lesern zu empfehlen, keiner wird es ohne Befriedigung aus der Hand legen, und, am Ende angelangt, wird sicher bei vielen Lesern der Wunsch rege werden, der Verfasser möge doch noch weitere Bände folgen lassen.

Assam ist die nordöstlichste Provinz von Britisch Indien, oder bestimmter, Vorder-Indien, im Westen von Bhutan, im Norden und Nordosten von Tibet, im Südosten von Barmah (Birma) und den Nagabergen, im Süden von Catschar, Jeinta und Cossayah begrenzt. Es hat etwa die Größe des preußischen Staates von vor 1866 und liegt zu beiden Seiten des Brahmaputra. Der allgemeine Anblick des Landes ist der einer immensen Ebene, welche im Norden, Osten und Süden von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen, die alle dem Brahmaputra zuströmen, durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstreben, endlose Urwälder und ausgedehnte Prärien wechseln mit einander ab. Das Land ist sehr wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Land ist reich an mineralischen Schätzen, Kohlen, Eisen, Petroleum &c. Auch findet sich Goldstaub in den Flüssen.

Nicht die zum Mineralreich gehörenden Schätze auszubeuten hat den geldgierigen Europäer hierher geführt, sondern die Cultur einer Pflanze, des Thees.

Der Theebau ist und wird seit einer Reihe von Jahren in Assam mit großem Nutzen betrieben. Als Theepflanzer kam unser Verfasser ins Land, und durch seine Energie und sonstigen vortrefflichen Eigenschaften erstieg er in dem kurzen Zeitraume von etwa drei Jahren die höchste Stufe in dieser Laufbahn, indem er zum Superintendenten der East India Tea Company ernannt wurde; eine Auszeichnung, auf welche er als Deutscher stolz sein konnte.

In der fesselndsten Weise giebt der Verfasser in dem genannten Werke seine Erlebnisse wieder. Er macht den Leser mit Land und Leuten und mit der Thierwelt bekannt. Er schildert die socialen Verhältnisse und giebt sehr interessante Aufschlüsse über die Art, wie die Engländer in Indien ihre Civilisations-Mission auffaßten und durchführten. Das Werk ist als eine höchst interessante und belehrende Lectüre bestens zu empfehlen.

Mercantile Library New York



Auf der Eisenbahn.

Nach einem holländischen Motiv

von

J. Glaser.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es war an einem reizenden Sommernachmittag, als ich ein allerliebstes Mädchen von ungefähr zwölf Jahren nach dem Eisenbahnstationsgebäude begleitete. Es war das dritte Kind einer meiner Bekannten; da die Ferien zu Ende waren, mußte die Kleine wieder nach der Erziehungsanstalt zurückkehren und ich, der eine Geschäftsreise zu machen hatte, war gern bereit gewesen, Marie bis zu der Station zu bringen, wo sie abgeholt wurde, und keines weiteren Schutzes bedurfte.

Ihre Eltern reisten den folgenden Tag nach der Schweiz. Es würde nicht freundlich von mir gewesen sein, wenn ich meine jugendliche Reisegesellschafterin gar nicht angeredet hätte und darum fragte ich sie:

„Nun, Marie, findest du es angenehm, daß du wieder nach der Schule gehst?"

„Weshalb?" klang die Antwort, „es ist mir ganz einerlei."

„Zu Hause gefällt es dir doch gewiß besser, nicht wahr?"

„Das kann ich nicht sagen. Papa ist immer so beschäftigt. Unsere Dienstmädchen sind die widerwärtigsten Wesen und ich muß mit den Kleinen bei ihnen in der Kinderstube sitzen, was sehr langweilig ist."

„Wenn du erst größer bist, liebes Mädchen, dann — — —"

„Aber in der Pension bin ich schon groß," fiel das Mädchen mir mit Eifer in die Rede. „Die Vorsteherin und die Lehrerinnen nennen mich Mademoiselle und da ich eine von den ältesten Mädchen in der Klasse bin, kann es mir nicht gefallen, wenn ich zu Hause wie ein kleines Kind behandelt werde."

„Ei, ei!"

„Schwester Bertha ist kaum sechzehn Jahre alt geworden, und weil sie eingesegnet ist, darf sie überall dabei sein und doch sagt Bertha immer so häßliche Dinge von Mama und schreibt Briefchen an einen Herrn mit einem Schnurrbart, das hat Bertha in der Kinderstube selbst erzählt."

Ich lachte, eigentlich weil ich nichts zu sagen wußte; es war aber auch gar nicht nöthig, denn die Mademoiselle aus der Pension fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Aber ich weiß recht gut, warum Mama mehr von Bertha hält. Weil sie so schön französisch spricht und viel hübscher ist als ich. Es ist mir ganz einerlei," beschloß die Kleine, „ich bin froh, daß die Ferien

Digitized by Google

vorüber sind. Frau Müller und Emma und Lina werden sich freuen, wenn ich zurückkomme."

Wir hatten das Stationsgebäude erreicht. Aus Rücksicht auf die kleine Dame, die mir mit einer „Empfehlung vom Papa und das wäre für das Billet" ein Papierchen überreichte, in welchem sich der Betrag für einen Platz erster Klasse befand, nahm auch ich erste Klasse und wir traten gleich darauf in das Wartezimmer hinein.

Im Wartezimmer befanden sich nur wenige Passagiere; der größte Theil davon hatte sich durch die offenstehenden Glasthüren, welche herrliche Kühlung herein ließen, auf den Perron begeben und ging dort auf und ab.

Wir waren früh genug gekommen; meine jugendliche Reisegefährtin schien etwas ermüdet zu sein und nahm sofort auf einem der Stühle Platz. Sie packte aus ihrer kleinen Reisetasche allerlei aus, zuerst ein Fläschchen mit Eau de Cologne, dann Bonbons; aber alles das allein zu genießen behagte ihr nicht und sie bot mir von ihren Herrlichkeiten an.

Ich dankte und nickte ihr freundlich zu. Das Kind war wirklich allerliebst und erschien mir jetzt viel anmuthiger als vorhin, da sie von ihren Eltern sprach. Während sie nun noch mit ihren Sachen beschäftigt war, zog eine zimperliche Stimme von der Seite meine Aufmerksamkeit auf sich. Diese Stimme gehörte einer Dame von mittlerem Alter, welche mit einer allerliebsten Blondine von höchstens achtzehn Jahren in das Wartezimmer eingetreten war.

„Mein Himmel! Das ist nicht auszuhalten, wie es hier zieht. Die Glasthüren offen! Ist denn Niemand um — —? Alettchen, mache geschwind zu, aber schnell, es ist entsetzlich."

„Aber Mama!" klang Aletta's Stimme. Eine hastige Bewegung mit Mama's Sonnenschirm nach der Thür schnitt Aletta's Zögerung ab; offenbar sehr verlegen wollte sie gehorchen und ging auf die Thür zu; ich nahm mir die Freiheit, ihr behülflich zu sein, und mit einem: „Ich danke Ihnen," ging sie zu ihrer Mutter zurück.

„Wo ist denn das Reisetäschchen?" begann die Dame wieder. „Gott im Himmel! Du hast es im Wagen gelassen. Wie nachlässig! Du mußt gleich — —," und während die Mama, heftig erregt, ihre Blicke auf die Thür geheftet hielt, durch welche sie soeben eingetreten war, sah das Mädchen, wenig geneigt, einem zurückfahrenden Wagen nachzulaufen, überall umher und entdeckte denn auch den vermißten Gegenstand an der Seite des Sessels, auf welchem die Mutter kaum vorher Platz genommen hatte.

Die Dame lehnte ihr Haupt gegen die Lehne des Sessels und flüsterte etwas, was ich nicht verstehen konnte. Aletta antwortete ebenfalls unhörbar. Die Dame sprach dringender und nachdem Aletta entschieden ablehnend wieder geantwortet und den Kopf dazu geschüttelt hatte, öffnete die Dame die Augen, welche sie vorher geschlossen hatte, blickte mit einem Seufzer zum Himmel und es war mir, als hörte ich sie flüstern: „Das ist mein Tod!" Kaum war denn auch der Seufzer ausgestoßen, so sah ich das liebe Mädchen eiligst die Reisetasche öffnen und ein paar Medicinfläschchen herausnehmen. Auf eine hastige Andeutung der Dame ging sie dann mit hoch erröthetem Gesicht zum Klingelzug in der Ecke des Zimmers und zog ängstlich die Glocke.

Wie bedauerte ich das arme Kind, als sie darauf den eintretenden Kellner in unserer Gegenwart um ein Glas Wasser ersuchen mußte, und dann, nachdem er dasselbe gebracht hatte, mit zitternden Händen aus den beiden Medicinfläschchen wenige Tropfen hineinzugießen hatte.

Um sie nicht länger in Verlegenheit zu setzen, gab ich meiner kleinen Reisegefährtin einen Wink, um mit ihr das Wartezimmer zu verlassen, aber in demselben Augenblicke öffnete der Conducteur wieder die Glasthür und rief mit lauter Stimme die Worte: „Einsteigen, meine Herrschaften!" in das Wartezimmer.

Nur wenige Secunden darauf saß ich neben Marie im Wagen. Uns gegenüber befand sich bereits ein ältlicher Herr, der einen Knaben an seiner Seite hatte, als plötzlich die Thür noch einmal geöffnet wurde und sich die Stimme des Conducteurs: „Wenn ich bitten darf, meine Damen," vernehmen ließ.

Draußen wurde etwas gesagt.

„Bitte um Verzeihung," klang wie-

der die Stimme des Conducteurs, „es sind nur vier Personen darin und acht Plätze.“

Wieder wurde etwas Unverständliches entgegnet.

„Das ist ganz unmöglich, meine Damen. Wollen Sie nur gefälligst einsteigen, es ist die höchste Zeit.“

Noch eine Gegenrede.

„Aber, mein Himmel, verehrte Damen, es wird ja nicht geraucht! Schnell, wenn ich nun »bitten darf —!“ Gleich darauf wurde der Kopf der Dame von mittlerem Lebensalter sichtbar, verschwand aber sogleich wieder. Ich sah ein, daß Aletta einen Vorwurf bekam, weil sie zuletzt einsteigen wollte. Wer sollte der Mama von drinnen heraus die Hand reichen? Nach dieser öffentlichen Zurechtweisung schlüpfte das Blondköpfchen, belastet und beladen, zuerst herein, und war sofort bereit, der Mutter beim Einsteigen so viel als möglich behülflich zu sein.

Da saßen sie endlich einander gegenüber; die Mutter schien jeden Augenblick bereit, ihren Geist aufgeben zu wollen, die Tochter fand es warm, sehr warm! Plötzlich bemerkte sie, daß das Fenster an unserer Seite offen stand. Sie warf einen ängstlichen Blick auf ihre fortwährend sterbende Mutter; ich sehe sie mit sich kämpfen, zögern, sie wollte das Wort an mich richten, aber sie wendete sich verlegen wieder nach der andern Seite.

„Wünschen Sie, daß ich das Fenster schließen soll?“ fragte ich, als das Mädchen wieder nach mir hinsah.

„Sie sind sehr freundlich,“ klang es leise und verlegen; „wenn ich bitten dürfte.“

Aus Rücksicht für das arme Kind schob ich das Fenster herauf, aber kaum hatte ich ihr damit geholfen, ihrer Kindesliebe ein Opfer zu bringen, als ein: „Himmel — — Aletta! ich soll wohl ersticken?“ aus dem Munde der Mutter, und darauf ein nervöses Blicken nach dem kaum geschlossenen Fenster das arme Mädchen erröthen ließ und mich veranlaßte, zu unser aller Erleichterung, das Fenster wieder herabzulassen, so daß die frische Luft recht erquickend hereindrang.

Die Fahrt ging ohne besondere bemerkenswerthe Ereignisse weiter. Ich gerieth auch mit dem ältlichen Herrn und seinem verzogenen Söhnchen in das Gespräch. Der Vater konnte nicht satt werden, mir von den Vorzügen und Anlagen seines Jungen zu erzählen, und das kleine, schon sehr geckenhaft gekleidete Männlein hörte mit einem gewissen triumphirenden Selbstgefühl allen diesen Lobeserhebungen zu. Später stieg noch ein sehr gesprächiger Kaufmann in den Waggon ein und so gelangten wir endlich an die Station, wo meine kleine Reisegefährtin aussteigen mußte. Ich steckte ihr vorsichtig das Papierchen in die Hand, worein das Geld für die Eisenbahnfahrkarte gewickelt war, und sagte ganz leise:

„Dafür kannst du dir Bonbons und ein Fläschchen Eau de Cologne anschaffen.“

„Aber nein! Das geht ja nicht!“ entgegnete die kleine Marie, aber einige Augenblicke später, als sie aussteigen mußte und mir mit einem herzlichen Kuß für meine Güte dankte, flüsterte sie mir schnell ins Ohr: „Ich werde es aufheben bis zu den nächsten Ferien und dann etwas für Mama kaufen, dann wird sie freundlicher gegen mich sein.“

Ich übergab die Kleine darauf der Obhut einer Dame, welche auf sie wartete, und sah wie sie im Weggehen noch drei oder viermal nach mir umblickte und mit ihrem freundlichen Gesichtchen mir herzlich zunickte.

Armes Kind! Sie war wirklich nicht häßlich.

Und ohne Unfall erreichte der Zug den Ort seiner Bestimmung. Wo meine Reisegefährten blieben, weiß ich nicht. Nur soviel bemerkte ich beim Aussteigen, daß die Dame von mittlerem Lebensalter in Worten und Mienen zu erkennen gab, wie sie dem Tode näher als dem Leben, und die Hauptschuld dieses entsetzlichen Zustandes in dem Mangel an Sorge von Seiten Aletta's zu suchen sei. Was mich betrifft, ich nahm, nachdem ich einige Besuche gemacht hatte, ein Zimmer im Gasthof, da ich in der Stadt übernachten und erst am andern Morgen wieder zurückreisen wollte.

Mit dem ersten Zuge begab ich mich wieder nach der geliebten Heimath zurück.

Schwere Morgennebel hingen über den Feldern, aber man durfte hoffen, daß der Nebel sich verziehen und ein schöner Tag darauf folgen würde.

Willkommen, liebe Sonne!

Nun durchbrach sie den Schleier. Zuerst wurden die nahe liegenden Aecker und Bäume sichtbar, aber nach und nach zeigte sich die ganze Landschaft vom hellen Glanze bestrahlt.

Willkommen, liebe Sonne!

Auch über meinen Geist war ein Nebel gezogen, aber dein goldener Strahl wird ihn verscheuchen und dann —

Es wird mir schwer zu sagen, wie lange ich in die vorbeifliegende Landschaft starrte, während mein Geist noch vom Nebel bedrückt wurde, aber endlich sah ich, während der Zug nach und nach langsamer vorwärts ging, in der Nähe einer der Stationen ein seltsames Schauspiel. Ich sah einen Bauernburschen, einen frischen kräftigen Bauernburschen, und auf seinen Armen trug er ein altes Mütterchen, die mit ihren mageren Armen seinen braunen Hals umschlungen hielt.

Es war wohl ein seltsames Schauspiel! Das gelbbleiche und gerunzelte Gesicht des alten Weibchens ruhend auf der Schulter dieses Burschen, dessen lebhafte Gesichtsfarbe durch die Anstrengung noch höher geröthet war.

Der Zug hielt still. Ein Mann und eine Frau, die erst kurz verheirathet sein konnten, drückten nach einander herzliche Küsse auf den Mund der Alten, und zwischen dem Geräusch der Dampfmaschine und dem Lärm der Station vernahm ich doch von beiden Seiten herzliche Abschiedsworte und die Ermahnungen an den Burschen, die Alte gut in Acht zu nehmen.

Was die beiden jungen Eheleute sprachen und der kräftige Bursche darauf erwiederte, konnte ich verstehen; ich konnte auch sehen, daß die Alte nickte und ihre Lippen bewegte, aber was sie sagte, hörte ich nicht.

Diese Reisegesellschaft konnte ich mir nicht entgehen lassen. Glücklicherweise hatte ich die dritte Klasse genommen und da mehrere Passagiere ausgestiegen waren, gab es Raum genug in dem Wagen.

„Hier, Leute! Hier!" rief ich durch die offenstehende Thür hinaus, und der junge Ehemann, der mich zuerst gewahr wurde, sagte hastig zu dem Burschen, der das Mütterchen trug:

„Schnell, Konrad! Dort in dem Wagen ist Platz; der Herr wird helfen. Aber schnell, vorsichtig; ich werde dich von hinten unterstützen, und wenn der Herr ein bischen helfen will —"

„Laß mich nur allein einsteigen," entgegnete Konrad.

„Auch gut," versetzte der Andere. „Nun, Adieu, Mutter! Halte dich gut und auf Wiedersehen zur nächsten Kirmeß!"

Das Mütterchen, welches neben mir auf dem Schoße ihres Sohnes saß, sagte mit einer zitternden Stimme:

„Adieu, Wilhelm! Adieu, Hannchen! Gott segne euch, Kinder, hört ihr."

Puff! Ohne viel Complimente warf der Conducteur die Thür zu. Hannchen erhob sich draußen auf die Zehen empor, um der Mutter zum letzen Male zuzunicken; Wilhelm rief noch:

„Vorsichtig beim Aussteigen, Konrad!" Und — — fort ging der Zug.

Aber der Bauernbursche, der in der Nähe gesehen älter war, als ich anfänglich gemeint hatte, wischte sich den Schweiß von seinem Gesicht und sagte:

„Wie ist es, Mutter, sitzest du auch gut?"

„Köstlich! Köstlich!" klang es, für mich kaum verständlich.

In diesem Augenblicke trat der Conducteur in den Wagen und blickte genau so um sich, als wollte er sagen: Ihr Reisenden müßt wahrhaftig froh sein, daß ich euch nur mitnehme.

„Ihr habt doch zwei Billets?" frug er sofort meinen Nachbarn.

„Eins für Mutter und eins für mich," war die Antwort, „hier sind sie."

„Wollt ihr die Frau nicht auf die Bank setzen?" begann der Conducteur in herablassendem Tone.

„Danke schön!" klang die Antwort, und als der Conducteur mit einem raschen Achselzucken sich weggewendet hatte, erkundigte ich mich bei meinem Nachbar, was der Alten wohl fehle.

„Was ihr fehlt —? Ja, was soll ich darauf sagen," antwortete der Bauer: „Es ist das Alter, wissen Sie, einzig und allein das Alter. Mütterchen wird immer schwächer und schwächer, obgleich sie noch gar nicht so sehr alt ist, nämlich zweiundsiebzig. Sie ist von Kindheit klein und mager gewesen, aber seit dem Mai vergangenen Jahres ist sie so zusammengeschrumpft, daß es merkwürdig ist; sonst

gesund von Herz und Sinn und immer fröhlich und aufgemuntert," und mit lauter Stimme frug er die Alte: „Nicht wahr, Mutter, wir zwei gehen noch zusammen zum Vergnügen auf Reisen?"

Die alte Frau lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Aber würden Sie nicht wirklich besser thun, Ihre Mutter neben sich auf die Bank zu setzen?" fragte ich wieder.

„Gott bewahre!" entgegnete der Bauer; „sie ist zu schwach und sie liegt so bequem gegen mich angelehnt, wie ich vor vierunddreißig Jahren auf ihrem Schooße lag." Und wieder fragte er mit erhobener Stimme die Alte: „Nicht wahr, Mutter, vor vierunddreißig Jahren hast du mich das Tragen gelehrt? Ich mag schwer genug gewesen sein!"

Was die Mutter antwortete, konnte bei dem Wagengerassel nicht gehört werden, aber es war sicher zustimmend, denn sie lächelte dabei.

„Nun reisen Sie wohl zu einem Arzte?" fragte ich, aber der Bauer lachte und entgegnete: „Doctoren können der Mutter nicht helfen. Unser Doctor sagt: ‚Kräftig essen und den Muth behalten,' und der Pfarrer sagt: ‚Wir kommen und wir gehen,' und die Mutter ist so gefaßt und ruhig, wie ein Kind, das zu Bette muß. Ich, meinestheils, kann nicht dran denken — Thorheit! — —" Und lauter sagte er wieder: „Nein, Mutter, bleib nur ruhig mit dem Kopfe auf meiner Schulter liegen, du bist heute früh auf gewesen. Oder willst du durch das Fenster sehen? Das geht schnell, nicht? Sieh den Baum — schwupp! er ist vorbei. Der alte Christian wird dich recht beneiden, daß du noch auf der Eisenbahn gefahren bist. Siehst du die Windmühle? Eins, zwei, drei — da sind wir vorüber."

Das alte Mütterchen gab ein Zeichen der Verwunderung und der gesprächige Bauer fuhr gegen mich gewendet fort:

„Wissen Sie, lieber Herr, weshalb wir mit der Eisenbahn reisen? Wir wohnen in Pappeldamm und jeden Tag hieß es: Wie es sich doch wohl auf der Eisenbahn fahren mag? Nun ist Wilhelm, mein Bruder, seit einiger Zeit verheirathet, und gar oft sagte die Mutter: ‚Wie mag es Wilhelm und Johanna nur gehen? Wenn ich das doch noch sehen könnte!' Da dachte ich denn: Das soll die alte Frau doch noch erleben, sie soll auf der Eisenbahn fahren und sehen, wie Wilhelm und Hannchen eingerichtet sind. Und so sind wir denn zusammen auf die Reise gegangen; denn allein hätte sie es doch nicht machen können. Seit zwei Jahren kann sie nicht mehr gehen und muß immer getragen werden: des Morgens vom Bett auf den Stuhl und des Abends vom Stuhl aufs Bett und bei gutem Wetter ins Freie."

„Aber es war doch keine kleine Last für Euch, mit der alten Frau die Reise zu machen," warf ich dazwischen.

„Eine Last? Warum nicht gar!" entgegnete der Bauer; während der Ausdruck seines Gesichts sagte: da will ich Ihnen ganz etwas Anderes erzählen. „Daß die Mutter, zwei Jahre nach der Geburt meiner Schwester, als der Vater starb, Wittfrau blieb und dann für ihre vier Kinder mit diesen Händen — —" hier zeigte er auf die runzligen Hände des immer nach außen blickenden Weibchens — „Alles allein besorgen und das Wenige, was da war, zusammenhalten mußte, sehen Sie, das war eine Last. Daß sie uns vier in Arbeitsamkeit und Gottesfurcht voranging und uns in Ehren groß gebracht hat, das war eine Last, denn ohne dieses kleine magere Mütterchen hätten wir auf der Straße gelegen. Ich mag gar nicht daran denken, aber das weiß ich, wenn morgen ihr letzter Tag kommt, dann geht ihre Seele direct in den Himmel, das glaube ich so gewiß, wie ich an unsern Herrgott selbst glaube."

Ich nickte zustimmend und dachte bei mir selbst, daß die alte Frau, wie sie da von ihrem Sohn getragen wurde und in seinen Armen wie ein Säugling an der Mutter Brust ruhte, wohl jetzt schon wie im Himmel sei.

Die Sonne schien so hell und der Nebel, der über der Gegend gelegen und auf meine Seele gedrückt hatte, war völlig verschwunden.

Die Dampfpfeife verkündigte die Ankunft bei der nächsten Station. Ich half dem braven Sohn mit seiner theuren Last aus dem Wagen und dann sah ich ihn, während er auf einen andern Zug warten mußte, draußen auf einer Bank Platz nehmen und das alte Mütterchen auf Alles

aufmerksam machen, was sie noch gern einmal sehen wollte, bevor sich ihre Augen auf immer schlossen.

Viele Menschen sahen sich nach dem seltsamen Schauspiele um und es waren Manche darunter, die sich des Lachens nicht enthalten konnten, aber ich bemerkte doch auch Solche, die etwas Anderes empfanden. Was mich betraf, so hätte ich gern das alte Mütterchen an mein Herz drücken mögen, denn ich verdankte ihr einen jener Lichtstrahlen, wie wir sie in diesem Erdendasein oft so nöthig haben.

Schiller und Fichte

und ihr Verhältniß

zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart.

Von

L. Sengler.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es ist eine schöne alte Sitte, daß die Völker ihren großen Männern, den Heroen ihres Geschlechtes Ehre erweisen und ihr Andenken durch öffentliche Feier und Denkmäler verherrlichen. Sie ehren hiermit ja nur sich selbst, denn durch ihre Verehrung geben sie Zeugniß von der Verwandtschaft mit dem Geiste, welchen sie verehren; und in der Bewunderung des Großen richten sie sich ja selbst an der Größe empor und verbinden sich mit ihr. So fragt Goethe: „Was soll uns retten vor der Vernichtung durch große Persönlichkeiten?" Und antwortet: „Die Liebe, denn sie zieht uns zu ihnen hinan und verbindet uns mit ihnen."

In dieser Verehrung großer Männer ist die deutsche Nation keinem anderen Volke nachgestanden. Welches Volk hätte aber auch mehr Ursache, seine Größen, besonders auch auf dem Gebiete seiner Literatur, zu feiern als das deutsche, das, nachdem es seine politische Größe verloren hatte, seine Größe in seiner Literatur wiederfand? Die deutsche Nation, sagt man mit Recht, hat ihre Nationalität in ihrer Literatur gerettet. Aus ihr hat sie Kraft, Muth und Begeisterung zur Erhebung gegen die Napoleonische Knechtschaft geschöpft, und in ihr hat sie nach der Befreiung von jener Knechtschaft ihre Schlachten geschlagen für ihre innere nationale Freiheit und fortwährend angekämpft gegen ihre innere nationale Knechtschaft. In ihr hat sie ihre moralischen Eroberungen gemacht für die Grundlegung eines festen, unerschütterlichen politischen Baues, welcher ihr eine neue Zukunft gebracht. Und in dieser Zeit ist denn auch der Name Nationalliteratur in Deutschland entstanden und in Gebrauch gekommen, nachdem Goethe zuerst von einer Weltliteratur gesprochen und das Wort erfunden hatte.

Wie anders haben wir uns denn auch die gewiß einzig in ihrer Art dastehende hundertjährige Geburtsfeier von zwei Männern zu erklären, welche hiermit das deutsche Volk, wie keine anderen, die Seinigen genannt hat. Noch waren die Lüfte erfüllt von dem Nachklange des unendlichen Jubels der Schillerfeier, welcher von den deutschen Zungen in allen Welttheilen erscholl, wo sich die Deutschen als Brüder die Hände reichten und einander in die Arme fielen — als der hundertjährige Geburtstag eines der größten Geistesverwandten des großen Dichters herangebrochen war. Die Fichtefeier galt keinem deutschen Dichter, sondern einem deutschen Philosophen, und dennoch beging sie nicht blos die gelehrte Welt, begingen sie nicht blos die deutschen Universitäten, sondern es beging sie das deutsche Volk. Es feierte in ihm zugleich einen großen Charakter von echtestem deutschen Kern, einen glühenden und thatkräftigen Vaterlandsfreund, einen Vaterlandsbefreier mit eigenem Blut und Leben. Wir haben beide Feste gefeiert und die Werke und Thaten jener beiden Heroen preisen hören. Aber wir haben sie noch nicht neben einander auf ein gemeinsames, sie vereinigendes Piedestal gestellt gesehen, wie sie sich einander die Hände reichen zu ein und demselben großen Werke und sich einander ergänzen. Und eben auf diesem beide großen Männer vereinigenden Piedestal will ich dieselben hier nun aufzurichten versuchen.

Genie und Charakter müssen sich vereinen, um wahre Größe zu begründen, und beide müssen sich bilden an der Welt und dem Leben, müssen die Schule der

Erfahrung und Prüfung durchmachen zu ihrer Reife und Vollendung, müssen sich läutern und reinigen, um würdige Organe im Dienste der Vorsehung zu werden. Diese erspart ihren Lieblingen nicht die Mühen und Kämpfe des Lebens, sondern erzieht sie durch dieselben zu ihrer großen Sendung.

Dieses alles bewährt sich an unseren großen Dichtern und Philosophen. Genie und Charakter sind bei ihnen im schönsten Bunde vereint und erblühen unter den Nöthen und Stürmen des vielbewegten Lebens in einer rauhen Wirklichkeit auf. Sie stählen ihre Kräfte in dem gewaltigen Widerstand, den sie zu leisten haben, drängen sie in sich selbst in einen Mittelpunkt zusammen, damit sich an ihrer starken Innenwelt die Wogen der wilden an sie heranstürmenden Außenwelt brechen müssen. Aus jedem Lebenskampf gewinnt ihr Geist neue Kräfte zum neuen, verstärkten Widerstand. Beide Heroen gingen aus dem Volke hervor und wurden bald aus der Familie in die Welt und in ihr auf sich selbst gestellt. Fichte seufzt bald unter dem Drucke zu Schulpforta und sucht ihm zu entfliehen, kehrt aber wieder freiwillig dahin zurück; denn er soll sich zu seinem Berufe vorbereiten. Schiller flieht aus Stuttgart und kehrt nicht mehr zurück; denn man will ihm seinen Beruf vernichten. Noth und Entbehrung stellen sich bald bei Beiden ein. Täuschungen auf Täuschungen vom Glück folgen aufeinander bei Beiden. Sie bewegt ein mächtiger Thatendrang, etwas in der Welt zu werden, einzugreifen in die Umgestaltung der Welt. Nach Thaten dürstet ihre Seele, mit ihnen die Welt zu erfüllen. Schiller verspricht Streicher bei ihrer Trennung in Mannheim, daß er Minister werde, Fichte will in seinem achtundzwanzigsten Jahre Fürstenerzieher werden und seinen Platz in der Menschheit durch Thaten bezahlen, an seine Existenz in die Ewigkeit Folgen knüpfen.

Der Mensch denkt und Gott lenkt. Sie sollen in einem ganz andern Sinne Erzieher und Minister der Fürsten und Völker werden. Sie sollen einen eigenen Thron besteigen, der herrlicher ist als jeder Fürstenthron. Von ihm herab sollen sie herrschen und die Welt mit unsterblichen Thaten erfüllen, die Rathgeber und Erzieher der Fürsten und Völker werden. Denn als die Throne der Kirche und des Staates zu wanken anfingen, und noch eher, als der Sturm der Revolution über Europa hereinbricht und jene beiden Throne zugleich erschüttert, hatte schon das deutsche Volk nach festen Fundamenten in der Tiefe des Geistes gegraben und die ewigen Güter der Nation nicht blos vor der Verwüstung gerettet, sondern sie auch zu den Stützen gemacht, auf welchen Thron und Altar bleibend und sicher befestigt werden könnten. Während nämlich die übrigen europäischen Völker durch blutige politische Revolutionen ihre Freiheit und Befreiung zu erobern suchten und in diesem Kampfe oft ihre Kräfte verzehrten, hatte die deutsche Nation durch Reformation die innere Freiheit, das ewige Gesetz für dieselbe in dem religiösen, sittlichen und staatlichen Gebiete zu begründen gesucht, um durch dasselbe zur äußern Freiheit zu gelangen. Auch Deutschland hat seine Revolutionen gehabt, aber im Innern, im Geiste und in seiner Literatur. In ihnen hat es seine ideale Geschichte begründet, in ihnen hat es seine unblutigen Schlachten der Revolutionskriege für seine Freiheit geschlagen. Die deutsche Nation hatte Goethe's Wort zum Wahlspruch gemacht: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister und das Gesetz nur kann die Freiheit geben.“ Auch Deutschland hat, wie Heinrich Heine den Franzosen zuruft, in Kant seinen Robespierre, in Fichte seinen Napoleon gehabt. Fichte hat als eine moralische Großmacht gegen Napoleon mit Erfolg gestanden und für das deutsche Volk seine großen Eroberungen gemacht. Er und Schiller stehen im schönsten Bunde vereint als Heerführer der deutschen Nation an der Spitze jener Befreiungskämpfe. Kein Anderer hat den Geist ihres Volkes in jener großen Culturepoche reiner und edler vertreten als Beide. Beide haben die Sturm- und Drangperiode, die revolutionäre Phase der Entwicklung des deutschen Geistes, zuerst vertreten, Beide haben sich aber auch zugleich über sie zur Restauration und zur Reaction gegen jene erste Periode und zwar in der Weise erhoben, daß sie den Geist der Revolution in die Bahn der Reformation geführt haben. Dazu mußten sie sich aber erst selbst läutern

und erziehen und so ihre Lehr- und Wanderjahre auch innerlich durchkämpfen und sich vor allem selbst bezwingen, um sich allmälig zu ihrer Meisterschaft zu erheben. Sie haben mit der Sturm- und Drangperiode begonnen und sind alsdann zu der Periode der Orientirung, der Vertiefung und Erweiterung und ebenso der Reinigung und Verklärung übergegangen und haben sie zum Fundamente ihrer letzten gereiften, vollendeten Meisterwerke gemacht. Beide sind Idealisten. Schiller vertritt den poetischen, Fichte den philosophischen Idealismus, aber die Idee der Sittlichkeit ist die Seele des Idealismus Beider. Freiheit, Humanität und weltgeschichtlicher, die Menschheit beglückender Fortschritt steht auf ihren Fahnen geschrieben. Es ist aber ihre Freiheit eine gesetzmäßige, ihre Humanität eine ideale, durch ästhetische und ethische Bildung veredelte, ihr Fortschritt ein Fortschritt durch Reformation und Evolution, nicht durch Revolution; die Idee der Sittlichkeit ist die unverrückbare Grundsäule und der Leitstern derselben.

Ich beginne mit Schiller und lasse alsdann ihm Fichte ergänzend zur Seite treten, um sein Werk fortzusetzen und zu vollenden und zeige endlich, welche Bedeutung dies ihr gemeinsames Werk für unsre Nation und die Menschheit hat.

I. Schiller.

Bei Schiller tritt in den ersten Dramen der Kampf der Freiheit, Menschenrechte und Humanität mit den bestehenden Verhältnissen in der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, dem Staate und der Kirche in ihren verschiedenen Formen hervor. Wie sich das Ideal hebt, sich vertieft und erweitert, hebt, vertieft und erweitert sich auch die Wirklichkeit und der Kampf zwischen beiden nimmt immer tiefere und umfassendere Dimensionen an. In den Räubern erscheint die Freiheit und Humanität in der rohesten, unberechtigtsten Form, sie erscheint in einer Gesellschaft außer aller menschlichen Gesellschaft, in einer Räubergesellschaft als eine Kriegserklärung gegen die gänzlich faule Form und Unnatur derselben. Gegen diese Unnatur tritt die menschliche Natur in den Räubern als berechtigt auf, um sich an ihr zu rächen. In Cabale und Liebe erscheint der Kampf der menschlichen Natur mit der Unnatur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, in den Ständen. In Fiesco erhebt sich der Kampf der bürgerlichen Stände, welcher in Cabale und Liebe geführt wird, zu dem Kampfe um die politische Freiheit des Staates. In Don Carlos endlich erscheint diese Freiheit und Humanität als höchstes, die Völker beglückendes Ideal gegen das bestehende Staatswesen mit der Forderung, dasselbe nach ihm umzuschaffen. Es ist hiermit das politische Ideal des Dichters als sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen und als sein Programm aufgestellt. Nach ihm sollen die Völker wiedergeboren und eine ganz neue politische Welt geschaffen werden. Das Ideal appellirt von der gegenwärtigen an die zukünftige Menschheit, an die kommenden Jahrhunderte, in welchen die Völker ihm entgegenreifen sollen. Hiermit ist Schiller's Sturm- und Drangperiode geschlossen. Er hat den Völkern und Fürsten den Spiegel vorgehalten, damit sie sehen sollen, was sie sind und sein und daher werden sollen. Zu ihrer Reife sollen sie erst durch Jahrhunderte erzogen werden und Schiller will ihnen auch den Weg zeigen, wie dieses geschehen kann und soll. Es ist die ästhetische Erziehung. Als Schiller in seiner ersten Periode sein Ideal der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit und Humanität als berechtigt gegen die bestehende geschichtliche Ordnung und Verhältnisse und diese als völlig unberechtigt hingestellt und so eine Kriegserklärung gegen diese ausgesprochen hatte, — antwortete die französische Revolution auf diese unblutige Revolution mit einer blutigen, welche Schiller so sehr überraschte und erschreckte, daß er sogar als Vertheidiger Ludwig's XVI. nach Paris gehen und die Franzosen von ihrem Königsmorde abhalten wollte. Er führte dieses zwar nicht aus, aber prophezeite dieser Revolution ihren nächsten Erfolg in der Napoleonischen Knechtschaft, die sich über ganz Europa verbreiten würde, fast wörtlich. Jetzt sah er ein, daß eine solche schranken-, gesetz- und maßlose Freiheit nur zu dem Verderben der Völker werden müsse und die Revolution die bestehende Ordnung und Gesetze als

unberechtigt über den Haufen werfe und damit Kirche und Staat und die gesellschaftlichen Verbindungen mit ihrem Mißbrauche selbst vernichte und ihren Gebrauch aufhebe. Er trennte sich daher erschrocken von dieser Revolution und bekämpfte sie in jeder Weise als unheilvoll. Jetzt war daher ein ganz neuer Weg für ihn selbst vorgezeichnet. Der abstracten boden- und gesetzlosen Freiheit und Humanität war die erfahrungsmäßige Wirklichkeit, ihr waren die bestehenden Verhältnisse in ihrer Berechtigung entgegenzustellen. Das Studium der Geschichte der Welt und der Völker war daher der erste und nächste Schritt, den Schiller selbst that, um die geschichtlich begründete Ordnung in ihrer Berechtigung gegen die Freiheit ins volle Licht zu stellen, als die reale Seite gegen die einseitig ideale. Er mußte daher die ideale Seite in jener nachweisen. Zu diesem Behufe wandte er sich an die Philosophie, um in ihr die Principien und die durch die Vernunft erforschten und beglaubigten Ideen und Ideale zu finden und sie als die höhere, göttliche Ordnung, die Providenz in der Geschichte der Völker und Menschheit begründende Macht hinzustellen, in ihnen das ewige Gesetz, die göttliche Nothwendigkeit, und die auf ihr beruhende moralische Weltordnung zu finden. Damit trat das religiös-sittliche Element für Schiller in den Vordergrund, und beherrschte fortan seine Welt- und Lebensansicht. Diesen Standpunkt begründete er durch die Kant'sche Philosophie; und wie er auf dieser seine neue Dichterperiode und seinen Höhepunkt in ihr erreichen konnte, lernte er nun durch das Studium des griechischen Alterthums und in dem Umgang und der Freundschaft mit Goethe. Er sah nun ein, daß die Menschheit erst zur Freiheit durch Begründung derselben im Gesetz erzogen werden und zu diesem Behufe die Selbstsucht in jeder möglichen Form überwunden und dem sittlichen Gesetz zum Opfer gebracht werden müsse. Er hielt aber als Dichter die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts für dieses Mittel und schrieb in Prosa im Jahre 1795 seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, nachdem er schon im Jahr 1788 in dem Gedichte „die Künstler" die Geschichte dieser Erziehung in weltgeschichtlicher Form gezeigt hat. Allein die gesammte Geschichte des religiösen, sittlichen und staatlichen Lebens ist eine Erziehungsgeschichte der Völker; und indem er dieses in seiner zweiten Dichterperiode von Wallenstein bis Tell als eine Welt- und Völkertragödie darstellte, erschienen diese Tragödien zugleich auch als die lehrreichste und wirksamste ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts für die sämmtlichen europäischen Culturvölker. Denn die Bühne dieser Tragödien sind eben die Länder der europäischen Culturvölker Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens und die Völkerkämpfe in diesen Reichen. Vom deutschen Boden war Schiller im Wallenstein ausgegangen und hat die Wanderung durch alle europäischen Culturvölker: durch England in der Maria Stuart, durch Frankreich in der Jungfrau und Italien in der Braut von Messina gemacht, und ist alsdann am Ende wieder auf deutschen Boden zurückgekehrt in seinem Tell. In ihm ist die im Don Carlos prophetisch verkündete Zeit, das Jahrhundert erschienen, in welches die Menschheit durch Bildung und Erziehung für die Freiheit herangereift ist, und einen festen, bleibenden, unerschütterlichen Boden im deutschen Vaterland gefunden hat. Der Kampf, welcher hier für die Freiheit geführt wird, ist ein völlig berechtigter: wenn daher alle bisherigen tragischen Helden Schiller's gefallen sind, weil sie sich noch nicht genug geläutert und zum reinen Organ im Dienste der Vorsehung gemacht hatten, wird hier der Kampf von dem Helden mit Erfolg geführt und mit dem Siege gekrönt: der Held bleibt mit seinen Mitkämpfern für die neue Ordnung erhalten und auf dem Schauplatze stehen. Sehen wir uns hier die Sache etwas näher an, um die ganze Bedeutung dieser letzten Dichterperiode besser zu verstehen. Schiller hatte von der Geschichte gelernt, das Bestehende in seinem Werthe anzuerkennen, das Bleibende von dem Vergänglichen in derselben zu unterscheiden und in dem Scheine noch das Wesen zu erkennen und heilig zu halten. So ist sein Idealismus realistisch geworden. Er hatte ferner durch das Studium der Griechen

das Maß und die Harmonie als das Gesetz für die Freiheit und das Schicksal als religiöse Macht über dem Gesetz, und im Shakspeare diese Macht als eine sittliche kennen gelernt. Er hatte endlich durch die Kant'sche Philosophie als die Leitsterne der Geschichte die Ideen und Ideale erkannt, er hat sie in der reinen Vernunft und in ihnen eine sittliche Aufgabe entdeckt, welche die Menschheit rein mit Aufopferung ihrer selbst, ihrer sinnlichen, egoistischen Interessen und Neigungen verwirklichen soll.

So hatte sich sein Idealismus nach allen Seiten vertieft und erweitert zugleich, war religiös-sittlich geworden, hat das Sittengesetz und Gewissen zum höchsten Richter über göttliche und menschliche Dinge und zum Princip der Geschichte gemacht. Er zeigte hiernach den Völkern und der Menschheit ihre höchsten Güter in den Ideen und Idealen, aber auch die schweren Bedingungen, durch welche sie zu erobern sind. Er sagt ihnen: „Soll es besser werden, so werdet ihr besser. Wenn das geschichtlich Bestehende eitel und nichtig ist und beseitigt werden soll, so gehört vor allem ihr selbst zu ihm in eurem Denken, Fühlen und Wollen, und dieses müßt ihr vor allem beseitigen, wenn die äußere Welt und ihre Zustände anders und besser werden sollen. Werden die Menschen und Völker erst besser, erst innerlich sittlich, frei und stark, dann wird ihnen auch die bessere Zukunft erblühen, nach welcher sie streben. Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron und schlägt ihn unter euch auf. Allein die Poesie soll nicht blos philosophischer sein als die Geschichte, sondern auch als die Natur. Auch diese soll wie die Geschichte gereinigt und idealisirt werden durch ihr Wesen." Dieses hatte Schiller nun von Goethe in seinem Freundschaftsbunde mit ihm gelernt. Und so ist er auch fortan gerecht gegen jede individuelle Eigenheit, sobald sie nur einen gesunden Kern hat; nicht blos auf das Allgemeine, allgemein Menschliche, sondern auch auf das Individuelle des Einzel- und Völkerlebens, um es in seiner Wahrheit und Berechtigung anzuerkennen, war fortan seine Dichtkunst gerichtet. In allem diesem hat daher Schiller einen neuen Menschen angezogen. Von diesem Standpunkte schafft er besonders seine letzten Tragödien. Der höchste sittliche Maßstab wird hier an seine Helden gelegt und sie gewogen, und wenn sie zu leicht befunden werden auf dieser strengen Wage, fallen sie dem strengen Gerichte, der unerbittlichen Gerechtigkeit anheim. Es sind die höchsten, idealsten Güter der Menschheit: Religion, Sittlichkeit, Wahrheit, Recht, für welche er seine Helden in den Kampf führt, von Wallenstein an bis zum Tell. Sie sind realistisch, aus ihrem eigenen Inneren webt sich ihr Schicksal und ihre Schuld. In ihrer Brust sind ihres Schicksals Sterne. Er macht sie auch nicht mehr zu bloßen Trägern von Ideen wie in seiner ersten Dichterperiode, sondern sie erscheinen in denselben nach ihrem individuellen Wesen und aus ihm steigt ihre Schuld auf, sie ereilt somit ihre gerechte Strafe. Der Dichter hält hier, wie gesagt, die Wage der strengsten poetischen und sittlichen Gerechtigkeit in der Hand und zeigt sich Gott, der sie ihm gab, dafür verantwortlich. Alles erkennt er in seiner Wahrheit, Berechtigung und Schönheit an, wo es sich auch findet, und stellt es in seiner Verklärung dar. Da gilt keine Vorliebe für das eine oder das andere Volk und Individuum, keine Confession hat den Vorzug vor der anderen, Abscheu und Liebe vertheilen sich nur nach der Gerechtigkeit der Sache. So steht der Dichter über der Welt und ihrem selbstsüchtigen Treiben wie ein Gott, erhebt in Allem das Gute und erniedrigt in Allem das Böse und theilt ihm sein Loos zu. Alle anderen Tendenzen sind ihm fremd. So führt uns der Dichter in die Religions- und Nationalkämpfe um die religiöse und politische Freiheit von Wallenstein bis Tell und vertheilt sie an sämmtliche europäische Culturvölker nach der Eigenthümlichkeit jedes Volkes und Individuums ohne alle Vorliebe für eine christliche Confession und Nation. Der Katholik und Protestant, der Deutsche wie der Engländer u. s. w., Jeder wird nach seinen Werken, nicht nach seiner Confession und Nationalität gerichtet. Vor Gott und dem Dichter sind sie gleich. Es verherrlicht sich aber in ihnen ihre Confession und Nationalität nach ihren eigenen indivi-

duellen Thaten, die ihnen entweder zum Leben oder Gerichte sind. Protestanten haben den Dichter getadelt, daß er den Katholicismus in der Jungfrau und Maria Stuart zu sehr verherrliche und dem protestantischen Principe nicht mehr Rechnung trage. Katholiken haben den Dichter zum Katholiken oder Freund ihrer Confession deshalb machen wollen, und erst vor einigen Jahren ist eine Schrift in diesem Sinn erschienen. Allein der Dichter steht als Dichter über allen Gegensätzen des Seins und Lebens, um sie in ihrer Bedeutung zu zeigen und zu versöhnen. Denn Versöhnung ist die Aufgabe der Poesie wie der Religion. Weder durch Indifferentismus noch Befangenheit in den Gegensätzen vermag er es; nicht unter und auch nicht zwischen, sondern über und in ihnen steht er zugleich. In diesem Sinne hat Schiller der deutschen Nation den Weg ihrer Versöhnung und damit zu ihrer bleibenden Einheit, Macht und Größe in seiner zweiten Dichterperiode gezeigt: das Christenthum steht in und zugleich über den Confessionen, die Religion ist ein einzelner Culturzweig neben der Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft, und wie die Menschheit über den Völkern, die Cultur über der Nationalität steht, so steht auch die deutsche Cultur über den einzelnen Confessionen und soll sie in dem Nationalgeiste vereinen. In diesem Sinn und zu diesem Ziele will der Dichter die Nation durch ihre confessionellen und politischen Kämpfe und Leiden erzogen haben für die felsenfeste Begründung ihrer confessionellen und politischen Einheit und Freiheit. Die Religions- und Staatsinteressen stehen oft im Dienste der Selbstsucht bei Hohen und Niederen. Die Religion und der Staat, wie sie im Volke wurzeln und leben nach ihrem inneren unverfälschten Wesen, sind etwas Anderes, als wie sie oft in der Hand der Regierungen der Diplomatie zum Hebel selbstsüchtiger Interessen dienen. Dieses alles unterscheidet der Dichter in seinen letzten Dramen überall und stellt so Religion und Staat in den nationalen und confessionellen Formen in ihrer Wahrheit, Berechtigung und Verklärung neben ihre Caricaturgestalten, zu der sie durch selbstsüchtige Interessen herabgewürdigt werden. Hier heißt es: dem Verdienste seine Krone und Vernichtung der Lügenbrut. Denn der Dichter soll in jeglicher Erscheinung den Schein an dem Wesen offenbaren.

So zeigt uns denn auch Schiller in seinen letzten Dramen die Religion und die Sittlichkeit, den Staat, wie sie im Volke wurzeln und leben und zu selbstsüchtigen Interessen und Zwecken von den Häuptern und Führern desselben, den Regierenden, mißbraucht werden, und es fallen daher auch seine tragischen Helden, von Wallenstein bis zum Tell. Hier tritt nun zum ersten Male das Volk selbst in den Kampf um seine Freiheit, hilft sich selbst gegen seine Führer und Unterdrücker und legt den festen Grundstein zu seiner Freiheit, und zwar auf deutschem Boden. Es spricht dieses Volk zu sich: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht" u. s. w., der Posa, welcher im Don Carlos sich dem Tode für die Freiheit, für die ihm sein Jahrhundert noch nicht reif ist, weiht und so die Bürgschaft für ihre Zukunft übernimmt, erscheint hier in Tell und erfüllt so seine Prophezeiung. Denn der Dichter ist ein Prophet:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Drin die Welt sich, die ewige spiegelt,
Er hat Alles geseh'n, was auf Erden geschicht,
Und was noch die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

II. Fichte.

Als Schiller starb, war Deutschland erst theilweise in fremder Knechtschaft, die schon im nächsten Jahre sich über ganz Deutschland erstreckte. Er hatte dessen Freiheit als Dichter verkündet und durch ästhetische Erziehung dasselbe zu ihr führen wollen. Allein es blieb eben damit noch die That zu thun übrig. Schiller wurde von seinem Kosmopolitismus immer mehr zum Patriotismus und Nationalismus seines Volkes geführt. Die Idee der Schönheit sollte zur Idee der Sittlichkeit und Wahrheit führen. Waren diese beiden durch jene erst gereinigt, so mußten sie in den Dienst der Menschheit und des deutschen Volkes treten. Es mußte auf die ideale That die wirkliche, auf die ästhetische That und Erziehung des deutschen Volkes die sittlich-prak-

tische folgen. Und der Mann, welchem der vom Erdenschauplatze 1805 abtretende Dichter diese Aufgabe in die Hand giebt, steht schon mit allen Waffen zu seinem Werke gerüstet neben ihm. Es ist der Philosoph Fichte. Keinen Geistesverwandteren und Tauglicheren hätte er wählen können. Groß von Geist und Charakter wie er, der Deutscheste der Deutschen, vereinte er in seiner deutschen Kernhaftigkeit die Tiefe des deutschen Gemüthes, Klarheit des Verstandes, unerschütterliche Festigkeit des Willens und der Thatkraft, die kühne Entschlossenheit zur That, feste Beharrlichkeit mit deutscher Treue in ihr, dem keine Berge von Hindernissen unübersteiglich sind, dem jeder Kampf nur neue Kräfte zum weiteren verlieh, und der, mit aller Todesverachtung ihn übernehmend, lauter und rein, völlig uneigennützig in seinen Mitteln und Zwecken dastehend, seine Mission antritt, die Menschheit, sein Volk, sein Vaterland nicht nur von der äußeren, sondern auch inneren Knechtschaft zu befreien, ihm nicht blos die Befreiung, sondern auch die Freiheit zu bringen. Wie Schiller war er aus dem Volke hervorgegangen, wie er, durch die harten Lebenskämpfe gestählt, von einer gemeinsamen Mutter, der Kant'schen Philosophie, genährt und aus ihr seine Weltansicht und auch zugleich moralische Macht, sie zu verwirklichen, schöpfend, tritt er, in diesem allen Schiller ähnlich, auch wie er nach den langen Wanderjahren des Lebens von Nahrungssorgen gequält, wie Schiller's Leben eine Armuths- und Krankengeschichte ist, zunächst in denselben Hafen ein, in welchen Schiller einige Jahre früher eingelaufen war, als Professor an der Universität Jena, ein Hafen, aus dem er aber bald wieder von Stürmen ins offene Meer verschlagen werden sollte. Hier leben und wirken Beide zusammen und treten in einen Freundschaftsbund. Wie Schiller hatte Fichte seine Sturm- und Drangperiode, die ihn läutern, reinigen und erheben sollte. Diese eröffnete er im Jahre 1792 mit zwei Schriften, die eine: „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten"; und die andere: „Beiträge zur Berichtigung des Urtheiles des Publiciums über die französische Revolution." Diese Schriften sprechen dieselben Ideen und Gedanken aus, welche den vier ersten Tragödien Schiller's zu Grunde liegen und welche diese aussprechen. Allein nun kommt bei Fichte die Zeit der tieferen Orientirung wie bei Schiller. Er findet auch in Kant sein tieferes Fundament und gründet auf es sein eigenes Gebäude der Philosophie, in welchem er jenes tiefer graben und consequenter ausbauen will. Hierzu wird ihm in Jena sein Wirkungskreis eröffnet: der glänzendste Schauplatz für das neu aufblühende Leben des deutschen Geistes und der herrliche Sammelplatz für ihre ersten Größen, mit denen Fichte in den schönsten Bund tritt. Hier will er aber auch praktisch wirken und überall das Leben umschaffen nach seinem Systeme. Sein ungestümes terroristisches Eingreifen zur Umschaffung des Studentenlebens zieht ihm den Haß und die Verfolgung derselben zu, so daß er eine Zeit lang aus Jena flieht. Seine moralischen Vorlesungen am Sonntag lassen ihn als einen Religionsverächter erscheinen, welcher an die Stelle der christlichen Religion die Göttin der Vernunft einführen wolle, und nach einer literarischen Arbeit hält man ihn für einen Gottesleugner. Er wird des Atheismus angeklagt, und als ihm ein Verweis von der Regierung in Aussicht steht, droht er derselben, die Universität zu verlassen, wenn jener Verweis erfolge, worauf seine Entlassung verfügt wird. Wie ein Geächteter flieht er von Jena nach Berlin, und als ihm auch hier das Asyl verweigert zu werden scheint, giebt der König den Ausschlag also: „Wenn Fichte ein guter Bürger ist, wie ich höre, so mag er in meinen Staaten bleiben. Was er mit seinem Gott hat, mag dieser mit ihm ausmachen."

Es war am Ende des 18. Jahrhunderts, und mit ihm hatte auch Fichte's Sturm- und Drangperiode ihr Ende erreicht, und er beginnt wie Schiller die zweite Periode mit einer tieferen Orientirung und Sammlung, mit einer Vertiefung und Erweiterung seines Standpunktes. Sein subjectiver Idealismus, in welchem das menschliche Ich Ein und Alles und das Centrum war, um welches sich Gott und Welt bewegen sollten, veränderte

sich so, daß Gott nur Ein und Alles wird, und das menschliche Ich und die Welt sich um ihn bewegen. Er wird Pantheist, tritt damit vom rein moralischen zum religiösen Standpunkt und stellt die christliche Religion und das Evangelium Johannis oben an. So beginnt er das neue Jahrhundert als ein neuer Mensch mit einer Art von religiös-sittlicher Weihe. In Berlin hatte sich aber auch seine Welt und der Schauplatz seiner Wirksamkeit erweitert und ihn in neue weitere Bahnen gelenkt. Hier hielt er vor einem aus allen Ständen gemischten Publicum Vorlesungen, und unter denselben befanden sich die ersten Größen seiner Zeit, wie W. v. Humboldt, Kotzebue u. s. w., die Minister v. Schrötter und Altenstein und auch als ständiger Zuhörer in den Vorlesungen von 1804 bis 1805 über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters erschien Fürst Metternich, damals österreichischer Botschafter in Berlin. Bis jetzt und auch in den eben genannten Vorlesungen von 1804 bis 1805 war Fichte noch Kosmopolit. „Ich frage," sagt er hier, „welches ist das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? In jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, welcher auf der Höhe der Cultur steht; und in diesem Weltbürgerthume können wir denn über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen für uns selbst und unsere Nachkommen bis ans Ende der Tage." Aber gerade jetzt, wo Schiller seine Laufbahn mit seinem Tode schließt, geht auch in Fichte eine radicale Veränderung durch die bereits eintretenden Weltereignisse in seinem Vaterlande vor, welche ihm von dem Kosmopolitismus zu dem Nationalismus und Patriotismus den entscheidenden Schritt gebieten, durch welchen er erst im Stande ist, Schiller's Vermächtniß zu übernehmen und für Deutschland zu erfüllen.

Der Dichter Schiller ist, wie oben gezeigt, schon länger von seinem Weltbürgerthum zum deutschen Volksthum übergegangen. Das im Don Carlos ausgesprochene Ideal der welt- und völkerbeglückenden religiösen und politischen Freiheit hat bei allen Culturvölkern Europa's den Boden gesucht und auch in ihnen sich bereitet, bis es endlich in Deutschland einen festen Boden gefunden und auf ihm Wurzel geschlagen hat, wie ferner die Idee des Volkes immer mächtiger als die befreiende Macht gegen die Selbstsucht der Regierungen und Intriguen der Diplomatie bei Schiller's letzten Tragödien in den Vordergrund trat, bis sie soweit erstarkt war, um endlich durch Selbsthülfe des Volkes den Sieg zu erlangen und den Grund zu legen zur deutschen Macht und deutschen Einheit, auf welcher sie erst Throne und Altäre nicht nur bleibend befestigen, sondern auch ihnen jene Macht und Stärke sowohl nach innen als nach außen verleihen konnte, um Deutschlands Größe, Herrschaft und Herrlichkeit unter allen anderen Völkern und Weltreichen zur Anerkennung und Geltung zu bringen und so ihre weltgeschichtliche Mission zu erfüllen. Dieses hat der Dichter in seinem letzten vollendeten Werke, im Tell, in prophetischer Begeisterung ausgesprochen.

Deutschland war, als der Dichter starb, noch in der Napoleonischen Knechtschaft, die im folgenden Jahre erst ihre volle Höhe erreichte. Diese Knechtschaft war daher vor allem zu brechen und aus diesem Befreiungskampfe und Siege die Bedingungen zur Verwirklichung jener vom Dichter verkündeten Freiheit zu schöpfen. Und der Mann, welcher dieses vor allem erkannte und hier entscheidend in das Rad der Zeit mit mächtiger Hand eingreifen und das Werk in Angriff nehmen sollte, war eben Fichte: der Mann der Freiheit und That, in dem jetzt auch die hierzu führende Umwandlung in folgender Weise eintrat.

Als nämlich Napoleon das letzte Bollwerk in Deutschland gegen seine Knechtschaft in Preußen im Jahre 1806 angriff, war es vor allem Fichte klar, daß dieses für die deutsche Nation ein Kampf auf Leben und Tod, um Sein und Nichtsein sei. Jetzt entflammte sein Patriotismus und entzündete nahe und fern aufs gewaltigste. Es war ihm jetzt klar, was mit Deutschland auf dem Spiele stand, für die Völker und die Menschheit. Er erkannte jetzt den weltgeschichtlichen Beruf seiner Nation zum Segen der Erde und legte ihr denselben vor Augen und ans Herz. Jetzt schon rüstete er sich zu seinen Reden an die deutsche Nation und entwarf schon ein Bruchstück an die deutschen Krieger,

das mächtig zündete. Hier sprach er aus, er wolle entweder mit dem Vaterlande frei leben oder mit ihm untergehen. Er rüstet sich, das Heer als Feldprediger zu begleiten und mit ihm entweder zu siegen oder zu sterben. Die verlorene Schlacht von Jena öffnet dem Feinde die Hauptstadt, und er hält in ihr seinen Einzug. Fichte, den Napoleon schon als eine starke gegen ihn gerüstete und rüstende Großmacht erkannt hatte, muß fliehen und kehrte erst nach dem geschlossenen Frieden, aber mit neuem Muth und neuer Kraft gestählt, in die Hauptstadt zurück, um hier gegen den Feind seine Hauptmacht zu entfalten zur Aufrichtung und Wiederverjüngung des Vaterlandes, und hielt zu diesem Endzweck im Winter 1807 bis 1808 in der Mitte des ihn umgebenden Feindes seine berühmten Reden an die deutsche Nation. Er deckte hier schonungslos die Quelle des Uebels auf und fand nur radicale Heilung in einer Nationalerziehung. Er wies sein Volk auf dessen großen, in seinem Nationalgeiste begründeten weltgeschichtlichen Beruf. So bereitete er dasselbe zu seinem Befreiungskampfe im Jahre 1813 vor, und als die Stunde schlug, tritt er, mit aller Macht Jung und Alt aufmunternd, auf den Schauplatz. Er hält seine begeisternden Reden an die in den Krieg ziehende Jugend und will mit ihr als Feldprediger ins Feld ziehen. Als diesen Antrag der König verwarf, fügte sich Fichte mit schwerem Herzen in sein Schicksal und eröffnete nach der Schlacht bei Leipzig wieder seine akademischen Vorlesungen, während seine Gattin, Klopstock's Nichte, sich in den Lazarethen der Krankenpflege der verwundeten Krieger unausgesetzt widmete. Fünf Monate hält sie es aus, bis auch sie das Nervenfieber ergreift. Es schien keine Rettung für sie. Da trat eine Krisis ein, die Rettung versprach. Von Freude überwältigt, umarmte sie Fichte als gerettet und empfing wohl von ihr selbst den Todeskeim. Sie war gerettet und er dem Tode verfallen. Das Nervenfieber hatte auch ihn aufs heftigste erfaßt und trat schon am anderen Tage hervor. Das Fieber raubte ihm das Bewußtsein. In einem lichten Augenblicke brachte ihm sein Sohn die Nachricht von Blücher's Rheinübergang und raschem Vordringen der Verbündeten in Frankreich. In seinen Fieberphantasien nahm er noch Antheil an den Kämpfen und Siegen, und als sein Sohn ihm mit Arznei nahte, sprach er: „Laß das, ich bedarf keiner Arznei mehr, ich bin genesen." Und so starb er in seinem 52. Lebensjahre in voller Manneskraft.

Fichte war genesen, als der Feind Deutschlands aus dem Lande getrieben. An dieser Befreiung hing sein Leben. Als sie vollbracht ist, war sein Tagewerk vollbracht, und er stirbt wie Schiller in seinem besten Mannesalter.

Schiller hat durch ästhetische Erziehung sein Volk zur religiösen und politischen Freiheit erhoben, den Staat als ein Kunstwerk auf sie bauen wollen, Fichte will dieses durch ethische Nationalerziehung. Dem ästhetischen Idealismus Schiller's tritt Fichte's ethisch-praktischer der That ergänzend zur Seite. Jene Erziehung hatte indessen auf diese vorbereitet und den Grund zu ihr gelegt.

Denn erst die von allen unreinen, sinnlichen Trieben und Neigungen gereinigte und geläuterte, mithin ideale Menschennatur hat die sittliche Kraft zur Erhebung und Begeisterung für Begründung der Freiheit. Auch war dem Dichter die Sprache, für Freiheit und Humanität zu reden, in einer Zeit erlaubt, wo sie den Philosophen noch verboten war. So passirte Kant's Religionsphilosophie nicht die Censur in einer Zeit, in welcher Schiller schon dieselben Ideen in allen seinen Werken ausgesprochen hatte. Es arbeitete so auch hier der Dichter dem Philosophen vor, und dieser setzte den Befreiungskampf Jenes fort, als der Muse desselben das Grab Schweigen gebot. Hat der Dichter durch seinen poetischen Idealismus in ihm gestritten, so streitet und siegt der Philosoph durch seinen ethisch-politischen Idealismus, der aber zugleich zum Realismus wird. Er legt thatsächlich Hand ans Werk.

Mit der Befreiung Deutschlands war nur der eine Theil der Mission des deutschen Volkes erfüllt, sie war nur in diesem Sinne genesen. Es blieb noch der andere Theil zu erfüllen übrig, die innere, innernationale Freiheit zu begründen zur vollen Reife des von Posa verkündeten Jahrhunderts. Auch hier sollte nun die deutsche Nation noch genesen und

zwar von vielen Uebeln des socialen, politischen und religiösen Lebens. Und hiermit beginnt erst das große Werk der ethisch-politischen und religiösen Erziehung des deutschen Volkes, an welchem sie bis jetzt unablässig fortbaut, um auf sie Staat und Kirche und das ganze sociale Leben als Kunstwerk zur Ausführung ihres nationalen und kosmopolitischen Berufes zu gründen.

Vom Weltbürgerthume war die deutsche Nation im 18. Jahrhundert zum Volksbürgerthum in diesem Jahrhundert übergegangen, um in sich selbst, in dem Nationalgeist und Leben den Beruf zum Weltbürgerthume zu gewinnen und zu befestigen. So hatte es die Dichtkunst in Schiller prophezeit und Fichte es erkannt. Dieser sah in der deutschen Nationalität das Princip der Individualität und Universalität vereint, und zwar beide in der idealen Form. Weil die deutsche Individualität in der Tiefe ihres idealen Wesens den wahren Kern ihrer Selbständigkeit findet, so ist sie durch jene Tiefe einer unendlichen Erweiterung zum Ganzen fähig, ohne sich selbst veräußernd in ihm sich zu verlieren.

Die ästhetische Erziehung des Menschen sollte bei Schiller zu der schönen Menschlichkeit, welche ein sittliches Kunstwerk werden soll, mithin zu der veredelten Humanität führen, und sie ist es, welche Schiller in seinen letzten Dramen zur Erscheinung und Wirklichkeit bringen will in den Völkern und Individuen durch ihr Leiden und Thun in Religion, Staat und dem socialen Leben. Sie soll auch zugleich die allen Völkern und Religionsgenossen gemeinsame Einheit sein, in deren Verwirklichung jede Nationalität und Religionsgenossenschaft die wahre Weihe empfangen soll zur religiösen, politischen und nationalen Vereinigung. Die Idee der Humanität hatte sich erst im Christenthum in ihrer wahren Gestalt geoffenbart und wurde dann im Mittelalter von der Kirche, in der neueren Zeit auch vom Staat entwickelt und vertreten, und als beide im 18. Jahrhundert ihre Macht und damit ihre Mission verloren haben, flüchtete sie sich ins sociale Leben und besonders in die Literatur. Aus ihr soll die politische und religiöse Bildung des deutschen Volkes und so aus ihr die Humanität gereinigt und verklärt hervorgehen und ihre Macht über das Leben in allen Gebieten erstrecken und auch in die Kirche und den Staat übergehen, sie neu gestalten. Aus ihnen soll alsdann unsere deutsche politische und religiöse Einheit hervorgehen, welche uns nach innen und außen stark und mächtig macht zu unserem großen Berufe.

Es ist dies der wahre Realismus, welcher aus unserem deutschen Idealismus hervorgehen soll. Dieser geboren im 18. Jahrhundert, hat im 19. einem Realismus Platz gemacht, der sich bis zum Extrem entwickelte und in Materialismus geendigt hat. Je tiefer und weiter aber der Idealismus ist, einer desto tieferen und umfassenderen Naturbasis bedarf er in seinem Realismus. Das sociale und politische Leben bedürfen einer starken Naturbasis für ihre idealen Güter, und auch hierauf war das Hauptbestreben des deutschen Volkes gerichtet. Die Natur- und Geschichtswissenschaften in diesem Jahrhundert haben eine reale Basis in ihrer großen, erfahrungsmäßigen Entwicklung des Natur- und Geisteslebens für die Ideen und Ideale des 18. Jahrhunderts hervorgebracht; und die Schule des politischen und socialen Lebens im 19. Jahrhundert hat auch unsere Nation zu einer Mündigkeit vorbereitet, so daß sie wohl im Stande sein wird, nachdem sie die zwei extremen Richtungen des Idealismus und Realismus bereits durchgemacht hat, beide zu vereinigen, alsdann aus dieser Vereinigung ihre Macht und Größe zu schöpfen, und diesem entsprechend auch ihr politisches, sociales und religiöses Gebäude aufzuführen. Eine Bürgschaft hierfür hat unsere Nation in ihrer großen Schiller- und Fichtefeier gegeben; denn was hätte sie sonst bestimmen können, jene beiden Heroen, die reinsten und energischsten Vertreter des sogenannten philosophischen Jahrhunderts in einer so ganz von denselben abgewandten und der realistischen, ja theoretisch und praktisch materialistischen Zeit mit einer solchen Begeisterung zu feiern, wenn sie sich nicht ihre idealen Güter hierbei ungeschmälert bewahrt und nur Ergänzung jenes Idealismus durch diesen Realismus angestrebt hätte.

Schiller schrieb an Fichte im Jahre

1795 in einer mit demselben verhandelten Streitfrage die denkwürdigen Worte: Was nach zehn Jahren geschehen werde, wisse er zwar nicht, aber wenn, wie er hoffe, Fichte alsdann sein Andenken als Lehrer und Schriftsteller erhalten werde, er (Schiller) aber, wie zu vermuthen sei, alsdann weder mehr lehren noch mehr schreiben werde. Daß aber in hundert und zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen seien, Fichte's Schriften zwar citirt und ihrem Werthe nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen würden, während die seinigen nicht mehr, aber auch nicht weniger denn jetzt gelesen würden; denn die ästhetische Wirkung habe dieses vor der philosophischen voraus.

Die Prophezeiung des Dichters, soweit sie seine eigene Person und Schriften betrifft, ist bis jetzt in der That vollkommen in Erfüllung gegangen, denn gerade nach zehn Jahren hatte Schiller zu leben aufgehört, und nach hundert Jahren wird er noch gelesen wie damals, und nach hundert folgenden wird er es gleichfalls werden, dafür bürgt uns seine Säcularfeier. Aber auch Fichte's Schriften werden wie die seinigen noch jetzt gelesen und werden es auch später noch; dafür bürgt gleichfalls seine Säcularfeier. Weder einem Dichter noch einem Philosophen ist je eine solche Feier zu Theil geworden. Dieses hat auch seinen guten Grund, auf den ich noch schließlich aufmerksam zu machen mir erlaube. Kein anderer deutscher Dichter und Philosoph hat den Idealismus des deutschen Volkes in seiner *specifischen Eigenthümlichkeit* vor anderen Völkern dem Inhalt und der Form nach so rein und entschieden und mit solcher Herz und Gemüth erhebenden Macht (was man Pathos nennt) verkündet wie jene beiden Männer; kein anderer deutscher Dichter und Philosoph hat ihn aber auch in seinem Uebergange zum Realismus so sehr festgehalten als sie. Ihr Idealismus ist ein *ethischer* und hat die Idee der Freiheit zu seinem Grundprincip, und zwar der politischen, religiösen und socialen Freiheit, er stellt daher die Forderung auf und erhält sie: nicht blos die Realität, Wirklichkeit, das was ist, nach ihrer Idee zu bestimmen und zu beurtheilen oder zu begreifen, sondern auch eine neue, ihnen entsprechende zu schaffen, und bestimmt daher in dieser Beziehung, was sein soll, wendet sich so an die Zukunft und würdigt das Bestehende, was ist, nach dem, was es sein soll. Kurz es ist jener Idealismus kein blos theoretischer, sondern ein *ethisch-praktischer*, und dieser wird mit einem Pathos von beiden Männern festgehalten und verkündet als eine weltumschaffende Macht, die nicht eher ruht, bis sie Wirklichkeit in der Welt erlangt hat.

In allem diesem entspricht dieser Idealismus dem deutschen Volk in seinem jetzigen Bestreben, diesen Idealismus in einen Realismus umzuschaffen, denn eben das ist der tiefste Zug des *deutschen Geistes, jenen Idealismus in das öffentliche Leben in dem Staat, der Kirche, der öffentlichen Sittlichkeit, der Kunst und Wissenschaft einzuführen und in allem diesen die That auf die Theorie folgen zu lassen.* Dahin ging schon immer das Bestreben der Nation seit den Befreiungskriegen. Indessen auf die Revolution des vorigen Jahrhunderts ist die Reaction und Restauration in diesem gefolgt; allein mit der Restauration der Religion, der Kirche und des Staates war die durch die Revolution geforderte Reformation derselben wie der gesammten Wirklichkeit nur zurückgedrängt und verschoben; denn die Revolution fordert Evolution, keine Stagnation und bloße Herstellung des Alten, der bestehenden Verhältnisse in ihrer alten Form. In diese verhängnißvolle Bahn ist selbst unsere *deutsche Philosophie und Poesie* getreten. Sie ist von der Revolution zur Restauration übergegangen und hat sie an die Stelle der Reformation gesetzt, wofür Hegel den klassischen Ausdruck erfunden hat: Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig.

Die Revolution hat die geschichtliche bestehende Wirklichkeit für schlechthin nichtig, geist- und ideenlos gehalten, die Restauration hat sie als vernünftig der Idee entsprechend angesehen, die Reformation will sie aber nicht nur nach der Idee umwandeln, sondern auch eine ganz neue Wirklichkeit schaffen. Und dieses ist der Standpunkt Schiller's und Fichte's, sowie auch der Standpunkt des deutschen Volkes, der sich immer mehr und entschiede-

ner geltend macht in allen Gebieten des Wissens und Lebens; und gerade hierin begegnen sich jene Männer und das deutsche Volk: nämlich in der Forderung der Reformen und Evolution von jener Restauration mit mächtigem Pathos. Dieses war der entscheidende Grund der begeisterten Säcularfeier dieser beiden Männer vom deutschen Volk, und weshalb auch die Philosophie der That in diesem Sinn als die allein zeit- und sachgemäße gefordert wird. Möge endlich so jene Philosophie der That eine allgemeine, alle Wissens- und Lebensgebiete umfassende That in unserm Volke werden und eine neue Wirklichkeit in der Literatur und Kunst, sowie im politischen, religiösen und socialen Leben hervorbringen, die keiner Restauration mehr bedarf und so gesichert ist vor dem gewaltigen Rückschlage der Reaction, welche wir im letzten Jahrhundert erlebt haben.

Zur Kunstgeschichte.*

Die neueren Erscheinungen in der kunsthistorischen Literatur nehmen immer mehr das Interesse weiterer Kreise in Anspruch. In vorzüglichem Grade erfüllt die Kunstgeschichte von Lübke die Aufgabe, die Massen historischen Stoffes, welche Kugler, Schnase u. A. gesammelt, die Einsichten in den ursächlichen Zusammenhang zwischen Cultur, Gesellschaft und Kunst, welche diese Forscher und andere, wie Jakob Burckhardt und Grimm, gewannen, zu einer übersichtlichen Gliederung der Entwicklung der bildenden Kunst zusammenzufassen. Es bestätigt sich hier wieder, daß nur ein selbständiger Forscher zugleich ein gediegener Darsteller für den großen Kreis der Gebildeten sein kann. Dem entsprechend ist denn auch nach etwa ein Dutzend Jahren bereits die sechste Ausgabe des trefflichen Handbuches erschienen. Nicht wenig haben zu diesem Erfolge die zweckmäßigen Holzschnitt-Illustrationen beigetragen, welche den Text veranschaulichen. Für den, welcher mit strengeren wissenschaftlichen Ansprüchen an dies Resumé der neueren kunsthistorischen Ergebnisse herantritt, ist freilich vielfach das Resultat wenig erfreulich. Es ist neuerdings wiederholt und mit einer Art von Bitterkeit ausgesprochen worden, wie viel der Geschichte der bildenden Künste noch fehlt, den strengen Ansprüchen an Geschichte, d. h. an die exacte Feststellung der Continuität der Abänderungen von Formen und Ideen, zu genügen. Die Thatsache ist unleugbar. Doch wer die Grenzen des menschlichen Gedächtnisses erwägt, muß zugestehen, daß erst die weitere Entwicklung und Anwendung der Photographie dem Forscher wird ermöglichen können, selbst aus den umfassendsten neuen wiederholten Studienreisen sichere Ergebnisse zu gewinnen. Dann kann Zusammenhang zwischen verwandten Werken, Fortgang in der Behandlung jener großen Stoffe, die gleichmäßig durch die neuere Kunst gehen, Grund für die Abänderungen in der Behandlung, deutlich und mit überzeugender Klarheit aufgedeckt werden, was bis heute nur unvollkommen möglich war. Auch werden sich ja Streitfragen, welche die ganze Entwicklung der alten Kunst betreffen, allmälig infolge des wachsenden Umfanges der Ausgrabungen und immer neuer Analysen der Lösung näher bringen lassen. Vor allem meine ich die Frage nach der Entstehung und ältesten Zeit griechischer Kunst, die Frage der Stellung der orientalischen Völker zu diesem Vorgange. Was Lübke S. 82 u. 83 über dies Verhältniß sagt, zeigt in seiner schwebenden Unbestimmtheit die Verlegenheit des Historikers, der nur das Sichere zusammenfassen möchte gegenüber der Unfertigkeit dieser Untersuchungen. Vielleicht wird schon das nun allmälig sehnsüchtig erwartete Erscheinen des ersten Bandes von Braun's Geschichte der alten Kunst hier eine gründliche Förderung bringen. Und gewiß wird das vorliegende Handbuch stets mit der wachsenden wissenschaftlichen Untersuchung gleichen Schritt halten: das Beste, was eben von einem Handbuch dieser Art überhaupt gesagt werden kann. Um auch von den Illustrationen wieder einige Proben zu geben, fügen wir dieser Anzeige zwei derselben bei.

Wir schließen an diese kurze Anzeige

* Grundriß der Kunstgeschichte. Von Wilhelm Lübke. Sechste Auflage. Stuttgart, Ebner, 1873. — Geschichte der neueren Baukunst in Deutschland. Von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Ebner, 1873.

gleich auch die Erwähnung von Lübke's Geschichte der neueren Baukunst in Deutschland. Sie erscheint als fünfter Band der berühmten Geschichte der Baukunst von F. Kugler und umfaßt die große Epoche von der Vollendung der religiösen Reform 1540 bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, der bekanntlich den großen Fortgang der Cultur in Deutschland für lange, lange Zeiten hemmte. Sie enthält genialen Büchern, vor allem seiner Geschichte der Renaissance, dem schönsten culturgeschichtlichen Werke, das wir bis heute besitzen, den Nachweis geliefert, daß die Renaissance in Italien auf allen Gebieten originale Neuschöpfung im Sinne des umgestalteten Volksgeistes war, nirgends eine bloße Nachbildung. Und doch ward hier der Inbegriff des Alterthums auf heimathlichem Boden erneut, auf wel-



Landschaft von Ruysdael.
(Aus Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte".)

die Uebersicht der deutschen Leistungen in der Architektur inmitten dieser großen Zeit.

Wir bezeichnen diese Epoche mit dem allgemeinen Ausdruck der Renaissance; die Wiederherstellung der großen Schöpfungen des Alterthums im Verständniß, ihre Erneuerung gemäß dem Geiste der verschiedenen Nationen in der Kunst, ihre Fortentwicklung in der Wissenschaft: das ist, was diesen Ausdruck an der Cultur dieser großen Epoche des 16. Jahrhunderts heraushebt. Burckhardt zuerst hat in seinen chem alle Gefühle und Vorstellungen denen der alten Welt noch tief verwandt geblieben waren. Auf ihrem großen Gange fand die Renaissance in Frankreich ebenfalls eine romanische Bevölkerung, starke Traditionen des Alterthums, im Katholicismus eine Religionsform, die der älteren römischen näher stand. Bei uns aber hat sie auf allen Gebieten sich verschmelzen müssen mit ihr ganz heterogenen Elementen, dem germanischen Nationalcharakter und der protestantischen Religionsform. Dies ist, was der Renaissance in Deutsch-

land auf allen Gebieten ihren eigenthümlichen Charakter giebt.

Dies ist das allgemeine Verhältniß, von dem aus auch die deutschen Schöpfungen dieser Zeit in der Architektur verstanden werden müssen; wie sie alle Städte Deutschlands, welche damals blühten, heute noch erfüllen mit ihren Resten, sind sie eine der bedeutendsten Aeußerungen der mächtigen Steigerung im deutschen Volksleben und Volksgemüth, welche mit dem sogenannten Humanismus und der Reformation anhebt.

Das neu begründete Fürstenthum spricht in diesen Schöpfungen sein Machtgefühl aus, das Bürgerthum der mächtigen Städte sieht in ihm einen Ausdruck seiner heiteren Lebensfülle und seines frohgemuthen Selbstgefühles; die Begeisterung für das klassische Alterthum, das Vorbild der architektonischen Leistungen anderer Völker verschmelzen mit den Erfordernissen heimischer Sitte und Ueberlieferung, mit den besonderen klimatischen Bedingungen und den aus ihnen erwachsenen Ueberlieferungen der Architektur und Sitten des häuslichen und öffentlichen Lebens. So entstand die Fülle dieser erfreulichen architektonischen Werke.

Es war aber bisher kein Versuch gemacht, den Reichthum dieser Erscheinungen zu historischem Verständniß zu bringen. Es fehlten selbst, Weniges, wie Pfnor's Monographie über das Heidelberger Schloß, ausgenommen, die Vorarbeiten in monographischen Untersuchungen. Wie anders stand es hierin in Frankreich oder Italien, wie reich waren hier Vorarbeiten in Abbildung und historischer Untersuchung!

Lübke, als Architekt herangewachsen, hier mit seinen kunstgeschichtlichen Studien auf dem Boden eigener, sicherer Kenntniß stehend, begann rüstig die deutschen Städte zu durchforschen, und nun liegt uns das Ergebniß langer Reisen und Arbeiten in diesen beiden stattlichen Bänden vor, die sich würdig an die früheren Bände seines Lehrers, des herrlichen Kugler, anschließen. Er hat den Stoff mit Recht so vertheilt, daß er nach einer allgemeinen geschichtlichen Darstellung die Hauptbauwerke beschreibt, indem er uns von der deutschen Schweiz in langsamer Wanderung bis an die Küstengebiete der Ost- und Nordsee



Grabmal Graf Eberhard des Milden.
(Aus Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte".)

führt: ein langer Weg, auf dem wir uns des sicheren, kräftig und gesund um sich

blickenden Führers herzlich gefreut haben. Wir nehmen mit Dank von diesem Versuche, die Architektur der deutschen Renaissance einer ersten geschichtlichen Untersuchung und Darstellung zu unterwerfen, Abschied. Auch hier ist es uns vergönnt, eine der Illustrationen einfügen zu können.



Haus in Oberlahnstein.
(Aus Kugler's „Geschichte der Baukunst".)



Neuestes aus der Ferne.

Höhe des Fudjiyama in Japan.

Das dritte Heft der in Yokohama erscheinenden „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" enthält einen werthvollen Aufsatz von Herrn E. Knipping, in welchem sich eine neue einigermaßen zuverlässige Höhenbestimmung des vulcanischen Kegels Fudjiyama befindet. Drei japanische Zöglinge der deutschen Schule in Yedo führten vom 27. Juli bis zum 1. August mit sorgfältig geprüften Barometern eine Reihe von über siebzig gleichzeitigen Beobachtungen, auf der an der tiefsten Stelle des Kraterrandes gelegenen sogenannten 10. Station, und in dem 10 Meter über dem Meere gelegenen Dorfe Numadzu am Fuß des Berges, aus. Die Beobachtungsstunden waren Vormittags um 7 und 10, Nachmittags um 2, 4 und 9. Zur Berechnung der Höhe wurde, aus einem nicht angegebenen Grund, nicht das Mittel aus allen Beobachtungen benutzt, sondern nur das aus den Stunden um 7 Uhr Vorm. und 9 Uhr Nachm. sich ergebende. Daraus wurde abgeleitet:

	m.
1) Der Höhenabstand zwischen den beiden genannten Orten . . .	3679
2) Erhebung des höchsten Gipfels über dem Meere	3729

wobei der Abstand des höchsten Gipfels von der Beobachtungsstation an der tiefsten Stelle des Kraterrandes zu 40 m. geschätzt wurde. Die Beobachtungen um 10 Uhr Vorm. ergaben 46 m., die um 2 Uhr Nachm. 55 m. und die um 4 Uhr Nachm. 40 m. mehr als das angegebene Mittel aus Morgen- und Abend-Beobachtungen.

Die Temperatur während der 16 Tage betrug:

	Maximum.	Minimum.	Mittel.
Oben . .	+ 14°,5	— 0°,9	+ 8°,71
Unten. .	+ 32°,9	+ 23°,5	+ 28°,97

Verschiedene Beobachter fanden folgende Zahlen für die Höhe desselben Berges:

	engl. Fuß.
Sir Rutherford Alcock (der erste Besteiger)	14,177
Lieutenant Fagan	13,080
Lieutenant Williams vom „Rinaldo"	10,714
E. Lépissier.	11,542
E. Knipping 3,729 m. oder	12,235

Die letztere Zahl ist bis auf weitere subtilere Feststellung als Norm anzunehmen.

Die östliche Mongolei.

Der gewöhnliche Weg, welchen die russischen Beamten und Kaufleute einschlagen, wenn sie von Peking zur russisch-sibirischen Grenze reisen, führt von Peking nach NW. über die mongolisch-chinesischen Städte Kalgan und Urga nach der russischen Grenzstadt Kjachta. Russische Beamte sowie Briefe gelangen auf diesem Wege in zwei Wochen von Peking nach Kjachta vermittelst der von der chinesischen Regierung eingerichteten Mongolen-Post. Die Kaufleute dagegen bewerkstelligen ihre Ueberfahrt von China nach Sibirien vermittelst gemietheter Kamele und brauchen

Google

dazu 30 bis 40 Tage. Da dieser Weg, welcher zwischen Kalgan und Urga drei Abzweigungen hat, die sich in Kalgan und Urga wieder vereinigen, sowohl, als auch ein zweiter von Peking über die Handelsstadt Lama-miao (Dolon-nor) direct nach der Stadt Nertschinsk führender Weg durch die sogenannte Butin'sche Expedition (1870 und 1871), und endlich noch ein dritter von Peking über Shan-hai-kwan, Mukden, Kirin, Tsi-tsi-khar, Mergen nach Blagoweschtschensk am Amur führender Weg durch die Reise des Archimandriten Palladius bekannt waren, so wählte im vorigen Jahre der Director der russischen Sternwarte zu Peking, Herr Fritsche, einen bis dahin völlig unbekannten Weg, welcher nur wenig um die gerade, von SSW. nach NNO. gerichtete Linie zwischen Peking und der alten russischen Festung Starro-Zuruchaitu, am Argun-Strome herum schwankt.

Seine Reise von Peking bis zur russischen Grenze dauerte achtundfünfzig Tage. Die Hälfte dieser Zeit befand er sich in den engen und gewundenen Thälern des Gebirgslandes, welches das Plateau Gobi im SO. umgiebt, die andere Hälfte auf dem plateauartigen Terrain, auf welchem die Quellflüsse des Liao-ho entspringen und auf dem Plateau Gobi, welches den Westabhang des von SSW. nach NNO. ziehenden niedrigen Randgebirges Khingan zwischen den Breiten + 45 Grad und 50 Grad bildet. Da er in Peking von den dort lebenden europäischen Sinologen keinerlei Auskunft über die Beschaffenheit des Weges, nach chinesischen Quellen, erhalten, auch keinen jener Gegend kundigen Asiaten finden konnte, so war er gezwungen, vier Kamele zu kaufen, Lebensmittel in hermetisch verschlossenen Büchsen mitzunehmen, und im übrigen auf die Hülfe der belgischen Missionäre zu rechnen, welche in der südöstlichen Mongolei vier Missionsstationen besitzen.

Am 5. Mai 1873 verließ Herr Fritsche Peking, in Begleitung eines Kosaken, welcher der russischen und mongolischen Sprache mächtig war und eines chinesischen Dieners. Nach sechstägiger Fahrt erreichte er Kalgan, das an einer der Pforten der großen chinesischen Mauer erbaut ist, welche China von der Mongolei trennt. Die Stadt Kalgan liegt 200 Kilometer nordwestlich von Peking; der Weg dahin führt durch zwei Pässe und über drei Ebenen; die ersten 50 Kilometer haben eine Meereshöhe von circa 40 Metern, die folgenden 150 Kilometer die Meereshöhe von 600 Metern, und Kalgan selbst 826 Meter. Hier verminderte er seine Bagage, weil die Kamele bei der Hitze nur eine geringe Last auf die Dauer tragen können, und begab sich darauf nach einem großen chinesischen Dorfe, Si-wan-tse genannt, außerhab der großen Mauer, 40 Kilometer ONO. von Kalgan, welches circa 1150 Meter über dem Meere, zwischen Bergen, etwa 50 Kilometer südlicher als das eigentliche Plateau Gobi liegt. In Si-wan-tse leben drei katholische Priester und Herr Bax, der Chef der belgisch-katholischen Mission der südöstlichen Mongolei, deren Aufgabe es ist, unter den sogenannten Mansen, den nördlich von der großen Mauer wohnenden Chinesen, Propaganda für ihren Glauben zu machen. Ihre anderen Stationen heißen Si-yin-tse, westlich von Si-wan-tse, ferner Bei-lei-gou, an einem Quellfluß (Ying-ging genannt) des Liao-ho gelegen, der bei dem bekannten, dem europäischen Handel geöffneten Hafen Niu-shuang in den Golf von Liao-tung mündet; ihre vierte Station heißt He-shui; sie liegt 90 Kilometer NO. von Bei-lei-gou, und 30 Kilometer südlich vom Shara-Mureen, wahrscheinlich dem größten Quellflusse des Liao-ho.

Dorthin, nach He-shui beschloß Herr Fritsche zunächst seine Schritte zu lenken, theils um noch unbekannte Gegenden zu erforschen, theils, um zugleich der russischen Grenze am Argun-Strome näher zu kommen. Von Si-wan-tse nach He-shui führen zwei Wege. Der eine geht anfangs nach NNO. zur Handelsstadt Lama-miao über die Hochebene Gobi in einer nahezu constanten Meereshöhe von 1400 Metern, und von dort nach ONO. durch ein Gemisch von Plateau und Gebirgsland bis He-shui. Er ist etwa 400 Kilometer lang und wird von den Missionären im chinesischen Wagen in etwa zehn Tagen zurückgelegt. Der zweite Weg zwischen Si-wan-tse und He-shui ist ungefähr 700 Kilometer lang und, da er beständig zwischen engen und stark gewundenen Thälern von sehr variirender Meereshöhe hinführt,

namentlich während der Sommerhitze äußerst beschwerlich zu bereisen. Dieser letztere wurde gewählt. Seine Richtung ist anfangs O. und OSO., dann NO. und O., und zuletzt N. und NO.; er schneidet, 40 Kilometer von der Pforte Tu-shi-kou, die große Mauer zweimal, seine Meereshöhe schwankt zwischen 600 und 1550 Metern; die in seiner Nachbarschaft befindlichen Berggipfel erreichen im Maximum eine Meereshöhe von nicht ganz 3000 Metern. Berge von 15,000 Fuß Meereshöhe, also Schneeberge, wie der noch auf unsern neuesten Karten stehende Petsha, existiren, wenigstens nach Messungen und Erkundigungen zu urtheilen, in jener Gegend nicht, müssen also gestrichen werden.

Nach achtzehntägiger Fahrt erreichte Herr Fritsche die Missionsstation Bei-lei-gou am Ying-ging, einen Quellfluß des Liao-ho, und zwei Tage später das chinesische Dorf He-shui, das nahe an der Stelle liegt, bei welcher die chinesische Bevölkerung aufhört und die mongolische beginnt. Um nämlich nicht das Schicksal der Mongolen der Fürstenthümer Onhiot, Tshakhar und Jehol zu theilen, welche durch die Einwanderung der Chinesen aus ihrem eigenen Vaterlande verdrängt sind, erlauben die Fürsten der nördlich und westlich von He-shui wohnenden Mongolen keinem Chinesen, sich bleibend in ihrem Lande als Ackerbauer niederzulassen. Nur als Kaufleute leben Chinesen überall in der Mongolei zerstreut, indem die Mongolen sich nicht zu Kaufleuten zu eignen scheinen. In He-shui, wo drei belgische Missionäre leben, erholten sich die Glieder der kleinen Expedition vier Tage von den Anstrengungen der bisherigen Reise, welche bereits einen Monat gedauert hatte. Durch die Güte des Chefs der belgischen Mission, Herrn Hamer, erhielt Herr Fritsche zwei chinesische Christen als Begleitung bis nahe zur russischen Grenze, von denen der eine Kaufmann war und sich vorgenommen hatte, den Weg von He-shui nach der Stadt Khailar kennen zu lernen, welche das Centrum für den Handel in der nordöstlichen Mongolei ist und von der russischen Grenze am Argun-Strom nur etwa 120 Kilometer entfernt liegt.

Die Zahl der römisch-katholischen Christen, welche in Si-wan-tse, Bei-lei-gou und He-shui leben, beträgt im ganzen etwa 3000 Seelen; sie leben hauptsächlich vom Ackerbau, auch theilweise von der Jagd, sind aber meistens arm, wenn auch reicher als die um sie wohnenden heidnischen Chinesen, weil das Opium-Rauchen, dank dem wohlthätigen Einfluß der Priester, bei den christlichen Chinesen gar nicht vorkommt.

Schon am ersten Tage nach Fritsche's am 7. Juni erfolgten Abreise von He-shui erreichte er, vom 43. Breitengrad nach Norden reisend, einen der größten, vielleicht den größten Quellfluß des Liao-ho, den Shara-Mureen. Seine Ufer sind sandig, sein Wasser trübe, und nur 500 Meter über dem Meere, während He-shui noch 300 Meter höher gelegen ist. Einen Tag später erreichte Herr Fritsche den Tshagan-Mureen, dessen Laufe er in NNW.-Richtung fast bis zu seiner Quelle unter 44,5 Grad Breite folgte, wo noch ein anderer Quellfluß des Liao-ho, der Oertshe-Mureen, entspringt. Der Tshagan-Mureen ist auf unseren Karten fälschlicher Weise Khara-ussu genannt, und sein oberer Lauf ist verkehrt gezeichnet, nämlich von WNW. nach OSO., während er fast von N. nach S. in jener Gegend fließt.

Dort in der Nähe der Quellen des Tshagan-Mureen, am SO.-Abhange der Hochebene Gobi, fanden sich Ueberbleibsel einer alten Stadt, Tshagan-soborga oder Pai-ta-tse genannt. Die Inschriften beweisen, daß sie nicht älter als 600 Jahre ist. Sehr wenig nördlicher als dieser Ort, etwa unter der Breite + 47,7 und 118 Grad östlicher Länge von Greenwich muß man über den Paß Tsholotu-dabahn, dessen Meereshöhe 1200 Meter, und befindet sich dann am Westabhange des von SSW. nach NNO. ziehenden niedrigen Randgebirges, auf einer welligen Steppe von 900 Meter Meereshöhe, die sich von da bis zum Argun-Strome allmälich bis zu 600 Meter Meereshöhe abdacht. Mit dem Tsholotu-dabahn endet das Fürstenthum Barin und beginnt das Fürstenthum Ude-Mitshin, in welchem die chinesische Sprache, die bis dahin die herrschende gewesen, nicht mehr verstanden wurde.

Außer den spärlich vertheilten Jurten und der oben erwähnten chinesischen Stadt Khailar befinden sich auf diesem Wege zwischen dem 43. und 50. Breitengrade,

im Lande der Mongolen Barin, Ude-Mitshin, Khalkha und der Solonen, die der Reihe nach von S. nach N. durchwandert wurden, nur sieben Lamaklöster, welche bei den Mongolen, wie es scheint, die Stelle der Städte vertreten. Die Mongolen dieser Gegenden werden von ihren eigenen Beamten regiert, nur der oberste Beamte der ebengenannten chinesischen Vasallenländer, welcher in Khailar residirt, ist ein von Peking gesandter Mandschure. Da Herr Fritsche in Peking einen Paß in chinesischer Sprache erhalten, alle mongolische Beamten aber nur der mongolischen Sprache mächtig waren, auch dort seit Gerbillon, also seit fast 200 Jahren, kein Europäer gewesen, so hatte er von Seiten der dortigen Polizei viele Fährlichkeiten zu bestehen. Erst in Khailar konnte die Behörde seinen Paß lesen.

In Khailar, welches den Russen am Argun trotz der geringen Entfernung von 120 Kilometern fast unbekannt ist, haben chinesische Kaufleute etwa 60 Läden; außerdem vertheilen sie ihre chinesische Waaren — Thee, Tabak, Brot, Sättel, Jurten 2c. — im Lande an einzelnen meist von einander abstehenden Punkten, wo sie sich häuslich, jedoch ohne Weiber, niedergelassen und namentlich Einrichtungen zur Fabrication mongolischer Zelte getroffen haben. Die Mongolen bezahlen die chinesischen Waaren mit Rindvieh, Pferden und Schafen.

Aus dem tropischen Amerika.

Vom Ende des vorigen Jahres enthalten südamerikanische Blätter Schilderungen abnormer Temperaturverhältnisse.

Die große Dürre dieses Jahres legt hier überall den dürstenden Indianern schreckliche Qualen auf, wie eine trugvolle Luftspiegelung des wellenschlagenden Wasserspiegels. Mit langgestrecktem Halse schnauben die Pferde gegen den Wind, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der Nacht, so können Menschen und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen den armen Pferden während des Schlafes vampyrartig das Blut aus und hängen sich auf dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erzeugen, in die eine Schaar stechender Insecten sich einnistet; und den Menschen belästigen zahlreich sich einstellende Mosquitos.

Unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne klafft der verhärtete Boden auf, als wäre er von heftigen Erdstößen erschüttert. Gleich rauschenden Wasserhosen wirbeln entgegengesetzte Lüfte Staubwolken trichterförmig empor; ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die in nebelartigem Dunstkreise schwebt, vermehrt die stickende Luftwärme; überall verkündet Dürre den Tod. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummern hier das Krokodil und die Boaschlange, unbeweglich, tief vergraben in trockenen Betten. Nur an den seichten Stellen der beiden Ströme Bermejo und Pilcomayo, wo dieselben eine Sandbank übrig lassen, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsblöcke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange. Obgleich die Regenzeit sehr weit vorgerückt, fällt kein Tropfen; und nach Regen sehnen wir uns, damit die Scenerie sich ändere und die sonst so duftenden Steppen sich wieder beleben mit den mannigfachsten Gräsern.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 22 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 214.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juli 1874.



Das stille Herrenhaus.

Novelle

von

Karl Detlef.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„In was denken Sie, Karl Iwanowitsch? Sie sind völlig verstummt."

„Die Folge des Schreckens und überstandener Strapazen — ich habe Nerven, mein Lieber, wenn Sie es noch nicht wissen sollten."

„Sie sind der seltsamste Mensch unter der Sonne! Auf einen Bären gehen Sie mit dem Messer los, in der Gefahr sind Sie von unerschütterlicher Kaltblütigkeit, und vor einem Blutegel schreien Sie auf, wie ein furchtsames Mädchen."

„Ich hasse Ueberraschungen. Hätten Sie mir gesagt, daß Ihre verwünschten, trägen Steppenflüsse Tausende von Blutegeln enthalten, die sich beutegierig auf ein paar nackte Beine stürzen, so würde ich meine Vorbereitungen getroffen haben; ich hätte dann nicht, das dem gebildeten Europäer nothwendigste Kleidungsstück, das nur in den schottischen Hochlanden ein lächerlicher Begriff ist, abgelegt, um diese scheuen Wasservögel zu beschleichen."

„Sie wollen also die Entenjagd morgen nicht fortsetzen?"

„Wenigstens bloß im Kahn. In dieses Wirrsal von Kamisch,* Sumpfwasser, Schlangen und Ungeziefer bringen Sie mich nicht wieder."

„Sind Sie müde?"

„Wie ein Karrengaul! Das war ein schwerer Tag! Er fing schon heiter an,

* Schilf.

indem mir der ehrenwerthe Wania einen Eimer Eiswasser über den Leib, und Sie mir ein' Glas kochenden Thee in den Schlund gossen. Aeußerlich erstarrt und innerlich verbrüht begann ich diese Jagdpartie, zu der die Sonne bald ihre glühendsten Strahlen sandte. Zwölf Stunden sind wir herumgetrabt und gewatet. Ich bin wie zerschlagen, geistig und körperlich so abgespannt, daß mich selbst der Zauber dieser Sommernacht gleichgültig läßt — Wania, mein Theurer, wenn sich unter der Hinterlassenschaft der seligen Tante eine Schlummerrolle befindet, so schiebe sie unter mein lockiges Haupt, das Profil dieser Holzlehne prägt sich gar zu unauslöschlich meinem Schädel ein — O, wunderbares, tiefes Schweigen — Kennen Sie dieses Gedicht, Alexander? Ach nein, Sie sind ja ein Verächter deutscher Poesie. — Seien Sie unbesorgt, in meinem Gedächtniß sind nur die Anfangsworte hängen geblieben, aber ich will Ihnen die Melodie vorbrummen —

„Ich danke dir, mein Sohn Wania, das Kissen thut meinem Rücken wohl. Gott lohne es dir in jener Welt, pflegte mein Onkel zu sagen, wenn ihm ein Dienst erwiesen wurde, und dieser ausgestellte Wechsel überhob ihn der Unannehmlichkeit, Trinkgelder geben zu müssen."

Vorgestern Abend hatte ich meinen Freund, Alexander Gregorowitsch, mit meinem Besuch überrascht. Der Einfall war mir plötzlich gekommen, tödtliche Langeweile und die heiße Staubluft, die wie eine bleierne Wolke über Petersburg lastete, mochten ihn erzeugt haben. Alexander hatte mir erzählt, er würde im Hochsommer nach einem südöstlich von Moskau gelegenen Gute gehen, das er kürzlich von einer alten Tante geerbt, die dort ein Menschenalter hindurch einsam und in tiefster Zurückgezogenheit gelebt habe. Es war Freundespflicht, mich zu überzeugen, ob die Erbschaft von Bedeutung sei; so machte ich mich denn auf und traf ohne vorherige Anmeldung bei ihm ein.

In dem schlichten, noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Herrenhause, dessen dicht gefugte gebräunte Holzwände gegen die strengste Winterkälte behaglichen Schutz gewährten, begegnete man überall den Spuren einer altjüngferlichen Existenz. Auf den mit verschossenem Seidendamast bezogenen Möbeln lagen gehäkelte Deckchen, bunte Wollstickereien hatten die merkwürdigste, raffinirt zu nennende Verwendung gefunden, so war z. B. ein Spucknapf mit einer verblichenen Vergißmeinnichtbordüre umgeben, Kissen, Klingelzüge, Lampenteller, Handtuchhalter waren im Ueberfluß vorhanden; Porcellanvasen mit künstlichen Blumenbouquets standen unter Glasglocken, gestickte Bilder, bei denen Perlen die Augen und ein paar rothe Wollstreifchen den Mund vorstellten, hingen eingerahmt an den Wänden, die Arbeits- und Schlüsselkörbe zählten nach Dutzenden. Die Bibliothek, die auf einer kleinen Etagère Platz hatte, umfaßte die Werke Florian's, den Télémaque, Paul et Virginie, ein Gebet- und ein Kochbuch; das letztere mußte häufig gebraucht worden sein und die Selige hatte ihre eignen culinarischen Erfahrungen in zierlicher Schrift am Rande der Seiten vermerkt. Zwischen den Blättern lagen Lesezeichen mit gefühlvollen Symbolen: ein von Pfeilen durchbohrtes Herz bedeckte das Recept zu einem suprême de volaille, ein von einer Devise umschlungener Anker ruhte auf einem vol-au-vent à la Pompadour. Ein grauer, sehr ruppig aussehender Papagei mit boshaften Augen kreischte gräulich, sobald mit Gläsern und Tassen geklappert wurde, ein Mops, dessen rechte Vorderpfote mit Watte umwickelt war, weil er an Rheumatismus litt, hinkte dreibeinig umher. Er bellte nicht, sondern gab nur stoßweise einen heiseren, krächzenden Ton von sich. Unwillkürlich trat man in diesen Zimmern leise auf, weil man unversehens der Gestalt der alten, hüstelnden Dame zu begegnen meinte.

Das Herrenhaus lag auf einer sanften Anhöhe, nicht weit vom Fluß; hinter demselben erstreckte sich ein Garten mit schattigen Bäumen, deren Kronen ein dicht verschlungenes Laubdach bildeten, unter dem es selbst um die Mittagsstunde kühl und dämmerig war. Einen heiteren Eindruck machte diese Besitzung nicht und doch konnte man nicht sagen, was daran traurig gewesen wäre. Der Himmel war blau, die Fernsicht klar, die Felder üppig, der Fluß hatte malerische, mit Weiden und Schilf bestandene Ufer; jenseits desselben erhob sich ein hochstämmiger Wald, der zwar nicht zu Malinowka gehörte, aber nichtsdesto-

weniger den Bauern und der Herrschaft Holz lieferte. Vielleicht trug die Einsamkeit Schuld, daß es ein gar so verlorenes Stückchen Erde schien. Auf zehn Stunden in der Runde gäbe es keine nennenswerthe Nachbarschaft, versicherte Alexander, sämmtliche Güter seien des terres de rapport, die von Intendanten mit möglichstem Bedacht auf eigenen Nutzen und möglichster Hintenansetzung des Interesses der Eigenthümer bewirthschaftet würden.

Der Sonnerabend war, wie ich es liebe: dunkel, still und warm. Wir befanden uns in jenem wonnevollen Zustande süßer Mattigkeit, der allemal eintritt, wenn man sich nach starker Leibesbewegung durch ein Bad erquickt und die Wäsche gewechselt hat; dann sich mit einer Cigarre, oder einem Nargileh — eine besondere Liebhaberei Alexander's — in mehr bequemer als eigentlich graziöser Stellung auf Kissen der Länge nach ausstreckt, und absolut an nichts denkt.

Wir thaten so, und da wir gut befreundet waren, gönnten wir uns das Vergnügen tiefen Schweigens, ohne die Verpflichtung zu fühlen, unser Hirn nach irgend einem interessant sein sollenden Gesprächsstoff zu durchwühlen. Wir befanden uns auf der schmalen Terrasse, er traumdämmerte auf der einen Seitenbank, ich auf der anderen; ich kann es nicht verhehlen, daß wir die Beine über das Geländer baumeln ließen und unser Kostüm im allgemeinen nichts Drückendes und Beengendes an sich hatte. Eine der Mägde war sogar bei unserem Anblick kichernd und die Schürze über den Kopf ziehend davongerannt. Die würdige femme de charge, ein Erbstück aus dem Inventar, bereitete im anstoßenden Salon den Thee und correspondirte mit uns vermittelst des männlichen Wania, an dem — wie sie sich ausdrückte — überhaupt nichts mehr zu verderben sei, was auf einen Abgrund von Verworfenheit schließen ließ. Wir lagen also und träumelten. Langbeinige Mücken setzten sich manchmal frech auf unsere Nasen, den Betroffenen zu ärgerlichem Niesen veranlassend, Fledermäuse strichen schattenhaft mit sanftem Fluge an uns vorüber; der Himmel war schwarz von unbeweglichen Wolken, die für den morgenden Tag einen sich langsam, jedoch um so dauerhafter entwickelnden Landregen verhießen. Auf dem feuchten Rasen tanzten Glühwürmchen einen höchst phantastischen Reigen, als wären sie unbestrittene Herren des Terrains. War es Schläfrigkeit, die meinen Blick unsicher machte, aber sie erschienen mir von ganz ungeheuerlichen Dimensionen und ich verfiel in tiefsinniges Nachdenken, ob man diese grünlich phosphorescirenden Thierchen nicht zu einer märchenhaften Illumination verwenden könnte, und warum noch Niemand diese geistreiche Idee zur Ausführung gebracht hätte. Vor der Terrasse fristete ein Springbrunnen sein schwindsüchtiges Dasein, ein dünnes Wasserstrählchen nahm einen schwächlichen Anlauf, ein paar Fuß hoch zu springen, danach versank es mit einem sanft gurgelnden Ton auf einige Zeit in seine unterirdische Röhre, um dann sich wieder schüchtern an die Oberwelt zu wagen. Es war, als überlegte es sich, ob es nicht dem Beispiel der alten Dame folgen und für immer von dieser Welt verschwinden sollte. In einer Entfernung von etwa zwei- bis dreihundert Schritten schlich der kleine, träge Fluß vorüber; die von dort aufsteigenden Sumpfnebel erzeugten im Frühjahr ein vortreffliches Fieber; die davon Befallenen waren von der seligen Tante mit Passion curirt worden, ob allo- oder homöopathisch, es galt ihr gleich, sie besaß zwei Hausapotheken, denen sie mit strenger Unparteilichkeit abwechselnd Medicamente entnahm. Es sprach für die kräftige Constitution der Bauern, daß sie dieser Behandlung siegreich widerstanden. Jetzt war die Zeit der Nebel vorbei, die weißen Schleier legten sich nicht über Schilf und Wiesen.

„Wer ist da?" rief Alexander plötzlich, sich aufrichtend.

Ich erschrak, meine Nerven sind, wie ich bereits bemerkte, sehr empfindlich.

„Was haben Sie?" fragte ich ärgerlich, „warum diese Unterbrechung unserer beschaulichen Ruhe?"

„Unten am Fluß kriecht etwas herum — Sehen Sie nicht dort den Lichtschein?"

„Ein Johanniswürmchen," entgegnete ich mißmuthig, „diese leuchtenden Wesen pflegt man nicht zu interpelliren. Sie sind fürchterlich unpoetisch."

„Kein Würmchen — eine Stalllaterne."

Ich entschloß mich, langsam mein Haupt zu heben.

Das Schilf entlang glitt allerdings ein röthlicher Schein und man hörte deutlich, wie die Halme leise rauschend an einander schlugen, als bahne sich Jemand einen Weg durch das Dickicht.

„Heda!“ wiederholte mein Freund mit ungemeiner Athemverschwendung.

Eine dünne, hohle Stimme, wie sie alten kindischen Leuten eignet, gab hustend Antwort; man konnte die einzelnen Worte nicht verstehen, nur die winselnden weinerlichen Laute hallten vom Flusse herauf. Wania zitterte im Hintergrunde, seine geschäftige Phantasie schwankte zwischen zwei Annahmen; entweder war es eine Russalka, die gespenstisch am Ufer lustwandelte und leise Klagerufe ausstieß, die allemal Unheil und Tod verkündeten, oder es war ein Räuber, ein Wegelagerer, der zuerst das Kamisch und danach das Haus in Brand stecken wollte. Er klapperte hörbar mit den Zähnen und betheuerte, lieber seine Seligkeit, auf die er gegründeten Anspruch zu haben meinte, verscherzen zu wollen, als sich der Gefahr in den geöffneten Rachen zu werfen.

Das Hin- und Herrufen nahm seinen Fortgang, nach und nach verringerte sich die Entfernung, der Schein und die winselnde Stimme kamen näher. Ein alter, gebückter Mann tauchte zwischen den Bäumen auf, er trug eine Laterne in der Hand, und erklärte demüthig dem hochwohlgeborenen Barin, daß er bloß beabsichtige, Krebse zu fangen. Nach dieser Rechtfertigung seines nächtlichen Beginnens wankte er wieder zurück, das röthliche Licht huschte über das Schilf und bald darauf ward das Aufklatschen der Ruder vernehmbar, die aufgescheuchten wilden Enten fuhren schreiend in die Höhe und es dauerte geraume Zeit, bis sich die Aufregung unter dem Wasservögelvolk besänftigte.

Ich zündete mir eine Cigarre an und trank mein viertes Glas Thee.

„Alexander!“

„Was beliebt, Karl Iwanowitsch?“

„Wissen Sie, daß Sie ein unverschämtes Glück haben?“

„Wie so?“

„Ihre Familie scheint aus lauter Erbonkeln und Erbtanten zu bestehen, was ich von der meinigen nicht behaupten kann. Diejenigen meiner theuren Verwandten, die mit Gütern dieser Welt gesegnet sind, erfreuen sich einer angemessenen männlichen und weiblichen Nachkommenschaft. Ein alter Vetter meiner Mutter, der meine letzte Hoffnung war, verheirathete sich in seinem siebzigsten Jahre und seine siebzehnjährige Gattin beschenkte ihn genau nach Ablauf des gesetzlichen Termins mit einem dicken Sprößling, der, da die recherche de paternité interdite ist, von dem glücklichen Vater auf Treu und Glauben jubelnd empfangen wurde. — Wenn ich mein Schicksal mit dem Ihrigen vergleiche! Zwei Onkel haben Ihnen zwei Güter, eine Tante ein Haus hinterlassen, nun noch diese würdige Dame — wie hieß sie doch?“

„Tatiana Gregoriewna. . .“

„Deren Existenz Sie nicht ahnten, bis das Gericht Sie auf die angenehmste Weise in Kenntniß setzte. Sie sind ein unerlaubt reicher Mensch und dabei verstehen Sie leider gar nichts vom Geldausgeben — wie ich Sie mit meinem Rath unterstützen könnte! Sie spielen nicht, Sie wetten nicht, Sie sind weder Gourmand noch Trinker, Sie verachten die Frauen, Sie haben keinerlei Passionen — sagen Sie mir, in aller Heiligen Namen, was wollen Sie unter solchen Umständen mit sechzigtausend Rubeln Revenüen anfangen? Es bleibt Ihnen nur übrig zu heirathen. Sie sind dreißig Jahre alt, ein, ohne Complimente, schöner Mann, ein gentleman durch und durch, energisch genug, um die Zügel des Hausregiments trotz weiblicher Schlauheit festzuhalten — ich finde, Sie schulden diesen Schritt Ihrem Besitz, dem Vaterlande. Und auch ich hätte nichts dagegen! Ich würde Ihrer Gattin so viel den Hof machen, wie es sich für einen Freund schickt, Ihr Aeltestes hielte ich über die Taufe —“

„Sachte, Karl Iwanowitsch, Sie disponiren gar zu gütig über meine Zukunft — ich sterbe jedenfalls als Garçon.“

„Lächerlich! Wenn ich das sagte, der ich die Frauen zu genau kenne, um an ihr Beglückungstalent zu glauben! Doch Sie, Alexander Gregorowitsch, Sie, der Sie zu den, in Rußland als verschwindend kleiner Bruchtheil auftretenden Idealisten gehören! Für Sie umschwebt ein jedes weibliche Haupt eine Aureole, Sie sind im Verkehr mit dem schönen Geschlecht von einer zarten, hochachtungsvollen Zurückhaltung, die fast ärgerlich ist, wie neulich die reizende Gräfin T. sagte, die, beiläufig

bemerkt, wie ein Teufelchen mit Ihnen cokettirt hat. Warum wollen Sie sich nicht vermählen?"

„Weil ich acht Tage nach der Hochzeit meine Frau nicht mehr lieben würde."

„Mensch, wer erlaubt Ihnen, meine Ansichten zu haben? Es ist der reine geistige Diebstahl!"

„Wir kamen zu demselben Resultat auf verschiedenen Wegen; Sie mauvais sujet, weil Sie —"

„Glissons là-dessus, mon cher, es bedarf keiner Erläuterung — doch bin ich neugierig zu vernehmen, was Sie gegen diesen Bund einzuwenden haben, der die Betheiligten meistens so zum Bösen verlockt, daß die Kirche ihre festesten Ketten herausgesucht hat, um die Flüchtigen anzuschmieden."

„Es gab eine Zeit, in der ich träumte, daß auch die Frau den Zauber der Geliebten zu bewahren wüßte —"

„O, Sie sonderbarer Schwärmer! Ich erlaube mir dies Citat, weil Sie die deutsche Literatur cultiviren — mit diesen Ideen müssen Sie freilich zum ewigen Cölibat schwören. Wie würden Ihnen die Augen geöffnet werden!"

„Sie sind es bereits, ich habe nicht umsonst die Herzensergießungen meiner beiden besten Freunde empfangen. Unsere musterhaft erzogenenen jungen Damen benehmen sich oft eine Woche nach ihrer Trauung mit einer Ungenirtheit dem Gatten gegenüber, daß er für sich und die Kammerfrau erröthet. Würde eine Göttin sich nicht scheuen, vor meinen Augen Toilette zu machen, so wäre sie für mich allen Reizes entkleidet; hätte sie einen Mund wie eine Rosenknospe und ein Lächeln wie Sonnenschein, es würde mich nicht mehr entzücken, wenn ich vorher gesehen, wie die Holde die Zähne mit poudre dentifrice geputzt nebst obligaten gurgelnden Lauten. Ich bin in diesem Punkt etwas verletzlich und habe nie begriffen, weshalb gerade in der Ehe die einfachsten Anstandsrücksichten bei Seite gelassen werden."

„Nun, nun, dem wäre vermittelst getrennter Toilettenzimmer und sonstiger Einrichtungen vorzubeugen. Illusionen über das ideale Wesen des Weibes müssen Sie freilich über Bord werfen, es geht nicht, ich sage Ihnen, es geht nicht! Indessen hoffe ich bestimmt, Zeuge Ihrer Bekehrung zu sein, Alexander Gregorowitsch."

Er schüttelte den Kopf und drehte sich nach der Wand.

„Verschwenden Sie nicht Ihre Ueberredungskunst, Karl Iwanowitsch, meine Abneigung hat andere triftigere Gründe, ich würde fürchten, durch diesen Schritt das Schicksal herauszufordern — in meiner Familie schlagen alle Ehen zum Unglück aus! — Meine Eltern hielt nur das eiserne Muß! zusammen; bewohnte meine Mutter ihre Güter im Süden, so weilte mein Vater gewiß, durch Tausende von Werst getrennt, im Norden, das Eine warf den Schatten auf des Anderen Weg — Meine Schwester hat nur ein früher Tod aus einer unerträglichen Tyrannei befreit, meine Tante, die ältere Schwester meiner Mutter, ist ihrem Manne entflohen und hat irgend wo in einem Winkel ein trostloses Ende gefunden, ihr einziger Bruder hat sich erschossen, nachdem er, wie man behauptet, in einem Anfall wahnsinniger Eifersucht seinen Freund ermordet; meine Großmutter soll ihrem Gatten, der es freilich tausendfach verdiente, das Leben zu einer Hölle gemacht haben — Sie werden mir zugeben, daß dies keine ermuthigenden Vorbilder sind — es soll der Fluch über unsere Familie ausgesprochen worden sein, daß eine jede Ehe zu Verzweiflung und Schande führen möge."

Trotz meiner faulen Bequemlichkeit richtete ich mich ziemlich lebhaft auf, um einen Blick auf Alexander's Gesicht zu werfen — war dieser düstere Ton Ernst? Glaubte er wirklich an die Kraft einer solchen unheilverkündenden Prophezeihung? Er hatte den Kopf auf den Arm gestützt, sein schwarzes lockiges Haar fiel von der stolzen Stirn zurück, seine von prachtvoll gezeichneten dunklen Brauen beschatteten Augen hatten einen eigenthümlich nachdenklichen Ausdruck. Es war mir neu an ihm, daß er unklaren Empfindungen Macht über sich einräumte. Mit einem schlechten Witz kam man über diese Verstimmung nicht fort, das erkannte ich sofort, und da ich sonst durchaus nichts Gescheidtes zu sagen wußte, so sank ich wieder auf meine Kissen zurück, streckte die Beine noch weiter von mir und schwieg. Mein Freund war ebenfalls verstummt.

Es ist mir immer ein besonderes Ver-

gnügen, durch die Fenster in ein hell erleuchtetes Gemach zu sehen; die sich darin bewegenden Personen machen mir dann den Effect von auf der Bühne agirenden Schauspielern, die unbewußt eine Vorstellung geben. Fast noch größer ist für mich der Reiz, wenn der Raum still und unbelebt ist, jedes Möbel erhält gewissermaßen eine Physionomie, die Falten der Vorhänge scheinen zu athmen, die todten Gegenstände fangen an, sich zu dehnen und zu recken — was man auch mit knistern bezeichnet — als wäre ein Bann von ihnen genommen. — Von meinem Platz aus konnte ich bequem den Salon überschauen. Die Wirthschafterin hatte sich entfernt und an Stelle des Samovars war auf den Tisch in der Mitte eine altmodige Carcelllampe gesetzt worden, die ein ziemlich scharfes Licht verbreitete. Gegenüber von mir befand sich der Kamin, ein abgenutzter Lehnstuhl stand daneben; Tatiana Gregoriewna, die Tante, hatte wahrscheinlich hier ihre langsamen Abende verbracht und die künstlichen Handarbeiten verfertigt, zu deren Aufbewahrung der hohe, aus weißem Lindenbast geflochtene Korb gedient haben mochte. Ob sie sich nicht sträflich gelangweilt hatte und von Zeit zu Zeit den schläfrigen Blick auf die bronzene Pendüle geheftet, auf der ein graziöser mythologischer Gott eine sich sanft sträubende Jungfrau entführte? Hatte es sie nie ungeduldig gemacht, die Figuren ewig auf einem Bein balanciren zu sehen?

Das Rechenbrett lag auch auf dem Sims, damit die Dame es leicht erreichen konnte, wenn sie mit der Wirthschafterin die Haushaltsrechnungen durchging. Sie sei eine sehr gute Verwalterin ihres Vermögens gewesen, hatte mir Alexander gesagt, die, ohne ihre dreihundert Bauern zu plagen, nach und nach ein schönes Kapital gesammelt und das Gut in blühendem Zustande hinterlassen habe. Ich wunderte mich, daß sie unter solchen Umständen ihr Leben gleich einer „Queen Bess" unvermählt beschlossen hatte, daß nicht ein unternehmender Provinzjunker den Versuch gewagt, sie für die Freuden des Ehestandes zu gewinnen. Sie mußte entschieden nicht gewollt haben und ihre antimatrimonialen Neigungen schienen sich auf den Neffen und Erben zu übertragen. Auf demselben Stuhl, wo sie mit der Tapissérienadel und dem Häkelhaken gearbeitet, würde er sein Nargileh rauchen und Zeitungen lesen. Wenn nicht ein übermüthiger Gesell wie ich ihm Gesellschaft leistete und das Haus mit Lachen und Fröhlichkeit erfüllte, würde es ganz ebenso still und einförmig zugehen, als ob die alte Dame noch in ihrem lavendelfarbigen Capotrock umherwandelte und die Porcellanvasen mit den gemachten Blumen abstäubte.

Rechts vom Kamin hing ein Bild in breitem, schwerfälligem, geschwärztem Goldrahmen, ich hatte es vorhin nicht bemerkt, jetzt fiel jedoch das volle Lampenlicht darauf und ich erkannte, daß es von tüchtiger Künstlerhand stammte. Es war das Porträt eines etwa sechzigjährigen Mannes, das blaue Band des Andreasordens lag über der breiten Brust, der Degenknauf war mit Edelsteinen besetzt, die auf ihm ruhende Hand war zwar halb von einer Spitzenmanschette verhüllt, aber sie erschien trotzdem hart und muskulös — was sie ergriffen, hatte sie gewiß mit eisernem Druck umklammert und nie wieder losgegeben. Der Herr hatte gepudertes Haar, der stattliche Zopf lief in eine schwarze Schleife aus, deren Enden nach damaliger Sitte nach vorn genommen und mit einer Busennadel am Jabot befestigt waren. Zu dem weißen Puder bildeten die buschigen dunklen Augenbrauen einen auffallenden Contrast, der den unangenehmen Ausdruck der Züge noch erhöhte. Eine Gewitterwolke lagerte über der eckigen, massigen Stirn, die sich jeden Augenblick zu entladen drohte. Mund und Kinn deuteten in ihrer groben, fleischigen Bildung auf Grausamkeit und Sinnlichkeit. Das Gesicht war nicht geradezu häßlich, doch fehlte ihm jede edlere Linie; die Augen waren stechend, sie hatten den starren, fascinirenden Blick des Thierbändigers, vor dem die wildeste Bestie sich knurrend, mit eingekniffenem Schwanz in den entferntesten Winkel des Käfigs verkriecht. Das goldgestickte Hofkleid aus weißem Sammt, die Brüsseler Spitzen des Jabots, die ganze, weibisch zu nennende Eleganz des Costüms hob den brutalen Despotismus dieses Kopfes nur um so abschreckender hervor. So ungefähr stellte ich mir jenen rohen, gewaltthätigen Günstling der russischen Semiramis vor, der die Aussöhnung mit seiner kaiserlichen

Geliebten mit der Reitpeitsche in der Hand erzwang.

Die Macht, die der Lebende über seine Mitmenschen ausgeübt, verleugnete sich auch im Bilde nicht. Einem geheimen Einfluß gehorchend, kehrten meine Blicke immer wieder zu ihm zurück, je öfter ich hinsah, um so lebendiger, drohender trat es aus seinem Rahmen heraus. Ich hätte darauf schwören mögen, daß die dichten buschigen Brauen sich falteten und die Augen zu mir herüberfunkelten, daß die Hand sich schwerer auf den Degenknauf stützte. — Hatte die alte Dame im lavendelfarbigen Kleide ihre Abende in alleiniger Gesellschaft dieses unheimlichen Porträts verbracht, so mußte sie starke Nerven gehabt haben. Da — zuckte nicht eben ein grimmiges Lächeln um den Mund? Ich fuhr empor — nein, ein großer Nachtschmetterling hatte die Flamme der Lampe bewegt und ein flackernder Schein war über das gemalte Gesicht gelaufen. — Ich streckte mich aus und schloß die Augen — was ging mich der alte Herr mit dem blauen Ordensbande an? Mochte er nach Herzenslust von der Wand herabschauen und sich wundern, wo die alte Dame geblieben, die so unermüdlich auf Stramin gestickt hatte. —

Ich schob mir ein weiches Lederkissen unter den Kopf, rauchte eine echt importirte Havanna, die weiche Sommerluft umspielte meine Schläfen, an dem dunklen Himmel über mir zertheilten sich die Wolken, einzelne Gestirne flimmerten hervor, eine leuchtende Sternschnuppe, die einen langen glänzenden Schweif nach sich zu ziehen schien, schoß quer über den Horizont — wir waren im August.

„Ce n'est qu'une étoile qui file, qui file, file et disparait," murmelte ich. Mein Gedächtniß ist ungemein zäh und ich bin, zum Entsetzen meiner Freunde, stark in Citaten.

„Sie haben noch immer Vorliebe für Béranger?" fragte mein Wirth.

„Der einzige französische Lyriker, den ich neben einem Puschkin anerkenne," antwortete ich, etwas blasirt. — „Das Wichtigste und Nothwendigste für Sie, theurer Alexander, ist, menschenwürdige Sitze für Ihre neue Besitzung kommen zu lassen. Ihre verehrte Tante hat die Bedürfnisse moderner Bequemlichkeit nicht gekannt, in dem ganzen Hause giebt es kein zum Ausruhen einladendes Möbel — ich werde Ihnen aus Petersburg Chaiselongues, Fauteuils und Schaukelstühle schicken — lediglich im eignen Interesse, meine linke Seite ist wie zerschlagen."

„Mein rechter Fuß ist eingeschlafen — wechseln wir die Plätze."

Ich erkärte mich aus Rücksicht für meine Gliedmaßen damit einverstanden, nach einigem Dehnen und Strecken fand ich meine Lage erträglich. Nun konnte ich auch die andere Hälfte des Salons überblicken und mein Auge suchte zuerst nach dem Seitenstück des männlichen Porträts, das ich links vom Kaminofen vermuthete. Richtig! da hing es — o, welch hinreißend, traumhaft schönes Frauenbildniß! Ich lehnte mich mit dem Oberkörper weit in das Fenster hinein, um das holdselige Antlitz genauer zu betrachten.

„Was thun Sie, Karl Iwanowitsch?"

„Ich huldige der Schönheit! Sagen Sie, Alexander Gregorowitsch, wem gehörten einst diese himmlischen Züge? Niemals sah ich einen ähnlichen Liebreiz und ich bin im Begriff, mich sterblich in ein Bild zu verlieben. — Das ist ein Engel, eine Göttin und kein Weib! Wer war sie, wie hieß sie?"

„Sie war die erste Frau meines Großvaters mütterlicherseits."

„Und der Herr mit dem Andreasorden?"

„Eben mein Großvater, der Gatte der schönen Frau."

„Der Gatte? — die Arme!"

„Ja wohl, die Beklagenswerthe! Betrachten Sie sie aufmerksam, ist sie nicht der verkörperte Ausdruck der Wehmuth, des Leidens?"

Es war, wie er sagte. Das Köpfchen, das ein kleine Krone von Diamanten trug, neigte sich ein wenig zur Seite, als drücke es die glänzende Last nieder; eine Locke des ungepuderten dunklen Haares fiel über die weiße Stirn und warf einen Schatten über die großen, mandelförmigen schwarzen Augen, die wehmüthig sinnend auf eine halb geknickte Rose blickten, die zwischen den Fingern der zarten Hand ruhte. Die sich in gerader Linie an die Stirn ansetzende feine Nase, der süße knospenhafte Mund, der rosig angehauchte Teint, der tadellos geformte Hals, die sanft abfallen-

den Schultern — Alles entsprach den Regeln edelster Schönheit. Auch die überladene Pracht des Anzuges — ein purpurner, mit Hermelin gefütterter Sammtmantel, den Diamantagraffen auf den Schultern befestigten, ein Untergewand von drap d'argent, dicke Perlenschnüre um Hals und Arme — vermochte nicht den die holde Gestalt umfließenden Zauber schüchterner, rührender Jungfräulichkeit zu zerstören. Ein Künstler ersten Ranges mußte dieses Bild gemalt haben. Wer? „Lewizki," erwiederte mein Freund, „ein vorzüglicher Porträtmaler am Hofe Katharina's II. Dieses ist allerdings sein gelungenstes Werk, das Schicksal der unglücklichen jungen Frau mag sein innigstes Mitgefühl erregt haben, vielleicht hat sie ihn in der Verzweiflung ihres zertretenen, im frivolen Glanz des Hoflebens verschmachtenden Herzens zum Vertrauten gemacht. Ich entnehme es aus dem, was oberflächliche Beschauer eine Laune, eine Spielerei des Künstlers nennen — sehen Sie, im Kelch der Rose sitzt ein täuschend natürlich gemalter Wurm, der sein Zerstörungswerk bereits begonnen. Darunter hat eine spätere Hand gekritzelt:

Le ver rongeur — symbole de sa vie flétrie."

„Wissen Sie Näheres über sie?" fragte ich voller Interesse, „Sie haben mir nie von Ihrer Familiengeschichte gesprochen."

„Weil ich sie selber nur unvollständig kannte, die nachgelassenen Papiere meiner Tante, die ich hier in ihrem Schreibtisch fand, haben mir erst die Vergangenheit enthüllt. — Mein Großvater, Graf W..."

„Graf Gregor Michaïlowitsch W.?" unterbrach ich ihn lebhaft, „ich wußte nicht, daß Sie einen so berühmten, oder vielmehr berüchtigten Ahnherrn haben. War er nicht einer der Günstlinge der großen Katharina?"

Mein Freund nickte. „Sie überhäufte ihn mit Gütern und Ehren, er zeichnete sich im Türkenkriege auf barbarische Weise aus und wurde später zum Feldmarschall ernannt. Mächtigere und — schönere Männer verdrängten ihn aus der Gunst der Kaiserin, doch blieb sie ihm bis zuletzt ziemlich gnädig gesinnt. Obgleich er sich erst in seinem Alter verheirathete, hat er dennoch zwei Frauen heimgeführt, die erste — eben jenes schöne Geschöpf, dessen Bild Niemand ohne Rührung betrachten kann — starb früh, die zweite überlebte ihn, und an ihr fand er seine Meisterin. Drei Kinder entsprangen dieser Ehe, zwei Mädchen und ein Knabe, meine Mutter war die jüngste Tochter."

„Graf W., Ihr Großvater! Das ist mir neu!" versetzte ich nachdenklich.

„Ich habe es nie als eine Ehre angesehen, daß der Reichthum unserer Familie aus einer so trüben Quelle fließt, deshalb darf Sie mein Schweigen nicht wundern. Die Günstlingsschaft ist eines der häßlichsten Blätter der russischen Geschichte — Gott sei Dank, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts Herrscher auf dem Thron sitzen, deren Familienleben über jeden Tadel erhaben ist. — Selbstverständlich habe ich meinen Großvater nicht gekannt, meine Mutter saß noch auf dem Arm der Wärterin, als er mit Tode abging. Sein Sohn, der einzige Träger seines Namens, ward zum Selbstmörder, um sich von Gewissensqualen zu befreien — ich sagte Ihnen schon, daß wilde Eifersucht ihn zu einem Verbrechen hingerissen hatte. Er hinterließ keine Kinder, und somit war der Name erloschen, denn Niemand ahnte etwas von der Existenz dieser alten Tante, die nur kurz vor ihrem Ende ein Lebenszeichen gab, indem sie mich, den letzten männlichen Nachkommen des Geschlechtes, zum Erben einsetzte."

„So, so, Tatiana Gregoriewna war demnach eine Gräfin W.?" (Aus Rücksicht für meinen Freund gebe ich bloß den Anfangsbuchstaben des Namens.)

„Ja, die Tochter der schönen Frau, die man mit einer geknickten Rose verglich."

„Sie war unverheirathet?"

„Gewiß, es konnte nicht anders sein, als daß ihr die Ehe Abscheu, Grauen einflößte. Sie hatte eine beinah kindische Furcht vor dem männlichen Geschlecht, vor der bösen Welt, der ihre sanfte Mutter zum Opfer gefallen war; nur innerhalb der Grenzen ihres Gutes fühlte sie sich geborgen und sicher, während eines sechsundsiebzigjährigen Lebens hat sie es nie verlassen."

„Ich muß Ihnen gestehen, Alexander Gregorowitsch, daß mir diese Erbschaft gar nicht mehr gefällt, seitdem ich sie mit so düsteren Erinnerungen verknüpft weiß. Ich wünschte, die würdige Tante hätte sie

in eine milde Stiftung verwandelt, in ein Asyl für adlige, verwaiste Mädchen, oder in ein Spital für alte, zanksüchtige Weiber. Das Bild Ihres Großvaters paßt nicht zu den Nippes und Chinoiserien, es ist wie ein Paukenschlag in einer schmachtenden Flötenmelodie, es wirkt disharmonisch in diesem sauberen, zierlichen altjüngferlichen Hause; ich werde mein Haupt auf keines dieser verblichenen Kissen legen ohne den unbehaglichen Gedanken, daß brennende Thränen und grollende Bitterkeit hineingestickt wurden."

„So mag es gewesen sein," erwiederte Alexander, sich das volle Haar von der Stirn streichend. — „Verzeihen Sie, daß ich kein liebenswürdigerer Wirth bin, Karl Iwanowitsch, ich hatte Ihren Besuch mit Freuden erwartet und nun finden Sie mich trübe und verstimmt. Ich bin noch unter der Herrschaft des Eindrucks, den die Lectüre der Papiere meiner Tante auf mich machte. — Sie werden das begreifen, wenn Sie dieselben gelesen. Wird es Sie interessiren, ihren Inhalt kennen zu lernen? Sie werden Ihnen Aufschlüsse über das tragische Schicksal der schönen Gräfin geben; es sind Tagebuchblätter, Notizen, Memoiren, die von einer ungeübten Hand kunstlos an einander gereiht sind, theils in französischer, theils in russischer Sprache geschrieben — soll ich sie Ihnen holen?"

Ich ergriff das Anerbieten mit lebhaftem Dank, mit Spannung sah ich diesen Mittheilungen entgegen — Alexander öffnete ein kleines, lackirtes Schreibpult, auf dem eine Potpourrivase stand, die mit zu Staub gewordenen getrockneten Rosenblättern gefüllt war, und nahm eine in blaßrosa Atlas gebundene Mappe heraus. Auf der einen Seite war eine mit bunter Seide ausgeführte Plattstickerei angebracht: eine von Cypressen beschattete Urne, mit der Inschrift: souvenirs, um den Rand lief eine Bordüre von dreieckigen Epheublättern; ein blaues Atlasband hielt die losen, mit einer altmodigen, abgezirkelten Handschrift bedeckten Blätter zusammen.

Es war schon ziemlich spät geworden, wir trennten uns bald und ein jeder suchte sein Schlafzimmer auf. Meine Müdigkeit von vorhin war verschwunden, die Mappe reizte meine Neugier, ich versenkte mich in die Lectüre, die mich fast um meine ganze Nachtruhe brachte. Den Anfang bildete das Tagebuch der Gräfin W., dann folgten die Aufzeichnungen der Erzieherin, Madame Laurent, der Schluß war von Tatiana Gregoriewna, der Erbtante meines Freundes, hinzugefügt. Sie hatte das Ganze abgeschrieben, geordnet und nach den mündlichen Mittheilungen der alten, treuen Gouvernante vervollständigt.

Mit einigen Veränderungen und Auslassungen, die durch freundschaftliche Rücksichten geboten sind, gebe ich hier wieder, was ich gelesen. Es ist ein immerhin nicht uninteressanter Beitrag zur Kenntniß einer Epoche, die sich nur in schneidenden Contrasten bewegte, die neben glänzenden Thaten, einer aufgeklärten, vorurtheilslosen Denkweise Züge von Rohheit und Barbarei aufweist, die der mangelhaften Bildung, der Willkür des Einzelnen entspringen und ein beredtes Zeugniß dafür sind, daß die Cultur nicht von einem Herrscher gemacht wird, sondern sich langsam und stetig aus dem Volke heraus entwickeln muß.

Irenens Tagebuch.

Oui en mon doux printemps
Et fleur de ma jeunesse
Toutes les peines sens
D'une extrême tristesse
Et en rien n'ai plaisir
Qu'en regret et désir.

Rudowka, 25. September 1790.

Morgen ist mein Namens- und zugleich mein Geburtstag, ich werde siebzehn Jahre alt. Im November, vor Beginn der Fastenzeit, vielleicht auch schon früher, wenn Papa seine Zustimmung giebt, sollen wir uns heirathen, Valerian und ich. Dann muß ich Rudowka verlassen und meinem Gatten — wie sonderbar ernsthaft das klingt — nach seiner Heimath folgen. Ich glaube wohl, daß ich beim Abschied einige Thränen vergießen werde, aber die Betrübniß wird nicht lange dauern, denn ma bonne geht mit mir, sie will sich nicht von mir trennen, ich bin ja „sa petite fille chérie," bei der sie Mutterstelle vertreten hat. Sie ist sehr gut, ma bonne, das beste Herz der Welt, das steht unzweifelhaft fest; manchmal ist sie freilich etwas mürrisch und übeler Laune, namentlich, wenn sie sich mit Papa gezankt hat, was in letzter Zeit recht häufig der Fall war. — Ich begreife nicht, wo sie den Muth hernimmt, sich Papa zu widersetzen! Ich wage kaum, in seiner

Gegenwart zu athmen, und sobald er die Augenbrauen runzelt und zornig wird, dann werde ich eiskalt vor Entsetzen und es ist mir, als wären all' meine Glieder gelähmt.

Ma bonne (ich nenne sie nur so, die Anderen reden sie mit Pauline Karlowna oder Madame Laurent an) sagt, meine verstorbene Mama wäre ein ebenso schüchternes Vögelchen wie ich gewesen, ihr Gesicht hätte selbst im Tode noch einen ängstlich scheuen Ausdruck bewahrt, als fürchtete sie, daß die laute, harte Stimme ihres Mannes sie aus der Grabesruhe aufschrecken würde. Sie soll wunderschön und zart gewesen sein, erzählt mir oft ma bonne, die immer zu weinen anfängt, wenn sie von ihr spricht, sanft und gut wie ein Engel. Sie war keine Russin, sondern eine Deutsche und Papa hat sie in Moskau kennen gelernt. — Wie es nur geschehen sein mag, daß sie ihn geheirathet hat? Ich würde mich nicht entschließen können, einen so viel älteren Mann mit finsteren Zügen und rauhem Lachen zu wählen!

Wenn ich dagegen an Valerian denke! Mein theurer, einziger Valerian! Ist es nicht merkwürdig, daß man einen fremden Menschen so innig lieben kann? Gäbe es etwas auf der Welt, was ich nicht für ihn thun würde? Mein Herz hört auf zu schlagen, sehe ich ihn von weitem, und steht er dann vor mir und faßt meine Hände, so klopft es so ungestüm, daß es beinah schmerzhaft ist, und meine Wangen brennen wie Feuer. Und er ist nicht minder bewegt. „Schließe deine Augen," flüstert er dann wohl, „sie rauben mir die Besinnung."

Eine Trennung von einigen Tagen ist für uns beide eine schwere Prüfung, ma bonne neckt mich, indem sie sagt, ich würde in seiner Abwesenheit aus einer Rose eine Lilie! — Sie kann es sich eben nicht vorstellen, wie ich nur in seiner Nähe lebe und athme! Morgen wird er zurückkommen, eine ganze Woche ist er fort gewesen, er hat nach Moskau reisen müssen, angeblich Geschäfte halber, aber ich vermuthe eher, um mir ein Geschenk zu kaufen — vielleicht ein Schmuckstück, ein Halsband oder ein Medaillon. — Ich würde mich sehr freuen, denn ich putze mich gern, obschon es eigentlich unnöthig ist. — Niemand sieht mich und ich werde später ebensowenig Gesellschaften besuchen wie jetzt. Valerian's Gut, Malinowka, liegt noch abgeschiedener wie das unsrige und hat fast gar keine Nachbarschaft. Zuerst hatte er mir versprochen, mich im Winter nach Moskau oder Petersburg zu führen, damit ich einen Blick in die große, glänzende Welt thäte. Ma bonne mißbilligte jedoch entschieden diesen Plan, sie nannte Petersburg ein Babel, das Tugend und Unschuld rettungslos verschlingt, und als wir ungläubig lächelten, wurde sie böse und sagte zu Valerian:

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Sie sind bloß ein paar Jahre älter als das Kind und haben nicht mehr Erfahrung. Es wäre unklug, fast gewissenlos, wenn Sie Irene, so wie sie nun einmal von Gott geschaffen ist, mitten in dieses verruchte Treiben brächten. Nicht einen Tag würde sie da sein, ohne nicht schon den gefährlichsten Nachstellungen ausgesetzt zu sein."

Valerian wurde etwas empfindlich und erwiederte, er fühle sich Mannes genug, um über mich zu wachen und seine Rechte zu vertheidigen. Da lachte ma bonne höhnisch — jetzt war sie bei ihrem Lieblingsthema angelangt —

„Recht! wer hat Recht bei Ihnen?" fragte sie. „Nur Ihre Kaiserin und allenfalls der jeweilige favori en titre. Ich kenne die große Katharina nicht, sie muß wohl une femme d'esprit sein, da Voltaire mit ihr correspondirt und Diderot sie mit seiner Freundschaft beehrt, dennoch ist sie nichts als eine Tyrannin und Despotin, die, wenn es ihr beliebt, aus einem Edelmann in einer Stunde einen Leibeigenen, einen Sklaven machen kann. De telles choses se sont vues!"

Ich fragte sie nachher, was favori en titre heiße? Sie schien um eine Erklärung verlegen und sagte zögernd: es sei ein hohes Amt bei Hofe. Auf Rußland ist sie überhaupt sehr schlecht zu sprechen, täglich versichert sie mich, sie wäre längst nach sa belle patrie zurückgekehrt, wenn sie mich nicht so lieb hätte.

„Um deinetwillen bleibe ich in diesem schmutzigen, barbarischen Lande, um deinetwillen, mignonne!"

Valerian schwieg, ich merkte ihm eine leise Verstimmung an, die ich fortzuschmeicheln strebte. Die Worte waren nicht ein-

druckslos, allmälich ist er zu dem Entschluß gekommen, gleich mit mir nach Malinowka zu gehen und alle Reisepläne aufzugeben. Es kostete mich ein wenig Ueberwindung, mich ohne Widerrede zu fügen — weiß ich doch kaum, wie die Welt außerhalb unseres Dorfes aussieht! — aber es war ja sein Wunsch!

Morgen, um diese Stunde wird er hier sein! Ich werde an seinem Arm hängen, er wird mich sein Kleinod, seine Blume, seine Fee, seine Seele nennen und ich will nichts thun, als ihn ansehen, um mir sein geliebtes Bild immer wieder einzuprägen. Abends, bevor Licht angezündet wird, setze ich mich gewöhnlich ma bonne zu Füßen und plaudere von ihm. Ist sie bei guter Laune, so neckt sie mich, indem sie behauptet, ich wüßte mich gewiß nicht mehr auf die Farbe seiner Haare zu besinnen, denn ich hätte von jeher ein grundschlechtes Gedächtniß gehabt, Vocabeln zu behalten, wäre mir entsetzlich schwer gefallen. O, ist es nicht boshaft, dergleichen auszusprechen! Ich weiß ganz genau, daß er krause, dunkelblonde Locken hat, von denen ich eine jede einzelne um meine Finger gewickelt habe, seine Augen sind blau wie die Kornblumen, er ist so groß, daß ich gerade meinen Kopf bequem an seine Schulter lehnen kann, sein Gesicht hat einen edlen, sanften Ausdruck und seine Stimme klingt weich und angenehm wie Musik, ich kann mich nicht an ihr satt hören.

Sein Vater ist gestorben, als er noch in der Wiege lag, und seine Mutter hat ihn allein erzogen; selbst ma bonne gesteht ein, daß sie, obschon eine Russin, eine vorzügliche, hochgebildete Frau gewesen sei. Sie war die beste Freundin meiner Mama, und ich habe oft Wochen bei ihr in Malinowka verbracht, als ich noch ein kleines Ding war. Als ich größer wurde, wollte ma bonne diese Besuche nicht mehr gestatten, es wäre unpassend. Unpassend! Dieses Wort ist mir sehr geläufig geworden, denn sie wiederholt es mir bei jeder Gelegenheit. — Während Valerian zu seiner Ausbildung eine Reise im Auslande machte, hielt ich mich einige Zeit bei seiner Mutter auf. Sie fing damals an zu kränkeln und ich mußte dem Sohn in ihrem Namen schreiben, seine Rückkehr zu beschleunigen. Er langte rechtzeitig an, um sie noch am Leben zu finden und sie pflegen zu können. Ihr Tod betrübte ihn auf das tiefste, denn er hat ein zärtliches Herz, und er fühlte sich sehr vereinsamt, da er keine Verwandten hat; er kam häufig zu uns, um sich mit mir von der Verstorbenen zu unterhalten — nun, das Uebrige kann man sich leicht denken.

Ich fürchtete anfangs, Papa würde seine Einwilligung verweigern, er ist leider Valerian nicht geneigt, weil dieser mäßig trinkt — Branntwein bringt er nie über seine Lippen — auch nicht Karten spielt und ganz verschieden von den anderen Gutsbesitzern ist. „Fräulein und Milchgesicht!" schilt er ihn oft und es könnte vielleicht zu heftigen Auftritten kommen, wenn sie häufig zusammen wären. Papa ist indessen meistens von Hause abwesend, theils bei den Nachbarn, theils in Moskau, so sehen sie sich ziemlich selten und es ist ein erträgliches Verhältniß zwischen ihnen. Seit kurzem ist es sogar ein ziemlich gutes geworden; Papa hatte große Summen im Spiel verloren und befand sich in Geldverlegenheit, was ihn um so mehr drückte, da die Adelswahlen bevorstanden und er sich um das Amt eines maréchal de noblesse bewerben wollte. Valerian hatte davon gehört und bot ihm einige tausend Rubel an, die mit Dank angenommen wurden. Ma bonne machte zwar ein bedenkliches Gesicht und sagte: dieser Abgrund hätte schon ein Vermögen verschlungen und von Zurückerstatten sei nicht die Rede; es wäre klüger gewesen, Stepan Petrowitsch nicht erst auf den Gedanken zu bringen, sich beim Schwiegersohn Geld zu holen, er würde ihn ausbeuten und schließlich in Zorn gerathen, wenn er abschläglich beschieden würde — u. s. w. Mein Freund hörte lächelnd zu, weil er sich eben damit beschäftigte, die Länge meines Haares zu messen; beuge ich den Kopf zurück, so reicht es fast bis auf die Erde. Valerian sagte: kein goldgestickter manteau de corde ließe sich diesem dunklen, seidenweichen Mantel vergleichen, den mir die Natur verliehen hätte. Ma bonne wurde über diese „Kinderei" ärgerlich und schickte mich hinaus, damit Mascha mir glatte Zöpfe flechte.

Den 29. September 1790.

Von meinem Namenstage habe ich nachträglich zu erzählen. Früh, als ich noch

im Bett lag, kam ma bonne leise in mein Zimmer, um mir Glück zu wünschen. Sie war sehr bewegt und als ich mich aufrichtete und beide Arme um sie schlang, brach sie in heftiges Schluchzen aus.

„Mein geliebtes Kind," sagte sie, „ich habe deiner armen Mutter, die eine Heilige auf Erden war, versprochen, dich mit meinem Herzblut zu schützen und mich durch keine Gewalt der Erde von dir trennen zu lassen. — Was ich an Kenntnissen besitze, habe ich dich gelehrt — ich hätte wohl gewünscht, daß es mehr gewesen wäre, aber du bist dennoch eine Dame geworden und hast deine alte Gouvernante längst überflügelt. Doch nicht eher werde ich meine Aufgabe für gelöst halten, bis ich dich mit Valerian vor dem Altar stehen sehe. Ich will sobald wie möglich mit deinem Vater reden, damit endlich euer Hochzeitstag bestimmt wird."

„O, bitte, thu' es, mein Mütterchen," rief ich mit leuchtendem Blick, „du glaubst nicht, wie ich diesen Tag herbeiwünsche."

Ma bonne nahm sofort eine strenge Miene an und hielt mir trotz ihrer Rührung eine Strafpredigt, die mit den Worten endete, daß ein wohlerzogenes Mädchen dergleichen nicht einmal denken, geschweige aussprechen dürfte. — Ich möchte wissen, warum denn nicht?? Dann schenkte sie mir ein Paar Filethandschuhe, so fein wie Spinnwebe, die sie selber für mich gearbeitet; ich zog sie gleich versuchsweise an, sie saßen prächtig und unter dem schwarzen Netz glänzten meine Arme wie Schnee hervor.

Mascha kam mich anzukleiden und weil es mein Festtag war, erlaubte mir ma bonne, ein weißes, lustiges Kleid mit Spitzen und helblauen Schleifen anzulegen, das mir Valerian's Mutter noch geschenkt hatte. Ich gefiel mir sehr gut darin und Mascha klatschte vor Erregung über ihr Werk in die Hände. Die Hausmägde und die Dorfweiber kamen, mir den Rock küssen; zum größten Theil waren sie in unsaubere Lumpen gehüllt, ungewaschen und ungekämmt. Eine unter ihnen war besser gekleidet, sie hatte sogar ein seidenes Tuch über dem Kopf und eine dicke Granatenschnur um den Hals, eine starkknochige, gesunde Dirne mit strotzenden, rothen Backen; sie bewohnt eine Hütte allein, etwas abseits vom Dorfe, obgleich sie unverheirathet ist und noch Eltern hat. Ich mag sie nicht leiden, weil sie eine dreiste Art hat, die Leute anzublicken. An einem solchen Tage sollen wir jedoch keine ungütigen Gefühle in unserem Herzen aufkommen lassen, ich bemühte mich daher, ihren Gruß freundlich zu erwiedern, als sie sich mit ihrem unangenehmen Lächeln an mich drängte und mir einen selbstgebackenen Pirogg überreichte. Er sah recht appetitlich aus, mit einer goldgelben Kruste und duftete nach frischen Pilzen. Die Gabe war jedenfalls gut gemeint, im Grunde hatte ich keine Ursache, der Dirne etwas nachzutragen, somit streckte ich schon die Hand aus, das Geschenk im Empfang zu nehmen — da stürzte ma bonne mit zornfunkelnden Augen herbei, sie stieß das Mädchen hastig zurück und die Schüssel mit dem Backwerk auf die Erde schleudernd, rief sie mit wuthbebender Stimme:

„Wie kannst du dich erdreisten, du schlechtes Geschöpf, dich dem Fräulein nur zu nahen? Deine Frechheit wird mit jedem Tage größer, aber, warte, mit deiner Herrlichkeit wird es bald zu Ende gehen und das seidene Tuch und die Granatschnur werden nicht verhindern, daß du Ruthenstreiche bekommst und auf dem Felde arbeiten mußt. Eine Solche, wie du, bleibt mit ihrer Schande draußen, dein Anblick ist schon eine Beleidigung für die junge Herrin."

Die Dirne hatte die Augen trotzig verlegen niedergeschlagen und ihre Backen waren noch röther als gewöhnlich, die Weiber stießen sich mit den Ellbogen an und zeigten grinsend und höhnisch auf die Gescholtene. Als sie das bemerkte, warf sie stolz den Kopf in den Nacken, schaute dreist um sich, und murmelte, während sie der Thür zuschritt; sie würde sich bei dem Herrn beklagen, sie brauche sich nichts gefallen zu lassen, der Herr würde gewiß auf ihrer Seite stehen.

Ma bonne flogen die Glieder vor Aufregung, sie mußte sich hinsetzen. Ich konnte mir ihre Empörung nicht erklären, sanft streichelte ich ihr die Wangen und bat sie, sich zu beruhigen, es sei nicht der Rede werth. Sie drückte mich an sich und sagte:

„Du gutes, unschuldiges Kind, möchtest du bald dieses Haus für immer verlassen! Meine Kraft ist nicht mehr ausreichend,

dich vor jedem unreinen Hauch zu schützen. Das elende Geschöpf, das!"

Sie war wirklich böse, ihre Nase schien förmlich nach ihrer Feindin zu hacken und sie zischte die Worte zwischen den Zähnen hervor, ihre Gesichtsfarbe war gelbbraun, was immer der Fall ist, wenn ihre Galle erregt ist. Valerian's Ankunft zerstreute diese Verstimmung. Gott, wie ich aufschrie vor Jubel, als seine Troïka in das Hofthor einbog! Der Weg war in entsetzlichem Zustande, weil es den Tag vorher stark geregnet hatte, ein Rad am Tarantaß war gebrochen und nothdürftig mit Stricken zusammengeknüpft worden. Ich weinte und lachte vor lauter Seligkeit, er sah so prächtig aus in seinem Zobelpelz, mit dem Tscherkessengürtel um die Taille! Sieben lange Tage waren wir getrennt gewesen, er kam direct von Moskau zurück. Ich lief hinaus, um seinen ersten Gruß zu empfangen, er fing mich in seinen Armen auf und mich stürmisch an sich pressend, bedeckte er mein Gesicht mit Küssen. Dann schob er mich etwas von sich und mich mit entzückten Blicken betrachtend, rief er leidenschaftlich:

„Irene, Geliebte, du bist noch schöner geworden und ich bin der beneidenswertheste Sterbliche!"

Dabei umfaßte er mich und hob mich mit einem hellen Jauchzen in die Höhe, als wollte er mich forttragen.

Ma bonne hatte ihre gute Laune noch nicht wiedergefunden, denn sie fuhr ärgerlich dazwischen und sagte:

„Lassen Sie das, monsieur Valérien, Sie chiffonniren Irenens Toilette, mit einer Dame erlaubt sich un jeune homme comme il faut derlei Späße nicht."

Er wurde dunkelroth und ließ mich zur Erde gleiten, meinen Arm in den seinen legend, führte er mich ceremoniös in das Haus zurück. Sein Diener hatte unterdessen aus dem Sitzkasten des Wagens einen sorgfältig eingepackten Gegenstand hervorgeholt und auf den Tisch gestellt.

Es konnte nur ein Geschenk für mich sein, ich war außerordentlich gespannt. Valerian weidete sich an meiner schlecht verhehlten Neugier und entfernte langsam eine Hülle nach der anderen. Etwas Wundervolles kam zum Vorschein! Eine Cassette zum Aufbewahren von Schmucksachen, aus Ebenholz mit eingelegter Mosaik, auf goldenen Löwenfüßen ruhend, mit einer in den Deckel eingesetzten Malerei auf Elfenbein. Und wie war diese Malerei ausgeführt! Ein wahres Kunstwerk! Ich verstehe mich ein wenig darauf, denn ma bonne hat mich angeleitet, mit Wasserfarben und bunten Stiften umzugehen, sie selber hat in ihrer Jugend eifrig gezeichnet und gemalt. Es war eine rührende, sinnige Idee. Eine sich eben entfaltende weiße Rosenknospe, die ein so zarter rosiger Hauch übergoß, neigte sich auf schlankem Stiel über eine zerbrochene Säule, als beklage sie das Vergängliche alles Irdischen; der Hintergrund war dunkel gehalten, die Contouren der Bäume und Büsche bloß leicht angedeutet, nur die weiße Rose vom blassen Licht des Mondes beleuchtet, sie schien zu leben und zu athmen.

„Dieu!" rief mein Mütterchen, „comme c'est triste, monsieur Valérien! Wie konnten Sie für Ihre Braut ein Süjet wählen, das an ein Grabmal erinnert!"

„Wie kommen Sie auf diesen Vergleich?" erwiederte er; „ich habe eine andere Auslegung. Die weiße Rose ist das Sinnbild Irenens, sie ist ebenso schön, so rein, so voll Duft und Poesie, wie jene. Habe ich nicht Recht?"

Er lächelte und ich, ich bedeckte die Augen mit den Händen und mußte weinen, ich war zu glücklich.

„Möchtest du nicht den Inhalt der Cassette sehen?" fragte er, mich sanft umschlingend. Er gab mir ein zierliches, vergoldetes Schlüsselchen, ich schloß auf — eine schimmernde Perlenschnur lag auf dem dunkelrothen Sammt.

„Dein Brautschmuck!" flüsterte er zärtlich.

Es war viel zu schön und zu kostbar für mich, ich sagte es ihm, aber er wollte nichts davon hören.

„Perlen!" murmelte ma bonne, „Thränen! — vielleicht werden noch genug fließen."

Sie schüttelte sorgenvoll den Kopf und ihr gutes altes Gesicht, das ich so innig liebe, hatte einen bekümmerten Ausdruck. Trotzdem war es ein vergnügter Tag. Papa kam von einem Ausfluge in die Nachbarschaft zurück und brachte mir einen Brillantring mit, von dem ma bonne behauptete, er hätte ihn wahrscheinlich im Spiel gewonnen, denn er sei nicht mehr

neu, und ich sollte ihn nicht anstecken. Das hätte jedoch Papa beleidigt und da er gerade guter Laune war, meinte Valerian, man dürfe ihn nicht ärgern. Er wickelte mir selber einen Seidenfaden mehrmals um den Finger, damit der Ring, der viel zu weit für mich war, fest saß. Nach Tisch spielten die beiden Herren Billard. Papa, der das Billard bereits seit einigen Jahren besitzt — es ist aus Petersburg geschickt worden — ist ein sehr gewandter Spieler, wogegen Valerian gar keine Uebung hat. Der Erstere war daher der Gewinnende, was ihm Vergnügen zu machen schien. Ma bonne, die mit mir zusah, brummte etwas von „Ausplündern." Papa hat ein sehr scharfes Gehör, er fing das Wort auf und fragte, was sie damit meine?

„Genau, was ich sagte," erwiederte sie muthig, „es ist nicht adlige Sitte, die Unkenntniß des Gastes und künftigen Schwiegersohnes zu benutzen, um ihm das Geld abzunehmen."

Er warf zornig das Queue hin und auf das Billard aufschlagend schrie er: Es würde ihm nur angenehm sein, wenn die alte Französin endlich das Haus verließe, in welchem nach ihrer Meinung nicht adlige Sitte herrsche; sie könnte ja nach Paris zurückkehren, wo jetzt die Canaille der Noblesse feine Manieren lehre!

Sie legte ihre Brille fort und ihre grauen Augen fest auf ihn heftend, entgegnete sie ruhig:

„Ihre Grobheiten vertreiben mich nicht, ebensowenig, wie es mich vertreibt, daß Sie mir den ausgedungenen Gehalt seit Jahren nicht auszahlen. Sie wissen, ich habe Ihrer seligen Frau — einem Engel, wie es nur je einen auf Erden gab — gelobt, bei Irene auszuharren, unter allen Umständen auszuharren. — Was nun diejenigen, die Sie „Canaille" zu nennen belieben, anbelangt, so kann ich Ihnen bloß erwiedern, daß Ihre russische Aristokratie froh ist, wenn unsere weggejagten Köche und Friseure sich herbeilassen, ihre Nachkommenschaft zu erziehen und zu bilden."

Es war sehr peinlich. Papa sah aus, als hätte er Lust, ma bonne zu erwürgen, aber ihre Festigkeit imponirte ihm unwillkürlich; er lachte laut auf und sich kurz umdrehend, ging er hinaus, indem er die Thür dröhnend ins Schloß warf.

Valerian stellte meinem Mütterchen schonend vor, daß sie auf diese Weise nichts erreiche, wie unangenehme Auftritte herbeizuführen; sie antwortete indessen ziemlich scharf:

„Das verstehe Sie nicht, Monsieur, Sie haben noch keine Menschenkenntniß. Je nachsichtsvoller und nachgiebiger Sie sich gegen Stepan Petrowitsch betragen, um so weniger wird er sich Zwang anlegen, ja er wird sich schließlich Alles gegen Sie erlauben, weil er Sie für einen Schwächling hält. Wenn Sie gut mit ihm auskommen und sich Achtung verschaffen wollen, müssen Sie denselben groben Ton anschlagen. Freilich — es kann's nicht Jeder, ich habe es auch erst lernen müssen."

So endete dieser Tag mit einer allgemeinen Verstimmung.

Anfang October 1790.

Obgleich wir im Spätherbst sind, ist das Wetter noch schön und beständig, man kann die Nachmittagsstunden im Freien verbringen, bis die Sonne sinkt. — Ich habe es mir überlegt, ich sehne mich gar nicht nach den Vergnügungen und Festen der großen Welt; es muß ermüdend sein, aus einer Gesellschaft in die andere zu jagen, und bei meiner Schüchternheit fremden Leuten gegenüber, würde ich mich in der Menge verwaist und traurig fühlen. Ma bonne behauptet auch, ich wäre körperlich nicht kräftig genug, um die angreifende, großstädtische Lebensweise zu ertragen.

„Deine Mutter hat viele Thränen vergossen, als sie dich erwartete," sagte sie mir einmal, „darum bist du so ein zartes ätherisches Geschöpfchen geworden, das liebevoller Pflege und Schonung bedarf, um zu gedeihen."

Nun, ich finde meine Gesundheit vortrefflich; man kann mich auch nicht furchtsam schelten, zu Pferde bin ich sogar fast tollkühn und ich halte die Zügel fest, trotz der Kleinheit meiner Hand — nur erschrecke ich leicht, wenn Menschen in Zorn gerathen, ich komme mir dann vollständig machtlos vor, als wäre ich der Spielball unerbittlicher Gewalten.

Ich bin gern auf dem Lande, vielleicht weil ich nichts Anderes kenne. Unser Garten ist eine Wildniß geworden, seitdem

Papa den Gärtner verabschiedet hat und sich nicht mehr um Erhaltung der von meiner Mama gemachten Anlagen kümmert. Die Tempelchen und Lusthäuser aus weißer Birkenrinde, die Brücken sind zerfallen, wenn der Koch kein Holz zur Hand hat, so holt er sich eine Säule, eine Bank, ein Stück Geländer und heizt damit den Ofen. Dagegen sind die Himbeer- und Johannisbeerstauden zu einem undurchdringlichen Dickicht ausgewachsen und ich habe nirgends so riesengroße Sonnenblumen blühen gesehen wie bei uns. Valerian und ich unternehmen oft Entdeckungsreisen, die uns in das Unendliche führen, weil der Park nicht umzäumt ist, sondern in den Wald verläuft; die Ausbeute, die wir heimbringen, ist nicht erheblich: Vogelnester, Pilze, Haselnüsse und gewöhnlich ein zerrissenes Kleid, worüber ma bonne recht ärgerlich ist, denn sie muß den Schaden ausbessern. Doch ist sie bald wieder freundlich, namentlich, wenn ich sie daran erinnere, daß Paul und Virginie sich ebenfalls in die T..en des Urwaldes verirrt und ihre Mütter sie nicht deswegen gescholten haben. Sie ist von dem Werke des Herrn Bernardin de St. Pierre entzückt, wir haben es im vorigen Jahre zusammen gelesen und ich könnte nicht sagen, wer von uns beiden mehr dabei geweint hat. Es ist unmöglich, die Liebe zarter und gefühlvoller zu schildern, ich muß gestehen, daß im Vergleich zu diesem wundervollen Roman Numa Pompilius und Guillaume Tell mir einen sehr langweiligen Eindruck machten. Unter Paul stelle ich mir natürlich Valerian vor, er ist ebenso edel und großmüthig wie sein Vorbild, der einzige Unterschied besteht darin, daß er blonde Haare und blaue Augen hat, sonst ist er ihm Zug für Zug ähnlich. — Ich würde auch sterben, wenn man mich von ihm trennen wollte — doch wer könnte so grausam sein? Glücklicherweise habe ich keine vornehme alte Tante, die mir ein glänzendes Los aufzwingen möchte.

7. October 1790.

Ma bonne trägt seit ein paar Tagen den Kopf viel höher. Valerian, der stets darauf bedacht ist, ihr durch kleine Aufmerksamkeiten seine Anhänglichkeit zu beweisen, hat ihr ein Paket französischer Zeitungen aus Moskau mitgebracht, die er dort von einem Bekannten erhalten, der unlängst aus dem Auslande zurückgekehrt ist. „Ma patrie!“ rief sie, ihre Augen leuchteten beinah jugendlich und sie küßte die zerknitterten, zerlesenen Blätter. Die Brille auf der Nase, versenkte sie sich mit Wonne in die lang entbehrte Lectüre, uns und Alles um sich her vergessend. Spät am Abend kam sie zu mir in mein Zimmer, auf ihrem mageren, faltigen Gesicht lag ein feierlicher Ernst, sie schien größer geworden, so triumphirend aufrecht war ihre Haltung. Sich auf den Rand meines Bettes setzend, erzählte sie mir von den, wie sie sich ausdrückte: welterschütternden Begebenheiten, die sich in Paris ereignet.

„Es ist erhaben!“ rief sie begeistert, „in einer Nacht ist umgestoßen worden, was Ungerechtigkeit und Despotismus in einem Jahrtausend aufgerichtet haben. Präge dir das Datum ein, mein Kind, in späteren Zeiten wird man mit Ehrfurcht dieses Tages gedenken: Am 19. Juni 1790 ist ausgesprochen worden, daß alle Menschen auf Erden ebenso gleich sein sollen, wie sie es im Himmel devant l'être suprême sind. Die Herzöge, Marquis und Grafen haben aufgehört zu existiren, es wird nur noch Adel der Gesinnung und Fürsten des Geistes geben! Der einzige Orden, der edle Thaten belohnt, wird der Orden des guten Gewissens sein. O, mon enfant, ich arme, unbedeutende Gouvernante, die ich grau geworden bin, indem ich das bittre Brot der Dienstbarkeit in der Fremde aß, fühle mich plötzlich erhoben und gestärkt! Ich brauche mich nicht mehr vor der sich unter Titeln blähenden Nullität zu bücken, denn meine Menschenwürde ist von dem Gesetz anerkannt. — Mirabeau hat eine hinreißende Rede gegen die Privilegien des Adels gehalten, er, der unter der Grafenkrone geboren ist! und ich möchte ihn dafür umarmen. Es heißt zwar, er sei ein sittenloser Mensch ohne Grundsätze — wer aber darf einen Mann verdammen, der so kühn für die Unterdrückten, die Armen und Elenden kämpft? Die Strafe seiner Sünden trifft ihn allein, die Früchte seines edlen Strebens erntet dagegen die ganze Menschheit. Ich bin glücklich, das Anbrechen einer neuen Zeit zu erleben.“

Vermochte ich ihre Freude auch nicht

zu theilen, so verstand ich sie doch. In den spärlichen Briefen, die sie von Verwandten aus der Heimath erhielt, war ihr von der Einberufung der états généranx, der assemblée nationale berichtet worden, Zeitungen, die sie sich hier und da zu verschaffen wußte, hatten die lückenhaften Mittheilungen ergänzt; trotz ihrer Jahre war sie zu lebhaft, um Dinge, die sie interessirten, in sich verschließen zu können; so hatte sie mir denn häufig von diesen Ereignissen gesprochen und sich bemüht, mir Theilnahme für sie einzuflößen. — Aber Frankreich lag so weit, ich kam voraussichtlich nie hin, die Geschicke dieses Landes waren mir im Grunde herzlich gleichgültig und ich hörte nur aufmerksam zu, um ma bonne Vergnügen zu machen.

„Eine neue Zeit?" fragte ich, ihr letztes Wort aufnehmend, „auch bei uns, in Rußland? Ich würde nicht mehr das gnädige Fräulein, sondern die Gleichgestellte von Bäuerinnen und Bürgersfrauen sein? Das könnte mir nicht gefallen."

„En Russie," antwortete sie, in einem ganz anderen Ton, „wird man noch ein Jahrhundert zu thun haben, um da anzukommen, wo Frankreich heute steht. In diesem beklagenswerthen Lande besitzt kaum der Adel einen Anstrich von Bildung — und ein sehr dünner Anstrich ist es, das kannst du glauben. — Ich spreche nicht von Valerian," fügte sie hinzu, „er ist ein hochsinniger, vortrefflich erzogener junger Mann, eine glänzende Ausnahme, über die sich die eignen Standesgenossen genug wundern. Das Volk jedoch steht leider auf der allerniedrigsten Stufe, ihm fehlen sogar die ersten Anfänge der Cultur."

„Und wenn die Leibeigenen durch einen Machtspruch frei wären, was würde aus ihnen werden? Sie wissen am besten, daß sie nur unter Aufsicht arbeiten und sich selbst überlassen, faul und liederlich werden. Klagen Sie nicht immer über die Nachlässigkeit der Leute, die wie die Kinder zur Erfüllung ihrer Pflicht gezwungen werden müßten?"

„Und dennoch haben auch sie ihre Tugenden, allerdings sind es die des Sklaven, sie sind geduldig, gutmüthig, anhänglich, diese Keime würden sich weiter entwickeln, wenn man in ihnen den Menschen achtete. — Du vermeidest durch das Dorf zu gehen, weil die Hütten so gar armselig und schmutzig sind — hast du nie über die Ursache dieses Elends nachgedacht?"

Ich machte große Augen — nein, wie sollte mir das eingefallen sein! Ich bedauerte bloß die armen Leute, denen nicht zu helfen war.

„Sie kennen nicht die Freude am Eigenthum," fuhr ma bonne eifrig fort, „sie wissen, daß die Hütten, die sie bewohnen, das Feld, das sie bebauen, ihnen nicht gehört. Weshalb sollten sie sich die Mühe geben, auf Sauberkeit und Ordnung zu halten, den Boden mit Fleiß zu bestellen, wenn der Herr das Recht hat, sie nach Laune aus dem sogenannten Besitz zu treiben, sie zu verkaufen, und weit fortzuschicken, wo sie von neuem anfangen müssen? — Und noch mehr — erinnerst du dich der blonden Lukeria, der dein Vater durchaus nicht gestattete, ihren Geliebten zu heirathen? Sie sollte das Weib des Kutschers Iwan werden, der sie selber nicht mochte, weil er eine Andere gern hatte —"

„Da ging sie in den Fluß und ertränkte sich," sagte ich erschauernd. Ich war zufällig in der Nähe gewesen, als die Weiber die starre Leiche jammernd herauszogen. — Ich hatte noch keinen Todten gesehen — es war ein grausiger Anblick! Die Lippen blau, die Augen krampfhaft verdreht und weit offen — vor dem schrecklichen Bilde war ich entsetzt entflohen.

„Papa ist ein sehr strenger Herr," sagte ich leise, „Valerian würde nie so handeln."

„Gewiß wird er niemals so grausam sein, davon bin ich überzeugt. Ist es jedoch nicht traurig, von dem guten oder bösen Willen des Einzelnen abzuhängen? Wenn nun ein Mächtigerer käme und wollte dich dem entreißen, den du liebst?"

„Das kann ja nicht geschehen!" rief ich, mich im Bette aufrichtend, „ich bin ein adlig geborenes Fräulein, Niemand hat Gewalt über mich, als mein Vater!"

„Ja, der Adel besitzt bei euch allein die Rechte, die einem jeden menschlichen Wesen gebühren," versetzte sie ernsthaft, „und schließlich bedeuten auch diese Rechte nicht viel in einem halb barbarischen Lande."

„Ich kann es doch nicht ändern," entgegnete ich kleinlaut, da ma bonne mich so vorwurfsvoll anblickte.

„Du freilich nicht, mein Lämmchen,

aber ich wünschte, daß du dir für die Leiden deiner Mitmenschen ein mildes Herz bewahrtest und nicht gedankenlos hinlebtest, ohne daran zu denken, daß es Trübsal um uns her giebt."

„Ja, ja, ich will ganz bestimmt eine gute, nachsichtige Herrin sein," versicherte ich schon halb im Schlafe.

Einen Tag später.

Heute Nachmittag hatte ich einen weiten Spazierritt mit Valerian unternommen, und um mich nicht so bald von ihm zu trennen, ließ ich mich verleiten, ihn ein tüchtiges Stück Weges zu begleiten; als nun nach Sonnenuntergang die Dunkelheit rasch hereinbrach, wie es in unseren Gegenden ohne dämmernden Uebergang der Fall zu sein pflegt, wollte er mir nicht erlauben, allein zurückzureiten. Es gab ein Hin- und Herreden, das damit endete, daß er mit mir umkehrte und nicht eher von meiner Seite wich, bis wir die ersten Hütten des Dorfes erreicht hatten.

Welch' herrlicher Abend war es gewesen! Der Himmel sternenklar und die Luft weich und still. Valerian hatte sein Pferd dicht an meines gedrängt, seine Hand ruhte auf meinem Sattel, sein Haar streifte meine Wange. Auf dem Waldwege, der so schmal war, daß ich die Schleppe meines Kleides aufstecken mußte, um nicht an Aesten und Gezweig hängen zu bleiben, lag ein dicker Moosteppich; man hörte nicht den Hufschlag der Pferde, es war so still und geheimnißvoll unter den dunkel dastehenden Bäumen, daß auch wir nur flüsternd sprachen. An einer Stelle glaubte ich zwei Lichter im Gebüsch funkeln zu sehen, ich stieß einen leisen Schrei aus.

„Was ist dir geschehen, mein Lieb?" fragte Valerian erschrocken, den Arm um mich schlingend.

„Ein Wolf!" antwortete ich zitternd, dorthin deutend, wo die Lichter verschwunden waren.

Er lachte mich aus, jetzt wären diese wilden Gäste noch nicht zu fürchten, weit und breit spüre man nichts von ihnen, sie wagten sich erst mitten im Winter aus ihren Schlupfwinkeln in die Nähe menschlicher Wohnungen. Was ich gesehen, sei vielleicht ein Irrlicht, oder faules Holz gewesen. Er mochte Recht haben, doch merkte ich, wie mein Pferd die Nüstern aufblies und heftig mit dem Schweif um sich schlug — ein Zeichen, daß nicht Alles richtig war.

Vor dem Dorfe hatten wir etwas lange Abschied genommen — im letzten Augenblick hat man sich immer am meisten zu sagen — darüber war es sehr spät geworden; ich wußte, was mich bei meiner Ankunft erwartete: Vorwürfe und Scheltworte! Heimlich wollte ich mich in mein Zimmer schleichen, um nicht gleich ma bonne in die Hände zu fallen, mein Gewissen war unruhig, ich war über die Gebühr fortgeblieben und sie hatte sich gewiß schon um mich geängstigt. Als ich durch das Vorzimmer schlüpfte, hörte ich im Eßsaal Papas Stimme, die mit zorniger Betonung meinen Namen aussprach. Er war mehrere Tage abwesend gewesen und hatte nach seiner Gewohnheit nichts über die Rückkehr bestimmt — nun war er wieder da, mir klopfte das Herz, ich wagte nicht, ihm in diesem Moment unter die Augen zu treten. Den Athem anhaltend, drückte ich mich in eine Ecke und ward so zur unfreiwilligen Lauscherin, da nebenan sehr laut geredet wurde und die Thür nur angelehnt war. Papa schien eine Unterredung mit ma bonne zu haben, die, wie immer, einen stürmischen Verlauf zu nehmen drohte.

„Was also ist es mit Irene?" wiederholte er ungeduldig.

„Nichts Besonderes," versetzte sie scharf, „wenigstens gilt es anderen Vätern als nichts Merkwürdiges, wenn man sie ersucht, sich gefälligst zu erinnern, daß sie Töchter haben."

„Leider kann ich es nicht vergessen, tausend Unbequemlichkeiten, die sie mir verursacht, sorgen dafür. Warum mußte es auch gerade ein Mädchen sein! Ein Knabe wäre mir viel lieber gewesen, er erfordert weniger Rücksichten."

„Es ist mir neu, daß Sie Rücksichten nehmen," entgegnete sie ironisch, „dazu rechnen Sie vielleicht auch das Betragen dieses gemeinen Geschöpfes, der Prascovia, die sich nicht entblödete, ihr freches Gesicht an Irenens Namenstage hier im Hause zu zeigen! Ich schwöre es Ihnen, sollte es je wieder geschehen, so greife ich selber zur Peitsche, um sie fortzujagen, und wenn sie zehnmal Ihre —"

Das Folgende verstand ich nicht, denn

ma bonne sprach mit zusammengebissenen Zähnen, ich konnte mir denken, wie sie die Hände geballt hatte und ihre Augen Blitze schossen.

„Schweigen Sie!" rief Papa wüthend, „oder —"

„Oder was?" fragte sie verächtlich, „womit wollen Sie mir drohen? Ich bin nicht Ihre Leibeigene, die Sie nach Gutdünken zu Tode prügeln lassen können, und außerdem bin ich nicht ganz schutzlos dans ce pays exécrable, wo die Willkür herrscht. Sie wissen, daß ich mich zu jeder Zeit an den französischen Consul in Moskau um Beistand wenden kann —"

„Eine solche alte Französin ist wahrhaftig vom Satan besessen," knirschte er, „warum halten Sie mich auf? Gehen Sie mir aus den Augen, ich habe nicht Lust, Ihr Geschwätz länger anzuhören."

„Sie sind übler Laune, weil Sie wieder große Verluste im Spiel gehabt haben. Ob verstimmt oder nicht, das ist mir einerlei, was ich mit Ihnen besprechen will, duldet keinen Aufschub — Irene —"

„Schon wieder Irene! Wo ist sie, warum kommt sie nicht, mich zu begrüßen? Sie haben sie so vortrefflich erzogen, daß sie den Respect gegen den eignen Vater außer Acht läßt!"

„Wo sie ist, weiß ich augenblicklich nicht, sie ist mit Valerian Maximitsch verschwunden und soll dafür mit einem strengen Verweis bestraft werden."

O weh! es war, wie ich mir gedacht hatte, mich erwartete eine tüchtige Strafpredigt und ich sollte noch Thränen vergießen. „Indessen", fuhr ma bonne fort, „ist das Kind viel zu unschuldig und unbefangen, um zu ahnen, daß sie etwas Unschickliches gethan hat. — Dieses ewige Herumschweifen der jungen Leute muß aufhören, ich bin zu alt, um ihnen überall nachzulaufen, und es ist leider Niemand da, meine Stelle zu vertreten. Monsieur Valérien ist zwar ein ehrenhafter Jüngling — doch, traue Einer einem leidenschaftlichen zweiundzwanzigjährigen Herzen! Dazu sind eben die Eltern und Vormünder da, daß sie den Gefahren der Versuchung vorbeugen."

„Oho, das Milchgesicht!" lachte Papa häßlich auf, „der ist viel zu tugendhaft und schüchtern!"

„Einer Schönheit wie Irene gegenüber, hält die Tugend nicht immer Stand."

„Sie sind in sie vernarrt, ihre Schönheit ist nicht weit her! Ihre Gestalt ist zum Zerbrechen und auf den Wangen ist kaum ein bischen Roth zu entdecken. In Petersburg und Moskau würde sie ganz unbemerkt bleiben."

„Darüber denke ich anders," entgegnete sie trocken, „hoffentlich wird sie nie hinkommen — es wäre nicht zu ihrem Glück." Ich erröthete in meiner dunklen Ecke, so über mich reden zu hören, instinctiv fühlte ich, wie all diese Worte einen Sinn, eine Bedeutung hatten, die mir entging. Hätte ich nur, um nach meinem, eine Treppe hoch gelegenen Zimmer zu gelangen, nicht den Eßsaal passiren müssen!

„Ich meine mit einem Wort, es ist das Beste, wenn die jungen Leute bald verheirathet werden," sagte ma bonne; „warum sollen sie warten? Sie sind freilich noch halbe Kinder, aber ich gehe ja mit ihnen, um sie zu berathen, ihnen zu helfen. Valerian Maximitsch braucht dann sein Leben nicht mehr auf der Landstraße zu verbringen, wie er es jetzt thut, sehr zum Schaden seiner Pferde. Der Winter steht vor der Thür, die Wege werden bald grundlos sein, da verbietet sich das Hin- und Herjagen von einem Gut zu dem anderen von selbst."

„Wer bittet ihn denn, alle Tage herzukommen?"

„Es ist wohl natürlich, daß er den Wunsch hat, seine Braut zu sehen, und Irene würde sich in Sehnsucht verzehren, falls sie längere Zeit von ihm getrennt wäre. Als er neulich eine Woche in Moskau war, war ich wirklich um sie besorgt, sie aß nicht, sie schlief nicht, sie wurde immer bleicher — es ist an der Zeit, diesem halben Zustande ein Ziel zu setzen. Lassen wir die Hochzeit Ende dieses Monates stattfinden."

„Was fällt Ihnen ein! Das wäre schon in drei Wochen, nein! davon kann nicht die Rede sein."

„Und warum nicht?" fragte sie scharf; „Sie sind kein so zärtlicher Vater, daß der Gedanke, das Kind fortzugeben, Ihnen Schmerz bereitete."

„Ich will nicht, das ist genug."

„Sie müssen doch einen Grund anführen können."

„Ich habe viele Gründe, aber es beliebt mir nicht, Ihnen dieselben mitzutheilen."

Ich hätte weinen mögen! Schon hatte ich sicher gehofft, daß Papa sich endlich die Einwilligung entreißen lassen würde, und nun verweigerte er sie abermals! Ma bonne war nicht so leicht zu entmuthigen.

„Soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie nicht wollen?" hob sie wieder an. „Es handelt sich um das kleine Vermögen, das Irenens Mutter mit in die Ehe gebracht und das Sie Ihrem Schwiegersohn als Mitgift auszahlen müssen. Natürlich ist längst keine Kopeke davon mehr in Ihren Händen, Sie haben das Eigenthum Ihrer Tochter ebenso verspielt und durchgebracht, wie Sie es mit dem größten Theil Ihres eignen Besitzes gethan haben. Das Kapital ist von Ihnen aus dem Depositorium des Findelhauses in Petersburg zurückgezogen worden, und die Leiter der Anstalt sind trotz ihrer pomphaft angekündigten Unbestechlichkeit gewissenlos genug gewesen, es Ihnen auszuliefern — Sie haben jedoch nicht das Recht, Ihre Tochter unglücklich zu machen, nachdem Sie sie beraubt haben. Monsieur Valérien ist davon unterrichtet, daß seine Braut ihm nichts von der festgesetzten Mitgift zubringen wird, und er war edelsinnig genug, zu erklären, wie dies nicht den geringsten Einfluß auf seine Liebe hätte, reich oder arm, wäre Irene für ihn der köstlichste Schatz — — — —"

Mein theurer, mein geliebter Valerian! Täglich entdecke ich an ihm neue Züge, die meine zärtliche Bewunderung für ihn erhöhen.

Papa schien verlegen zu sein, ma bonne verstand es, ihm Achtung abzunöthigen.

„Unsinn", murrte er verdrießlich, „wer hat Ihnen dieses Märchen aufgebunden? Ich habe mir allerdings Irenens Vermögen einhändigen lassen, doch nur, um es vortheilhafter zu placiren, das Findelhaus giebt zu geringe Procente —"

„Sparen Sie sich die Mühe, mich zu belügen, Monsieur, es fragt Sie Niemand nach dem Verbleib des Geldes, obschon es ein himmelschreiendes Unrecht ist. — Da Sie somit dieser Verlegenheit enthoben sind, werden Sie sich wohl entschließen, der Heirath nicht länger zu widerstreben, mithin ist es abgemacht, Ende October. — Warten Sie, am 26. ist Valerian's Geburtstag, das ist ein hübsches Zusammentreffen, Sie erfreuen ihn dann mit einem Geschenk, das für ihn das Werthvollste auf Erden ist und Sie absolut nichts kostet — denn für Irene haben Sie nie etwas ausgegeben."

„Sie hat die Zunge einer Viper," brummte Papa und gähnte laut. Er war sehr müde, sonst hätte ma bonne einen heftigeren Kampf auszufechten gehabt. Wenn er von seinen Ausfahrten oder von einem Aufenthalt in Moskau zurückkommt, thut er zu Hause nichts wie essen und schlafen. Ich kann mich nicht entsinnen, mit ihm ein Dutzend Worte hinter einander gesprochen zu haben, ich küsse ihm die Hand und wünsche ihm guten Morgen und gute Nacht, darauf beschränkt sich mein Verkehr mit ihm. Erleichtert athmete ich auf, als Beide sich entfernten; ich hörte ma bonne mit dem Schlüsselbunde über den Gang klappern, sie ging nach der Vorrathskammer, um das Abendessen herzurichten. Ich schlüpfte aus meinem Versteck und lief eilig in mein Zimmer, dessen Thür ich hinter mir verriegelte. Mein Reitkleid abstreifen und ein Hausröckchen aus Gingam überwerfen war das Geschäft einer Minute. Eine Stickerei in der Hand, saß ich mit niedergeschlagenen Augen am Nähtisch, als ma bonne eintrat. Sie sagte nichts, sondern sah mich bloß mit einem langen, vorwurfsvollen Blick an. Mit meiner erkünstelten Unbefangenheit war es vorbei, ich ließ die Arbeit fallen und das Gesicht mit der Schürze bedeckend, brach ich in Thränen aus. Das Weinen entlastete mein Herz, das zwiefach bedrückt war, erstens durch meinen Ungehorsam und dann durch das Bewußtsein, das Gespräch, wenn auch unabsichtlich, belauscht zu haben.

Wie gern hätte ich ein offnes Geständniß abgelegt, aber das unbestimmte Gefühl hielt mich zurück, es würde ihr peinlich sein, zu erfahren, daß ich Dinge mit angehört, die nicht für mein Ohr berechnet waren.

Sie sparte ihre Ermahnungen auf, bis ich mich beruhigt hatte, danach kamen sie um so reichlicher. Unter anderm sagte sie: Valerian würde die Achtung vor mir verlieren, wenn ich nicht selbst meine Würde

zu behaupten verstände. — Ich schüttelte den Kopf, ich weiß wirklich nicht, wie ich mich würdevoll geberden soll — und was hat seine Achtung mit einem abendlichen Spazierritt zu thun?

Den 15. October.

Ich gehe nicht mehr, ich tanze, ich schwebe vor Wonne. Papa hat sein Wort nicht zurückgenommen, es steht fest, unwiderruflich fest, daß meine Hochzeit an Valerian's Namenstag gefeiert wird. Anfangs war ich zaghaft und wollte nicht daran glauben, erst die Vorbereitungen, die schon jetzt getroffen werden, überzeugten mich. Ma bonne wurde von Valerian und mir förmlich mit Küssen und Liebkosungen erstickt, als sie uns die bestimmte Zusage mittheilte, ihre Brille zerbrach dabei, worüber sie sehr ungehalten war. In ihrem Zorn war sie unwiderstehlich komisch! Unsere Liebkosungen hatten ihr die Haube mit dem breiten gefältelten Strich verschoben und einer der falschen Zöpfe, die sie zu beiden Seiten des Gesichtes schneckenartig aufgesteckt, war aufgegangen und hing wie ein Rattenschwänzchen herunter — wie wir lachten, im Hause herrscht allgemeine Geschäftigkeit, zwei Modistinnen werden aus Moskau kommen, um Toiletten für mich anzufertigen, von unseren Mädchen ist keine geschickt genug, um ihr mein Brautkleid anvertrauen zu können. — Mein Brautkleid! Wie angenehm das klingt! Zum ersten Mal werde ich das Rauschen von Atlas hören, ich habe noch nie Seide getragen; es muß eine köstliche Empfindung sein, eine lange, glänzende Schleppe hinter sich nachzuziehen. Die Perlenschnur, die Valerian mir geschenkt, werde ich um den Hals legen und ein feiner Spitzenschleier, so durchsichtig wie eine Wolke, wird meine ganze Gestalt einhüllen. Mama hat ihn besessen und ma bonne ist eigentlich dagegen, daß ich ihn an diesem Tage trage — sie sieht überall schlimme Vorzeichen und ist entsetzlich abergläubisch, obgleich sie eine arge Zweiflerin ist und weder zur Mutter Gottes noch zu den Heiligen betet — aber ich habe meinen Willen durchgesetzt. Ein so kostbarer Schleier, keine Fürstin brauchte sich seiner zu schämen! Es wäre Thorheit, ihn in der Truhe vergilben zu lassen.

Eine Hochzeit ist jedenfalls das wichtigste Ereigniß im menschlichen Leben! Sogar Papa scheint Werth darauf zu legen, daß es bei diesem Anlaß an nichts fehle, er hat eine Menge Leute eingeladen, sowohl von den benachbarten Gütern, wie aus Moskau. Ganze Wagenladungen Wein und Delicatessen sind bestellt, ma bonne brummt zwar: wer das alles bezahlen würde, doch ich finde es sehr hübsch, daß man sich nach Kräften bemüht, diesen Tag zu einem festlichen zu gestalten.

Seitdem ich weiß, daß ich bald Valerian's Frau werde, bin ich nicht mehr so schüchtern, ich fiel neulich Papa um den Hals und dankte ihm für seine Güte. Er war förmlich erstaunt und meinen Kopf aufrichtend, sagte er:

„Sieh doch, Kleine, du bekommst ja rothe Backen und muntere blitzende Augen, du bist eine allerliebste Hexe geworden." Gestern trat er mit einem Brief in der Hand in das Gastzimmer, er war so aufgeräumt und vergnügt, wie ich mich nicht erinnere, ihn je gesehen zu haben.

„Irinuschka," sagte er zu mir, „du wirst nicht errathen, welche Auszeichnung dir widerfährt."

Ich war neugierig, was es sein mochte.

„Se. Erlaucht, der Feldmarschall, Graf W. wird die Gnade haben, auf deiner Hochzeit zu erscheinen."

„O, wird er?" entgegnete ich verwundert und bestürzt, die Gegenwart eines so großen Herrn konnte mich nur verwirren.

Ma bonne schnitt ein eigenthümliches Gesicht, sie war von dieser Ehre nicht sonderlich erbaut.

„Was führt den hierher?" fragte sie, das „den" ziemlich verächtlich betonend, „so viel ich weiß, hat er den Fuß nie über Ihre Schwelle gesetzt."

Papa warf sich in die Brust. „Dabei ist nichts Merkwürdiges! Ich bitte Sie, gefälligst nicht zu vergessen, daß ich als junger Mensch in der Garde gedient und es bis zum Range eines Kapitäns gebracht habe. Hätte ich nicht einen so hohen Tschin erworben, so könnte ich nicht zum Adelsmarschall gewählt werden, da bei uns, wie Ihnen wohl bekannt ist, nicht der Adel, sondern nur der Tschin zur Bekleidung eines Ehrenamtes befähigt."

„Ja, ja," erwiederte sie, „ich habe davon gehört, auch hierin haben Sie sich die Chinesen zum Muster genommen."

Er fuhr fort:

„Ich war Cornet in demselben Regiment, in dem Graf W. als Lieutenant diente — er stieg sehr rasch —"

„Natürlich," murmelte ma bonne, „er glich einem Herkules und das gefiel der hohen Souveränin — quel horreur!"

Sie nahm eine Prise aus dem Döschen und nieste heftig.

„Er stieg sehr rasch," wiederholte Papa, „wurde mit Orden und Reichthümern überhäuft und da ich bald um meinen Abschied einkam, ward unser Verkehr abgebrochen. Im vorigen Jahr hat der Graf eine große Besitzung mit tausend Seelen in unserem Gouvernement gekauft, der Intendant desselben ist mein Freund und durch ihn erfuhr ich, daß Se. Erlaucht beabsichtigt, in diesem Monat das neue Eigenthum in Augenschein zu nehmen. Es liegt ihm auf dem Wege, weil er auf der Rückkehr aus Taurien, wo er mit den Türken gekämpft hat, Moskau passiren muß."

„Mit den Ungläubigen!" sagte ich schaudernd. „Die bei der Erstürmung Otschakow's verübten Gräuel sind noch in Aller Erinnerung."

„Ja wohl, bei Fokschan hat er tüchtig auf die Bestien eingehauen, seinem Heldenmuth ist der Sieg zuzuschreiben."

Mir graute vor dem mit Blut befleckten Hochzeitsgaste.

„Ich erlaubte mir, durch den Intendanten eine Einladung an Se. Erlaucht gelangen zu lassen, die er so gnädig ist anzunehmen. Freue dich, Irinia, er wird dir gewiß ein prächtiges Geschenk mitbringen, vielleicht einen Schmuck, im Türkenlager soll es reiche Beute gegeben haben."

Ich freute mich nicht, auch ma bonne schien innerlich unzufrieden, obgleich sie sich nicht weiter über den vornehmen Gast äußerte. Ich konnte den Gedanken an ihn nicht los werden und sah seiner Ankunft mit einem Gemisch von Furcht und Spannung entgegen. Seine Kriegsthaten wurden gepriesen, es hieß, er sei ein großer Held. Ein Held! Das Wort erweckt in mir Bilder blutiger Grausamkeiten — ich stelle ihn mir vor, hoch zu Roß, den geschwungenen Säbel in der Faust, über Leichen dahinstürmend, die Köpfe erschlagener Feinde als entsetzliche Trophäe am Sattel hängend — Wahrscheinlich muß ich irgendwo einen ähnlichen Holzschnitt erblickt haben, dessen Eindruck in meiner Phantasie haften geblieben ist.

Solche Thaten erregten also die Bewunderung der Menschen — waren sie denn nicht eines Christen unwürdig? Bisher waren mir nie Zweifel an der Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung aufgestiegen; wenn ma bonne sich über die Ungleichheit der Stände, die ungerechte Vertheilung des Besitzes mit Erbitterung aussprach, hatte ich mich oft bemüht, ihre Ansichten zu widerlegen. Natürlich fielen diese Versuche kläglich genug aus. Ich sagte ihr, daß mir schiene, als müßte sich ein jeder in gewisse Grenzen bescheiden, wie es gewaltige Bäume und unscheinbare Pflanzen gebe, so beständen auch hohe und niedere Klassen unter den Menschen. Jeder müßte dort bleiben und ausharren, wo Gott ihn hingestellt. — Unsere Bauern sind manchmal übel daran, wenn sie schlimme Herren haben, doch in Wahrheit, die hartherzigen Gutsbesitzer bilden die Ausnahme. Wären diese kindisch unerfahrenen Leute auf sich allein angewiesen, sie würden sich unglücklicher wie unter der strengsten Herrschaft fühlen.

Mir kam die Welt vortrefflich eingerichtet und regiert vor, sie verbessern und umstürzen zu wollen, hielt ich für unrecht und verkehrt. Zum ersten Mal zeigte sie sich mir von der unvollkommenen Seite — Warum führte die Kaiserin Krieg mit den Türken? Um Länder zu erwerben und ihre Macht zu vergrößern. Es waren freilich Heiden, die bei Otschakow niedergemetzelt wurden, waren es indessen nicht Geschöpfe, die Gott auch geschaffen hatte, und wenn er sie auf Erden duldete, kam es den Menschen zu, sie mit Feuer und Schwert und ausgesuchten Qualen zu vertilgen? Warum ließ Gott das Böse geschehen? Da war ich an den Punkt angelangt, über den ich nicht hinauskonnte. Ma bonne wußte mir keine befriedigende Antwort zu geben, sie ist sehr skeptisch in Allem, was Religion anbelangt, sie begleitet mich nie in die Messe und in der Fastenzeit will sie mich immer überreden, Fleisch zu essen — ich bin überzeugt, daß sie in ihrem Innern unsere heiligen Gebräuche verspottet. Sie sagt oft: wenn sie le bon Dieu wäre, so würde sie Augen und Ohren schließen, um weder zu sehen noch zu hören, was auf dieser elenden

Erde vorgeht — „und er thut es auch," setzt sie gewöhnlich hinzu, „er kümmert sich nicht um uns, deshalb muß jeder für sich selbst sorgen."

Ich bin betrübt, daß sie so wenig fromm ist, und es thut mir weh, nicht im Gebet mit ihr eins zu sein. Manchmal denke ich — aber das ist ein schrecklicher Gedanke, den ich mir kaum zu gestehen wage — sie glaubt überhaupt nichts, sie bezeigt der Kirche und den Heiligen nicht ein bischen Ehrfurcht, und dennoch ist sie so gut und vortrefflich, ihr ganzes Leben ist eine Kette von Aufopferung. Sie fragt zwar nicht viel nach dem Himmel, aber ihre Thaten müssen dort oben leuchtend angeschrieben sein.

Es fiel mir ein, ob mir der Pope vielleicht eine Erklärung dieser Widersprüche geben könnte. Ich besuche Vater Spiridon sehr selten in seinem eignen Hause; seine Frau, die „Popoda," wie ma bonne sie verächtlich nennt, ist wohl recht gutmüthig, doch einfältig und nachlässig in der Wirthschaft. Es könnte viel sauberer bei ihnen sein, in ihrer Gaststube herrscht stets ein merkwürdig penetranter Geruch nach verdorbenem Kwas, der es mir unmöglich macht, länger als eine halbe Stunde dort auszuhalten. Eine heftige Migraine ist die regelmäßige Folge einer Visite bei diesen braven Leuten. Ich überwand meinen Widerwillen und ging vorgestern, am Vorabend eines Feiertages, hin. Das Häuschen liegt neben der Kirche und da Papa es nicht ausbessern läßt, ist es schadhaft und baufällig. Vater Spiridon öffnete mir selber, fuhr jedoch bestürzt zurück, wie er mich erkannte, und entschlüpfte eilig, indem er nach seiner Frau rief. Er hatte sein langes Haar in lauter kleine Zöpfe geflochten, damit es morgen, wenn er die Messe celebrirte, schön wellig aussieht — von Natur ist es nämlich struppig. Es machte ihn verlegen, daß ich ihn bei diesen Vorbereitungen überrascht, und er verschwand, um das Haar wieder aufzuflechten.

Anna Antonowna kam statt seiner und nöthigte mich in das Gastzimmer. Sie trug einen schmutzigen braunen Cattunrock, über den sie ein wollnes Tuch hinten kreuzweise zusammengebunden hatte, und eine gestrickte Haube. Ich mußte mich auf den mit Roßhaar bezogenen Divan setzen und sie stellte sich mir gegenüber, die Arme in das Tuch gewickelt, den Kopf trübselig seitwärts geneigt.

„Wie befinden Sie sich, Irinia Stepanowna?"

Ich dankte und versicherte, daß mein Befinden nichts zu wünschen übrig ließe. Nach einer Pause, die sie mit unterdrücktem Seufzen ausgefüllt, erkundigte sie sich nach der Gesundheit meines Vaters; nach einer abermaligen Pause wiederholte sie dieselbe Frage in Bezug auf ma bonne. Ich gab ihr höflich Bescheid, was sie mit einem resignirten Lächeln beantwortete. Dann rieb sie sich nachdenklich ihre dicke Nase, schlug die Augen zu der rissigen Decke empor, von der der Kalk abgefallen war, und sagte mit ausdrucksvoller Betonung:

„O, Irinia Stepanowna, es sind schlechte Zeiten!"

Ehe ich auf diesen Ausruf etwas entgegnen konnte, fuhr sie mit erstaunlicher Zungengeläufigkeit fort:

„Die Bauern werden täglich gemeiner, es ist eine Schande, wie sie knickern und geizen. Der Starosta hat vorige Woche taufen lassen — ich bitte Sie, Irinia Stepanowna, seine Frau hat sich am letzten Jahrmarkt eine silberne Kette und seidene Bänder gekauft, einen solchen Uebermuth sollte der gnädige Herr gar nicht dulden! Ich sage also zu meinem Mann: Weißt du, es ist das erste Kind, das der Starosta zur Kirche trägt, man muß ihm eine Ehre anthun, lege das gelbseidene Ornat an — Das gelbseidene Ornat, das allerbeste, das wir besitzen, für so einen Mushik im Schafspelz! Ich denke nun, er wird etwas Anständiges zahlen — was legt er auf den Tisch? Fünf Kopeken Silber und weiter nichts! Und das ist der Reichste im Dorfe, danach können Fräulein rechnen, was die Anderen geben. O welche filzige Bande, sie haben keine Achtung mehr vor der allerheiligsten Religion."

Im Eifer hatte sie mit den nackten Armen in der Luft gesticulirt, jetzt wickelte sie sie wieder in das Tuch und nahm ihre frühere melancholische Haltung an.

Vater Spiridon's Eintritt überhob mich der Pflicht, seine theure Anna Antonowna zu bedauern, sie ging hinaus, indem sie weinerlich sagte, so ärmlich es in ihrem Hause bestellt wäre, so würde sie sich doch

erlauben, mir wenigstens ein Schüsselchen eingekochter Früchte vorzusetzen. Vater Spiridon hatte rothe Hände — wie die meisten Popen — und ich wunderte mich immer, wenn ich ihn im täglichen Leben so plump und ordinär aussehend fand, wie er so würdevoll und majestätisch bei der Messe erscheinen konnte. Da mochte sich der heilige Geist auf ihn niedersenken und das Irdische veredeln und durchleuchten.

Er hustete und spuckte aus, nachdem er mich begrüßt hatte, und setzte sich bescheiden auf einen hölzernen Schemel.

„Sie sind sehr gnädig, Irinia Stepanowna," bemerkte er mit seiner tiefen, heiseren Baßstimme. Danach schnaubte er sich kräftig, hustete hinter der vorgehaltenen Hand und schwieg, von mir die Fortsetzung des Gespräches erwartend.

Ich war um den Anfang verlegen, und wie ich meinem geistlichen Berather gegenüber saß, erkannte ich klar, daß er mir nun und nimmer eine genügende Antwort ertheilen und meine Zweifel lösen würde.

„Warum läßt Gott der Herr so viel Unrecht auf Erden geschehen?" fragte ich plötzlich, ohne jeglichen Uebergang.

Vater Spiridon starrte mich verblüfft an, ob ich im Ernste spräche — solche Fragen waren ihm wahrscheinlich noch nie gestellt worden. Er schüttelte den Kopf.

„Das ist schwer zu sagen, Barischni, wer kann die himmlische Weisheit ergründen! Es muß wohl so sein, sonst wäre es nicht, wir sollen nicht zu viel grübeln."

Das Letzte hatte er nie gethan, davon war ich überzeugt. Nein, was sollte ich von ihm Aufklärung über Dinge verlangen, die weit über seinen Horizont gingen. Noch einen Versuch wollte ich machen.

„Die heilige Schrift sagt: Du sollst nicht tödten, folglich ist der Krieg Sünde?"

„Es kommt darauf an," versetzte der Pope behutsam; „als uns die verfluchten Schweden mit Krieg überzogen, thaten sie eine gotteslästerliche Sünde, sie wurden dafür gestraft mit schimpflichen Niederlagen, bei Poltawa ist ein hoher Hügel bloß aus ihren Gebeinen errichtet."

„Und ist der Türkenkrieg Gott wohlgefällig?"

„Gewiß, gewiß!" rief er eifrig, „unsere erhabene Czarin führt ihn, um die unter dem Joche ungläubiger Heiden schmachtenden Christen zu schützen."

Ich blickte ihn zweifelnd an:

„Und die an wehrlosen Frauen und Kindern verübten Gräuel kommen ebenfalls auf Rechnung der Religion?"

Vater Spiridon räusperte sich und schielte unter den borstigen Brauen mißtrauisch zu mir hinüber, er mochte fürchten, daß ich ihm eine Falle stellte.

„Sie denken zu viel, Irinia Stepanowna, Sie sind eine Philosophin," sagte er. Unwillkürlich mußte ich lachen, ma bonne warf mir das Gegentheil vor, bei ihr hieß ich Flattergeist und tête écervelée.

„Ich verstehe nichts von der Philosophie, ich möchte nur wissen, was Recht und Unrecht ist, und weil ich meinte, Sie müßten es mir aus der heiligen Schrift erklären können, darum kam ich zu Ihnen, statt mich an Valerian Maximitsch zu wenden. Sie haben von dem Feldmarschall, Graf W., gehört, der einer der muthigsten, aber auch grausamsten Feldherren ist, in Otschakow hat er eine Moschee anzünden lassen, in die sich viele Hunderte von Frauen und Kindern geflüchtet hatten — die Unglücklichen schrien vergebens um Erbarmen, sie mußten elend verbrennen. — Muß man einen solchen Unmenschen nicht verabscheuen? Würden Sie ihm die heilige Communion reichen, ihm, dem Henker?"

„Wie dürfte ich einem so großen, mächtigen Herrn die Communion verweigern!" rief der Alte fast erschrocken; „der hochwürdigste Metropolit würde sich das kaum getrauen, geschweige ich, ein armer, unbedeutender Landpriester!"

Ich seufzte, die Verachtung, mit der ma bonne von der Welt, ihren Vorurtheilen und Verkehrtheiten sprach, war nur zu begründet. Für die Vornehmen und Gewaltigen gab es wirklich eine andere Moral, diese Meinung war durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet. Ich ging fort, ohne von den eingekochten Früchten der Popin gekostet zu haben, der Löffel war schmutzig und wurde dadurch nicht reiner, daß Anna Antonowna darauf hauchte und ihn mit mit dem Zipfel ihres Tuches abputzte, und überdies hatte ich keinen Appetit.

Ma bonne saß, emsig mit Nähen beschäftigt, auf dem hohen Fenstertritt in meinem Zimmer. Es war ein für mich bestimmter seiner Negligéanzug, den sie verfertigte, unsere Stickerinnen hatten im Winter die Broderien unter ihrer Anlei-

tung arbeiten müssen. Ihre Augen sind schwach, mit der Brille sieht sie jedoch die kleinsten Stiche und Niemand macht sie so regelmäßig wie sie. Meinen Gruß erwiderte sie mit einem freundliche Nicken, ohne ihre Thätigkeit zu unterbrechen. Ich legte den wattirten Ueberwurf, den weißen Capuchon ab und mitten im Zimmer stehen bleibend, blickte ich meine alte Freundin nachdenklich an. Sie war in der That recht alt, es fiel mir heute besonders auf, und dabei gönnte sie sich weder Tag noch Nacht Ruhe.

Ich kniete auf den Tritt zu ihren Füßen und schlang den Arm um sie.

„Was willst du?“ fragte sie, zärtlich mein Haar streichelnd.

„Wenn du in meinem Hause sein wirst —“ ich erröthete bei diesen Worten, es war so sonderbar, daß ich bald ein eignes Haus besitzen sollte — „darfst du dich nicht anstrengen, Valerian und ich werden es nicht erlauben; dann bin ich die Herrin, die Alles leitet und anordnet, du wirst im Lehnstuhl sitzen und dich pflegen lassen. Aus Moskau werden dir allmonatlich französische Zeitungen und Bücher geschickt werden, sie durchzulesen darf deine einzige Beschäftigung sein.“

Sie wischte sich die Brillengläser ab, die angelaufen waren. „Ihr guten Kinder,“ sagte sie gerührt, „wenn Ihr glücklich vereinigt seid, habe ich nicht mehr viel auf Erden zu suchen. Monsieur Valérien ist ein Mann von zartfühlendem Herzen, an seiner Seite wird dir das Leben sanft und harmonisch verfließen. Daß ein gütiges Geschick ihn dir zugeführt hat, möchte ich täglich auf's neue preisen, er hat die edle Gesinnung seiner Mutter geerbt, die une femme d'élite war. Nur sollte er etwas männlicher und selbstbewußter auftreten.“

„Meinst du?“ gab ich verwundert zurück. Mir erschien der Geliebte wie das Ideal männlichen Muthes und Stolzes.

Ich hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt und sah mit ungläubigem Lächeln zu ihr auf. Sie kniff mich sanft ins Ohrläppchen und entgegnete in scherzhaftem Tone:

„Du möchtest ihn nicht anders haben, Kleine, ich weiß es, mehr lieben könntest du ihn auf keinen Fall, auch wenn ihm plötzlich Engelsflügel an den Schultern wüchsen.“

„Gewiß!“ rief ich energisch und richtete mich hastig auf, „so wie er ist, liebe ich ihn unaussprechlich, über Alles — Ich will dir etwas anvertrauen,“ flüsterte ich, mich an sie schmiegend, „du sollst mir sagen, ob solche Gedanken sündig sind — Siehst du, Gott könnte jedes Opfer von mir fordern, ich würde nicht murren es zu bringen — doch, wenn mir Valerian geraubt würde, wenn ich ihn verlieren sollte — ich ertrüge es nicht —“ mit flammenden Blicken sprang ich auf — „Ich würde mich auflehnen gegen die gesammte Welt, selbst gegen den Himmel. Ich fühle, sollte dieses Schreckliche sich ereignen, daß es dann vorbei wäre mit meinem Glauben, meiner Frömmigkeit, zu einem erbarmungslosen, grausamen Gott könnte ich nicht beten.“

„Kind,“ sagte ma bonne, meine Hände ergreifend und mich zu sich niederziehend, „rege dich nicht auf, du zitterst und bist leichenblaß geworden. Niemand wird trennend zwischen dich und ihn treten, in acht Tagen seid ihr auf ewig verbunden. Seit wann beherbergt dein Köpfchen so rebellische Ideen?“

„Ich weiß es kaum, du selber hast den ersten Anstoß gegeben mit deinen Erzählungen von den gewaltsamen Umwälzungen in Paris, wo die große Mehrheit, des Leidens und Entbehrens überdrüssig, sich selbst Recht verschafft —“

„Le tiers état, dem ich ebenfalls angehöre“, schaltete sie bekräftigend ein.

„Zuerst dünkte es mich nicht in der Ordnung, weil ich nur unser unwissendes, träges Volk vor Augen hatte, doch jetzt, wo ich täglich Zeuge bin, mit welcher Unterwürfigkeit und Ehrerbietung Papa von diesem Grafen W. spricht, ist es mir klar geworden, daß Jeder noch einen Anderen über sich hat, und von dem sich unterdrücken zu lassen, würde meinen Stolz empören. Wir sind freie Adlige, was brauchen wir da es für eine Auszeichnung sondergleichen zu erachten, daß dieser Graf, den ein Geruch von Menschenblut umweht, unser Haus betritt? Ich freue mich nicht mehr auf unseren Hochzeitstag, weil mir ist, als ob die Gegenwart dieses Mannes einen Schatten auf unser junges Glück werfen wird.“

„Und Stepan Petrowitsch dreht das Oberste zu unterst, seitdem er die Zusage

Se. barbarischen Erlaucht in der Tasche hat. Nichts ist ihm gut genug, er hat mich in diesen Tagen mehr wie in all' den verflossenen Jahren geplagt und das will viel sagen. Am liebsten möchte er sich selbst als Fußabkratzer für Se. Erlaucht auf die Schwelle legen — da hast du den Typus eures beklagenswerthen Landes: kriechend gegen Höhere, unmenschlich und brutal gegen Niedere."

Ma bonne bedient sich manchmal übertriebener Ausdrücke, ich glaube, das ist eine Eigenthümlichkeit des französischen Charakters. Sie vermied es gewöhnlich, mit mir über Papa zu reden, nur wenn sie kurz vorher mit ihm eine Scene gehabt, vermochte sie sich nicht zu beherrschen und ließ ihrem Groll freien Lauf.

„Hier wird Se. Erlaucht stehen und dort sitzen, hier wird der Graf essen und dort trinken — Dieu me bénisse! Es fehlt bloß noch, daß es heißt: Hier wird Se. Erlaucht geruhen zu gähnen und dort zu niesen."

Ich lachte, vielleicht war es das, was sie beabsichtigte.

„Daß es deine Hochzeit ist, die gefeiert wird, ist beinah in Vergessenheit gerathen. Du armes Kind, selbst dieser Ehrentag wird dir verkümmert. Ich will den Augenblick segnen, wo Monsieur Valérien dich in den Wagen hebt und mit dir fortfährt."

„Und du mit uns!" fiel ich schnell ein.

„O nein," wehrte sie ab, „es würde mir schlecht anstehen, das Haus, das ich jahrelang geführt, in Unordnung zu hinterlassen. Zuvor muß Alles gewaschen und gesäubert und im alten Geleise sein — wie es nachher aussieht, ist nicht meine Sache."

„So soll ich allein mit Valerian nach Malinowka fahren?"

„Natürlich, du bist dann seine Frau und bedarfst keinen anderen Schutz als den deines Mannes."

Darin lag also der ganze Unterschied! Es war mir unerklärlich, wie ein Tag, nein, eine Stunde, eine solche Veränderung hervorbringen konnte. Was ma bonne bisher als unpassend verdammt hatte, galt dann als selbstverständlich und berechtigt! —

(Fortsetzung folgt.)

La Bruyère.

Von

Adolf Laun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die französische Literatur, besonders die der beiden letzten Jahrhunderte, ist außerordentlich reich an Schriftstellern, die sie Moralistes nennt. Die Franzosen hatten von jeher eine besondere Neigung, über die Natur des Menschen, wie sie sich bei ihnen im Verhältniß zu sich selbst und zu Anderen kund giebt, zu reflectiren. Psychologische Beobachtungen und gesellschaftliche Aperçüs, die gern eine satirische Wendung nehmen und sich epigrammatisch zuspitzen, finden sich in allen ihren Literaturerzeugnissen; nicht allein in ihrer didaktischen und gnomischen Poesie, sondern auch in ihren Memoiren und Romanen; vor allem in der Sitten- und Charakterkomödie, die vorzugsweise der Darstellung menschlicher Eigenthümlichkeiten gewidmet ist. Keine andere Literatur kann sich in dieser Hinsicht mit ihr messen; der Grund davon ist die außerordentliche Sociabilität der Nation und die frühe Entwickelung, die den gesellschaftlichen und staatlichen Formen unter einheitlicher Concentration auf eine das ganze Land beherrschende Hauptstadt zu Theil geworden ist.

Montaigne's Essays, Pascal's Pensées, Larochefoucauld's Reflexions und Maximes und La Bruyère's Charaktere sind die Muster dieser eigenthümlichen Gattung von Schriftwerken, die im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte in und außerhalb Frankreichs so viele Nachahmung gefunden haben. Unter diesen Denkern und Beobachtern, die jeder auf seine Weise an sich und Anderen die menschliche Natur belauscht und dargestellt haben, ist nicht der tiefste und eindringendste, wohl aber der umfassendste und objectivste La Bruyère. Er strebt weniger durch Selbstbeobachtung und forschende Blicke ins eigne Herz, durch metaphysische Speculationen, die Alles auf eine Wurzel zurückführen, seines Gegenstandes Herr zu werden, als durch eine unendliche Menge von Einzelbeobachtungen der Psychologie ein reiches Material zu bieten. Er schildert mehr die Menschen

als den Menschen und insbesondere die Menschen seiner Zeit und der Gesellschaftssphäre, in die ihm zu blicken vergönnt war. Er ist bei seinem Streben nach Objectivität eine vorzügliche Quelle der Culturgeschichte für die letztere Periode Ludwig's XIV. und die erste Zeit der Regentschaft geworden, freilich in anderer, aber in ebenso bedeutsamer Weise wie St. Simon. Auf ihn wieder hinzuweisen, ist um so mehr angezeigt, als er mit vielen ausgezeichneten Schriftstellern jener großen Literaturperiode, der gediegensten und besten, die Frankreich besessen, zu der wir grade jetzt, wo wir uns mit Unwillen von der modernen Literatur des zerrütteten Landes abwenden, zurückblicken sollten, das Schicksal theilt, mehr genannt als gekannt zu sein.

Ueber sein Leben ist nur wenig zu berichten; der Verlauf desselben kam der psychologischen Beobachtung, zu der ihn sein Genius trieb, wunderbar zu statten. Er konnte in seiner Stellung als Privatlehrer in einem fürstlichen Hause die Welt und die Gesellschaft aus nächster Nähe betrachten, ohne in den Strudel derselben hineingerissen zu werden. Er stand fortwährend auf einem Observationsthurm.

Jean de la Bruyère wurde zu Dourdan in der Normandie im Jahre 1639, nach Anderen 1644 geboren. Sein Vater war königlicher Schatzmeister, er selber, nachdem er seine gelehrte Erziehung im Oratoire vollendet hatte, kaufte sich ein königliches Schatzmeisteramt in Caen, aber der berühmte Bossuet, der ihn kennen und schätzen lernte, berief ihn als Lehrer der Geschichte nach Paris ins Haus des Herzogs von Bourbon, wo er die Söhne desselben einige Stunden des Tags zu unterrichten hatte. In dieser ziemlich unabhängigen Stellung, die ihm viel freie Muße ließ, blieb er bis zu seinem im vierundfünfzigsten Jahre erfolgten Tode, über den der Abbé d'Olivet Folgendes erzählt: Er war vier Tage vorher in Paris, in Gesellschaft bei Freunden und bemerkte plötzlich, daß er ganz taub geworden war, aber nicht die geringsten Schmerzen empfand. Er kehrte nach Versailles ins Hotel des Herzogs zurück und starb daselbst am Schlagflusse. D'Olivet fügt hinzu: „Man hat ihn mir als einen Philosophen geschildert, der nur ruhig zu leben suchte, und zwar unter seinen Büchern und mit Freunden, er war stets heiter und bescheiden und bestrebt, durch seine Unterhaltung seine Umgebung zu erfreuen, er war höflich in seinem Betragen und verständig in Allem, was er sagte, er scheute jeden Ehrgeiz und selbst den, Geist zu zeigen." Der bekannte St. Simon sagt von ihm: „Das Publicum verlor 1696 einen durch seinen Geist, durch seinen Stil und durch seine Menschenkenntniß berühmten Mann, ich meine La Bruyère, der am Schlagfluß in Versailles starb, nachdem er sein griechisches Vorbild durch seine unnachahmlichen Neuen Charaktere, in denen er die Menschen unseres Jahrhunderts zeichnete, übertroffen hatte. Er war ein sehr umgänglicher Ehrenmann, einfach, uneigennützig und nichts weniger als pedantisch. Ich habe ihn genug gekannt, um seinen Verlust und den der Werke, die man noch von seinem Alter und seiner Gesundheit hätte erwarten können, zu beklagen." — Das sind die wenigen Zeugnisse, die wir von ihm und seinem Leben haben. Sein Charakter und seine Weltanschauung malt sich in jeder Zeile seiner Schrift, wenn er auch nur selten persönlich von sich spricht, und stimmt vollkommen zum Obigen.

Im Jahre 1688 erschien sein Buch: Die Charaktere Theophrast's aus dem Griechischen übersetzt und vermehrt mit den Charakteren unseres Jahrhunderts. Der Erfolg des Buches war ein ungeheurer, drei neue Auflagen erschienen im ersten Jahre, und sieben andere bis zu seinem Tode. Jede neue Auflage enthielt Vermehrungen, Veränderungen und Verbesserungen, denn der gewissenhafte, stets feilende Autor that sich nie genug. Von seiner Bescheidenheit zeugt folgende in den Memoiren der Berliner Akademie 1799 erzählte Anekdote in Bezug auf diese erste Publication: „La Bruyère kam fast täglich in den Laden eines Buchhändlers Namens Michallet, um die neu erschienenen Werke zu durchblättern, und spielte mit der kleinen hübschen Tochter des Buchhändlers, an der er großen Gefallen fand. Eines Tages zog er ein Manuscript aus seiner Tasche und sagte zu Michallet: „Wollen Sie das drucken? Ich weiß aber nicht, ob Sie Ihre Rechnung dabei finden werden; kommt etwas dabei heraus, so soll es zur Mitgift meiner kleinen Freundin geschlagen

werden." Der Buchhändler unternahm die Herausgabe, die ihm nach und nach zwei- bis dreimal hunderttausend Franken einbrachte, und so gelangte die Tochter zu einer Mitgift, welche ihr eine sehr vortheilhafte Partie verschaffte.

In den früheren Ausgaben überwiegen die allgemeinen Betrachtungen und Sentenzen, zu denen sich später immer mehr ausgeführte Charakterbilder und Zeitporträts hinzufügten. Die fein und scharf formulirten Sentenzen enthalten Beobachtungen und Aperçüs nach der Weise Pascal's und Larochefoucauld's, sind aber von ganz anderem Geiste durchhaucht. La Bruyère, wie er selbst sagt, will die Menschen vernünftig machen, während Pascal sie gläubig, Larochefoucauld sie egoistisch macht. Ueber die Art und Weise, wie der große Beobachter mit voller, von keinem persönlichen Interesse gestörter Ruhe in die bunten Erscheinungen der ihn umgebenden Welt blickt und die Menge der eigenthümlichen Gestalten in scharfen Umrissen malt, sagt Bussy Rabutin: „La Bruyère ist tiefer als Theophrast ins Herz der Menschen gedrungen und hat es noch feiner und schärfer gemalt. Er giebt uns keine Phantasiegemälde, er hat nach der Natur gearbeitet, und macht keine Beschreibung, bei der er nicht irgend Jemand im Auge gehabt hätte. Ich, der ich leider eine lange Erfahrung habe, habe kein Porträt bei ihm gefunden, das nicht dem Original entsprochen hätte." Indeß ist bei diesem Urtheil zu bemerken, daß La Bruyère immer ein frei schaffender Künstler, kein Photograph war. Er sagt selbst: „Ich habe nach der Natur gemalt, aber ich habe nie daran gedacht, diesen oder jenen zu malen; ich habe hier einen Zug genommen und dort einen anderen, und aus diesen verschiedenen Zügen, die auf eine und dieselbe Person passen könnten, habe ich lebenswahre Gemälde geschaffen." Daß Rabutin wirkliche Personen in den Bildern zu erkennen glaubte, zeugt nur für ihre Naturwahrheit, ohne La Bruyère's Behauptung Lügen zu strafen. Dieser war sehr unwillig, daß man eigene Schlüssel zu seinen Porträts herausgab, in denen die vermeintlichen Urbilder derselben genannt waren. Mit Molière, der zugleich naturgetreu und idealisirend malte, war es ebenso. Die Verschiedenheit der beiden großen Menschenzeichner beruht auf dem Unterschied der Gattung ihrer Kunst. Molière malt seine Personen dadurch, daß er sie reden und handeln läßt, und wählt für sie, durch die vom Drama geheischte Oekonomie gedrängt, große drastische Züge, durch die sich ihre Natur bethätigt. La Bruyère referirt über sie, er setzt sie auch in Scene und läßt sie reden, aber er ist dabei nicht durch Zeit und Raum beschränkt und kann durch eine Menge Nüancen, die der Bühnenperspective entschlüpfen, seiner individualisiren. Seine Wirkung ist für den denkenden Leser vielleicht nachhaltiger, aber gewaltiger und populärer ist die Molière's. La Bruyère meint, sein Heuchler Onuphrius sei der Wahrheit entsprechender gezeichnet als Tartüffe, das mag wahr sein, aber er ist nicht wie dieser zum Sprichwort geworden. Aehnlich ist es mit seinem Zerstreuten, dem Regnard viele Züge entlehnt und den er durch die Bühnenhandlung erst recht wirksam gemacht hat. Der größte Werth dieser scharfen Sitten- und Zeitbilder beruht, wie schon Eingangs angedeutet wurde, auf ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung. Die ganze Epoche tritt uns in ihnen auf anschaulichste Weise entgegen. Sie bot seinem scharfen Auge reichen Stoff zur Satire, die jedoch bei seiner milden, Alles abwägenden Denkungsart mehr einen scherzhaft spottenden, als einen pathetisch strafenden Charakter hatte und mehr der des Horaz, als der des Juvenal glich. An sittlichem Unwillen und Freimuth gebricht es ihm nicht, aber Leidenschaft und Uebertreibung waren seiner sinnigen, maßhaltenden Natur, seiner schönen Seele zuwider. Man lernt, wenn man sein Buch liest, die Menschen zwar nicht lieben, aber auch nicht hassen. Er sucht Alles zu begreifen und darin liegt schon, daß er Vieles zu entschuldigen weiß.

Die in den letzten Jahren Ludwig's XIV. emporwuchernde Heuchelei und die im Gegensatz dazu hervorgerufene Frivolität und Libertinage, die in den höheren Ständen immer unverhohlner auftrat, die schwindende Würde des Adels, der, durch Spiel und Verschwendung zerrüttet, sich durch bürgerliche Geldheirathen und schwindelhafte Handelsspeculationen wieder emporzubringen suchte, das Parvenüwesen der Bürgerklassen, die fortdauernde Armuth und Unwissenheit des Volks und des

Bauernstandes, die immer weiter um sich greifende Selbstsucht der Begünstigten, ihre haarsträubenden Privilegien, die Lockerung aller socialen Verhältnisse, kurz alle jene Zustände, die, jetzt keimend, später die große Revolution hervorriefen, er hat die innere Fäulniß derselben mit scharfem Auge durchschaut und eben so ernst und anschaulich geschildert, wie er andererseits alle Thorheiten und Lächerlichkeiten mit seinem Witz und heiterer Ironie durchhechelte. — Die scheinbar unverbundenen Abschnitte seines Buches, es sind deren vierzehn, haben einen inneren Zusammenhang, und finden im letzten, von der Freigeisterei handelnden ihren Abschluß. Er sagt darüber: „Die früheren Kapitel suchen das Falsche und Lächerliche in Gegenständen nachzuweisen, denen die Leidenschaften der Menschen sich hingeben, und die schließlich in ihnen die Erkenntniß Gottes ersticken. Sie sind somit nur Vorbereitungen für das letzte Kapitel, in dem der Atheismus bekämpft und vielleicht widerlegt wird, wo die Beweise für das Dasein Gottes, wenigstens einige, welche die Menschen zu fassen vermögen, vorgeführt werden, wo die Vorsehung gegen die Klagen und Angriffe der Freigeister gerechtfertigt wird." Im Kapitel von der Heuchelei sagt er scharf und schneidend: „Ein Devoter ist derjenige, der unter einem atheistischen Könige ein Atheist sein würde." Dem fromm gewordenen Ludwig giebt er daselbst folgenden Wink: „Es ist für einen König bedenklich, seinen Hof fromm machen zu wollen, da er weiß, daß der Höfling ihm um jeden Preis gefallen will, um sein Glück zu machen. Er wird ihn vorsichtig schonen und ertragen, um ihn nicht zu gotteslästerlicher Heuchelei zu verleiten. Er wird mehr von Gott und der Zeit als von seinem eignen betriebsamen Eifer erwarten." — Im Kapitel von der Stadt verspottet er die Thorheit des Bürgerstandes, der aus seiner Sphäre herausgeht und es dem Versailler Hofe gleich zu thun sucht: „Sie sind seine Affen, vermögen aber nicht, ihn nachzuahmen. Sie entlehnen ihm das Schlimmste, was er hat, seine Eitelkeit, seine Weichlichkeit, seine Unmäßigkeit und Sittenlosigkeit, und werden so schlechte Copien schlechter Originale." Der Gegensatz zwischen den beiden gesellschaftlichen Extremen wird im Abschnitt von den Großen mit einem erschreckenden Lichte beleuchtet: „Das Volk scheint zufrieden mit dem Nothwendigen, die Großen sind unruhig und sorgenvoll beim Ueberfluß. Der Mann des Volks kann nicht das Böse, der Große will nicht das Gute thun und vermag großes Uebel zu bewirken. Jener übt und bildet sich nur an nützlichen Dingen, dieser fügt die verderblichen hinzu, bei jenem zeigt sich Rohheit und Freimuth in naiver Weise, bei diesem verbergen sich böse und verdorbene Säfte unter der Hülle der Höflichkeit. Das Volk hat gewöhnlich keinen Geist, und die Großen keine Seele, kann man da noch schwanken; ich will zum Volke gehören." Im Kapitel vom Hofe zeigt sich vor allem sein unabhängiger Sinn, der um so höher anzuschlagen ist, als er selber den Kreisen desselben angehörte. Er sagt unter anderem: „Der ehrenvollste Vorwurf, den man einem Menschen machen kann, ist der, daß er sich auf das Wesen des Hofes nicht versteht. In diesem Wort ist alles Lob seiner Tugend enthalten. Ein gesunder Geist gewinnt am Hofe Geschmack für die Einsamkeit und ein zurückgezogenes Leben." La Bruyère, das sieht man, gehört zu jenen weitsichtigen Geistern, die die sociale Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts ahnten. Indeß ist er in seiner politischen Anschauungsweise noch weit vom demokratischen System entfernt. Er fragt freilich: „Ist die Herde für den Schäfer, oder der Schäfer für die Herde bestimmt?" aber mit gelassenem Sinn fügt er sich in die bestehende Ordnung und die Staatsverhältnisse. Im Kapitel vom Souverän und der Republik ist sein politisches Glaubensbekenntniß enthalten. „Wenn man ohne Vorurtheil für sein Land alle Regierungsformen betrachtet, weiß man nicht, für welche man stimmen soll, in allen ist Gutes und Schlimmes, das Vernünftigste und Sicherste ist, die, unter welcher man geboren ist, für die beste zu halten und sich ihr zu unterwerfen."

Im Abschnitt über die Glücksgüter kommt vor Allem La Bruyère's satirische Ader zu Tage; dasselbe gilt von dem über die Gesellschaft, über die Weiber und über die Moden. Die allgemeinen Beobachtungen und scharf formulirten Sentenzen werden darin durch eine Menge von Beispielen in fein umrissenen Porträts und allegorischen Erzählungen unterstützt,

und Alles ist dabei von anmuthiger Ironie durchhaucht. In der Kleinmalerei, der es jedoch nirgends an energischen und drastischen Zügen fehlt, ist der gutmüthige Satiriker bewunderungswürdig. Hier, auf dem Felde der Sittenzeichnung, kann er sich ungenirt gehen lassen und bestätigt und Phädon beweisen. „Giton hat einen frischen Teint und ein volles Gesicht mit herabhängenden Wangen, sein Auge ist fest und sicher, die Schultern breit, der Gang resolut und entschieden, er spricht mit Selbstvertrauen, er läßt den, mit dem er redet, Alles zweimal sagen und zeigt nur



La Bruyère.

seine bekannte Bemerkung: „Ein Mensch, der als Franzose und Christ geboren ist, fühlt sich in der Satire beschränkt, die großen Stoffe sind ihm verwehrt. Er nimmt sie mitunter in Angriff, aber er wendet sich bald davon ab und wirft sich auf die kleinen Dinge, die er durch die Schönheit seines Genies und seines Stiles hebt." Wie sehr dem La Bruyère dies gelingt, möge sein Charakterbild: Giton wenig Gefallen an dem, was er sagt, er entfaltet ein großes Taschentuch und schnaubt sich mit starkem Geräusch, er spuckt sehr weit und niest sehr laut, er schläft bei Tage, er schläft bei Nacht und schnarcht tief dabei. Er nimmt bei Tisch und auf der Promenade mehr Platz ein als ein Anderer und geht, wenn er mit Seinesgleichen spaziert, immer in der Mitte, wenn er still steht, stehen auch die Anderen

still, er geht weiter, und sie gehen auch weiter. Alles richtet sich nach ihm, er unterbricht und berichtigt das, was die Anderen sagen, ihn aber unterbricht man nicht, man hört ihm zu, so lange als er redet, man ist seiner Meinung und glaubt die Neuigkeiten, die er erzählt. Wenn er sich setzt, drückt er sich tief in den Sessel, schlägt die Beine über einander, zuckt mit den Augenbrauen, zieht seinen Hut herab, um Niemanden zu sehen, und schiebt ihn wieder zurück, um seine stolze, kühne Stirn zu zeigen. Er ist lustig, ein lauter Lacher, ungeduldig, anmaßend, zornig, freigeistig und ein geheimnißvoller Politiker in staatlichen Angelegenheiten, er glaubt, daß er Talent und Geist habe, — er ist reich."

In ähnlicher Weise ist im Gegensatz zum Reichen das Bild Phädon's, der arm ist, durchgeführt, auch hier sind die charakteristischen Züge fast bis zum Uebermaß gehäuft, ihre Mittheilung würde zu weit führen. — Der Philosoph und Moralist La Bruyère wird zum Maler von Charakterbildern und Zeitporträts, wie es Molière auf seiner Menschenbühne, Lafontaine auf seiner Thierbühne ist. Es herrscht in diesen Bildern, man muß es zugestehen, mitunter eine gewisse Ueberladung und Künstlichkeit, sie sind zu fein und zu klein ausgemalt, haben aber stellenweise auch wieder eine energische Kürze des Ausdrucks, der gerade dadurch so wirksam ist, daß sie zum Errathen des nur Angedeuteten auffordern. — La Bruyère galt schon zu seinen Lebzeiten für einen großen Stilisten und verdankte dieser Eigenschaft seine Aufnahme in die Akademie. Voltaire sagt in seinem Siècle de Louis XIV.: „Man muß La Bruyère's Charaktere zu den Literaturproducten rechnen, die einzig in ihrer Art dastehen. Ein strenger, conciser, nervöser Stil, malerische Ausdrücke und eine ganz neue Behandlung der Sprache, die dennoch keine ihrer Regeln verletzt, das ist es, was das Publicum an ihm bewunderte." — Im Kapitel über die Geisteswerke und in seiner akademischen Antrittsrede sieht man, wie belesen er war, wie viel er über Poesie, Kunst und Sprache nachgedacht hatte, sie sind voll bedeutsamer und scharfsinniger Urtheile und Bemerkungen; z. B.: „Jeder Schriftsteller, um klar zu schreiben, muß sich an die Stelle seiner Leser setzen, sein eignes Werk als ein ihm selbst fremdes betrachten, das er zum ersten Mal liest, an dem er keinen Antheil hat und das der Autor seiner Kritik unterworfen hat, er muß sich auch überzeugen, daß es nur verständlich ist, wenn Andere es verstehen, nicht wenn er selbst es versteht. — Wer beim Schreiben nur an den Geschmack seines Jahrhunderts denkt, denkt mehr an seine Person als an seine Schriften."

„Der Ruhm und das Verdienst gewisser Leute besteht darin, gut zu schreiben, und der anderer, gar nicht zu schreiben. — Wenn die Lectüre eines Buches deinen Geist erhebt, dir Muth und edle Empfindungen einflößt, dann suche nach keinem anderen Criterium, um es zu beurtheilen, es ist gut und von geschickter Hand gemacht."

„Die Beredsamkeit findet sich mitunter in Unterhaltungen und Schriften aller Art. Sie ist selten da, wo man sie sucht, und findet sich oft da, wo man sie nicht sucht."

„Ein guter Schriftsteller, der mit Sorgfalt schreibt, bemerkt mitunter, daß der Ausdruck, nach dem er lange vergebens suchte und den er endlich findet, gerade der einfachste und natürlichste ist, der sich von selber gleich anfangs seinem Geiste hätte darstellen müssen."

Wenn man La Bruyère's Buch durchblättert, trifft man auf jeder Seite zwischen längeren Reflexionen und detaillirten Zeit- und Charakterbildern auf solche Sentenzen, die nicht immer frappant, witzig und neu sind, in denen sich aber stets der Mann von reicher Lebenserfahrung, gesundem Sinn und scharfer Beobachtung kund giebt. Ich citire ihrer Kürze wegen als Probe nur noch einige, die mir beim Umschlagen in die Augen fallen. „Das Leben ist kurz und langweilig, es geht in Wunsch und Sehnsucht hin, man verschiebt seine Ruhe und seine Freuden auf die Zukunft, auf jenes Alter, wo die besten Güter, Jugend und Gesundheit, schon verschwunden sind. Jene Zeit kommt und überrascht uns noch beim Hoffen und Sehnen, dann überfällt uns Krankheit und bringt uns den Tod. Wären wir genesen, so hätten wir fortgefahren zu wünschen und zu hoffen." „Der Mensch, der behauptet, er sei nicht zum Glücklichsein geboren, könnte es durch das Glück seiner Freunde und Verwandten

werden. Aber der Neid raubt ihm diese letzte Hülfsquelle.“

„Ein Dummkopf ist ein solcher, der nicht einmal Geist genug hat, um ein alberner Mensch zu sein.“

„Die Physiognomie ist kein Maßstab, um die Menschen zu beurtheilen, sie darf uns nur als Conjectur dienen.“

„Der Geist der Unterhaltung besteht weniger darin, selber Geist zu zeigen, als ihn in Anderen finden zu lassen. Wer von einer Unterhaltung mit dir mit sich und seinem Geiste zufrieden zurückkommt, ist es durchaus mit dir.“

Doch so viel möge genügen, um das schon erblaßte Bild eines bei uns fast vergessenen französischen Schriftstellers zu beleben, an dessen unbegreiflicher Fülle von geistvollen Aperçus und edlen, ernsten Gedanken auch wir uns heute noch erfreuen können, der ein Zeugniß davon giebt, daß die ältere französische Literatur auch uns noch Vieles bietet, das unseres unbefangenen, vorurtheilsfreien Studiums würdig ist.

Ein „Menu“ aus der Zeit der alten Römer.*

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Das vortreffliche Buch von Ludwig Friedländer, Professor in Königsberg, „Sittengeschichte Roms“ ist bekannt. Es hat schon mehrere Auflagen erlebt und befindet sich in Jedermanns Hand, nicht blos in der der Gelehrten, sondern auch in der des großen Publicums, das erst durch Friedländer erfahren hat, welchen eigenthümlichen Reiz die Untersuchung und Betrachtung längst vergangener Culturzustände und die Vergleichung derselben mit den heutigen gewährt.**

Das „Aus altrömischer Zeit“ genannte Werk stellt sich als eine poetisch-artistische Ergänzung neben Friedländer's „Sittengeschichte“. Jedes Heft enthält zwei Erzählungen von Simons. Diese Erzählungen vereinigen den Reiz dichterischer Erfindung mit der Genauigkeit antiquarischer Forschung; vom Text getrennte Anmerkungen bieten das gelehrte Quellen-Material für den, welcher gern tiefer auf den Gegenstand eingeht. Nicht geringere Verdienste als der Erzähler hat der Zeichner, dessen Illustrationen an technischer Vollendung nichts zu wünschen übrig lassen. Dazu kommt die höchst elegante Ausstattung, um das Werk zu einem solchen zu machen, daß es einen Schatz für jede Bibliothek und zugleich eine Zierde für jedes Prunkzimmer bildet.

Wir haben hinsichtlich des Inhalts nur ein Bedenken, welches ebenso Friedländer's als Simons' Darstellung trifft. Die Römer der sinkenden Republik und noch mehr die des beginnenden Kaiserreichs glichen den Berlinern, d. h., sie liebten es „sich selbst schlecht zu machen“. Es ist uns eine Reihe solcher Schriften, namentlich Satiren und Epigramme, erhalten, welche sich dieser Kunst in hohem Grade befleißigen. Die Schriften eines Juvenal, Martial u. s. w. schildern uns natürlich nicht die damalige Durchschnittswelt, sondern die Auswüchse derselben, und auch diese mit starker Uebertreibung. Wenn man nun solche Schilderungen der Darstellung der damaligen Culturzustände zu Grunde legt, so fällt man nach der pessimistischen Seite in denselben Fehler, wie es nach der optimistischen ein anderer Schriftsteller thut, welcher sich darauf capriciert hat, den Kaiser Tiberius als einen „edlen Menschenfreund“ zu schildern, der nur zuweilen in müßigen Stunden Anfälle von Spleen hat, in welchen er, unbeschadet seiner sonstigen Menschenfreundlichkeit, Hunderte von Menschen auf die sinnreichste und mannigfaltigste Weise umbringen läßt.

Wollte man nach zweitausend Jahren das heutige Berlin nach den Schilderungen des „Kladderadatsch“ oder der „Wespen“, wollte man das heutige Wien nach den „Wiener Spaziergängen“ des witzreichen D. Spitzer schildern, so würde man kein ganz unrichtiges Bild erhalten. Wir hoffen zwar, daß die Werke der Herren Dohm,

---

* Aus altrömischer Zeit. Culturbilder von Theodor Simons. Mit Illustrationen von Alexander Wagner. Lieferung 1 (1872), Lieferung 2, (1874). Berlin, Gebrüder Pätel

** Siehe den Essay von W. Hoffner über das Buch von Friedländer. Monatshefte Nro. 204. September 1873. Seite 660.

Stettenheim und Spitzer der fernsten Nachwelt erhalten bleiben, und räumen gern ein, daß sie nach zweitausend Jahren eine Quelle für die Zeit- und Sittengeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bilden werden, aber doch nur eine Quelle, neben vielen andern, und zwar eine nur mit Vorsicht zu benutzende. Denn die Humoristen und die Satiriker schreiben nicht, um ihre Zeitgenossen zu photographiren, sondern um sie zu belachen oder zu verspotten.

Ich mochte diese Bemerkung, welche mir bei der Lectüre der genannten Werke zuweilen aufstieß, nicht unterdrücken, will sie aber auch nicht weiter verfolgen, sondern überlasse es dem geneigten Leser, selbst Anwendung davon zu machen.

Kommen wir also auf das Werk des Herrn Simons zurück.

Das erste Heft bietet uns zunächst die Erzählung: „Ein Gladiatorenkampf und eine Thierhetze zu Pompeji". (79 nach Christi Geb.) Erstes Bild: Ein paar Senatoren steigen die prachtvolle Treppe zum Circus hinauf. Volk, Soldaten und ein antiker Schusterjunge stehen vor dem Theaterzettel, welcher lautet:

— „Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatoren-Bande (Familia gladiatoria) des Aedilen Suetius Certus am 30. Juli (pridie Kalendas Augustas) in der Arena zu Pompeji einen Gladiatorenkampf aufführen. Auch giebt's Thierhetze, Zeltüberdachung und Staubsprengung." (Venatio, vela, sparsiones erunt.)

Dieser Theaterzettel ist aber kein Zettel von Papier, sondern er ist auf die Wand gepinselt mit schwarzer Farbe; er ist auch keine Phantasie, sondern er steht heute noch, fast achtzehnhundert Jahre, nachdem er geschrieben worden, — welche dauerhafte Farbe! welche energische Pinselführung! — steht heute noch fest und deutlich in dem ausgegrabenen Pompeji zu lesen, und zwar an zwei Orten, erstens an der Wand eines Hauses der Straße „degli Augustali" und zweitens am „Album" der „Eumachia". Und dieser steinerne Theaterzettel von Anno 79 wird noch lange fortbestehen, wenn unsere löschpapiernen von Anno 1874 längst verschollen, vergessen und vernichtet sind.

Auch die Theater-Billets waren damals viel dauerhafter und solider als heute. Sie bestanden aus runden, flachen Bronzescheiben von geldähnlicher Prägung, welche die Nummer der Loge, der Sitzreihe (Bank) und der Stufe (des Sitzes) ausdrückt, wobei denn oft noch die Art der Vorstellung angegeben war. Man denke sich also etwa folgende Inschrift auf einer runden Bronzescheibe:

CAV. II.
CUN. III.
GRAD. VII.
VENATIO.
CERTI.

Das heißt auf deutsch: „2. Loge, 3. Bank, 7. Platz. Hetzjagd des Certus."

Diese Theaterbillets (tesserae) existiren jedoch nur für die reservirten und numerirten Plätze. Auf die andern wird das Volk gratis zugelassen; denn es verlangt Brot und Circuskämpfe, panem et circenses. Auch letztere gehörten damals zum „menschenwürdigen" Dasein.

Ich gebe diese zwei Einzelheiten, über den Theaterzettel und das Theaterbillet, um dem Leser zu zeigen, wie interessant selbst „Alterthümer" sind. In dem Werke des Herrn Simons sind dieselben künstlerisch verarbeitet in den Rahmen einer spannenden Erzählung, welche uns nicht nur die Vorgänge in der Arena schildert, sondern unter geschickter Benutzung der ausgegrabenen Alterthümer und der vorhandenen Quellen ein vollständiges Bild der unmittelbar vor der Verschüttung der Stadt Pompeji dort herrschenden Sitten- und Culturzustände giebt, — ein Bild, welches an Leben und Farbe mit Bulwer's „letzten Tagen von Pompeji" wetteifern kann und dieselben an gewissenhafter antiquarischer Treue übertrifft.

Die zweite Erzählung führt uns aus der Arena nach dem größten Wettrenn-Circus, dem Circus Maximus in Rom, und schildert uns, ebenfalls an der Hand einer sich rasch abwickelnden Geschichte des berühmten Rennens, welches im Jahre 10 nach Chr. Geb. daselbst stattgefunden, — das Rennen mit dem, was vor und was hinter den Coulissen vorgeht, mit seinen Wetten und Verlusten, seinen Bestechungen und Betrügereien, seinen Listen und Praktiken, seinen Intriguen und Bosheiten, seinen Gefahren und Unglücksfällen. Bei den römischen Rennen wurde vierspännig gefahren. Bei den englischen wird geritten.

Eine Parallele zwischen beiden — sie haben mehr Gemeinsames, als man glaubt — wäre sehr interessant. Eben so eine Vergleichung der alten Thierhetzen (venationes) mit dem Ueberreste derselben, der sich in dem heutigen Spanien erhalten hat, mit den Stiergefechten. Leider fehlt uns zu Beidem hier der Raum.

Gehen wir über zur zweiten Lieferung. Sie enthält ebenfalls zwei illustrirte Erzählungen „Ein Gastmahl bei Lucullus" (Jahr 74 vor Chr. Geb.) und „Ein Hochzeitsfest im römischen Karthago" (Jahr 224 nach Chr. Geb.). Die erstere zeigt uns den vollendeten Fall der Republik, die letztere den beginnenden Verfall des Imperatorenreichs. Es sind zum Theil abschreckende Bilder, welche sich darbieten, vielleicht auch etwas übertrieben; oder richtiger gesagt, die Schrecken, welche sich in Wirklichkeit auf längere Zeit und größeren Raum vertheilen, sind hier zu dem Zwecke künstlerischer Abrundung zu sehr concentrirt und wirken dadurch gewaltiger und intensiver. Die letzte Erzählung schildert uns die Heirath des Valerius, Proconsuls des römischen Karthago, mit Sempronia, der Tochter des Aedilen Marcus Plautus, und die dabei vollzogenen Festlichkeiten, unter welch' letztere unter anderem auch die Hinrichtung der christlichen Märtyrer Perpetua und Felicitas zu zählen ist, welche Beide die katholische Kirche heute noch als Heilige verehrt. Vielleicht sind hier denn doch die „Heiden" etwas zu schwarz und die Christen etwas zu weiß gemalt. Doch wir wollen darüber nicht rechten, sondern uns des Gebotenen freuen.

Was das Gastmal des Lucull anlangt, so müssen wir hinsichtlich der Erzählung auf das Original verweisen. Wir beschränken uns darauf, diese Gelegenheit zu benutzen, um ein Wort über Speise und Trunk der alten Römer zu sagen, müssen dazu aber ein wenig weit ausholen.

Die Weltgeschichte der Nahrungsmittel der Menschen ist noch zu schreiben. Einen werthvollen Beitrag zu derselben finden wir in einem Kapitel der „Völkerkunde" von Oskar Peschel, welche soeben bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen. Indem ich im übrigen, namentlich was die Urzustände des Menschengeschlechtes anlangt, hierauf verweise, beschränke ich mich auf die Andeutung von einigen allgemeinen Gesichtspunkten.

Der Mensch ist ursprünglich eine Art wanderndes Herdenthier, welches abweidet, was die Natur ihm, ohne sein eigenes Zuthun, mit freigebigen Händen verabreicht. Die Schilderung, welche die Bibel vom Paradies gibt, deutet ebenfalls auf solche Zustände hin. Es giebt heutzutage noch Länder, welche einen solchen Ueberfluß bieten. Die Wälder am Amazonenstrom sind ein großer Obstgarten, welcher Kastanien, Cacao, Ananas und eine Menge anderer kostbarer und nahrhafter Früchte gratis offerirt für arbeitsscheue Geschöpfe. Auch Getreide, Hirse und Reis kommt selbst heutzutage ausnahmsweise noch wild vor. Allmälig aber geht der Mensch von den Vegetabilien zum Fleisch und von dem Müßiggang zur Arbeit über. Und zwar wählt er zuerst leichte Arbeit und leicht erreichbare Thiere. Die Australier essen heute noch mit großem Appetit nicht nur Eier und junge Vögel aus dem Neste, sondern auch Fledermäuse (der fliegende Hund ist sehr geschätzt), Frösche, Eidechsen, Schlangen und Würmer. Die Kannibalen verzehren Ihresgleichen. Auffallend ist es, daß man neben dem Kannibalismus auch stets die Hundefresserei findet. Der Zusammenhang zwischen beiden ist noch nicht aufgeklärt.

Der Mensch geht aus dem Zustande des wandernden Herdenthieres später zur Seßhaftigkeit über und verbreitet sich über die Erde. Mit dieser Verbreitung differenziren sich die Nahrungsmittel je nach Lage, Cultur und Klima. Die kohlenstoffreiche Nahrung dominirt in den kälteren Ländern. Versetzt die Eskimos nach Indien und ihre Söhne und Enkel werden den Seehundsspeck, jetzt das vielgeliebte Nationalgericht, welches in kolossalen Quantitäten verschlungen wird, repudiiren.

Mit der Seßhaftigkeit der Menschen bildet sich erstens der geographische Rayon des Bezugs der Nahrungsmittel aus. Dann entwickelt sich zweitens die Kunst der Zubereitung. Gebraten wird entweder in der Aschengluth oder am hölzernen Bratspieß. Vergleiche die Schilderung des Gastmals bei Achilleus in Homer's Iliade. Gesotten wird zuerst in hölzernen Gefäßen, in welche man Wasser gießt, um solches

durch glühende Steine zu erhitzen. Das ist der Anfang der Küche.

Dann kommen die Genußmittel auf, sowohl die alkoholartigen, als die narkotischen. Das ist der Anfang des Kellers.

Doch gehen wir, um nicht weitläufig zu werden, mit einem mächtigen Sprung gleich zu den alten Römern über. Sie haben Großes geleistet in der Politik, in der Kriegskunst und in der Rechtswissenschaft. In der Kochkunst dagegen haben sie sich nicht ausgezeichnet. In der Zeit des alten Geschechtes der Sterblichen („prisca gens mortalium"), welches die von den Vätern ererbte Scholle mit seinen eigenen Ochsen bearbeitete („paterna rura bobus exercet suis"), sah man mit einer gewissen Verachtung herab auf Genüsse wie Speis' und Trank, man cultivirte dies Gebiet nicht; man hielt das für weichlich und weibisch.

Später, als die Römer sich die ganze damals bekannte Welt unterworfen hatten, widmeten sie sich mit Eifer den Freuden der Tafel. Allein sie blieben, was sie waren, — „ungebildete" Esser. Sie glänzten mehr durch die Quantität, als durch die Qualität; — mehr durch Curiositäten und Seltenheiten, als durch wirkliche Delicatessen; — mehr durch äußeren Glanz der Schaustellung und mise-en-scène, als durch innere Güte und Zubereitung, — oder um es kurz zu sagen: mehr durch Fressen als durch fachverständiges Essen, mehr durch Saufen als durch weinkundiges Trinken.

Die solenne Mahlzeit, die „cœna recta", zerfiel in drei große Abtheilungen. Die erste hieß „gustatio", der Vorgeschmack, das Kosten, der präparatorische Cursus. Die zweite hieß „fercula", die großen Gänge oder der Haupt-Gang. Die dritte endlich hieß die „mensa secunda," die zweite Tafel. Unsereiner hätte an einer dieser Abtheilungen schon mehr als genug gehabt. Das Brot war flach und fade, es schmeckte wie Mazzen; man hatte indeß auch Pumpernickel und Honigbrot (Lebkuchen). Man hatte viele Sorten von Wein, weißen sowohl als rothen. Den letzteren nannte man „schwarzen Wein", vinum nigrum, auch heute noch nennt ihn der Italiener vino nero. Kleine Weine versetzte man mit Honig. Von Weinfälschung ist auch damals schon die Rede; auch kennt man sogar schon einen absinthähnlichen Schnaps. Gewürze verbrauchte man in Uebermaß, was immer ein Zeichen von schlechter Küche und blasirten Gaumen ist.

Geben wir nun den Hergang der Lucullischen Mahlzeit nach der Schilderung von Theodor Simons.

„Der Speisemeister bemüht sich, mit ernstkomischem Pathos den Speisezettel laut vorzutragen, dessen Inhalt vielfach durch Kopfnicken und Gemurmel des Beifalls begutachtet wird. Die Waffen sind bereit. Das Gustatorium, das Vorspiel, mag beginnen.

Zehn Diener keuchen unter der Last eines Repositoriums mit pyramidalen Aufsätzen, mit bauchigen, flachen, runden oder ovalen Schüsseln ringsum bestellt. Die Aufmerksamkeit der Gäste erregt der goldgeschmückten Bahre Mittelpunkt.

Silberpfauen und Goldfasanen, — man möchte sie für lebend halten — wiegen auf der Pyramide Höhe ihres Federschmuckes Pracht. — Juno's stolze Thiere thronen über des Küchenmeisters Kunstgebilden gleich mächtigen, von der Göttin Sitz herabgestiegenen Beschützern. — Kyzinische Muränen mit künstlicher Flosse aus Silberglas lagern dampfend wie im Schilfe, hier im weichen Bette cyprischen Kohls, mit Artischocken, Austern, Schnecken reich an Färbung und Geschmack. Krebse säumen der Schüssel reich getriebenen Rand, und Mollusken öffnen ihres Sarges Klappen, pulsirend noch und frisch, als lägen sie in Lucrino's salziger Fluth. — Gien-, Kamm- und Fasermuschel, des Meeres Dattel und die Venusklappe, Aesche, Springfisch, Frosch, Forelle, und Alles, was im Wasser lebt, vom Störe bis zum Gründling, hier liegt es vereint auf flachen Platten und reizt das Auge wie den Gaumen. Und wer den Fisch verschmäht, der greife rechts oder links in die Silbertruhen, darin er Würstchen, Hahnenkämme, farcirte Euter von der Sau und Gänseleber als Vorimbiß nebst Ravenneser Spargeln, Aricianer Zwiebeln, Lauch und Boresch, Sicilianer Kürbis und Radieschen mit Raute und Byzantinischer Salzlake gewürzt nach Geschmack und Lust erlangen mag, der Austern kaum gedenkend, die zu Tausenden in ihrem eigenen Schleime schwimmen. Des Scissors Messer kommt nimmermehr

zur Ruhe. Kleine Tassen mit all den Leckerbissen, die der Erde Zonen bieten, machen die Runde, und Finger und Zunge arbeiten rhythmisch fast unter der Flötenspieler heitern Weisen. Das Mulsum, aus Most und hymettischem Honig gebraut, credenzt der Mundschenk unablässig, süßt es dem Einen, säuert es dem Andern, je nach Verlangen, und frischt es in Schneegefäßen auf, um den Gästen Kühlung zu verschaffen.

Die Stimmung hebt sich in dem Maße, als sich die Schüsseln des Gustatoriums leeren, und wie in einer begonnenen Schlacht nach dem ersten siegreichen Vorpostengefechte des Kriegers Muth und Kampflust wächst und zu neuen Heldenthaten hinreißt, so mehrt sich auch bei den edlen Tischgenossen nach glücklich beendetem Voressen die Lust und der Reiz nach weiteren größeren Leistungen, und mit ungeheurem Beifalle wird des eigentlichen Mahles Beginn, den Hörnerklang verkündet, aufgenommen.

Erster Gang: „Fasanen aus Colchis, garnirt mit Wachteln, ionische Haselhühner, Perlhühner aus Carthago, rhodischer Kapaun, kappadocische Hennen, Schnepfen und Gänsebrüste aus Gallien.“ — Wie durch Zauber steht plötzlich vor den erstaunten Gästen ein zweiter Aufsatz: Eines Fasanen Henne, welche, künstlich dargestellt, mit ihren Küchlein vor einem unsichtbaren Feinde zu fliehen scheint. Es sträuben sich ihre Federn, es öffnen sich die Flügel, um die Jungen unter die schützende Decke zu nehmen. Ein allgemeiner Ausdruck der Bewunderung entfährt den Anwesenden beim Anblick dieses Kunstwerkes; doch kurz nur währt die Täuschung, denn schnell ist der Zerschneider bei der Hand, das Thier seines geborgten Federschmuckes zu entkleiden; dem geöffneten Leibe des Vogels entfallen Trüffeln und junge Erbsen, culinarische Hochgenüsse. Die Küchlein entpuppen sich unter dem Gelächter der Gäste als gewöhnliche Feigendrosseln und Krammetsvögel. Nicht minder wirkungsvoll erscheinen die auf ihren Eiern sitzenden, gleichsam brütenden Hennen, die schlafenden Hähne, die kämpfenden Wachteln. Ein ganzer Hühnerhof entschlüpft einem mit Krauskohl gefüllten Korbe, doch Alles ist Täuschung und Kunst. Die Vögel erscheinen unter dem Messer des Scissors bestens gebraten, geschmort und mit Speckschnitten gespickt. Nicht gewöhnliche Zubereitung bietet der Meister aus Syrakus; Schnepfen und Krammetsvögel würzt Pfeffer und Knoblauch, die Perlhühner Portulack und Kümmel. Die einen schwimmen in ausgewählten Brühen, die andern lagern auf seinen gerösteten Brotschnitten. Nichts ist unterlassen, der Gäste Geschmack zu treffen, der sich in allen Launen hier ergehen mag.

Das Mulsum (Honig-Wein) mundet den Trinkern nicht mehr. Ein Musikcorps auf der oberen Galerie, welches nun auch der Gäste Ohren mit rauschenden Sonanzen speist, giebt das Zeichen, daß mit dem mittleren Gange auch die Freuden des gefeierten Gottes Bacchus beginnen sollen. Wohl vergypste Amphoren werden von dem mit Epheu bekränzten Kellermeister vorsichtig entkorkt und deren alter Inhalt auf das behutsamste in das silberne mit Schnee gekühlte Colum entleert, dann ordnungsmäßig im Krater mit zwei Dritttheilen Wasser gemischt. Mittelst des goldenen Cyathus theilt der Mundschenk das perlende Naß in die Becher der Schlemmer, welche nun auch dem Gotte zu Ehren die Veilchenkränze mit Laubgewinden vertauscht haben.

„Bene tibi, auf dein Wohl!“ lautet der Ruf der sich gegenseitig Zutrinkenden. Der Wein belebt die Stimmung ungemein.

Frische mit Rosen und Jasminblättern gefüllte Polster ersetzen die wollenen, und unter Beihülfe der Diener wechseln die Gäste ihre Lage, um dem Körper jede lästige Ermüdung zu benehmen. Es schnalzt der Triklinarch mit seinen Fingern, und mit Blitzeseile wechselt der Tafel Scenerie.

Der zweite Gang hält seinen Einzug: Hühnerpasteten mit Wildtauben, Zungen von Reihern und Flamingos, Gehirn von Wachteln, Seekrebse, Fische, Squillen, Schalthiere, Wildpret mit Salat und Früchten, Böcklein aus Aricia.

Durch der Geflügel Reihen hätte sich der Schlemmer Phalanx glücklich durchgeschlagen.

Weggefegt sind des Treffens Trümmer, die Verwundeten und die Todten. Der schönen Vögel abgenagte Gebeine, Rippen, Flügelstücke, der Kapaunen, Schnepfen und Fasanen Rudera, ein Fraß für Hunde

noch, sie mußten weichen. Ha! jetzt giebt es Festen, Thürme anzugreifen. Die Waffen wechseln, jeder Kämpfer schwingt den goldenen Dreizack, und sonder Zagen fallen Hieb und Stiche auf die große Fleischburg, welche aus dem Gemüsewald sich aufbaut. Und Stein für Stein von dem Gebäude stürzt. Triumph! die Bresche ist geschlagen. Seht wie der Tauben, Wachteln, Hühner dampfende Leiber hinab in die Kresse und Cichorie rollen und kleine Krebse, Spinnen, Schnecken, des Thurmes Kitt, in des Garums heißer Brühe ersaufen. Schellfische aus Pessinus, Steinbutten, Aale, Flunder, ohnmächtig liegen sie, von keiner Schutzmauer mehr gedeckt, im offenen Felde und glotzen mit ihren weißen, starren Todesaugen heraus aus ihrer Rosenfluth, dem Todesbette, in welches Küchenkunst sie legte.

In Honig schwimmt der dreißigpfündige Stör aus Rhodus, doch nur wenige Augenblicke noch und sein schönes röthliches Fleisch verfällt gleich dem der Brassen der Hand des Scissors und dem Gelage zur Beute.

Cyperwein und Campanerblut, Falerner, Lesbier, Faustinianer und Opimianum, wie munden sie doppelt nun nach heißerkämpftem Siege. Zum Pegasus mit geborgten Flügeln wird der Hase; Reh und Böcklein ziert des Bacchus Rebenkrone. Der Reiher feine Zünglein, der Wachteln milchweiches Gehirn, der Krebse Panzerschalen auf Zwiebackschnittchen verführen Manchen noch, der beim Jupiter geschworen, für den dritten Gang den Appetit sich zu ersparen. Zurückgeworfen in die Kissen, blasend, schwitzend, auch verstohlen sich die Gürtel lösend und am Setinerbecher mehr nippend als trinkend, erwarten die Gäste nun die feine Augenweide, die der Hauspräfect mit schmunzelnder Geberde ansagt.

Neun Gaditanerinnen, leicht geschürzt, in fliegenden Haaren, treten auf. Cytheris, Tertia, Tychen, Lycisca, Galla, Lyda, Neaera, Alecto, Chione, und unter dem Geklapper der Crusmatae wirbeln sie ihre wilden Tänze. Neckisch den Gästen sich nähernd, die schönen Arme ausbreitend, im Tanze kommend und fliehend, den biegsamen Körper wiegend, sich auf der Füße Spitzen tragend und nach vor- und rückwärts biegend, erregen sie der Schlemmer Bewunderung und Verlangen. Tertia, die wildeste und kühnste von ihnen, läßt sich tanzend auf einem der Lecti neben Cotta nieder und alle folgen. Der Cyathus schöpft immer feurigeren Geist in die Becher. Die bisherige Beleuchtung wechselt und macht einer azurnen Platz. Unter den schmelzenden Tönen der Musik öffnet sich des Saales Decke und ein Regen von Blüthen und Rosen senkt sich auf die Anwesenden herab.

Mit Zahnstochern vom Baume der Mastixpalme versehen und mit frischem Linnen über Brust und Bauch, erwarten schon die edlen Gäste mit Ungeduld das Hauptstück des Mahles, den dritten Gang.

Wildschwein mit Erbsen, Spansäue, gallischer Schinken, Kaninchen und Mäuse.

Der in grünes Jagdkleid gehüllte und mit einem Jagdspeere bewaffnete Waldhüter geht dem Hauptgange, dem „Ferculum“, der mit Grün behängten Tragbahre, welche sich unter der Wucht eines riesigen Ebers biegt, voran.

Der Structor hat ihn auf höchst künstliche Art dargestellt, wie er von einem Speere getroffen todt zusammensinkt. Die Waffe steckt ihm noch in der linken Seite; aus der Wunde fließt künstlich mit Wein und Honig nachgeahmtes Blut; die Unterlage, aus grünen Gemüsen hergerichtet, stellt des Waldes Flur dar. — Die im Scheine der Lampen glühenden Glasaugen und mächtigen Hauer geben dem Thiere ein vollendetes Ansehen. Mit scharfem Messer zerlegt der Vorschneider dieses Schaustück und entzieht seinem geöffneten Leibe in Form von Gedärmen eine Anzahl aneinander gereihter Würste.

Acht Spanferkel, aus Teig geknetet, garniren den Aufsatz. Jedem Gaste wird eins derselben als Festgeschenk zugetheilt. Gemästete Kaninchen, Schnittchen von Schinken in Senfsauce, Mausragout vollenden den dritten Gang, dem die Tischgenossen mit vorzüglichem Appetite zusprechen. Dem Colum ist unterdessen frischer Schnee und eine Amphore besten Faustinianers zugeführt worden; es folgt der Nachtisch: „Honig, Süßigkeiten, frisches und eingemachtes Obst.“

Feine Körbchen, nachgeahmte Vögel, Früchte, gefüllt mit Backwerk, Datteln, Feigen, Mandeln überraschen durch ihre Mannigfaltigkeit in Form und Ausstattung. Es regnet Essenzen, duftendes Oenanthi-

num, Amaricinum, Metopium, Susinum, sowie Regale Unguentum.

So also spinnt sich das Gastmahl ab nach seinen drei Stadien: Vorspiel, Mahlzeit, Nachspiel.

Heutzutage pflegen wir Deutsche in den Zwischenacten ernste und heitere Toaste auszubringen. Das war aber den grausam-realistischen Römern zu wenig. Sie füllten die Pausen aus mit Gladiatoren-Kämpfen, mit Jongleur- und Tänzer-Künsten, welche zwischen blanken Messern ausgeführt werden mußten und oft blutig endeten, und mit den Vorträgen gemietheter Possen- und Zotenreißer.

Aesop, der Schauspieler, aß gebratene Nachtigallen, Vitellius, der Kaiser, Flamingo-Zungen. Beides waren Seltenheiten und Kostbarkeiten. Daß sie absonderlich gut schmeckten, ist sehr zu bezweifeln.

Heutzutage liefern alle fünf Welttheile ihr Contingent, um die einfache Tafel des deutschen Bürgers zu schmücken. China liefert uns den Thee und Java den Kaffee. Amerika hat uns die Kartoffel und den Mais, Asien den Buchweizen gesendet. Jamaica liefert uns Schnaps und das afrikanische Cap Wein.

Selbst die reichsten Römer waren viel ärmer. Sie waren auf die Küsten des Mittelmeeres beschränkt. Ihr gastronomischer Horizont war noch ein enger. Und da sie ihn räumlich nicht ausdehnen konnten, so griff ihr toller phantastischer Luxus nach dem Launenhaften, dem Verrückten, dem Geschmacklosen, dem Ungeheuerlichen.

Ein Schauspiel, wie das der Gladiatorenkämpfe, ihrer blutenden Wunden, ihrer zerfleischten Leiber, ihrer kaum noch erkennbaren Leichname, welche mittelst Fleischer-Hacken hinausgeschleppt werden, — das würde uns den Appetit zur Mahlzeit vertreiben. Bei den alten Römern schärfte, weckte, erneute es denselben. Dagegen mischten die Römer den Wein mit Wasser, nachdem sie sich zuvor die Zunge mit ihrem Honig-Wein (mulsum) verdorben, ich möchte sagen „demoralisirt" hatten. Wir aber trinken den Wein gleich und pur.

Und deshalb behaupte ich dreist: Unsere Tafel ist besser als die des Lucullus. Wir führen auch in Speis und Trank ein menschenwürdigeres Dasein.

Eine Berichtigung.

Von

Alfred Katterfeld.

In den Nummern 15, 16 und 17 brachten die „Monatshefte" einen sehr interessanten Aufsatz von Dr. Karl Braun: „Deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn." — Es werden ihm Viele für denselben Dank wissen, sowohl von den Alten, die aus jener fernen Zeit noch übrig geblieben, als auch von den Jungen, die sich gern erzählen lassen, wie die Väter es getrieben, da sie noch in akademischen Semestern standen. Ich möchte nur auf ein Versehen aufmerksam machen, das — weniger dem Verfasser der Abhandlung als vielmehr seinem Gewährsmann, dem Engländer Russel — untergelaufen. Zu ihrer Zeit hat die Sache, die ich berühren will, die Geister heftig auf einander platzen lassen; wir können sie heute der Vergessenheit entreißen mit dem Bewußtsein, Keinem damit zu Leide zu reden.

Bei Gelegenheit der Absetzung Oken's erzählt Herr Russel, wie die Studenten — als Zeichen ihrer Verehrung und Liebe — ihm einen Becher geschenkt mit der Inschrift: „Wermuth ward dir geboten, trink' Wein!" — Mir war diese Stelle besonders interessant, weil sich an dieselbe eine alte Familientradition knüpft, der zufolge die Sache in manchen Punkten aber anders lautete, namentlich konnte die Inschrift „trink' Wein!" nicht auf dem Becher gestanden haben. — Zu jener Zeit hatte mein Vater, Dr. Hermann Ehrenfest Katterfeld, Prediger zu Durben in Kurland, in Jena studirt; er hatte mit in dem Ausschuß gesessen, der über das Festgeschenk an Oken berathen sollte, und war dieser Inschrift wegen in schwere Händel verwickelt worden. Ich schrieb daher an ihn und erhielt vor kurzem folgende Antwort:

„— In der Aufregung und den Verhandlungen, die Sand's That nach sich zog, wurde Weimar gewaltig vom Bundestage bedrängt, und so kam von der Großherzoglichen Regierung an Oken die Anfrage: ‚Ob er seine Professur oder seine Zeitschrift ‚Isis' (in der er seine politischen

Anschauungen niederlegte und oft über Kotzebue gesprochen hatte) aufgeben wolle?' — Er antwortete zwar: ‚Keine von beiden.' — Aber damit befriedigte er die Regierung nicht und noch weniger den Bundestag, weshalb ganz kurz darauf seine Entlassung von Weimar sichtlich mit schwerem Herzen ausgesprochen ward. — Als die Kunde davon in Jena erscholl, sammelte sich fast die ganze Studentenschaft unter Oken's Fenstern zu einem ‚Lebe hoch'! — Er nahm das sehr herzlich auf und sprach zu uns denkwürdige Worte, in denen er seinen ungebeugten Muth und seinen festen Entschluß, für Vaterland und Freiheit und Recht bis zum letzten Athemzug einzustehen, sowie seine Ueberzeugung, bei uns allen gleichen Sinn zu finden, aussprach. — An demselben Abend noch traten vier Freunde zusammen: Friedrich Ferdinand Runge aus Hamburg, der berühmte Chemiker, welcher vor einigen Jahren in Oranienburg bei Berlin gestorben ist; Moriz Stark aus Weimar, vor ein paar Jahren daselbst als Arzt verstorben; Johann Friedrich Katterfeld, auch schon aus dem Leben geschieden als Pastor in Kurland, und dessen jüngerer Bruder Hermann Ehrenfest Katterfeld. Diese, von dem Wunsche beseelt, ein Andenken an den Kern-Mann, der ihnen entrissen wurde, zu behalten, erließen eine Aufforderung an alle ‚Freunde Oken's', einen Thaler beizutragen, um ein Bild von ihm anfertigen zu lassen. Es fanden sich so viel Unterschriften, daß die Sache nach ein paar Tagen schon gesichert war. Stark, dessen Vater eine der Hauptpersonen im Bertuch'schen Geschäft war, besorgte einen jungen tüchtigen Künstler seiner Bekanntschaft, Steinla, der Oken in mehreren Vorlesungen beobachtete und einige Zeit darauf das Bild lieferte. — Die Unterschrift ‚Oken an seine Freunde' enthält in der Keilschrift und der Schlangen-Einfassung Reminiscenzen aus der Isis.

Ehe das Bild noch fertig war, hatten sich die Bestellungen so vermehrt, daß die Unternehmer über einen Ueberschuß von 50 bis 60 Thaler zu verfügen hatten. Den bestimmten sie zu einem Ehrenbecher für Oken, der ihm an seinem nahe bevorstehenden Geburtstage überreicht werden sollte. Die für denselben bestimmte Aufschrift war: ‚Wermuth ward dir gereicht, trink' Nektar!' — Freilich war den Unternehmern dieser griechisch-mythologische Anklang nicht lieb. Aber wie ihn vermeiden, und was an die Stelle setzen? — Wein? — Das war doch zu platt und gab, buchstäblich genommen, einen nicht empfehlenswerthen Rath. Gern hätten sie zum deutschen Alterthum gegriffen, aber da fand sich auch nichts Passendes. So blieb es beim ‚Nektar, dem Göttertrank'. — Hatten sich dabei die Unternehmer auch beruhigt, so war das aber noch bei weitem nicht mit allen Theilnehmern der Fall. Unter den vielen Nichtzustimmenden ging Binzer, der Sänger des unsterblichen Liedes: ‚Wir hatten gebauet ein stattliches Haus', zu dem Goldschmied und warnte ihn, den Nektar nicht auf den Becher zu setzen, weil das Wort seine Zahlung gefährde. — Die vier Freunde ließen ohne weitere Redensarten Binzer fordern; dieser ging mit dem jüngeren Katterfeld zuerst los und bekam einen mehrere Zoll tiefen Stoß über die Schulter den Rücken entlang. Darauf erklärte Binzer, daß er sein Unrecht vom ersten Augenblick an erkannt und nun, da er dafür bereits geblutet habe, sich nicht scheue, dasselbe offen einzugestehen. Darauf folgte natürlich eine allgemeine herzliche Aussöhnung. — Selbstverständlich blieb der ‚Nektar' auf dem Becher, und Oken trank aus demselben, nachdem er ihm credenzt war, in edelm Rhein-Gewächs das Wohl Jena's und seiner Freunde, und das deutsche Vaterland ward dabei nicht vergessen. Hoffentlich weist der Becher, wenn er noch existirt, seine alte, richtige, mit edelm Blut besiegelte Aufschrift nach.

Der einzige überlebende Theilnehmer."

Literarisches.

Von Julius Grosse ist kürzlich bei Hallberger ein bürgerlicher Roman erschienen: „Der Stadtengel", den wir unseren Lesern empfehlen können. Von demselben Verfasser sind drei Bände Novellen unter dem Titel „Offene Wunden" durch Günther in Leipzig versandt worden.



Das Nickelmetall.

Von

Jakob Nöggerath.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es dürfte im deutschen Reiche zeitentsprechend sein, wenn die schon vor mehreren Jahren in dieser Zeitschrift begonnene und durchgeführte geschichtliche Galerie der Metalle gerade jetzt einen gedrängten Artikel über das Nickelmetall bringt, da dasselbe als Scheidemünze in nächster Zeit täglich durch unsere Hände gehen wird. Durch das Reichsmünzgesetz vom 9. Juli 1873 ist bekanntlich bestimmt, daß die kleineren Scheidemünzen, Zehn- und Fünfpfennigstücke, aus einer Legirung von Nickel und Kupfer bestehen sollen, und schon sind in Berlin und den übrigen Münzstätten des Reiches sehr große Quantitäten dieser Stücke gemünzt, und fortwährend ist man damit in voller Thätigkeit. In dieser sehr zweckmäßigen Verwendung des Nickels waren uns schon seit einiger Zeit mehrere andere Staaten vorangegangen, namentlich die Schweiz, (1850), die Vereinigten Staaten Nordamerika's (1856), Belgien (1860) und Peru. In der Schweiz soll die Entdeckung eines Nickelbergwerkes im Canton Wallis den Gedanken geweckt haben, das Nickel zu Münzen zu verwenden, es hat aber dort die Gewinnung des Nickels auf eigenem Gebiete nicht lange vorgehalten, und jetzt muß das Metall im Auslande angekauft werden.

Das Nickelmetall ist erst spät entdeckt worden. In den Jahren 1752 und 1754 machte zuerst der schwedische Mineraloge Cronstedt durch zwei Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften bekannt, daß er in dem Mineral, welches von lange her den Namen Kupfernickel führte, eine neue metallische Substanz, das Nickel, entdeckt habe. Diese Entdeckung wurde hierauf von seinem landsmännischen Collegen, dem berühmten Chemiker Bergmann, vollkommen bestätigt. Beide dachten aber nicht an die nützliche Verwendung dieses Metalles.

Sehr merkwürdig ist die ganz neue Ermittelung, daß man dieses Metall schon im hohen Alterthum nicht blos gekannt, sondern auch sogar zu Münzen verwendet hat. Dem Dr. Flight im britischen Museum zu London wurden von einem bekannten Numismatiker Münzen der griechisch-indischen Könige Euthydemus (200 v. Chr.), Pantaleon (135 v. Chr.) und Agathokles (120 v. Chr.) zur chemischen Analyse übergeben, weil diesem die eigenthümliche weiße Farbe dieser vermeintlichen Silbermünzen schon seit längerer

Zeit verdächtig vorgekommen war. Die Analyse der Münzen der drei Könige ergab das übereinstimmende Resultat, daß sie 20 Procent Nickel, 77 Procent Kupfer und 3 Procent Eisen, Zinn, Kobalt und Schwefel enthielten. Um Vergleichungen anstellen zu können, nahm Dr. Flight auch eine Analyse der belgischen Nickelmünzen vor. Sie enthielten 25,55 Procent Nickel, 70,04 Procent Kupfer und 4,4 Procent Eisen ꝛc. Das Weißkupfer oder Packfong der Chinesen bestand ebenfalls nach der Analyse des Dr. Flight aus 16,02 Procent Nickel, 79,4 Procent Kupfer und 4,58 Procent Zinn.

Offenbar hat man also das Nickelmetall im hohen Alterthum schon aus seinen Erzen dargestellt, was gerade kein ganz leichter metallurgischer Proceß ist. Die geringe Beimischung von anderen Metallen findet sich ebenfalls in dem heutzutage dargestellten reguliniſchen Nickel, und namentlich ist dabei Eisen und Kobalt gar nicht befremdend, da mit den Nickelerzen diese Metalle häufig zusammen vorkommen. Es ist also die alte Metallmasse jener Münzen keine zufällige, etwa bei irgend einem anderen Hüttenproceß erzeugte, sondern eine ganz absichtlich dargestellte. Bei keinem klassischen alten Autor ist darüber etwas zu finden, die metallurgischen Erfahrungen im hohen Alterthum waren umfassender, als sie von Plinius geschildert sind. Auch die Darstellung des Weißkupfers oder Packfongs der Chinesen, welche die Bekanntschaft mit dem Nickelmetall voraussetzt, ist schon sehr alt und rührt wahrscheinlich aus ihrer früheren hohen Culturzeit her.

Seltsam ist der Name Nickel für ein Metall, da er zugleich als ein Schimpfwort gilt, dem oft zur Verstärkung noch ein Beiwort zugesetzt wird. In den Erzgruben Sachsens fanden vor alter Zeit die Bergleute ein eigenthümliches Erz von kupferrother Farbe, aus dem sich aber kein Kupfer ausschmelzen ließ. Es war nutzlos, und die Bergleute gaben ihm den Schimpfnamen Kupfernickel. Die spätere Wissenschaft hat den Namen Nickel für das darin erkannte eigenthümliche Metall beibehalten, denselben sogar in Niccolum latinisirt. In ähnlicher Weise ist auch der Name Kobalt für ein anderes Metall entstanden, wir finden ihn schon im 14. Jahrhundert. Die Kobalterze enthalten Arsenik, das bedeutende Gift. Dadurch entstand eine Ideenverbindung von dem bösen Berggeist, dem Kobold, der, wie der alte Aberglaube annahm, den Bergleuten böse Streiche spielte mit dem arsenikhaltigen Erz. Kobold und Kobalt sind nur geringe sprachliche Abweichungen.

Die physikalischen Eigenschaften des reinen metallischen Nickels sind folgende. Es ist silberweiß, verändert sich nicht an der Luft, sowohl kalt als rothglühend vollkommen geschmeidig, so daß man es in dünne Bleche von $^1/_{100}$ Zoll Dicke schlagen und zu Draht von $^1/_{50}$ Zoll Dicke ausziehen kann. Seine Härte ist größer als die des Kupfers. Es schmilzt schwer. Sein specifisches Gewicht ist ziemlich dem des Kupfers gleich, es beträgt 8,6 bis 9,2. Es ist magnetisch, beinahe so stark als Eisen, und behält den angenommenen Magnetismus bei, so daß man es zu Compaßnadeln gebrauchen kann. In der hohen Temperatur von 350° R. soll es aber leicht den Magnetismus verlieren. Kupfer mit der gehörigen Quantität Nickel legirt erhält durch dieses eine schöne silberweiße Farbe.

Durch die meisten dieser Eigenschaften, welche das Nickel fast den edlen Metallen nahe setzen, eignet sich dasselbe ganz vorzüglich zu Münzen in seiner Verbindung mit Kupfer. Die Münzen erhalten eine angenehme Farbe, prägen sich rein aus und nutzen sich nur schwer ab. Es kann daher nicht fehlen, daß sie sich auch bei uns bald beliebt machen werden.

Unter dem Namen Neusilber, Argentan und anderen Bezeichnungen nach den verschiedenen Firmen, welche Nickelverbindungen darstellen, sind die daraus bestehenden Tafelgeräthe schon länger bekannt und vielfach benutzt, da sie das viel theurere Silber gewissermaßen ersetzen, wenigstens dafür täuschen können. Die Veranlassung zu dieser nützlichen Verwendung des Nickels gab der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen durch eine von ihm gestellte Preisaufgabe, eine Metalllegirung zu erfinden, welche im Ansehen dem zwölflöthigen Silber gleich käme, sich vielfach verarbeiten ließe, ohne nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit herbeizuführen. Nach mannigfaltigen, durch den Verein angeregten Versuchen, und nach-

dem der Secretär desselben, Prof. Schubarth, die qualitativen und quantitativen Bestandtheile des chinesischen Packfonds durch die Verhandlungen des Vereines vom Jahre 1824 bekannt gemacht hatte, errichteten die Gebrüder Henninger in Berlin eine Fabrik für Neusilber- oder Weißkupferwaaren, während gleichzeitig Dr. Geitner zu Schneeberg in Sachsen dieselbe Composition unter dem Namen Argentan in den Handel brachte. Jetzt sind Fabriken dieser Art sehr verbreitet, besonders in Frankreich und Belgien, aber auch in Deutschland, welche vorzügliche Waaren liefern, und jede Hausfrau kennt dieselben. Die Mischungen der Metalle zu diesem Zwecke sind verschieden. Eine derselben besteht aus 53,4 Kupfer, 29,6 Zink und 17 Nickel.

Eine neuere Verwendung des Nickelmetalles ist diejenige der jetzt schon sehr verbreiteten galvanischen Vernickelung verschiedener anderen Metalle, wovon in der Wiener Weltausstellung vom Jahr 1873 schöne Objecte vorlagen, unter andern bei dem von John Stephenson u. Comp. in der amerikanischen Gruppe ausgestellten Tramway-Wagen, dessen Metalltheile, Griffe u. s. w. prächtig vernickelt waren. Ferner ist als ganz neu die Verwendung des Nickels zu Achsen, Achsenlagern und andern Metalltheilen hinzugekommen, wovon ebenfalls Beispiele bei den ausgestellten amerikanischen Objecten vorlagen. Daß sich das Nickelmetall dazu vorzüglich eignet, bewies ein kleines Achsenlager von Nickel, welches angeblich vier Jahre lang in Betrieb gewesen war und noch die Spuren der innern Ausarbeitung und kaum eine bemerkbare Abnutzung zeigte.

Die verschiedenen Verwendungen des Nickels haben in den letzten Jahren eine enorme Preissteigerung desselben hervorgerufen, wovon besonders auch die Neusilber-Fabrication empfindlich berührt worden ist. Im Jahr 1867 kostete das Kilogramm Nickel etwa $3^1/_2$ Thaler, früher war es noch viel wohlfeiler, gegenwärtig steht der Preis 10 Thaler und darüber.

Das Nickel ist kein sehr reichlich in der Erdrinde verbreitetes Metall, wenigstens kommen seine Erze nicht in großen Massen und auch nicht an vielen Orten vor. Oft begleiten sie die Kobalterze, und so ist es in ökonomischer Hinsicht ein schlimmer Umstand für die Nickelproduction, daß seit einigen Decennien die Kobalterze in ihrem Werthe so sehr gesunken und dadurch viele Kobaltgruben außer Betrieb gesetzt worden sind. Der Kobalt hat nämlich, da er nur zur Darstellung der blauen Farbe, der Smalte, benutzt wurde, seinen sonst hohen Werth eingebüßt durch die Entdeckung des künstlich dargestellten Ultramarins, welches viel wohlfeiler die Smalte ersetzt. Wäre der Kobalt in seinem Werthe geblieben, so würden die Kobaltgruben jetzt zwei sehr nutzbare Producte liefern, nämlich neben dem Kobalt das Nickel. Blos des letzteren wegen wird man nun aber manche aufgelassene Kobaltgrube wieder mit Vortheil in Betrieb setzen können.

An der Nickel-Production, über deren Höhe in den einzelnen Ländern nur unvollständige Anhaltspunkte vorliegen, sind hauptsächlich betheiligt: Nordamerika, England, Deutschland (1870 10 798 Centner), Belgien, Frankreich, Schweden (1871 18405 Kilogr. Nickelkupfer und 336105 Kilogramm Nickelstein), Norwegen (1870 88000 Ctr. Nickelerz), Oesterreich (1867 311 Ctr. Nickelspeise, 100 Ctr. Nickelmetall), Ungarn 1871 7806 Nickel und Speise).*

Bei der Wiener Weltausstellung nahm die Firma J. Wharton von Philadelphia mit ihren Nickelproducten einen vorzüglichen Platz ein. Die Objecte waren Nickelerze, Nickelstein, metallisches Nickel in Form von Würfeln und Granalien, eine etwa 10 Pfund schwere gegossene Platte von vorzüglicher Beschaffenheit, rohe und ausgewalzte Legirungen, Nickeloxyd, Nickelsalze. Auch waren von dieser Firma, wohl zum ersten Male, eine Platte aus Kobaltmetall und kobaltplattirte Metalle ausgestellt. Es läßt sich das Kobaltmetall in ähnlicher Weise wie das Nickel zu Ueberzügen verwenden, scheint aber, außer einer noch weißern Farbe, keine Vorzüge vor dem Nickel zu haben. Wharton war der Erste, welcher in 1863 die Darstellung von Nickel und Kobalt in die Hand nahm. Er verarbeitet jährlich aus der reichen Gap-Mine bei Lancester in

* Nickelkupfer ist eine Legirung von Nickel mit Kupfer, Nickelstein und Nickelspeise sind nickelhaltige Hüttenproducte, welche alle als solche in den Handel gebracht und verwendet werden.

Pennsylvanien 6000 Tonnen Erz, welches meist nur einen geringen Nickel- und noch geringeren Kobaltgehalt hat. Wharton besorgt allein den Nickelbedarf der Münze der Vereinigten Staaten; die größte von ihm in einem Jahre an die amerikanische Münze abgelieferte Menge Nickel betrug 100000 Pfund, gegenwärtig ist dieser Bedarf geringer. Von seiner Production geht ein beträchtlicher Theil nach England und Deutschland.

Großbritannien hat in Cornwallis und in Schottland eine wenig bedeutende Nickelgewinnung.

In Deutschland liefern viele Punkte Nickelerze, aber meist in geringer Quantität. So Preußen am Ostrande des Harzes im Mansfeld'schen (Sangerhausen, Gerbstädt, Hettstädt), Regierungsbezirk Kassel (Bieber, Riegelsdorf), Regierungsbezirk Arnsberg (Müsen, Siegen), Regierungsbezirk Wiesbaden (Dillenburg); Großherzogthum Baden (bei Horbach und Urberz im Amte St. Blasien); Königreich Sachsen (bei Eibenstock, Schneeberg, Lindenau, Zschorlau und Neustädtel); Großherzogthum Sachsen-Weimar (bei Kupfersuhl, Mosbach, Farnrode, Ilmenau); Meiningen (Saalfeld, Rothenburg); Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt (bei Könitz, Bucha, Allendorf und Lichte). Die Firma Fleitmann und Witte in Iserlohn erzeugt jährlich aus verschiedenen Erzen 500 Centner Nickelmetall und verbraucht zu Nickelkupferlegirungen, welche sie ebenfalls darstellt, 1000 Centner Nickel.

Norwegen hat auf Ringeriges Nickelwerk bei Drammen und Eriges Nickelwerk bei Christiansund und auf andern Werken eine bedeutende Nickelproduction, welche sich durch im Werke befindliche neue Anlagen noch weiter steigern wird.

Schweden besitzt Nickelwerke bei Klefva in Jonköping-Län und Kapparberg-Län.

In Ungarn finden sich bei Dobschau reiche Nickelwerke, welche eine meist nach England gehende Nickelspeise von 20 Procent Gehalt liefern.

Bei den sehr gestiegenen Preisen des Nickels und der darauf gerichteten starken Nachfrage kann es nicht ausbleiben, daß die bergmännische Speculation sich in der gegenwärtigen Zeit vielfach auf das Aufsuchen neuer Lagerstätten dieses Metalles richten wird.

Das Nickelmetall wird aus sehr verschiedenartigen Erzen gewonnen, welche vorzüglich Verbindungen desselben mit Arsenik, Kobalt, Antimon und Schwefel sind. Die wichtigsten Nickelerze sind: Kupfernickel (Rothnickelkies), Antimonnickel, Arseniknickel, Haarkies (Millerit), Nickelglanz, Antimonnickelglanz, Kobaltnickelkies und Nickelocker, wovon der Kupfernickel den reichsten Gehalt (45 Proc.) an Nickelmetall besitzt. Auch nickelhaltige Magnetkiese werden in Amerika zur Darstellung des Nickels benutzt.

Merkwürdig ist, daß das meteorische Eisen fast immer nickelhaltig ist und zwar 5, 6, 10, selbst 21 Procent Nickel enthält, auch die steinigen Meteormassen enthalten in ihrem eingemengten Eisen jenes Metall. Da diese meteorischen Körper nach der allgemeinen Ansicht Trümmer von zerstörten Himmelskörpern sind, so könnte man annehmen, daß diese reichlicher das Nickel enthielten als unsere Erde. Außerdem giebt es noch einige Mineralien, welche dasselbe in geringen Quantitäten enthalten, so der amerikanische Nickelsmaragd, der Chrysopras aus Schlesien, welcher zu Schmucksteinen geschliffen wird, und der mit demselben vorkommende gemeine Opal und Pimelit, ebenso der dem Basalt eingewachsene Olivin.

Die Darstellung des Nickelmetalls aus seinen Erzen geschieht durch combinirte Ausschmelzung und weitere Bearbeitung auf dem nassen Wege.

Das Nickelmetall wird, wo Nickel und Kobalt zusammen vorkommen, großentheils aus den Rückständen der Smaltebereitung dargestellt, wo das Nickel aber mit Kupfer zusammen auftritt, als Legirung von beiden Metallen (Nickelkupfer) in den Handel gebracht.

Roseres und Fazoglo.

Von

R. Hartmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Die vielgenannten Bertha sind ein recht individuenreiches Volk. Sie bewohnen zur Zeit die zwischen dem Abay und dem Tu-

mat sich ausdehnenden bergigen Districte. Sie sind mäßig groß, aber kräftig gebaut; solche langgeschossenen Gestalten freilich, wie sie öfters bei den Denka und Nuer vorkommen, findet man unter jenen weit seltener. Die Bertha haben etwas stumpfere Züge als die Funje, kürzeres, krauseres Haar, aber noch etwas Bartwuchs. Ihre trotz alles Negerhaften häufig nicht unangenehmen Züge erinnerten mich z. Th. an die von Dr. G. Fritsch abgebildeten der Amazulu,* obwohl jene dunkler gefärbt als letztere sind.

Die männlichen Bertha tragen meist kurz geschorenes Haar. Sie gehen nackt und hängen höchstens ein Thierfell über die Hinterbacken, dessen Schwanz ihnen um die Beine herumschlappt. Leopardenfelle, sowie diejenigen von Servalen, Meerkatzen und Stummelaffen (Colobus Guereza), stehen bei ihnen in großem Ansehen. Aus solchen Fellen, namentlich aus dem lang und fein schwarz-weiß behaarten des Guereza, machen sie sich ganz so, wie die Bari, Hottentotten und Buschmänner, eine Art Mützen, welche manchmal chignonartig emporstehen und phantastisch mit Vogelfedern ausgeputzt werden. Letztere befestigen sie übrigens auch mittels schmaler Fellstreifen in ihrem Haupthaare. Die Weiber gehen bis auf einen schmalen Baumwolle- oder Lederschurz am Unterbauche ebenfalls nackt. Diese benutzen als Zierrathen eiserne Pflöcke in den Nasenflügeln und eiserne Lippenpflöckchen, welcher Schmuck vorn frei herabhängt, wie denn das Durchstechen der Unterlippe mit Stäben übrigens auch bei Nuer, Latuka und noch anderen Völkern Innerafrika's üblich ist. Ringe von Eisen und Elfenbein, an Lederstreifen befestigte Eisenspiralen, Eisenkettchen, Kaurischnecken und Glasperlen sind ein gewöhnlicher Putz für beide Geschlechter zu festlichen Gelegenheiten. Zum Kriege schmieren sie sich von oben bis unten mit rother Ochererde und mit Fett ein, einer unter den Schwarzen des obern Nilgebiets allgemein beliebten Schminke. Ihre Kämpfer bewaffnen sich mit Widerhakenspeeren, schweren Holzkeulen, mit Messern und länglichen Schilden, ähnlich wie die weiter oben von mir abgebildeten Hammegh es thun.

Ihre Dörfer legen die Bertha so viel wie irgend möglich auf den Gipfeln oder an den Abhängen schwer zugänglicher Berge an und umgeben dieselben mit Kronleuchtereuphorbien und mit Dornhecken. Diese Niederlassungen bestehen aus höchst sorgfältig gebauten Tokulen, welche häufig auf Substructionen von zusammengelesenen Steinen oder Pfählen, sogar auf Packwerken von Steinen, Balken, Erde und Geflecht ruhen. Das über die enggeflochtenen Wände vorspringende Dach wird hier und da verandenartig durch besondere Pfähle gestützt. Dieser Raum ist manchmal sehr groß und kann viele Personen aufnehmen. Im Innern befindet sich ein besonders abgekammerter Schlafraum. So ähneln diese meist reinlich gehaltenen Hütten mehr denen der Betchuanen im südlichen Afrika, als den einfacheren, ärmlicheren der Bewohner Sennars.* Die Bertha sind auch industriöser als viele ihrer Nachbarn. Sie schmieden und gerben recht gut, verzieren ihre Kürbisschalen mit eingebrannten Figuren, schnitzen Holzkellen, flechten Matten, brennen grobe Thontöpfe, verfertigen recht nette Pfeifenköpfe u. s. w. Sonderbarerweise bedienen sie sich noch einer Art Kaliun oder persischer Wasserpfeife aus Holz und Kürbisschale, wie sie in Südabyssinien in Gebrauch sind, woher sie dieselben denn auch, wohl durch Vermittlung der Gala, erhalten haben mögen. Uebrigens treiben die Bertha Ackerbau und Viehzucht. Ihr Durrahbau freilich reicht selten aus. Sie tauschen daher Korn von den Funje ein, greifen auch bei Mangel zu wilden Früchten und Grassamen. Selten schlachten sie ein Schaf oder gar ein Rind, essen aber alles mögliche Gethier, namentlich, wie auch andere Schwarze Sudans, Heuschrecken, Ameisen, Käferlarven, gefallenes Vieh u. s. w. Ihr geringer Ausfuhrhandel beschränkt sich auf Export von Sklaven, Wachs, Gold, Leder, Fellen und einigen pflanzlichen Arzneistoffen.

Ueber ihre Religion weiß man nichts Sicheres. Zur Zeit des Neumondes und des Vollmondes umtanzen sie große Bäume, namentlich Kigelien und Urostigmen, ob behufs Anbetung des Mondes, der Bäume selbst oder eines in diesen letzteren steckenden höheren Wesens, ist noch unbekannt.

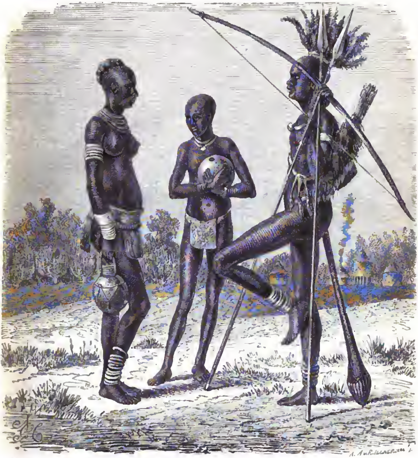
* S. dessen Eingeborne Südafrika's, Atlas, Taf. II. und III.

* Vergl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1872, S. 41.



Bertha-Dorf.

Wüste Gelage im Trinken von Durrahbier und Honigwein, sowie communistische Vermischung der Geschlechter sollen diese Festlichkeiten beenden, die Trémaux in charakteristischer Weise abgebildet hat. Sicher ist, daß die Bertha, ähnlich den Gala, gebunden und geprügelt oder gesteinigt wird. Alte und schwerkranke Leute werden lebendig begraben, welche Sitte bereits von älteren Beobachtern aus „Aethiopien" geschildert worden ist. Sie sind in Haupt- und Unterstämme getheilt. Ihre einzelnen



Bari. (Nach einer Zeichnung von W. von Harnier.)

einzelne große Bäume heilig halten. Viele unter ihnen sind zwar der Form nach Mohamedaner, ihrem Thun und Treiben nach aber gedankenlose Heiden.

Die Zeit der Durrahreife giebt ihnen Veranlassung zur Veranstaltung großer Festlichkeiten, wobei denn, wie unter den Djebelauins, ein Hund an eine Bettlade

Abtheilungen gehorchen Königen, welche von den arabisch sprechenden Landesbewohnern Schekh oder Melik genannt werden. Die Macht des einzelnen Häuptlings ist eine begrenzte. Ist man mit ihm nicht zufrieden gestellt, so verfährt man mit ihm, wie dies in Meroë und bei den Funje geschehen ist, man bringt ihn nämlich um.

Die Bertha sind kriegerischen Geistes und voll Unabhängigkeitsgefühl. Ihre Tänze sind meist kriegerischer Natur und zum Theil unseren militärischen Uebungen zu vergleichen. Die zu einem und demselben Hauptstamme gehörenden Abtheilungen werden in Zeiten der Gefahr mittels Thierhörner und Trommeln zusammengerufen. Nach Beltrame sollen sie aber auch eine Art Kriegstelegraphie anwenden, bei welcher das Geheimniß in der Anzahl angebrannter Feuer, in der Stellung, Dauer und Höhe der Flamme besteht. Damit aber der Feind das Geheimniß nie erspähe, so treffen sie von Zeit zu Zeit eine neue Verabredung und stellen eine andere Bedeutung fest.

Die Aegypter haben verschiedene Male Einfälle in das Gebiet der Bertha unternommen, sie haben hier ganz nach ihrer Art gewirthschaftet — für Zeiten Districte des Landes besetzt gehalten, Tribut erhoben, Gold gewaschen, Sklaven geraubt ꝛc. Jeder Stein dieses bergigen Landes weiß von irgend einer Gewaltthat, von einem blutigen Auftritt zu erzählen. Man hat diese Districte manchmal mit ziemlich beträchtlichen Streitkräften heimgesucht. Die Bertha haben sich meist tapfer gewehrt und mancher übrigens muthig ausgeführte Sturmlauf gegen ein Bergdorf ist von diesen Schwarzen siegreich zurückgeschlagen worden. Natürlich haben Feldgeschütze, Musketensalven, Tirailleurketten und Colonnenangriffe mit dem Bajonet in der Mehrzahl der Fälle den Sieg für die Aegypter entschieden. Alle jene Stückchen von wilder Grausamkeit und von schmutzigster, krämerhafter Habgier, wie sie uns Pallme in seinem klassischen Werkchen über Kordusan aufgetischt hat, sind bei solchen Angriffen auf die Berthaberge reichlich zum Vorschein gekommen. Auch Funje und Abu-Rof haben, theils mit den Aegyptern verbündet, theils auf eigene Faust, unzählige Einfälle in die Gebiete dieser Schwarzen unternommen. Von der nichtswürdigen Art und Weise, in welcher die mit Türken verbastardirten Fellachen diese Nigritier zu behandeln pflegen, erzählt uns Beltrame ein drastisches Beispiel. Am 25. Januar 1855 kam ein etwa 20 Jahr altes Berthaweib zum Commandanten des damals von den Aegyptern besetzt gehaltenen Gassan und klagte, ihr Mann sei durch seine eigenen Landsleute umgebracht worden. Ohne sie auch nur anzuhören, ließ der Aegypter das Weib in Eisen legen. Sie flehete um ihre Freilassung, berief sich auf ihre Unschuld, sowie darauf, daß sie nur gekommen sei, Gerechtigkeit zu erbitten u. s. w. Beltrame verwandte sich für sie, aber vergeblich. Der Commandant nämlich erklärte: „Unsere hohen Aufträge sind derart, daß Niemand, der von den Bergen herabkommt und in unsere Hände fällt, dorthin wieder zurückkehrt, sondern er ist dem Divan verfallen, wird verkauft und der Erlös an die Staatskasse abgeführt. Und Diese ist mir jetzt gerade recht, ich werde sie kaufen; denn vor einigen Tagen habe ich einen jungen Menschen von eben dem Stamme bekommen und diesem möchte ich sie zum Weibe geben." Bringt ein solches unglückliches Opfer, das den Aegyptern in die Hände fällt, auch Kinder mit sich, so gehören diese ebenfalls dem Divan. Jener Commandant bemerkte in dieser Hinsicht: „Wenn ein Schaf ein Junges hat, gehört's nicht auch dem Eigenthümer des Schafes?" Jenes Weib entfloh nach weiterer Angabe des Missionärs, ward aber gehetzt und zurückgebracht, natürlicherweise nur mit Blut und Striemen bedeckt. Andere abscheuliche Fälle kann man in den Reisewerken von Cailliaud, Russegger und Trémaux zur Genüge kennen lernen.

Ich selbst habe zu meiner Genugthuung keine derartige traurige Erinnerungen an Fazoglo. Denn Commandant Masaud-Effendi war, wie bemerkt, ein offener, munterer, tapferer und edelgesinnter Mann, welcher streng auf Recht hielt. Ehre daher seinem Andenken!

Nicht nur umherstreifende Soldaten und Nomaden aus Sennar, sondern selbst die friedlich reisenden Djellab oder Krämer benutzen jede sich bietende Gelegenheit, in Dar-Bertha Menschenraub zu verüben. Es passiren auch von letzterer Seite ganz unglaublich raffinirt ausgeführte, gar niederträchtige Stücklein. Beim Sklavenraub und Sklavenhandel lernt man ja so recht jene scheußliche Bestialität kennen, welche Eigennutz, Habsucht und Krämergeist im Menschen hervorzurufen vermögen.

Kann man sich daher wundern, daß die Bertha Angriffe nicht immer erst abwarten, sondern daß sie über marschirende

Colonnen, Karawanen und einzelne Reisende ohne weiteres herfallen? Lumpe möchte man sie eigentlich schelten, daß sie nach dieser Richtung hin nicht noch weit mehr leisten. Lebten sie nicht in so großer politischer Zerrissenheit, so müßte es ihnen leicht werden, ihre Bedrücker gänzlich zum Lande hinauszuwerfen. Aber freilich, ein Berthastamm befehdet den anderen, er verschwört und verbündet sich mit den gemeinsamen Landesfeinden gegen das eigene Volk, je nachdem Haß und Interesse es ihm eingeben. Nur so wird es möglich, in Famaka eine Anzahl Bertha als Soldaten gegen Bertha zu gebrauchen.

Nun könnte diesen schönen und ergiebigen Gebieten noch wenigstens etwas geholfen werden, wenn man sie ägyptischerseits ein für allemal besetzte und sie so, auch unter türkischer Wirthschaft, einigermaßen zur Ruhe kommen ließe. Aber man beglückt sie nur zeitweise mit Invasionen und mit Occupationen von längerer oder geringerer Dauer, man hält sie in ewiger Unruhe und Unsicherheit. Hieraus müssen sich natürlich die allerverzweifeltesten Zustände ergeben. Die nilotischen Gebiete verdienen mindestens dieselbe Aufmerksamkeit von Seiten menschenfreundlicher Regierungen wie die ostafrikanischen Besitzungen der Sultane von Oman.

Berthasklaven sind sehr beliebt, da sie körperlich brauchbar, genügsam und bei guter Behandlung sehr ergeben sich zeigen. Auch als Soldaten sind jene Nigritier recht nützlich, sind auch im allgemeinen weit tapferer und zuverlässiger als Nobah, Schilluk und Denka.

Die Bertha gehören zu jener großen Völkerabtheilung, welche wir die eigentlichen Neger oder Nigritier zu nennen pflegen, und an welche sich die Gala und die A-Bantu oder Kafferstämme unmittelbar anschließen. Jenen Bertha näher stehend sind nun nicht nur ein großer Theil der sogenannten Schangalla-Basena, sondern auch die Völker des weißen Nil, die schon vielfach genannten Denka, die Schilluk, die Tschiir oder Schir, die Bari u. s. w.

Letztere bilden eines der interessantesten Negervölker des Innern und wollen wir daher noch ein wenig bei ihnen verweilen. Sie wohnen etwa von 6—3° n. Br. am weißen Nil, erstrecken sich aber auch nach den seitwärts vom großen Fluß gelegenen Landschaften, z. B. östlich bis nach Liria, südwestlich bis über die Regoberge hinaus. Sie sind $5^3/_4$—6 Fuß groß, schlank, muskulös, mit gewölbter Stirn, gerader, selten eingedrückter Nase und mäßig dicken Lippen. Ihr Gesichtsausdruck ist nicht unangenehm. Ihre Farbe ist sehr schwarz. Sie schmücken ihr wollig-gekräuseltes, mehr oder weniger kurzgeschnittenes Haar in sehr phantastischer Weise mit Fellkappen, Metalldiademen oder noch häufiger mit Federn. Als Zierrath gebrauchen sie die über zolldicken, in den Handel nach Karthum gelangenden Glasperlen, Taubeneier genannt, Arm- und Fußringe von Elfenbein und Metall (Eisen, Kupfer), Eisenreifen mit Haarbüscheln oder den Hauzähnen des Warzenschweines versehen, und noch manchen anderen rohen Schmuck. Die Männer gehen nackt, die Weiber aber haben einen Lendenschurz aus herabhängenden Eisenkettchen, Glasperlen an Schnüren gereiht, aus an den Enden zerschlissenen Lederstreifen, oder aus hübsch gedreheten vegetabilischen Strickchen. Gewöhnlich hängt vorn ein Latz, hinten ein langer Schwanz herab. Eine häßliche Verunzierung bilden die vielen im Gesicht und im Oberkörper angebrachten Hauteinschnitte. Gleich den Bertha rc. reiben sie sich mit Fett und rothem Ocher ein. Ihre Waffen sind lange, mit Federn oder Haarbüscheln geschmückte Lanzen, ein fünf Fuß langer, hölzerner, von Abstand zu Abstand mit Eidechsenhaut überzogener Bogen und ein von zottigem Ziegenfell verfertigter Köcher voller vergifteter, mit abscheulichen Widerhaken versehener Pfeile, auch schwere, manchmal hübsch crenelirte Holzkeulen. Außerdem haben sie Lederschilde und lange Bambusstöcke. Sie schmieden das Eisen selbst; ihre Tumonek oder Schmiede sind durch das ganze Gebiet des oberen weißen Nil berühmt. Die beifolgende Illustration zeigt eine Gruppe jüngerer Bari nach Skizzen des leider bei Heiligenkreuz am weißen Nile auf der Büffeljagd verunglückten Lieutenant W. von Harnier, eines überaus biederen, herzigen Mannes, eines treuen Beobachters und tüchtigen Zeichners. Der abgebildete Krieger nimmt jene sonderbare Stellung auf einem Beine ein, welche die sämmtlichen Schwarzen vorzugsweise lieben und welche ihnen von ferne häufig das Aussehen riesiger Stelz-

vögel verleiht. Das eine der Mädchen trägt die mit Schnüren umwundene Straußeneischale, das andere eine Kalabasse.

Die Bari gehen selten ohne ein kleines niedliches, aus je einem Holzstück geschnitzeltes Schemelchen aus, auf welches sie sich bei sich darbietender Gelegenheit niederhocken.

Ihre Togule sind groß aber niedrig. Umzäumung pferchet man Nachts das Vieh, d. h. Rinder, Ziegen, Schafe und struppige Hunde, ein. Rings um das Gehöft liegen die Felder von Durrah, Sesam, Baumwolle und Tabak, beschattet von schönen Bäumen, als Sykomoren, Tamarinden, Sterculien, Butterbäumen oder Kurulengis (Bassia Parkii), Baobabs, Akazien, Dom- und Delebpalmen u. s. w. Aus den Früchten des Butterbaumes kochen



Zulu-Frau. (Nach einer Photographie.)

Das Dach dieser Hütten springt, wie bei Bertha und Betschuana, häufig veranden-ähnlich vor. Nebenbei liegen stets einige Vorrathshäuser, ganz von Togulform, aber auf Pfählen errichtet, wie bei den Bertha, ja wie in alten Pfahlbauten. Die einer und derselben Familie gehörenden Hütten, deren Reinlichkeit Baker und Andere rühmen, liegen in einer gemeinschaftlichen Umfriedigung von Dorngeäst, lebenden Büschen oder noch gewöhnlicher von Baumeuphorbien, wohl der Euphorbia candelabrum Trémaux. Innerhalb einer solchen sie, wie ihre westlichen Nachbarn, die treffliche Schiabutter, ein bei 20° festwerdendes, wohlschmeckendes Oel, welches zum Einsalben der Haut und zum Essen dient.

Jedes Familienhaupt ist selbständig. Die reicheren Grundbesitzer sind als Kimak gewissermaßen Häuptlinge, haben jedoch nicht viel zu sagen. Man scheut sich nicht, sie todtzuschlagen, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist. Bei Kriegsgefahr vereinigen sich die Kimak mit ihren Leuten zu gemeinsamem Handeln. Nur wenige Kimak haben durch Geschick und

Thatkraft größere Macht erlangt, so z. B. jener berüchtigte Logy oder Loky von Liria, welcher Baker so viel zu schaffen gemacht hat.*

Sie glauben an einen Schöpfer, den sie Ongun nennen und als gutes Wesen nicht glauben aber auch an böse Geister, Juekan, an Zauberdoctoren, die nicht allein Krankheiten heilen, sondern auch Kobolde beschwören und Regen machen können, die sogenannten Bunek. Letztere, den Kodjuren der Denka- und gewissen Isi-Ntonga der



Zulu-Frau, Brot bereitend. Hütten der Ama-Zulu. (Nach Photographien.)

fürchten, als hohes, großes Wesen auch wohl Monye, Mun, Herr, nennen. Sie Kaffernstämme vergleichbaren Hexenmeister sind nicht allein Männer, sondern auch Weiber. Treffen ihre Prophezeiungen, z. B. beim Regenmachen, nicht ein, so erliegen sie wohl der Volksrache.

Die Bari waren wie so manche Nigritier ehemals ein zwar rohes, lüsternes,

* Dieser Reisende nennt den auch uns als einen habgierigen und brutalen Kerl geschilderten Häuptling von Liria, vor welchen letzteren Namen die Aegypter noch den Artikel El, Ellyria, zu setzen pflegen: „Legge."

aber auch offenes, heiteres und zutrauliches Volk. Sie kamen den ersten Expeditionen zur Erforschung des weißen Nils freundlich entgegen. Zur Zeit der Durrahreife füllten sie sich den Bauch mit dem womöglich noch unentwickelten Korn, berauschten sich wochenlang mit selbst bereitetem Bier und vertrieben sich die Zeit überdies mit Singen und Tanzen. Ihre vocalreiche, wohlklingende Sprache macht sich besonders gut in ihren einfachen, nicht unmelodischen Sangweisen, deren eine, das Grablied auf Adjilo, den Missionar Don Angelo Vinco, mit seinem rührenden „Dja djamo" u. s. w. in Ost-Sudan eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Wenn es nun bei den Bari mit dem Ueberfluß der jährlich zweimal eintretenden Ernte vorbeiging, so rissen Hunger und Kummer bei ihnen ein, dann gab es Bettelei, Diebstahl, Mord und Todtschlag, wie es so leicht bei rohen Völkern der Fall, denen das Morgen ein störendes, lästiges Etwas ist.

Katholische Missionäre haben sich vergeblich bemüht, diese Schwarzen zu civilisiren und zu bekehren. Die Bari kamen zwar so lange, als man ihnen Glasperlen und anderen Tand oder Eßbares darbot, zur Messe und zu den Betstunden gelaufen, nachher aber bettelten oder stahlen sie und gingen überhaupt ihrem liederlichen Naturhange nach. Seit nun diese Nigritier gar mit den Helden von Karthumer Händlern Bekanntschaft gemacht, seit sie deren Lügereien und Betrügereien, deren gemeine krämerhafte Habgier und noch gemeinere Grausamkeit, deren Völlerei und Unzucht kennen gelernt, seitdem sind sie, wenigstens längs den Ufern des weißen Nils, schrecklich versunken, verdorben, verstorben. Sie, von Hause aus mit manchen besseren, aber auch mit allen fehlerhaften Eigenschaften der ungebändigten nigritischen Barbaren ausgestattet, müssen uns jetzt nach wenigen Jahrzehnten der Berührung mit dem Auswurf orientalischer Halbbarbarei und europäischer Civilisation das trostlose Bild eines der verkommensten Völker Afrika's gewähren. Samuel Bascha's unconsequente und nicht immer glücklich ausgedachte Maßregeln scheinen ihnen überdies noch den Rest gegeben zu haben.

In diesen Bari, in den Denka und sonstigen schwarzen Stämmen Inner-Sudans gewinnen wir interessante Vergleichungsobjecte mit anderen dunkelhäutigen Völkern des inneren und südlichen Afrika, die A-Bantu oder Kafferstämme hier mit eingeschlossen. Wir lernen aus einer Vergleichung dieser vielfach gegliederten nigritischen Bevölkerungen, daß dieselben, mannigfache Abänderungen innerhalb ihrer größeren und kleineren Abtheilungen zugegeben, im allgemeinen eine beträchtliche Aehnlichkeit mit einander zeigen. Zwischen den anscheinend noch so scharf sich gegenüberstehenden extremen Typen finden wir meistentheils verbindende Zwischenglieder. Jene Uebereinstimmung ist aber nicht nur eine in diesen Blättern schon mehrfach hervorgehobene physische, sondern sie erstreckt sich auch auf Kleidung, Schmuck, Bewaffnung, Häuserbau, Religion und Sitte, auf den Brauch im Schoße der Familie, auf den Brauch im äußeren Volksleben, auf Gesetze und Einrichtungen. Solche Uebereinstimmungen können hier nicht als Erzeugnisse einer ähnlichen Gedankenrichtung aus einer sehr verschiedenartigen Abstammung hervorgegangen sein. Denn im afrikanischen Festlande, in einer größtentheils gleichförmig gebildeten Natur zeigt auch die Bevölkerung eine gewisse Gleichförmigkeit in ihrem gesammten Wesen. Es deutet sicherlich jene vorhin erörterte Uebereinstimmung, namentlich sobald die verbindenden Glieder gehörig ans Licht gezogen werden, auf einen gemeinsamen Ursprung der nigritischen Völker hin, deren Ausläufer nach Nord, Süd, West und Ost natürlich auch mit der Zeit gewisse Divergenzen erlangt haben.

Wir würden einen ganzen Band zu füllen haben, wollten wir für jene erwähnte Uebereinstimmung genauere Zeugnisse beibringen. Der uns hier zugewiesene Raum bedingt aber auch in Anbetracht jener eine große Knappheit. Wir behalten uns daher lieber vor, über diese anregenden und Erfolg versprechenden Untersuchungen an einem andern Ort ausführlicher zu verhandeln. Aber es möchte sich doch wenigstens ein dem alltäglichen Völkerleben der sogenannten Nigritier entnommenes Beispiel, für welches gerade eine hübsche ikonographische Erläuterung in Form der Photographie vor uns liegt, zur Ausführung empfehlen, um zeigen zu können, daß unsere Ansichten nicht etwa

aus der Luft gegriffen sind. Man sehe also die beifolgend abgebildete Zulukafferin, wie sie ganz auf dieselbe Weise Sorghum auf dem Reibstein in Mehl verwandelt, wie wir sie früher bei den Berabra Nubiens beschrieben und abgebildet, wie sie die Missionäre des Wegbegebietes in Guinea uns in einem weit verbreiteten Stereoskop vorführen, wie sie Speke bei den Wanyamezi und Livingstone bei den Bewohnern des Zambesi-Gebietes zeigen, wie sie schon den alten Aegyptern eigen war. Daß solche primitive Art der Mehltreidepuppen gleichender der Kanembu und Sonrhay, die rundlichen, unterbaulosen, großen Maulwurfshaufen ähnelnden der Mensa in Abyssinien, der Ama-Zulu, Ama-Xosa und anderer Kaffern, der Buschmänner und Hottentotten. Große, mächtigen, flachen Bienenkörben ähnliche der Zulu finden wir in der vorstehenden Illustration, welche nach einigen, von dem kühnen und erfolgreichen Reisenden E. Mohr freundlichst überlassenen Originalphotographien angefertigt wurde.

Unter den Nigritiern Innerafrika's be-



Der Turko Salem-Ben-Mohamed. (Nach einer Photographie von Gebr. Mittelstraß in Magdeburg.)

und Brotbereitung auch bei entfernteren Völkern, wie Mexicanern und Alteuropäern gefunden wurden, darf uns natürlich in unserer Betrachtungsweise nicht stören.

Wir haben gesehen, daß die vielfach besprochene Togulform der aus leichterem Material erbauten Hütten eine durch ganz Afrika angewendete sei. Es finden sich freilich auch Ausnahmen. So sieht man die merkwürdigen, mit riesigen Giebeldächern versehenen Hütten der Monbuttu, der Guineavölker, die unseren polnischen Bauernhäusern sich nähernden der Wanyamezi, die hoch bienenkorbähnlichen der Niam-Niam, die von fern unseren Gegegnet man Stämmen mit verhältnißmäßig wohlgebildeten Zügen von fast europäischer Regelmäßigkeit und solchen, welche breite, platte Physiognomien mit im Rücken eingedrückter, an der Spitze aufgestülpter Nase, sowie sehr dicke, aufgeworfene Lippen haben. Zu ersteren gehören im allgemeinen die Funje, gewisse Denka, Furer, Senegambier rc. Zu letzteren die Haussaner, Noba, Niam-Niam und viele andere Stämme des Inneren. Unter den im deutsch-französischen Kriege gefangen genommenen Turkos befand sich eine Anzahl Schwarzer und unter diesen das hier abgebildete Individuum, Namens Salem-Ben-Mohamed, dessen Züge an diejenigen

eines Mandarau erinnern,* welche letztere Nation auch die sie charakterisirenden, verunstaltenden Backennarben als Abzeichen trägt. Besagter Turko, welcher die von Schweinfurth im Globus abgebildeten Niam-Niam an Plattheit der Züge womöglich noch übertrifft, hat den ihn photographisch abbildenden Herren Gebrüder Mittelstraß zu Magdeburg angegeben, er sei im Alter von etwa sechs Jahren in seiner ihm nicht bekannten Heimath geraubt, von seinen Räubern mehrere Monate umhergeführt und dann an einen reichen Araber verkauft worden. Im Alter von achtzehn Jahren in die französische Armee eingetreten, wurde er bei Wörth leicht verwundet und gefangen genommen. Er bildet eine der interessantesten Typen der von Mittelstraß, Rothe, Sölch und Anderen photographirten Turkos.

Verschiedene Personen berichteten zu Famaka und anderwärts über die angeblich im Süden von Kafa und Susa lebenden zwerghaften Doko, über welche uns zuerst der englische Major Cornwallis Harris, der würtemberger Missionär Krapf und der Franzose Abbadie Mittheilung gemacht hatten. Nach der Darstellung Krapf's, welche zunächst auf Originalität Anspruch erheben darf, und welche z. Th. auf den Aussagen des intelligenten Sklaven Dilbo aus Enarya beruht, sind die Doko etwa vier Fuß hoch, sind dunkelolivenfarben, haben dicke Lippen, platte Nasen und nicht wolliges Haar, welches den Frauen bis auf die Schultern fällt. Krapf hat nun zu Brawa an der Ostküste wirklich einen etwa vier Fuß hohen, sehr dicken, zu Dilbo's Beschreibung passenden Sklaven gesehen, der durch die Leute als vom Pygmaengeschlecht des Inneren herrührend bezeichnet wurde. Diese kleinen Leute sollen nackt, mit dürftigem Zierrath von Schlangenwirbeln und spitzen, ins Ohr gesteckten Holzflöcken einhergehen, kein Feuer kennen und nur von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig rc. sich ernähren. Sie lassen die Nägel an Händen und Füßen



Buschweib. (Nach Daniell)

* Zeigte die überraschendste Aehnlichkeit mit einem von mir im Jahre 1867 in der Tuilerienwache beobachteten Turko, welcher mir selbst Mandara als seine Heimath angab.

lang wachsen und graben damit Ameisen aus oder zerreißen mit ihnen die eingefangenen Schlangen. Sie leben ohne Oberhaupt, ohne Gesetze und Waffen, copuliren sich beliebig mit Weibern, die sie beliebig wieder gehen lassen. Sie beten kopfstehend, die Füße gegen einen Baum oder Stein gestemmt, zu Jer, einer Art höchsten Wesens, welchem sie gewissermaßen Vorwürfe zu machen scheinen, daß sie von den Nachbaren so häufig gehetzt, getödtet und in die Sklaverei geführt werden. Als zen gebrauchen und in fünf Königreiche zerfallen.

Die mir gewordenen kurzen Notizen über die Doko schienen mir gleich den von Krapf gegebenen anfänglich so nebelhaft, so mystisch, daß ich jahrelang kaum wagte, selbst nur ganz gelegentlich derselben zu erwähnen. Jetzt erst nehmen sie, wie wir bald sehen werden, wirkliche Gestalt an. Meinen Nachrichten zufolge sollen nun jene Doko südlich von Kafa und Guragué wohnen, 4 bis $4^1/_2$ Fuß hoch werden, sehr



Buschmann. (Nach Daniell.)

Sklaven aber sind sie geduldig, gelehrig, von guter Gesundheit und daher sehr beliebt, gelangen aber nicht über Enarya hinaus. Harris hat mehr nur die Krapf'schen Angaben reproducirt. Dr. Beke will gar nichts von ihnen gehört haben, d'Abbadie dagegen schildert die Doko als negerschwarz, untersetzt, ohne gerade sehr klein zu sein, als breitschulterig, muskulös und von besseren Gesichtszügen wie die Mozambique-Neger. Sie sollen in Erdlöchern mit horizontalen Wetterdächern leben, Durrah bauen, auch eine Kletterpflanze mit rothen Wurzeln (Yams) benutzen, Feuer anwenden, als Waffe Lanhager, von hellschwarzbrauner oder dunkelgelbbrauner Farbe, mit ganz kurzem, stark gekräuseltem Haar, sehr widerlichen Zügen, „wie alte Affen", sein. Die Doko hausen in den dichten Wäldern ihrer Heimath, gehen nackt, bauen sehr einfache, mit Fellen, großen Blättern und mit Stroh gedeckte Hütten von runder, kuppelförmiger Gestalt, nähren sich von allen möglichen Thieren, besonders aber von Reptilien, Heuschrecken, Termiten, Larven 2c. Nach den Einen führen sie nur hölzerne Lanzen und Wurfstöckchen, nach den Andern aber auch Bogen und Pfeile, welche letztere sie mit Euphorbiensaft vergiften. Ungemein

erfinderisch auf der Wildbahn, wissen sie auch größere Thiere in ihre Fallen, namentlich Fallgruben, und in den Bereich ihrer angeblichen, nie fehlenden Geschosse zu bringen. Sie leben unter Häuptlingen in kleinen Gemeinden beisammen, wechseln aber, dies wohl gleich den brasilianischen Tapüyas, öfters ihre Wohnplätze, je nach dem Wildreichthum der Gegend. Landbau treiben sie nicht, sammeln aber allerhand wilde Früchte. Von ihren Nachbaren werden sie als unheimliche, sonderbare Wesen gefürchtet und gemieden. Zuweilen zwar machen streifende Abtheilungen der Sidama und Gala Jagd auf sie und bringen der Curiosität wegen jene Doko auf den Sklavenmarkt, indessen bleiben das immer tückische, boshafte Wesen, die im Geruche stehen, ganz erstaunliche Hexenmeister zu sein. Deshalb bekommt man jene Leute so selten zu Gesicht.

Wir haben nun neuerdings z. Th. sehr zuverlässige Nachrichten über noch andere kleine (unter Mittelgröße stehende) Stämme verschiedener Gegenden Afrika's erhalten, so von Du Chaillu über die kleinen Obongos, von verschiedenen Berichterstattern über die Wa-Berikimo in Ostafrika, die Wa-Zimbas in Madagaskar, von Bastian über die Babongo, von Schweinfurth über die Akka oder Tikki-Tikki, welche letztere unser Landsmann bei dem kannibalischen Monbuttukönige Munsa als von demselben angesammelte Curiositäten kennen lernte. Diese Akka werden als den Buschmännern oder San Südafrika's ziemlich ähnliche Leute gekennzeichnet. Auch Dr. G. Fritsch, welchem wir eine ausgezeichnete Arbeit über die Buschmänner verdanken, ist von dem allgemeinen nationalen Zusammenhange der Obongo, Akka, Doko und Buschmänner überzeugt. Nun bedeuten tsike, tukuy, ka mit anderen Wörtern verbunden, tikere, keke, eko, ekan in verschiedenen afrikanischen Idiomen „klein". Es erinnern diese Wörter an Akka und Tikki-Tikki, ja an Doko, welches letztere Wort in der Suaheilisprache der Ostküste ebenfalls **klein** bedeutet. Auch die Buschmänner sind solche kleine Leute, röthlichbraun von Farbe, faltig in der Haut, hager und eckig im Bau, mit vorragenden, wenn auch abgestumpften Zügen und fein gekräuseltem Haar. Ueber ihre unstäte Lebensweise, ihre Neigung zur Gewaltthätigkeit, ihre Kühnheit und ihr Geschick als Jäger, sowie über ihre unbändige Freiheitsliebe berichtet uns Dr. Fritsch ausführlicher. Manches in ihrer Bewaffnung, in ihren Sitten und Gebräuchen erinnert auch an die von Krapf und von mir gegebenen Schilderungen der Doko. Ich habe hier Buschmänner, Mann und Frau, nach einem der trefflichen Daniell'schen Stiche abbilden lassen. Gleich Dr. Fritsch und Dr. Schweinfurth hege auch ich die Ueberzeugung, daß die genannten Doko, Obongo, Akka, Buschmänner und endlich die Wa-Berikimo, Wa-Zimba Reste eines ursprünglich über einen nicht unbeträchtlichen Theil Afrika's verbreitet gewesenen Volkes seien, welche durch die ihnen geistig, z. Th. wenigstens, untergeordneteren, ihnen körperlich dagegen überlegenen Nigritier verdrängt und aus einander gesprengt worden sind. Es ist von übereifrigen wissenschaftlichen Speculanten mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die scheinbar so niedrig organisirten (!?) Buschmänner &c. als directe Abkömmlinge der Affen oder Affenmenschen in Anspruch genommen werden könnten. Noch ganz neuerlich wurde versucht, die Akka und Obongo als die affenähnlichsten Urmenschen hinzustellen, welcher Versuch aber auf nichts als auf einigen noch dazu schlecht und ganz oberflächlich dargestellten Aeußerlichkeiten beruht. Lassen wir diese ohne genaueste anatomische Vergleichung völlig unnützen naturphilosophischen Exercitien bei Seite und warten wir das Weitere erst ruhig ab. Jedenfalls harren auch hier wieder die interessantesten Probleme der Völkerkunde ihrer endgültigen Lösung.

Drei Tage in einer Provinzialstadt Oberägyptens.

Von

C. B. Klunzinger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Der oben erwähnte Tumult hat auch uns wieder in Umlauf gesetzt und wir befinden uns vor einem Café. Die so ge-

nannten Räume, die noch weniger als die Läden fränkischen Ansprüchen an Eleganz und Comfort entsprechen, finden sich in Menge in jedem Städtchen und Flecken vom einfachen Strohpferch bis zur geräumigen, architektonischen Schmuckes nicht ganz baren Säulenhalle, besonders wo sie reicheren Privatleuten oder Moscheenstiftungen als Vermiethern angehören. Von gewichsten Kellnern, aufgepuderten Buffetdamen, blitzenden Spiegelwänden haben wir abzusehen. Selbst der Teppich, die Basis alles orientalischen Comforts, ist verschwunden, und statt dessen sind einfache, uralte Strohmatten auf die lehmige Erde oder die Lehm- und Steinbänke ausgebreitet. Oder man kann sich auf einem Gitterkorb aus Palmzweigen oder einem schwerfälligen Strohgeflechtstuhl vor der Halle gegen die Straße hin niederlassen. Es gehört nicht gerade sehr zum guten Ton, ein solches Café zu besuchen, die Gäste gehören meist den untern Ständen an. Aber für unser gutes Geld dürfen wir schon einen Trunk wagen; für zehn Para (1 Kreuzer rheinisch) bekommen wir ein winziges Schälchen des bittern satzigen Labetrunks. Der Eingeborene trinkt fast nur unversüßten Kaffee, der Zucker soll die freudig stimmende Wirkung des Kaffees aufheben oder vermindern. Verlangen wir Kaffee à la Franka, so bekommen wir nicht etwa eine Tasse Kaffee mit Milch, Rahm und Cognac, ein solches Gemisch ist dem Eingeborenen ganz unbegreiflich, sondern blos schwarzen Kaffee mit einem Stückchen Zucker darin. Der Kaffeewirth ist immerhin auch über dieses ungewohnte Verlangen in einen Zustand von Aufregung gerathen und hat seine Trabanten expreß auf den Markt geschickt, um das Zuckerstückchen beizuschaffen. Für ein anderes Mal thun wir am besten, nach dem Vorbild mancher einheimischer Leckermäuler für den Fall eines Besuchs im Kaffee stets ein Stückchen Zucker in der Tasche bereit zu halten und uns selbst den bitteren Kelch zu versüßen. Da ein solches Kreuzercafé die Haltung eines Buchhalters oder Schreibers nicht aushält, der Kaffeewirth selbst aber, den niedersten Ständen angehörig, des Schreibens nicht kundig ist, so malt er die Zehrung der Gäste mit Strichen an die Wand, wobei ihm, — was liegt näher? — als Dinte der Kaffeesatz dient. Das Kaffeehaus selbst ist nicht gerade unrein, immer aber ist's der Kaffeewirth, der an dem Kohlenherd mitten in der Kaffeebude steht, wie der Heizer an der Maschine. Eine große Kanne mit heißem Wasser ist stets über dem Feuer, ein kleines Kännchen ohne oder mit sehr unvollkommenem Deckel dient zur Abfertigung der jedesmaligen Bestellung. Das bereitete Getränk ist vortrefflich, trotzdem daß ein guter Theil des Aroma durch die weiten Lücken am Deckel verflogen ist. Mokka ist nahe, und die Cichorie fast unbekannt. Das gewöhnliche Surrogat zur Ersparniß sind geröstete Kichererbsen, die gar nicht übel zu genießen sind, zumal wenn ein kleiner Zusatz von Gewürznelken, wie es häufig geschieht, einen edlen Beigeschmack giebt. Das Stoßen der Bohnen mit einem schweren Stempel zu einem feinen Mehl, wie es die Kaffeemühle nie zu Stande bringt, trägt wesentlich zur Hervorbringung einer gesättigten Kaffeelösung bei.

Die Stammgäste sind, wie gesagt, kleine Leute: Handwerker, Kleinkrämer, Amtsdiener, türkische Soldaten, selten ein Bauer. Am wohlsten ist es dem gemeinen Mann auf dem Boden, und er verschmäht den nebenstehenden Stuhl, den er gern den Honoratioren des Café's, den türkischen Soldaten, überläßt. Der Eine findet es außerordentlich bequem, eine hockende Zwischenstellung zwischen Sitzen und Stehen mit tiefgebeugten Knien einzunehmen, wobei sein Sitzknoten der Erde bis auf einige Zolle sich nähert, aber sie doch nicht berührt, ein Anderer hat sich mit demselben ganz aufgesetzt und hält die vor sich aufgeschlagenen gebeugten Beine mit den Armen umfaßt, ein Dritter sitzt auf den übereinander geschlagenen Beinen in der bekannten Schneidermanier. Dies, sowie das Hocken auf dem Boden pflegten schon die alten Aegypter, es ist eine alte, echt orientalische Sitte. Jenes Volk liebte indeß mehr das Sitzen auf Stühlen und geschmackvollen Fauteuils; das Sitzen auf einem Knie, was jene gern thaten, sieht man jetzt nie mehr, und das mag von der Religion herrühren: knien und zur Erde sich werfen soll man nur vor Gott, nicht einmal vor dem Herrscher. In der einen Hand hält der Gast das Schälchen mit dem heißen Kaffee, diesen bedächtig prü-

fend und schlürfend, in der andern das lange Pfeifenrohr mit dem breiten glatten Bernsteinknopf am Mund. Der hat sich auf die Seite gelegt, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, die Füße nachlässig gestreckt, Jener ist in tiefen Schlummer versunken. Dort ist eine Gruppe auf dem Bauche liegender Dominospieler, im Hintergrund bemerkt man einen lockeren Gesellen mit einer Hetäre schäkern.

Von Zeit zu Zeit hört man ein seltsames Röcheln und Rasseln, es kommt aus der fast nur im Orient einheimischen Wasserpfeife. Der diesem Genuß Fröhnende saugt an dem Schlangen- oder steifen Schilfrohr mit voller Brust, der Dampf des Tombaks steigt geläutert durch das Wasser der Maschine mit Geräusch in das Rohr und tief in die Lungen des Rauchers hinab, nur ein kleiner Theil stößt sich mit der Luft der nächsten Ausathmung wieder aus der Brust heraus. Manche, ja die meisten der Wasserpfeifenraucher darf man in Verdacht haben, daß sie zwischen die brennende Kohle auf dem Pfeifenstein nicht blos den unschuldigen persischen Tombak, sondern auch eine Pille aus Haschisch gelegt haben. Das eigenthümliche Parfüm, das aus diesen Café's haucht, verräth das unleugbar. Das Halten des Haschisch ist zwar neuerdings wiederum verboten worden, solche Verordnungen werden aber meist nur in der ersten Zeit nach ihrem Erlaß schärfer gehandhabt. Es mögen sich wohl schon Einige in einen Zustand wonnigster Glückseligkeit eingesaugt haben, doch der Rausch ist ein gutartiger und sanfter, oft spaßhaft geschwätziger Art und ist hauptsächlich charakterisirt durch Sinnestäuschungen. Im ganzen herrscht in diesen Versammlungsstätten des gemeinen Mannes eine Ruhe und Würde, die dem Orientalen eigen ist. Da hört man nie das wüste Schreien und Toben, wie es aus den Bierstuben und Winkelkneipen der „civilisirten" Welt dringt. Ohne es zu wollen, sind wir mit einem Nebensitzer in ein Gespräch verwickelt, wir müssen abwechselnd mit unserem gesprächigen Freund das Abrauchen einer Pfeife aus der noch von dessen Lippen benetzten Mundspitze durchmachen, brechen aber endlich das Gespräch ab, da die Gemüthlichkeit des Kameraden in unverschämtes Ausfragen um unsere Person und Verhältnisse auszuarten droht.

In den meisten ägyptischen Städten und Städtchen bis in die entferntesten Provinzen finden sich Krämer, fast ausschließlich griechischer Nation, die einige gangbare europäische oder levantische Materialien, wie Oliven, Olivenöl, Käse, eingemachte Früchte, Pulver, Spielwaaren und dergleichen, vorzugsweise aber geistige Getränke verkaufen. Durch diese gesuchteste Waare werden ihre Läden zu Kneipen. In eine solche treten wir ein. Es ist ein finsteres, schmutziges Local, das allerdings geräumiger ist als eine arabische Butik, aber es muß zugleich als Magazin dienen, und Fässer, Kisten und Säcke liegen wild durcheinander. Der arabische Comfort ist ausgemerzt, der europäische noch nicht dafür eingesetzt. Wir finden kaum einige Stühle zum Sitzen, noch viel seltener einen Tisch für die Gäste, den allgemeinen Laden- und Verkaufstisch ausgenommen. Der Besitzer trägt die griechisch-türkische Tracht mit blauen Schlepphosen von roher Leinwand, oder er hat sich bereits einen europäischen Anzug angeschafft, in welchem aber noch der frühere Barbar steckt. Ein rechtgläubiger Muselman, der ein Gläschen, worin sich einmal Branntwein befand, nur nach der sorgfältigsten Läuterung wieder benutzt, der eine Arznei, worin er einige Tröpfchen einer alkoholischen Tincturwittert, auf dem Schmerzenslager verweigert, dem der Genuß dieses Lebensgeistes zu den schauerlichsten Verbrechen gehört, wird natürlich ein solches Institut einer Kneipe in den noch wenig durch die Franken verunreinigten Provinzen verabscheuen und damit auf ihren Gründer, und wäre sonst auch gegen ihn als Menschen nicht viel einzuwenden, mit tiefster Verachtung herabblicken, und man hört häufig hierauf bezügliche Schimpfwörter, worin neben dem Kuppler und Haschischraucher der Kneipenwirth figurirt. Ein Muselman, wollte er eine Branntweinschenke errichten, würde bald von seinen Glaubensgenossen gezwungen, es wieder aufzugeben. Dieses „schändliche" Gewerbe überläßt man den Christen und zwar fast ausschließlich den fränkischen. Damit ist noch keineswegs gesagt, daß die Moslemin der geistigen Getränke sich immer enthalten. Im Gegentheil sind sie gerade hierin außerordentlich gelehrig und thun es ihren Lehrmeistern, den Christen,

bald zuvor. Während der Lehrmeister einige Kelche geschlürft, hat der Anhänger des Propheten oft schon ebenso viele Flaschen des starken Geistes vertilgt, und gerade der Reiz des Verbotenen führt zur zügellosen Ausschweifung und zum Laster. Eine Beute nach der andern fällt, das zeigt das Entstehen immer neuer Kneipen, der Wohlstand ihrer Besitzer. Die Tavernen finden sich zwar nie voll, man schämt sich, darin öffentlich sich zu zeigen, der Gast setzt sich verstohlen in einen Winkel oder er geht wiederholt ab und zu, um sein durstiges Herz anzufrischen. Desto mehr aber wird auswärts getragen, besonders an Orte, deren gleich Erwähnung geschehen soll. Die gereichten Getränke sind zumeist mit Mastix und Anis versetzter, und daher bei Zugießen von Wasser trüber Fruchtbranntwein, seltener ein schlechter griechischer Rothwein, auch Cognac, Burgunder, wie wenigstens die Etiquetten auf den Flaschen besagen, und sogar Champagner. Wenig beliebt in der Provinz ist das theure, meist versauerte Bier.

Im großen und ganzen ist aber das Trinken geistiger Getränke bei dem mäßigen und sparsamen Volke Egyptens, soweit es den Islam bekennt, selten, während die eingeborenen Christen fast ausnahmlos und in hohem Grade diesem Genuß fröhnen. Der Bauer kennt dieses Genußmittel fast gar nicht, und dadurch wird unendlich viel Unheil verhütet. „Der Wein hat viel Gutes," meint selbst der Prophet in seinem Koran, „aber auch viel Schlimmes," ja Mohamed soll, wie die Gläubigen selbst oft erzählen, früher selbst sich hier und da ein Räuschchen angethan, in einem solchen aber seinen geliebten Lehrer erstochen haben. Daher denn das strenge Verbot. Und in der That unterscheidet sich der gemeine Mann des Islam von dem Pöbel des Abendlands wesentlich durch Nüchternheit und Genügsamkeit, und in Folge mangelnder Trunkenheit durch weniger Rohheit und ein gewisses solides, würdiges Gepräge. Den sehr beträchtlichen Theil des Einkommens, der beim Abendländer, auch beim Mäßigen, der Kehle geopfert wird, um mit dem „nothwendigen Genußmittel" Leib und Seele zusammenzuhalten, verwendet der Moslim zur Haltung einer Familie, und er befindet sich bei seinem Wasser ebenso gesund, kräftig und zu den schwersten Arbeiten fähig, als der einer steten Anfeuerung bedürftige Arbeiter des Nordens. Und dieses Bedürfniß ist für den, der es zu haben meint und daran gewöhnt ist, nicht minder mächtig im heißen Süden als im kalten Norden. Weit verbreiteter unter den Moslemin ist der Genuß des Opiums und noch mehr des Haschisch, ja gerade bei der Klasse, welche die Religion zu repräsentiren haben, den Kadis, Ulemas, Derwischen, so gebrandmarkt diese Gewohnheit auch ist.

Von der Schnapsbutike zum Quartier der tugendlosen tanzenden Schwestern ist nur ein Schritt in Raum und Gedanken. Ihre Inhaber arbeiten sich gegenseitig in die Hände, keiner gedeiht ohne den andern. Der von geistigen Getränken Angestochene vergißt sonstige Rücksichten und Scrupel und fällt der nahen, lockenden Sirene in die Arme, der einmal in der Gewalt seiner Hetäre liegende läßt auf ihr Gebot Flasche über Flasche kommen, und es wird dieser um so leichter, den durch Sinnenlust und Schnaps berauschten Genossen zu überreden, seine Baarschaft der Liebe zu opfern. Diese Tänzerinnen, von jeher in Aegypten schon zu der Pharaonenzeit einheimisch, treiben sich, besonders seit sie aus der Hauptstadt verwiesen wurden, in allen Städten und Städtchen Oberägyptens in Menge umher. Sie rühmen sich, von dem bekannten Günstling des Khalifen Harun al Raschid's, Barmek, abzustammen, nach Einigen sollen sie wahrhaftige Zigeuner sein, von irgend einer Racenreinheit kann aber bei ihren lockeren Sitten keine Rede sein, auch recrutiren sie sich aus dem übrigen Volk. Man heißt sie Ghawasie (Sing. Ghasie), welcher Namen daher kommen soll, daß sie den Ghus, wie man die alten Mameluken heißt, aufspielten(?). Bei vielen Schriftstellern werden sie als „Almas" aufgeführt, das sind aber Sängerinnen von in der Regel besserem Ruf. Man duldet sie nicht in der Nähe der Häuser ehrsamer Bürger, sondern hat ihnen besondere Straßen oder Viertel angewiesen, die freilich oft gerade die besuchtesten sind. Man legt ihnen nicht ganz das Handwerk, weil man sie braucht, sowohl bei Festlichkeiten zum Vortanzen, als zum „Schutz für die Frauen", wie der weise Araber meint, d. h. sie ziehen die leichtfertigen

Männer von der Nachstellung nach dem „Verbotenen“, den Harem oder ehrbaren Frauen ab. Ohne Bedenken durchwandern wir, am besten zur Vesperzeit, dieses Hauptquartier der geduldeten Zuchtlosigkeit, und gönnen uns die seltene Gelegenheit, die Reize der ägyptischen Damenwelt, deren Dasein wir sonst kaum aus einigen vermummten Gestalten vermuthen konnten, in ihrer Pracht und ihrem vollen Schmuck zu bewundern. Da begegnen uns denn gleich drei Damen, die Fürnehmsten ihres Standes wie einst die drei Primadonnen des Olymps dem betroffenen Hirten Paris. Klassisch weite, freudig farbige seidene Obergewänder umflattern sie, ein eng anliegendes, engärmliches Kleid von kostbarem Stoffe fällt senkrecht von der Hüfte bis einige Zoll über den Fußknöcheln herab, so daß die bunten bauschigen Hosen, denen ein glanzledernes Schühchen oder ein gelber Pantoffel folgt, noch zur Ansicht kommen. Der ganze Körper von Kopf bis zu den Füßen ist mit Goldschmuck überzogen und behangen, so daß eine solche Tänzerin schon dadurch ein sehr werthvoller Gegenstand ist. Noch vor wenigen Jahren kleine arme Mädchen haben sie ihre Vorzüge und Reize in ihrer Weise so gut benutzt, daß sie jetzt in so kostbarem Schmuck prangen können und ihre Schatzkammer vielleicht gefüllter ist als die manches Großhändlers oder selbst eines türkischen Paschas. Die eine der drei Grazien ist voll stämmig, stark wie eine Eiche, mit semitisch-arabischem, gezogenem Gesichtsprofil; die zweite, klein, blaß und schmächtig, ist in dem berühmten Vollmondsstil der arabischen Märchen gebaut, die dritte, fast mohrenhaft brünett, ist nach dem breitwangigen Sphinxtypus (die ägyptischen Sphinxe sollen übrigens männliche Wesen vorstellen) der Fellahinnen, directer Nachkommen der alten Aegypterinnen, geschnitten.

Wir enteilen, denn schon ertönt ihre Pfauenstimme und gemeine Rede und zerstört die Illusion. Wir arbeiten uns glücklich durch die Lockstimmen all der Schönen, deren Haut vom tiefsten Pechschwarz, durchs Kaffee- und Nußbraune bis ins hell Bleifarbene sich zieht, einem weiteren Pigmentmangel aber, der blauäugige Blondinen hervorbringt, nicht mehr unterworfen ist, hindurch. Wir bewundern mehr ihre Purpurmäntel, ihre dotterfarbigen Pumphosen und smaragdenen Jäckchen, als daß wir von der Feinheit ihrer Züge gefesselt wären. Von der Häßlichkeit der großen Mehrzahl überzeugt, suchen wir dem Schauplatz ihrer Thätigkeit zu entrinnen.

Da hält uns plötzlich eine scheußliche Furie ihr Medusenhaupt entgegen; in starrer haarsträubender Betrachtung gefangen stehen wir vor ihr. Das Weib, derselben Zunft angehörig, schon im Spätherbst ihrer Jahre, aber unvermögend, an den Verlust ihrer Reize zu glauben, hat ihren vergilbten Wangen mit zinnoberrother Farbe eine zweite Jugend aufzustreichen gesucht; an Nase, Stirn, Wangen, Lippen und Kinn hebt sich eine große Anzahl schwarzer runder Farbpunkte hervor. Das spärliche glatt angelegte oder fremde Haar zeigt da und dort einige Klümpchen noch unverstrichenen Schmeers; der ranzige Geruch ist verhüllt durch den Qualm eines moschusartigen Parfüms, das aus ihrer Hautoberfläche aufsteigt. Und so kauert sie an der Schwelle ihrer Hausthüre, aus einer langen Pfeife dichte Wolken stoßend, in Gesellschaft ihrer grauhaarigen Mutter, die an der Wasserpfeife saugt.

Mit Abscheu ringen wir uns aus ihren Schlingen und schauen auf die andere Seite der Straße. Da begegnen unsere Blicke einem niedlichen Kindergesichtchen, das uns entgegenlächelt. Wähnend, wieder die reine Unschuld gefunden zu haben, nicken wir freundlich. Das braune Mädchen springt auf uns zu und schmiegt sich kosend an uns an; wir erfahren bald, daß es eine abyssinische, vor kurzem von einer Ghawasimutter erkaufte Sklavin ist. Wie erstaunen wir aber, wenn wir sehen und hören müssen, wie diese liebliche, kaum neunjährige Knospe von vier Fuß Höhe auf ihr Kämmerchen weist und schmunzelnd keck ihren Wunsch zu erkennen giebt, uns dort zu empfangen!

Unterdessen ist es dunkel geworden und wir begeben uns, in Gedanken über die Bildsamkeit der menschlichen Seele, in unsere Behausung. Ein nächtlicher Spaziergang bietet uns wenig. Die Straßen sind, mit Ausnahme der Vollmondszeit (und des Ramadhans) schon frühe, sobald der letzte Schein des Tages verloschen ist, verwaist. Wer noch umherzieht, trägt eine Papier- oder Glaslaterne, sonst riskirt er,

von einem Nachtwächter der nächsten Polizeiwachstube überwiesen zu werden. Da und dort steht vielleicht noch ein Früchteverkäufer, der seine dem Verderben nahe Waare bei dem spärlichen Schein eines hängenden Oellämpchens um jeden Preis loszuschlagen sucht. Oder wir stoßen auf einen Abendzirkel friedlicher Kleinbürger, die sich, ohne Labetrank auf dem Staube eines freien Platzes ausgebreitet, unterhalten. Aus einer oder der andern Schnapsschenke klingt das Gezänk oder der Humor einiger verspäteter Bacchusgesellen. Am spätesten verglimmen die Fünkchen menschlichen Verkehrs um die oben geschilderten Grotten der Aphrodite und Terpsichore.

Zweiter Tag.

Der Moslim ist ein Kind des Tages. Die unumschränkte Herrschaft über die unheimliche Nacht hatte er gern an die Hunde, Uhus, und Gespenster abgegeben. Kaum aber ist ein schwarzer Faden von einem weißen zu unterscheiden, so wird's allenthalben munter, und die aufgehende Sonne sieht schon den Zug des öffentlichen Lebens in vollem Gange. Und wie der Handel und Verkehr, so beginnt auch die Fürsorge für des Volkes Wohl und Weh schon in früher Morgenstunde. Schon stehen die wilden Banden der türkischen Schergen bis an die Zähne bewaffnet am geöffneten Thore, welches die Mauern des weitgedehnten Serail's (zu deutsch: Schloß und nicht Harem!) durchbricht. Nur einige Böller schnarchen noch, von dem Haschisch- und Schnapsgenuß der Vornacht berauscht, auf ihrer Palmgitterpritsche oder der Steinbank der Thorhalle hingestreckt. Niemand wehrt uns, als wir den geräumigen Hof betreten, der sich inmitten der kunstlos weißgetünchten regellosen Schloßgebäude erstreckt. Einige uralte Sykomoren, wie das Schloß aus den Zeiten der Mameluken stammend, und Robinienbäume gewähren ein weithin beschattendes Laubdach für die heißen Stunden des Tages; unter ihrem Schatten pflegt der Richter, wenn er sich im Amtssaal beengt fühlt, Recht zu sprechen.

Ein Mann in weiter schwarzer Toga mit weiten fliegenden Aermeln, das Gesicht vom Vollbart umwallt, auf dem Haupte einen schwarzen Turban, im Gürtel des Kaftans ein massiv silbernes Schreibzeug tragend, eilt freundlich grüßend an uns vorüber. Wir halten ihn für einen christlichen Priester im Amtsornat, aber was soll der im weltlichen Amtshaus der moslemitischen Herrscher? Wir fühlen uns hingezogen zu dem freundlichen Mann und machen seine Bekanntschaft. Bald wissen wir, daß er unser „Stammverwandter“ ist, denn wir glauben ja, wie er nach unserer Tracht schließt, gleich ihm, an den Messias, lesen das Evangelium und verabscheuen den Lügenpropheten Mohamed und seine verdammte Brut. Unsere Bemerkung, daß dem Christen alle Menschen Brüder sind, will ihm nicht gefallen und wendet das Gespräch. Wir erfahren, daß er kein Geistlicher ist, sondern zu der festgeschlossenen Zunft der koptischen Schreiber gehöre. Zuvorkommend führt er uns in die Schreiberhalle, wo wir eine Menge solcher „Stammverwandten“ finden, er heißt uns sitzen, reicht den Tschibuk und läßt aus dem Serailcafé einige Täßchen holen. Da hocken sie, diese Actenpriester, auf dem Boden oder der Steinbank auf den gekreuzten Beinen. Vor ihnen liegt das Schreibpult, das mehr als Actenkasten denn als Schreibebrett dient. Da öffnet Einer die Klappe seines schlägelartigen Tintenzeugs, stutzt die Rohrfeder, die in dessen Röhre lag, breit zu und malt dicke Züge auf den langen schmalen Papierstreifen, den er frei vor sich hin hält. Als Stütze oder Tisch dient ihm die linke Hohlhand, und als Halter der Daumen, die Feder wird überaus fleißig in den Tintenbehälter getunkt, welcher vermöge eines ansaugenden Lappens gerade soviel Feuchtigkeit gewährt, um den Buchstaben Kraft zu geben und doch jeden Klecks zu verhüten. Der Papierstreifen wird vielfach zurechtgelegt und erleidet dabei zahllose Faltungen, Knitterungen und Runzeln.

Der koptische Schreiber ist Meister im Stil, und in der Handhabung der seinen Ahnen aufgedrungenen Sprache thut es ihm kein echter Moslimaraber zuvor, während er seine eigene Sprache fast gänzlich verloren hat. Der Amtsstil ist etwas mittelalterlich breit, an „sintemal und alldieweil“ und labyrinthisch verschlungenen Phrasen ist kein Mangel, er bildet das Mittelglied zwischen der alten Koransprache und der Sprache des Volks. Auch die

alten Aegypter schreiben, z. B. bei Verträgen, äußerst genau und umständlich.

Ein anderer Schreiber ist damit beschäftigt, einige Amtsbriefe in sein großes Foliobuch einzutragen; es ist ihm bequemer, dasselbe auf seinen Knien, als auf dem Schreibpult vor ihm zu stützen. Ein Amtsbruder oder ein Privatgehülfe, ebenfalls ein Kopte, aus seiner Familie, der bei ihm in die Schule geht (Fremde, zumal Moslemin, dürften sich in diese Schreiberkaste nicht eindrängen) dictirt ihm, den Kopf und Oberkörper wiegend, den prosaischen Inhalt mit allen Titeln, Namen und Zahlen in schleifende Melodien kleidend. Ein Fellah steht vor einer Gruppe müßiger Amtsschreiber, die in ein unamtliches Gespräch sich vertieft haben. Er bittet schüchtern, ihm den Zettel in seiner Hand abzufertigen. Kein Blick, keine Antwort wird ihm zu Theil, er ersucht inständiger. „Hinaus! wir haben jetzt keine Zeit!" Da entblößt das Bäuerlein seinen kahlen Kopf von dem Turban, sucht schweren Herzens in den Gängen des letzteren, der gemeiniglich als Börse dient, knüpft mit den Zähnen einen Knoten auf und drückt eine Silbermünze in die schon halb klaffende und dann rasch sich schließende Faust des Meister Gerges (Georg). Jetzt läuft es, wie ein geschmiertes Rad, rasch von Pult zu Pult, von Zimmer zu Zimmer, von Beamten zu Beamten, bis der Bogen voll gekritzelt und voll gesiegelt ist. Der Kassirer, meist ein Moslim, öffnet seine Truhe und zahlt den von dem Bauer zu erhebenden Betrag aus, ein kleiner Rest aber wandert in das Privatkästchen des Bankmeisters, gefolgt von dem langen stummen Gesicht des Landmanns.

Unser obiger Bekannter, der Actenpriester, macht uns allerlei Mittheilungen über das Getriebe des Amtes. Die hohen und höchsten Kreise lassen wir hier aus dem Spiel und beschränken uns auf die Provinz. Jede solche hat über sich einen mächtigen Herrscher: Gericht, Verwaltung, Finanzen, die königlichen Domänen und die bewaffnete Macht des Districts sind in seiner gewichtigen Hand, aber das Damoklesschwert noch mächtigerer Inspectoren und namentlich Ohrenbläser hängt stets über seinem Haupte, und ein häufiger Wechsel soll bösen Gelüsten steuern. Die große Provinz (Muderie) zerfällt in mehrere Unterkreise, deren Herren stets die Augen dem Obermandarin zugerichtet haben. Die Städte stehen unter eigenen, oder den Unterkreisherren gehorchenden Polizeipräfecten. Die Gemeinden haben ihre Schulzen und Aeltesten. Diese sind aus ihrer Mitte entnommen, deren Würde zumeist nach pratiarchalischem System sich vererbt, aber auch von Hab und Gut abhängt; denn sie sind mit Gut und Blut für ihre Heerde haftbar. In den Städten, wo königliche Beamte sind, hat der Schulze, wenn ja einer da ist, sehr wenig zu sagen. Sonst hat die Gemeinde weiter keine Einrichtung. Handel und Gewerbe haben ihre Zunftmeister, mit denen die Regierung allein verkehrt. In den Städten, wo viel Handel getrieben wird, ist es meist der Schech der Kaufleute, der die Rolle des Bürgermeisters spielt.

Alle wichtigeren Beamten, die eine Executive haben, die zu siegeln berechtigt sind, sind immer Türken oder wenigstens „Abdelaui", d. h. im Lande Geborene, in denen aber türkisches Blut rollt, mit Ausnahme der unschuldigeren Fächer, die eine Wissenschaft voraussetzen, wie die Aerzte und Baubeamten. Diese Türken bilden also eine bevorzugte Aristokratie. Ein guter Theil dieser höheren Beamten besteht aus freigelassenen weißen, meist tscherkessischen Sklaven (Mameluken). Die Seele des Amtes aber sind die siegellosen koptischen Schreiber, die lebenden Gesetzbücher der Provinz. Denn jene Türken und Türkenkinder oder -sklaven haben ja keine Rechtsschule durchgemacht und, meist dem Heer oder der Flotte und höheren Privatzirkeln entnommen, haben sie wenig Lust und Muße, in ihrer neuen Machtstellung sich mit tiefen Studien zu befassen. Sie lernen sich praktisch ein und schalten und walten, geleitet vom ungelehrten Instinkt und dem allweisen Rath ihrer Schreiber. Das hat manche Vortheile, aber weit mehr Mißstände, und daher steuert man in jüngster Zeit von oben her endlich kräftig dem Schulsystem zu. Der Geschäftsgang ist, wo die Sache ihren regelmäßigen Verlauf nimmt, und nicht ein Macht- und Instinktspruch türkischer Justiz abhilft, sehr schleppend, und im heutigen Aegypten wird, wie im alten, viel, sehr viel Tinte verschmiert.

Der Fellah ist seit uralten Zeiten zum

Tragen von Lasten aller Art eingeübt, die von Jahr zu Jahr gesteigerte Steuerlast der jüngsten Zeit aber droht ihn zu erdrücken. Der Bodenbesitzer zahlt für den Morgen Landes (im Jahr 1868) je nach der Qualität des Bodens jährlich 70—100 Piaster Tarif (der Regierungstarif für die Münzen ist in Aegypten ein anderer als der Münzwerth im Handel in Courant; 100 Piaster Tarif kommen etwa einer englischen Guinea gleich), und für jede erwachsene Palme 20 Piaster, der Viehzüchter $3^1/_2$ Piaster für das kleine, 10—20 Piaster für das große Vieh; der Hausbesitzer liefert $^1/_{12}$ seiner jährlichen Mietheinnahme der Regierung ein, die Gewerbs- und Einkommenssteuer beträgt von 200—1000 Piaster und darüber, je nach der Schätzung, die für sie gemacht wird. Nilschiffe zahlen 100—700 Piaster. Alles zu Markt Gebrachte wird mit 2% seines Werthes belastet, Gemüse und Früchte sogar mit 9% und dazu noch mit einem Wägegeld von 1—2 Piastern per Centner, was wägbar ist. Auch bei den alten Aegyptern wurde Alles öffentlich abgewogen und eigene Schreiber machten die Notizen. Das Schlachtvieh ist von jenen zwei Posten nicht ausgenommen, so wenig man auch in Wirklichkeit mit Viehwägen sich abgiebt; der Kopf versteuert sich noch weiter mit 4—10 Piaster Schlachthauszins. Am ärgsten werden die Fische verfolgt, neben einer sehr beträchtlichen Fischergewerbssteuer ist von diesen $^1/_4$ ihres Erlöses abzutreten, ja an manchen Orten geradezu die Hälfte. Der Tabak ist bis jetzt noch frei, d. h. nicht Regal, dagegen ist das Salz Monopol der Regierung, die es verpachtet. Da das Volk sich das theure Salz auf anderem Wege zu verschaffen wußte (aus der Wüste und vom Meere), so vertheilt man neuerdings den Salzvorrath an die Einwohner nach der Kopfzahl für einen bestimmten Preis. Indem dabei eine ältere Bevölkerungsliste zu Grunde gelegt wurde, so wurden auch viele Todte, nach dem beißenden Salz des Volkswitzes, zum Salzessen gezwungen. Den Beamten und Jedem, der an die Regierung Forderungen zu machen hat, hat man eine sinnreiche Kupfersteuer angehängt. Während früher an Kleingeld großer Mangel im Lande war, prägte man später eine unheure Menge Kupfergeld. Dieses schlug man zu 10%, manchmal zu 15% unter die Auszahlungssumme, so daß ein Pascha mit seiner Monatsgage Kamele belasten könnte. Der Werth des Kupfers und Silbers ist aber im Verkehr ein sehr verschiedener: 20 Piaster Silber im Regierungstarif kommen (im Jahr 1867) fast 40 Piaster Courant gleich, 20 Piaster Kupfergeld bleiben auch im Verkehr nur 20 Piaster, und die Regierung nimmt bei Zahlung in ihre Kassen dieses Kupfer gar nicht oder zu niederem Preis. Die Beamten, deren niedere Chargen von vorn herein sehr schlecht besoldet sind, haben die in den jüngsten Jahren eingetretene Finanzkrisis des Landes außer der Kupfersteuer an 6- bis 8-monatlicher Zurückhaltung ihres Gehaltes, manche auch an ihrer plötzlichen, aus Ersparnißgründen erfolgten Dienstentlassung (natürlich ohne Quiescenzgehalt) wahrgenommen, die höheren, die über 500 Piaster Monatsgage haben, bis zu den höchsten Stufen hinauf, mußten sich zu all dem noch einen Abzug von $^1/_3$ ihres Gehalts gefallen lassen. Darunter litten freilich nur einige wenige ehrliche, denn es gilt als Regel, daß der Gehalt nur zur Gründung eines Fonds da sei, während die laufenden Bedürfnisse durch illegalen Erwerb, wovon wir oben ein kleines Beispiel gesehen, bestritten werden. Es giebt noch allerlei Steuern unter den verschiedensten Namen und Formen, das neunzehnte Jahrhundert ist auch in diesen Dingen, und nicht blos in Aegypten, das Jahrhundert der Erfindungen. Außer der vor kurzem eingeführten Klagesteuer (jeder Kläger hat, ehe er gehört wird, einige Piaster zu entrichten) erwartet das Publicum mit banger Spannung eine Hochzeits- und Kindersteuer. Dazu kommt noch der Frohndienst, der weit entfernt ist, abgeschafft zu sein, und vor allem die private Ausbeutung des Volks durch die Beamten. Die Besuche der Letztern auf dem Lande sind noch mehr als die der Steuereinnehmer gefürchtet. Dieser Appetit der Säulen des Reichs unter der Form der Bestechlichkeit und Erpressung ist eine der empfindlichsten Landplagen des heutigen Aegyptens.

Der Schreiber rechnete uns vor, daß seine Provinz, die etwa 200 000 Bewohner hat, jährlich 67—83 000 Beutel (1 Beutel = 500 Piaster = 5 Guineen oder Pfund-Sterling) liefert, wovon etwa 10 000

Beutel als Auslagen (mit den Besoldungen der Beamten) abzurechnen sind. Die Palmensteuer (s. o.) liefert 7000, die Grundsteuer 40—50 000, die Gewerbs- und Einkommensteuer 4000, die Fischersteuer 250, die Marktsteuer 500, die Steuer für die Nilschiffe 12 000 Beutel. Und solcher Provinzen sind es im eigentlichen Aegypten (außer der Hauptstadt und den größeren Küstenstädten) 10.

Das Oberhaupt der Provinz ist, wie immer, so auch heute auf der Inspectionsreise des langgestreckten Districts, der königlichen Zuckerfabriken und Domänen begriffen, und der Stellvertreter, der „Wekil" * wickelt die laufenden Geschäfte ab. Wir lassen uns durch ein passendes Medium demselben vorstellen. Er empfängt uns ebenso höflich als stolz. Die Kleidung (die allerdings in der jüngsten Zeit auch in der Provinz bei den hohen Beamten der europäischen schwarzen, aber mit Stehkragen am Rock, gewichen ist), die hervorstechendsten Gesichtszüge und die helle Hautfarbe verrathen den Türken, manche Breitheiten im Benehmen und die geläufige arabische Sprache lassen eine weitgehende Fellahisirung erkennen. Der Mann sitzt in seinem Amtssaal oder Divan auf dem reichgepolsterten Sopha oder Divan im engern Sinn, er kostet Kaffee, der wesentlich in die Canzleikosten eingerechnet wird, schlägt sich aus der Dose eine Cigarette heraus oder läßt sich den vergoldeten Tschibuk bringen. Einige Bevorzugte, worunter mehrere Gottesgelehrte, haben in einer gewissen Entfernung von ihm auf dem Divan Platz genommen, minder Beehrte haben sich auf die Teppiche, die die Seiten des Saales einnehmen, gekauert. Keine Möbeln beleben den saubern Saal, an den Fenstern wallen kostbare Vorhänge mit vornehmen Troddeln, wenige Bücher liegen an dem Gesimsen herum, worunter ein vielleicht noch nie geöffnetes Gesetzbuch aus der Zeit des großen Mohamed Ali und jedenfalls auch ein Koran.

Der Oberste der Schreiber, der Baschkatib, Meister Hanna (Johannes) tritt ein und bringt unter dem Arm einen großen Pack eben ausgefertigter Amtsbriefe. Finster blickend reißt der Gewalthaber des Tags die Papiere aus der Hand des gesenkten Hauptes dastehenden schreibkundigen Meisters, thut, als ob er die Schrift, die vor seinen Augen schwimmt, läse und lesen könnte, betupft den Namenszug, der auf seinem silbernen Siegel eingravirt ist, mittelst der Fingerspitze durch die Tinte des vorgehaltenen Schreibzeugs des Oberschreibers und stempelt Brief auf Brief. Zwanzig Briefe sind fix und fertig, ehe der gelehrte Schreiber im Stande wäre, fünf Zeilen vorzulesen. Einen nach dem andern wirft er dem Verfasser vor die Füße, der sie geduldig aufhebt und mit einer tiefen stummen Verbeugung sich davonmacht.

„Hast du den Brief an N. N. schon geschrieben, wovon ich dir sagte?" ruft er dem Schreiber nach.

„Hier, Euer Excellenz," antwortet dieser und hält ihm ein eben gesiegeltes Schreiben vor.

„Hast du ihm die Angelegenheit des Herrn X. wohl aus einander gesetzt?"

„Nein, Euer Gnaden, Sie haben mir keine Ordre gegeben."

„Marsch, schreibe, Ochs, laufe, Esel, Gott vernichte dein Geschlecht."

„Gehorsamster Diener." (Forts. folgt).

* Unwichtigere, rein polizeiliche Angelegenheiten werden in der Provinzial-Hauptstadt zunächst vor dem Polizeipräfect abgemacht, in den andern Städten vor dem Gouverneur selbst.

Literarisches.

Unter dem Titel „Reisebriefe aus Amerika" von Ernst Grafen zu Erbach-Erbach ist im Verlage der Winter'schen Universitätsbuchhandlung ein Buch erschienen, welches eine wunderbar rasch abgemachte Tour durch die Vereinigten Staaten und Westindien schildert. Im August 1869 reiste der Graf Erbach von Hause ab und im Mai 1870 kam er schon wieder von einer Reise zurück, auf welcher er so viel gesehen hatte, daß es dem Leser kaum begreiflich ist. Er giebt selbst zu, daß seine Aufzeichnungen nichts Neues oder wissenschaftlich Bedeutendes geben, und daß sie lückenhaft und theilweise ungenau seien; man fragt daher mit Recht, durch was die Herausgabe des Buches der Oeffentlichkeit gegenüber gerechtfertigt erscheint? Die Antwort ist: man wird selten einen so scharfen Blick und ein so treffendes Urtheil finden und dabei einen so von allen Vorurtheilen freien Menschen kennen lernen als den Grafen Erbach, wie er dem Leser in diesen Reisebriefen entgegentritt.



Aus meinen Wanderjahren.

Novelle

von

M. Elton.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Die Pension.

Motto:
„Und es gewöhnt mein Geist sich nicht hierher."
Goethe.

Es schlug gerade fünf Uhr Morgens, fünf Uhr voll und bündig auf dem Hotel de Ville, als ich, mit einem großen schwarzen Koffer vor mir, dem Institut Morin in Paris zufuhr. Der Koffer wackelte hin und her, das elende, ermüdete Pferd hatte jeden Augenblick einmal fast die Nase auf der Erde, und ich war froh, als der Wagen der Seine zulenkte und endlich auf einem Quai an einem Hause hielt, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen war: Institution pour Demoiselles. „Gut," sagte ich mir, „das ist also das Haus Morin, von dem mir meine Freundin sagte, daß der französische Unterricht klassisch daselbst sei, aber der Rest so unter allen Anforderungen, daß man Deutsche sein müsse, um nur den Zweck im Auge behalten zu können." Entschlossen stieg ich aus und betrachtete das Haus.

„Haben's Andere da ausgehalten, halte ich's auch da aus; ich bin nicht verwöhnter wie andere Lehrerinnen auch," und damit schellte ich. Eine halbschlafende Magd öffnete mir und schleppte mit Hilfe des Kutschers den Koffer in den Hausgang; dann ging sie mir voran, erst durch einen Saal mit großen Tischen und vielen Stühlen, dann durch einen Hof, stieg eine schmale Treppe hinauf und öffnete eine Thür.

„Da ist Ihr Bett, Fräulein," sagte sie mit schnarrender Stimme, „in dem andern Bett ist eine Deutsche."

Dann machte sie die Thür zu und ging wieder die schmale Treppe hinunter. Das Zimmer hatte ein Fenster, zwei schmale Bettstellen von Guß, ein kleines Tischchen mit zwei Cuvetten und zwei Gläsern und zwei Stühlen. Der Boden war mit rothen Steinen gepflastert, es schien mir eine eisige Kälte daraus hervorzugehen; ich zitterte, ich fühlte ein unbeschreibliches Unbehagen in diesem Zimmer. Da richtete die Deutsche, die in dem einen Bette fest in eine Decke gewickelt war, den Kopf ein wenig in die Höhe und fragte mich auf französisch, ob ich ermüdet und erfroren von der Reise sei. Eine Deutsche, die eine aus Deutschland angekommene Deutsche in französischer Sprache anredet!

Mein Unbehagen stieg ins Unerträgliche, ich fing an, mich meiner Kleidungsstücke zu entledigen, und sie drehte sich auf die andere Seite, um weiter fortzuschlafen. Die ersten Eindrücke von Paris nach einer auf der Eisenbahn verbrachten Nacht, in kaltem, trübem Aprilwetter mit dem Koffer auf die Straße gesetzt, übernächtig, nüchtern, — darnach die Ankunft in einem elenden Zimmer, mit einer Deutschen darin, die mich in geschraubtem Französisch anredet — diese ersten Eindrücke waren niederdrückender Natur; aber ganz und gar niederdrückend war der Eindruck, den mir mein Bett machte. Durch das mancherlei Ungewohnte, das ich in dem Zimmer sah, hatte ich dem Bette keine Aufmerksamkeit geschenkt. Als ich meine ermüdeten Glieder zur Ruhe niederlegen wollte, fiel ich auf ein plattes, hartes Ding, auf dem glücklicherweise eine magere Rolle das Oben andeutete; eine dünne, unsaubere Decke lag darauf, — und das wurde in Paris ein Bett genannt! Ich war mit heroischen Vorsätzen nach Paris aufgebrochen; — aber das elende Bett brach meine Kraft, und ich fing an, bitterlich zu weinen, kehrte mich aber gegen die Wand, damit es die französirte Deutsche nicht hören sollte. Denn die hätte mich ja doch nicht verstanden, oder hätte mich wohl noch gar auf französisch getröstet. — Glücklicherweise schlief ich ein und vergaß den bösen ersten Eindruck auf einige Stunden, bis ich durch Thürenzuschlagen und durch einen kalten Luftzug geweckt wurde. Ich schlug die Augen auf und sah nach einander mehrere junge halbwüchsige Mädchen in weiten schwarzen Schürzen dicht an meinem Bette vorbei durch das Zimmer zur Thür hinausgehen. Keine versäumte, einen prüfenden Blick auf das wiederbesetzte Bett zu werfen. Franzosen sind neugierig; sie müssen, wie Jean Jacques sagt, Alles bis ins Kleinste wissen, nicht aus Theilnahme oder Interesse für eine Person, sondern aus purer Neugierde; und sobald sie alle Details kennen, hat die Person, die sie vorher mit tausend Fragen bestürmten, keinen Werth mehr für sie. — Endlich war der Argonautenzug, der wahrscheinlich nach dem goldenen Bließ unten nach der Classe wallfahrte, vorüber; es hatten sich mehrere Zimmer, die alle den Durchgang durch unser Zimmer hatten, ganz ausgeleert. Ich hörte noch den letzten Argonauten durch den Hof schreiten; dann verließ meine Deutsch-Französin ernsten, gemessenen Schrittes, ein dickes Buch unter dem rechten Arm, das Zimmer, und ich war allein. Vielleicht verspürte ich die erste weniger unangenehme Empfindung, als ich mich ganz allein sah; selbst ein Theil meiner heroischen Vorsätze erwachte wieder, aber weit gemilderter, zahmer wie in Deutschland.

Wenn, wie Goethe sagt, alle Theorie grau ist, so war meine der seinigen sehr wenig ähnlich; denn ich fand sie sehr grün im Vergleich mit des Lebens sogenanntem goldenem Baum. Doch was konnte mir das alles helfen; ich wollte die französische Sprache lernen, ganz und gar studiren, sie von allen Seiten beleuchten, und dafür mußte ich Opfer bringen, ich mußte für die gute Sache leiden. Die wenigen Stunden Schlaf hatten mein moralisches Selbst wieder etwas gehoben; ich maß mein Bett mit einem verächtlichen Blicke. Ich weiß nicht, durch welche Ideenverknüpfung mir der größte der Stoiker einfiel. „Ja," dachte ich, „so würde Diogenes auf ein solches Bett blicken;" dann verließ ich schnell diese Gedankenfolge, denn es kam mir vor, als sei eine Art von Begriffsverwechselung darin, und als würde Diogenes weniger die Elendigkeit des Bettes betrachten als die moralische Elendigkeit eines Menschen — aber diese Gedankenfolge mißfiel mir; ich bin nie mit schulmeisterlicher Pedanterie mit mir umgegangen, weil ich das für ganz geschmacklos halte, und so suchte ich nach einer Beschäftigung um mich herum. Ich öffnete die Thür und sah meinen großen, schwarzen Koffer davor stehen. Mir kam eine wehmüthige Freude; der wenigstens ging immer getreulich mit mir; er hatte mich nie im Stich gelassen; immer hatte er an mir gehandelt, wie ein treuer Freund, der den Menschen bis über das Grab hinaus begleitet. Ich fing an, ihn langsam auszupacken; wie Tausende von Erinnerungen barg dieser schwarze Freund! Wie weich hätte ich sie betten mögen, ihnen das schönste Plätzchen anweisen, aber es war nichts da wie ein enger, unsauberer Schrank, der unwürdig, kaum den kleinsten Theil von meinen Sachen aufnahm. Dieser gräßliche Mangel an allem Comfort hätte

mir fast wieder einen tiefen Seufzer entlockt; ich seufzte ihn nicht offen heraus, weil die Erinnerung an des Diogenes' Verachtung noch zu neu war; aber ich fühlte eine Centnerlast im Herzen, als ich im Koffer Alles ordnete und den größten Theil darin ließ. Mein schweres Herz kümmerte sich um keinen Stoiker und ließ nicht ab von seiner Ueberzeugung, daß das wohl glückliche Menschen seien, welche wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen können.

Ich hörte eine Glocke läuten und gleich darauf eine Menge von Stimmen unten im Hofe ertönen. Es mochte wohl die Stunde des Dejeuners sein, und mochte auch zugleich an der Zeit sein, mich der Vorsteherin des Pensionats vorzustellen. Es kostete mich Ueberwindung, das Zimmer zu verlassen und mich in diese Welt zu begeben, nach der ich gar kein Verlangen hatte, ja deren Kennenlernen mir sogar einen gewissen Widerwillen einflößte; es mußte aber folgerichtig sein. Ich durchschritt rasch den Hof, die Kinder stellten ihre Spiele ein, mich zu betrachten, und die Erwachsenen, Lehrerinnen, oder was sie seien mochten, sahen mich an mit diesem kalten, impertinenten Blick, dem man besonders in Paris so häufig begegnet. Später, wenn man Paris kennt, macht Einem das keinen Eindruck mehr; aber wenn man nie Deutschland verlassen hat und kommt zum ersten Mal nach Paris, empfindet man diese kalte Impertinenz tödtlich. Im Eßsaale, den ich am Morgen durchschritten hatte, fand ich die Dame des Hauses; wenigstens hielt ich sie sogleich für diese, denn sie kam mir schnell mit großer Lebhaftigkeit entgegen, sobald sie meiner ansichtig wurde. Sie ließ einige allgemeine Redensarten fallen und stellte mir dann ihre beiden Töchter vor, die sich uns zufällig genähert hatten. Sie konnten beide in den Dreißigen sein, sie hatten die unangenehmsten Gesichter, die man sehen kann, diese Demoiselles Morin. Ich wenigstens erkannte sie gleich für Alte-Jungfern-Physiognomien, so verbissen-ärgerlich sahen sie aus. Es giebt geborne alte Jungfern, Frauen, die nie ein warmes Gefühl für ihren Mitmenschen hatten, die in ihrer beschränkten Denkungsweise Alles auf ihren vereinsamten Zustand zurückbeziehen, die zu arm sind, der Welt ein volles, befriedigtes Herz, das rege am Glücke Andrer theilnimmt, entgegenzubringen.

„Die arme, alte Mutter," dachte ich, „wie bedaure ich sie, so zwei echte, alte Jungfern zu Töchtern zu haben."

Und ein Art Sympathie stellte sich bei mir für die Alte ein. Sie wies mir einen Platz am Tisch neben meiner französischen Deutschen an, die mir freundlich zunickte, und während des ganzen Dejeuners deutsch sprach. Es dauerte zwar nur sehr kurze Zeit, nicht mehr als eine Viertelstunde. Es bestand aus einem grünen Gemüse, das wir in Deutschland, wenn ich nicht irre, Wirsing nennen, aus Brot und weißem Käse zum Schluß, und dazu konnte man so viel, als man wollte, von dem Wasser trinken, das in einer Caraffe hellroth aussieht, weil ein Glas rothen Weines hineingeschüttet wird; es ist in allen Instituten wohl bekannt und wird von jeher von allen Eleven Frankreichs mit dem Namen „Abondance" bezeichnet. Es war auch wirklich Ueberfluß an diesem rothen Wasser, sogar bei Madame Morin, wo nichts das Aussehen von Abondance hatte. Mit meiner Deutschen war ich ausgesöhnt; es war die einzige, die in dem Pensionat war; mit Ausnahme von drei oder vier Engländerinnen, war der Rest, etwa fünfunddreißig bis vierzig, Französinnen.

Man konnte sie schon von zwölf Jahren an da sehen; die Meisten hatten wenig Ansprechendes, ja selbst wenig Wohlerzogenes. Es waren Kinder aus allen Schichten der Gesellschaft, Töchter von Conciergen, von Kutschern und allen möglichen Consorten da. So sind die meisten Institutions pour Demoiselles in Paris, wenigstens alle, wo die Preise gemäßigt sind.

Ich fing an, mir meine Umgebung etwas genauer zu betrachten, sobald die niederdrückenden Eindrücke ein wenig überwunden waren; ich nenne sie niederdrückend, denn für mich waren sie ungeheuer. Leider war ich nie eine von diesen bevorzugten Persönlichkeiten, die leicht und heiter das Leben ertragen. Da ich einer Rolle im Leben gänzlich entsagt habe, fest überzeugt, daß mir das Juste milieu gefehlt hätte, um sie nach allen Regeln des Geschmackes und der Kunst auszuführen, so habe ich mich ganz und gar zum Gliede der beschaulichen Welt gemacht und sitze vor ihr wie der Zuschauer vor der Ko-

mödie, bald befriedigt, bald gelangweilt; aber sie immer nur betrachtend, wie dazu geschaffen, mich zu unterhalten. Das ist ein Zweck des Daseins, wie jeder andere, besonders, wenn man keinen andern hat. Die Laufbahn eines fahrenden Magisters würde mir drückend sein, wenn ich sie als Zweck, als Mittel, mir den Lebensunterhalt zu gewinnen, betrachten müßte; denn obschon ich Magisterin bin, habe ich nicht die Pedanterie, in dem Glauben zu leben und zu sterben, daß ich etwas Großes thue, indem ich meinen Schülern und Schülerinnen das Nöthige beibringe. Es wäre eine unschuldige, ungefährliche Pedanterie — aber ich habe sie eben nicht — und muß mich also schon ohne diese echt schulmeisterliche Würde, die das hohe Pflichtgefühl giebt, durch das Leben durchschlagen.

So hätte ich bei den Eindrücken, die das häßliche Zimmer, das elende Bett und die sonderbare Mahlzeit solgerichtig auf mein subtiles Gemüth machen mußten, ganz und gar erliegen müssen, wenn mich nicht die Anschauung ermuthigt hätte, ruhig zuzusehen und dabei zu denken: die Komödie gefällt mir jetzt ganz schlecht, sie verletzt mein ästhetisches Gefühl; aber erwarten wir die weitere Entwickelung; es sind gegenwärtig ganz unbekannte Schauspieler auf der Bühne, meine Interesse ist nicht geweckt, die Komödie spricht mich nicht an; ich muß erwarten, was daraus wird. Bei alledem verlor ich meinen Zweck nicht aus dem Auge und saß Nachmittags in der Klasse neben der Deutschen, die mir in meinen Vorkehrungen zum Studium fleißig zur Hand ging. Ich vergaß bald, daß sie mir einen so fatalen Eindruck mit ihrem Französischsprechen gemacht hatte, denn bei näherer Bekanntschaft fand ich sie gut, recht vernünftig und höchst praktisch.

Die Klasse war ein niedriges Zimmer, in dem auf beiden Seiten eine Reihe Bänke stand; im Fond links stand ein Katheder und auf diesem saß Madame Morin von Morgens früh bis Abends spät. Als ich zum ersten Mal in die Klasse trat, sah ich sie an diesem ihrem Platze sitzen, suchte aber vergeblich ihren Kopf. Wie ich nachträglich sah, steckte dieser in einem anstoßenden Zimmer, da wo die junge hoffnungsvolle Jugend von Paris ihre Studien machte. Die Klasse der Großen war durch eine Schiebthür von der Klasse der Kleinen getrennt, und so oft die Pariser Jugend hinter der Schiebthür zu rebellisch wurde, streckte die Alte den Kopf herein, der den Kindern einigen Effect machen mußte, denn die Ruhe stellte sich alsobald wieder her. Es war auch ein auffallender Kopf, der der Madame Morin. Das Gesicht war ganz am Kinne zugespitzt; die Nase bog adlerartig nach dem Kinn hin und die Augen waren von zwei großen runden, blauen Brillengläsern bedeckt. Vielleicht war es Eitelkeit — denn die Franzosen bleiben ihr Leben lang der Berechnung des Effectes getreu — aber Madame Morin trug zu ihrem spitzen Gesicht eine dickgarnirte schwarze Haube, wahrscheinlich doch, um einige Rundung hervorzubringen, denn diese Art Coiffure war zur Zeit, von der ich spreche, gar nicht mehr in der Mode. Es war etwas Eulenartiges in der Erscheinung der Madame Morin, und nie hat es mich erstaunt, daß dieser Kopf eine so augenblickliche Wirkung auf die Kinder hinter der Schiebthür hervorbrachte. Sie war jedoch eine tüchtige Frau; obgleich in den Sechzigen, war ihr Kopf noch so hell, ihr Gedächtniß so ungeschwächt, und ihre französischen Grammatik- und Analysestunden werden mir immer im Gedächtniß bleiben. Sie hatte einen so großen Enthusiasmus für die französische Sprache, daß sie selbst in den Grammatikstunden, wo sie Noël und Chapsal handhabte, — die trotz ihrer Akademiefähigkeit der Grammatik nichts von ihrer dürren Trockenheit genommen haben, — daß die alte Dame selbst da bisweilen in eine wahre Ekstase gerieth. Auch eine gelehrte Frau war Madame Morin; man war nicht einen Tag in ihrem Hause, und man wußte aus ihrem eigenen Munde, daß Monsieur Michelet und Monsieur Louis Blanc ihre Freunde seien, mit denen sie in Briefwechsel stand. Darauf that sie sich etwas zu gut. Alles Andere, was außer dem Bereich dieser beiden Herren und der französischen Sprache lag, dafür hatte sie nur ein verächtliches Achselzucken. Ueber Religion und Politik hatte sie die weitesten Ideen; sie wollte einfache Naturreligion, die nur das glaubt, was sie sieht, — in Bezug auf den Staat fand sie die Republik als das der Zeit angemessenste

Regierungssystem. Sie verbarg ihre Meinungen nicht; sie war so verschieden von unsern deutschen Pensionsvorsteherinnen, wie die Elster vom traurigen Uhu verschieden ist; sie hielt nicht hinter dem Berge und trug frei ihre Meinungen zur Schau. Die deutschen Lehrerinnen erziehen nach dem System, daß die Erziehung in dem Menschen das Angeborene auszurotten vermag, und das Princip, dem Kinde eine Vollkommenheit in der Person der Lehrerin zu zeigen, ist wohl schön und anerkennenswerth. Madame Morin war nicht dieser Meinung; sie hatte nichts mit der subjectiven Abnegation der deutschen Erzieherinnen gemein, sie war ganz und gar sie selbst, sprach begeistert vor ihren Schülerinnen von Voltaire und betrachtete die französische Revolution als die größte Wohlthat, die je Frankreich widerfahren war.

Einmal am Tische sprach meine Deutsche, Fräulein Siberg, mit einer Engländerin über den Selbstmord; sie sagte, daß Gott dem Menschen das Leben gegeben habe, und somit habe er kein Recht, es sich zu nehmen. Es herrschte Schweigen am Tisch, und in dieses Schweigen hinein tönte die Stimme von Madame Morin laut und deutlich:

„Wie wenig logisch ist doch Ihre Behauptung, Fräulein Siberg; wenn Gott Ihnen den Eigensinn gegeben hätte, so müßten Sie ihn auch wohl behalten?“ — Sie warf den Kopf auf die Seite und zuckte mitleidig mit den Achseln, und Fräulein Siberg schwieg.

So könnte ich hundert Beispiele von der maßlosen Aufklärung dieser Institutsvorsteherin aufzählen, aber da es nicht mein Zweck ist, ihrer anders als nur im Vorübergehen zu gedenken, so gehe ich zu anderen bemerkenswerthen Persönlichkeiten über.

Mein häßliches Zimmer war mir nach und nach lieb geworden; es hatte viel von seiner Ungemüthlichkeit verloren; es kam mir sogar hübsch vor, wenn ich hereintrat und Fräulein Siberg mit ihrem Strickstrumpf, der, beiläufig bemerkt, ihr beständiger Begleiter war, vor der Theemaschine sitzen sah, unter der die Spiritusflamme in bläulichem Lichte brannte. Diese Theemaschine war der Amphiktyonenbund geworden, der Tempel, das Nationalheiligthum, bei dem die deutschen Stämme ihren Vereinigungspunkt gefunden hatten. Wir hatten sie zusammen in der Rue St. Antoine, im zweiten Haus an der Ecke rechts, gegen den Bastillenplatz zu, gekauft und sie entsprach vollkommen den Erwartungen, die wir beim Einkauf an ihre Eigenschaften geknüpft hatten. Sie war uns Trösterin in den Trübsalen der magern Kost geworden, und wenn ich Louise Siberg mit ihrem Strumpf davor sitzen sah, dann heimelte es mich an, und ich dachte an den Theekessel, der vor langen Jahren im elterlichen Hause Abends so lustig drunter und drüber gesungen hatte. Wir wurden ganz ernstlich Freundinnen, die Siberg und ich, und noch heute bin ich fest überzeugt, daß wir es nie ohne den Theekessel geworden wären. Neben unserm Zimmer war ein anderes, eins von denen, die den Ein- und Ausgang durch unser Zimmer hatten, was ihm, nebenbei gesagt, einen Theil der durch den Theekessel etablirten Gemüthlichkeit nahm. In diesem Zimmer nun wohnte eine Engländerin. Ich hatte sie nur durch unser Zimmer passiren gesehen; sie grüßte uns kaum, und wir nahmen weiter keine Notiz von ihr. Auch in der Klasse saß sie stumm da, arbeitete für sich und kümmerte sich um Niemand. Sie hatte einen schleichenden Gang, die Augen gewöhnlich auf den Boden geheftet, und einen Ausdruck im Gesicht, als wäre sie immer ärgerlich. Ihr Gesicht wäre nicht das häßlichste gewesen, wenn es nicht zu sehr die Spuren einer Blatternkrankheit getragen hätte; ihr Alter ließ sich nicht so genau bestimmen, jedenfalls war sie zwischen fünfundzwanzig und vierzig; aber anzunehmen ist, daß sie so ungefähr in meinem Alter war, langsam die Zwanziger verlassend, um widerstrebend das Joch der Dreißiger auf sich zu nehmen. — Vielleicht wäre ich nie Miß Hood näher gekommen, wenn ich nicht eines Nachts durch lautes Schluchzen aufgeweckt worden wäre. Ich hörte es so deutlich, es machte mir einen so unheimlichen Eindruck in der Stille der Nacht, daß ich mich aufrichtete, um genauer zu horchen. Es fiel ein Lichtschimmer durch die Thür und ich erkannte deutlich die Stimme der Miß Hood; das Schluchzen von tiefen, herzzerreißenden Seufzern unterbrochen. Rasch stand ich

auf, öffnete die Thür und fragte Miß Hood, ob sie krank sei. Sie erschrak, als sie mich eintreten sah, nahm schnell ihre Hände vom Gesicht und sah mich ärgerlich an.

„Ich hörte Sie weinen, Miß Hood," sagte ich, „und ich dachte, Sie möchten vielleicht leidend sein, kann ich Ihnen irgend einen Dienst leisten?"

„Danke, danke," erwiederte sie rasch, „ich fühle mich allerdings etwas unwohl — aber es geht mir schon besser — ich danke Ihnen, Miß Müller, ich werde wieder einschlafen."

Damit drehte sie sich auf die andere Seite, und ich verließ das Zimmer. Nebenan aber blieb Alles ruhig.

Am folgenden Morgen, als Miß Hood unser Zimmer passirte und mir guten Tag wünschte, fragte ich sie nach ihrem Befinden. Von diesem Tag an wurden wir bekannt zusammen; wenn sie durch unser Zimmer ging, verweilte sie sich, um über dieses oder jenes zu sprechen; ich bot ihr dann meinen Stuhl an und setzte mich auf das Bett in Ermangelung eines dritten Stuhles. Denn die Siberg behauptete ihren Stuhl Miß Hood gegenüber und beobachtete meistens ein hartnäckiges Schweigen, wenn sie eintrat. Die Siberg war eine durchaus praktische, positive Persönlichkeit, sie war einfach und wahr, und der mürrische, verschlossene Charakter von Miß Hood hatte für sie etwas Abstoßendes.

„Du wirst sehen, wie dir diese Engländerin deine Zuvorkommenheit lohnen wird," sagte mir einmal die Siberg, als ich in edler Selbstverleugnung Miß Hood meine Tasse Thee reichte und ihr sagte, ich habe schon getrunken. „Du verschwendest deine Güte da einmal an eine recht Unwürdige."

„Wie weißt du denn das, kleine Siberg," antwortete ich und setzte hochtrabend hinzu: „Miß Hood ist nicht glücklich, und da ist es an uns, gut gegen sie zu sein."

„Du lieber Gott," meinte sie und bückte sich auf ihren Strickstrumpf, „bildet sich diese Müllerin da wahrhaftig ein, sie würde Miß Hood durch eine Tasse Thee zu einem glücklichen Menschen machen!"

Es kam durch solche und ähnliche Bemerkungen, die sich immer auf meine Aufmerksamkeit für Miß Hood bezogen, zu öfteren kleinen Mißstimmungen zwischen uns, die natürlich verschwanden, sobald wir vor der blauen Flamme saßen, die unter dem Nationalheiligthum loderte. Denn ich liebte die Siberg ganz ernstlich und hatte die höchste Achtung vor ihrem Verstand und ihrer Einsicht. Uebrigens fand ich den Charakter von Miß Hood nicht gerade abstoßend; ich fand sie bei näherer Bekanntschaft sogar amüsant, denn sie war eine wunderliche Person.

Eines Tages saß sie in unserem Zimmer und las in der Bibel; auf einmal warf sie dieselbe schnell und heftig bei Seite und sagte:

„Ja, da kann man suchen, darin sollte wenigstens etwas darüber zu finden sein!"

Sie stand auf und fuhr heftig fort:

„Glauben Sie, daß Christus der Sohn Gottes ist?"

„Warum nicht? Ich habe keine Ursache, diesen Glaubenssatz anzufechten, und mir ist zudem Alles recht, ich bin eine friedliche Natur," gab ich zur Antwort.

„Weichen Sie mir doch nicht so aus," rief Miß Hood fast leidenschaftlich, „ich will Ihnen beweisen, daß Christus nicht der Sohn Gottes war, denn er kannte nicht die Zukunft!"

„Die Anderen beweisen aus der Bibel die Gottheit Christi, Sie das Gegentheil, ich sagte Ihnen ja, daß mir Alles recht ist."

„Miß Müller," sagte Miß Hood feierlich und hob die Hand in die Höhe, „warum hat Christus in der Bibel nichts zum Troste der alten Jungfern niedergelegt? Er hat für alle Stände ein schönes Wort, warum nicht für die alten Jungfern?"

„Das kann ich Ihnen erklären, Miß Hood; es gab keine alten Jungfern zur Zeit Christi; die Judenmädchen verheiratheten sich alle, weil sie es als Schande betrachteten, unverheirathet zu sterben."

Das Gesicht von Miß Hood bekam einen höhnischen Ausdruck:

„Schande? Ja, es ist noch heute eine Schande," sprach sie fast unverständlich zwischen den Zähnen.

Ich brach in ein Gelächter des Erstaunens aus und sah Miß Hood groß an.

„Sprechen wir nicht darüber und bleiben wir bei unserer Frage," sagte sie ärgerlich. „Wenn Christus Gott ist, so hätte

er wissen müssen, daß es im Laufe der Jahrhunderte alte Jungfern geben werde, und er hätte etwas zu ihrem Troste niederlegen müssen."

„Ich sehe nicht ein, daß die alten Jungfern eines anderen Trostes bedürfen wie alle anderen Menschen," sagte ich, noch immer verwundert Miß Hood betrachtend.

„O ja, Sie halten sie gewiß selbst für ganz glückliche Menschen?"

„Warum nicht? Das hängt von ihnen selbst ab; Jeder trägt die Gabe in sich, sich glücklich oder unglücklich zu machen."

Miß Hood brach in ein kurzes Lachen aus, das eher einem Wuthschrei glich, und ging schnell in ihr Zimmer, dessen Thür sie heftig zuwarf.

Ich saß da, als fiel' ich aus den Wolken; so verkehrte Ideen hatte ich nie aussprechen hören. Als ich in den Hof hinunterging, promenirte die Siberg da; ich nahm ihren Arm und erzählte ihr unsere Unterhaltung. Sie lachte gar nicht darüber und sagte ernst:

„Hatte ich nicht Recht? Miß Hood ist eine Person, die über Gott und Menschen ergrimmt ist."

„Geh', nimm doch die Sache nicht so ernsthaft; ich finde diese Anschauung der Dinge höchst amüsant."

Unser Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß wir aus dem Eßsaal ein junges Mädchen in den Hof treten sahen; ihr folgte ein Mann, der einen kleinen Koffer auf der Schulter trug. Eine der Demoisselles Morin ging voran dem Hintergebäude zu, das wir bewohnten. Wir betrachteten neugierig wie die Andern die Neuangekommene und sahen unter dem runden Strohhut das schönste Gesicht von der Welt. Sie war so fein, so zart, hellblonde Locken quollen unter dem Hut hervor, ihre großen blauen Augen schweiften über den Hof — wie wunderbar schön, wie engelhaft war dieser Blick! Die Glocke zum Diner läutete um sechs Uhr, die Stühle füllten sich, Eine nach der Anderen nahm ihren Platz ein, und es dauerte nicht lange, so waren alle Augen auf die schöne Angekommene gerichtet, die anscheinend theilnahmlos an der Seite von Madame Morin saß. Das Geflüster zur Rechten und Linken dauerte einen Augenblick, und dann griff Jede zu ihrem Löffel, und Niemand kümmerte sich mehr um das schöne Mädchen.

Sie war die Stubengenossin von Miß Hood geworden; wahrscheinlich behandelte diese die Neuangekommene, wie sie auch mir begegnet war, denn die Thür öffnete sich, das schöne Mädchen trat in unser Zimmer ein und fragte, ob sie ein wenig bei uns bleiben dürfe. Diesmal stand die Siberg schnell auf und bot der Eingetretenen ihren Stuhl, und, was sie selten that, sie legte ihren Strickstrumpf neben sich auf das Bett, um ganz und ungetheilt der Fremden anzugehören. Ihr Gesicht nahm den treuherzigsten, zufriedensten Ausdruck an, so, als wolle es sagen: Sieh', diese hier gefällt mir.

Die Fremde war Engländerin und nannte sich Miß Kings; sie war in Frankreich erzogen und darnach wieder nach London zurückgekehrt. Ihre Mutter hatte sie verloren, und ihr Vater hatte sich kürzlich wieder verheirathet; mit ihrer Stiefmutter hatte sie sich auf keinen erträglichen Fuß stellen können, sie gab ehrlich zu, daß es nicht allein die Schuld der Stiefmutter gewesen sei, sie habe die Vergötterung nicht ertragen können, die ihr Vater für seine zweite Frau gehabt, weil sie jung und schön sei; sie habe immer daran denken müssen, wie karg und gleichgültig er gegen ihre arme Mutter gewesen, die freilich durch Krankheit abgezehrt und traurig und unglücklich gewesen sei. — Sie weinte viel, die arme Miß Kings, als sie von ihrer Mutter sprach. Dann, fuhr sie weiter fort, habe ihr die Stiefmutter selbst gerathen, das Haus zu verlassen, sonst würde sie daraus fortgehen. Am selben Tage noch kündigte Miß Kings ihrem Vater an, daß sie in Frankreich eine Stelle als Lehrerin suchen wolle. Er schien erfreut darüber, und acht Tage darnach war sie auf dem Wege nach Paris.

Miß Kings erzählte uns ihre ganze Leidensgeschichte mit so liebenswürdiger Offenheit, sie nahm so unsere Aufmerksamkeit, unser Mitleid in Anspruch, daß wir bis tief in die Nacht hinein saßen, und Louise Siberg schon zwei Stunden vorher ein anderes Licht aus dem Schranke geholt hatte. Es war erst Dienstag, das Licht war bestimmt, eine ganze Woche zu halten; aber die kleine Siberg steckte so recht energisch eines von ihren Lichtern

auf, man sah ihr an, wie gern sie es that.

Das Vertrauen, das uns Miß Kings gleich bei ihrem Eintritt schenkte, wunderte uns gar nicht. Die Lehrerinnen sind immer sehr offenherzig unter einander; man ist sicher, bei ihnen guten Rath und den besten Trost zu finden; wie könnte man schweigsam und zurückhaltend sein, wo Jegliche so kindlich, so gemüthlich aus ihrem Leben erzählt.

Es war Miß Kings ernst damit, sobald wie möglich eine Stelle als Lehrerin zu finden. Schon am anderen Tage sah ich sie neben Madame Morin am Katheder stehen, die ihr verschiedene Agenten und Agentinnen nannte, deren Namen Miß Kings in ein Notizbuch eintrug.

Am folgenden Tag fing sie an und machte ihre Course bei den Agenten, kam aber gewöhnlich mißgestimmt zurück. Man gab ihr wenig Hoffnung; die große Concurrenz, die Masse von Lehrerinnen, die sie bei den Agenten fand, entmuthigte sie. Jedoch Madame Morin sprach ihr immer Muth zu, sie war fest überzeugt, daß eine katholische Engländerin in Paris eine glänzende Stelle finden müsse. Dann erheiterte sich wieder die Stirn des schönen Mädchens, und sie fing den folgenden Tag von neuem ihre langen, ermüdenden Course an.

Gewöhnlich brachten wir die Abende zusammen zu; selten nahm Miß Hood an unsrer Unterhaltung theil, obschon ich nicht nachließ, ihr alle Aufmerksamkeit zu erweisen. Wir hatten das Thema über die alten Jungfern öfters seitdem besprochen, und ich hatte bemerkt, daß sie einen ganz sonderbaren Haß auf dieselben geworfen hatte. Ich hatte gesucht, mich mit ihr zu verständigen; aber mit Haß und Liebe ist kein Raisonnement möglich, deshalb machte ich keinen weitern Versuch zu ihrer Bekehrung.

Wir saßen wieder einmal bei unsrer Theemaschine, und diesmal war Miß Hood in unserm Bunde die Vierte. Es dauerte nicht lange, so berührte sie wieder ihr unvermeidliches Thema. Ich sah, wie Siberg die Stirn runzelte, und Miß Kings den Mund spöttisch verzog; ich sah ein Unwetter heranziehen; vielleicht hätte ich, als vermittelndes Princip, es verhüten können; aber ich that es nicht; ich beobachtete eine gänzliche Neutralität. Als Miß Hood den Charakter der alten Jungfern, ohne Ausnahme, mit den häßlichsten Farben malte, brach die Siberg los:

„Miß Hood, ich bitte Sie, in meiner Gegenwart nichts gegen die sogenannten alten Jungfern zu sagen; wenn Sie unter verachtungswürdigen Individuen aufgewachsen sind, so bin ich dagegen von einer unverheiratheten Dame, meiner Tante, erzogen worden, die mir mein Leben lang als das leuchtendste Beispiel einer schönen Menschenseele erscheinen wird."

„Was kümmert mich das, Miß Siberg, ich nehme mir die völlige Freiheit, meine Meinung zu sagen; Sie haben aber nicht nöthig zuzuhören."

„Ich denke, daß ich in meinem Zimmer das Recht habe, Unangenehmes zu entfernen."

„Es ist mir nie eingefallen, Sie in Ihrem Zimmer aufzusuchen; mein Besuch gilt heute, wie immer, Miß Müller."

Jetzt mußte ich aus meiner Neutralität heraustreten, und ich sagte begütigend zu der Siberg:

„Kind, werde doch nicht so böse, du bist ja keine alte Jungfer, bist kaum vierundzwanzig Jahre alt, — laß denn doch Miß Hood ihre Meinung."

„Es ist aber wahrscheinlich, daß ich eine alte Jungfer werde; und ich will das schöne Bild von einer Existenz, die sich ganz den Menschen, die ihr meistens keinen Dank dafür zollen, widmet, recht treu in mir behalten; ich will nicht, daß man das, was ich so tief verehre, mit Füßen trete. Wenn du ein so großer Geist bist, Alles spurlos an dir vorübergehen zu lassen, — ich bin es nicht, und mir könnten die unwürdigen Aeußerungen der Miß Hood Eindruck machen."

„Ich bin der Meinung von Miß Siberg," stimmte Miß Kings bei: „Eine Mutter im Kreise ihrer Kinder ist schön, ist erhaben; aber eine alte Jungfer, die ohne Bitterkeit Alles das, was das Leben schön und genußreich macht, mit heiterm Blick betrachtet, die sich demuthsvoll dem Geschick untergeordnet hat, und im Leben arbeitet und wirkt, bis sich ihr Tag neigt, — die ist größer und erhabener als eine Mutter, die nur thut, was die Natur ihr anweist."

„Vortrefflich! schön!" rief die Siberg

begeistert aus und streckte Miß Kings die Hand entgegen, in die Jene freundlich einschlug.

Auch ich war gerührt; es kam mir, wie eine Thräne ins Auge, die ich langsam, unvermerkt zerdrückte.

„Miß Kings hat eine sehr poetische Sprache," sagte Miß Hood; „in England findet leider diese Brillantsprache keinen Anklang mehr; da muß man nach dem guten Deutschland gehen, um damit noch Effect zu machen. Gute Nacht, Miß Müller."

Und damit verschwand sie in ihrem Zimmer.

II.

Rue de Roquepine.

Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.
Lenau.

Nun war ich schon mehr als vierzehn Tage in Paris. Von der Stadt spreche ich nicht, weil die Franzosen selbst schon viel zu viel von ihrer Hauptstadt sprechen; man wird ihr schon gram, ehe man sie kennt; aber von einer Straße muß ich sprechen, in die ich von nun an so manchmal meine Schritte lenkte. In der Rue de Roquepine war ein Haus rechts, Nr. 56, ein großes Haus, sechs Stockwerke hoch; um dahin zu gelangen, nahm ich den Omnibus am Bastillenplatz, fuhr dann geraden Weges der Madeleine zu, wozu ich eine gute Stunde brauchte; da mußte ich dann aussteigen, weil da eine Omnibusstation ist. Von da hatte ich aber auch nicht mehr weit bis zur Rue de Roquepine, kaum ein Viertelstündchen, das ich immer zu Fuß zurücklegte.

Es regnete heftig, als ich auf dem Bastillenplatze auf einen Omnibus nach der Madeleine wartete, — es waren deren wenigstens schon ein halbes Dutzend vorübergekommen; aber immer hieß es: „Complet." — Es stieg selten Jemand heraus, und wenn ein Platz leer wurde, so kamen die Nummern an die Reihe, die vor mir waren. Mich amüsirte es zuzusehen, ich wußte, daß meine Reihe noch nicht kommen würde, und blieb im dichten Gedränge unter einem kleinen Vordach stehen und sah zu, wie alle fünf Minuten, jedesmal, wenn ein Omnibus kam, die Leute den Schutz des Vordaches verließen, um sich an den Omnibus zu drängen. Das war jedesmal ein Mischmasch von Regenschirmen und von Stimmen! Daraus schallte dann deutlich die Stimme des Conducteurs: „18—19 complet!"

Ich wartete in aller Ruhe, endlich hörte ich rufen: „42 — complet!" und nun mischte ich mich, sobald ich den zehnten Omnibus ankommen sah, unter die Schaar der Regenschirme und spannte meinen auch so breit wie möglich auf. Zu spät sah ich, daß er in das sorgfältig gepflegte Haar eines Pariser Schneiders, Commis Voyageurs, oder eines Landjunkers eine seiner acht Spitzen hineingewühlt hatte; der jugendliche Held aber versetzte meinem armen Regenschirm einen wüthenden Schlag mit der Faust und warf ihm einen Blick aus seinen schwarzen, wuthentbrannten Augen zu, der wahrlich einer würdigern Persönlichkeit wie einem simplen deutschen Regenschirme hätte gelten sollen, um Effect hervorzubringen. Wenn ich später im Leben von der Effecthascherei der Franzosen reden hörte, so dachte ich immer mit einer gewissen Befriedigung an meinen Regenschirmmann, — immer konnte ich doch ein Beispiel von einem Franzosen anführen, der ganz wahr, ohne Effect zu suchen, einer augenblicklichen Rancune gegen einen deutschen Regenschirm nachgegeben hatte.

Endlich saß ich im Omnibus; die triefenden Regenschirme, Frauen mit Kasten und Körben, rangirten sich bunt darin; Keiner wollte dem Andern etwas nachgeben, nur hier und da drängte sich bescheiden ein magerer Musiklehrer in eine Ecke, um der allgemeinen Bewegung zu entgehen oder um seine Musikrolle vor den Stößen dieser energischen Weiber zu retten. — —

Werde ich sie wiederfinden? Was kann alles aus ihr geworden sein in den drei Jahren, seit ich sie nicht mehr sah. Gestorben wird sie nicht sein, das wäre etwas zu Außergewöhnliches; aber ausgezogen könnte sie sein, das ist etwas ganz Gewöhnliches, ja Unvermeidliches in Paris. Und dieser Gedanke, daß sie die Rue de Roquepine könnte verlassen haben, diese kleinen heimischen Zimmer, aus denen man auf den Balcon trat, der im sechsten Stockwerk sich über alle Dächer erhob — dieser Gedanke hatte mir das Herz schwer gemacht. Als ich an der Made-

leine im strömenden Regen den Omnibus verließ, ging ich fast bekümmert ihrer Straße zu, denn nun war ich beinah gewiß, daß sie ausgezogen war. Auf meine Ahnungen konnte ich mich immer verlassen, und diese war mir so plötzlich gekommen, — es war mir gar zu traurig, daß ich sie nicht mehr in der kleinen Wohnung finden sollte, wo Grauchen und Linda immer zusammen aus derselben Thür der Tante Müller entgegenkamen, sobald sie ihre Schritte im Corridor hörten.

Enfin, ich mußte es wenigstens versuchen, und ich kam in der Rue de Roquepine an. Alles war unverändert da; folglich mußte sie auch noch oben in den Lüften thronen.

„Fräulein Werner?" rief ich in die Loge der Concierge hinein; — Die Alte nickte mit dem Kopfe und sagte eintönig: „Sechs Stiegen hoch, links."

Ich lief freudig die Treppen hinauf und stand athemlos oben vor der bekannten Thür; ich schellte, ein Schritt nähert sich der Thür, man öffnete und ich stehe Fräulein Werner gegenüber.

Nach den Begrüßungen, die meinerseits sehr lebhaft, kam es zu vernünftigen Fragen. — Grauchen sah ich nicht, Linda war da, obgleich anscheinend gleichgültig bei meiner Ankunft.

„Sie suchen Grauchen?" fragte Fräulein Werner schmerzlich; „ach Gott, ich habe traurige Zeiten durchgemacht! — Grauchen ist todt."

Sie warf einen inhaltschweren Blick nach der Zimmerdecke. Dachte sie sich Grauchen in jenen Gefilden, wo es keine Mäuse giebt, wo es von der immerwährenden Aufregung, das dieses Ungeziefer auf die Katze, die höchst nervöser Natur war, ausübte, endlich Ruhe in Abraham's Schooß gefunden hat?

„Grauchen war schon vor drei Jahren eine alte Katze: die Altersschwäche wird sie wohl mitgenommen haben," warf ich tröstend ein.

„Ach sie könnte noch leben, mir zur Freude, zum Troste, das arme Herzchen!"

Da man von Fräulein Werner eine irrige Meinung nach der Zuneigung, die sie namentlich für Hunde und Katzen hegte, bekommen könnte, so will ich, ehe ich sie weiter reden lasse, ein wenig aus ihrem Leben erzählen:

Sie war eine Deutsche, die Tochter eines Banquiers; sie war in großartigen Verhältnissen, in einer großen Stadt aufgewachsen. Fräulein Werner mußte sehr schön gewesen sein, denn sie zeigte noch deutliche Spuren davon, als ich sie drei Jahre vorher zum ersten Male sah, und damals war sie zweiunddreißig Jahre alt. Mit achtzehn Jahren war sie die Braut eines jungen Mannes, den sie liebte, — nun, ich meine, nie kann ein Mann geliebt worden sein wie dieser. Ich habe viele Menschen im Leben kennen gelernt, aber bin nie mehr einer Gefühlstiefe, ja Gefühlsschwärmerei begegnet, wie sie bei Fräulein Werner zu Hause war. Das Gefühl war Richter in Allem, das Herz entschied überall und keine Stimme hatte mehr etwas einzuwenden. Sie gewann den kältesten, nüchternsten Menschen durch ihre warme Beredsamkeit, durch die Wahrheit und hinreißende Größe ihres Empfindens. In jeder ihrer Bewegungen war etwas Tragisches, so Edles, Geschmackvolles in ihrer großartigen Gefühlsweise, daß man sich fragen mußte, wie kommt es, daß eine so bedeutende Persönlichkeit allein, so ganz allein ihre Tage in drei kleinen Stübchen im sechsten Stockwerke Rue de Roquepine hinbringt. Um dieses zu erklären, brauche ich nur meine Erzählung fortzusetzen:

Die Eltern wollten ihre Tochter noch nicht verheirathen. Die Heirath sagte ihnen nicht so recht zu, und sie waren daher ganz damit einverstanden, als der junge Mann eine Reise nach Mexiko im Auftrag eines großes Handelshauses unternahm. Die Rückkehr verzögerte sich vielleicht deshalb, weil Herr Werner anfing, höchst riskante Speculationen zu machen, die das Resultat eines gänzlichen Mißlingens aufzuweisen hatten. Der Bräutigam arbeitete in Mexiko auf seine Rechnung, und jemehr der künftige Schwiegervater dem Sonnenuntergang entgegenging, desto energischer schritt er mit der aufgehenden voran. Die Braut wartete geduldig und so gern der alte Banquier Werner sie an einen Mann verheirathet hätte, der ihm in seiner mißlichen Lage vom größten Nutzen gewesen wäre, so wehrte sie doch Alles von sich ab und lebte in einer Art Gefühlsschwärmerei, die beständig den Abwesenden umgab und ihn zu einem Hel-

den erhob, wie sie größer nicht in der Einbildungskraft eines Homer entstanden sind. Der Banquier Werner starb, wie es hieß, angeekelt und geärgert durch das Mißlingen seiner Berechnungen. Die Wittwe blieb nach der Regelung der Angelegenheiten in fast dürftigen Verhältnissen zurück. So sehr auch der Tod des Vaters die Tochter betrübte, so wenig kümmerte sie sich um den Verlust des Vermögens. Leuchtete ihr denn nicht ein heller Stern jenseits des Oceans? Konnte ihre Liebe je groß genug sein, um seine Zuneigung zu verdienen? Der Briefwechsel bewegte sich in einer so feurigen, überschwänglichen Sprache, diese Liebe, durch die lange Trennung zu einer Höhe gestiegen, die den Anforderungen des menschlichen Lebens und Treibens ganz und gar entwachsen war, bewegte sich in den Wolken, in einer geheimnißvollen, mysteriösen Welt, in der nur zwei Gottheiten thronten, deren ewige Glückseligkeit es war, sich von Angesicht zu Angesicht in ewiger Beschaulichkeit in die Augen sehen zu können. —

Endlich nach sieben Jahren langer Trennung schrieb der Bräutigam, daß Alles in Mexiko bereit sei, die Braut zu empfangen. Er wolle sich sofort auf die Reise begeben und in einigen Monaten in Paris eintreffen, wo er Braut und Schwiegermutter zu finden hoffe, dann sollte dort die lang getrennte Vereinigung stattfinden, und darnach sollte die große Hochzeitsreise über den Ocean gemacht werden, wo sie in der neuen Heimath ein Götterleben führen wollten.

Emma Werner ging wie im Traume umher, sie fiel ihrer Mutter täglich einige Male in die Arme, weinte an ihrem Halse und konnte nur sagen: Mutter! meine Mutter, wie ist dein Kind so glücklich! — Frau Werner machte die Vorkehrungen zur Reise, verkaufte Alles, was sie noch an Möbeln u. s. w. besaß, und einige Tage nachher schickten sich Mutter und Tochter zur Abreise an. — In Paris angekommen, fanden sie schon Zimmer im Grand Hotel zu ihrer Aufnahme bereit, — andere Zimmer erwarteten den Bräutigam, — — Fräulein Werner hat mich oft versichert, daß sie noch heute nicht glauben könne, daß sie so selige Wochen in Paris könne verlebt haben, wie die, die nun folgten: der Geliebte war auf der Reise, das wußte sie, — jede Minute brachte ihn ihr näher, das Wetter war ruhig und heiter, in einem Monat spätestens mußte er eintreffen. Dann rückte der Tag immer näher, — sie sah, wie man einen Saal prachtvoll decorirte, wie üppige Pflanzen des Südens an den Wänden aufstiegen, wie der ganze Blumenreichthum der tropischen Zone mit heißen feurigen Farben sich verschwenderisch in diesen Wänden entfaltete. Mitten unter breitblättrigen Bäumen war eine Art Altar von Blumen errichtet; hier sollte die Vereinigung der Liebenden stattfinden. Als Emma zum ersten Male in ihrer ganzen Vollendung diese wunderbartrauliche, üppige Wildniß sah, da fiel sie überwältigt vor dem Altare nieder und schickte ein Dankgebet zu dem Gott, der sie mit des Lebens Wonne überschüttet hatte.

Nun konnte der Geliebte jeden Tag eintreffen, — Emma hatte eine fieberhafte Unruhe — sie schlief nicht mehr, jedes Geräusch schreckte sie auf. Da kam nach acht langen Tagen des Wartens endlich die Nachricht der Ankunft des Schiffes in Havre. Den Tag darauf wurde den Damen ein Herr gemeldet, der sie zu sprechen wünsche. Emma sprang auf, that einen Schritt nach der Thür, blieb dann stehen und hielt sich den Kopf mit beiden Händen. Der Herr trat ein, stellte sich Mutter und Tochter als Reisegefährte von Herrn Felix Gastell vor, beauftragt, seine Grüße zu überbringen mit einem Briefe, der die Verzögerung seiner Ankunft erkläre. Emma streckte hastig die Hand aus und der Reisegefährte suchte lange und schien eher aufgelegt, mit Frau Werner über die Reise zu sprechen, als den Brief zum Vorschein zu bringen. Er suchte lange, dann schien er wieder so von der Erzählung der Reiseabenteuer hingerissen, daß er den Zweck seines Besuches vergessen zu haben schien. — Emma zitterte vor Ungeduld, es sah aus, als bemerke er es nicht; bis endlich die heftig hervorgestoßnen Worte, begleitet von einem verzweifelten Blick: „Aus Barmherzigkeit, geben Sie mir den Brief," — ihn aus seiner Redseligkeit rissen. Langsam nahm er ihn aus seinem Portefeuille, langsam reichte er ihn Emma und sprach bedeutungsvoll:

„Ich hätte Ihnen so gerne diese Stunde ersparen mögen; aber sie mußte kommen."

Madame Werner stürzte auf den Fremden zu; Emma hörte nichts mehr, sie riß mit fieberhafter Hast den Brief auf, las einige Worte, rief dann: „Ist er todt? sagen Sie schnell!" und als der Fremde traurig nickte, da stieß das arme Mädchen einen lauten Schrei aus und fiel bewußtlos zur Erde nieder.

Sie verlor nicht die Vernunft unter diesem gewaltigen Streich des Schicksals; denn ein Jahr später sehen wir sie mit ihrer Mutter Rue de Roquepine 56 im sechsten Stockwerk etablirt. Emma Werner giebt deutsche Lectionen und Clavierstunden und ernährt sich und ihre Mutter dadurch. Die alte Mutter sieht dem Kinde nach den Augen, und Emma lächelt bisweilen wieder ihrer Mutter zu; nicht mehr mit diesem matten, wehmüthigen Lächeln, das noch vor einigen Monaten manchmal dem besorgten Blick der Mutter begegnete, — das Lächeln ist kräftiger geworden und die großen, schwarzen Augen sehen nicht mehr so theilnahmlos drein. Von dieser Zeit fing Emma an, diese große allumfassende Liebe, die sie ausschließlich für den Abgott ihrer Seele hatte, auf Alle, die mit ihr im Leben zusammentrafen, zu verbreiten. Sie betrachtete sich wie dazu da, einem Jeden einen Liebesdienst zu erweisen. Nach dem Tode ihrer Mutter, der einige Jahre nachher erfolgte, litt sie noch einmal tief, denn nun hatte sie Niemanden mehr, der sie so recht liebte, so ganz ausschließlich; Niemanden, der sie so ganz nöthig hatte. Da raffte sie eines Abends in der Straße ein halb verhungertes, verstoßenes Kätzchen auf, das sie jämmerlich anschrie. Dieses wurde das berühmte Grauchen, dem sie einen Himmel auf der Welt schuf, und das ihr dagegen eine Anhänglichkeit und eine Treue bewies, wie ich sie nie bei einer Katze möglich glaubte. Später, als Grauchen anfing alt und etwas verdrießlich zu werden, gab sie ihm, es aufzuheitern, einen jungen kleinen Affenpinscher zum Gespielen. Auch an diesem hatte sie als barmherziger Samariter gehandelt, denn als er in der Eigenschaft eines Gesellschafters bei Grauchen ankam, war er ein ganz krankes, lebensmüdes Individuum; er litt an der Hundekrankheit; und ein Bäcker der Rue de Roquepine wollte ihn vor die Thür setzen, als gerade Fräulein Werner kam, ihren Brotbedarf für den Tag zu kaufen. Sie legte das kranke Thier vor Grauchen, und wenn vielleicht der lustige, durchtriebene Affenpinscher nie fertig gebracht hätte, sich in die Gunst des alternden Grauchens zu setzen, so hatte der kranke, traurige Affenpinscher das Glück, von vorn herein Grauchens ganze Sympathie zu erwerben. Wenn später der zum vollen, frohen Lebensgefühl wieder erwachte Pinscher muthwillig die alte Katze bald an den Ohren, bald am Schwanz zauste, so schaute Grauchen mütterlich drein. Nun war Grauchen todt; die Freude, der Trost seiner Herrin! Das muß man sagen, Grauchen war eine schöne Katze; größer wie gewöhnliche Katzen und hatte Physiognomie in dem grauen Gesichte.

Ich fand es auch gar nicht lächerlich, daß Fräulein Werner den Verlust tief betrauerte. Die, welche ein verächtliches Nasenrümpfen für die Vorliebe der alten Jungfern für Katzen, Hunde, Vögel &c. haben, beweisen, daß sie Leute sind, die wenig im Leben nachgedacht haben. Der Mensch muß etwas haben, was er liebt und was ihn liebt; besonders aber die Frau. Hat sie keinen Gatten, kein Kind, die ihr allein und ausschließlich angehören, nun so wird oft ein armer, treuer Hund ihre Freude, der sie stürmisch empfängt, wenn sie in das leere Zimmer tritt. Warum sollte das lächerlich sein, wenn sie darin eine Art von Genugthuung findet? Mich stimmte es immer eher wehmüthig, ich dachte: wie begnüglich sind doch so manche Menschen, wie hat das Schicksal sie genügsam gemacht!

So lebte Fräulein Werner schon zehn Jahre lang in derselben Straße, demselben Hause rue de Roquepine. Sie hatte viele Freunde, deutsche Familien und französische, die sie innigst liebten. Wer konnte sie auch genau kennen, ohne sie zu lieben!

Sie hatte glücklicherweise an dem Tag, als ich sie besuchte, keine Stunden zu geben; ich verbrachte den ganzen Tag bei ihr, ich half ihr, in der kleinen, netten Küche unser Essen bereiten; bei ihr hatte man immer ein wahrhaft Lucullisches Mahl, für ihre Freunde war immer das Beste da.

Ich wurde nicht fertig mit Erzählen von Deutschland, dessen Politik ihr ein Greuel war; sie hing so ganz an diesem

guten Oesterreich wie alle sehr phantasiereichen Gemüthsmenschen, die am Alten hängen und Niemand wehe thun wollen. Wie hätte sie das strenge, eiserne Regiment Preußens, wie Deutschlands Größe durch preußische Disciplin in ihrer Gefühlsschwärmerei zugeben können! Dann erzählte ich ihr getreulich von meinen Erlebnissen in den drei letzten Jahren. Keine Stelle hatte ich noch mit Bedauern verlassen; ich fand, wie es in der Bibel heißt, daß der Miethling die Schafe, ohne sich lange zu bedenken, verläßt, fand aber auch, daß der Miethling ganz wohl daran thut, sintemalen die Schafe und die Eltern der Schafe ihn ja doch nur als bezahlten Menschen betrachten.

„Um jetzt ganz und gar mich der französischen Sprache zu bemächtigen, die ich längst so schlecht spreche wie alle Deutschen, die nie längere Zeit in Frankreich waren," fuhr ich in meinem Berichte fort, „will ich, nachdem ich ein halbes Jahr lang mir die Theorie der Sprache eigen gemacht habe, die Praxis gerade daran reihen, das heißt, ich will eine Stelle als Lehrerin in Frankreich annehmen."

Fräulein Werner fand mein Project gut, und das war mir lieb, denn ich hielt in allen Angelegenheiten, wo das Herz und das große Gefühl nicht nöthig hatten, sich hineinzumischen, viel auf ihren Rath.

Gegen Abend hatte sich das Wetter aufgeklärt, der Himmel war hell geworden, und die Luft war lau und still. Wieder wie vor drei Jahren brachten wir den Abend auf dem Balcon zu, hoch in der Luft, unter den Sternen, die um uns blitzten und funkelten, gegenüber dem Monde, der ruhig und nachdenklich auf uns sah. Die Schönheit der Nacht rief tausend begrabene Erinnerungen in uns wach; wir sprachen von dem, was wir besessen hatten und was so still von uns fortgegangen war — die schönen Augen der Werner leuchteten von Thränen, und ich war tief bewegt. — Die späte Stunde mahnte zum Aufbruch; ich hätte die Nacht, mein ganzes Leben mitten in dieser Sternenwelt zubringen mögen; ich schied zögernd, es schlug gerade elf Uhr, als ich in den Omnibus an der Madeleine stieg. Diesmal war Platz darin, und ich rollte über die feenhaft erleuchteten Boulevards, statt der Sterne schimmerten mir Lichter von allen Farben entgegen; eine Menschenmasse drängte sich noch auf beiden Seiten der Boulevards — mir war das Herz so leicht, so froh, ich fühlte mich so glücklich und wußte doch eigentlich selber nicht warum. Am Bastillenplatz stieg ich aus und mußte noch wenigstens zwanzig Minuten von da bis zum Quai d'Anjou gehen. Als ich so allein, so unangefochten den Pont Marie passirte, fühlte ich mich so frei, so stolz in meiner Unabhängigkeit, so gehoben, wie sich nur der stolzeste Mann fühlen kann. — Als ich zögernd schellte, wurde mir wieder das Herz ein wenig schwer — der Tag war so schön gewesen, Alles so splendid, so geschmackvoll in der Rue de Roquepine, und nun mußte ich wieder in das kalte, mit Steinen gepflasterte Zimmer hinaufsteigen. Die Siberg schlief und athmete laut, was mir ein Gefühl des Unbehagens mehr einflößte.

III.

Fruchtloses Suchen.

So weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Menschliches wird hier erblickt.
Schiller.

So ging Tag für Tag vorüber, ich studirte fleißig und besuchte gewissenhaft die Stunden von Madame Morin; sie war immer dieselbe, man hatte sie ganz und gar in den drei ersten Tagen ausstudirt. Und das war auch gut, denn in den meisten Fällen ist es nicht der Mühe werth, schwer ergründliche Menschen zu studiren. Immer wenn ich dieses Studium gemacht hatte, und das Problem gelöst vor mir lag, fand ich meistens eine gewisse geistige Leere, die sich hinter dem Dunkeln, Geheimnißvollen versteckte; meistens liegt aber in dieser feierlichen Zurückhaltung ein ungeheurer Dünkel, ein geschmackloses Effectsuchen mit zu untergeordneten Mitteln, als daß man kühn und offen mit seinen Ansprüchen zu Tage treten könnte. Also Madame Morin war zu überzeugt von ihrer Ueberlegenheit, als daß sie es nothwendig gefunden hätte, sich den Schein der Unergründlichkeit zu geben. Sie überließ das ihren zwei Töchtern, die sie, wie es mir schien, mit sehr mittelmäßiger mütterlicher Liebe liebte.

Drei Monate waren so vergangen; wir waren mitten im Sommer, und es war

ungeheuer heiß. — Die Siberg und ich bewohnten immer dasselbe Zimmer zusammen, und nebenan hausten die beiden Engländerinnen. Miß Kings brachte noch immer ihre Abende bei uns zu; dagegen hatte sich Miß Hood ganz von uns zurückgezogen und sich mit einer Wärme, die ich ihr gar nicht zugetraut hätte, auf zwei kurz vorher angekommene Engländerinnen geworfen. Dann pflegte die Siberg mir zu sagen:

„Du siehst nun, daß Miß Hood eine undankbare Person ist, du hast mir es nicht glauben wollen."

Worauf ich zu antworten pflegte: „Ich werfe mir in Bezug auf Miß Hood eine gewisse Tactlosigkeit vor, — ich war zu sehr bereit, ihr immer recht zu geben, ihr immer meine Aufmerksamkeit zu beweisen; Miß Hood ist nicht eitel, eine Andere hätte gedacht, es wäre das Resultat ihrer Ueberlegenheit, — sie hat die Wahrheit erkannt und nimmt meine Schonung eher als Beleidigung auf. Es ist wahr, ich mischte zu viel tölpelhafte Gutmüthigkeit in meinen Verkehr mit ihr hinein —" dann lachte ich einmal dazu, und die Siberg wußte nun gar nicht mehr, was ich wollte.

Die schöne Miß Kings war etwas bleich und stille seit den drei Monaten geworden. Sie setzte ihre Promenaden bei den Agenten fort, und schien von einer Agentin besonders ihr Heil zu erwarten, die weit von uns in den Champs Elysées wohnte.

Seit einem Vierteljahre hatte das junge Mädchen so viele vergebliche Gänge gemacht; Abends saß sie erschöpft bei uns, stützte den Kopf in ihre Hände und schien nachzudenken. Eine fröhliche Gesellschafterin war sie nicht mehr; nur manchmal, wenn die Siberg den Thee besonders stark zubereitet hatte, dann wurde Miß Kings erregt, ihre Wangen färbten sich wieder, und sie sprach davon, wie überdrüssig sie der ganzen Geschichte sei; sie fürchtete, sie möge am Ende gar nichts finden, und knüpfte dann immer die bange Frage daran, was denn aus ihr werden solle? Als einmal die Siberg gutmüthig antwortete:

„Nun, wenn alle Stricke reißen, dann gehen Sie wieder zu ihrem Vater zurück."

Da fuhr Miß Kings heftig auf, hob, wie zum Schwur, die Hand in die Höhe und rief aus:

„Nimmer! ehe das geschieht, wird man meinen Leichnam aus der Seine gezogen haben!"

Dann vertraute sie uns an, daß sie in der unerträglichsten Lage sei, daß sie Madame Morin einen Monat das Kostgeld schulde, und daß ihr Vater, an den sie schon ein halbes Dutzend Briefe um Geld geschrieben habe, ihr keine Antwort gebe.

Das war allerdings eine kritische Situation, und wir wußten ihr keinen Rath. Vorlagen konnten wir keine machen; wir saßen selbst in Erwartung der Dinge da und mußten hübsch haushalten, wenn wir herumkommen wollten. Wir hatten auch keine Hilfsquellen, die Siberg und ich, als unsre unbedeutenden Ersparnisse, die wir hier mit rasender Schnelligkeit zusetzten.

Wir waren bekümmert wegen Miß Kings und ersehnten mit ihr den facteur, der ja doch einmal das Geld von England bringen mußte. Ich sprach mit Fräulein Werner darüber und dachte, daß sie vielleicht etwas dazu beitragen könne, Miß Kings eine Stelle zu verschaffen. Ich ging selbst mit ihr zu Fräulein Werner, die uns versprach, ihr Mögliches zu thun.

Als ich sie kurz darauf sah, meinte sie, es möge fast unmöglich für Miß Kings sein, eine Stelle als Lehrerin in Frankreich zu finden.

„Warum denn?" fragte ich erstaunt, „Miß Kings ist sehr unterrichtet."

„Ja, daran zweifle ich ja gar nicht; aber sie ist zu schön, als daß man sie in einem Hause möchte."

„Wie denn, zu schön? Es macht doch mehr Freude, ein schönes Gesicht zu sehen als ein häßliches?

„Das ist's ja eben; das würde dem Herrn des Hauses oder den Söhnen des Hauses in Frankreich viel Freude machen, und deshalb ist die Herrin des Hauses so klug, sich einen solchen Stein des Anstoßes aus dem Hause zu halten."

„Also die Schönheit, ein liebliches Aeußere, das doch sonst im Leben die beste Empfehlung ist, soll auch noch einer Lehrerin zum Fluche werden?" rief ich entrüstet aus.

„Was wollen Sie machen, es ist einmal so. Ich will aber morgen schon bei meinen Bekannten nachfragen, ob sich nichts für Miß Kings finden läßt."

Einige Tage nachher nahm mich Madame Morin bei Seite.

„Sie sind befreundet mit Miß Kings," sagte sie, „wahrscheinlich hat sie Ihnen mitgetheilt, daß sie in einer sehr unangenehmen Lage ist."

Auf meine bejahende Antwort fuhr Madame Morin fort:

„Das arme, junge Mädchen dauert mich ganz unbeschreiblich; aber welch ein Vater auch, der sie so in der Patsche läßt! Dieser Mann muß gar keine Einsicht haben, sonst hätte er sie nicht nach Frankreich geschickt. Ich sagte ja von vorn herein, daß sie viel zu schön sei, um hier eine Stelle zu finden. Sie ist mir nun seit sechs Wochen schuldig; ich würde großmüthiger an ihr handeln wie ihr eigner Vater, wenn ich mir nicht zum Grundsatz gemacht hätte, nichts mehr zu verborgen. Nun habe ich mich hier wieder von meiner Gutmüthigkeit hinreißen lassen, — weiß Gott, wann ich meine 112 Francs 50 Cent. bekomme, — aber weiter kann ich nicht gehen, denn ich habe schon gar zu große Verluste durch diese Art zu handeln erlitten. — Ich habe auch heute mit Fräulein Siberg darüber gesprochen; sie würde mir einen großen Dienst erweisen, wenn sie Miß Kings beibringen wollte, daß ich mir nicht erlauben kann, meinen Pensionären solche Vorlagen zu machen. Denken Sie doch selbst, mein liebes Fräulein! Vielleicht könnten Sie heute Abend, wenn Miß Kings in Ihr Zimmer kommt, die Rede darauf bringen. Sie würden mir einen Dienst damit leisten."

Diese lange Rede war von unaufhörlichem Achselzucken und lebhaften Bewegungen der Hände und Arme begleitet. Ich sah vor mich hin zur Erde nieder, und als die alte Dame geendigt hatte, erhob ich den Kopf und sagte:

„Das ist schon alles recht gut, aber was soll aus Miß Kings werden; Geld hat sie keines, eine Stelle auch nicht, wo soll sie denn von hier hingehen?"

„Das geht sie an und namentlich ihren Vater; wir sind nicht berechtigt, uns in die Angelegenheiten Andrer zu mischen; ich kann nicht mehr thun, wie ich bereits gethan habe, und zudem — —"

Die Alte wurde unterbrochen, und ich benutzte den Augenblick, mich dieser peinlichen Auseinandersetzung zu entziehen.

Als ich in unser Zimmer kam, saß die Siberg gedankenvoll da; das passirte ihr selten; denn sie war immer beschäftigt und verlor nie eine Minute.

„Höre," sagte sie, als ich eingetreten war, „da muß Rath geschafft werden; Madame Morin hat mit mir über Miß Kings gesprochen, sie setzt sie vor die Thür, wenn nicht zwischen heute und morgen etwas geschieht."

„Was soll geschehen?" antwortete ich kleinlaut, „es findet sich keine Stelle bis morgen."

„Nein, die findet sich nicht; aber bei etwas gutem Willen kann sich eine andere Sache finden. Willst du helfen oder willst du nicht? Madame Morin muß bis morgen ihr Geld haben!"

„Ja, liebes Kind, — du denkst nicht daran, daß es peinlich ist, Miß Kings ein solches Anerbieten zu machen; und dann wäre es gewissermaßen ein leichtsinniger Streich, wenn wir uns des in Paris so nöthigen Geldes entäußern wollten," antwortete ich in einiger Verlegenheit.

„In derartigen Fällen fallen solche Subtilitäten hinweg; Miß Kings würde unser Anerbieten weniger verletzend finden wie das Anerbieten der Alten, sie vor die Thür zu setzen. Willst du die Hälfte der Summe geben oder willst du nicht? Bezahlt muß die Alte morgen werden."

„Nun ja, sei nur nicht so hastig, — ich riskire am Ende nicht mehr dabei wie du. Du bist aber eine ehrenwerthe Persönlichkeit, das weiß ich schon längst."

Sie sprang auf und schlang ihre Arme um meinen Hals und rief jubelnd:

„Ich wußte, daß du nicht zögern würdest, mir zu helfen."

„Nun, was das anbelangt, das wollen wir dahin gestellt sein lassen," erwiederte ich ein wenig beschämt.

Am andern Tage hatte Madame Morin ihr Geld, und Miß Kings drückte uns die Hände und war zu bewegt, ihren Dank auszusprechen. Sie wurde wieder heiterer, und um unser Glück ganz vollständig zu machen, kam am andern Tage ein Briefchen von Fräulein Werner, das Miß Kings ersuchte, sich den folgenden Tag, um elf Uhr, bei einer Comtesse im Faubourg St. Germain vorzustellen. — Der Tag verging in Berathungen, wie sich Miß Kings zu der Vorstellung ankleiden müsse. Es

ist so schwer, das Juste milieu in der Toilette einer Lehrerin zu finden; jedenfalls muß sie gut und anständig gekleidet sein, aber ganz einfach. Glacéhandschuhe, die nur eine Nuance zu hell von der Dame, die der Lehrerin gegenübersteht, befunden werden, brechen den Stab über sie; denn helle Handschuhe bei einer Lehrerin, die sich präsentirt, kennzeichnen eine anspruchsvolle Person, die sich nicht in ihre Position zu finden vermag. Das sind nur die Handschuhe! Nun muß das Kleid mit ganz besonderer Sorgfalt gewählt werden, und dann gar der Paletot und der Hut! Ich habe eine Lehrerin gekannt, der man eine Stelle nicht gegeben hat, weil an ihrem Paletot ein kleines Stückchen Besatz los war. Das arme Mädchen war beim Aussteigen aus dem Omnibus hängen geblieben, und die Dame prüfte sie von oben bis unten und schloß, daß die Lehrerin unordentlich sei. — Alles dieses ist factisch, und es giebt im Leben nichts Peinlicheres, Niederdrückenderes, als sich wie ein beliebiges Stück Möbel mustern zu lassen und dann noch die Donnerworte zu hören: „Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt," — was heißen will: Sie mißfallen mir, ich will noch Dutzende sehen, ehe ich mich entscheide.

Wir überlegten Miß Kings' Toilette mit großer Ernsthaftigkeit; das arme junge Mädchen hatte sehr wenige und gar keine guten Sachen. Deshalb holten wir das Zweckmäßigste für Miß Kings aus unsrer Garderobe zusammen, und am anderen Tage kleideten wir sie fein und schön, betrachteten sie von allen Seiten, hatten hier und da noch etwas an ihr zu verbessern, und endlich verließ sie schön gebürstet und ganz und gar tadellos das Haus Morin.

Als sie fort war, sagte die Siberg zu mir:

„Was meinst du, es möchte jetzt doch auch bald an der Zeit sein, daß wir es machen, wie Miß Kings, das heißt, uns nach Stellen umsehen. Du siehst, daß man Zeit haben muß; einige Monate wenigstens, bis man etwas findet. Wie viel vergebliche Gänge hat die Kleine schon gemacht, ich glaube, sie kennt alle Agenten in Paris. Wir wollen nicht so stürmisch anfangen, aber anfangen wollen wir doch. Gehen wir, um die Sache einzuleiten, wöchentlich einmal zu Madame Durier, das wird uns nur einen Nachmittag nehmen und wir können noch Zeit genug unten auf klassischem Boden zubringen. Aber anfangen müssen wir; wir haben schon Ende Juli, und Stellen müssen wir im October haben, wenn wir nicht schmählich wieder nach Deutschland zurückkehren wollen."

„Ich habe auch schon daran gedacht," sagte ich nachdenklich. „Es ist ein Vorurtheil, eine Schwäche, ich sehe es wohl ein; aber mir graut vor den Besuchen bei diesen schrecklichen Agenten. Leider sehe ich nicht, wie man dieses Joch vermeiden könnte, deshalb laden wir es nur frisch auf und gehen heute gleich; dir ist der Muth ein wenig gesunken, durch die miserablen Mahlzeiten der Madame Morin; wir wollen heute Abend im Restaurant ein kräftiges, gutes Diner zu uns nehmen, und du wirst sehen, Alles geht wieder bergauf."

„Mir ist's schon recht; aber Miß Kings wird bis dahin wieder zurück sein; wir könnten sie, wenn wir von der Agentin zurückkommen, hier abholen und mit uns nehmen."

„Gut," sagte ich, „aber brechen wir jetzt auf, die Avenue Biron ist weit, ganz nahe beim Arc de Triomphe, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Endlich nach fast zwei Stunden Zeit hatten wir unser Ziel erreicht, — wir waren mit dem Omnibus bis zum Louvre gefahren und von da, weil das Wetter angenehm war, zu Fuß gegangen. Madame Durier wohnte in einem schönen Haus in der Avenue de Biron. Im zweiten Stockwerk sahen wir mit großen Buchstaben angeschrieben: Bureau de placement pour Institutrices. Die Siberg ging voran und an der Thür wendete sie sich zu mir um und fragte:

„Willst du nicht lieber zuerst hineingehen?" Ich schüttelte den Kopf, und sie trat unerschrocken hinein. Das vordere Zimmer war das Bureau; eine große, schlanke Dame nahe den Fünfzigen, saß an einem Schreibtisch und sprach mit einer andern Dame, die daneben an ihrer Seite saß, deren Gesicht ich aber nicht sehen konnte. Einige Schritte davon war ein kleinerer Schreibtisch, an dem ein junges Mädchen arbeitete, das ich für den Secretär der Agentin erkannte. Als wir in das Zimmer eingetreten waren, erhob die elegante Dame die

Augen mit einer großen Lebhaftigkeit auf uns und deutete auf eine gegenüberliegende Thür mit den Worten: „Voulez-vous entrer, Mesdemoiselles.“ Wir traten in einen geräumigen Salon, der rundum mit Damen garnirt war; kaum fanden wir zwei Stühle, uns niederzulassen. — „Wer zählt die Völker, wer die Namen, die suchend hier zusammenkamen?“ sprachen wir mit dem Dichter, als wir diese Masse jugendlicher, älterer und schon ältlicher Gesichter vor uns sahen. Lehrerinnen, die Stellen suchen, haben meistens etwas höchst Bescheidenes, Zahmes, und besonders die, die zu Madame Durier kamen; denn die hohe Dame liebt nicht die aufgeputzten Lehrerinnen und die, die aus Versehen in einem runden Strohhut und wäre es auch der einfachste, vor sie kam, wurde mit so ungnädiger Miene empfangen, daß sie fast einer völligen Ungnade gewiß sein konnte. Der Salon war schön und geschmackvoll eingerichtet; keine der hundert Kleinigkeiten fehlte darin, die so nach und nach in den Besitz eleganter, gehätschelter Damen kommen. Zum Amusement der gelangweilten, traurigen Lehrerinnen, die hier Stunden lang warteten, bis die Reihe an sie kam, vorgelassen zu werden, lagen verschiedene Monatschriften, Revuen auf Tischen und Sesseln. Sie lasen auch pflichtgetreu darin, denn mit der Nachbarin ein Gespräch anzufangen, fiel ihnen gar nicht ein; sie sind so gewöhnt, nur dazusitzen, um das entscheidende Wort zu hören, und oft, wenn ich sie alle nach der Thür ausblicken sah, wenn sie aufging, und sich die große Gestalt von Madame Durier darin zeigte, dann dachte ich, sie müßten wenig Interesse für das haben, was sie lasen. Sie dauerten mich übriges alle, wie sie da saßen, sie sahen alle gedrückt aus. Es giebt in Paris viele Bureaux de placement; aber keines hatte so viel Ruf wie das von Madame Durier. — Sie war selbst Lehrerin gewesen, hatte sich aber schon vor zwanzig Jahren zur Agentin gemacht; sie war reich dabei geworden, das Geschäft war nicht zu mühsam; für die Correspondenz hatte sie einen Secretär, und der Empfang der Lehrerinnen dauerte täglich mit Ausnahme des Sonntags drei Stunden von 1—4 Uhr.

Gewöhnlich fertigte sie ihre Besucherinnen schnell ab; aber mit Andern mußte sie lange Conversationen pflegen; denn manchmal dauerte es gar zu lange, bis die Thür des Salons aufging und Eine aus dem Salon eintreten konnte. Die besten Plätze, die Zweitausend Francs-Plätze, erhielten immer die Französinnen, und wenn sie auch in jeder Hinsicht in wissenschaftlicher Bildung, in Musik und Sprachen den Fremden weit nachgestanden hätten, — Madame Durier hatte einmal ihre kleine Schwäche für la grande Nation française! Wir Andern bekamen dann, was die Franzosen nicht wollten, die mühsamen, beschwerlichen Plätze von tausend und zwölfhundert Franken in der Provinz. Wie manche deutsche Lehrerin dachte ingrimmig: „Laßt mich nur einmal euer Französisch durch und durch wissen, wie will ich den Staub von meinen Füßen schütteln, und Gott soll mich bewahren, daß ich euer hohles, aufgeblasenes Land wiedersehe!“

Die Thür ging auf, die Thür ging zu; es kamen Neue an, die die Plätze Derer, die gegangen waren, einnahmen. Ich sah auf meine Uhr, es war gleich vier, die Reihe einzutreten, war an der Siberg und mir. Die Agentin sah mit einem imperiösen Ausdruck in die unbekannten Gesichter, und sobald sie gehört hatte, was wir bezweckten, gab sie uns den Bescheid, daß gar nichts für Deutsche da sei; dann schrieb sie uns in ihr Register ein und gab Jeder von uns eine Nummer. Mir schmeckte das nach Sklaverei, nach Bagno, — jedenfalls war es eine geschmacklose Idee von der Agentin, die Lehrerinnen zu nummeriren.

Das Ganze hatte uns einen unangenehmen Eindruck gemacht. Madame Durier wußte, daß von ihr Sein oder Nichtsein abhing, sie hatte etwas Unfreundliches, Uebermüthiges, das uns ganz schlecht gefiel. Und deshalb waren wir auch gedrückt, die Siberg und ich, gerade wie die Andern, die da saßen. Das Frequentiren der Agenten war's also, was den Lehrerinnen das Aussehen der Ritter von der traurigen Gestalt gab; auch Miß Kings war froh gewesen, ehe sie diese fatalen Menschen besucht hatte. — Wir gingen eine Zeit lang schweigend neben einander und dachten wohl Eine wie die Andere.

„Lassen wir diese alte, langweilige Durier,“ machte Louise mit einer Bewegung, als wolle sie diese Eindrücke von sich

schütteln. „Wo gehen wir hin speisen? Wenn wir die Kleine nicht abzuholen hätten, so blieben wir in diesem Quartier, — wir gingen ins Palais Royal. Da kommt mir ein guter Gedanke, — wenn wir den kleinen Umweg machten und fragten bei Fräulein Werner an, ob sie bei unserm Diner sein will, — denn wenn sie dabei wäre, würden wir mit leichten Schwingen über die dumpfe Luft des Erdenlebens hinausgehoben werden, wir würden im Aether schwimmen, wir würden Alles von oben herunter idealisirt ansehen — — wir". —

„Ja, selbst das Medusenhaupt der Durier, das uns ganz erstarrt hat, würde von den Höhen betrachtet zum Murillo'schen Madonnenkopf werden."

„Geh' mir doch mit diesen langweiligen Erinnerungen, — was kümmert mich das armselige Pariser Agentenvolk. Diese Leute müssen leben; wir sind ihr Lebensunterhalt, das vergiß nicht!"

„Also gehen wir zur unvergleichlichen Werner, — ich glaube, sie findet ihre klassische Resignation in der Ueberzeugung, daß das Fatum sich ganz besonders um sie kümmert und sich wirkliche Mühe gegeben hat, ihr die Rolle einer tragischen Heldin im Leben zu verschaffen. In einer solchen Ueberzeugung liegt Befriedigung, selbst Genuß, wenn du willst."

„Wo die bittre Wirklichkeit anfängt, da hören die Rollen auf; da fällt man ganz und gar heraus."

Wir gingen zur Werner; sie saß da und Linda ruhte auf ihrem Schoße.

„Seien Sie nicht böse, daß ich nicht aufstehe; setzen Sie sich nur zu mir," rief sie uns entgegen, „die arme Linda ist krank, und ich will das Herzchen nicht derangiren, es ist zwar doch durch Ihren Eintritt wach geworden, aber ich denke, es schläft wieder ein."

Es war schwer, Fräulein Werner zu bewegen, ihren kranken Hund zu verlassen; endlich aber sagte sie zu, daß sie um sieben Uhr Boulevard Beaumarchais sein werde. — Als sie hörte, daß wir Miß Kings abholen wollten, rief sie bedauernd:

„Das arme Kind! man hätte es freilich voraussehen können!"

„Was ist denn? Hat sie nicht reüssirt?" riefen wir gleichzeitig aus.

„Ach, das wissen Sie nicht? Sie war vor zwei Stunden ungefähr bei mir, um mir das Resultat ihres Besuches mitzutheilen; die Dame hat ihr gesagt, sie sei ihr zu jung, — es ist immer dieselbe Geschichte; man kann ihr nicht die Wahrheit sagen, daß man Besorgnisse wegen ihrer Schönheit hat; ja, das ist fatal. Sie war so niedergeschlagen, daß sie Mühe hatte, die Thränen zurückzuhalten; ich wollte sie hier bei mir behalten; sie wollte aber ins Pensionat zurück. Ich sagte ihr, sie solle sich nur durch diesen einen vereitelten Versuch nicht niederschmettern lassen, es würde sich schon mit Zeit und Geduld etwas finden. Sie war aber zu traurig, um mir viel Gehör zu geben."

Die Siberg hatte keine Ruhe mehr, sie wollte so schnell wie möglich nach Hause, um nach Miß King zu sehen; sie war schon die sechs Treppen hinuntergelaufen ehe ich nur drei zurückgelegt hatte.

Als wir in das Morin'sche Institut und von da in unser Zimmer gelangten, sahen wir sorgfältig die Kleidungsstücke, die wir Miß Kings geliehen hatten, auf unsern Betten liegen. Louise machte eine Bewegung voll Mitleid gegen mich, um mir das zu zeigen, dann klopfte sie an Miß Kings' Zimmerthür. Auf ein Herein traten wir beide ins Zimmer und sahen Miß Kings im Bett, das Gesicht geröthet und die Augen vom Weinen angeschwollen.

„Arme Miß Kings," sagte die Siberg und setzte sich aufs Bett neben sie, „wir hörten eben von Fräulein Werner das Resultat. Aber Sie müssen sich nicht so decouragiren; ist es diesmal nicht, dann ist es ganz gewiß ein ander Mal."

Miß Kings schüttelte langsam den Kopf und die Thränen traten ihr wieder in die Augen, dann sagte sie mit gepreßter Stimme:

„Ich hoffe nichts mehr!"

„Nun muß ich Ihnen sagen," warf die Siberg ein, „was mir heute Morgen die Müllerin bemerkte: ‚Du hast den Muth verloren, Luise,' sprach sie sehr verständig, ‚weil die Mahlzeiten der Madame Morin ausbündig schlecht sind. Nimm einmal wieder ein ordentliches Diner zu dir und du bist wieder eine brauchbare, positive, praktische Persönlichkeit wie vorher.'"

Miß Kings lächelte matt und trübe.

„Und deshalb," fuhr die Siberg fort,

„haben wir im Rath der Alten beschlossen, und diesem Beschluß der ehrwürdigen Gerusia widersetzt sich Niemand in Sparta, selbst nicht Miß Kings, daß wir ein gemüthliches Diner, zu vier Couvert, Fräu Werner mit inbegriffen, auf dem Boulevard Beaumarchais zusammen genießen wollen. Sie haben gerade noch die Zeit, sich anzukleiden."

Miß Kings dankte; sie klagte über Kopfweh, das ihr nicht erlaube, an diesem Diner theilzunehmen. Als aber endlich Louise, die schon Hunderte von Ueberredungskünsten angewendet hatte, vom Bette aufstand und sich mit ganz bedeutendem Nachdruck auf einen Stuhl niedersetzte, den Rücken fest wider die Stuhllehne stemmte und die Arme über einander schlug, und ganz ernstlich sagte: „Dann bleibe ich auch hier," da stand Miß Kings widerstrebend auf, und eine halbe Stunde später saßen wir mit der Werner in einem kleinen gemüthlichen Zimmer auf dem Boulevard Beaumarchais vor einem schön gedeckten Tische.

Nach und nach wurde die Heiterkeit allgemein. Miß Kings vergaß ihren verunglückten Besuch, Fräulein Werner den Verlust von Grauchen und die kranke Linda und die Siberg und ich, — nun wir hatten nichts zu vergessen, wenn es nicht vielleicht das böse Gesicht der alten Agentin war, das wir aber schon längst vergessen hatten.

Das waren die Sonnenblicke in unserm Leben! (Forts. folgt.)

Sokrates' Proceß und Tod.

Von

H. Eggeling.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Wenn des Sokrates Geburt und Jugend in die Zeit der höchsten Blüthe seiner Vaterstadt und des griechischen Lebens überhaupt fiel, so bilden jene dreißig Jahre, in welchen er seine öffentliche Thätigkeit ausübte, den Zeitraum, dessen Ereignisse zumeist den Verfall und den Untergang des griechischen Volkes bedingten. Eifersucht der griechischen Stämme untereinander und Neid auf die hohe Machtentwicklung Athens nach den Perserkriegen hatten im Jahre 431 v. Chr. unter den griechischen Stämmen die Kriegsfackel entzündet. Fast dreißig Jahre hindurch verzehrte dieser unglückselige Krieg die besten Kräfte des griechischen Volkes. Während der ersten zehn Jahre hatte Athen mit wechselndem Erfolge gekämpft. Ein darauf zwischen dem atheniensischen Feldherrn Nikias und Sparta abgeschlossener fünfzigjähriger Frieden war nicht von Bestand, weil einige der Hauptstaaten, welche in den Kampf verwickelt, demselben nicht beigetreten waren, und weil jetzt der angesehene Alkibiades seine Mitbürger für seine hochstrebenden Pläne auf Erweiterung der Macht Athens zu gewinnen wußte. Es war ein wunderbarer Mensch, dieser schöne Alkibiades! Von hoher Geburt und reich, talentvoll und hochbegabt nach jeder Richtung, dabei unwiderstehlich liebenswürdig ward es ihm leicht, in seiner Vaterstadt an die Spitze der Bewegung zu treten. Aber neben diesen Gaben, welche ihn wohl befähigt hätten, der Retter und neue Begründer der Macht seiner Vaterstadt zu werden, war ihm ein unbändiger, übermüthiger, ehrgeiziger Sinn eigen, welcher bewirkte, daß sein Handeln seiner Vaterstadt vielmehr zum Schaden, denn zum Nutzen gereichte. Nachdem die erste Unternehmung, zu der er im Jahre 418 Veranlassung gab, das Bündniß Athens mit Argos und Mantinea gegen Sparta, durch die Niederlage bei Mantinea gescheitert war, betrieb er wenige Jahre später jene unglückliche Expedition nach Sicilien. Alkibiades hoffte durch Eroberung Siciliens der Herrschaft Athens nach Westen eine erhebliche Ausdehnung zu geben. Man folgte seinen Rathschlägen; es ward enorm gerüstet, so daß im Jahre 415 eine große Flotte und ein Heer bereit waren, nach Sicilien abzugehen. Alkibiades stand mit Nikias und Lamachus an der Spitze dieser Unternehmung. Es ist bekannt, wie wenige Tage, bevor die Flotte absegeln sollte, ganz Athen in Schrecken gesetzt ward. In einer Nacht waren sämmtliche Hermensäulen, welche zahlreich in den Straßen Athens aufgestellt waren, umgeworfen und verstümmelt. Durch diesen beispiellosen Frevel war das religiöse Empfinden der Athener auf das tiefste verletzt. Schrecken

und Angst lasteten auf allen Gemüthern; denn man wähnte, daß der Gott, dessen Bilder so schmählich entstellt waren, sich von der Stadt abwenden und ihr Unheil bringen werde. Es gelang nicht, die Thäter zu entdecken. Unzweifelhaft ist für uns wohl, daß die Frevler unter den Feinden des Alkibiades zu suchen waren, deren er sich viele durch sein übermüthiges Wesen zugezogen hatte. Sie mochten hoffen, daß der von ihnen verübte Frevel als üble Vorbedeutung angesehen und deshalb die nahe bevorstehende Expedition nach Sicilien, welche des Alkibiades Macht und Ansehen erhöhen sollte, aufgegeben würde. Indessen die Vorbereitungen waren zu weit gediehen; man konnte nicht zurück, so sehr es auch manches ängstliche Gemüth wünschen mochte. Da Alkibiades' Feinde auf solche Weise ihren Zweck nicht zu erreichen vermochten, gingen sie anders gegen ihn vor. Sie beschuldigten ihn, mit an der Zerstörung der Götterbilder Schuld zu sein und auch in anderer Weise gegen die Heiligthümer des Volkes sich vergangen zu haben. Indeß sie fanden zunächst keinen Glauben; Alkibiades ging mit der Expedition nach Sicilien ab. Bald darauf aber erhoben von neuem die Feinde des Alkibiades die Anschuldigungen wegen religiösen Frevels gegen ihn, und sie verbreiteten zugleich die Ueberzeugung, daß er den Umsturz der demokratischen Verfassung beabsichtige. Von hochangesehener Seite her ward gegen ihn wohl nicht ohne Grund die Anklage wegen Verspottung der eleusinischen Mysterien eingereicht. Der Senat beschloß die Zurückberufung des Alkibiades, damit er sich rechtfertige. Alkibiades aber folgte dieser Aufforderung nicht, sondern floh — nach Sparta zu den ärgsten Feinden seiner Vaterstadt. Von hier aus that er seinem Vaterlande den empfindlichsten Schaden. Er veranlaßte zunächst, daß Sparta dem bedrängten Syrakus Hülfe sende; Athens Flotte und Heer in Sicilien wurden vernichtet. Er betrieb ferner die Besetzung von Dekeleia in Attika und so eine jahrelange Belagerung Athens. Endlich vermittelte er die Verbindung Sparta's mit Persien. Dennoch gelang es Athen durch die größten Anstrengungen, den Krieg mit Glück fortzusetzen. Alkibiades verlor bald das Vertrauen Sparta's; um der schon anbefohlenen Hinrichtung zu entgehen, mußte er fliehen. Er begab sich zum persischen Statthalter Tissaphernes nach Kleinasien, wo er etwa ein Jahr lang als Freund und Berather des Satrapen blieb, mehr den persischen denn den griechischen Interessen nützend.

In Athen hatte inzwischen eine oligarchische Partei ihr Haupt erhoben, in heimlicher Verbindung mit Alkibiades. Es gelang ihr, die demokratische Verfassung im wesentlichen zu beseitigen und ein oligarchische Regierung einzusetzen. Indessen Flotte und Heer, welche in Samos waren, erkannten diese neue Verfassung nicht an. Auch in Athen hatte die neue Regierung der Gegner viele; ihnen gelang es, dieselbe nach kurzem Bestande zu stürzen und die demokratische Verfassung wiederherzustellen. Alkibiades, der eine Zurückberufung nach Athen wünschte, hatte inzwischen schon mit den demokratisch gesinnten Feldherren Verbindungen angeknüpft. Wie früher den Führern der oligarchischen Partei, so machte er nun den Demokraten Aussichten, daß er die Unterstützung des persischen Königs Athen zuführen werde. Er ward vom Heer und später vom Volk zurückberufen. Nachdem er eine Zeit lang sehr geschickt die Operationen geleitet, ward er mit unermeßlichem Jubel im Jahre 407 in Athen empfangen. Indeß noch in demselben Jahre ward er abermals verbannt, weil mannigfache Klagen gegen ihn erhoben wurden, und er die gehegten Hoffnungen nicht erfüllt hatte. Im folgenden Jahr erfochten die an des Alkibiades Stelle getretenen Feldherren jenen verhängnißvollen Sieg bei den Arginusen, welcher den trefflichen Feldherren von demokratischer Gesinnung das Leben kostete, wohl mit auf Betrieb der oligarchischen Partei, welche sich wieder mächtiger erhob. Nachdem Athen unter den folgenden unfähigen Feldherren seine ganze Flotte bis auf wenige Schiffe verloren hatte, war es um Athens Macht und Ansehen geschehen. Zwar wurden die allergrößten Anstrengungen gemacht, Athen selbst zu vertheidigen; doch die Spartaner schlossen von der Land- und Seeseite die Stadt ein, bis endlich der Hunger die Eingeschlossenen nöthigte, in Verhandlungen mit dem Feinde einzutreten. Dieselben wurden von Theramenes, einem entschieden oligarchisch gesinnten Manne geleitet, der aber stets mit Geschick auch

bei der demokratischen Partei sich im Ansehen zu erhalten gewußt hatte. Die Verhandlungen führten zu den allerschmählichsten Bedingungen, denen sich das ausgehungerte Athen unterwerfen mußte. Es ward seiner Befestigungen beraubt und mußte Sparta's Hegemonie anerkennen. Wohl noch empfindlicher als dieses war der Umsturz der demokratischen Verfassung; unter dem Schutze der spartanischen Waffen ward eine oligarchische Regierung von dreißig Männern eingesetzt, an deren Spitze der grausame Kritias stand. So geschah es im Jahre 404.

Wie tief war Athen gesunken! Beim Beginn des unheilvollen Krieges stand es groß und mächtig da, eine stolze, schön geschmückte Königin, bewundert von aller Welt; — jetzt lag es ohnmächtig zu den Füßen jener berüchtigten Dreißig, welche die ihnen von den Feinden der Vaterstadt verliehene Macht zur Erreichung der selbstsüchtigsten Anschläge benutzten. Ihr Wirken war eine beispiellose Willkürherrschaft! Eine solche Regierung konnte nicht lange an der Spitze Athens bleiben. Ehe noch ein Jahr verflossen war, wurden die Tyrannen gestürzt. Jetzt, im Frühling des Jahres 403 ward durch Beschluß der Volksversammlung die alte demokratische Verfassung wiederhergestellt. Einen neuen herrlichen Aufschwung nahm Athen, als es den drückenden Alp der wüsten Oligarchie abgeschüttelt. Es war dem ganzen Volke Ernst, daß der unselige Zwist der Parteien, welcher zumeist Athens Ruin herbeigeführt hatte, aufhören sollte. Es ward deshalb zugleich mit der Herstellung der demokratischen Verfassung eine allgemeine Amnestie erlassen. Bewundernswerth ist dieser Geist der Versöhnung, von welchem das athenienſische Volk jetzt erfüllt war. Während es früher in Athen, wie in anderen griechischen Staaten, ganz feststehende Sitte war, daß bei dergleichen Umwälzungen im Staatsleben die siegende Partei die unterliegenden in all ihren Gliedern verfolgte, so blieben jetzt nur die Tyrannen selbst für ihre Person von der Amnestie ausgeschlossen. Die alte Drakon-Solonische Verfassung ward einer gründlichen Revision unterworfen und von allen durch spätere Gesetze entstandenen Widersprüchen befreit. Das so gereinigte Gesetz sollte im neuen demokratischen Staat der eigentliche Herrscher sein; die Ueberwachung und Handhabung desselben lag denselben obrigkeitlichen Behörden ob, wie in alter Zeit. Es ward bestimmt, daß die obrigkeitlichen Personen nach keinem anderen Gesetze, als dem revidirten, öffentlich bekannt gemachten Gesetze verfahren durften; keine Abstimmung des Rathes oder der Volkversammlung sollte ferner über ein Gesetz gehen. Der herrschende versöhnliche Geist zeigte sich noch in jener anderen gesetzlichen Bestimmung, daß das revidirte Gesetz erst vom Jahre 403 an in Kraft treten sollte, so daß also keine vor diesem Zeitpunkt begangene Handlung Veranlassung zu einer Klage geben konnte. Demgemäß mußte ein Jeder beim Amtsantritt sich durch einen Eid verpflichten, keine Klage anzunehmen, die sich auf eine Thatsache vor dem Jahre 403 gründete. Unter dieser wiederhergestellten Verfassung nahm das gesammte öffentliche und private Leben einen neuen so gewaltigen Aufschwung, daß man wohl hoffen konnte, es werde die neu anbrechende Zeit an Ruhm und Glanz nicht hinter den Zeiten der Marathonskämpfer zurückstehen. Indessen jener Geist, welcher das altgriechische Leben durchdrungen und getragen hatte, war entschwunden; er ließ sich nicht durch Wiederaufrichtung alter Formen dem von neuem Geiste erfüllten jüngeren Geschlechte wiedergeben.

In die ersten Jahre der wiederhergestellten Demokratie fällt jenes tragische Ereigniß, zu dessen Betrachtung wir uns nun wenden. Im Jahre 399 v. Chr. ward Sokrates als ein Leugner der Götter, an welche der Staat glaubte, und als ein Verderber der Jugend angeklagt und zum Tode verurtheilt. Wir, die wir einen Blick auf das reine, tadellose Leben des Sokrates warfen, staunen ob dieser Thatsache; dieselbe erscheint uns aber noch unbegreiflicher, wenn wir an den Geist der Mäßigung denken, welcher jetzt das athenienſische Volk erfüllte und mit welchem es gegen seine ärgsten Feinde verfuhr. Jene Tyrannen, welche dem Staat und dem Einzelnen allen erdenklichen Schaden zugefügt und die empfindlichsten Schläge versetzt, waren zwar, so weit sie nicht im Kampfe gefallen, verbannt; aber ihr Gut blieb ihren Angehörigen, welche unbehelligt trotz ihrer Ansichten im neuen Staate

leben durften. Und der siebzigjährige Greis, der stets treu, und dem Gesetze gehorsam gelebt, ward seiner Ansichten wegen verfolgt und gerichtet! Was hatte er denn jetzt gethan, daß Solches geschehen konnte? Nichts Anderes, als was er seit einer langen Reihe von Jahren in gleicher Weise gethan. Unter der wechselnden Herrschaft der Parteien hatte Sokrates stets treu dem göttlichen Berufe gedient, die Mitmenschen zu richtigerer Einsicht zu führen, ihre Begriffe zu klären, sie auf das hinzuweisen, was dem Menschen das Wichtigste ist. Selbst in allem gut und gerecht, war er beständig dem Schlechten und der Ungerechtigkeit mit unerschrockenem Muthe entgegengetreten, wo sie sich zeigten. Wohl war deshalb wiederholt seine Freiheit und sein Leben bedroht, aber dennoch war er niemals angeklagt; keine der nach einander zur Herrschaft gelangten Parteien hatte ernstlich seiner uneigennützigen Thätigkeit ein Ziel gesetzt, so unbequem dieselbe auch manchmal sein mochte. Und jetzt, wo der versöhnlichste Geist gegen alle Andersdenkende in Athen herrschte, ward Sokrates seiner Ansichten wegen verdammt!

Auf die verschiedenste Weise hat man dieses Ereigniß zu erklären versucht. Wenn von der einen Seite die Athener zur Zeit der wiederhergestellten Demokratie dargestellt sind als das wankelmüthigste Volk, als leichtfertig und ungerecht in so hohem Grade, daß sie einen so scheußlichen Mord des gerechtesten Mannes begehen konnten, so sind sie von anderer Seite wegen ihres gerechten Sinnes in den Himmel erhoben, und das Urtheil über Sokrates ist als das gerechteste betrachtet, welches nur jemals gefällt worden ist. Sokrates war nach dieser ein politischer Revolutionär im schlimmsten Sinne, dessen Ansichten dem neu gegründeten Staatswesen gefährlich werden konnten, dessen Thun und Treiben von neuem den eben beendeten Kampf der Parteien heraufbeschwören mußte. Außer diesen extremen Ansichten sind noch vielfach andere ausgesprochen, welche auch wohl die Schuld an jenem tragischen Ereignisse vermittelnd auf Sokrates und die Athener zu vertheilen suchen. Lassen uns denn aber die vorliegenden Berichte so sehr im unklaren über die Gründe, welche den Untergang des Sokrates herbeiführten, daß sich auf jene so ganz verschiedene Ansichten gründen lassen? Wir meinen keineswegs! Nur vorgefaßte Meinungen haben zu jenen unter einander so verschiedenen Erklärungsversuchen Veranlassung gegeben. Das Zeugniß, welches uns der treueste Bericht über den Proceß gegen Sokrates liefert, ist ohne alle Frage die von Platon geschriebene Vertheidigungsrede des Sokrates. Wir stimmen der Ansicht Schleiermacher's bei, nach welcher Platon, der selbst bei der Verhandlung zugegen war, jene Rede bald nachher, wenn auch nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach, treu aufgeschrieben, wie sie von Sokrates gesprochen. Xenophon's Bericht, welcher sich auf die Erzählungen Anderer gründet, stimmt im wesentlichen mit dem Platonischen überein. Was endlich Spätere darüber schrieben, kann für uns nur von sehr untergeordneter Bedeutung sein; auf keinen Fall dürfen wir auf solche Aussprüche Späterer Ansichten gründen, welche mit der Darstellung Platon's und Xenophon's nicht übereinstimmen.

Die Platonische Vertheidigungsrede läßt uns darüber nicht im Zweifel, daß eine sehr allgemein verbreitete feindselige Stimmung gegen Sokrates Grund zu seiner Anklage und Verurtheilung ward. Wir müssen zunächst etwas bei der Frage verweilen, woher diese feindselige Stimmung entstanden. Die ältesten Zeugnisse dafür, daß eine solche bestand, sind uns in den Schriften der Komiker überliefert. Am bekanntesten sind in dieser Beziehung „Die Wolken" des Aristophanes, welche Komödie besonders der Verspottung des Sokrates gewidmet ist. Außer Aristophanes, der auch noch in anderen Stücken des Sokrates spottend erwähnt, thaten es in ähnlicher Weise die Komödiendichter Ameipsias und Eupolis. Diese Anschuldigungen der Dichter, insbesondere des Aristophanes, müssen wir etwas näher ins Auge fassen, da sie, wie Sokrates in seiner Vertheidigungsrede sagt, wesentlich dazu beigetragen haben, das öffentliche Urtheil über ihn zu verfälschen.

Betrachten wir denn einmal das Bild des Sokrates, welches Aristophanes in jener, bei dem großen Dionysienfest im Jahre 423 aufgeführten Komödie gezeichnet hat. Wahr sind die meisten jener

Züge, welche dem Aeußeren des Sokrates entnommen, und gut carikirt mag Sokrates auf der Bühne erschienen sein; wahr sind auch jene Züge, wenn auch zu stark aufgetragen, welche seine einfache Lebensweise bezeichnen. Falsch jedoch ist fast Alles, was über seine Lehre und Thätigkeit darin gesagt wird. Strepsiades will sein ungerathenes Söhnchen Pheidippides, welcher durch seine nobeln Passionen den Vater zu Grunde gerichtet hat, zum Sokrates in die Lehre bringen, damit er lerne, den Gläubigern ein Schnippchen zu schlagen; denn dieser vermöge zu lehren, wie man das Unrechte ins Rechte verkehre. Sokrates selbst wird in einer Hängematte liegend dargestellt, nachsinnend über Unter- und Ueberirdisches; die Schüler um ihn gelagert. Seine ausgesprochenen Lehren sind die des crassesten Atheismus und leere Sophismen. Das sind die wesentlichen Züge. Es ist unschwer, zu erkennen, woher sie entlehnt sind. Den Naturphilosophen und Sophisten sind sie entnommen. Nichts aber ist ungerechtfertigter, als Sokrates mit jenen zu verwechseln. Wir wissen zwar, daß Sokrates im Beginne seiner philosophischen Thätigkeit sich auch jenen von den Joniern angebahnten und von Späteren fortgesetzten naturphilosophischen Studien hingab. Aber er hatte schon frühzeitig diese Nachforschungen als unfruchtbar fallen lassen und hatte sich allein der Ethik zugewandt. In seiner dialektischen Ausbildung hatte er zwar Manches mit den Sophisten gemein; aber nichts ist ungerechter, als ihn mit diesen für Geld eine Scheinweisheit und täuschende Redekünste lehrenden Männern auf gleiche Stufe zu stellen. Die Lehre des Sokrates war nach Art und Inhalt total verschieden von derjenigen der Sophisten.

Wie kam nun wohl Aristophanes dazu, den Sokrates anzugreifen und ihn in so gehässiger Weise mit von Anderen entlehnten, ihm ganz fremden Zügen zu zeichnen? Wir wissen nicht, ob irgend eine persönliche Kränkung durch Sokrates den Aristophanes hierzu veranlaßte. Möglich ist schon, daß er auch einmal in unliebsamer Weise vom Sokrates ausgefragt und der Unwissenheit überführt war, und daß er deshalb den Sokrates haßte; möglich auch, daß er den Sokrates verachtete, weil dieser eine besondere Geringschätzung gegen die dramatische Poesie gehabt haben soll. Indessen bedürfen wir kaum einer solchen Annahme. Die Angriffe der Komödiendichter gegen die Philosophen waren ganz an der Tagesordnung; und das ist leicht begreiflich. Denn jener Boden, auf welchem die Dichtkunst erwuchs und gedieh, der Mythus, ward ja gerade durch die Philosophie so vielfach gelockert. Daß Aristophanes aus allen Philosophen gerade den Sokrates zur Zielscheibe seines Spottes wählte, hatte wohl seinen Grund darin, daß einmal Sokrates' äußere Erscheinung und sein Leben so mannigfache, gut zu verwerthende komische Züge darbot, und daß er wohl der allen Einwohnern Athens bekannteste war. War doch seine Lehrstube der offene Markt und die Straßen, auf denen er von früh bis Abends thätig war. Auch darin endlich mochte er besonders geeignet als Sujet für die Komödie erscheinen, daß er wohl Manchem schon durch seine Fragen in unliebsamer Weise bekannt geworden war. Wir müssen annehmen, daß Aristophanes damals so wenig als die meisten Anderen des Sokrates eigentliches Wesen und seine Lehre kannte. Nur diese Annahme, verbunden mit dem vorher Gesagten, läßt uns begreifen, wie Aristophanes dem Sokrates so vollständig unwahre Züge andichten konnte. Später lernte er den Sokrates besser kennen und lebte mehrfach mit ihm zusammen. Indessen im Bewußtsein der großen Menge verlöschte jenes Bild in „den Wolken" nicht; wie sein äußeres, so glaubte sie auch sein treues inneres Ebenbild gesehen zu haben.

So wurden durch jenen und andere Angriffe der Komiker große Vorurtheile gegen den Sokrates verbreitet; weit stärkere aber, ja wahre Feindschaft erregte er sich selbst durch seine Thätigkeit.

Des Sokrates Lebensberuf, zu welchem er einen göttlichen Antrieb in sich fühlte, war, beständig sich selbst und seine Mitbürger zu prüfen, alle Scheinweisheit aufzudecken und an ihre Stelle eine richtigere Erkenntniß zu setzen, welche den Menschen zu einem besseren Leben befähige. Platon und Xenophon berichten uns ein Ereigniß, welches dem Sokrates den Antrieb zu diesem Berufe gegeben haben soll. Einer der eifrigsten Anhänger des Sokrates,

Namens Chärephon, habe beim Orakel zu Delphi angefragt, ob Jemand weiser sei als Sokrates, und habe eine verneinende Antwort erhalten. Nach Späteren soll der Spruch der Pythia gelautet haben: „Weise ist Sophokles, weiser Euripides, der weiseste aller Menschen aber Sokrates."

Wenn wir auch annehmen müssen, daß Sokrates schon, bevor diese Anfrage geschah, durch seine Thätigkeit allgemein bekannt war, so haben wir keinen Grund, die Wahrheit jenes Ereignisses zu bezweifeln. Jener Orakelspruch hat ohne alle Frage in Sokrates den Antrieb zu seinem Berufe wesentlich verstärkt, und er hat in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß er zu jener Thätigkeit einen göttlichen Auftrag habe. Die Wirkung jenes Orakelspruches auf Sokrates stellt er selbst in seiner von Platon überlieferten Vertheidigungsrede folgendermaßen dar.

Als er von diesem Worte hörte, frug er sich, was der Gott damit sagen wolle, da er selbst doch überzeugt sei, nicht weise zu sein. Seine tief religiöse Stimmung, welche ihn nicht im geringsten an dem Worte des Gottes zweifeln ließ, trieb ihn an, weiter nachzuforschen, was damit gemeint sein könne. Er begab sich deshalb zu den verschiedensten Menschen, welche in dem Rufe standen, weise zu sein, und vor allem sich selbst für weise hielten, und forschte nach deren vermeintlicher Weisheit. So ging er zu den hochangesehenen Staatsmännern, Dichtern, Rednern und zuletzt auch zu den Handwerkern und forschte nach, ob er nicht Jemand fände, der weiser sei als er selbst, um so zu erfahren, was der delphische Gott mit seinem Ausspruche gemeint haben könne. Da fand er denn wohl Kenntnisse in Diesem und Jenem, bei Allen aber auch einen Weisheitsdünkel, von dem er so weit entfernt war. Während Jene nicht nur in Sachen ihres Berufes, sondern auch in allen anderen Dingen sehr weise zu sein glaubten, es aber doch nicht waren, so bildete Sokrates sich auch nicht ein, ein solches Wissen zu besitzen. Er faßte demnach des Gottes Wort so auf, daß dieser ihn deshalb vor Allen weise genannt habe, weil er besser denn einer der Anderen erkannt habe, daß in Wahrheit die menschliche Weisheit eine sehr unvollkommene sei. Und hiervon die im Weisheitsdünkel befangenen Menschen zu überzeugen, hielt er für einen göttlichen Auftrag, welcher ihm in jenem Worte gegeben sei. Es ist leicht begreiflich, wie eine solche Thätigkeit ihm die Feindschaft und den Haß Vieler zuziehen mußte. Sokrates verglich diese seine Thätigkeit mit derjenigen seiner Mutter und nannte die Art, wie er durch Fragen den Menschen das Bekenntniß der Unwissenheit abnöthigte, seine Hebammenkunst. Und in der That, es mögen das meist schwere, schmerzhafte Geburten gewesen sein, welche er mit den Zangen seines Kreuzverhöres beförderte. Denn was thäte dem Menschen weher, als das Bekenntniß der Unwissenheit abzulegen? Die meisten Menschen sind geistig hochmüthig genug, daß sie sich einbilden, gerade in den Dingen, nach welchen Sokrates frug, in den praktischen Fragen wahrer Lebensweisheit, alles Wissen zu besitzen. Wie Wenige vermögen, hierin offen und ehrlich die Beschränktheit des eigenen Wissens einzugestehen. Was war also natürlicher, als daß Sokrates sich bei einem großen Theile seiner Mitbürger durch diese Thätigkeit verhaßt machte, obwohl er dieselbe meistens in freundlich-gewinnender Weise ausübte. Gehässiger noch wirkte es, wenn er, wie es häufig geschah, sich seiner bitteren Ironie dabei bediente, welche er gegen die Dünkelhaften und geistig Hochmüthigen in beißendster Weise anzuwenden wußte. Meistens stellte Sokrates dergleichen Nachforschungen in Gegenwart der fast beständig in seiner Gesellschaft befindlichen Jünglinge an, welche wahre Freude an dem Umgange mit ihm und seinen belehrenden Reden hatten. Diesen nun mochte es oft eine belustigende Unterhaltung sein, wenn Sokrates Diesen oder Jenen einem solchen Verhör unterwarf und ihm, er mochte sich noch so sehr dagegen sträuben, schließlich das Bekenntniß der Unwissenheit abzwang. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Zugegensein der Jünglinge, welche auch wohl einmal auf eigene Hand dergleichen Examina anstellten, jenen Unterredungen einen um so verletzenderen Charakter gab.

Nicht minder als diese Seite seines Berufes mochte sein Bemühen, die Mitmenschen zu gutem und gerechtem Leben anzutreiben, eine feindselige Stimmung

gegen ihn erwecken. Sokrates war ein Sittenlehrer nicht allein in der Schule für den engeren Kreis seiner Anhänger, sondern mitten im Leben für alle seine Mitbürger. Rücksichtslos tadelte er Jeden, dessen Thun und Treiben er tadelnswerth fand. Und wie Viele mochte es in Athen, wo mit der Macht und dem Reichthum auch der Luxus mit all seinen Lastern eingezogen war, zu tadeln geben!

Es fragt wohl Mancher, weshalb mochte nun dieser weise Mann eine solche Thätigkeit ausüben, welche ihn bei einem großen Theile seiner Mitbürger unbeliebt, ja verhaßt machte? Welche Berechtigung, welche Verpflichtung hatte er zu dieser Thätigkeit? Ja Mancher ist auch wohl geneigt, den Sokrates einen zudringlichen Schwätzer zu nennen, der sich beständig in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. So kann aber nur der sprechen, welcher das eigentliche Wesen des Sokrates, das ihn mit Nothwendigkeit so handeln ließ, nicht erkannt hat. Sokrates' Thun und Treiben entsprang einer gottergebenen Stimmung, er lebte der unwandelbar festen Ueberzeugung, daß ihm durch göttlichen Auftrag diese Thätigkeit bestimmt war; dem Willen des göttlichen Wesens gemäß zu leben und thätig zu sein, war sein einziges Ziel. Wahrlich nicht um der Belustigung willen oder um anderen Menschen wehe zu thun, unterzog er sich jenem schweren Berufe. Nicht leicht ertrug er es, sich die Feindschaft der Menschen zuzuziehen, er, der stets zum Frieden mahnte. Aber so wenig er nach irdischen Gütern, nach Reichthum oder Auszeichnungen strebte, so wenig achtete er die Folgen, wenn es ihm galt, dem göttlichen Willen und Befehle zu gehorchen. Nur wer dieses festhält, daß das göttliche Gebot der einzige Bestimmungsgrund für sein Leben war, vermag des Sokrates Thun zu begreifen, und er wird es begreifen als ein wahrhaft gutes. Denn dieses Thun war so frei von aller Selbstsucht, so rein, so gerecht, so treu, wie kein Mensch je es vollkommener geübt. Jene tief religiöse Stimmung, welche der Quell all seines Handelns ist, vermögen wir nicht weiter zu begreifen; aber aus ihr allein läßt sich das Leben und Wirken des Sokrates und sein Schicksal verstehen.

Zwei Momente sind es indessen, welche wohl dazu beigetragen haben, eine feindselige Stimmung gegen Sokrates hervorzurufen oder doch dieselbe zu verstärken. Das eine war seine politische Ansicht, das andere die üble Rolle, welche Männer, die einst zu den intimsten Freunden des Sokrates gehörten, in der Geschichte Athen's spielten. Was das erste betrifft, so wissen wir zunächst, daß Sokrates sich grundsätzlich und, wie er sagt, gemahnt von seiner inneren Stimme, von aller Thätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten fern hielt. Die einzige, welche von ihm erwähnt wird, war jenes früher erzählte Auftreten im Arginusenproceß, dem er als Prytan beiwohnen mußte. Wir haben gesehen, wie er, und zwar er allein, mit unerschütterlichem Muthe bei dieser Gelegenheit gegen die stürmisch-aufgeregten Gemüther des Volkes Gesetz und Recht vertheidigte. Des Sokrates Thätigkeit lag nicht auf politischem, sondern wesentlich auf ethischem Gebiet. Aber es war nicht anders möglich, als daß er, wenn auf jenem etwas geschah, was gegen seine Ansichten vom Rechten und Guten verstieß, dieses öffentlich tadelte. So rügte er in offenem, strengem Wort die Ungerechtigkeit und die Grausamkeiten der dreißig Tyrannen. Wiederholt wird uns berichtet, wie Sokrates von seinen Freunden und Bekannten die einen, welche er für befähigt dazu hielt, zu politischer Thätigkeit antrieb, andere aber davon abhielt. Jene ermahnte er dann, eifrig sich um die richtige Erkenntniß in allen öffentlichen Dingen, insbesondere aber auch in dem, was recht und gut sei, zu bemühen. In solchen Unterredungen namentlich pflegte er auch über politische Dinge zu sprechen und die Frage zu erörtern, wer Herrscher sein sollte. Sokrates war kein Anhänger der demokratischen Staatsverfassung. Er pflegte zu sagen, wie man die Leitung eines Schiffes einem Steuermann anvertraue und ihm unbedingt gehorche, und wie man in der Krankheit allein dem Rathe des Arztes folge, so müsse man im Staatsleben demjenigen gehorchen, welcher der Leitung des Staates kundig sei. Und so wenig man etwa aus denen, welche auf einem Schiffe sind, einen durchs Loos zum Steuermann bestimme, sondern eben nur dem Kundigen vertraue, so wenig sei es wohlgethan, zur Leitung des Staates

Männer durch die Wahl des unverständigen Volkes oder gar durch das Loos zu bestimmen. In solcher Weise pflegte Sokrates die Mängel der demokratischen Staatsverfassung zu tadeln. Die Wahl der Beamten durch das Volk, welches doch nicht mit Verständniß, sondern unter dem Einfluß der Demagogen wählte, erschien ihm thöricht, und er hielt diese Einrichtung für die Wurzel so manchen Uebels im Staat. Und wer möchte ihm Unrecht geben? War ja doch gerade durch diese Einrichtung dem Treiben der Parteien, welches den Staat zu Grunde richtete, Thür und Thor geöffnet. Nach Sokrates' Ansicht sollte, wie gesagt, der Beste herrschen, d. h. derjenige, welcher neben der richtigen Einsicht in die Angelegenheiten des Staates zugleich wußte, was gut und gerecht war, und dieses übte. Welche positiven Vorschläge Sokrates nun in dieser Beziehung machte, ob er überhaupt solche aussprach, wissen wir nicht, glauben es aber kaum. Sokrates war kein Reformator auf politischem Gebiet und wollte es nicht sein. Aber persönliches und sachliches Interesse mußte ihn bisweilen veranlassen, seine Unterredungen mit Freunden und Bekannten auch auf politische Dinge auszudehnen und die Frage, was hierin das Beste sei, zu erörtern. Obwohl nun Sokrates stets dem vaterländischen Gesetz unwandelbar treu gehorchte und seine Anhänger unablässig zu gleichem Gehorsam antrieb, so müssen wir es doch als möglich, ja als wahrscheinlich betrachten, daß gerade nach der mit allem Ernst unternommenen Wiederherstellung der demokratischen Verfassung die eifrigsten Verehrer derselben durch solche Worte des Sokrates, welche die Grundlage jener Verfassung tadelten, gehässig gegen diesen gestimmt wurden.

Gewiß mit vollem Recht endlich wird behauptet, daß gegen Sokrates bei seinen Mitbürgern dadurch eine feindselige Gesinnung erregt ward, weil einige Männer, welche früher zu seinen eifrigsten Anhängern gehört, dem Staate so sehr zum Schaden gehandelt hatten. Wie bitteres Leid hatte Athen von jenem Mann erfahren, der wohl einst der beliebteste, nachher der verachtetste von Allen war, — von Alkibiades! Nur mit den schmerzlichsten Empfindungen konnte man seiner gedenken, der, zum zweiten Male verbannt, zu den Persern sich begeben hatte und dort unter den Händen von Mördern gefallen war. Und dieser Alkibiades war lange Zeit der eifrigste und geliebteste Schüler des Sokrates gewesen, an welchem er mit glühender Verehrung gehangen hatte! Und, um noch einen zu nennen, hatte nicht jener blutdürstige Kritias, jener grausamste der dreißig Tyrannen, auch längere Zeit im Kreise der Anhänger und Freunde des Sokrates gelebt? Es ist wohl begreiflich, daß Viele, denen des Sokrates eigentliches Wesen fremd war, einen Theil des Hasses, mit welchem die Erinnerung an jene Männer verknüpft war, auf Sokrates, ihren früheren Lehrer und Meister, übertrugen. Aber einem solchen Urtheile liegt ein großer Irrthum zu Grunde, welcher demjenigen klar ist, der des Sokrates Wesen und die Art seines Lebens und Wirkens verstanden hat. Nicht, weil sie mit Sokrates in Verbindung gestanden hatten, sondern trotzdem arteten Alkibiades und Kritias so sehr aus. Xenophon bezeugt ausdrücklich, daß jene gerecht und gut lebten, so lange sie sich dem Einfluß des Sokrates aussetzten, so lange sie seine ermahnende Rede hörten. Aber es konnte kaum anders geschehen, als daß der überall verzogene Alkibiades durch die geweckte maßlose Eitelkeit und den aus stolzem Selbstbewußtsein entspringenden Uebermuth seiner Vaterstadt Schaden bereiten, daß er sich selbst dadurch zu Grunde richten mußte. Sokrates hatte jene Eigenschaften wohl zu zügeln gewußt, aber weit mächtiger als sein verhindernder Einfluß mußte jene Bewunderung wirken, welche überall, wohin er kam, dem Alkibiades gezollt ward. Das eigene hohe Streben entzog ihn früh schon dem Einfluß des Sokrates und setzte ihn den verderblichen Wirkungen aus, welche bei seinen Charakteranlagen die Auszeichnungen haben mußten, welche ihm von aller Welt gespendet wurden. Mit Wehmuth mochte Sokrates sehen, wie das unbändige, übermüthige, eitle Wesen des geliebtesten Freundes die in ihm geweckten besseren Eigenschaften überwucherte.

Und ebenso waren unter ganz anderem Einfluß als dem des Sokrates jene dem Charakter des Kritias anhaftenden, maßlosen Eigenschaften, seine rohe Unver-

schämtheit, Ungerechtigkeit und rücksichtslose Grausamkeit, groß geworden. Xenophon erzählt uns, wie Sokrates gegen die häßlichen Eigenschaften des Kritias anzukämpfen hatte, was nicht immer mit Erfolg geschah. Wie lange die Verbindung des Kritias mit Sokrates dauerte, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß jener längere Zeit verbannt war und während dieser Zeit in Thessalien an dem Kampfe oligarchischer Parteien thätigen Antheil nahm. Von hier kehrte er erst nach Athen zurück, als unter dem Schutze der spartanischen Waffen die Oligarchie eingesetzt ward, an deren Spitze er trat. Stärker als aller frühere Einfluß des Sokrates hatte offenbar jener gewirkt, welchem Kritias in dem von Parteiungen zerrissenen Thessalien ausgesetzt gewesen war. Heimgekehrt, hielt er nicht allein sich fern vom Sokrates, sondern er verfolgte ihn wegen der die Handlungen der Tyrannen tadelnden Reden, und wir haben allen Grund, anzunehmen, daß Sokrates seine Worte mit dem Tode gebüßt haben würde, wenn die Herrschaft des Kritias länger gedauert hätte.

Wir vermögen nicht, die geringste Verantwortung dem Sokrates beizumessen für den Schaden, welchen seine früheren Anhänger dem Staate zufügten, und für ihren Frevel; aber begreiflich ist es uns, daß wohl manchem Athenienser sich in die Erinnerung an jene Männer eine feindselige Stimmung gegen Sokrates mischte.

Wir haben bei den Umständen, welche ihn bei der Mehrheit seiner Mitbürger unbeliebt, ja verhaßt machten, länger verweilt, weil wir in dieser Feindschaft gegen Sokrates den nächsten Grund zu seiner Anklage und Verurtheilung erblicken. Wir wenden uns nun zunächst der Betrachtung des Processes gegen Sokrates selbst zu.

Im Frühling des Jahres 399 v. Chr. ward von drei atheniensischen Männern, Namens Anytos, Meletos und Lykon, folgende Anklage gegen Sokrates bei der zuständigen Behörde vorgebracht:

„Sokrates thut Unrecht, weil er an die Götter, welche der Staat verehrt, nicht glaubt, sondern neue Gottheiten einführt, und ferner, weil er die Jugend verdirbt. Strafantrag: Tod."

Staunend fragen wir, wie war es möglich, daß Sokrates eines Capitalverbrechens angeklagt ward? Was war geschehen, daß eine Anklage gegen den Guten und Gerechten vorgebracht werden konnte? Auf das unzweifelhafteste bekunden es alle vorhandenen Berichte, daß weder in dem Leben noch in der Lehre des Sokrates irgend ein Wandel eingetreten war. Stets hatte Sokrates gerecht, treu der vaterländischen Sitte, gehorsam dem heimathlichen Gesetze gelebt; seit einer langen Reihe von Jahren hatte er in unveränderter Weise den Kampf gegen alles Scheinwissen geführt, unablässig war er bemüht gewesen, seine Mitbürger zur Tugend zu ermahnen. Die Anklage, welche gegen den siebzigjährigen Greis jetzt vorgebracht wurde, hätte also mit demselben Grade von Berechtigung auch gegen den Mann im rüstigsten Alter erhoben werden können. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß wohl Mancher, der sich durch Sokrates' Fragen und durch seine ethischen Reden verletzt fühlte, wünschen mochte, den lästigen Tugendredner entfernt zu sehen. Indeß sein Leben bot keinen Anhalt zu einer Anklage, die ihm Verbannung oder Tod hätte zuziehen können. Anklagen wegen Gottlosigkeit waren in Athen, wie überhaupt in Griechenland und später in Rom, nicht selten. Die enge Verbindung, in welcher das Staatswesen mit der Religion stand, macht das begreiflich. Die Gesetze forderten auf das strengste Glauben an die heimathlichen Götter und Verehrung derselben nach väterlicher Sitte. Wer hiergegen fehlte, war der Verfolgung gewiß, und es stand auf Leugnung der vom Staat anerkannten Gottheiten die Todesstrafe. So waren noch jüngst Diagoras von Melos wegen Religionsspötterei, Anaxagoras, weil er zur Erklärung von Naturerscheinungen physische Ursachen einführte, die berühmte Freundin des Perikles, Aspasia, weil sie den Lehren des Anaxagoras Glauben schenkte und der Sophist Protagoras verfolgt; Letzterer, weil er geschrieben, von den Göttern könne er nicht behaupten, ob sie seien oder ob sie nicht seien; die Sache sei zu dunkel und das menschliche Leben zu kurz, um sie zu erforschen. Nur die Flucht rettete ihm das Leben; seine Bücher wurden verbrannt.

Es ist oft die Duldsamkeit, welche in Athen

gegen fremde Ueberzeugung herrschte, hoch gepriesen; aber wir sehen, in Bezug auf religiöse Ueberzeugung bestand sie nicht.

Weshalb war nun nicht längst eine solche Anklage wegen Gottlosigkeit gegen Sokrates erhoben? Konnten doch bei der herrschenden Gesinnung seine zahlreichen Feinde hoffen, daß eine solche Anklage wenigstens zur Verbannung des unbequemen Sokrates führen würde. Daß eine solche Anklage nicht früher erhoben wurde, dürfen wir also nicht aus einer in Athen herrschenden großen Duldsamkeit gegen fremde Ueberzeugung, sondern nur aus der Thatsache erklären, daß weder das Leben, noch die Lehre des Sokrates Momente darbot, auf welche sich eine solche Anklage stützen ließ.

Wie konnte es nun aber jetzt geschehen? Wer waren die Männer, die es unternahmen, eine so schwere Anklage gegen Sokrates vorzubringen? Leider wissen wir von ihnen wenig; nur der eine derselben ist uns etwas näher bekannt. Anytos war ein Gerber von gut demokratischer Gesinnung. Er hatte unter der Herrschaft der Tyrannen fliehen müssen und stand später mit Thrasybulos an der Spitze Jener, welche Athen von den Tyrannen befreiten und der Stadt die demokratische Verfassung wiedergaben. Der andere Ankläger, Meletos, war ein Dichter von untergeordneter Bedeutung, der dritte, Lykon, ein Redner. Aus der Platonischen Vertheidigungsrede geht hervor, daß Sokrates in den drei Anklägern die Vertreter jener drei Klassen sah, deren Haß er durch seine prüfenden Reden am stärksten erregt hatte, so daß Anytos gleichsam als Vertreter der Handwerker und Staatsmänner, Meletos für die Dichter und Lykon für die Redner auftritt. Anytos hatte, wie uns berichtet ist, noch einen ganz besonderen Haß gegen Sokrates. Er war einst von glühender Liebe zum schönen Alkibiades entbrannt; Sokrates aber, die unreinen Absichten des Anytos kennend, hatte den Alkibiades gewarnt und verhindert, sich Jenem anzuschließen. Der Groll des Anytos gegen Sokrates, welcher also schon aus früherer Zeit stammte, war in neuerer Zeit verstärkt. Anytos war als Retter des Vaterlandes und Mitbegründer der neuen Demokratie zu hohen staatsmännischen Ehren gelangt. Wohl möglich, daß Sokrates in seinen Unterredungen gelegentlich über die vermeintlich staatsmännische Einsicht dieses wohl thatkräftigen, aber gewiß nicht sehr gebildeten Mannes ironische Bemerkungen gemacht und dadurch den Zorn des Anytos von neuem erregt hatte. Dazu kam endlich noch ein Umstand, welcher den Groll des Anytos gegen Sokrates in bittern Haß verwandelte. Anytos selbst, ein tüchtiger, fleißiger Arbeiter in seinem Geschäft, wollte seinen Sohn zu einem solchen erziehen. Unterricht, der über das, was zur Ausübung des Gewerbes und zur Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten nothwendig war, hinausging, erschien ihm unnütz. Sein Sohn aber, offenbar von größerem intellectuellen Streben, als der nur auf das Praktische sehende Vater, hatte sich dem Sokrates angeschlossen. Anytos, hierüber böse, wandte harte Erziehungsmaßregeln an, um den Sohn in die erwünschte Bahn eines tüchtigen Geschäftsmannes zu führen. Dieser aber opponirte gegen dergleichen väterliche Strenge und wollte seinen eigenen Weg gehen. Das erbitterte den Alten, der allen Grimm auf Sokrates warf, in ihm denjenigen sehend, welcher den Sohn gegen des Vaters Pläne aufhetzte.

So gereizt gegen Sokrates, empfindlich berührt durch ihn in seinen eigensten Angelegenheiten, mag wohl Anytos die Veranlassung zur Erhebung der Anklage gegeben haben. Bei der weit verbreiteten Feindschaft gegen Sokrates konnte es ihm nicht schwer fallen, einige Genossen zu finden, welche mit ihm die Klage abfaßten und einreichten. Daß ein so angesehener und zu hohen Ehrenstellen gelangter Mann, wie Anytos, die Anklage mit erhoben, mußte von großer Wirkung sein; ohne ihn würden Meletos und Lykon es schwerlich unternommen haben, mit einer solchen vorzugehen.

Die Anklage war gesetzmäßig vorgebracht und ihr der Strafantrag hinzugefügt. So schrieb es das athenische Gesetz vor für alle Vergehen, in Betreff deren im Gesetz nicht schon eine bestimmte Strafe angesetzt war. Wurde über den Angeklagten nach seiner Vertheidigung das „Schuldig“ ausgesprochen, so stand ihm das Recht zu, gegenüber dem Strafantrage der Ankläger einen eben solchen zu stellen;

die Richter entschieden dann zwischen beiden Anträgen.

Des Sokrates Seelenruhe ward durch jene Anklage nicht im geringsten getrübt. Denn sie wurzelte in jenem felsenfesten Grunde, von dem aus der Mensch allem Wechsel der Dinge mit unwandelbarem Gleichmuth entgegenzusehen vermag, — in dem Bewußtsein, stets in jeder Hinsicht gerecht und treu und dem Willen Gottes gemäß gelebt zu haben!

Da er wie sonst mit seinen Freunden über alles Andere, nur nicht über die drohende Anklage sprach, drangen sie besorgt in ihn, er möge doch an seine Vertheidigung denken. Sokrates erwiederte ihnen: „Dünkt euch denn nicht, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich auf die Vertheidigung vorbereitet habe?" Und als sie weiter fragend in ihn drangen, sagte er: „Ich habe während meines ganzen Lebens nachgedacht über das Gerechte und Ungerechte, habe das Rechte gethan, das Ungerechte gemieden; das ist die schönste Vorbereitung zu einer Vertheidigung." Als sie ihn baten, daran zu denken, daß oft Unschuldige verurtheilt seien, weil sie es unterlassen, durch Worte der Richter Urtheil zu bestimmen, und oft Schuldige freigesprochen, weil sie durch geschickte Reden die Richter milder stimmten, sagte er, — er habe auch angefangen, an eine Vertheidigungsrede zu denken, aber die göttliche Stimme in ihm habe ihn davon abgehalten. Es möge wohl der Wille der Gottheit sein, daß er sein Leben beschließe. Bisher habe er besser und angenehmer gelebt, als alle seine Mitbürger; denn besser könne doch Niemand leben, als der, welcher es sich am eifrigsten angelegen sein lasse, immer besser zu werden, und auch Niemand angenehmer, denn der, welcher fühle, daß er immer besser werde. Und so habe er es bisher gefunden, so oft er sich mit Anderen verglichen; so auch seine Freunde, die zu ihm sich hielten, weil sie durch ihn besser zu werden hofften. Jetzt stehen ihm die Schwächen des Alters bevor, seine Kräfte würden abnehmen, und es könne dann wohl geschehen, daß Andere ihm voraneilen. Würde er dieses nicht fühlen, so wäre sein Leben nicht des Lebens werth; fühle er es aber, so müsse er nothwendig weniger angenehm leben, als bisher. Es könne ihm so keine Schande bringen, wenn Andere ihn ungerecht behandeln. Er vertraue fest, daß er, wenn er jetzt sterben müsse, bei der Menschheit Würdigung finden werde, und er habe die Zuversicht, daß ihm stets das Zeugniß gegeben werde, nie einem Menschen Unrecht gethan und keinen schlechter gemacht zu haben, wohl aber stets bemüht gewesen zu sein, seine Freunde besser zu machen.

Ein berühmter Redner Athens, Namens Lysias, hatte dem Sokrates eine Vertheidigungsrede ausgearbeitet und brachte ihm dieselbe. Sokrates las sie durch, lobte sie als eine sehr kunstfertige Rede und gab sie zurück mit den Worten, sie schicke sich nicht für ihn.

Diese Thatsache ist besonders bemerkenswerth als Zeugniß gegen eine vielfach verbreitete, irrige Ansicht in Betreff des Processes gegen Sokrates. Lysias hatte unter der Herrschaft der Tyrannen fliehen müssen und hatte mit genauer Noth sein Leben gerettet; sein Bruder war getödtet, das Besitzthum Beider von den Tyrannen eingezogen. Später war Lysias mit den Vertriebenen heimgekehrt; seine Verdienste um die wiederhergestellte Demokratie hatten ihm die Achtung seiner Mitbürger erworben. Schwerlich würde nun er dem Sokrates eine Vertheidigungsrede verfaßt haben, wenn seine, d. h. die demokratisch gesinnte Partei die Anklage gegen Sokrates wegen seiner Aeußerungen über politische Dinge erhoben hätte. — Auf der anderen Seite dürfen wir als gewiß annehmen, daß, wenn Sokrates sich dieser Rede des Lysias bedient hätte, das Ansehen und das Geschick dieses bedeutenden Redners wesentlich zu seiner Freisprechung beigetragen haben würde. Sokrates lehnte ab, weil er die göttliche Mahnung gehört, sich nicht mit seiner Vertheidigung zu beschäftigen.

So ging denn Sokrates am Tage des Gerichts, unbekümmert um den Ausgang, mit der ihm stets eigenen Seelenruhe und Heiterkeit des Gemüths zum Dikasterion.

In welcher Weise die Anklage gegen Sokrates begründet ward, wissen wir nicht genau; nur einzelne Andeutungen darüber im Xenophon und in der Platonischen Vertheidigungsrede lassen uns auf die Art dieser Begründung schließen.

Die Anklage selbst zerfällt in zwei Theile, deren erster Sokrates als Leugner der heimischen Götter darstellt, während der zweite ihm Verderbniß der Jugend vorwirft. Indessen stehen diese beiden Theile insofern in innigster Verbindung, als Sokrates gerade auch dadurch die Jugend verderben sollte, daß er sie veranlaßte, die heimischen Götter zu mißachten.

In Reden, welche mit aller Kunst der Rhetorik abgefaßt und ausgestattet waren, suchten die Ankläger die Schuld des Sokrates darzuthun. Zur Begründung des ersten Theiles der Anklage bedienten sie sich offenbar jener so ganz ungerechtfertigten Vorwürfe, welche schon Aristophanes vorgebracht: Sokrates grüble über das Unter- und Ueberirdische, er lehre, daß Sonne und Mond keine göttliche Wesen, sondern glühende Körper seien und dergleichen Dinge mehr.

Die Ankläger mögen ferner darauf hingewiesen haben, daß Sokrates in ganz anderer Weise von den Göttern spreche als sonst Jemand. Denn in der That, des Sokrates Religion war eine andere als die des athenischen Volkes; sein Glaube war ein weit reinerer und tieferer als der in äußeren Handlungen sich manifestirende Glaube seiner Mitbürger. Nur Wenige konnten ihn hierin verstehen. Die göttlichen Wesen des alten Glaubens waren behaftet mit menschlichen Leidenschaften und menschlichen Schwächen. Dem Sokrates aber war das göttliche Wesen, ob er es nun als eines auffaßte oder als eine Mehrheit, frei von allen Schwächen menschlichen Daseins, das vollendete Wesen selbst. Wenn Sokrates von dem Alles wissenden, Alles bestimmenden göttlichen Wesen sprach, dem man in jedem Fall gehorchen müsse, so contrastirten solche Aeußerungen mit den religiösen Vorstellungen, welche die Athenienser von Alters her überkommen, und es mochten die Ankläger, indem sie hierauf hinwiesen, nicht ohne einen Schein von Wahrheit darthun, daß Sokrates neue göttliche Wesen einführe. Meletos gedachte hierbei noch spottend der göttlichen Stimme, welche Sokrates in sich zu hören behaupte.

Für die Begründung des zweiten Theiles der Anklage, haben die Ankläger wohl zunächst darauf hingewiesen, daß Sokrates die Jünglinge verleite, die vaterländischen Götter zu mißachten, indem er ihnen seine Ansichten über das göttliche Wesen mittheile. Indem sie sich ferner auf jene tadelnden Worte beriefen, welche Sokrates gelegentlich über Principien der demokratischen Verfassung, wie die Wahl der Beamten, gesprochen, suchten sie darzuthun, daß er den Jünglingen den Respect vor dem vaterländischen Gesetz benehme. Hier mögen sie auch an Kritias und Alkibiades erinnert haben. Sicherlich machten diese in geschickter Rede vorgebrachten Anschuldigungen tiefen Eindruck auf die Richter, von denen viele auch wohl schon vorher gegen Sokrates eingenommen waren.

Dem Gesetze gemäß mußte nun Sokrates reden und sich zu vertheidigen suchen. So ergriff er denn das Wort und sprach jene schöne, tief ergreifende Rede, der nicht etwa die Hoffnung oder der Wunsch zu Grunde lag, das Urtheil der Richter sich günstig zu stimmen, sondern die allein darauf gerichtet, sein innerstes Wesen und sein Handeln offen darzulegen. Wohl nie ist eine schönere Vertheidigungsrede gehalten! Die unvorbereitet gesprochenen Worte entsprangen dem Bewußtsein, im Auftrage Gottes gehandelt und seinem Willen gemäß gelebt zu haben; sie sind getragen vom Gefühle reinster Unschuld, und es leuchtet uns aus ihnen der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit und eine vollendete reine sittliche Gesinnung entgegen. Nach kurzen einleitenden Worten über der Gegner und seine eigne Art zu sprechen, fährt Sokrates fort: „Ich muß mich vertheidigen, ihr Athenischen Männer, und muß versuchen, euch in so kurzer Zeit von einer mich verleumdenden Meinung zu befreien, welche ihr so lange schon hegtet. Ich wünsche nun zwar, daß dieses geschehe, wenn es für euch und mich besser ist, und daß ich durch meine Vertheidigung etwas ausrichte. Das scheint mir jedoch schwierig zu sein, und ich sehe klar, wie sehr. Nun es möge gehen, wie es Gott gefällt. Ich muß dem Gesetze gehorchen und mich vertheidigen.“ Zuerst wendet sich Sokrates nun gegen die früheren Ankläger, wie Aristophanes, die für ihn mehr zu fürchten seien als die gegenwärtigen. Denn jene haben ihn in den üblen Leumund gebracht, auf welchen vertrauend Anytos und Ge-

wossen ihre Anklage gestellt. Jene früheren Ankläger nun haben ihn beschuldigt und haben es den gegenwärtigen Richtern, da sie noch Knaben und Jünglinge waren, gesagt und eingeredet, daß er über die irdischen und himmlischen Dinge Nachforschungen anstelle und die schlechtere Sache zur besseren zu machen lehre. Gegenüber diesen Anschuldigungen beruft sich Sokrates darauf, daß Keiner von Allen, die ihn jemals haben reden hören, bezeugen könne, daß er über dergleichen Dinge, wie sie die Naturphilosophen trieben, gesprochen habe; denn hiervon verstehe er gar nichts. Ebensowenig vermöge irgend Jemand zu bezeugen, daß er jemals in Weise der Sophisten Unterricht ertheilt habe.

Sokrates weist dann nach, wie ihm die ganze üble Nachrede entstanden sei durch die ihm vom Gotte aufgetragene, den Menschen sehr unbequeme Thätigkeit. Diese habe ihm den Haß und die Feindschaft Vieler zugezogen, und da man nichts Anderes vorzubringen wisse, so erhebe man gegen ihn jene Beschuldigungen, welche gegen die Naturphilosophen und Sophisten gerichtet seien.

Nachdem Sokrates nun in ausführlicherem Gespräch mit Meletos, welcher vorzüglich der Führer der Klage gewesen zu sein scheint, gezeigt hat, wie ganz unbegründet und haltlos die Vorwürfe der Anklage seien, sagt er: „Wenn ich unterliegen werde, so unterliege ich nicht dem Meletos noch dem Anytos, sondern der Verleumdung und dem Haß der Menge; ihm sind schon viel brave Männer unterlegen, und es werden, so glaube ich, ihm noch viele unterliegen. Wenn nun Jemand zu mir sagte: ‚Schämst du dich nicht, o Sokrates, eine Thätigkeit auszuüben, welche dein Leben in Gefahr bringt?' — so würde ich ihm erwiedern: ‚Du sprichst nicht gut, wenn du glaubst, daß ein Mann von irgend welchem Werth darauf Bedacht haben müsse, ob sein Handeln mit Lebensgefahr verbunden sei; das Einzige, worauf ein Mann zu achten hat, ist, ob sein Handeln gerecht oder ungerecht, ob es dasjenige eines braven oder das eines schlechten Mannes sei!'

„Denn wahrlich, ihr Athenischen Männer, so verhält es sich: wenn Jemand eine Stelle einnimmt, weil sie ihm als die beste erschien oder weil dieselbe ihm vom Vorgesetzten angewiesen, so muß er, meine ich, dort ausharren trotz aller Gefahr, und er darf nichts, weder den Tod noch irgend etwas in Anschlag bringen gegen die Schande!

„Schmachvoll wäre es und arg gehandelt," so etwa fährt Sokrates fort, „wenn ich den Posten, welchen der Gott mir anwies, damit ich in dem Streben nach Weisheit und der Erforschung meiner selbst und Anderer mein Leben verbringe, aus Furcht vor dem Tode verlassen wollte. Dann könnte ich mit Recht vor Gericht geladen und der Gottlosigkeit angeklagt werden, und ich würde mit Recht beschuldigt werden, mich weise zu dünken, ohne es zu sein. Denn sich vor dem Tode fürchten, heißt, sich weise dünken, ohne es zu sein, da Niemand weiß, ob der Tod ein Uebel oder ein Gut für uns ist. Das aber, weiß ich, ist schimpflich, dem Besseren, sei es ein Gott oder ein Mensch, nicht zu gehorchen! Und solltet ihr mir das Anerbieten stellen, mich jetzt frei ausgehen zu lassen, unter der Bedingung, daß ich künftig meine Thätigkeit einstelle, so würde ich euch erwiedern: „Ihr Männer Athens, ich achte und liebe euch; aber ich werde dem Gotte mehr gehorchen als euch! So lange ich athme und es im Stande bin, werde ich nicht aufhören, euch bei jeder Gelegenheit zu ermuntern und anzutreiben, vor allem nach wahrer Weisheit und Veredlung der Seele zu streben. Unablässig werde ich bemüht sein, Jung und Alt zu überzeugen, daß allein aus der Tugend alle anderen Güter entspringen. Wenn solche Ermahnungen den Jünglingen zum Verderben gereichen können, so ist mein Handeln schädlich. Wenn aber Jemand sagt, daß ich anders rede, so hat er Unrecht. Folgt nun, ihr Männer Athens, dem Anytos oder nicht, sprecht mich frei oder verurtheilt mich, ich werde mein Thun nicht ändern, auch wenn ich wiederholt sterben müßte!"

Im unerschütterlichen Glauben an seine göttliche Mission ruft er den Richtern zu: „Nicht meinetwegen vertheidige ich mich, sondern euretwegen; folgt meinem Rathe und schonet meiner um euretwillen!" Er verweist sie auf die Uneigennützigkeit seines Thuns, welche selbst seine Widersacher anerkennen müssen: „Um die eigenen Angele-

genheiten ganz unbekümmert, bin ich nur für euch thätig gewesen, indem ich wie ein Vater oder älterer Bruder zu Jedem einzeln ging, um ihn zu überreden, der Tugend nachzustreben."

Offenbar hatten die Ankläger tadelnd darauf hingewiesen, daß Sokrates, sich um die öffentlichen Angelegenheiten gar nicht kümmere, wie es doch jedes guten Bürgers Pflicht sei. Hiergegen sagt Sokrates, in den öffentlichen Angelegenheiten sei er nicht mit Rathschlägen aufgetreten, weil ihn die Stimme, welche zu hören er von Kindheit an gewöhnt sei, beständig abgemahnt habe, sich mit jenen Angelegenheiten zu befassen. Und mit gutem Grunde habe sie es gethan; sicherlich wäre er längst zu Grunde gegangen, und er habe nicht so lange der Stadt und sich zum wahren Nutzen leben können, wenn er sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt hätte. Denn wer das Rechte allein wolle und dem Ungesetzlichen und Ungerechten sich widersetze und es zu verhindern suche, der könne nur als Privatmann leben. Zur Begründung dieser Behauptung erinnert Sokrates an sein Auftreten als Prytane im Arginusenprocesse, der einzige Fall, in welchem er ein öffentliches Amt zu bekleiden hatte.

Und zum Schluß seiner Vertheidigungsrede wendet sich Sokrates noch einmal gegen die Behauptung, er habe durch seine Lehre verderblich auf die Jugend gewirkt. Nie sei er der Lehrer von irgend Jemand gewesen; aber einem Jeden, Jung oder Alt, Arm oder Reich habe er stets gern gestattet, ihm zuzuhören, wenn er in seinem Berufe thätig gewesen, welcher ihm vom Gotte angewiesen auf jede Weise, wodurch der Gott dem Menschen seinen Willen darthut. Wenn nun Einer von diesen, welche ihn hörten, ausgeartet sei, so könne daran nicht seine Lehre schuld sein, da diese nie Einem allein versprochen oder ertheilt, sondern von Allen in gleicher Weise gehört wurde. Und habe er jemals den Jünglingen verderbliche Lehren ertheilt, so müßten sie doch nun, nachdem sie es erkannt, als Zeugen gegen ihn auftreten; und wenn sie nicht selbst, so müßten doch die Angehörigen derselben, in gerechtem Zorn gegen ihn, als Zeugen die Anklage des Meletos unterstützen. Sokrates bezeichnet eine ganze Reihe von anwesenden Männern, die theils selbst einst ihm anhingen oder deren Söhne, Brüder etc. zu seinen Freunden zählten. Weßhalb sei keiner derselben als Zeuge gegen ihn angeführt? „Sie alle sind bereit, mir, dem Verderber, beizustehen, der ich den Ihrigen argen Schaden zufügte, wie Meletos und Anytos sagen. Die Verdorbenen hätten wohl noch ein Interesse daran, mir beizustehen; aber die Unverdorbenen, bejahrte Männer, die Angehörigen Jener, welchen andern Grund, mir zu helfen, könnten sie haben, als den richtigen und gerechten, weil sie wissen, Meletos lüge, ich aber sage die Wahrheit?"

Mit derben Worten wendet sich Sokrates schließlich gegen eine in Athen bestehende Unsitte. Es war nämlich sehr gebräuchlich, daß der Angeklagte vor Gericht Weib, Kind und Angehörige mitbrachte und durch Bitten, welche durch eigene und der Seinen Thränen unterstützt wurden, die Richter zu bestimmen suchte, ihn freizusprechen. Sokrates tadelt mit scharfen Worten dieses Benehmen. Es sei nicht nur eines Mannes ganz unwürdig, solch klägliche Vorstellungen zu geben, sondern es sei auch durchaus unrechtmäßig, die Richter durch Bitten zu bestimmen zu suchen, nach Gunst und nicht allein nach Gesetz das Urtheil zu fällen. Denn der Richter habe geschworen, nach dem Gesetz zu richten. „Wollt' ich euch durch Bitten zu bestimmen suchen, jenen Eid nicht zu achten, so würde ich euch lehren zu glauben, daß keine Götter seien; ich würde mich also selbst des Unglaubens anklagen. Nicht im entferntesten aber verhält es sich so; denn ich glaube, ihr Athenischen Männer, an die Götter, wie keiner meiner Ankläger; getrost stelle ich es euch und dem Gotte anheim, über mich das Urtheil zu fällen, wie es für mich und euch am besten sei."

Nach dieser Rede erfolgte die Abstimmung; mit geringer Majorität wurde das „Schuldig" über Sokrates ausgesprochen. Wir haben wohl allen Grund anzunehmen, daß die Rede des Sokrates einen tiefen Eindruck auf seine Richter gemacht hatte. Die Wahrheit seiner Worte, die Gediegenheit und Reinheit seines Charakters, welche aus jenen hervorleuchtete, mögen wohl manchen ihm feindlich gesinnten Mann veranlaßt haben, ein freisprechendes Votum abzugeben. Auf der an-

deren Seite mag freilich des Sokrates Art, sich zu vertheidigen, die Richter verletzt haben, welche gewohnt waren, daß die Angeklagten in jeder Weise sich um ihre Gunst zu bewerben suchten. Verletzender aber noch mußten die Worte wirken, welche Sokrates nach der Verurtheilung sprach. Ihm kam es jetzt zu, gegenüber dem Antrage der Ankläger sich selbst eine Strafe zu bestimmen. Die Richter waren gewohnt, von dem Verurtheilten in bittender Weise einen milderen Strafantrag, als ihn der Kläger gestellt, zu vernehmen. Wir dürfen wohl annehmen, daß des Sokrates Richter, wenn er klagend und flehend irgend einen milden Strafantrag gestellt hätte, auf denselben eingegangen wären. Doch es war nicht des Sokrates Art, um des Erfolges willen irgend etwas zu thun oder zu sagen, was nicht seiner Ueberzeugung gemäß gewesen wäre.

„Soll ich bestimmen," so etwa sprach er, „was ich für meine uneigennützige, stets auf euer Aller Wohl gerichtete Thätigkeit verdiene, so ist's die Speisung auf Staatskosten im Prytaneion; denn dieser höchsten Auszeichnung ist derjenige würdig, welcher alle Zeit dazu verwendet, euch zu ermahnen. Die Ueberzeugung, stets gegen Jedermann gerecht und dem Willen Gottes gemäß gehandelt zu haben, gestattet nicht, mir für meine Thätigkeit irgend etwas Schlimmes als Strafe zu bestimmen. Besäße ich Geld, so würde ich mir eine Geldstrafe zuerkennen, so hoch ich sie zu leisten im Stande wäre; denn das wäre kein Schaden für mich. Nun habe ich aber keines; ihr müßtet denn mit einer Mine zufrieden sein. Ja, meine Freunde wollen, ich solle die Strafe selbst auf dreißig Minen bestimmen, für welche Summe sie bürgen. So folge ich denn ihrem Verlangen und bestimme meine Strafe demgemäß."

Sokrates konnte nicht anders und nicht würdiger sprechen; aber wir begreifen, daß seine stolzen Worte die Richter beleidigen mußten. Mit weit größerer Majorität ward nun der Strafantrag des Klägers angenommen und Sokrates zum Tode verurtheilt.

Noch einmal ergreift Sokrates das Wort. Er wendet sich zunächst an diejenigen Richter, welche ihn verurtheilten: es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dem Tode zu entgehen; aber mehr als den Tod scheue er es, irgend etwas Ungerechtes oder seiner Unwürdiges zu thun. Deshalb bereue er nicht, sich also vertheidigt zu haben, und sei ruhig in Betreff des Urtheils.

Und mit freundlichem Wort nimmt er dann von den Richtern Abschied, welche für Freisprechung votirt hatten. Er sei, sagt er, überzeugt, daß ihm das Geschehene zum Heile gereiche; denn er habe die göttliche Stimme seines Inneren, welche beständig sich hören ließ, so oft er in Begriff war, etwas zu thun oder zu sagen, was ihm zum Unheil gereichen würde, heute nicht einmal vernommen. Und nachdem er noch ausführlich erörtert, wie nach seiner Ueberzeugung der Tod in keinem Falle ein Uebel sein könne, schließt er seine Rede:

„Aber auch euch, meine Richter, ziemt es, in Betreff des Todes froher Hoffnung zu sein und dieses Eine für gewiß zu erachten, daß es für den guten und gerechten Menschen kein Uebel giebt, weder so lange er lebt, noch wenn er gestorben ist, und daß die Götter um seine Angelegenheiten freundlich besorgt sind. Nicht durch Zufall ist mir mein Loos bestimmt, sondern es ist mir klar, daß es besser für mich, jetzt zu sterben und der Thätigkeit enthoben zu werden. Deshalb mahnte mich auch die innere Stimme nicht ab, und ich zürne keineswegs denen, die mich verurtheilten, noch meinen Anklägern. Freilich sofern sie in der Absicht, mir zu schaden, die Anklage stellten und mich verurtheilten, sind sie zu tadeln. — Nun aber ist die Stunde da, zu gehen, ich, um zu sterben, ihr, um zu leben; wem von uns das Bessere zu Theil ward, das weiß nur Gott!"

Mit ungetrübter Heiterkeit ging Sokrates nun zu seinem Gefängniß. Weinend begleiteten ihn einige Anhänger; als er sie mit freundlichem Wort zu beruhigen suchte, sagte Einer derselben schluchzend: „Ach, Sokrates, es ist zu schmerzlich, dich so unschuldig sterben zu sehen!" — Lächelnd streichelte Sokrates seinen Kopf. „Liebster, wünschest du, daß ich schuldig sterbe?"

Ein Umstand verzögerte noch für längere Zeit die Hinrichtung. Es war gerade an dem Tage der Verurtheilung das Staats-

schiff vom Priester des Apollo bekränzt, welches alljährlich nach der Insel Delos gesandt ward, um dem Apollo ein Dankesopfer zu bringen. Dieses Opfer war dem Gotte damals gelobt, als Theseus durch Tödtung des Minotauren auf Kreta Athen von dem Tribute befreit hatte, welchen es jenem an Jünglingen und Jungfrauen zu leisten hatte. Bis jenes Schiff von seiner Fahrt zurückgekehrt war, durfte in Athen Niemand hingerichtet werden, und so blieb Sokrates während dieser Zeit im Gefängnisse, mit seinen Anhängern in gewohnter Weise sich besprechend.

Ehe wir nun den Blick auf das Ende dieses wunderbaren Mannes werfen, kehren wir noch einmal zu der Frage zurück: wie kam er in diesen Conflict, der einen so tragischen Ausgang fand?

Wir können Jenen nicht beistimmen, welche die Thatsache so zu begreifen suchen, daß Sokrates als politischer Revolutionär angeklagt und mit Recht verurtheilt worden sei. Diese Behauptung finden wir in den uns vorliegenden Urkunden über den Proceß keineswegs begründet. Politik war nicht das Feld von Sokrates' Thätigkeit. Kam er auf sie zu sprechen, so war es nur, um die, welche sich den Staatsgeschäften widmen wollten, aufzufordern, sich um eine richtige Einsicht in diesen Dingen zu bemühen. Dagegen konnten doch auch die besten Demokraten nichts haben. Ja, aber Sokrates hatte wiederholt in spöttischer Weise über gewisse Einrichtungen im Staat, wie die Wahl der Beamten &c., gesprochen. Diese Bemerkungen mußten bei denen, welche sie hörten, das Ansehen der Staatseinrichtungen untergraben und so diese selbst gefährden! Wie? stand denn diesen ganz gelegentlichen Bemerkungen über unvollkommene Einrichtungen nicht als weit mächtigerer Factor das Leben des Sokrates gegenüber? Sokrates war nie auch im geringsten nur einer Gesetzübertretung beschuldigt. Treu hatte er stets im Krieg und Frieden seine Pflichten als Bürger erfüllt, eifriger denn irgend Jemand, war er bestrebt gewesen, dem vaterländischen Gesetze gehorsam zu sein, und stets hatte er seine Freunde zu einem gleichen Gehorsam gegen das Gesetz ermahnt, welchem sie Alle dankten, was sie besitzen und was sie seien. Wir meinen, die einsichtsvollsten Politiker Athens würden sich vielmehr bemüht haben, den Sokrates als Muster eines den Gesetzen treuen Mannes auf jede Weise zu erhalten, denn ihn zu verderben. Und die schon oben angeführte Thatsache, daß der um die wiederhergestellte Demokratie hoch verdiente Lysias dem Sokrates eine Vertheidigungsrede ausgearbeitet, zeigt deutlich, daß Sokrates keineswegs als Gegner der Demokratie angeklagt war.

Auch die Verbindung, in welcher Sokrates in früherer Zeit mit Alkibiades und Kritias gestanden, war jedenfalls bei dem Proceß von keiner anderen Bedeutung, als daß sie vielleicht von des Sokrates Gegnern benutzt wurde, die Empfindung gegen ihn aufzuregen. Eine Anklage konnte auf dieselbe schon deswegen nicht gegründet werden, weil nach den gesetzlichen Bestimmungen, wie oben erwähnt, keine Anklage angenommen werden durfte, welche sich auf eine vor dem Jahr 403 begangene Thatsache stützte. Außerdem konnte aber wohl auch Niemand dem Sokrates im Ernst irgend welche Schuld an dem beimessen, was jene Männer gegen den Staat gefrevelt hatten. Sein Leben und sein Thun lag Jedermann klar vor Augen und bot nicht den geringsten Anhalt zu einer solchen Beschuldigung.

Endlich ist Sokrates auch nicht, wie Andere gemeint haben, als Revolutionär in Betreff der Religion und Sitte angeklagt. Wohl ist es richtig, daß des Sokrates religiöse und sittliche Ueberzeugungen von den herkömmlichen abwichen; sie waren weit reiner und tiefer. Aber Sokrates hatte stets treu daran festgehalten, wie das heimische Gesetz es verlangte, den Göttern, welche das Vaterland ehrte, regelmäßig zu opfern. Und er übte diese frommen Gebräuche nicht äußerer Gesetzeserfüllung willen, sondern weil er das Ausüben derselben für eine heilige Pflicht hielt. Beständig ermahnte er auch seine Freunde und Mitbürger zur Anerkennung und zur Erfüllung dieser Pflicht. Und wenn man den Sokrates wegen seiner, von den überlieferten abweichenden, religiösen und sittlichen Ansichten hätte anklagen wollen, wie viele der Dichter, Staatsmänner, Philosophen, Redner, kurz aller auf der Höhe der Bildung damaliger Zeit stehender

Männer hätten mit gleichem, ja größerem Rechte angeklagt werden müssen!

Die Anschauungen des religiösen Mythus waren schon damals rettungslos verloren; hierfür konnte Sokrates weder für sich, noch als Vertreter einer Partei verantwortlich gemacht werden.

Die Anschuldigungen, welche in dieser Beziehung gegen Sokrates vor Gericht erhoben wurden, waren dieselben, wie wir gesehen haben, welche man gegen die Naturphilosophen und die Sophisten gerichtet hatte, die aber Sokrates gar nicht treffen konnten. — Und diese Anschuldigungen entsprangen nicht der Ueberzeugung, daß Sokrates des Volkes religiöse Anschauung untergrabe, sondern nur jener feindseligen Stimmung, in welcher wir die Ursache des ganzen Conflictes erblicken.

Wir haben oben ausführlich die Umstände besprochen, welche dem Sokrates die Feindschaft seiner Mitbürger zuzogen, haben aber auch schon dort angedeutet, daß wir zuletzt nur aus der Eigenthümlichkeit seines Wesens die Ursache und den Ausgang des Conflictes zu verstehen vermögen.

Zu Grunde lag dem Wesen des Sokrates eine wahrhaft religiöse Gesinnung. Dem Geiste seines Volkes und seiner Zeit gemäß prägte sich dieselbe aus in der festen Ueberzeugung, daß die Gottheit den Menschen auf mancherlei Weise, durch Orakel, Zeichen und Träume ihren Willen kund thue. Sobald Sokrates in irgend einer Richtung diesen Willen der Gottheit vernommen zu haben glaubte, konnte er auf keine Weise veranlaßt werden, jenem Willen entgegen zu handeln. Dieses Bewußtsein, dem Willen Gottes gemäß zu leben, bewirkte in Sokrates jene wunderbare Seelenruhe, mit welcher er sich über alle menschlichen Interessen und allen Wechsel menschlichen Lebens erhob. Jenes Bewußtsein gab ihm auch die Sicherheit des Handelns; nie schwankte er, was er zu thun habe. Nicht nur der einzelne Moment, sondern sein ganzes Leben war bestimmt durch jene innere Nothwendigkeit: „Ich kann nicht anders!"

Seine hohen und reinen Anschauungen vom göttlichen Wesen trieben ihn an, sich um die Erkenntniß dessen, was gut und gerecht sei, ernst zu bemühen und dieser Erkenntniß gemäß sein Leben zu führen. Unerschütterlich fest stand ihm die Ueberzeugung, daß ihm von der Gottheit die Mission ertheilt sei, bei seinen Mitbürgern alles Scheinwissen zu zerstören, die Erkenntniß dessen, was gut und gerecht sei, zu erwecken, und sie anzutreiben, diesem vor allem nachzustreben.

Menschen, die in der Weise des Sokrates, erhaben über alle jene gewöhnlichen Interessen, welche das Leben der großen Menge erfüllen, allein den höchsten Zielen der Menschheit nachstreben, werden stets nur von einem kleinen Kreise ihrer Mitmenschen richtig erkannt und gewürdigt werden. Die große Menge fühlt sich durch sie verletzt und von ihnen zurückgestoßen. Dieses Gefühl aber wird in Haß umschlagen, sobald ein solcher Mensch es unternimmt, die große Menge für seine Ansichten zu gewinnen.

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Dieser Haß der großen Menge verwickelte Sokrates in jenen Proceß, zu welchem irgend ein persönlicher Haß des Anytos den nächsten Anlaß gegeben haben mag. Mußte denn nun aber dieser Conflict jenen tragischen Ausgang nehmen? Wir theilen die Ueberzeugung der meisten Darsteller des Processes, Sokrates hätte sein Leben retten können, die von ihm gesprochenen Worte, insbesondere jene, welche er sprach, als mit geringer Majorität das „Schuldig" ausgesprochen war, mußten die Richter verletzen, mußten ihren Haß verstärken und so auf ihr Votum einwirken. Die Richter konnten nicht dem Antrage des Sokrates gemäß auf seine Speisung im Prytaneion, noch auf die, fast höhnend beantragte Geldbuße erkennen; so blieb ihnen nichts anderes übrig, als dem Strafantrage der Ankläger zuzustimmen. Hätte Sokrates in anderer Weise sich vertheidigt, so hätte er wohl selbst den Spruch „Schuldig" vermieden; hätte er nach diesem irgend einen milderen Strafantrag gestellt, welchen die Richter annehmen konnten, so wurde wahrscheinlich das Todesurtheil nicht gefällt. Und weshalb that Sokrates alles dieses nicht? — Man hat gesagt, Sokrates wollte sterben; das Leben habe ihm keinen Werth mehr gehabt, da er die Leiden des Alters vor

sich gesehen; er habe den einzig würdigen Abschluß seines Lebens darin erblickt, auf solche Weise zu sterben, und endlich sei er überzeugt gewesen, daß die Vollstreckung des Todesurtheiles mächtig auf seine Schüler und auf die Erhaltung und Ausbreitung seiner Lehre durch sie wirken müßte. Wir vermögen in alle dem den Grund dafür nicht zu erblicken, weshalb Sokrates so und nicht anders vor Gericht geredet. Ueberlegungen der Art, wie sie hierin dem Sokrates zugeschoben werden, haben niemals bestimmend auf sein Handeln gewirkt, ja wir bezweifeln, daß Sokrates jemals solche Ueberlegungen angestellt habe. Wenn Sokrates sagt, er scheue den Tod nicht, da das fernere Leben ihm, dem hochbejahrten Manne, nur Leiden mancherlei Art bringen würde, so heißt das doch wahrlich nicht, er habe sterben wollen, um jenen Leiden zu entgehen. Und wenn wir sehen, wie des Sokrates Schüler durch seinen Tod gestärkt und gefördert wurden, wie mächtig auf sie und auf Alle, die den Blick darauf warfen, das Bild des sterbenden Sokrates wirkte, so dürfen wir nicht behaupten, daß Sokrates in dieser Hoffnung das Todesurtheil zu veranlassen bestrebt gewesen sei.

Nein! weder der Wunsch, sein Leben zu erhalten, noch die Absicht, es zu verlieren, konnten auf das Benehmen des Sokrates vor Gericht bestimmend wirken. Er handelte dort, wie er es stets gethan, seinem Wesen gemäß. Sokrates hätte nicht anders reden können, er hätte denn sein Selbst verleugnen müssen. Nie hatten andere Motive ihn geleitet als der Wille Gottes, als die Rücksicht darauf, was gut und gerecht sei. Hatte er stets Gesetz und Recht vertheidigt, ohne auch im geringsten nur zu berücksichtigen, ob sein Leben dadurch gefährdet war, wie hätte jetzt diese Rücksicht bestimmend wirken können, da es ihm galt, sein gutes Recht zu vertheidigen? Sokrates konnte nichts weiter thun, als die Nichtigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nachweisen. Unmöglich konnte er versprechen, seine Thätigkeit einzustellen, welche er allein im Interesse für das wahre Wohl seiner Mitbürger ausübte; denn unwandelbar fest war er überzeugt, daß sie ihm durch den Willen Gottes übertragen sei, dem er sich unbedingt zu unterwerfen habe. Unmöglich auch konnte er durch Bitten die Richter sich günstig zu stimmen suchen; das litt weder seine Achtung vor dem Gesetz noch das Bewußtsein, stets gegen Jedermann gerecht gehandelt, stets das Beste für einen Jeden erstrebt zu haben. In diesem Bewußtsein reinster Unschuld forderte Sokrates, als er bestimmen sollte, was er für sein Handeln verdient, stolz die Speisung im Prytaneion, die höchste Auszeichnung, welche der athenische Staat ertheilte. Denn Niemand, sagte er, habe eifriger als er sich um das wahre Wohl seiner Mitbürger bemüht. Unmöglich konnte Sokrates sich irgend eine Strafe bestimmen; ein solcher Strafantrag hätte die Anerkennung einer Schuld involvirt — und wäre somit eine Unwahrheit gewesen, deren Sokrates nie und nimmer fähig war. Unwandelbare Treue gegen seine Ueberzeugung, welche aus dem Geiste der Gerechtigkeit und Wahrheit geboren, führten Sokrates in den verhängnißvollen Conflict mit seinen Mitbürgern und jene Ueberzeugungstreue ließ ihn darin unterliegen. Wenn auch gar viele betroffen sein mochten von der Erscheinung dieses wunderbaren Mannes, dem nichts Anderes am Herzen lag, als sich mit ihnen darüber zu unterreden, was gut und gerecht sei, so fehlte ihnen doch das Verständniß und damit die Achtung vor seiner hohen, weltgeschichtlichen Mission; sie stießen ihn ab, weil er ihnen unbequem war. Wir beklagen, daß dem besten Mann so großes Unrecht widerfahren mußte; aber wir begreifen das Thun der Athener. Auch zu anderen Zeiten und unter anderem Volke würde Sokrates in ähnlicher Weise verfolgt worden sein.

Werfen wir denn noch einen flüchtigen Blick in das stille Gemach, in welchem Sokrates die letzten Tage seines Lebens zubrachte. Es war seinen Freunden gestattet, ihn zu besuchen; so versammelte sich denn alltäglich ein Kreis derselben um ihn, den Gefesselten, und er beredete sich mit ihnen ganz in früherer Weise über die höchsten und den Menschen wichtigsten Fragen. Seine Freunde hofften noch immer, sich den Meister erhalten zu können. In dieser Hoffnung war es ihnen gelungen, den Wächter des Sokrates zu bestechen, und sie drangen nun wiederholt in ihn, er möge mit ihnen aus Athen fliehen und an einem anderen Orte ruhig weiter

leben. Diesem Antrage gegenüber machte Sokrates seine Achtung vor dem Gesetz geltend. Wenn ihm auch Unrecht geschehe, so dürfe er sich doch nicht dagegen auflehnen. Seine Verurtheilung sei nach dem Gesetze geschehen, welchem er sein ganzes Leben danke und dem er und jeder Athener sich unbedingt zu unterwerfen habe. Wollte er sich dem Gesetze durch die Flucht entziehen, so würde er ungerecht handeln; Unrecht aber dürfe der Mensch auch dann nicht thun, wenn ihm selbst Unrecht geschehe. So harrte denn Sokrates ruhig und mit der stets gleichen Heiterkeit des Gemüthes auf den Tag, da das Staatsschiff von Delos heimkehre. Als es gekommen, fanden sich am folgenden Morgen viele der Freunde frühzeitig beim Sokrates ein. Dieser war entfesselt, und es war ihm gesagt, daß er mit Sonnenuntergang sterben müsse. Sein Weib und seine Kinder waren bei ihm; er hieß sie fortführen, da ihr lauter Schmerz die ruhige Unterhaltung mit den Freunden störe. Mit diesen blieb er den Tag über zusammen und sprach mit ihnen von der Unsterblichkeit der Seele.

Am Abend, nachdem er noch gebadet, nahm er von Frau und Kindern Abschied und kehrte zu seinen Freunden zurück. Der Diener des Gerichtes trat ein und meldete, der Zeitpunkt sei gekommen, daß Sokrates den Giftbecher trinken müsse. Mit freundlichem Worte nahm Sokrates von dem Manne Abschied, der weinend bei Seite trat. Sokrates hieß das Gift bringen und leerte den Becher ohne Zögern mit der ihm eigenen Ruhe. Da überwältigte der Schmerz seine Freunde, sie brachen in ein lautes Schluchzen aus. Sokrates beruhigte sie mit den Worten:

„Was thut ihr, ihr wunderbaren Menschen; wahrlich, deswegen schickte ich die Frauen fort, damit sie nicht solches thun; denn ich hörte, man müsse in andächtiger Stille sterben!"

Wie vorgeschrieben war, ging Sokrates umher, bis ihm die Glieder schwer wurden; dann legte er sich. Als er den Tod nahen fühlte, sprach er:

„O, Kriton, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig; bringt ihn dar und versäumt es nicht!"

Dann drückten die Freunde die gebrochenen Augen des geliebten Meisters zu. So starb der beste und gerechteste Mensch! Beredter noch und mächtiger als das Bild seines von allem Eigennutz freien, allein auf die wahren und höchsten Interessen der Menschheit gerichteten Lebens und Strebens, redet zu uns das Auftreten des Sokrates vor Gericht und die Art, wie dieser Mann das ihm angethane Unrecht ertrug. Wir staunen ob solcher Seelengröße und sind gefesselt durch die Erscheinung dieser wahren Schönheit der Seele. Der lebende und sterbende Sokrates bleibt für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild der Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit, unwandelbarer Treue der Ueberzeugung und unerschütterlichen Muthes im Kampfe für das Gute und Wahre!

Auf denn! Streben wir ihm nach!

Märchen auf der Wanderung.

Von

Ferd. Worthmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Die heilige Genoveva in Indien und Buddha als katholischer Heiliger.

Das indische Heldengedicht „Ramayana" erzählt die folgende Sage: König Ramtschund (Rama) hatte seine Gemahlin Sita aus der Gewalt des Rakschasakönigs Ravana befreit. Als er nun eines Abends in seiner Hauptstadt die gewöhnliche Runde machte, kam er bei dem Hause eines Walkers vorüber und hörte, wie dieser mit seiner Frau heftig zankte, weil sie nämlich, des Morgens von ihm mißhandelt, den Tag außer dem Hause zugebracht hatte und erst des Abends nach Hause kam. „Nein," rief der Mann aus, „kehre dorthin zurück, woher du kamst, du sollst mir nicht wieder ins Haus kommen! Hältst du mich für Ramtschund, der sein Weib Sita wiedernahm, nachdem sie so lange bei einem Daints (Rakschasa) zugebracht?" Diese Worte drangen dem Sohne Doseruth's (Rama) ins Herz, und die immer von neuem auflebende Eifersucht brachte ihn endlich dazu, seine Gattin Sita von seinem Bruder Latschmund in einen von wilden Thieren durchstreiften Wald hinausführen zu lassen. Allein Wischnu

schützte sie, und ein Rischi (Heiliger), der in dem Walde wohnte, nahm sie in seine Hütte auf, wo sie eines Söhnleins genas. Rama bereute das grausame Opfer, welches er seiner Ehre und seiner Eifersucht gebracht, während Sita der Erziehung ihres Kindes oblag; in Sehnsucht und Liebesqualen gingen ihnen einige Jahre dahin. Da dringt zu dem Könige die Kunde von den hohen Eigenschaften, die der kleine Prinz, Sita's Sohn, im Verborgenen entfaltet. Auf der Jagd in dem Walde, den er für Sita's Grab hält, sieht er den Knaben mit Bogen und Pfeilen zahlreiche wilde Thiere erlegen; über seine Schönheit erstaunt, vernimmt er Sita's Stimme und erkennt sie wieder. Seine Liebe erwacht mit neuer Gewalt, und durch das Zeugniß des Rischi vergewissert, daß Sita während der ganzen Zeit ihrer Trennung ihm treu geblieben, umarmt er Mutter und Sohn und führt Beide triumphirend in seinen Palast zurück.

Wie Jeder alsbald bemerkt, haben wir hier die Grundlage der Genovevalegende. Die katholische Kirche ist so galant gewesen, aus der sagenhaften indischen Königin Sita eine Heilige zu machen.* Nicht eine jede unter den kanonisirten Damen möchte diese Auszeichnung so wohl verdient haben.

Ein anderes Mal hat die katholische Kirche eine noch naivere Gerechtigkeit walten lassen, indem sie den Buddha selber unter ihre Heiligen versetzte. Denn es läßt sich nachweisen, daß hinter St. Josaphat, dessen Tag im römischen Martyrologium auf den 27. November fällt, kein Geringerer steckt als Prinz Gautama Sakyamuni, unter uns am besten bekannt unter dem Namen Buddha. Im Mittelalter gab es ein sehr beliebtes Volksbuch, die Erzählung von Barlaam und Josaphat, das in vierzehn oder fünfzehn Sprachen übersetzt wurde; ein König von Norwegen übertrug es um 1204 ins Altnordische und ein Jesuit sogar in das Tagala, die klassische Sprache der Philippinen, obgleich den Patres das Buch sonst nicht gefiel. Gleichviel nun, ob der Verfasser dieser Erzählung, deren griechischen Text Boissonade 1832 zum ersten Male herausgab, der griechische Kirchenvater Johannes Damascenus gewesen sei oder nicht,* feststeht, daß der Stoff buddhistischen Schriften oder Traditionen entlehnt sein muß. Denn in Josaphat's Jugendleben ist die bekannte Bekehrungsgeschichte des Prinzen Gautama auf das getreueste wiedererzählt.

Josaphat's Vater ist ein König, dem ein Sternseher weissagt, sein Sohn werde Ruhm erlangen, jedoch nicht in seinem eigenen Reiche, sondern in einem höheren und besseren, indem er Christ würde. Um dies zu verhindern, hält man den jungen Fürsten in einem schönen Palast eingeschlossen, umgiebt ihn mit Allem, was Lust und Freude gewähren kann, und trachtet, ihm jede Kenntniß von den Leiden des Lebens fern zu halten, insbesondere von Alter, Krankheit und Tod. Doch zwei Ausfahrten, die ihm der Vater gestattet, genügen, ihm durch die Begegnung mit einem Lahmen, einem Blinden und einem hinfälligen Greise das Menschenloos zu offenbaren. Traurig und nachdenklich kehrt er heim; ein Einsiedler theilt ihm das Evangelium mit. Der eigentliche Zweck des Buches wird dann schließlich durch eine einfache Darlegung der Hauptlehren des Christenthums erreicht.

Schlagen wir nun daneben das Lalita-Vistara auf, die sagenhafte Lebensbeschreibung des Buddha. Der Vater Buddha's ist ein König. Ihm weissagt der Brahmane Asita, sein Sohn werde großen Ruhm erlangen, entweder als mächtiger Herrscher oder als Buddha. Der König hält nun den jungen Fürsten in seinen Palästen und Gärten von allen Vergnügungen umringt; er soll nichts von Krankheit, Alter und Tod erfahren. Hierauf finden die berühmten drei Ausfahrten statt, deren Stätten die Buddhisten durch Thürme bezeichneten, die noch im 7. Jahrhundert n. Chr. aufrecht standen. Es begegnen dem Königssohn ein abgelebter Greis, ein Fieberkranker, Beide von Allen verlassen, und eine Leiche. „Wir wollen

* Näheres in Max Müller's Essays, 3. Band, übersetzt von F. Liebrecht (Leipzig, W. Engelmann, 1872), S. 539 ff. — Obige Stelle aus dem „Ramayana" ist nach der a. a. O. (aus dem Französischen) gegebenen Uebersetzung von F. Liebrecht.

* Max Müller (a. a. O., S. 323) weist diesem merkwürdigen Manne die Autorschaft zu.

umkehren," spricht der Prinz, zum ersten Male seine Absichten verrathend, „ich muß daran denken, Rettung zu schaffen." Beide Prinzen, Sakyamuni und Josaphat, bekehren schließlich ihre königlichen Väter, kämpfen gegen die Angriffe des Fleisches und werden schon vor ihrem Tode als Heilige angesehen.

Kein Zweifel also, Buddha ist es eigentlich, den die römisch-katholische Kirche an jedem 27. November als „St. Josaphat" verehrt. Die griechisch-katholische hat ihr hierin nichts vorzuwerfen: sie thut am 26. August dasselbe. Von allen Sünden aber beider Kirchen wider die historische Treue möchte diese leicht die unschuldigste und — die naivste sein.

II.

La Fontaine's Perrette als Brahmane.

Daß der geistliche Roman von „Barlaam und Josaphat" seiner Zeit eines der beliebtesten und verbreitetsten Volksbücher war, deren die Literaturgeschichte aller Zeiten gedenkt, das verdankt er nicht weniger seiner Form als seinem Inhalt. Er kleidet das wichtigste Thema jener Jahrhunderte, die Lehren des Christenthums, in einfachen volksmäßigen Ausdruck. Und die Rahmenerzählung, die Jugendgeschichte des Buddha, legt tiefsinnig und rührend die ewigen Wahrheiten ans Herz, daß das Leben die bunten Schleier, welche das Dasein des Leidens verhüllen, allgewaltig zerreißt, und daß nur der zu leben gelernt hat, welcher die Schmerzen zu besiegen versteht.

An das stattliche Reich des heiligen Mythus grenzt das bescheidenere Gebiet der Fabel. Auch hier wird durch die Geschichte offenbar, daß die menschlich-denkwürdigsten Wahrheiten es sind, welche in dem Gewande der Dichtung bei den verschiedensten Völkern durch Jahrtausende fortleben. Jener große Bruchtheil der Menschheit, der von dem Spiele der Einbildungskraft ungebührlich beherrscht wird, hat kaum eine heilsamere Erfahrung zu machen als die, welche das englische Sprüchwort ausdrückt: „Zähle die Küchlein nicht, ehe sie ausgebrütet sind." Wie ein chronisches, thatloses Brüten über phantastischen Zukunftserfolgen den Menschen verdorrt, aushöhlt und für das frische Wirken in der Gegenwart verdirbt, das ist eine interessante Seite dieses Themas, aber mehr geeignet für die Behandlung der Novelle oder der Psychiatrik, welche die Anfänge des Größenwahns verfolgt. Den leichteren, acuten Fall ergreift die Fabel, indem sie zeigt, wie gerade die den Erfolg zur Unzeit vorausnehmende phantastische Freude den Erfolg vereitelt. In La Fontaine's „La laitière et le pot au lait" hat sie ihre Aufgabe aufs glücklichste gelöst. Der Stoff aber dieser berühmten Fabel ist einige Jahrtausende alt.

Jedermann kennt die junge Milchverkäuferin, welche auf dem Wege nach dem Markte überlegt, wie sie ihre Milch für ein hübsches Geld an den Mann bringen will, sich dafür ein Hundert Eier kauft, für die Küchlein ein Schweinchen einhandelt, es mästet, es dann wieder verkauft und es endlich gar zu einer Kuh bringt, die ein Kälbchen wirft. Sie sieht das Kälbchen lustig umherhüpfen, es thut einen hohen Sprung, Perrette thut ihn nach — mit der verschütteten Milch aus dem herabgestürzten Eimer liegen all ihre geträumten Reichthümer im Staube, und ihr bleibt nichts als die leise Hoffnung, bei ihrer Heimkehr von ihrem Manne ungeprügelt zu bleiben.

Nun nehmen wir die bekannteste Märchen- und Fabelsammlung zur Hand aus der Sanskritliteratur, das Pantschatantra, „wörtlich übersetzt der Pentateuch oder der Pentamerone" (Max Müller). Darin finden wir folgendes Geschichtchen.*

„An einem Orte wohnte ein Brahmane, Namens ‚Geborener Geizhals' (Svabhavakripana). Dieser hatte mit dem erbettelten Reisbrei, der ihm nach dem Essen übrig blieb, einen Topf angefüllt; diesen Topf hatte er an einen Nagel an der Wand gehängt, darunter seine Bettstelle gerückt und schaute ihn nun in der Nacht unverwandt an und dachte dabei: ‚Dieser Topf ist doch über und über voll von Reisbrei. Wenn nun eine Hungersnoth entsteht, dann wird er hundert Silberstücke einbringen. Dafür werde ich alsdann ein Paar Ziegen kaufen; da diese alle Monat Zicklein werfen, so wird daraus eine Heerde Ziegen entstehen. Dann für die Ziegen Rinder! Sobald die Kühe

* Max Müller a. a. O., S. 305 f.

gekalbt haben, verkaufe ich die Kälber. Dann für die Rinder Büffel! Für die Büffel Stuten! — Aus dem Erlös bekomme ich ein vierflügeliges Haus. Dann kommt ein Brahmane in mein Haus und giebt mir ein sehr schönes Mädchen mit großer Mitgift zur Frau. Die wird einen Sohn gebären, dem ich den Namen Somasarman geben werde. Wenn dieser dann alt genug ist, um sich auf meinen Knien zu schaukeln, dann werde ich ein Buch nehmen, mich hinten in den Pferdestall setzen und studiren. Mittlerweile sieht mich Somasarman, und begierig, auf meinen Knien zu schaukeln, klettert er von seiner Mutter Schoß und kommt zu mir dicht an die Hufe der Pferde. Dann werde ich, von Zorn erfüllt, der Brahmanin zurufen: ‚Nimm das Kind! Nimm das Kind!‘ Sie aber, mit Hausarbeit beschäftigt, hört meinen Ruf nicht. Dann springe ich auf und gebe ihr einen Fußtritt.‘ Dabei stieß er mit dem Fuße so aus, daß der Topf zerbrochen und er selbst von dem Reisbrei weiß gefärbt ward.“

In einer zweiten indischen Fabelsammlung, dem „Hitopadesa“ (d. i. „Heilsamer Rath“), begegnen wir nahezu demselben Histörchen.* Hier heirathet der Brahmane, durch den Handel mit Töpfen, Betelnüssen und Kleidern reich geworden, vier Frauen, erhebt die jüngste und hübscheste zu seiner Favoritin und theilt unter die drei anderen, welche eifersüchtig zanken, eine Tracht Stockprügel aus. Damit wirft er seinen Stab gegen die Schüssel Reis, welche in Scherben geht.

Aus dem Sanskrit scheinen diese und andere Fabeln zunächst in das Pehlvi übergegangen zu sein, die alte Sprache Persiens (um 550 n. Chr.). Sicher ist, daß ein Perser von Geburt, hoher Beamter am Hofe des großen Chalifen Almansur, Abdallah ibn Almokaffa, eine Sammlung** aus dem Pehlvi in das Arabische übertrug (um 750 n. Chr.). Interessant ist die Wandlung, welche inzwischen mit unserem Geschichtchen vorgegangen ist. Die Sitten sind milder geworden; die widerwärtige Freude an roher Mißhandlung der Frauen ist verschwunden, und selbst in unserer Zeit werden noch manche „Gebildete“ mit Billigung den veränderten Schluß der Fabel lesen: „Eine schöne, mit Reizen begabte Frau wird mir einen edelmüthigen und trefflichen Knaben gebären. Ich werde ihn aufs beste unterrichten und bilden lassen und in diesem Punkte streng sein. Nimmt er meine Lehren an, dann ist's gut; wo nicht, so schlage ich ihn mit diesem Stabe.“

Der Chalif Almansur, für den diese arabische Uebersetzung angefertigt wurde, war der Zeitgenosse Abderrhaman's, welcher in Spanien herrschte; beide Fürsten lebten kurz vor Harun al Raschid und Karl dem Großen. So mag sich den Märchen des Orients der Weg zu den Sitzen abendländischer Gelehrsamkeit gebahnt haben. Doch begegnen wir ihnen hier erst nach drei Jahrhunderten. Um 1080 überträgt sie der Jude Symeon, der Sohn Seth's, aus dem Arabischen ins Griechische; unter dem Titel „Stephanites und Ichnelates“ sind sie auf uns gekommen.* Die Sammlung enthält auch unsere Fabel, fast genau so, wie wir sie im Arabischen fanden. Hiervon erschien 1583 zu Ferrara eine italienische Uebersetzung und 1666 zu Rom eine freie Wiedergabe in lateinischer Sprache von dem gelehrten Jesuiten Petrus Possinus. Vielleicht hat La Fontaine aus dieser Quelle geschöpft, schwerlich jedoch für seine Perrette, die er nach anderen Vorbildern gedichtet zu haben scheint.

Es waren nämlich im 17. Jahrhundert unsere Märchen noch durch andere Kanäle auf den literarischen Markt Europa's gekommen und dort gang und gebe geworden. Ein gelehrter Jude (Joel?) übersetzte sie aus dem Arabischen ins Hebräische; ein anderer Jude, Johannes von Capua (zwischen 1263—78), aus dem Hebräischen ins Lateinische, und diese Uebersetzung, das „Directorium humanae vitae“, wurde damals sehr beliebt;** der berühmte Herzog Eberhard von Württemberg ließ

* Das „Pantschatantra“ hat Benfey (Leipzig, 1859, 2 Bde.), das „Hitopadesa“ Max Müller ins Deutsche übersetzt (Leipzig, 1844).

** „Kalilah und Dimnah“, zuerst herausgegeben von Silvestre de Sacy, ins Englische übersetzt von Knatchbull.

* In einer unvollkommenen Ausgabe, „Berolini 1697“, cit. a. a. O., S. 531, Anm. 15.

** „Castigabo ipsum dietim“ sind die Aussichten, die hier dem „filius nobilis et delectabilis“ blühen.

sie verdeutschen; 1493 erschien sie in spanischem,* um 1550 zweimal in italienischem Gewande, in welchem sie vor 1600 wieder eine englische und eine französische Uebersetzung erzeugte. Allein keine von diesen scheint La Fontaine benutzt zu haben. Vielmehr hat er wohl eine Reihe seiner reizendsten Fabeln dem „Livre des Lumières“ entlehnt, „ou la Conduite des Rois, par le Sage Pilpay, Indien“, das David Sahid von Ispahan 1644 zu Paris, aus dem Persischen übersetzt, erscheinen ließ. Und zwar zeigen die Erzählungen bei dem Perser die Gestalt, welche sie durch die Uebertragung zweier persischen Dichter aus dem oben genannten arabischen Werke des Abdallah ibn Almokaffa angenommen hatten.

Bei dem Weisen Pilpay begegnen wir jedoch weder dem Brahmanen noch der Milchverkäuferin, in die er sich metamorphosirt hat. Wir müssen weiter umschauen in dem Stoffe, der uns, je mehr wir auf diesen Pfaden fortschreiten, in so reicher Fülle zuströmt, fast wie dem Zauberlehrlinge die überall nachquillenden Wasserfluthen. Denn jene Schätze haben wir noch immer nicht alle gezählt, wenn wir auch noch einer spanischen und einer lateinischen Uebersetzung aus dem Arabischen gedacht haben.** Diese indischen Märchen waren damals in Europa verbreiteter, gelesener, beliebter als die Bibel oder irgend ein anderes Buch. In Predigten, Homilien, Moralwerken, Dichtungen finden wir sie wieder. In Rabelais' „Gargantua“ spielt ein alter Soldat auf unsere Fabel an. Zum ersten Male finden wir hier den Topf Reis in einen Krug Milch verwandelt, aus dem Pfaffen ist ein Schuhmacher geworden. Aber schon zwei Jahrhunderte früher, also im dreizehnten, begegnen wir der Milchfrau selber in dem lateinischen Buch eines vergessenen Ehrenmannes, dem „Dialogus creaturarum optime moralizatus“. Seitdem hat sie sich siegreich behauptet als „Donna Truhana“ in dem berühmten „Conde Lucanor“, dem Werke des Infanten Don Juan Manuel († 1347), in den „Contes et Nouvelles“ des Bonaventure des Periers (1558), bei zahlreichen anderen Schriftstellern vor La Fontaine* und nach ihm in allen Sprachen Europa's.

Von der leichten Anmuth, mit der Max Müller, dessen Essay „Ueber die Wanderung der Märchen“ wir im wesentlichen gefolgt sind,** die interessanten Ergebnisse einer gelehrten und complicirten Untersuchung auf diesem Gebiete dargelegt hat, haben wir, auch wenn wir ihn gelegentlich wörtlich anführten, nur einen sehr unvollkommenen Begriff zu geben vermocht. Der gelehrten Hörerschaft der Royal Institution hat er damit (3. Mai 1870) ein kleines Kunstwerk vorgetragen, in welchem der Leser noch manchen fesselnden Zug finden wird, den wir nicht einmal andeuten durften. So die Geschichte von Barzujeh und seiner „Religio medici“ (a. a. O., S. 310). Der berühmte Sprachforscher hat uns durch ein reiches Bild die liebliche und tröstliche Kunde zur deutlichsten Anschauung gebracht, daß unter allem Streit wild erregter Völker doch auch durch Jahrtausende ein Schatz sinniger Wahrheiten auf den Flügeln der Phantasie über die Erde ausgestreut und von Millionen eifrig gesammelt und gehütet wurde.

* U. d. T. „Exemplario contra los engaños y peligros del mundo.“

** In diesen allen wird am Schlusse der in der Phantasie procreirte Knabe geprügelt, und sie enthalten keine neuen Charakterzüge.

* S. den Esopus des Burkhard Waldis, ed. Heinrich Kurz, Leipzig, 1862, II. 177; Anm. zu IV. 80; und Max Müller a. a. O., S. 537, Anm. 32.

** Sein Uebersetzer, Felix Liebrecht, war unsere Quelle für die Genovefa-Sage (a. a. O., S. 539 ff., Anm. 47).

Literarisches.

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Neue Folge, Jahrgang I, Heft 1—12. Jahrgang II, Heft 1—7. Herausgegeben von Dr. Joh. Müller, Studienrath. Hannover, Schlüter'sche Hofbuchdruckerei.

Die früher von Herrn Dr. Johannes Müller, als er noch Conservator des germanischen Museums in Nürnberg war, und Herrn Johannes Falke, damals erstem Secretär des genannten nationalen Institutes, mehrere Jahre hindurch herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ (Nürnberg, Bauer u. Raspe)

war zum Bedauern der Leser, welche sich an den von ihr mitgetheilten „Bildern und Zügen“ aus dem Culturleben und der Sittengeschichte des deutschen Volkes erfreuten, eingegangen. Seit 1872 ist sie unter dem obigen Titel wieder auferstanden. Gegenwärtig liegen uns zwölf Hefte, Jahrgang 1872, und sieben Hefte von dem Jahrgange 1873 vor. Schon an und für sich ist das Wiederaufleben dieser Zeitschrift eine erfreuliche Erscheinung. Seitdem die politischen Schranken zwischen Nord- und Süddeutschland gefallen, kann sie auf eine allgemeine Verbreitung im ganzen deutschen Reiche mit Sicherheit rechnen; und wir wünschen hierzu beizutragen, indem wir sie nicht etwa dem Kreise der Fachgelehrten, sondern dem gesammten gebildeten Publicum vorstellen, für das sie vorzugsweise bestimmt ist. Das deutsche Volk kennt leider seine eigene Vergangenheit nicht in genügendem Maße. Der Particularismus pflegte vorzugsweise nur die „Landes“-Geschichte, d. h. die politische Geschichte irgend einer einzelnen Dynastie und ihres wechselnden Territorialbestandes. Die allgemeine und gemeinsame deutsche Geschichte wurde in die hintere Reihe gedrängt. Noch weniger war die Rede von Culturgeschichte, d. i. der Geschichte der Sprache und der Sitte, des Rechts und der Moral, der Künste und der Wissenschaften, der gesammten geistigen und materiellen Cultur der Nation. Alles das wurde nur so nebenbei behandelt, gleichsam, wenn dieser antiquarische Ausdruck gestattet ist, als „curiosa erotica et facetiae“. Es gilt also hier eine Lücke auszufüllen. Seit etwa zehn Jahren ist damit bereits die „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte“ von Julius Faucher beschäftigt. Allein diese hat vorzugsweise die Geschichte der wirthschaftlichen Welt-Cultur im Auge. Auch ist ihr Bestreben mehr auf Erforschung der die culturgeschichtliche Entwicklung leitenden Gesetze als auf Sammlung neuen factischen Materials gerichtet. Hier tritt nun ergänzend die oben genannte Zeitschrift ein, welche, folgend dem Grundsatz „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, sich ausschließlich auf die deutsche Culturgeschichte richtet, aber dieses Gebiet auch vollständig umfaßt, indem sie das historische Material sammelt, sichtet, durchforscht und neben den mannigfachen Einzelheiten, die sie bringt, zugleich in übersichtlichen Darstellungen den Gang der Entwicklung im großen und ganzen klar zu machen sucht. Als eine höchst gelungene Abhandlung letzterer Art müssen wir die in Heft 6 und 7 von 1873 von Johannes Falke, „Die Entwicklung der Volkswirthschaft im deutschen Reiche“, bezeichnen. Herr Falke ist jetzt Archivar des Hauptstaatsarchivs in Dresden und bekannt durch seine treffliche „Geschichte des deutschen Zollwesens von seiner Entstehung bis zum Abschlusse des deutschen Zollvereins“ (Leipzig, 1869) und seine culturhistorische Monographie „Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung“ (Leipzig, 1868), welche letztere zu den Preisschriften der Jablonowski'schen Gesellschaft gehört. In der Abhandlung der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ faßt Falke die Ergebnisse seiner Specialstudien zusammen zu einem übersichtlichen Gesammtbilde der Entwicklung der wirthschaftlichen Cultur in Deutschland von der feudalen und hierarchischen Gestaltung des Mittelalters bis zu der Napoleon'schen Continentalsperre im 19. Jahrhundert. Es handelt sich hier nicht um abstruse Gelehrsamkeit, sondern um Mittheilungen, welche für das ganze gebildete Publicum höchst interessant und vor allem neu sind. Wir möchten deshalb die Zeitschrift namentlich sämmtlichen deutschen Lesegesellschaften auf das wärmste empfehlen. Auf den Inhalt des Jahrganges 1873 werden wir noch einmal zurückkommen, sobald derselbe vollendet ist. Monatlich erscheint ein Heft zu vier starken Bogen. Der ganze Jahrgang kostet nur vier Thaler.

Kosmologische Briefe über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Für Gebildete. Von Herm. J. Klein. Graz, Druck und Verlag der Actien-Gesellschaft Leykam-Josefsthal, 1873.

Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen. Für Gebildete. Von Herm. J. Klein. Graz, Druck und Verlag der Actien-Gesellschaft Leykam-Josefsthal, 1874.

Der Verfasser dieser beiden Werke hat sich durch seine rühmlichst bekannte Zeitschrift „Gaea“, sowie durch eine Reihe von populären und gelehrten Schriften schon längst einen sehr beachteten Namen erworben. Auf dem Gebiete der Astronomie und astronomischen Naturkunde ist derselbe eine von allen Seiten anerkannte und willkommen geheißene Größe. Man erwartet von ihm nur gediegene und allgemein ansprechende literarische Arbeiten. Dies beifällige Urtheil paßt auch für die vorliegenden Werke. Was sie bringen, interessirt jeden gebildeten Denker, und die Art und Weise, wie sie es vorführen, erfreut und befriedigt Herz und Geist, sodaß sie sich gewiß bald zu Lieblingen des lesenden Publicums gemacht haben werden.

Das erste Werk enthält nur Astronomisches in elf durchweg populär gehaltenen Briefen. Der erste bespricht das Universum als einheitliches Ganze; der zweite lenkt die Aufmerksamkeit auf Vergangenheit und Zukunft des Weltalls; der dritte redet von der Natur und

Weltstellung der Kometen; der vierte behandelt die Sternschnuppen unseres Sonnensystems; der fünfte belehrt über Meteorströme und damit verwandte Gegenstände; der sechste giebt ein eingehendes Bild der physischen Zustände der Planeten, wobei besonders der Punkt der Bewohnbarkeit ins Auge gefaßt wird; der siebente bezieht sich auf die physikalischen Verhältnisse der Sonne; der achte ist Fortsetzung und Beschluß des vorigen; der neunte schildert die Stellung der Erde in der Entwicklungsgeschichte des Sonnensystems. — Das ist ein reicher Inhalt, wofür sich der Leser um so lebhafter interessiren wird, wenn er erfährt, daß dabei überall die spectralanalytischen Himmelsforschungen der neuesten Zeit eine Hauptgrundlage aller kritischen Anschauungen und Vorführungen bilden. Der Verfasser ist Mann von Fach und hat sich als solcher ein ebenso umfassendes als gründlich sicheres Wissen zu eigen gemacht, welches er elegant und leicht faßlich, aber auch mit unparteilicher Freimüthigkeit zur Darstellung zu bringen versteht. Die Leser müssen sich schon darauf gefaßt machen, ein ganz anderes Bild von der Welt der Welten zu bekommen, als sie bisher davon in Gedanken getragen haben, aber sie werden sich auch überzeugen, daß es nicht an Gründen zur Nothwendigkeit dieser Aenderung fehlt.

Das zweite Werk enthält naturwissenschaftliche Bildergruppen über unsere Erde und ihre Bewohner, wobei also überall der geographische Charakter vorherrschend ist. Sind sie nun in dieser Hinsicht sehr verwandt mit den berühmten Leistungen von Vogel, Grube u. A. desselben Gebietes, so unterscheiden sie sich doch auch wieder wesentlich davon durch ihre specifisch naturwissenschaftliche Grundlage, welche bei jenen ausschließlich eine naturhistorische Färbung besitzen. Der Inhalt zerfällt in fünf Hauptabtheilungen. In der ersten werden Steppen und Wüsten behandelt; in der zweiten das Meer; in der dritten die Atmosphäre der Erde; in der vierten die Meteore; in der fünften die Urgeschichte des Menschen. Jede Gruppe schließt dann eine große Reihe einzelner interessanter Bilder in sich; so trifft man bei den Steppen und Wüsten auch ein eingehendes Bild über die hier herrschenden Stürme, über die hier vorkommenden Flüsse und artesischen Brunnen, über die Fata Morgana, über die Bewohner der Wüsten und Steppen. Die Gruppe des Meeres bringt Untersuchungen über den Salzgehalt der einzelnen Meerestheile, über Farbe und Durchsichtigkeit, über die Temperatur und Tiefe des Meeres, über Ebbe und Fluth, Meeresströmungen im allgemeinen und über den Golfstrom im besonderen, über den Seecompaß und seine Benutzung 2c. In der Gruppe der Atmosphäre geben die Bilder eine populäre Wetterkunde, und es fehlt daher auch das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde nicht. Die Gruppe der Meteore schließt eigentlich nur den Fall der Meteorsteine auf die Erde in sich, die Beziehungen zur Astronomie sind mit Absicht vermieden, weil diese dann mehr ein Eigenthum der kosmologischen Briefe ausmachen. Die letzte Gruppe betrifft die Urgeschichte des Menschen, wobei dann die Bilder der Steinzeit, der Bronzezeit 2c. vorgeführt werden, zuletzt aber auch die Hypothesen von Darwin, Vogt und Häckel. Offenbar erkennt man schon aus dieser Inhaltangabe, daß das Buch nur solches bringt, wofür sich jeder Gebildete besonders in unseren Tagen lebhaft interessirt. Dabei ist aber die Behandlung mit gemüthvoller Ruhe und sinnigem Tacte so durchgeführt, daß man überall auf das angenehmste gefesselt und befriedigt wird. Der Verfasser versteht es meisterhaft, belehrend zu unterhalten. Er weiß seine Leser mit kurz skizzirten Bildern zu erfreuen, vor weitläufigen Ausmalungen und ermüdenden Beschreibungen versteht er sich vortrefflich zu hüten. Das Ganze bildet eine Summe von Aufsätzen, welche zum Theil schon früher für engere Kreise veröffentlicht worden sind, aber jetzt neu bearbeitet und mit den neuesten Erfahrungen und Ansichten verbunden für einen ganz allgemeinen Leserkreis berechnet sind. Man fühlt es der ganzen Behandlung an, daß der Verfasser den verschiedenen Gegenständen mit großer Liebe zugethan ist, und daß sie sich auf Gebiete der Naturkunde beziehen, in denen der Verfasser schon seit vielen Jahren seine geliebte Heimath gefunden hat. Es war daher auch natürlich, daß er dies Buch seiner treuen Lebensgefährtin, seiner theuern Gattin, in dankbarer Erinnerung an sein stilles, glückliches Heim gewidmet hat.

Der Preußische Staat. Ein Handbuch der Vaterlandskunde. Von Fr. Eduard Keller. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von J. Guttentag (D. Collin), 1873.

Ein Werk, das in zweiter Auflage erscheint, hat sich bereits bei dem Publicum eingebürgert und bedarf kaum noch der Empfehlung; doch in Deutschland werden Autoren, wofern sie nicht besonders begünstigt sind, nicht so allgemein im Publicum bekannt wie in anderen Staaten. So dürften mancher oder manche unserer Leser und Leserinnen auch in Verlegenheit sein, wenn es sich darum handelte, den preußischen Staat zu studiren, nach welchem Werke sie zu greifen hätten, und so halten wir es hier für am Platze, das vorgenannte Werk aufs neue in Erinnerung zu bringen.

Der vorliegende Band zerfällt seiner Eintheilung nach in vier Bücher. Das erste han-

delt von dem Land und Volk in Preußen. Die allmälige Bildung des Staatengebietes oder die Geschichte. Die Grenzen. Die administrative Gliederung des Staates. Die Bevölkerung. Die Stammesverschiedenheit. Die Bewegung der Bevölkerung. Die Standes- und Berufsverhältnisse der Bevölkerung. Die Wohnplätze. Die Gebäude.

Die in diesem Buch aufgeführten statistischen Verhältnisse umfassen den Zeitraum von 1816 bis 1867. Die Resultate aus der letzten statistischen Aufnahme von 1871 konnten selbstverständlich noch nicht in umfassender Weise aufgenommen werden, da die amtlichen Publicationen in ihrem ganzen Umfange noch nicht vorliegen. Aber das Vorhandene ist mit gewissenhaftem Fleiße benutzt worden.

Das zweite Buch behandelt die physische und technische Cultur in Preußen. Bergbau, Salinen und Hütten. Die Metalle. Die brennbaren Mineralien. Salze. Steine. Die landwirthschaftliche Benutzung des Bodens. Grundbesitz. Die Culturarten und Katastral-Reinerträge. Die Viehzucht und Viehhaltung, Jagd und Fischerei. Die Hausthiere. Der Gewerbebetrieb und die Industrie. Die Verkehrsmittel und Verkehr.

Auch diese Abtheilung des Werkes ist reichlich mit statistischen Nachweisen und Tabellen ausgestattet.

Im dritten Buche giebt der Verfasser eine gedrängte Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung der Verfassung. Diese Uebersicht dürfte Vielen sehr willkommen sein, denen es an Zeit gebricht, sich ohne Aufwendung tiefer Studien in unserm Verfassungswesen zu orientiren, und mit vollem Recht treten uns in dieser Uebersicht unter den Ministern des preußischen Staates Stein und Wilhelm v. Humboldt als seltene, mustergültige, große, edle und reine Charaktermänner hervor. Das Buch enthält ferner die nöthigen Angaben über die Bildung der beiden Häuser des Landtages, die Bildung des Herrenhauses, die Bildung des Hauses der Abgeordneten. Auch die königlichen Hausgesetze von 1437 bis auf die neueste Zeit, das königliche Wappen u. A. finden in diesem Buche die gebührende Beachtung.

Das vierte Buch hat endlich zum Gegenstande die Verwaltung des preußischen Staates. Der Staatsrath. Das Staatsministerium. Die Provinzial- und Bezirksbehörden der allgemeinen Landesverwaltung. Ständische Angelegenheiten. Kleinere Institute verschiedener Art. Von der allgemeinen Landes-Eintheilung und Verwaltung abweichende Organisationen. Justizbehörden. Behörden für Bergbau, Hütten- und Salinenwesen 2c. 2c. Es war nothwendig, den reichen Inhalt des Werkes detaillirter anzugeben, um den vielseitig belehrenden Stoff anzudeuten.

Der Autor ist vollständig Herr des Stoffes und giebt in tactvoller Weise eben nur das Wissenswertheste aus der Vaterlandskunde. Er hat ein Werk geschaffen, das namentlich auch auf keiner Schul- oder Volksbibliothek fehlen sollte und Jedem, der sich für die Entwicklung des preußischen Staates interessirt, zu empfehlen ist.

Beethoven's Studien. Erster Band. Nach den Original-Manuscripten dargestellt von Gustav Nottebohm. Leipzig und Winterthur, bei Rieter-Biedermann, 1873.

Unermüdlicher Fleiß und eingehendes Verständniß bieten hier dem Musiker und Musikfreund ein Buch, aus welchem reiche Belehrung nach allen Seiten hin zu schöpfen ist. Allgemein theoretische Belehrung überhaupt, denn wir wohnen gewissermaßen dem Unterricht bei, welchen bedeutende Meister ertheilen. Historische Belehrung, insofern wir Einblick gewinnen in den Bildungsgang eines großen Mannes und seine Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen. Den reichsten Gewinn werden aber junge Künstler davontragen, wenn sie daraus erkennen wollen, wie ein hoher Genius es nicht verschmäht, mit Eifer und Fleiß alle die Disciplinen der musikalischen Theorie durchzuarbeiten, welche von den Heißspornen als unnützer Formelkram, als Zwangsjacke für den Geist bespöttelt und bei Seite gelassen werden. Ja, es kann nicht genug betont werden, wie Beethoven, schon damals ein anerkannter Künstler, ein Mann, der vortreffliche Compositionen geschrieben hatte, die Lücken in seiner theoretischen Bildung auszufüllen strebte; wie er, als ihm der eine Meister nicht streng genug zu sein schien, sich der Leitung und Aufsicht eines strengeren unterwarf; wie er sich nicht nur der Führung vorzüglicher Künstler, wie Haydn und Salieri, anvertraute, sondern auch den Theoretiker Albrechtsberger aufsuchte, um von ihm zu lernen, was immer zu lernen war.

Der vorliegende erste Band zerfällt in vier Theile: Bonner Studien, eine hypothetische Untersuchung, welche die Frage behandelt, wie Beethoven vorbereitet war, als er in Haydn's Schule eintrat. Darin wird besonders Christian Gottlob Neefe, Beethoven's Lehrer, und dessen Einfluß auf den jugendlichen Künstler charakterisirt.

Hierauf folgt: Unterricht bei Josef Haydn. Diese Epoche aus Beethoven's Lehrjahren ist bereits in Seyfried's Buch richtig gekennzeichnet; Nottebohm bestätigt, es sei wohl glaublich, daß Beethoven sich beklagt habe, bei Haydn nicht vorwärts zu kommen. Vermuthlich habe der vielbeschäftigte Meister sich nicht die Zeit

genommen, des Schülers Arbeiten genau durchzusehen. Dagegen wird die von Ries (Biogr. Notizen) mitgetheilte Aeußerung Beethoven's, er habe von Haydn nie etwas gelernt, als unwahrscheinlich zurückgewiesen. Sie ist in der That nicht zu vereinigen mit der Pietät, welche Beethoven — ungleich manchen Heroen unserer Tage — vor allen wirklichen, auch den weniger bedeutenden Meistern gehabt und stets geäußert hat. Bekannte er doch gern, wie viel er Phil. E. Bach verdanke, und lauschte er doch mit Vergnügen auch der Muse von Dittersdorf und Schenk! Es würde außerdem die angeführte Aeußerung der Wahrheit nicht entsprechen, denn Beethoven hat von Haydn gewiß etwas gelernt. Bei ihm zuerst machte er ausführliche Uebungen im strengen Satz, und diese sind, wie Nottebohm sehr treffend bemerkt, ein radicales Mittel, den Schüler, indem sie ihn nöthigen, die Stimmen ohne harmonischen Stützpunkt von innen heraus zu schreiben, an eine selbständige Stimmführung zu gewöhnen.

Der dritte Theil ist dem Unterricht bei J. G. Albrechtsberger gewidmet. Bei ihm hat Beethoven nochmals die Gattungen des Contrapunktes, in welchen er schon bei Haydn gearbeitet hatte, dann den doppelten Contrapunkt, Fuge, Doppelfuge und Canon durchgenommen. Nottebohm erörtert mit Scharfsinn die Frage, worin sich der Unterricht fruchtbar erwiesen habe. Zur Erläuterung dessen wird auf den großen Fortschritt hingewiesen, den Beethoven seit der Composition des Trio op. 3 bis zu op. 9 gemacht habe. Mit vollem Recht! Und doch ist auch heute noch das freundliche Trio op. 3 ein liebes Besitzthum jedes empfindenden Musikers, ein reizendes Werk trotz mancher Ungeschicklichkeit im Detail der Factur. Beethoven aber, wie alle wirklich großen Meister, war unablässig im Streben nach Vollkommenheit. Wie eifrig er bei dem trocknen Albrechtsberger anscheinend trockene Studien getrieben hat, davon giebt die höhere Reinheit und Feinheit der Schreibart in seinen folgenden Werken deutlich Kunde.

Der Unterricht bei A. Salieri endlich bezieht sich mehr auf die musikalische Behandlung der italienischen Sprache, auf richtige Declamation und im Zusammenhange damit auf gewisse Wendungen und die Cäsur der Melodien. Diese Studien sind auch für die musikalische Composition deutscher Texte fruchtbringend geworden. Salieri's Kritik der Beethoven'schen Arbeiten sind Jedem, der sich für Gesang interessirt, höchst lehrreich. Das Resultat derselben bei dem großen Schüler zeigt sich schlagend in der Textbehandlung der Adelaide. Nottebohm macht mit Recht darauf aufmerksam, wie gut die nicht ganz leicht in Musik zu setzenden langen fünffüßigen Verse behandelt sind. Ich setze hinzu: wie schön, wie herrlich, wie frei! Es ist nicht genug zu bewundern, wie in dem weitgeschwungenen Bogen der Anfangsmelodie dieses Liedes Alles: Sinn der Worte, Empfindung des Sängers, Rhythmus des Gedichtes, aufgeht und zu höherer Erscheinung kommt. Und erwiedert man, wie gerade die Melodie nicht Erwerb des Fleißes, sondern Gabe der Götter an ihre Lieblinge sei, so darf auf die Mühe hingewiesen werden, mit welcher Beethoven suchte und spürte, bis er endlich den tiefsten Ausdruck dafür gefunden hatte, mit dem der Liebende den Namen der Geliebten „Adelaide" ausspricht. In dem vorliegenden Schriftchen finden sich dafür allein sechzehn Versuche aufgezeichnet.

Nottebohm spricht sich in der Vorrede darüber aus, wie es ihm obgelegen habe, die in Beethoven's Uebungen vorkommenden, von den Lehrern gemachten Aenderungen oder Verbesserungen zu erklären. Hier galt es, sich möglichst auf den Standpunkt der Lehrer zu stellen. Der Herausgeber will nicht behaupten, daß er überall den wirklichen Grund der Aenderung getroffen habe. Eine rühmliche Bescheidenheit, die einem Manne doppelt anzurechnen ist, der gerade bei dieser Gelegenheit sich als ein vorzüglicher Kenner und Kritiker ausweist. Er darf des Dankes eines Jeden gewiß sein, der sich dem Studium seines Buches hingiebt.

Der zweite Band, der hoffentlich bald erscheinen wird, soll sich mit Beethoven's eigenen Studien befassen, ein Thema, das noch gar nicht ausreichend behandelt ist und reiche Ausbeute verspricht. Denn auch an den späteren Werken dieses selbständigsten und gewaltigen Componisten erweist es sich, wie jeder Folgende auf den Schultern seiner Vorgänger steht. Die Beziehungen der dramatischen Compositionsweise Beethoven's zu Cherubini liegen offen vor dem kundigen Auge und Ohr. Sein Clavierstil weist vornehmlich auf Clementi, in manchen späteren Werken auf erneutes Studium J. S. Bach's hin. Möge uns Herr Nottebohm recht bald mittheilen, was seinem Fleiß und seiner Einsicht zu ermitteln vergönnt war.

Der fünfte Band der **„Geschichte der deutschen Schauspielkunst"** von E. Devrient ist bei J. J. Weber in Leipzig erschienen. Die ersten Abtheilungen dieses Bandes reihen sich den früheren Bänden ergänzend an, dann aber tritt der Verfasser weniger als Geschichtschreiber, wie als persönlich stark betheiligter Beurtheiler von Erscheinungen auf, die vorläufig noch gar nicht völlig abgeschlossen sind. Es würde besser gewesen sein, wenn Devrient seine Meinungen und Ansichten in Bezug auf Perioden und Wandlungen, die er selbst erlebt und zum Theil selbst geleitet hat, so werthvoll diese Mittheilungen auch sind, vorläufig an anderm Orte niedergelegt hätte.



Neuestes aus der Ferne.

Aus der afrikanischen Wüste.

Die Herren Gerhard Rohlfs, Acherson, Schweinfurth, Prof. Zittel u. A. haben die interessantesten Briefe an die Berliner geographische Gesellschaft gelangen lassen. Von Rohlfs, der inzwischen nach Europa zurückgekehrt ist, kam ein Brief aus Siuah, in welchem er u. a. schrieb:

Die Aufgabe, die libysche Wüste zu erforschen, ist jetzt fast beendet, und schneller ausgeführt worden, als ich dachte. Ungefähr sechs Tagemärsche westwärts von Dachel beginnt ein einziges Sandmeer, in welches mit Kamelen oder andern Thieren nicht einzudringen ist. Von Norden nach Süden streichende, 4—5 Stunden lange Dünen, meist 100 bis 150 Meter hoch, erschweren das Vorgehen, und wenn eine der großen Sandwellen endet, ist eine andere da, um die Fortsetzung zu bilden. Die Vegetationslosigkeit, die Abwesenheit von Quellen oder Brunnen setzen dem Reisenden kein Hinderniß entgegen, aber ein nicht enden wollendes Sandmeer ist nach einigen Tagen das sichere Grab der Kamele. Daß nicht Wassermangel oder das Nichtvorhandensein von Kamelfutter das westliche Vorgehen der Expedition verhinderten, dafür ist der beredteste Beweis, daß dieselbe 36 Tage in der libyschen Wüste war, ohne eines Quells, ohne einer Kamelweide zu bedürfen.

Jetzt bleibt uns noch, die östlichen Randverhältnisse der libyschen Wüste, namentlich die Ufer der Uah-Oasen, zu erforschen. Zu dem Ende werden wir von hier über Farafreh und Dachel nach Chargeh gehen, um bei Esneh den Nil zu erreichen.

Zum Zwecke botanischer und zoologischer Studien war Schweinfurth für sich besondere Wege gegangen. Er schrieb aus Chargeh:

Seit zehn Tagen harre ich der Ankunft der Rohlfs'schen Gesellschaft, allein die neuesten Nachrichten aus Dachel melden noch nichts von ihrer Rückkunft; blos Ascherson und Remelé (arab. Ramle genannt) hausen daselbst. Wir haben heute seit langer Zeit den ersten warmen und ruhigen Tag, + 18 Grad R. Mittagswärme im Hause und die unvermeidliche Fliegenplage der Oasen. Man kann sich in dieser Beziehung die ganze Oase sehr gut mit einer schmutzigen Dorflache zur Sommerzeit verglichen vorstellen. Es scheint, daß ein Aufenthalt in den Oasen jeden Fremden einer ununterbrochenen Reihe von Landesplagen auszusetzen pflegt; Sturm, und sobald dieser aufhört, Mücken des Nachts und Fliegen des Tages. Sommer haben wir bis jetzt noch nicht gehabt und erst vor wenigen Tagen betrug die Morgentemperatur + 4 Grad R. Das ist doch unerhört zu dieser Jahreszeit am Nil; man kann sich daher auch schon aus diesem Grunde über den ausschließlich (süd-) europäischen Charakter der Flora nicht wundern, denn die meisten Pflanzen sind einjährige und erfreuen sich einer kühlen Winterluft das halbe Jahr hindurch. Obgleich ich alle Winkel der

Oase, sechs Stunden im Umkreise, durchstöbert, habe ich doch keine größere Artenzahl als zweihundert aufzutreiben vermocht; dieses Ergebniß entspricht vollkommen den Aufzeichnungen Ascherson's in Dachel, welche außerdem eine fast complete Arten-Uebereinstimmung nachweisen. Tropische Pflanzenformen kann man hier an den Fingern aufzählen: Dompalmen, Calotropis, Cassia obovata, Balanites, Cordia subopposita, — violà tout. Die vegetabilischen Funde in den Felsen sind weit interessanter und werden vielleicht Novitäten enthalten; die der lebenden Schöpfung von Chargeh mögen, wenn es hoch kommt, zwei bis drei neue Arten ergeben. Seit drei Wochen ist auch die Vogelwelt reicher als bisher, da viele Arten, wie die Kraniche, auf dem Rückwege hier Station machen wollen.

In Kasr Dachl hat der Photograph Remelé, außer zahlreichen Landschaften und ethnographischen Aufnahmen, die von ihm übernommene Aufgabe der Räumung des verschütteten, $7\frac{1}{2}$ Stunden westlich von hier gelegenen Tempels mit großem Geschick und völligem Erfolge gelöst. Der photographisch copirte Hieroglyphenschmuck der Celle und der Portale wird den Aegyptologen leicht die Epoche seiner Erbauung enthüllen, die wohl nicht über die des Tempels von Chargeh, also die persische Herrschaft, zurückliegen wird.

Wir erwähnen diese Einzelheiten, in der Hoffnung, daß ausführlichere Berichte folgen werden. Das Zusammenwirken dieser ausgezeichneten Gelehrten, bei denen sich geologische, astronomische, ethnographische, botanische und zoologische Beobachtungen ergänzen, ist äußerst erfreulich. Auch Prof. Zittel, der gleichfalls nach München zurückgekehrt ist, erwähnte vom Nil aus die ungewöhnliche Kälte dieses Frühjahrs, die sehr auf die Vegetation wirkte.

Die Eisenbahnverbindung zwischen China und Europa.

Als das große Werk einer transcontinentalen Eisenbahnverbindung zwischen dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten beendet war, trat naturgemäß der Gedanke ins Leben, ob sich nicht auch die Anlage einer Eisenbahn durch die Ausdehnung des asiatisch-europäischen Continentes von Osten nach Westen als zweckmäßig und ausführbar erweisen dürfte. Dort hatte es sich darum gehandelt, die nur wenig über vierzig Millionen Seelen betragende Bevölkerung der östlich vom Felsengebirge gelegenen Landestheile mit einer wichtigen, aber doch nur dünnbevölkerte Gegenden beherrschenden Handelsstadt am Pacifischen Ocean direct zu verbinden, um den langen Seeweg um das Cap Horn abzuschneiden, oder das zweimalige Umladen der Waaren am Isthmus von Panama zu vermeiden. In dem größeren Continent der östlichen Erdhälfte kamen Gesichtspunkte von ungleich größerer Tragweite in Betracht. Hier galt es, eine Scheidewand, welche Jahrtausenden getrotzt hat, zu überbrücken, um die beiden größten Culturländer der Erde, den chinesischen Osten, mit seinen vierhundert Millionen Bewohnern, in directe Verbindung mit den dreihundert Millionen des europäischen Westens zu bringen — die beiden productivsten und zugleich am meisten consumirenden Ländergebiete, welche in hohem und stetig steigendem Maße auf gegenseitigen Austausch angewiesen sind, durch das mächtigste Band, das der Geist unseres Jahrhunderts erfand, zusammenzuketten.

Als der Gedanke einer nach China gerichteten Schienenverbindung zuerst erwachte, folgten die Blicke einerseits den bisher gebräuchlichen Handelswegen, während anderseits die möglichste Benutzung schon bestehender Eisenbahnen erstrebt wurde, und politische Rücksichten den Grundzug der Erwägungen bildeten. Es gestalteten sich auf diese Weise zwei Projecte, welche man als das russisch-deutsche und das englische bezeichnen kann.

Das russisch-deutsche Project geht von Nishnii-Nowgorod als dem Endpunkt der gegen Sibirien gerichteten, vollendeten Eisenbahnen aus und benutzt die bereits beschlossene und staatlich genehmigte wichtige Linie nach Tiumen am Ostfuß des Ural, wo der diesseitige Terminus des umfangreichen, durch Anlage von Canälen noch zu erweiternden Schifffahrtsnetzes von West-Sibirien erreicht wird. Von Tiumen gedenkt man der gebräuchlichen Handelsstraße durch Sibirien, über Omsk, Tomsk, Irkutsk nach Kiachta zu folgen, und von dort durch die Mongolei nach Kalgan, an der Grenze des

eigentlichen China, zu gehen, um bald darauf Peking als Endpunkt zu erreichen.

Das englische Project knüpft an die die Thalsenkung des Indus und Ganges durchziehenden Eisenbahnen an, und beabsichtigt dieselben einerseits mit Europa und anderseits mit China zu verbinden. Indem es das dritte große Culturland, Indien, mit seinen zweihundertvierzig Millionen Einwohnern, das mit beiden anderen die wichtigsten Beziehungen hat, als Stützpunkt wählt, und die auch noch von dreißig Millionen einer nicht zu unterschätzenden Bevölkerung bewohnten Länder Vorderasiens in seinen Bereich zieht, steht dieses Project dem ersten im Princip weit an Bedeutung voran, und die Größe der Interessen verspricht die Kosten der Ueberwindung gewaltiger technischer Schwierigkeiten aufzuwiegen.

Andere Verbindungslinien als diese beiden sind von Europa aus nicht in Aussicht genommen worden.

Herr von Richthofen, der genaue Kenner der Bodenverhältnisse in China, sagt über diese Projecte:

Demjenigen, welcher seinen Standpunkt in China nimmt und Europa-wärts blickt, kann keine der beiden angedeuteten Linien in den Sinn kommen. Der natürlichste Ausgangspunkt ist dort jene unendlich bevölkerte und productive Alluvial-Ebene, welche sich weithin der östlichen Verlängerung des Kwen-lun-Gebirges vorlegt, die Mündungs-Gebiete des Yang-tsze und Hwang-ho verbindet und den Brennpunkt ihres Handels in dem Emporium Shanghai hat. Von den zwei Hälften, in welche China durch jenen gewaltigen Gebirgsstamm getheilt wird, ist die größere südliche, welcher der Yang-tsze ganz angehört, für eine Eisenbahn undurchdringlich, indem Sudya und Bhamo die nächsten Orte jenseits des Gebirgslandes sind, in anderen Richtungen aber dasselbe viel weiter fortsetzt. Nördlich vom Kwen-lun aber bietet sich demjenigen, der am Rande der Ebene, mit dem Blick nach Westen gerichtet, reist, in der Pforte, durch welche der Hwang-ho aus dem Gebirgsland tritt, das Thor von Central-Asien. Weiter nördlich ist wieder Gebirgs-Barrière, bis sich abermals eine Oeffnung bei Peking findet, durch welche der von den Russen in Vorschlag gebrachte Weg nach der östlichen Mongolei, einer für Handel und Cultur unwesentlichen Abzweigung des central-asiatischen Plateau's, führt. Treten wir durch jenes bei der Stadt Hwai-king-fu in der Provinz Honan sich öffnende Thor. Die Verhältnisse zwingen uns, einer natürlichen Straße entlang dem Nordfuß der Kwen-lun-Ketten zu folgen. Den eigentlichen Knotenpunkt des Verkehrs mit Central-Asien erreichen wir bei der Stadt Si-ngan-fu, die in einer großen, an dem steilen Nordfuß des Gebirges sich ausbreitenden Ebene gelegen ist. Sie kann noch auf verschiedenen Wegen von Osten und Südosten her erreicht werden, während weiter gegen Westen ein einheitlicher natürlicher Weg, ohne Abweichungen nach rechts oder links, führt. Von dieser wichtigen Stadt, die zwei Jahrtausende die Residenz der Kaiser von China war, kennzeichnet sich eine bestimmte Linie der Völkerbewegungen wie der Kriegszüge und des Handels, die aus der weiten Länderfläche als die große Verkehrsstraße der Vergangenheit, wie als der europäische Verbindungsweg der Zukunft, deutlich heraustritt, ohne eine einzige rivalisirende Linie zuzulassen. Sie führt über Lan-tshóu-fu, die Hauptstadt der Provinz Kansu, und betritt dann jenen merkwürdigen schmalen Culturstreifen, welcher durch die Städte Liang-tshóu-fu, Kan-tshóu und Sü-tshóu bezeichnet wird, und dessen culturhistorische Bedeutung dargestellt zu haben das Verdienst von Abel Rémusat und Carl Ritter ist.

Die Handelsstraße Si-ngan-fu über Hami nach Kuldja ist die Linie, welche sich als der natürlichste Weg für die Anlage einer von China gegen Europa gerichteten Eisenbahn bietet.

Die Vortheile dieses Weges als der künftigen Eisenbahnstraße nach China liegen auf der Hand. Zunächst folgt er der directesten und kürzesten Verbindungslinie zwischen diesem Land und Europa, und er trifft das eigentliche China in seinem westlichsten Theil, an dem einzigen Ort, der von Westen her durch eine große Straße erreicht wird und erreicht werden kann. Terrainschwierigkeiten, wie sie durch Unebenheit des Bodens hervorgebracht werden, sind auf den größten Theilen der Strecke nach übereinstimmenden Berichten gar nicht vorhanden. Der Zugang von

der chinesischen Ebene nach Si-ngan-fu und ein Theil des Weges von dort nach Lan-tschóu-fu dürften dieselben in nicht unerheblichem Maße bieten, da man es dort mit der Formation des stets tief durchfurchten Löß zu thun hat; aber gerade in den bevölkerten Gegenden des eigentlichen China rechtfertigt der größere Verkehr auch größere Ausgaben. Von dort gegen Westen stellt sich nur der Durchgang durch die Wüste als ein vielleicht sehr schwieriges Problem entgegen. Größere Flüsse sind, mit Ausnahme des Hwang-ho, gar nicht zu überbrücken, und in keinem Theil würde die Straße den Gefahren durch Wasserfluthen oder Eismassen ausgesetzt sein. Das Klima ist auf dem angegebenen Wege zwar im Winter rauh und kalt, aber es fällt, soviel darüber bekannt ist, niemals hinreichend Schnee, um eine Verkehrsstockung zu veranlassen.

Was aber der Linie vor allem Bedeutung verleiht, das ist das geologische Moment der Verbreitung steinkohlenführender Formationen. Von der Provinz Shansi, deren von Richthofen in allen Richtungen untersuchtes Kohlenfeld kaum von einem anderen der Erde hinsichtlich der vielen zusammenwirkenden günstigen Umstände übertroffen wird, setzen jene Gebilde durch Shensi nach Kansu fort, in ersterer Provinz schwer erreichbar und deshalb von geringerer Bedeutung, in letzter von außerordentlicher Wichtigkeit, so daß Kansu mit Shansi hinsichtlich der Größe seiner Kohlenfelder zu wetteifern scheint. Jedes Departement im Norden der Kette des Kwen-lun ist damit wohl versorgt; die Flötze sollen sehr mächtig, und die Kohle von vortrefflicher Beschaffenheit sein. Von dort an bis nach Hami, und von Barkul entlang dem Nordfuß des Tiën-shan bis Kuldja, soll die Kohle allgemein verbreitet sein, und auf jeder Station an der Straße als Brennmaterial benutzt werden, während sie sich an der Südseite nicht finden und der Anwendung von Gras und Krummholz zu Feuerung Platz machen soll. Da nun der Landtransport von Steinkohle in China kaum in irgend einem Fall 20 Meilen von der Grube übersteigt, indem dann die Transportkosten den Preis zu sehr erhöhen, darf man annehmen, daß keine größeren Lücken als 40 Meilen in dem Auftreten von steinkohlenführenden Schichten stattfinden, und daß dieselben eine fast continuirliche Verbreitung durch 30 Längengrade, von dem Ostrande von Shansi bis nach Ili haben.

Die voraussichtlichen Folgen der Lösung des Problems einer ostwestlichen Schienenverbindung sind unberechenbar groß, und Niemand kann es wagen, sie jetzt in ihrem Umfang vorauszusehen zu wollen. Den Geographen interessirt besonders die Einwirkung, welche die Ueberwindung der seit der Urgeschichte existirenden mächtigen Schranke zwischen den östlichen und westlichen Culturvölkern haben würde. Das Eindringen von mächtigen Elementen westlicher Geistesbildung in die innersten Theile von China würde die Bewohner dieses Landes endlich zum Eintritt in den Culturkampf der Völker zwingen, gegen den sie sich noch mit so viel Erfolg sträuben. Die überflüssige Arbeitskraft und billige Kohle des übervölkerten Reiches würden bald dazu benutzt werden, um den Strom der jetzt nach China gehenden europäischen Manufacte rückläufig zu machen und uns von dort manche Lebensbedürfnisse billiger zuzuführen, als wir sie herzustellen vermögen. Unwiderstehlich endlich würde sich die Fluth chinesischer Auswanderer westwärts wenden, um unter dem Schutze einer geordneten Regierung große Strecken der innerasiatischen Besitzungen Rußlands, welche jetzt von Nomaden bewohnt werden, unter den Pflug zu bringen. Mit dem daraus zu erwartenden Segen würden sie Gefahren bringen, welche dasselbe Reich neben den Vortheilen in erster Linie zu übernehmen haben würde. Arbeitsamkeit, praktischer Verstand, Nüchternheit, schnelle Vermehrung und starres Festhalten am Ueberlieferten machen die Chinesen zu dem wichtigsten Element in der Verbreitung der Bodencultur, aber auch, wo immer sie mit andern Völkern in Berührung kommen, zu einer durch den Proceß langsamen Verdrängens und Erdrückens furchtbaren Macht.

Die Zukunft Nordamerika's.

Der berühmte Ethnologe Bastian hat in seiner Stiftungs-Festrede in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin u. a. über die Vereinigten Staaten folgende Worte gesagt:

„Da, wo mit den Grenzen der Baumzone beginnend, unübersehbare Wälder einst den Boden vom atlantischen Meere bis zum Missisippi bedeckten, wo dann an diesem Flusse die vom Büffel durchstreiften Prärien zum Felsgebirge sich erstrecken und jenseits jenes das in Bergreihen und mit deren Cascaden abfallende Land sich in Hügel und Thäler zum stillen Ocean hin zerbricht, überall dort ist mit dem Zauberschlage weniger Jahrhunderte, oft in weniger denn einem Jahrzehnt, die Wildniß des Wilden in Culturstätten verwandelt, welche die europäische an jenseitiger Küste wiederspiegeln, wenn nicht hier und da übertreffen. Auch der Sproß der freien und offenen Steppe findet sich mehr und mehr in seinem Jagdgebiete beschränkt, statt von den sieben Rathsfeuern der Dacota hört man jetzt von dem Territorium Dacota, vom Territorium Idaho, Territorium Montana, in Nebraska gehen die Omahas, Pawnees, Jowas, Ottoes zu Grunde, die Chippewas und Sioux in Minnesota, die Oneidas in Wisconsin, und seit die Eisenbahnen die Communicationen mit den Weißen beschleunigen, wird das Utah-Territorium bald kein Utah mehr kennen. Unablässig sind die Topographen der Union thätig, die weiten Territorien, die ihnen zugefallen, einzutheilen und zu erforschen, besonders auf ihrer geologischen Unterlage und den darin geborgenen Schätzen. Wheeler leitete die Untersuchungen in Nevada und Arizona, King fand Gletscher auf den Vulcanen der Sierra Nevada, Whitney bestieg Mount Harvard, Powell befuhr die Canones des Green River und Colorado, und über die Staaten New-Hampshire, New-Jersey, Ohio, Indiana, Illinois wurden Berichte veröffentlicht.

Den besten Maßstab der colossalen Dimensionen, nach denen sich Alles in den Vereinigten Staaten bemißt, giebt jener durch Congreßacte der Erholung bestimmte Nationalpark in der von Hayden beschriebenen Vulcanregion am oberen Yellowstone-Flusse, der sich durch dieselbe eine Bahn zum Missouri bricht. Von der Höhe von Henry's Fork fließen die Wasser des Missouri, Columbia und Colorado. Spuren alter Minen wurden auf der Spitze des großen Teton gefunden.

Ein anderes Volk hat sich erhoben, das sich selbst als das der Amerikaner bezeichnende Volk, das seine Wurzeln schlägt im Stamm der Anglo-Sachsen und damit in dem germanischen, dem fortan die Welt gehört, wenn es sich seiner natürlichen Verwandtschaftsbande bewußt bleibt. Die amerikanische Nationalität ist ein im Bilden begriffenes Product der Zukunft, für welches sich die unter ethnisch verschiedenen Typen einströmenden Zuwanderer nach den Umgebungsverhältnissen der geographischen Provinz in ihrer neuen Heimath umprägen. Bei der frühen Betheiligung der deutschen Emigration, wenigstens seit Anfang des 18. Jahrhunderts, haben sich schon damals Elemente daraus in das Wachsthum des Amerikanerthums eingefügt, worin sie jetzt als Factoren weiter wirken. Da es sich hier um einen organischen Proceß handelt, dessen Eintrittsperiode noch nicht abgeschlossen ist, können die Zahlen des fünfjährigen Census (zuletzt 1871) dem deutschen Antheil in der amerikanischen Nationalität nicht sein volles Gewicht zuertheilen, auch wenn Daten vorliegen, um neben der jedesmal gegebenen noch die kurz vorhergegangene Generation zu berücksichtigen."

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 23 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 215.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

August 1874.



Das stille Herrenhaus.

Novelle

von

Karl Detlef.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Der Winter ist vor der Thür. Wie ich heute aufstand und den Vorhang vom Fenster zurückschob, war es weiß draußen, ganz weiß. Es lag Reif und dieser erste Frost beraubt die Bäume ihres letzten Schmuckes, die gelbrothen Blätter, die noch an den Zweigen hängen, fallen eins nach dem anderen langsam auf die kalte feuchte Erde. In der Sonne funkelten und glitzerten die beeisten Aeste gleich Diamanten; es sah wunderschön aus, wie sie sich von dem blauen Himmel abzeichneten. Ueber das braune dürre Gras schien ein silberner Schleier gebreitet, sogar die verwitterten Mauern des Hauses hatten einen glänzenden Ueberzug erhalten. Ja, die Natur ist eine große Künstlerin, sie umkleidet selbst den Verfall, die Verwesung mit magischem Reiz. Dieser Uebergang vom Herbst zum Winter stimmt mich immer schwermüthig. Es ist der Abschied von Sonne und Wärme, den ich beklage. Ma bonne ist vor undenklich langer Zeit, — sie ist nämlich schon sehr alt, wohl gegen sechzig Jahre — als sie noch in ihrer Heimath lebte, in der Provence gewesen. Jedesmal, wenn wir in der leçon de géographie von Frankreich sprachen, was eigentlich stets der Fall war, schilderte sie mir die Pracht des Südens mit hellem Entzücken, wie dort die Lüfte im Winter weich und linde wehten, wie die Berge zum Theil ewiges, unvergängliches Grün schmückte und man an den kältesten Tagen um die

Mittagsstunde auf den Terrassen vor den Häusern sitzen könne.

Unter einem solchen Himmelsstrich möchte ich wohnen, immer von Blumen und Grün umgeben zu sein, wie muß es das Leben verschönen! Nie empfinde ich diese Sehnsucht stärker, als wenn sich die Vorboten unseres langen Winters anmelden. O, diese Stürme, die Nachts um das Haus sausen, wie sie stöhnen und ächzen, als trügen sie auf ihren Fittichen die Klagerufe der in den öden unwirthlichen Steppen verirrten Wanderer, die unter Schneemassen und Eisnadeln ihren Tod finden. Ich kann dann nicht schlafen, im Geiste sehe ich die Unglücklichen kämpfen, sehe, wie die ermatteten Pferde zitternd still stehen, mit gesenkten Köpfen ergeben ihr Schicksal erwartend, sehe den wirbelnden Tanz der weißen Flocken, höre das Pfeifen und Heulen der Windsbraut, die triumphirend das Leichentuch über die Karawane, über den einsamen Reisenden schlägt. So schreckhafte Bilder drängen sich mir auf, ich kann ihnen nicht entfliehen. Wie oft springe ich auf und laufe mit nackten Füßen in das Zimmer nebenan, wo ma bonne schläft, ich schmiege mich dicht an sie und halte mir mit beiden Händen die Ohren zu. Sie schilt mich wohl sanft meiner kindischen Angst wegen, aber sie wickelt mich sorglich in die Decke ein und macht mir neben sich Platz. Beim Erwachen bin ich dann erstaunt, mich nicht in meinem Bett zu befinden, und ma bonne, die schon längst aufgestanden ist und den Haushalt besorgt hat, nennt mich ein Närrchen, das sich vor Gespenstern fürchtet.

Doch nun wird es anders werden! Der Herbst wird mich nicht mehr traurig machen, sondern die hellsten, freudigsten Gedanken werden sich an diese Jahreszeit knüpfen — übermorgen ist mein Hochzeitstag und die Wiederkehr dieses Tages wird Licht und Wärme in den kältesten Winter hinausstrahlen, so lange, wie Valerian und ich leben! Hoffentlich sind uns noch viele, viele Jahre beschieden, wir sind voll froher Zuversicht, daß sie uns nur Gutes bringen werden.

Ich habe ihm noch nie sagen können, wie tief und innig meine Liebe zu ihm ist. Oft hatte ich mir vorgenommen es zu thun, wenn ich jedoch vor ihm stand, dann stockte mir das Wort auf der Zunge, Verwirrung überkam mich, als wäre ich im Begriff ein Unrecht zu begehen und ich brachte nichts über die Lippen. Vielleicht werde ich mich besser ausdrücken können, wenn ich seine Frau bin, es heißt ja von unzähligen Dingen, daß ich sie dann erst lernen und verstehen werde.

So in Nachsinnen verloren lehnte ich mich zum offenen Fenster hinaus und achtete nicht darauf, wie die scharfe Morgenluft mir ins Gesicht schnitt und meine Wangen lebhafter färbte. Ma bonne steckte vorsichtig den Kopf zur Thür hinein, sie glaubte, ich schliefe noch.

„Wie leichtsinnig, Irene, in dem dünnen Nachtkleide bei solcher Kälte! Willst du krank werden? Es wäre gerade der passendste Moment dazu.“

Ich erwiederte, daß ich blos das Fenster geöffnet, um zu sehen, ob Valerian nicht käme, der mir versprochen hätte, schon früh am Morgen hier zu sein.

Mein Mütterchen wurde böse.

„Und du schämst dich nicht, ihn mit nackten Schultern und Armen und aufgelösten Haaren zu begrüßen?“

Ich erröthete, das Hemd war mir vom Halse geglitten und die Flechten hingen unordentlich herunter. Während ich das Fenster schloß und mich in das Tuch hüllte, das mir das Kammermädchen reichte, murmelte ich, daß ich natürlich sofort hinter dem Vorhange verschwunden sein würde, sobald ich den Reiter in der Ferne erblickt hätte. Sie beruhigte sich, da sie bemerkte, wie verlegen und beschämt ich war, doch gab sie mir noch einige Lehren darüber, wie die Frau auch in der Ehe stets eine gewisse Reserve beobachten müsse, damit der Mann nicht verlerne in ihr die Dame zu verehren. „Du mußt dich vor deinem Gatten noch geniren, wenn Ihr selbst dreißig Jahre verheirathet seid.“ Als ob ich es je an Zurückhaltung fehlen lassen würde! die Wangen brannten mir bei dem Gedanken allein!

Ma bonne ließ dieses Thema fallen, sehr zu meiner Erleichterung, und ging daran, mich kunstvoll zu frisiren; ich sollte nämlich heute den ganzen Brautstaat zur Probe anlegen, damit noch rechtzeitig etwaige Aenderungen vorgenommen werden konnten. Mit meinem Haar war wenig anzufangen, es ist zu lang und zu dick für diese neumodischen Coiffüren, die übrigens mein

Mütterchen den guten Geschmack hat, häßlich zu finden. Sie hat überhaupt ein sehr feines, richtiges Urtheil, Valerian sagt von ihr, sie wäre „artiste dans l'âme," und er versteht es, auf seinen Reisen im Auslande hat sich sein Kunstsinn entwickelt. Man flocht mir breite Zöpfe, die mit ein paar Filigrannadeln, ein Erbstück von meiner Mama, zu einer Krone aufgesteckt wurden, lose, lange Locken fielen mir rechts und links über die Schultern. Ich saß mäuschenstill und rührte mich nicht, es war der Vorgeschmack eines feierlichen Momentes.

Das Kleid, dessen Stoff die Modistinnen aus Moskau mitgebracht haben, ist von weißem Atlas, mit eingewirkten Bordüren, der sehr tiefe Ausschnitt ist mit brüsseler Spitzen umsäumt. Ich hielt den Athem an, wie es zugeschnürt wurde, die Seide knisterte unter den Fingern des Kammermädchens; sie hatte sich vor unseren Augen dreimal die Hände waschen müssen. Nun wurde der Brautschleier über den Kopf geworfen und einzelne Orangenblüthen im Haar befestigt. Ma bonne erklärte sich von dem Gesammteindruck befriedigt, sie führte mich vor den Spiegel, damit ich mich betrachtete. Ich muß sagen, ich gefiel mir sehr gut, in dem Schleppkleide erschien ich viel größer, die langen dunklen Locken, die bis auf den Atlas des Leibchens flossen, gaben mir einen besonderen Ausdruck, ich kam mir beinah wie eine Fürstin vor, mit dem Diadem von Flechten über der Stirn und den vor Wonne strahlenden Augen.

Wie ich mich so von allen Seiten besah und den durchsichtigen, bis auf die Erde fallenden Schleier bewunderte, mußte ich daran denken, daß meine liebe Mama, die ich nicht gekannt, denselben an ihrem Hochzeitstage getragen und daß es viel schöner und besser wäre, wenn ihre Hand mich heute geschmückt hätte — das machte mich traurig und ich fing an leise zu weinen.

„Irene, au nom de Dieu! Thränen dürfen nicht auf den Brautschleier fallen!" rief ma bonne, halb erschrocken, halb mitleidig. Sie wischte mir vorsichtig mit dem Taschentuch über das Gesicht, da öffnete sich die Thür und Valerian zeigte sich auf der Schwelle. Ueberrascht, geblendet, blieb er einen Augenblick regungslos stehen. Mit einem Sprunge war er bei mir, meine Hände ergreifend, bedeckte er sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Irene, du bist wunderbar schön, so habe ich dich noch nie gesehen!" Er küßte den Schleier, das Kleid, er war wie in Anbetung vor mir versunken.

Ich wagte keine Bewegung zu machen, weil ich meine kostbare Toilette zu derangiren fürchtete, ängstlich und doch glückselig stand ich steif und gerade mit ausgespreizten Armen, wie eine Puppe, mitten im Zimmer. Er war so rasch und stürmisch eingedrungen, daß ma bonne nicht Zeit gehabt hatte ihn zurückzudrängen; um so stärker brach nun ihre Entrüstung hervor.

„Monsieur!" rief sie mit zorniger Stimme, ihn ziemlich derb schüttelnd, „seit wann ist es Sitte wie ein Besessener zu einer Dame hereinzustürzen? Entfernen Sie sich auf der Stelle, Sie, Unglückskind! Was haben Sie das Schicksal herauszufordern, wissen Sie nicht, daß es Unheil bedeutet, wenn ein Bräutigam seine Braut früher mit Kranz und Schleier erblickt, als vor dem Altar?"

Er kniete noch immer vor mir, ihr Zorn machte ihm geringen Eindruck, er hob lächelnd sein schönes, freundliches Gesicht zu mir auf und antwortete übermüthig:

„Ich habe eine andere Auslegung, Madame, es bedeutet, daß man den Himmel bereits offen sieht, ehe man in ihn eingeht."

Ich beugte mich zu ihm nieder und streifte mit den Lippen sein blondes lockiges Haar, das so goldig in der Sonne schimmerte.

„Dreh' ihm den Rücken, Irene, dem unmanierlichen Herrn, nebenbei zerdrückt er in unverschämter Weise dein Kleid — Allez — vous en, monstre."

Sie schob ihn ohne Umstände zur Thür hinaus. Schweigend steckte sie mir den Kranz ab und zog mir ein Stück nach dem anderen meines Staates aus, sie war ernstlich verstimmt. Ich schmeichelte und bat doch nicht zu zürnen, Valerian hätte nichts begangen, was Tadel verdiente; nachdem er mich überall vergeblich gesucht, sei es zu entschuldigen, daß er schließlich in mein Zimmer gekommen wäre.

„Ich bin nicht abergläubisch, mein Kind, Dieu merci! Ich bin in einem Lande geboren, das einen Voltaire und Diderot,

die Gesellschaft der Encyklopädisten hervorgebracht hat, dessen Aufklärung die Leuchte aller übrigen Nationen ist," sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit, „aber es giebt Dinge, an die man nicht rühren soll. Kranz und Schleier sind nicht bloß Toilettengegenstände, sie sind ein Symbol; deshalb soll sie kein fremdes Auge, am wenigsten das des Bräutigams, vorher erblicken. Geschieht es dennoch, so glaubt man bei uns, daß das Paar nie vor dem Altar vereinigt wird."

Diesmal erschreckten mich die düsteren Einbildungen nicht, ich war zu glücklich; unter dem Fenster hörte ich Valerian pfeifen, der mich ungeduldig erwartete. Wir hatten uns vorgenommen alle Plätze aufzusuchen, die zu unserer Liebe in Beziehung standen, morgen blieb keine Zeit dazu, weil sicherlich schon einige Gäste da sein würden. Ich knöpfte hastig die pelzbesetzte Kasaweika zu und ma bonne umarmend, antwortete ich zuversichtlich:

„Du wirst dich überzeugen, daß deine abergläubischen Besorgnisse — ja wohl, abergläubisch, trotz Voltaire und Diderot —" betonte ich neckend, „grundlos sind. Ich frage dich, wie wäre es möglich, daß die Hochzeit nicht stattfände? Es wird bereits gekocht, gebraten, gebacken, man riecht es von der Küche bis ins Haus, der Pope ist bestellt, die Zeugen sind eingeladen, Papa ist gut gelaunt — wenn der Himmel nicht einstürzt, kann ich mir kein anderes Hinderniß denken. Selbst die Anwesenheit des Grafen stört mich nicht mehr, er wird sich nicht viel um ein unbedeutendes Brautpaar, wie wir in seinen Augen sind, bekümmern. Ich werde zu Boden blicken, wenn er mit mir spricht, damit ich das wilde Gesicht nicht zu sehen brauche."

Sie zwang sich zu einem Lächeln, das ihr nicht von Herzen kam, mir einen Shawl um Kopf und Hals schlingend — wozu sie auf eine Fußbank steigen mußte, da ich größer bin als sie — sagte sie:

„Ich will kein Unglücksrabe sein und Euch durch mein Krächzen den frohen Jugendmuth rauben, es ist die Eigenschaft des Alters mißtrauisch gegen das Geschick zu sein. — Fliege davon, mein Vögelchen, Valerian lockt dich immer dringender."

Athemlos vom raschen Lauf kam ich unten an, Valerian fing mich auf und drückte mich fest an sich.

„Wie dein Herz klopft," flüsterte er zärtlich, „du darfst dich nicht so erhitzen, denke daran, welch' zarte Blume du bist."

Ich hing mich an seinen Arm und lauschte mit niedergeschlagenen Augen den tausend Liebesworten, die er für mich hatte. So durchwanderten wir den großen verwilderten Garten. Das gelbe Laub raschelte unter unseren Füßen, purpurrothe Weinranken klammerten sich an die Stämme der kahlen Bäume, von der Sonne beschienen, glichen sie feurig glühenden Guirlanden. Der Reif hatte sich mit der steigenden Tageswärme in Feuchtigkeit verwandelt, von den Zweigen träufelte es leise nieder, einzelne Tropfen fielen ab und zu auf unsere Stirnen, während wir unter den dicht verwachsenen Alleen dahinschritten. Nichts war mehr grün außer den ernsten Fichten und dem die Gänge einfassenden Buchsbaum. Weiße Fäden flatterten an den Hagedornsträuchen, die Vogelstimmen waren verstummt, kein Schmetterling wiegte sich mehr auf den blauen Luftwellen, die Natur bereitete sich zum Schlaf. Aber unser Lachen klang wie heller Frühling. Valerian flocht mir eine rothe Weinranke ins Haar und erzählte mir, was zu hören ich nie müde werde, daß er mich schon als Knabe im Herzen getragen, daß ihn mein Bild überall begleitet und seine Zauberkraft ihn für andere Schönheit unempfänglich gemacht. Ich saß auf der steinernen Umfassung eines längst versiegten Springbrunnens; es war ein einsamer, verwachsener Platz. Im Bassin wucherte allerlei Gras und Unkraut, der Neptun, der einst den Wasserstrahl in die Höh' geschleudert, hatte seinen Dreizack verloren, die Arme fehlten ihm, Regen und Schnee spielten ihm grausam mit, er sah fast schwarz aus, so verwittert war der Stein.

Die Taxushecken ringsum, die von keiner Scheere mehr gemeistert wurden, schossen unbändig nach allen Richtungen aus, sie drängten sich dicht an das Becken, als wollten sie den alten Meeresgott gefangen halten. Die Mittagssonne lag auf diesem geschützten Fleckchen und ihre Strahlen erwärmten den Stein; aus einer Spalte glitt eine bräunliche Eidechse hervor, nicht mit zierlicher Behendigkeit, sondern träge und matt, als sei sie bereits in den Ban-

den des Winterschlafes befangen. Die Wärme mochte sie zum letzten Mal herausloсken, sie schlich dicht an mich heran und ihre Aeuglein schienen mich wehmüthig anzublicken, als wollte sie sagen: Du und ich, wir tragen beide Leid um den schönen kurzen Sommer! Ich machte keine Bewegung, um das zutrauliche Thierchen nicht zu verscheuchen, Valerian, der sich zu meinen Füßen gelagert, stützte den Kopf auf den Arm und beobachtete es ebenso aufmerksam wie ich.

Wir schwiegen eine geraume Weile, nur unsere Augen sprachen, wie die Eidechse ließ ich mich von der wohlthätigen Sonnenwärme durchströmen; mein Freund hatte meine Hand ergriffen und hielt sie sanft an die Lippen gedrückt, kein Laut, kein Geräusch war vernehmbar, ab und zu schwebte langsam ein trocknes Blatt zur Erde — sonst war alles Leben erstorben.

Nichts außergewöhnliches bot diese Stunde an dem verwitterten Brunnen, wir hatten weder etwas Neues, noch etwas sonderlich Kluges geredet, wir sahen und hörten nichts, was sich dem Gedächtniß hätte einprägen können und dennoch ist mir, als würde ich sie nie vergessen. Es war ein so himmlisches Gefühl vollkommener Befriedigung, vollkommenen Glückes, wie ich ruhig dasaß, von der Sonne beschienen, Valerian mir zu Füßen, die Augen mit dem Ausdruck innigster, zärtlichster Liebe auf mich gerichtet, und die Taxuswände uns von der übrigen Welt trennten.

Als wir fortgingen, lag die Eidechse noch da. „Man möchte schwören, sie verfolge dich mit ihrem melancholischen Blick," sagte er zu mir, „du hast es ihr angethan, wie Allen, die in deine Nähe kommen."

Ich wandte mich noch einmal zurück — sie rührte sich nicht und ich meinte auch, sie sähe mich an.

Am Nachmittag sagte ma bonne im Tone leisen Vorwurfes, ob ich nicht daran dächte, zum Grabe meiner Mutter zu gehen und von ihm Abschied zu nehmen? Ich bin wahrlich nicht so herzlos, es zu vergessen, und ich hatte diesen Act kindlicher Pietät blos hinausgeschoben, damit die stille, feierliche Stimmung nicht durch häusliche Geschäftigkeit zerstreut würde. Am späten Nachmittag wandelten wir nach dem Kirchhof. Valerian hat mir erzählt, wie liebevoll die Gärten des Todes im Auslande gepflegt werden — bei uns sind es traurige Orte, mir thut es weh, daß meine arme Mama inmitten dieser wüsten, verwahrlosten Umgebung schläft, sie, die so fein und harmonisch gewesen ist. Der Kirchhof ist nicht abgeschlossen, ein paar aufgeworfene Steine stellen die Mauer vor, die so niedrig und lückenhaft ist, daß sie nicht den geringsten Schutz gewährt. Hunde, Schweine, Gänse haben sich hier ihren Aufenthalt erwählt, die Erde ist überall aufgewühlt, die schmucklosen Kreuze größtentheils umgestürzt; Niemand trägt für die Gräber Sorge, kein Baum, keine Blume, kein grünes Hälmchen, ein häßliches Durcheinander von Schutt und Schmutz! Mama soll gewünscht haben nicht hier, sondern in unserem Garten beerdigt zu werden, ich weiß nicht, warum diese Bitte nicht erfüllt worden ist, die Kirche, glaube ich, hat Einspruch gethan.

Ma bonne und ich haben uns vergebens bemüht, ihrem Grabe ein freundliches Aussehen zu verleihen; ohne Schatten, dem Sonnenbrande ausgesetzt, verdorrte jede Blume, das Samenkorn keimte nicht in dem staubigen Erdreich. Das Einzige, was geschehen konnte, war, ein Gitter um den Hügel zu ziehen, damit er wenigstens vor unreinen Thieren geschützt wurde. Mir wird beklommen, wenn ich diese Stätte betrete — nachdem wir das volle warme Dasein genossen und uns an Licht und Sonne erfreut haben, werden wir in die Erde eingescharrt und schlummern der Auferstehung entgegen. Wie kurz das Wachen und wie so lang, so ewig lang der Schlaf! Was hat das Leben meiner armen Mama gebracht? Nichts als Enttäuschung und Schmerz und als sie ein Kind ans Herz drückte, dessen Besitz ihr ein Trost hätte werden können, holte sie der Tod fort, ohne Erbarmen für ihre Jugend und Schönheit. Wer vermag zu sagen, wie diese Ungerechtigkeit einst ausgeglichen wird? Durch himmlische Freuden? Ich kann mir keine Vorstellung von ihnen machen und doch verlangt die Religion, daß der Hinblick auf sie uns Alles ertragen und dulden lehre. — Das sind wieder sündige Gedanken, ich will sie Vater Spiridon beichten, er wird sie zwar nicht verstehen, aber er wird mir Absolution ertheilen.

Ich kniete am Grabe und betete, betete so recht inbrünstig zu meiner lieben Mama, daß sie mich segnen möge, mich und Valerian. Mir war, als müßte sie da unten meine Stimme vernehmen, so nahe fühlte ich mich ihr und ich lauschte unwillkürlich, ob mir nicht Antwort würde. Es dunkelte, die Grabsteine warfen lange Schatten, die Dämmerung breitete ihren grauen Schleier aus, die Dohlen krächzten um die Kirchenkuppeln, Fledermäuse huschten vorüber. Ich stützte mich auf Valerian's Arm, er trocknete die Thränen, die unaufhaltsam flossen, er sagte, daß er bei dem Namen der dort Ruhenden gelobe, mein Glück zu seiner einzigen Aufgabe zu machen, wie er nie vergessen würde, daß ich die Zartere und Schwächere wäre, der nachzugeben seine heiligste Pflicht sein müßte.

Ein feiner Regen begann herabzurieseln, feuchter Staub setzte sich in kleinen Perlen auf Kleider, Gesicht und Haar. Valerian mahnte zur Rückkehr, er fürchtete eine Erkältung für mich. Ich bekreuzte mich und küßte die Erde, die die sterblichen Ueberreste meiner Mutter in sich schloß, er hatte sich neben mir niedergeworfen, um sein Gebet dem meinen zu vereinen.

„Komm jetzt, Irene," sagte er, seinen Arm um mich schlingend und mich mit zärtlicher Gewalt fortziehend. Wir schlossen die kleine Gitterpforte, zu der ich den Schlüssel besitze; mich fröstelte, unbeschreibliche Trauer, trostlose Oede und Verlassenheit lag über diesem Fleck Erde. Ein Gefühl von Angst überfiel mich plötzlich, mir schien, als rege es sich zwischen den eingesunkenen Grabhügeln, den schräg stehenden morschen Holzkreuzen, in dem näher kriechenden Nebel meinte ich schattenhafte Gestalten schwanken zu sehen. — „Fort, ja fort," flüsterte ich furchtsam. Wir wandten uns zum Gehen — da fühlte sich Valerian an seinem Mantel festgehalten.

„Die Hand der Todten, sie will dich zu sich ins Grab ziehen, ich lasse dich nicht!" schrie ich entsetzt auf, mich an ihn festklammernd. Er suchte mich zu beruhigen, aber seine Stimme klang unsicher, ich las in seinen Zügen, daß auch er sich einer unheimlichen Empfindung nicht erwehren konnte.

Ein Zipfel seines Mantels hatte sich beim Schließen der Gitterpforte eingeklemmt, wir mußten sie wieder öffnen, um ihn loszulösen. Es klärte sich ganz natürlich auf, doch der erste gespenstische Eindruck wollte nicht weichen und mit Grauen denke ich an ihn zurück. Still und schweigsam erreichten wir das Herrenhaus und das lärmende, geräuschvolle Treiben, das uns dort begrüßte, stand im grellen Widerspruch zu unserer Stimmung. Es war vielleicht gut, daß wir gezwungen wurden, uns sofort unter Menschen zu begeben, sonst wäre der ganze Abend trübselig verflossen. Einige Wagen mit Gästen waren angekommen und ma bonne hatte alle Hände voll zu thun, sie und die sie begleitende Dienerschaft unterzubringen. Alles, Freunde und Bekannte von Papa, und mir fast völlig fremd, da er mich nie zu Besuchen in der Nachbarschaft mitnimmt. Ich kann nicht sagen, daß sie mir gefielen; die älteren Männer hatten laute Stimmen und ein rohes Lachen, die Manieren der Jüngeren waren wohl abgeschliffener, es gab einige Offiziere unter ihnen, Söhne von Gutsbesitzern, die in Moskau und Petersburg dienten, doch ihr Betragen berührte mich ebenso unangenehm. Die Unterhaltung, die sie mit den Damen und mit mir führten, war unsäglich platt und gewöhnlich, auch verstand ich die versteckten Beziehungen nicht, die sie hineinlegten, über die die Anderen oft in helles Gelächter ausbrachen. Unter den jungen Mädchen befand sich Keine, die ich zu meiner Freundin hätte erwählen mögen, sie schienen mir sämmtlich im höchsten Grade unwissend und ungebildet. Geschmacklos und überladen angekleidet, bewegten sie sich plump und ungeschickt in ihrem Putz, man merkte es ihnen an, daß sie sich in diesen prunkenden Toiletten unbehaglich fühlten, weil sie ihnen ungewohnt waren. Mich musterten sie mit dreisten Blicken von Kopf bis zu Fuß.

„Mein Gott, warum haben Sie ein so einfaches Kleid an?" fragten sie spöttisch, „Sie sehen gar nicht wie eine Braut aus. Und das Haar ungepudert! Wissen Sie nicht, was Mode ist?"

Ich erwiederte, daß ma bonne stets meinen Anzug zu bestimmen pflegte, den Puder fände ich sehr häßlich, weil er die natürliche Haarfarbe entstellte. Sie steckten die Köpfe zusammen und zischelten, und ich glaubte das Wort: einfältiges Gänschen, zu vernehmen. Dann sagte die Eine, ein starkes, großes Mädchen, mit

blühender Gesichtsfarbe und breiten Backenknochen:

„Ich höre, Sie sind eine Gelehrte, Irina Stepanowna, Sie sprechen französisch und malen mit bunten Farben. Das können wir nicht, wir sind sehr dumm und einfach, dafür verstehen wir zu spinnen, zu kochen, zu backen und gute Liqueure zu bereiten, wir können, mit einem Wort, tüchtige Hausfrauen abgeben.“

Ich war ganz verwirrt — warum stellten sie sich so feindlich gegen mich? Ich hatte ihnen ja nichts gethan und ich konnte nichts dafür, daß ich anders war, wie sie. So entgegnete ich schüchtern: ich hoffte mein Hauswesen ebenfalls ordentlich zu führen und was ich noch nicht verstände, würde ich mich zu lernen bemühen.

„Strengen Sie sich nur nicht zu sehr an, Sie sind ein zartes Püppchen, mit Ihren Händchen können Sie nicht viel anfangen.“

„Diese Händchen sind bloß da, um geküßt zu werden,“ mischte sich ein junger Herr in das Gespräch, mich durchdringend ansehend. Ich erröthete unter dem Blick, dessen Dreistigkeit mich verletzte. Die Große machte ein verdrießliches Gesicht, ihre Hände waren grob, mit dicken rothen Fingern, und sie hatte sie so gewaltsam in enge Handschuhe gepreßt, daß die Nähte geplatzt waren. Ein Mädchen hatte einen gutmüthigeren Ausdruck wie die Anderen; ich nahm ihren Arm und ging mit ihr im Saale auf und nieder. Sie war ein Jahr jünger als ich und auch schon verlobt, ihre Hochzeit sollte in kurzer Zeit stattfinden.

„Hat Ihnen Ihr Bräutigam eine Puppe geschenkt?“ fragte sie mich.

Ich staunte, seit meinem zwölften Jahr spielte ich nicht mehr mit Puppen.

„Der Meinige hat mir eine prachtvolle aus Moskau mitgebracht, denken Sie sich, sie ist wie eine Dame gekleidet und hat bewegliche Augen! Ich tanzte vor Vergnügen, als sie ankam und bestand darauf sie mit ins Bett zu nehmen. Bei meiner Hochzeit wird sie neben mir auf einem Stuhl sitzen. Wenn Sie mir schwören, mich nicht zu verrathen, so will ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen — ich liebe die Puppe weit mehr, wie meinen Bräutigam.“

Ich dachte nach und entgegnete dann:

„Wissen Sie, Varvara Pawlowna, an Ihrer Stelle würde ich so lange mit Puppen spielen, wie es mir Vergnügen macht und mich später verheirathen.“

„Was fällt Ihnen ein!“ lachte sie, „meine Mutter hat mit vierzehn Jahren geheirathet und ich bin schon zu Pfingsten sechzehn gewesen — soll ich etwa eine alte Jungfer werden?“

Ich antwortete nichts, wir hätten uns nicht verstanden. Was giebt es für sonderbare Menschen und wie wenige gleichen Valerian und meinem Mütterchen.

Ich bin mit dem Kopf auf dem Tisch beim Schreiben eingeschlummert, so müde war ich. Ich thäte klüger, mich zu Bett zu legen, denn der morgende Tag ist anstrengend, wie ma bonne sagt; doch die kurze Ruhe hat mich wunderbar erquickt, ich bin so munter, daß ich bis zum Morgen wachen könnte. Ma bonne gönnt sich auch noch keine Erholung, ich höre, wie sie in ihrem Zimmer vorsichtig hin- und hergeht und leise mit den Mägden spricht, sie fürchtet mich zu stören, weil sie mich fest eingeschlafen glaubt. — Ich hatte einiges in meinem Tagebuch nachzutragen — nur eine Nacht noch werde ich in meinem Mädchenzimmer zubringen, das ich bewohnt habe, seitdem meine Mama die Augen schloß, und ich mit der Amme hier installirt wurde, wo ma bonne jeden Athemzug, jeden Schrei bewachen konnte. Siebzehn Jahre habe ich in diesem Raum verlebt und sie sind mir sanft verflossen; abgesehen von meiner scheuen Furcht vor Papa und ein paar heftigen Auftritten, die zwischen ihm und meiner theuren Erzieherin stattfanden, werden mir von dieser Zeit nur freundliche Erinnerungen bleiben. Ich bin keine überlustige Natur, mehr eine still-heitere, wenn ich mich wirklich wohlfühlen soll, muß mich Liebe und Frieden umringen. Und dafür sorgte mein Mütterchen unermüdlich, sie hätte mich, wenn möglich, wie ein nacktes Vögelchen in Baumwolle eingepackt, damit mich kein Lüftchen rauh berührte. Wo werde ich sein nach abermals siebzehn Jahren? Welch' unabsehbar lange Zeit und wie himmlisch der Gedanke, daß ich jeden dieser Tausende von Tagen an Valerian's Seite verleben werde! Ob wohl jedes Mädchen am Vorabend seiner Hochzeit so glücklich ist wie ich und mit so freudiger Zuversicht der Zukunft entgegengeht?

Die meisten Gäste haben sich zur Ruhe begeben. Aus dem Billardzimmer, wo die Herren auf Bänken, Stühlen, Tischen herumliegen — die Fremdenzimmer und die Betten reichten nicht aus — klingt dumpfes Geräusch herauf. Gewiß haben sich einige noch nicht vom Kartentisch trennen können, Papa unter ihnen, der Verluste im Spiel gehabt haben muß, denn seine Stirnadern waren dick angeschwollen und seine Brauen finster zusammengezogen. Als ich ihm die Hand küssen und gute Nacht sagen wollte, hörte er mich nicht; ich wartete geduldig, bis er Lust haben würde, sich nach mir umzudrehen — es war kein glücklicher Einfall, ich hätte mich lieber still fortschleichen sollen. Seine Mitspielenden strichen eben ein Häuschen Goldstücke — darunter auch sein Siegelring, den sie ihm abgenommen — vergnügt ein, als er mich bemerkte.

„Was stehst du da hinter meinem Stuhl und vertreibst das Glück mit deinem dunklen Blick?" fuhr er mich zornig an. — „Die Mädchen sind blos da, damit man sich über sie ärgert."

„Wollen wir sagen: die eigenen Töchter," unterbrach ihn ein Gutsbesitzer, mit häßlichem Lachen, „die Töchter Anderer sind uns manchmal recht angenehm."

Mein Vater stimmte in das Lachen ein und mir einen Schlag auf die Schulter gebend, rief er:

„Lauf', Wachspüppchen, und stiere uns nicht länger an, sage der Axinia" — das war die Wirthschafterin, — „daß sie uns den gelbgesiegelten Ungarwein und den Cognac hereinschickt."

Ich verschwand eilig, mir wurde angst unter diesen trinkenden, sich zankenden Männern, deren Gesichter in der Wolke von Tabacksdampf kaum zu unterscheiden waren.

Valerian ist nach Malinowka zurückgekehrt, zum letzten Mal! Morgen kommt er in einer Kutsche an, die er für mich gekauft hat, eine englische Chaise, auf die ich sehr neugierig bin; wir haben blos einen alterthümlichen, schwerfälligen Wagen, in dem man überhaupt nicht mehr fahren kann, und einen ganz gewöhnlichen Tarantaß, dessen sich Papa zu seinen Reisen bedient. Nicht nur auf die Kutsche bin ich gespannt, sondern auch auf die Einrichtung des Hauses. Valerian hat mir ein Geheimniß daraus gemacht, damit meine Ueberraschung eine um so größere sei, ich weiß nur, daß er die Möbel, Teppiche und Vorhänge in Moskau bestellt hat. Sein Geschmack ist der beste und er liebt es, sich mit Anmuth und Behagen zu umgeben. Früher soll es bei uns ebenfalls prächtig ausgesehen haben; Papa stammt aus einer ursprünglich sehr reichen Familie, aber die Pracht ist fast spurlos verschwunden, nichts ist von ihr übrig geblieben, wie einiges Silbergeräth und eine weiße Atlasbettdecke, die mit Gold- und Silberfäden und bunter Seide reich gestickt ist, und die ma bonne mit dem Spitzenschleier zusammen für mich aufgehoben hat.

Mein Brautstaat liegt auf Stühlen ausgebreitet vor mir; damit kein Staub und Schmutz daran komme, hat Parascha, mein Kammermädchen, ein großes weißes Betttuch darüber gedeckt — fast wie ein Leichentuch! Welch' schauerlicher Vergleich entschlüpft mir da, doch ist er wirklich zutreffend. Je mehr ich hinsehe, um so lebhafter wird der Eindruck. Nein, es darf nicht so bleiben, mag sich lieber ein Stäubchen auf den Atlas setzen, als daß ich diesen Anblick vor Augen habe.

Morgen früh werden noch viele Gäste ankommen, die jüngern Herren werden bei Valerian die Stelle der garçons de noce vertreten, Freunde hat er nicht unter ihnen, nur Bekannte. Um zwölf Uhr sollen wir uns zu Tisch setzen und nach aufgehobener Tafel wird der Tanz beginnen. Ich muß mit allen Herren, Valerian mit sämmtlichen Damen, der Reihe nach tanzen. Das wird wohl bis tief nach Mitternacht dauern, denn die Leute sind unermüdlich, wenn dieses Vergnügen seinen Anfang genommen. Die Musikanten, die uns aufspielen, sind Zigeuner, es heißt, sie verständen mit ihren Weisen die trägsten Beine zu beflügeln. Ich tanze sehr gern, nur fürchte ich, wird es mir keinen Spaß machen, mich mit lauter Fremden herumzudrehen. Die Trauung ist übermorgen um elf Uhr angesetzt; Valerian fährt mit seinen Begleitern direct nach der Kirche, ich folge etwas später mit den Personen, die mir das Geleit geben. Papa glaubt, daß Se. Erlaucht, der Graf W., mir die Ehre erweisen wird, meinen Brautvater vorzustellen und mich zum Altar zu führen. Ich hoffe, er wird zu hoch-

müthig sein, ein so vornehmer Herr läßt sich schwerlich zu einem unbedeutenden Landmädchen herab.

Nach beendeter Ceremonie kehren wir nach Hause zurück, wo unterdessen die Tafeln gedeckt worden sind; Valerian und ich setzen uns auf den Divan und empfangen die Glückwünsche der Gäste, von denen wir einem Jeden mit dem Glase Bescheid thun müssen. Das wird eine harte Arbeit sein, wenn ich auch nur jedesmal einige Tropfen nippe, werde ich doch fürchterliche Kopfschmerzen davontragen. Nachdem wir mit Allen angestoßen und uns vor Allen verneigt haben, geht es zum Essen, und da die Zahl der Gerichte eine große ist, wird es eine lange Sitzung geben. Dann beginnt das Tanzen von Neuem, woran wir uns nicht betheiligen wollen, wir werden uns heimlich entfernen, in unsere Kutsche steigen und davonfahren. Ma bonne hat sich das ausgedacht, weil sie behauptet, ich würde sicherlich krank werden, wenn ich noch einen zweiten, so angreifenden Abend durchmachen müßte. Valerian, dem die ausgelassenen Lustbarkeiten zuwider sind, ging mit Entzücken auf diesen Vorschlag ein, so werden wir uns unbemerkt fortschleichen — schon, um den unzarten Scherzen und Anspielungen zu entgehen, wie ma bonne sagt.

Wäre der morgende Tag erst vorüber! Ich kann nicht recht einstimmen in diese lärmende Heiterkeit; mein Freund und ich, wir sind beide fremd in diesem Kreise von Nachbarn, die in einer Entfernung von sechzig Werst in der Runde herbeigekommen sind; Papa kennt sie Alle und es hat den Anschein, als sei unsere Hochzeit Nebensache und das Trinken, Spielen, Jubiliren der eigentliche Zweck. Ich bin zu still und einsam aufgewachsen, darum wird es mir schwer, meine Schüchternheit zu überwinden. Auf die jungen Mädchen hatte ich mich gefreut, ich dachte, wir würden fröhlich und herzlich plaudern, und jetzt gewahre ich, wie sie neidische Blicke auf mich richten, in denen nichts von Wohlwollen zu lesen ist. Um was beneiden sie mich eigentlich? Ich habe nicht einmal die Brillanten angelegt, die Valerian mir geschenkt hat, sie gehörten seiner Mutter, meiner lieben, unvergeßlichen Pathe, und er hat sie bloß modisch fassen lassen. Es wird mir schlimm ergehen, wenn ich mich mit ihnen schmücke und er wünscht doch, daß ich sie trage.

Horch! Was war das? — Welch' klagende Töne dringen zu mir. — Mein Gott — es war nichts, aber ich bin furchtbar erschrocken — es klopfte an mein Fenster — — ich sprang schon auf, um zu ma bonne zu flüchten, auf die Gefahr hin, sie um den ihr so nothwendigen Schlaf zu bringen. — Wie kindisch ich gewesen bin, in der Nacht nimmt das Unbedeutendste eine unheimliche Färbung an — der Wind hat sich erhoben und heult um das Haus, er hat einen Baumzweig gegen das Fenster geschleudert, weiter war es nichts. Glücklicherweise haben die nächtlichen Ritte Valerian's jetzt ein Ende, er könnte es nicht durchführen, sie bei solchem Wetter zu machen, ohne seine Gesundheit zu gefährden, wenn ihm nicht Schlimmeres zustieße. — Ich hatte mir hellen Sonnenschein zu meinem Ehrentage gewünscht — es soll nicht sein, der Himmel hängt voll dicker Wolken; ich steckte vorhin den Kopf zum Fenster hinaus, weil ich Rosza, meinen kleinen Hund, kläglich winseln hörte. Vergebens strengte ich meine Augen an, die Dunkelheit zu durchdringen — unmöglich, man konnte nicht die nächsten Gegenstände erkennen. Das Winseln und Klagen ließ nicht nach, ich öffnete leise die Thür, vor der Parascha, mein Mädchen, schlief, nach heftigem Schütteln gelang es mir, sie zu wecken. Allmälig begriff sie, was ich wollte, ein langgezogenes, stärkeres Heulen des Hündchens ermunterte sie vollends. Sie bekreuzte sich.

„O, Barischni, Irinia Stepanowna, das ist ein böses Zeichen! So klagen die Hunde, wenn eine Leiche im Hause liegt! Gott schütze uns vor Unglück!"

Mich steckte ihre abergläubische Furcht an, um nicht allein zu bleiben, ging ich mit ihr die Treppe hinunter, wir schlossen die Hinterthür auf, was uns schwer wurde, da der Wind dagegen drückte und ließen Rosza herein, der freudig an mir in die Höhe sprang. Es ist mir eigentlich verboten, den Hund bei mir im Zimmer schlafen zu lassen, aber ich nahm ihn zu mir herein. Ich war aufgeregt und übermüdet, etwas Lebendiges in meiner nächsten Nähe zu haben, gewährte mir eine Beruhigung. — Rosza ist auf das Bett gesprungen und hat sich am Fußende auf

die Decke gestreckt. Ich werde seinem Beispiel folgen, es ist Zeit mit Schreiben aufzuhören.

Wie der Wind heult!

Das sind dieselben Töne, die mich als Kind erschreckten. — Ich will den Kopf tief in die Kissen vergraben und mich bemühen, rasch einzuschlafen. — Wenn ich mein Tagebuch fortsetze, bin ich schon eine Frau, bin Valerian's Gattin, Herrin auf Malinowka!

Aufzeichnungen der alten Gouvernante.

(Drei Jahre später).

St. Petersburg. 1793.

Ja, ich lebe noch und meine zitternden Finger vermögen noch die Feder zu führen. Die alte Französin, „l'épouvantail," wie Se. Erlaucht mich zu nennen belieben, hat eine zähe Natur und weil sie dem Kinde, das sie mit Liebe und Sorge auferzogen, unentbehrlich ist, wird sie mit dem Sterben warten, obgleich sie sich heraussehnt aus dieser gräuelvollen, blutbefleckten Welt, in der das Laster triumphirt und die Nichtswürdigkeit das Haupt frech erhebt. Daß meine Augen das mit ansehen mußten und ich keine Waffen besaß, als glühende Thränen und ohnmächtige Verwünschungen! Heute sind die entsetzlichen Ereignisse jener Tage wieder deutlich an meiner Seele vorübergezogen; ich fand in einer Garderobenkammer dieses weitläufigen Palastes einen kleinen abgenutzten Koffer, den ich, wie mir unklar vorschwebt, mitgebracht habe, als ich vor dreißig Jahren zum ersten Mal den Boden dieses rauhen kalten Landes betrat. Meine sämmtlichen Habseligkeiten waren darin eingeschlossen gewesen; eine arme alleinstehende Wittwe, die ich war, gezwungen mein Brot unter Fremden zu verdienen, besaß ich keine überflüssige Garderobe. Wie ich die abgenutzten morschen Lederriemen aufschnallte, fing ich an zu weinen — mein Gott, ich hatte damals, als ich noch jung und hoffnungsfreudig war, geglaubt, ich würde nach Ablauf einer bestimmten Zeit meine Ersparnisse in dieses Köfferchen einpacken, und in meine Heimath zurückkehren können. — Wie anders ist es gekommen! Ich lernte Irenen's Mutter kennen, mein Herz hängte sich an das sanfte, liebenswürdige Geschöpf, ich folgte ihr nach Rudowka, ich empfing ihren letzten Seufzer, der wie eine Danksagung klang, daß Gott sie abrief, und schwur in ihre kalte Hand, ihr Kind nie zu verlassen. Ich habe mein Versprechen gehalten, wie sich ein Hund nicht durch Schläge und Fußtritte von der Schwelle seines Herrn fortjagen läßt, so haben mich weder Beleidigungen noch Drohungen von Irene trennen können, ich wache über sie in diesem pomphaften Palaste, wie ich über sie in Rudowka wachte. Gab es wohl je einen schwereren, dornenreicheren Pfad, wie er diesem jungen Weibe zu wandeln beschieden ist? Ich staune, daß sie überhaupt noch lebt, daß der furchtbare Schlag sie nicht auf der Stelle getödtet hat. Freilich, welch' ein Leben ist es! Das eines Automaten, die Seele ist in ihr gestorben, selbst der Instinkt der Mutterliebe hat keinen erwärmenden Funken in diese wunderschöne, todte Form geworfen. Ich kann mir nicht helfen — ich liebe das kleine, hülflose Geschöpfchen, das verlassen in seiner vergoldeten Wiege liegt und die Händchen vergebens nach der Mutter ausstreckt. Wenn ich mich nicht seiner erbarmte, würde es die Amme gewissenlos vernachlässigen, da sie weiß, daß seine Existenz Niemand zur Freude gereicht. Ist es des Würmchens Schuld, daß sein Vater ein Ungeheuer ist? Ich sagte gestern dasselbe zu Irene, als ich ihr die kleine Tatiana brachte und sie darauf aufmerksam machte, wie gerade sie sich schon hielte und wie klug ihre Augen blickten. Die junge Mutter sah mich mit müdem, trostlosem Ausdruck an und entgegnete tonlos:

„Nimm sie fort — vielleicht werde ich mich später an den Gedanken gewöhnen, eine Tochter zu haben. Ich wünsche ihr das Beste — einen frühen Tod, ehe sie die Grenzen der Kindheit überschritten hat."

Als hätte die Kleine den Sinn dieser Worte verstanden, fing sie plötzlich an, kläglich zu weinen, nicht laut und kindisch, sondern leise und schmerzlich, wie ein erwachsener Mensch. Ich trug sie in das große kahle Zimmer zurück, in dem sich die Wiege zu verlieren scheint, und beruhigte sie mit Liebkosungen. —

Wie ich nun den alten Koffer aufschnallte, fiel mir ein bunt zusammengewürfelter Inhalt entgegen. Ich entsann mich, daß

ich in halb besinnungslosem Zustande Allerlei zusammengerafft und hineingeworfen hatte, von dem ich glaubte, Irene oder ich könnten es brauchen. Nachher als wir in Petersburg angekommen waren, mag das schlechte Köfferchen von der goldbetreßten Dienerschaft verächtlich bei Seite geschoben worden sein; so kam es mir aus den Augen und ich vergaß es. Mit wehmüthiger Neugier packte ich es aus; da war etwas Leibwäsche von Irene und von mir, ein Miniaturbild ihrer Mutter, ein Arbeitsbeutel mit meinem Nähzeug, ein russisches Gebetbuch, eine zerlesene Ausgabe von Paul et Virginie und ein sorgfältig in ein Tuch gewickelter harter Gegenstand. Was mochte es sein? Ich entfernte die Hülle und entdeckte — die Cassette, die Valerian — meine Hand zittert, da ich seinen Namen schreibe — seiner Braut zu ihrem siebzehnten Geburtstage geschenkt hatte. — Mon Dieu! welche Erinnerungen stiegen da auf! Ich sank kraftlos auf die Knie, jedes Glied bebte an mir, durch einen Schleier von Thränen sah ich die zarte Malerei auf dem Deckel, die das lächelnde, glückstrahlende Mädchen voller Entzücken bewunderte: die weiße Rosenknospe, die sich auf schwankem Stiel über einen Grabstein neigt! Ja, meine düsteren Ahnungen von damals hatten mich nicht betrogen — sie ist ihr zum Symbol geworden! So bleich und gebrochen beugt sie das schöne Haupt, ihr Glück, ihre Jugend schlafen in einem Grabe und nie wird sie sich wieder aufrichten. Ein Wurm nagt an dieser holden Blüthe, unsichtbar setzt er sein Zerstörungswerk fort, bald wird auch sie verwelkt sein. —

Ich schloß das Kästchen auf — da lag auf dem rothen Sammt die Perlenschnur, die bestimmt war, den Hals der Braut zu schmücken. — Hatte ich nicht Recht zu sagen, man dürfte an solchem Tage nicht diese versteinerten, gefrorenen Tropfen tragen? Ach, all' die dumpfen, gestaltlosen Befürchtungen und Gesichte, die mich peinigten und quälten — wie sind sie in Erfüllung gegangen!

In dem zweiten Fach der Cassette fand ich ein zusammengerolltes Heft — warum hatte ich es hineingelegt? Enthielt es so Wichtiges? Konnte ich mich doch nicht besinnen, welche Bedeutung diese zerknitterten, losen Blätter hatten. — Irenens Tagebuch war es, die süßen, unschuldigen Plaudereien, die sie dem Papier anvertraut; es war ihre fließende, anmuthige Handschrift, die sich so klar und deutlich liest. Ich durchflog den Inhalt, obschon es mir die Seele zerriß, ihr Schritt für Schritt bis zu dem Hereinbrechen der Katastrophe zu folgen. —

Ich wage nicht, ihr das Heft zurückzugeben, sein Anblick würde einen Anfall von Verzweiflung hervorrufen, den zu beschwichtigen ich machtlos wäre. Es könnte sie tödten! Der Tod wäre freilich eine Erlösung für sie, aber ich will nicht das Werkzeug sein, das den Streich führt, ich darf nicht die Rolle der Vorsehung übernehmen. — Ich stellte die Cassette in einen Schrank, dessen Schlüssel ich stets bei mir trage, das Heft legte ich in ein Portefeuille, das ebenfalls verschließbar ist. Wenn Irene fürstlich, ihrem Range gemäß geschmückt, schön und marmorbleich in Gesellschaften fährt, aus denen sie eine immer größere Oede und Leere des Herzens mit nach Hause bringt, will ich still in meinem Zimmer versuchen, die Aufzeichnungen ihres Tagebuches zu vervollständigen, damit das Kind, das Niemand zur Freude geboren ist, das kein zärtliches Lächeln bei seinem Eintritt in die Welt begrüßt hat, dereinst wisse und erfahre, warum seine Mutter es nicht lieben konnte! Ich werde voraussichtlich nicht mehr lange genug leben, um es ihm zu erzählen, so soll die Feder für mich sprechen. Meine Augen und meine Hand sind wohl schwach, denn ich bin eine alte gebrechliche Frau geworden und ohne Brille sehe ich nichts mehr, doch will ich mich bemühen, leserliche Buchstaben hinzumalen — es ist eine heilige Aufgabe, die ich zu lösen habe.

Und so nehme ich den Faden der Erzählung da auf, wo Irene abgebrochen hat, nämlich am Tage, der der Hochzeit vorherging.

Der Morgen ließ sich unfreundlich und düster an; in der Nacht hatte sich ein Sturm erhoben, der schwere Wolken heraufjagte, die sich in heftigen, eiskalten Regengüssen entluden, denen sich schon Schneeflocken beimischten. Irene gestand mir, daß sie nur wenig geschlafen; in vielen Dingen war sie ein reines Kind, was in ihrer ausnehmend zarten, nervösen Constitution seinen Grund haben mochte.

Wie sie vor Zornesausbrüchen, vor Scenen der Leidenschaft zitterte, so schreckten sie die Elementargewalten der Natur. Nicht lange war es her, daß sie den Kopf in meinen Schooß versteckte und sich die Ohren zuhielt, wenn ein Gewitter im Anzuge war. Obgleich sie sich also nicht so vollkommen ausgeruht hatte, wie ich es wünschte — denn ich allein weiß, welcher Schonung sie bedarf — glich sie doch einer thaufrischen Rose, als sie in mein Zimmer trat. Ich war wieder geblendet von ihrer Schönheit, der nichts an die Seite zu setzen ist. Ihr Körper könnte einer Hebe zum Modell dienen, ihre Haut ist glatt wie Atlas und durchsichtig wie ein Lilienblatt, ihre Hände und Füße sind das Zierlichste, was sich denken läßt, und nun dieses holdselige, himmlische Gesicht mit den großen dunklen Augen, der ganze reizende Kopf, mit der Ueberfülle des seidenweichen Haares, der wie eine Blume auf dem schlanken Halse sitzt. Zum Glück hatten die rohen Gutsbesitzer, die in ihren Steppen und Wäldern wie die Bären hausten, kein Verständniß für diese ideale Schönheit; starkknochige, derbe Dirnen, mit ziegelrothen Backen, die sich mit groben Händen streicheln ließen — das war das Genre, das ihnen gefiel. Gott sei Dank, daß es so war! Ich segnete ihre Blindheit und Einfalt. Die Schauer der Nacht hatte mein Liebling im Morgenschlaf vergessen, sie lachte und plauderte vergnügt, während ich ihr Haar kämmte und flocht, was ich nur thun konnte, indem ich auf eine Fußbank stieg, denn sie war mir längst über den Kopf gewachsen. Zwischen durch warf sie einen Blick zum Fenster hinaus und sagte bedauernd:

„Mein armer Valerian, welch' schlechte Fahrt er haben wird! Wie gut, daß er in einer geschlossenen Kutsche sitzt, sonst würde ein durchnäßter Bräutigam ankommen. Ich bin sehr neugierig auf diese Kutsche, sie soll in England gebaut sein und auf Federn ruhen, die einen jeden Stoß abwehren. Meinst du nicht, petite maman, daß das eine sehr nützliche Erfindung für unsere abscheulichen Wege und Knüppeldämme ist?"

Dabei drehte sie den Kopf bald nach mir, bald nach dem Fenster, ich schalt sie ein wenig, weil ich sie nicht ordentlich frisiren konnte, wenn sie nicht still hielt.

„Heute darf mir Niemand ein schiefes Gesicht machen," lachte sie, mich zärtlich umfangend. Sie hatte ein liebreiches Herz, nicht einmal vergaß sie ihre alte Freundin über den Geliebten. In der ersten Zeit ihrer Verlobung neckte mich monsieur Valérien, dessen esprit fein und gewandt war, als wäre er ein Franzose und kein Moskowite, in harmloser Weise, daß ich Irene noch immer wie ein Kind am Schürzenbande gängelte; sie mochte fürchten, ich könnte mich dadurch gekränkt fühlen, denn sie schlang beide Arme um mich und sagte im Ton ernsthaften Vorwurfs: „Bedenke, daß ma bonne die älteren Rechte an meine Zuneigung hat, ich will nicht nur nicht aufhören ihre Tochter zu sein, sondern ich will ihr dich als liebevollen Sohn zuführen!" Und monsieur Valérien hatte sich stets als solcher benommen. Er war ein edler junger Mann, der Geist seiner vortrefflichen Mutter ruhte auf ihm. Er und Irene bildeten ein wunderschönes Paar — ich hoffte, daß sie auch ein glückliches werden würden.

Unterdessen hatte ich meinen Liebling fertig angezogen, an diesem Tage sollte keine andere Hand, wie die meinige, sie berühren; sie trug einen rosa Atlasüberwurf, der in eine Schleppe auslief, über ein aus Muslin und Spitzen bestehendes Untergewand, im Haar, dessen köstliche Farbe vom Puder verschont geblieben, einen Rosenzweig, der von einer Brillantnadel gehalten wurde. Ihre wundervoll geformten Schultern sahen aus dem mit duftigen Kräuschen garnirten Leibchen hervor, und ihre Arme waren bis zu den runden Ellbogen entblößt. Es war hohe Zeit die Toilette zu beenden, denn ein Wagen nach dem andern fuhr in den Hof und brachte Gäste herbei. Stepan Petrowitsch — ich meine Irene's Vater — schien wirklich das ganze Gouvernement eingeladen zu haben, so viel Menschen stellten sich ein und bei der hier zu Lande üblichen Gastfreundschaft, die für mich immer einen barbarischen Beigeschmack hat, brachten die Familien oft noch ihre eigenen Freunde mit, die sich zufällig bei ihnen zum Besuch befanden. Mit gewohnter Rücksichtslosigkeit hatte Stepan Petrowitsch mir nicht gesagt, auf wie viel Personen ich mich einrichten sollte, mir wurde angst, als ich sah, wie sich Hof und Haus füllten, dazu die massenhafte fremde

Dienerschaft, die sich müßig in den Corridoren herumtrieb. Zwar wußte ich aus Erfahrung, wie wenig Bequemlichkeit die Meisten beanspruchten, es fiel gewiß Keinem ein, auf ein menschenwürdiges Nachtlager, wie es in Frankreich der einfachste bourgeois verlangt, zu rechnen, aber es mangelte selbst an Raum, um Heu und Stroh auszubreiten und der Gedanke, daß ich in dem Saal die Tafel aufschlagen lassen sollte, wo vielleicht zwanzig Herren von mehr oder minder zweifelhafter Reinlichkeit übernachtet hatten, war mir äußerst unbehaglich.

Zur Hülfe hatte ich ungeschickte, plumpe Bauerweiber und ebensolche Diener, die sich höchstens dazu eigneten, an den Speisen zu lecken und sich zu betrinken. Den Koch hatte ich die Nacht über in den Holzstall einsperren lassen, damit er sich wenigstens bei Beginn seiner Thätigkeit in zurechnungsfähigem Zustande befände; auf ihn konnte ich mich verlassen, sobald nicht die Branntweinflasche in seiner Nähe war. Die schweren, fetten, unverdaulichen Speisen, die selbst Frauen hier zu Lande in Unmassen verschlingen, verstand er gut und schmackhaft zu bereiten. Es waren Hammel, Schweine, Kälber geschlachtet worden, des Geflügels und des Wildprets gar nicht zu gedenken, Bäckereien aller Art hatten schon Tage vorher die Speisekammern gefüllt, dennoch fürchtete ich, daß die Vorräthe nicht langen würden. Um meine Eintheilung ungefähr machen zu können, wollte ich erfahren, wie viel Personen eigentlich erwartet würden, aber es war ein vergebliches Mühen. Stepan Petrowitsch gab mir die unwirrsche Antwort, seit wann es Sitte wäre, die Gäste zu zählen, je mehr kämen, um so angenehmer wäre es.

Die Damen — sie verdienten nicht so genannt zu werden — wurden von mir empfangen und nach den für sie eingerichteten Zimmern geleitet, wo sie Toilette machten, um dann bald in schweren Stoffkleidern, mit unförmlichem Goldschmuck und Edelsteinen überladen, im Salon zu erscheinen. Bei den Begrüßungen wurde ich stets mit zwei Küssen auf die Wangen bedacht, auf welche Ehre ich gern verzichtet hätte; daß ich so fließend russisch sprach — als wenn man in achtundzwanzig Jahren nicht Zeit hätte ein Sprache zu lernen! — erregte immer wieder ihre höfliche Verwunderung. Indem ich geschäftig umher rannte und ein jeder, der Rath und Auskunft bedurfte, sich an mich wandte, so daß mein Kopf von dem vielen Reden und Nachdenken brannte, kam Irenens Kammermädchen angelaufen, ein nettes gutherziges Ding, die ich als Waise in das Haus genommen und die ihrer jungen Herrin sehr zugethan ist; sie bat mich, zu ihrem gnädigen Fräulein zu gehen, die mich ein Momentchen zu sprechen wünsche. Während ich die Treppe hinan stieg, wiederholte ich mir, als sei ich ein, seine Lection aufsagendes Kind: „Achtundvierzig silberne Bestecke sind da, und ein Wunder ist es, daß sie noch nicht zum Juden gewandert, fünfzig Eßlöffel und ebensoviel vergoldete Theelöffel; die Gläser reichen nicht aus, auch wenn ich die silbernen Becher aus der Truhe zu Hülfe nehme — hätte Stepan Petrowitsch mich bei Zeiten benachrichtigt, so würde ich monsieur Valérien gebeten haben, mir aus seiner Wirthschaft das Nöthige zu leihen. Ein Opfer wäre es freilich, denn nicht die Hälfte bekäme er wiezu sehen." Diese Hochzeit war in der That eine Plage, in meinem ganzen Leben hatte ich nicht so viel zu schaffen gehabt, wie in diesen Tagen.

Als ich in Irenens Zimmer trat, wo sie schön und lieblich wie ein Engel auf dem kleinen Divan saß, sprang sie auf; der Ausdruck schlecht verhehlter Sorge malte sich in ihrem holden Gesicht.

„Valerian ist noch nicht da, sein Ausbleiben beunruhigt mich," sagte sie hastig.

„Er wird sich etwas verspätet haben, mein Kind," entgegnete ich, ihre Wangen streichelnd, „vielleicht hat der Kutscher mit dem neuen Wagen und den neuen Geschirren nicht recht Bescheid gewußt, oder der Weg ist schlecht und er muß vorsichtig fahren. Ueberlege dir, ob es je möglich ist, mit diesen trägen, unzuverlässigen Dienern eine bestimmte Stunde einzuhalten."

Sie verzog den kleinen Mund, als ob sie weinen wollte, da sie jedoch sah, wie gleichmüthig ich die Sache auffaßte, gewann sie ihre heitere Laune wieder.

„Am Ende will er mir andeuten, daß der aufmerksame Bräutigam jetzt dem despotischen Ehemann weicht, der seine arme Frau rücksichtslos warten läßt," lachte sie.

„O, da ist er!" schrie sie auf, als wir Pferdegetrappel hörten. Sie flog zum Fenster, unbekümmert, daß ihre Atlas-

schleppe dabei fast aus den Falten gerissen wurde.

Zum Hofthor hinein sauste eine elegante Reisecalesche, mit sechs kohlschwarzen Rappen bespannt, die nicht ein weißes Härchen zeigten, der riesenhafte, in einen Bärenpelz gehüllte Kutscher, dem der Bart bis zum Gürtel wallte, regierte das stolze Gespann vom Bock aus, neben ihm saß ein Lakai in Livree. Der Kutscher verstand sein Handwerk meisterhaft, wie der Sturmwind war er in den Hof gejagt, nun drehte er vor dem Hause kurz um und in demselben Augenblick standen die Thiere wie die Mauern. Es war nicht Valerian's Equipage, er fuhr mit drei lichten Falben und sein Kutscher, Andrä, war ein blutjunger, lustiger Bursche, dem kaum der Flaum um Mund und Kinn sproßte.

Unwillkürlich faßte Irene meine Hand, als sie vorsichtig den Kopf vorstreckte, um zu erspähen, wer der sich so prächtig einführende Gast sein könnte. Der auf dem Bock sitzende Lakai, so wie zwei andere, die auf dem Trittbrett der Kutsche gestanden, waren eilfertig heruntergesprungen und öffneten die Wagenthür. Auf die Schultern der Diener sich stützend, als sei er eine gebrechliche Dame, stieg ein Herr, auf dem Kopf eine hohe mit schwarzem Fuchs verbrämte dunkelrothe Sammetmütze und einen gleichfarbigen weiten Pelzmantel um die kräftigen Schultern. Als derselbe sich beim Aussteigen verschob, wurde ein Hofkleid von Silberbrokat sichtbar, das sich über eine veilchenblaue Atlasweste mit langen Schößen öffnete. Wie der Herr den Fuß auf die unterste Stufe der Freitreppe setzte, hob er den Kopf und blickte scharf nach dem Fenster hinauf, hinter dem wir standen — welche Züge! Rohheit und Grausamkeit lagen um den dick aufgeworfenen Mund, in dem massiven, fleischigen Kinn prägte sich eiserne Willenskraft aus, buschige, schwarze Brauen überwölbten die Augen, deren Blick zugleich stechend und beherrschend war, sie gaben dem braunrothen, eckigen Gesichte etwas Wildes, Drohendes.

Irene erschrak, als sie diesen Augen begegnete und zeichnete sich mechanisch mit dem Kreuz; sie trat hastig zurück und griff mit der Hand nach dem Herzen, als spürte sie dort einen Schmerz.

„Es ist der Graf W.," flüsterte sie gepreßt, „genau so habe ich mir den gedacht, der mit kalter Ruhe das Jammergeschrei der elend verbrennenden Weiber und Kinder hörte." Er war es, denn welch' anderen Gästen wäre Stepan Petrowisch mit solch' serviler Unterwürfigkeit entgegengestürzt? Machte er doch den Versuch die muskulöse Hand zu küssen, die der vornehme Herr ihm nachlässig reichte! Und seinem Beispiel folgten die Gäste, die alle hinausgeeilt waren und sich vor dem Grafen bis zur Erde verneigten, der ihre demüthigen Grüße mit herablassendem Nicken erwiederte.

„Wie entsetzlich!" klagte Irene, „statt des blonden Lockenkopfes meines Valerian, muß ich dieses Schreckensgesicht erblicken — ich kann mich noch nicht erholen."

Ich wollte sie tadeln wegen ihrer grundlosen Kleinmüthigkeit, da ließ sich die polternde Stimme ihres Vaters vernehmen, der ungeduldig nach mir rief.

„Wo stecken Sie?" schrie er mich an, als ich, so rasch es meine Füße erlaubten, die Treppe hinuntereilte, „Se. Erlaucht sind angekommen, schnell, setzen Sie die Saluska auf und darnach muß es gleich zu Tische gehen."

Ich wandte ein, daß wir doch wohl die Ankunft des Bräutigams abwarten müßten, ohne den Irene unmöglich ihren Platz an der Spitze der Tafel einnehmen konnte.

„Was?" schrie er erbost, „auf den albernen Burschen, der sich wahrscheinlich die Locken wickelt, soll Se. Erlaucht warten? Sind Sie toll geworden? Wissen Sie nicht, daß der hochgebietende Graf ein Dutzend solcher Muttersöhnchen zum Frühstück verspeisen kann, wenn es ihm beliebt? Holen Sie Irene, Se. Excellenz haben schon geruht nach ihr zu fragen; ich hoffe, das Mädchen wird die unverdiente Auszeichnung zu würdigen wissen. Auf der Stelle soll sie den hohen Herrn begrüßen kommen, und daß sie nicht versäumt, ihm die Hand zu küssen."

„Das wird sie nicht thun, darauf können Sie sich verlassen," entgegnete ich trocken, „so bescheiden und sanft sie ist, weiß sie doch, daß sie eine Dame und keine Bäuerin ist. Schämen Sie sich nicht, Ihrem eignen Kinde ein solches Vergessen weiblicher Würde zuzumuthen?"

„Sparen Sie gefälligst Ihre Bemerkungen," erwiederte er grob, „wenn ich, ihr Vater, befehle, hat sie zu gehorchen, so ist es bei uns Sitte, Madame. Was bedeutet ein einfältiges Mädchen einem solchen Herrn gegenüber! Rufen Sie sie, ich muß zum Grafen. — Wo ist die silberne Wasserkanne, ich sehe sie nicht in seinem Zimmer?"

„Es müßte wunderbar zugehen, wenn Sie sie sehen sollten, da der Adelsmarschall sie Ihnen vor acht Tagen beim Würfeln abgenommen hat," antwortete ich spöttisch.

„Sie sind der leibhaftige —"

„Satan," vervollständigte ich, „geniren Sie sich nicht, ich kenne Ihre liebenswürdigen Redensarten bereits auswendig."

Er entfernte sich, wenig schmeichelhafte Bemerkungen in den Bart murmelnd und ich ging in den Speisesaal, um das Herrichten der Tafeln zu überwachen; es fiel mir nicht ein, Irene herunterzuführen, sie kam noch früh genug zu der ihr zugedachten Ehre. Auf dem Seitentisch war die Sakuska aufgestellt: gesalzene und geräucherte Fische, Caviar und die verschiedenartigsten Liqueure in großen und kleinen Flaschen. Wie ich eine, schon mehrere Jahre im Keller liegende Rosennalifkka entkorkte, erfüllte ihr Duft das ganze Zimmer. Der Hausherr zeigte sich in der Thür.

„Und Irene?" fragte er in einem Tone, der mir in die Glieder fuhr. „Se. Erlaucht haben die Gnade gehabt, sich abermals nach ihr zu erkundigen — soll ich sie etwa holen?"

„Sie war mit ihrer Toilette noch nicht fertig," log ich unverschämt, „Sie können unmöglich verlangen, daß sie halb angekleidet erscheint. Jetzt wird sie gleich kommen." Es half nichts, ich durfte nicht länger zaudern, obgleich ich lebhaft wünschte, sie möchte am Arm ihres Bräutigams ihren Eintritt halten. Ein nur zu richtiges Vorgefühl sagte mir, daß aus dieser Begegnung nichts Gutes entspringen würde. Valerian's Ausbleiben war mir unbegreiflich, irgend etwas mußte ihm unterwegs zugestoßen sein, ein Unfall allein konnte diese Verzögerung veranlassen. Wenn ihm nur nichts geschehen war, bei Irenens leicht erregbarer Natur konnte ein Schreck ihr gefährlich werden.

Ich ging hinauf, um den Befehl ihres Vaters zu überbringen. „Benimm dich höflich, aber würdevoll und gemessen gegen den Grafen," sagte ich ihr, „zeige ihm, daß du kein Kind, sondern eine Dame bist, die nicht nöthig hat, sich um seine Gunst zu bemühen. Für dich ist er nichts, als der Gast Eures Hauses."

Sie klammerte sich an mich und beschwor mich, an ihrer Seite zu bleiben, sie fürchtete all' die Augen, die sich bei ihrem Eintritt auf sie richten würden.

„Mir ist so bange, mein Mütterchen, wenn du nicht bei mir bist."

Ich nannte diese Aengstlichkeit freilich kindisch, mir war indessen das Herz schwer genug — warum hatte der Graf schon zweimal nach ihr gefragt? Gewiß hatte er sie am Fenster gesehen. — Ich begleitete sie bis zur Saalthür, deren Flügel weit geöffnet standen. Die fremde und unsere eigne Dienerschaft hielt die Schwelle belagert und weidete sich am Anblick ihrer Herrschaften. Die Damen waren dick geschminkt und tief decolletirt, ihr Haar war mit Pomade und Puder zu lächerlichen Thürmen zusammengeklebt, ihre Tournüre, ihre Bewegungen waren vulgair und herausfordernd, obgleich sie behaupteten in Moskau die feinsten Manieren studirt zu haben. Sie stolzierten wie prahlerische Pfauhennen auf und nieder, sich mit ihren breiten Fächern wedelnd und gefallsüchtig nach dem oberen Ende des Saales schielend, wo Se. Erlaucht, der hochgebietende Graf, mit den Herren im Gespräch stand, die sich bei jedem seiner gnädigen Worte bedientenhaft verneigten und seine herablassenden Scherze mit brüllendem Gelächter beantworteten. Sein Gesicht erschien mir noch widerwärtiger und abstoßender, wie beim ersten Blick. An der goldnen, tief auf die Brust herabhängenden Kette funkelte das in Diamanten eingefaßte Porträt der Kaiserin Katharina, seine ausgezeichneten Dienste waren damit belohnt worden. Das weiß gepuderte Haar ließ die von Leidenschaften durchfurchte Stirn um so massiger hervortreten, und die zierlich gekräuselten Spitzen des Jabots milderten nicht den brutalen Charakter des unteren Gesichtstheiles. Dieser breitschultrigen herkulischen Gestalt mochte allenfalls eine Uniform passen, nicht aber ein Hofkleid mit Brillantknöpfen und die zarte Farbennüance der gestickten Atlasweste.

Stepan Petrowitsch, der schon mehrfach den Kopf ungeduldig nach der Thür gewandt hatte, wurde kaum das mich noch immer festhaltende Mädchen gewahr, als er auf sie zueilte, ihre Hand ergriff und sie dem Grafen zuführte.

„Erlauben mir Ew. Excellenz Ihnen meine Tochter, Irinia Stepanowna, zu präsentiren, sie wird sich glücklich schätzen, wenn Ew. Excellenz einen gnädigen Blick für sie haben."

Warum mußte sie gerade in diesem Moment so über alle Beschreibung, so hinreißend schön und lieblich aussehen? Warum stand es nicht in meiner Macht ihr nur für eine Stunde mein altes, runzliges Gesicht zu leihen? Die Gluth tödtlicher Verwirrung und Scham bedeckte ihre zarten Wangen mit Purpur, die langen Wimpern senkten sich halb über die Augen, die dadurch einen süß schmachtenden Ausdruck, einen feuchten Glanz erhielten. Nie schien mir die herrliche Gestalt von vollendeterem Ebenmaß, als in dem rosa seidnen Gewande, das sich ihren Formen eng anschmiegte.

In den Augen des Grafen flammte ein heißer Strahl auf, er dämpfte die laute rauhe Stimme und suchte seinen Worten eine möglichst zärtliche Betonung zu geben.

„Ei, mein schönes Fräulein," sagte er, ihre Hand galant an die Lippen ziehend, „an mir ist es, um einen Blick der Gnade zu flehen. Wie konnten Sie uns so lange Ihrer holden Gegenwart berauben — Sie sind grausam, Irene Stepanowna! Gestatten Sie mir selber um diesen weißen Hals den Schmuck zu legen, den ich Ihnen zum Geschenk bestimmte. Hätte ich geahnt, welcher Schönheit ich hier begegnen würde, ich hätte ihn viel kostbarer gewählt."

Er winkte seinem Kammerdiener und nahm aus einem Kästchen, das dieser ihm reichte, ein Geschmeide, das aus Rubinen, roth wie Blutstropfen, zusammengesetzt war.

„Ich werde Ihnen beweisen, daß ich mich wie eine geschickte Zofe darauf verstehe, schöne Damen zu schmücken," fuhr er mit unangenehmem Lächeln fort, das Halsband durch die Finger gleiten lassend.

Aus Irene war alles Leben gewichen, wie mit Zauberkraft hielt sie dieser, unverwandt auf ihr ruhende Basiliskenblick gefangen. Sie duldete es willenlos, daß er ihr das Halsband umlegte, doch bei der Berührung seiner Hand zitterte sie so heftig, daß ich fürchtete, sie würde ohnmächtig umsinken.

„Weshalb so ängstlich, Irene Stepanowna?" fragte er, mit Behagen die Angst des armen Kindes beobachtend, „fürchten Sie sich vor mir?"

Sie schlug die dunklen Augen zu ihm auf und selbst ein Stein hätte sich von diesem stummen Flehen erweichen lassen.

„Wo ist Ihr Bräutigam?" fragte er weiter.

Sie murmelte ein paar undeutliche Worte, weil ihr Vater ihr drohende Zeichen machte; er riß sich heftig am Bart, aus Wuth, daß seine Tochter sich wie eine vollständige Gans geberdete.

„Er ist noch nicht angekommen?" lachte der Graf; „die jungen Leute scheinen jetzt weniger feurige Liebhaber zu sein, wie wir es zu unserer Zeit waren. Eine Braut, und noch dazu eine so schöne, warten zu lassen, wäre uns nicht passirt. Aber ich bin ihm dankbar und wünschte, er möchte seine Abwesenheit bis in das Unendliche verlängern. Ich würde ihm den Platz an Ihrer Seite mißgönnen, er verdient sein Glück nicht, der Beneidenswerthe!"

Stepan Petrowitsch strahlte, ihm dämmerte die Ahnung eines vortheilhaften Schurkenstreiches auf, der ihn vielleicht mit einem Schlage aus seinen steten Geldverlegenheiten riß.

Se. Erlaucht fuhr fort, sich in Complimenten und Schmeicheleien zu ergehen, wobei er den Blick mit der gleichen unheimlichen Beharrlichkeit auf sein wehrloses Opfer heftete.

Die Speisen, unter deren Last die Tische fast brachen, da sie nach der unmäßigen Sitte dieses Landes alle zugleich aufgesetzt wurden, waren unterdessen hereingetragen worden. Valerian hatte versprochen um zehn Uhr hier zu sein, um zwölf Uhr sollte gegessen werden, wie er wußte. Was konnte ihn aufgehalten haben? Ich wollte die Speisestunde etwas hinausschieben, hungrig konnten die Leute unmöglich sein, denn sie waren vom frühen Morgen an unaufhörlich mit Thee, Backwaaren und Confitüren gefüttert worden. Stepan Petrowitsch sprach mit einigen Herren, von de-

nen der eine, ein schlichter ehrenhafter, allgemein geachteter Mann, mir bekannt war, und auch mit monsieur Valérien freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Er kam leider sehr selten zu uns, weil ihm der Hausherr nicht gefiel.

„Warten wir noch ein halbes Stündchen," sagte ich bittend zu Stepan Petrowitsch, „es wäre eine Beleidigung für Valerian Maximitsch, sich ohne ihn zu Tisch zu setzen."

„Pauline Karlowna hat Recht," bestätigte gutmüthig der alte Gribinoff meine Worte, indem er mir zunickte, „man verheirathet seine Tochter nur einmal und bei einer Hochzeit sind Braut und Bräutigam die Hauptpersonen."

„Was ist es mit Valerian Maximitsch?" mischte sich ein Anderer ein.

„Der junge Herr wird zu lange geschlafen haben," versetzte Irene's Vater höhnisch.

„Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen," meinte ein Dritter.

„Ich bitte Sie, was soll Einem auf einem Wege von zwanzig Werst begegnen!"

„Man kann sich das Genick abstürzen, indem man über den Hof geht," erwiederte der Vorige philosophisch.

„Wenn dem so wäre, könnte er sich jedenfalls nicht mit zu Tisch setzen," lachte der Hausherr spöttisch.

Se. Erlaucht näherte sich der Gruppe und zog Stepan Petrowitsch in eine Ecke.

„Laß mich die Stelle des Bräutigams bei deiner Tochter vertreten, Brüderchen," flüsterte er, „weiß Gott! ich habe in meinem ganzen Leben noch kein so schönes Mädchen gesehen! Warum hast du mir nicht bei Zeiten gesagt, welchen Schatz du in deinem Hause bewahrst? Oder wolltest du durchaus einen unbärtigen Landjunker zum Schwiegersohn haben? Du bist ein großer Narr gewesen!"

Rudow's Gesicht färbte sich dunkelroth, die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, so überraschte und blendete ihn die sich plötzlich erschließende Perspective.

„Was sollte ich thun, Ew. Excellenz? Der junge Mensch war in das Mädchen verliebt, er ist von gutem Adel, besitzt ein einträgliches Gut, ein ansehnliches Vermögen —"

„Und du bildetest dir ein, er sei eine glänzende Partie! Ich wiederhole dir, du bist ein Narr gewesen — hätte ich Irene Stepanowna früher erblickt, so würde ich dich gefragt haben, ob dir der Graf Gregor Michaïlowitsch W. als Schwiegersohn angenehm sei?"

„Ew. Excellenz belieben Ihren gnädigen Scherz mit mir zu treiben —"

„Kein Scherz. Der Feldzug hat Kräfte gekostet, der Körper kann das wilde Leben nicht mehr vertragen. Es ist Zeit nach einer Pflegerin für die alten Tage auszuschauen, auch möchte ich einen Sohn, einen Erben haben; wem sollen nach meinem Tode die Güter und Reichthümer zufallen, mit denen mich unsere erhabene Kaiserin beschenkt hat? Wer meinen Palast an der blauen Brücke bewohnen? Du solltest ihn sehen wie prachtvoll er ist, jedes Stück der Einrichtung habe ich aus dem Auslande, aus Paris schicken lassen! Ja, es ist meine Absicht mich zu vermählen, ich will mir eine Frau aussuchen, die mir gefällt, deren Schönheit in den Hofkreisen Neid und Bewunderung erregt. — Deine Tochter — — schade, daß es zu spät ist!"

„Zu spät?" stotterte der Vater, „wenn Ew. Excellenz befehlen, ist es nie zu spät!"

„Sie sind freilich noch nicht durch die Kirche vereinigt —" sagte der Graf nachdenklich, einen lauernden Seitenblick auf seinen Freund werfend.

„Eine Verlobung, eine bloße Verlobung, null und nichtig! Ich habe das Recht sie zu lösen, die Verbindung war nie nach meinem Sinne, der Bursche ist mir widerwärtig, kein Mark in ihm, trinkt nicht, sitzt über Büchern, drechselt empfindsame Redensarten —"

„Er wird nicht gutwillig zurücktreten wollen!"

„Wer wird ihn fragen! Wenn er ankommt, gehe ich ihm entgegen und sage: Belieben Sie wieder gefälligst nach Hause zu fahren, es ist nichts mit der Hochzeit."

„Dann wird deine Tochter deine Knie umfassen und weinen: Väterchen, haben Sie Erbarmen, sonst muß ich sterben! Der junge Mensch wird wie ein Unsinniger toben —"

„Dagegen giebt es Mittel! Thränen dürfen Ew. Erlaucht allerdings nicht geniren, übrigens ist Irinia Stepanowna klug genug, um das ihr vom Himmel fallende Glück zu schätzen. Die Gattin des berühmten Generals, des erlauchten Gra-

fen zu werden, in einem Palaste zu leben, am Hofe der großen Katharina zu erscheinen — es sollte mich nicht wundern, wenn ihr der Kopf verdreht würde! Nach wenig Tagen wird sie den Milchbart vergessen haben, als ob sie ihn nie gekannt hätte. Das ist so Weibernatur, erst verzweifeln sie und raufen sich das Haar und dann sind sie im Handumdrehen vergnügt und zufrieden."

„Mit ihr würden wir wohl fertig werden, das Wichtigste ist jedoch, wie Valerian Maximitsch die Sache aufnimmt. Falls er sich widersetzlich zeigte und später nach Petersburg käme, um sich seiner früheren Braut zu nähern — du begreifst, daß mir das Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Erstens wünsche ich nicht, von meiner jungen Frau betrogen und dem Gespött preisgegeben zu werden und dann würden meine Neider nicht verfehlen, die Geschichte zu Ohren der Kaiserin zu bringen, die in ihren Launen unberechenbar ist — es könnte daraus eine mir gefährliche Intrigue geschmiedet werden."

Stepan Petrowitsch blickte vorsichtig um sich, ob kein Lauscher in der Nähe, und erwiederte leise einige Worte, die ich nicht verstand, seine Stimme sank zum Flüsterton herab. Mir stockte das Blut! ich hatte nur einzelne Bruchstücke dieser Unterredung aufgefangen, ihr Zusammenhang war leicht zu verstehen.

Mein Gott, konnte die menschliche Seele ein solcher Abgrund von Verworfenheit sein? Mußte der Himmel nicht diese teuflischen Pläne mit einem Blitzstrahl zerstören? Ich war überzeugt, daß sich Valerian seine geliebte Braut nicht vor den Stufen des Altars entreißen ließ, die in ihm schlummernde Energie würde erwachen und er sein Theuerstes mit dem Muth des Löwen vertheidigen.

Vor Allem mußte ich ihn warnen, ihm die Anschläge entdecken, die ihn bedrohten. Gab es keinen Ort, wo ich Irene vor den rohen Griffen dieser blutbefleckten Hände verbergen konnte? Nein, ich war wehrlos, wehrlos, wie es in diesem Leben stets die Schwachen den Mächtigen gegenüber sind! Und der eigne Vater — o, er würde seine fragwürdige Seligkeit, trotzdem er manchmal mit abergläubischer Angst an sie dachte, verspielen, verkaufen, falls es Jemand nach ihr gelüstete!

Mir dunkelte es vor den Blicken, meine Knie wankten, ich mußte mich rasch auf einen Stuhl setzen, um nicht hinzustürzen. Der gutmüthige alte Gribinoff sagte theilnehmend:

„Was ist Ihnen, Pauline Karlowna, Sie sind kreideweiß, als hätten Sie ein Gespenst gesehen?"

Ich haschte nach seinem Arm und ihn krampfhaft pressend, stieß ich hervor:

„Sie werden uns beistehen, nicht wahr? Sie sind der einzige ehrliche Mann unter allen Diesen."

„Wenn ich es vermag," antwortete er mit mitleidigem Achselzucken; er schien zu ahnen, worauf ich hindeutete. Den Gästen war die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die der Graf Irenen erwies, seine unverhohlene Bewunderung nicht entgangen. Als er sich mit lauter Stimme erbot, den Platz des Abwesenden einzunehmen, um die reizende Braut zu trösten, gab es ein eifriges Zischeln unter den Frauen, von denen eine jede mein armes Kind beneidete; kein einziges dieser harten, derben Gesichter verrieth Bedauern oder Theilnahme.

Ich saß noch kraftlos in meiner Ecke, wie sie Alle nach dem Speisesaal zogen, voran der Graf, der Irene am Arm führte, die willenlos, wie ein Automat, neben ihm herschritt. Bald hörte ich Tellerklappern, Gläserklirren, lautes Lachen herüberschallen. — Hatte ich nicht einen bösen Traum gehabt? War es glaublich, daß inmitten dieser überlustigen Gesellschaft ein Verbrechen begangen wurde? Die Absicht dazu mochte vorhanden sein, vor der Ausführung mußte man zurückschrecken. Meine übergroße Liebe zu dem Kinde hatte mich verleitet, vielleicht nur cynischen Aeußerungen eine drohende Auslegung zu geben. Auf alle Fälle wollte ich Valerian ein Wort zuraunen — wäre der Pope nicht ein so erbärmlich feiger Wicht gewesen, ich hätte es möglich gemacht, daß das Brautpaar auf eine halbe Stunde verschwand und rasch getrant wurde, Gribinoff und ich wären Zeugen gewesen. Hätte der Priester den Segen über sie gesprochen, so schützte sie die Kirche selber, die nicht duldet, daß ein Ehebund freventlich zerrissen wird.

Ich begab mich nach dem Speisesaal, wo man in voller Thätigkeit war. Die

zahllose umherlaufende Dienerschaft vermehrte noch die Fülle, es kostete förmlich Mühe, sich durchzudrängen. Eine dicke, schwere heiße Luft lag über dem Raum, der Geruch der Speisen vermischte sich mit den Dünsten des Weines, der Liqueure, des Methes. Die Spitze der Tafel nahmen der Graf und Irene ein, sein Gesicht glühte, er sprach eifrig in sie hinein, er hatte ihre Hand ergriffen, die er mehrmals küßte. Sie hielt die Augen gesenkt, brennende Röthe übergoß dann und wann ihr Antlitz, sie wagte kaum zu athmen und der Teller vor ihr blieb unberührt. Bei diesem Anblick kehrten meine Befürchtungen mit verstärkter Gewalt zurück.

Da vernahm ich Valerian's Stimme auf dem Vorsaal, hastig trat er ein, den rechten Arm trug er in einer schwarzen Binde, sein Gesicht war bleich und schmerzverzogen. Er ließ mir keine Zeit zu sprechen.

„Aengstigen Sie sich nicht und beruhigen Sie Irene," sagt er erregt, „es ist nichts von Bedeutung passirt, der unfreiwillige Aufenthalt war mir am ärgerlichsten. Auf der Hälfte des Weges brach ein Rad an der neuen Kutsche, die Pferde wurden scheu, schleiften uns ein Stück weiter und warfen uns schließlich in einen Graben. Andrä, der arme Bursche, wurde von den Hufen der wie toll um sich schlagenden Pferde schlimm zugerichtet, ich fürchte, er wird es nicht überstehen. Ich hatte mir den Arm ausgerenkt und konnte ihm daher wenig Beistand leisten; im Graben mochte ich ihn nicht hülflos liegen lassen, so schickte ich den Diener, der unversehrt geblieben, nach Malinowka zurück, um einen Wagen und Leute zu holen.

Der Feldscheer kam gleich mit und richtete mir in der nächsten Bauernhütte den Arm ein — darüber sind leider zwei Stunden vergangen."

„Seien Sie gegrüßt, Väterchen, Valerian Maximitsch," ertönte es von allen Seiten. Die Zunächstsitzenden, bei denen die starken Getränke bereits eine zärtliche Stimmung erzeugt hatten, umarmten den Angekommenen und küßten ihn auf beide Wangen, während Andere ihm mit den vollen Gläsern zuwinkten, aus denen er trinken mußte, ehe sie auf seine Gesundheit geleert wurden. Sein Auge suchte Irene. Es fiel ihm nicht beunruhigend auf, den Grafen neben ihr zu erblicken, ihm, als dem vornehmsten Gaste kam dieser Ehrenplatz zu, aber es verletzte ihn gerechterweise, auch den Stuhl an ihrer anderen Seite nicht frei zu sehen — sollte er an diesem Tage von seiner Braut getrennt sein? Da es indessen Stepan Petrowitsch war, der ihn verdrängt hatte, so glaubte er, derselbe hätte sich nur vorläufig neben die Tochter gesetzt und würde aufstehen, sobald der Bräutigam erschiene. Er hatte sich geirrt. Rudow erhob sich nicht, er hatte kaum einen nachlässigen Gruß für den Schwiegersohn und als Irene aufspringen und zu dem Geliebten flüchten wollte, faßte er sie rauh am Arm und zischte mit einem bösen Blick:

„Du rührst dich nicht von der Stelle!" Zu dem jungen Mann sagte er hochmüthig über die Schulter: „Ich vermuthete wirklich, wir müßten ganz auf die Ehre Ihrer Gegenwart verzichten, Valerian Maximitsch, Sie scheinen es nicht eilig gehabt zu haben, Irene hat gegründete Ursache, sich beleidigt zu fühlen. Dort unten wird sich vielleicht noch ein Stuhl für Sie finden."

„Wer zu spät kommt, verwirkt sein Recht," lachte der Graf höhnisch, sich zu dem jungen Mädchen so dicht neigend, daß seine Lippen fast ihre Schulter streiften.

„Er ist verwundet, laßt mich zu ihm!" rief sie mit überraschender Energie, doch das zornfunkelnde Auge des Vaters lähmte ihren Willen.

„Eine Schramme," sagte er verächtlich, „der junge Herr wird sich an einem Baumast geritzt haben."

Valerian wußte nicht, wie er diese Worte verstehen sollte. Waren es plumpe Scherze, die man sich mit ihm erlaubte, oder war sein Schwiegervater, der sonst wahrlich nicht auf Beobachtung der Formen hielt, durch sein verspätetes Eintreffen verletzt? Der Wein mochte ihm in den Kopf gestiegen sein und in diesem Zustande mußte man vorsichtig mit ihm verkehren, denn es folgten dann ausgelassene Lustigkeit und unsinniger Zorn in jähem Uebergange. Von den Gästen, die vollauf mit Essen, Trinken und Schwatzen beschäftigt waren — in dem niedrigen Saal herrschte ein Lärm, daß man schreien mußte, um sich seinem Nachbar verständlich zu machen — beachteten nur die in unmittelbarer Nähe

Befindlichen diesen Zwischenfall und ihnen schien es ein prächtiger Spaß, dem verliebten Bräutigam eine Trennung von einigen Stunden aufzuerlegen.

„Ich sage Ihnen, Valerian Maximitsch," tröstete ihn ein rothnasiger Landedelmann, dessen Ehehälfte sich im Lauf der Jahre zu einem Fettkoloß entwickelt hatte, „späterhin ist man froh, wenn man die Frau ein bischen abschütteln kann, das Feuer erlischt bald, sehr bald."

Da Stepan Petrowitsch sich keineswegs anschickte, dem jungen Mann den ihm gebührenden Platz einzuräumen, mußte dieser, um ärgerliche Erklärungen zu vermeiden, sich wohl oder übel darin fügen, den leer gebliebenen Stuhl am unteren Ende der Tafel einzunehmen. Er kam neben einer Verwandten des Hausherrn zu sitzen, einem ältlichen, boshaften Fräulein, die sich für die Zurücksetzung, die sie von aller Welt erfuhr, durch giftige Redensarten rächte. Stepan Petrowitsch haßte sie namentlich, weil er, den die Meisten noch immer für reich hielten, so armselig war, sie nicht einmal mit ein paar Rubeln jährlich zu unterstützen, und ganz besonders darum, weil er sie eine alte vertrocknete Meerkatze nannte.

„Nun, mein Lieber," sagte sie, mit zahnlosem Munde hämisch lächelnd, „ich bedauere Sie, daß Sie mit mir vorlieb nehmen müssen. Ja, so geht es im Leben, statt Irene Stepanowna die alte einfältige Cousine! Aber es freut Sie gewiß sehr, zu bemerken, wie Se. Excellenz der Herr Graf, dessen erhabene Gegenwart Ihren Schwiegervater, wie überhaupt alle Männer hier um den Verstand gebracht hat, Ihrer Braut den Hof macht. Einfache Landleute würden es freilich nicht dulden, daß ein Anderer vor ihren Augen mit ihrer Frau oder Verlobten ohne Umstände schön thut, in der großen Welt, in Petersburg soll das jedoch neueste Mode sein. Ihnen, der Sie eine vornehme Erziehung erhalten haben, wird es wahrscheinlich nicht unangenehm auffallen."

Unterdessen hatte ich mich monsieur Valérien absichtslos genähert; die alte boshafte Person hielt ihre kleinen Vogelaugen fest auf uns gerichtet und spitzte die Ohren wie ein Jagdhund. Ich konnte kein Wort sagen, das sie nicht gehört hätte.

„Schmerzt Sie Ihr Arm sehr?" fragte ich, mit der Hand vorsichtig das beschädigte Glied berührend und längs der Binde herunterstreichend. Dabei schob ich mit einer Geschicklichkeit, die einem Liebhaber Ehre gemacht hätte, ein Zettelchen zwischen die Falten des seidenen Tuches, auf das ich mit Bleistift gekritzelt: On veut vous enlever Irène, soyez sur vos gardes!

Er antwortete mit einem bedeutsamen Blick, daß ihm namentlich die Stelle weh thäte — er zeigte dahin, wo ich eben den Zettel versteckt hatte — aber er hoffe, es würde ein vorübergehendes Leiden sein.

„Bis morgen muß es curirt werden," meinte die Meerkatze, „wie wollen Sie sich trauen lassen, wenn Ihre rechte Hand nicht frei ist?"

Die Mahlzeit wollte kein Ende nehmen, die Gäste bewiesen eine unermüdliche Ausdauer im Vertilgen der verschiedenen Speisen, die gebratenen Hammel, das gespickte Wild, die fetten Kälber, die riesigen Fische — Alles verschwand in den unergründlichen Mägen. Nur zwei waren an dem Tisch, die nichts genossen: Irene und Valerian! Ihre Blicke allein durften ihre Empfindungen ausdrücken — ach! es zerschnitt mir das Herz, diese liebenswürdigen Kinder der brutalen Gewalt geopfert zu sehen! Valerian gehörte von der Wiege an zu den Menschen, von denen es heißt: sie seien unter keinem glücklichen Stern geboren. Seine Mutter hatte mir oft erzählt, wie er als kleines Kind fast verhungert wäre, weil sechs Ammen, eine nach der anderen, sich als untauglich erwiesen hätten; seine Bonnen und Hofmeister hatten stets nach kurzer Zeit Charakterseiten, Eigenschaften entwickelt, die ihre sofortige Entfernung dringend geboten; jede Krankheit nahm bei ihm eine gefährliche Wendung, seinen Vater hatte er vor der Geburt verloren, seine Mutter ward in der Blüthe der Jahre dahingerafft, die ihm gebliebenen Verwandten, lauter vortreffliche Menschen, starben früh — er hatte eben kein Glück. Manchmal scherzte er über sein „guignon", wie er es nannte, doch Irene und ich merkten ihm wohl an, daß ihm der Scherz nicht von Herzen kam und er sich einer wehmüthigen Vorahnung nicht erwehren konnte.

Die Tafel wurde aufgehoben, die erhitzten, zum Theil berauschten Gäste strömten hinaus, das Brautpaar konnte endlich

ein paar Worte, einen Händedruck austauschen.

„Valerian, ich fürchte mich!“ flüsterte das Mädchen, den Kopf an seine Schulter lehnend, „ich möchte fort, weit fort sein! Wäre ich erst bei dir, in Malinowka — dieser Graf —“

„Hat er gewagt, dir Dinge zu sagen, die dich beleidigen?“ rief er, mit unterdrücktem Zorn. Dunkle Röthe überzog sein jugendlich schönes Gesicht.

„Ich weiß es nicht,“ klagte sie, „wenn er mit mir spricht, habe ich ein entsetzliches Gefühl der Beklemmung, das mir die Besinnung raubt. Ich höre seine Stimme zu mir herüberschallen, als stände er jenseits eines rauschenden Wasserfalls, und ich sehe nichts, wie Feuer und Blut vor meinen Augen. — Er ist furchtbar, ich beschwöre dich, bleibe ihm fern, ich müßte sterben, wenn zwischen euch ein Streit ausbräche! Mir ist so weh und bang zu Muth — so habe ich mir diesen Tag nicht vorgestellt!“

Sie standen einen Moment unbeachtet bei einander, er legte sanft den Arm um sie und küßte sie, fast mit Feierlichkeit, als wollte er ihr damit sagen: Ich bin bei dir und schütze dich! — Die beiden unschuldigen Kinder! Möge Gott nie denen verzeihen, die diese schönen Menschenblüthen zertreten haben. Und müßte ich mit in die Hölle, von der die Priester sprechen, ich wollte mich gern von ihren Flammen verbrennen lassen, wenn ich nur sicher wüßte, daß die Verruchten von den ärgsten Qualen gefoltert würden.

Bei dem trüben regnerischen Wetter draußen, war es in den Zimmern früh dunkel geworden, die so wie so wenig Licht durch die kleinen Fenster empfingen. Die Zigeunerbande, die ihr Lager im Hangar aufgeschlagen hatte und dort mit Branntwein und Krautsuppe bewirthet worden war, stimmte schon ihre Instrumente, die Lichter wurden angezündet, die Stühle bei Seite geräumt, Alle warteten auf das Beginnen des Tanzes. Gott, welche Menschen! Eben vom Tische aufgestanden, wo die Damen mehr geleistet hatten, wie in meiner Heimath die Bauern im Stande sein würden, wollten sie sich sofort im Kreise drehen. Keine Minute Ruhe gönnten sich diese eisernen Naturen, für die jeder Genuß, jedes Vergnügen in Unmäßigkeit ausartete. Und dazwischen mein feines, sinniges Kind, das wie eine Blume unter meiner Obhut aufgewachsen! Trotzdem ich schon über ein Vierteljahrhundert unter ihnen wohnte, hatte ich mich nicht an diesen barbarischen Zuschnitt des Lebens, an die Contraste, in denen es sich bewegte, gewöhnen können. In dieser geputzten Gesellschaft erschien die zerlumpte, ungewaschene Zigeunerbande und stellte sich im Hintergrund des Saales auf ein paar zusammengerückte Bänke auf. Frauen in Brokatkleidern, Diamanten an der Brust, Herren in Uniform tanzten nach der Musik, die diese langhaarigen Gesellen ihnen aufspielten, deren magere, braune Glieder zu allen Löchern ihrer zerrissenen Kleidung heraussahen!

Irene und Valerian hatten nur wenige Minuten zusammen gesprochen, als auch schon Rudow seine Tochter holen kam. Seitdem sie auf der Welt war, hatte er sich nicht soviel um sie gekümmert, wie in diesen letzten Stunden.

„Du versäumst gänzlich deine Pflichten als Wirthin, eine Bäuerin könnte sich nicht ungeschickter benehmen, wenn das das Resultat der Erziehung ist, auf die Madame Laurent sich so viel einbildet!“ sagte er, sie von Valerian fortschiebend. „Geh zu den jungen Mädchen, die tanzen wollen.“

„Erlauben Sie, daß ich mit Irene in die Reihen trete, wenn sie nachher auch anderen Herren die Hand giebt, so ist es doch Sitte, daß das Brautpaar den Ball eröffnet.“

„Wir werden von der Sitte abweichen,“ entgegnete Stepan Petrowitsch trocken, „in meinem Hause schlage ich den Ton an. Irene bleibt im Saal und macht kein weinerliches Gesicht —“ das wurde von einem finsteren Blick begleitet — „und Sie haben die Güte, mir in mein Cabinet zu folgen, wo ich Einiges mit Ihnen zu besprechen wünsche, ohne, daß es Andere bemerken.“

Ich hörte diese Worte und sah den bösen Zug, der um seinen Mund lauerte. „Du courage!“ flüsterte ich Valerian zu, „zeigen Sie sich als Mann, wehren Sie sich bis zum Aeußersten!“

Er erbleichte, nicht, weil ihm der Muth sank, sondern, weil ihm mit einem Mal klar wurde, daß es sich um einen Kampf handelte, dessen Ausgang über sein Lebens-

glück entscheiden mußte. Der Wechsel war zu blitzschnell hereingebrochen, er war noch unfähig, seine Gedanken zu sammeln und seine Lage in ihrer ganzen Bedrohlichkeit zu überschauen. Die Herren verließen den Saal und bald darauf verschwand auch der Graf. Meine Unruhe wuchs von Secunde zu Secunde.

Auf Irenens Wangen war das Roth verblichen, sie fühlte etwas Unheimliches sie umschleichen und in immer engeren Kreisen umschließen; ihr flehender Blick rief mich zu ihr, als sie, ein schmerzliches Lächeln um die Lippen, am Arm eines Offiziers an mir vorübertanzte. Ich konnte jetzt nicht zu ihr, ich mußte vor Allem zu erfahren suchen, was zwischen den Dreien vorging. Und dabei kamen die Diener fortwährend gerannt mit tausend Fragen und Forderungen:

„Pauline Karlowna, die Ausgeberin läßt sagen, der Eiervorrath gehe zu Ende."

„Pauline Karlowna, der Koch will wissen, ob der Schinken kalt oder warm auf den Tisch kommt."

„Soll den Dienern der Gäste Kwas gegeben werden, Pauline Karlowna?"

Es war das Haus, dem ich seit vielen Jahren vorstand, die Wirthschaft, die ich führte, ich durfte es an nichts mangeln lassen, um mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, meine Pflicht schlecht erfüllt zu haben. Kaum hatte ich das Nothwendigste besorgt, als ich nach dem anderen Flügel des Hauses eilte, wo sich das Cabinet des Hausherrn befand. Leise schlich ich mich an die Thür, die fest verschlossen war. Ich konnte nichts erhorchen, die dicken Wände dämpften den Klang der Stimmen. Ich besann mich, daß ein Alkoven an das Zimmer stieß, in den man auch vom Billardsaal aus gelangte. Es war ein Raum, der nie betreten wurde und zum Aufbewahren von Koffern und Kisten diente, dessen Schlüssel ich besaß. Ich lief hinauf, ihn unter den vielen hervorzusuchen, glücklicherweise fiel er mir gleich in die Hände. Vorsichtig drehte ich ihn im Schloß um und schlüpfte in das dunkle Kämmerchen, das eine dünne, an einzelnen Stellen durchlöcherte Tapetenwand von dem Cabinet trennte. Ich konnte so ziemlich den erleuchteten Raum übersehen. Valerian hatte sich mit dem gesunden Arm auf den in der Mitte stehenden Tisch gestützt, ihm gegenüber stand Rudow, der Graf saß auf dem Divan.

„Sie wollen nicht?" schrie Stepan Petrowitsch wüthend.

„Nein, tausendmal nein!" rief der Jüngere, dessen Haltung furchtlose Entschlossenheit ausdrückte. „Wie können Sie etwas thun wollen, das eines Edelmannes unwürdig, ein Schurkenstreich wäre? Sie verlangen von mir, ich soll eine Braut, die ich abgöttisch liebe, die meine Liebe ebenso erwiedert, in dem Moment aufgeben, wo ich mit ihr vor den Altar trete? Das ist mehr als Wahnsinn! Was würden die Menschen denken, wenn es hieße: Valerian Maximitsch hat seine Absicht geändert, er wird Irene Stepanowna nicht heirathen!"

„Das geht Sie nichts an, ich hebe die Verlobung auf, sie paßt mir nicht mehr."

Valerian's blaue Augen flammten, seine Gestalt streckte sich höher.

„So mögen Sie mit Ihren Leibeigenen verfahren, ein Edelmann darf solche Beleidigungen nicht ungerächt hinnehmen. Ich bestehe darauf, daß Sie mir Gründe für Ihre unerhörte Handlungsweise angeben und diese danach vor der gesammten Gesellschaft wiederholen, damit meine Ehre unangetastet bleibt. — Und auch das genügt mir nicht," fuhr er immer heftiger sprechend fort, „Irene soll entscheiden, aus ihrem eignen Munde will ich hören, ob sie freiwillig ein Band löst, das die innigste Liebe geknüpft. Ich überlasse sie nicht schutzlos Ihrer despotischen Gewalt, was wollen Sie mit ihr beginnen? Sie verhandeln, verschachern, auf eine Karte setzen, verspielen? So antworten Sie doch!" rief er mit dem Fuß aufstampfend, „was wollen Sie mit ihr anfangen?"

Der Ausbruch der Leidenschaft bei einem ruhigen, sanften Menschen macht immer einen furchtbaren Eindruck, es liegt darin etwas plötzlich Entfesseltes, Unberechenbares, auf das Niemand vorbereitet ist.

Rudow hatte keinen so energischen Widerstand zu finden erwartet, er wandte sich zu dem Grafen, der seine goldene Dose zwischen den Fingern drehte und sich bis jetzt schweigend verhalten zu haben schien.

„Hören Sie diesen Unsinnigen, Erlaucht? Ist wohl ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden? Er wird einen Spek-

takel vollführen, daß alle Gäste zusammenlaufen."

„So sagen Sie doch dem jungen Herrn, Sie hätten über die Hand Ihrer Tochter anders verfügt," erwiederte dieser, sich nachlässig zurücklehnend und die Beine über einander schlagend, „vielleicht wird er dann begreifen, daß es das Klügste für ihn ist, stehenden Fußes nach seinem Dorfe zurückzukehren."

Selbst die dreiste Stirn des Anderen senkte sich beschämt, da es galt, die ehrlose Absicht in nackte Worte kleiden. Der junge Mann mit dem lockigen Haar, „der Milchbart" hatte ihn beinah eingeschüchtert, er war auf Bitten, Beschwörungen, Klagen gefaßt gewesen, doch nicht auf diesen mannhaften Widerstand.

„Erinnern Sie sich gefälligst, mein Lieber," hob er an, „daß Sie mir nie als Schwiegersohn willkommen waren; hätte mir der alte Drache, die Pauline Karlowna, nicht täglich die Ohren vollgejammert, so würde ich gewiß nicht ja gesagt haben. Die Bedenken, die ich immer hatte, sind jetzt stärker zurückgekehrt —"

„Welche Bedenken? Seit wann? Nennen Sie sie mir!" rief Valerian aufflammend.

„Wozu?" erwiederte der Aeltere grob, „ich habe keine Lust sie herzuzählen. — Sie sind namentlich zu jung, als daß ein Vater Ihnen mit gutem Gewissen sein Kind anvertrauen könnte."

Der Heuchler! Der nichtswürdige Lügner! Er sprach von seinen Vaterpflichten, von seinem Gewissen!

„Sie wußten genau, wie alt ich war, als ich um Irene warb."

„Ja, ja, wiederholen Sie um Gotteswillen nicht immer dieselben Geschichten, man thut oft, was man hinterher nicht gut heißt. — Und was brauche ich mich vor Ihnen zu rechtfertigen," fuhr er sich in Zorn redend fort, „hier, Se. Erlaucht hat die Gnade gehabt, an dem Mädchen Gefallen zu finden, er will sie zu seiner Gemahlin erheben — ich hoffe, Sie werden einsehen, mein Lieber, daß Sie Ihre Bräutigamsrolle ausgespielt haben —"

Valerian starrte den Grafen mit weitaufgerissenen Augen an, es klang unglaublich, eine so freche Verhöhnung des Heiligsten war undenkbar.

„Sie!!" brach er dann mit so gewaltiger Stimme hervor, daß selbst der vornehme Herr auf dem Divan zusammenzuckte, „Sie wagen es, Ihre unreinen Gedanken auf Irene zu richten! Wissen Sie denn nicht, daß sie Sie verabscheut, daß Sie ihr Grauen einflößen? Alle Schrecken, die sich ihre Phantasie vorstellt, verbindet sie mit Ihrem Namen — nie wird sie Ihr Weib, lieber erduldet sie den qualvollsten Tod!"

„Die Frauen verlegen sich nicht auf das Sterben, wenn sich ihnen eine glänzende Zukunft eröffnet," entgegnete der Graf, sein hartes, braunrothes Gesicht unangenehm verziehend, „und was den Abscheu anbelangt, den die schöne Irene Stepanowna vor mir empfindet, so wird der bald schwinden, wenn sie sich überzeugt, daß ich es mit dem zärtlichsten Liebhaber aufnehmen kann."

Auf der Stirn des jungen Mannes brannten zwei feuerrothe Flecken.

„Und Sie treiben die Schamlosigkeit so weit hier, inmitten einer zahlreichen Gesellschaft, nicht vor einer Nichtswürdigkeit zurückzuscheuen?" sagte er mit heiserer Stimme.

„Sie sind sehr unerfahren, Valerian Maximitsch, unter den Gästen befindet sich nicht einer, der nicht Stepan Petrowitsch um die Ehre, die ich ihm erweise, beneidet. Wer sollte sich auch mir in den Weg stellen wollen?"

„Ich!" rief der Jüngere, mit einer Bewegung, als wollte er sich auf den Grafen stürzen, seine Kräfte schienen sich verzehnfacht zu haben, denn er schleuderte Rudow, der ihn zurückhalten wollte, wie ein Kind in die Ecke. „Wenn Sie gleich einem Räuber mir mein Kleinod stehlen, so werde ich mich wie gegen einen Räuber wehren. Entweder Sie oder ich! Ich schieße Sie wie einen tollen Wolf selbst in der Kirche nieder! O, schleudern Sie mir nur Zornesblicke zu! Sie schrecken mich nicht! Ich werde meine Stimme erheben und sie soll bis zur Kaiserin dringen, die auch ihren Günstlingen keine Verbrechen zu begehen erlaubt, Sie wären nicht der Erste, der von seiner Höhe gestürzt würde!"

„Hören Sie nicht auf den Wahnsinnigen, Excellenz!" rief Rudow, „ein leibhaftiger Teufel ist in ihn gefahren, mit Hunden will ich ihn forthetzen lassen."

Graf W. war aufgestanden, seine Ge-

stalt überragte die Valerian's um ein Beträchtliches, Hochmuth und Tücke stritten sich in seinen Zügen um die Oberherrschaft, als er sagte:

„Gut, Sie geben Ihr vermeintliches Recht nicht auf, so wollen wir die Sache entscheiden, nicht wie Weiber, mit Worten, sondern wie Männer, mit den Waffen in der Hand. Ich werde Ihnen die Ehre anthun, mich mit Ihnen zu duelliren, ich, der Feldmarschall, Graf W., mit Ihnen, dem kleinen unbedeutenden Landjunker. Ihre Drohungen können mir höchstens ein Lächeln abnöthigen. Sie wollen bei der Kaiserin wider mich klagen? Wissen Sie, wie lang der Weg nach Petersburg ist? Genau tausend Werst und auf jeder Poststation, wo Sie die Pferde wechseln, kostet es mir bloß ein Wort, um Sie in das Gefängniß abführen zu lassen, von wo aus Sie die Reise nach Sibirien antreten dürften. Doch bin ich großmüthig genug mich der Macht, die mir mein Rang über Sie giebt, nicht zu bedienen. Als wären Sie meines Gleichen, will ich mich Ihnen gegenüber stellen und damit ich keinen Vortheil voraus habe, werde ich, weil Ihr rechter Arm unbrauchbar ist, ebenfalls mit dem linken schießen."

Nicht genug, daß sie ihm das Herz aus der Brust rissen — sie wollten ihn auch noch ermorden.

„Blut! ja, ich muß Ihr Blut sehen!" stieß Valerian leidenschaftlich hervor, „setzen wir die Pistolen einer auf des anderen Brust, damit die Kugeln nicht ihr Ziel verfehlen."

„Auch ich stimme für die kürzeste Distanz," entgegnete der Graf kalt, „gehen wir in das Spielzimmer, das Billard bildet eine vortreffliche Barriere, Stepan Petrowitsch ist mein Secundant, der Ihrige wird nicht schwer zu finden sein. Pistolen führe ich bei mir, mein Kammerdiener mag sie bringen."

So sollte das Grausige geschehen und ich war verurtheilt, Zeuge zu sein, es war zu spät, mein Versteck zu verlassen, da die Herren sich sogleich nach dem Billardzimmer begeben hatten. Einen Augenblick dachte ich daran, mich auf den Knien zu Irenens Vater zu schleppen und ihn anzuflehen, sein Kind nicht zu ewigem Elend zu verdammen. Aber er hätte der Stimme eines Engels widerstanden, der Graf hatte seine Habsucht aufgestachelt, er sah sich bereits wieder in der Lage all' seinen lasterhaften Neigungen fröhnen zu können.

Ich hatte die Thür nicht fest ins Schloß gedrückt, durch die kleine Spalte konnte ich so ziemlich beobachten, was vorging. Die Viertelstunde, die zu den Vorbereitungen nöthig war, verstrich in tiefem Schweigen. Der Graf wanderte mit dröhnenden Schritten auf und nieder, Stepan Petrowitsch brachte die Pistolen in Ordnung, Valerian, der gesagt, daß er für den Fall seines Todes einige Verfügungen zu treffen wünsche, hatte sich an einen Seitentisch zum Schreiben gesetzt.

Von der Decke herab hing eine qualmende Oellampe, die das große Zimmer ungenügend erhellte, draußen tobte das Unwetter, der Regen klatschte an die Fenster, ab und zu, wenn im Hause die Thüren zum Tanzsaal geöffnet wurden, klangen die grellen Geigentöne der Zigeuner herüber. Dort wurde gejubelt und hier — —

Der Kammerdiener des Grafen trat mit einem Offizier ein, dem nichts gesagt worden, als: Se. Excellenz wünsche ihn einen Moment zu sehen. Rudow ging ihm entgegen und ihn in eine Ecke ziehend, flüsterte er leise mit ihm. Ich verstand, daß er von einem Wortwechsel zwischen Se. Erlaucht und Valerian Maximitsch sprach, der letztere habe sich leider sehr unehrerbietige Aeußerungen erlaubt, die der hohe Herr unmöglich unbestraft lassen könnte; statt nun dem Unbesonnenen eine wohlverdiente Züchtigung zu ertheilen, sei er so großmüthig, sich mit ihm schlagen zu wollen. Der Offizier pflichtete natürlich der Meinung Rudow's bei, er war empört von der Frechheit Valerian's und bewunderte den Edelmuth Sr. Excellenz, doch erklärte er sich bereit, auf Verlangen des Ersteren Secundant zu sein.

Ich hatte in meinem Leben nicht viel gebetet, auf Erden hatte ich immer nur das Unterliegen, das Märtyrerthum des Guten, den frechen Triumph des Bösen gesehen — wie sollte ich da an einen gerechten, liebevollen Gott glauben, der die Welt mit weiser und gütiger Hand regierte? Die Aussicht auf die Belohnung im Jenseits, mit der die Priester unserer Kirche so freigebig sind und für deren Erfüllung sie nicht einstehen können, war mir nie ein Trost gewesen. Ich begriff nicht, weshalb

es durchaus nothwendig sein sollte, daß die Menschen sich mit Hunger und Trübsal nähren mußten, um die Freuden des Paradieses zu schmecken. Das Diesseits war sehr handgreiflich und real, das Jenseits vage und zweifelhaft. Um es ehrlich zu sagen, ich war eine skeptische Seele, ich that meine Pflicht nach Kräften, weil ich das meiner Menschenwürde zu schulden meinte und wünschte mir im Uebrigen keine andere Seligkeit, als einen Todesschlaf, so fest, daß ich von dem elenden Treiben dieser Welt nicht aufgeweckt wurde.

Wie ich jedoch in diesem dunklen Kämmerchen eingekerkert war, schwach und hülflos dem Kommenden entgegensehend, wissend, daß dieser Schlag das Glück meines geliebten Kindes vernichten würde, da zog es mich unwiderstehlich auf die Knie. Wie die schlichten Bauern in der Kirche, senkte ich die Stirn bis zum Boden und betete, betete aus tiefem Herzensgrunde, Gott der Herr, wenn er wirklich der Allmächtige sei, möge Einhalt gebieten und diese beiden Kinder schützen, deren einzige Schuld ihre reine, innige Liebe war.

„Sind Sie bereit?" hörte ich den Grafen mit kaltem Ton fragen. Ich näherte mich vorsichtig der Thürspalte, um zu sehen und zu hören.

Valerian faltete einen beschriebenen Bogen zusammen und den Siegelring von seinem Finger streifend, bediente er sich desselben als Petschaft, um den Brief zu schließen.

„Ich möchte einige Worte mit meinem Diener sprechen," wandte er sich an Stepan Petrowitsch, „lassen Sie ihn gefälligst hereinrufen."

„Ich bitte nur, daß Sie Alles vermeiden, was Aufsehen erregen könnte," entgegnete Rudow verdrossen, „bis jetzt ahnt die Gesellschaft nichts von dieser unangenehmen Affaire, deren möglicherweise traurigen Ausgang Sie Ihrem Eigensinn zuzuschreiben haben."

„Seien Sie überzeugt, daß das Haus, in dem Irene weilt, mir trotz Allem zu heilig ist, um zu dem, was hier geschieht, mehr Zeugen herbeizuziehen. — Ich habe einfach einen Auftrag für meinen Diener." Er war ernst und ruhig, die jugendlichen Züge schienen ausgeprägter und schärfer, als sei er plötzlich älter geworden. Vielleicht führte Gott seine Hand und die Kugel traf den verruchten Gegner. — Dann, ja dann hatte er einen Seigneur, einen großen General getödtet, die Gerichte mischten sich hinein, es wurde ihm der Proceß gemacht, er wurde verurtheilt, wie ein gemeiner Verbrecher nach Sibirien geschickt — es gab nirgend einen Ausweg für den Unglücklichen!

(Schluß folgt.)

Julius Thäter,

der Kupferstecher.

Aus des Künstlers hinterlassenen Papieren,

dargestellt von

Herman Riegel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Am 14. November 1870 starb zu München Julius Thäter, der verdienstvolle Kupferstecher, dessen Name mit der Geschichte der neueren deutschen Kunst durch eine Reihe hervorragender Leistungen mannigfach verknüpft ist. Ihm, seinen Schicksalen und seinen Verdiensten sind die nachfolgenden Blätter gewidmet. Daß ich in der Lage bin, dies thun zu können, verdanke ich dem freundlichen Erbieten der Hinterbliebenen, die nachgelassenen Papiere des Verewigten zu meiner Verfügung stellen zu wollen. Denn ohne dieses umfangreiche Material würde ich, der ich leider nicht das Glück hatte, den trefflichen Mann persönlich kennen zu lernen, nicht daran denken können, etwas Eingehenderes über ihn als Mensch und Künstler zu sagen: die Unmittelbarkeit und Wärme, die man von dem Bilde des Zeitgenossen verlangen kann, würde demselben fehlen müssen. Wenn nun dennoch die nachfolgende Darstellung, wie ich hoffe, gerade durch ihre Unmittelbarkeit und Wärme Theilnahme erwecken dürfte, so kann dieses eben mein Verdienst nicht sein: es ist dies ganz das Verdienst Thäter's selbst, der in zahlreichen Aufzeichnungen, sowie in einer großen Sammlung von Briefen, die er an vertraute Freunde gesandt oder von diesen empfangen hatte, gewissermaßen sein eigenes Leben geschrieben und sich selbst im Kreise

der Seinigen, im Verkehr mit seinen Freunden geschildert hat. Allerdings sind die Papiere von einem sehr erheblichen Umfange, so daß die Auswahl der wichtigsten und bedeutendsten nicht ohne Mühe und Schwierigkeiten möglich war, aber das Gegebene wird doch im wesentlichen Thäter's Werk sein, in dessen anmuthsvollen Teppich hinein sich als verschwisterte Blumen Briefe edler und treuer Freunde weben. Wenn ich dies Werk Thäter's anmuthsvoll nenne, so meine ich damit die Liebenswürdigkeit der Seele, die aus Allem, was er schrieb, hervorleuchtet, die Reinheit des Denkens, die innere Wahrhaftigkeit, die unbegrenzte Gottergebenheit, die aus jeder Zeile sprechen. Freilich der Inhalt dessen, was Thäter uns hinterließ, ist nur zu oft und zu sehr, statt durch Anmuth und Freude, durch Schrecknisse und Noth bestimmt, aber eben in dem Gemälde seines Elendes zeigt er sich in seiner echten Menschlichkeit. Thäter's Jugendgeschichte, von ihm selbst erzählt, muß jedes empfindende Gemüth rühren, aber sie dient auch als ein sehr lehrreiches Beispiel, wie der tüchtige und redliche Mensch aus dem tiefsten Jammer irdischen Daseins sich hinaufschwingt auf die Höhe eines ruhmvollen und segensreichen Wirkens. Und besonders in unseren Tagen, wo in den unteren Schichten des Volkes der Drang nach Geld und Genuß, wie mit elementarem Ungestüm, hervorgebrochen, muß ein solches Beispiel zeigen, daß das Glück des Menschen nicht in Geld und Genuß, wohl aber in Arbeit und Pflichttreue besteht, und daß Keiner aufsteigt und sich sammt den Seinigen oben erhält, der nicht mit Pflichttreue arbeitet und sein Pfund gut verwaltet. Ein solcher Mann aber wird eben, gerade weil er tüchtig und redlich ist, sich sagen müssen, daß alle seine Mühe und Anstrengung doch nichts gewesen wäre ohne den Segen von oben. Und in Thäter's Lebensgang hatte eine höhere Macht durch wunderbare Fügungen ihr Wirken eingezeichnet, so daß sein lebendiger Glaube ganz und gar von einem unermeßlichen Vertrauen zu Gott erfüllt und getragen war. Dieser tief religiöse Zug gab ihm Zufriedenheit im Unglück und Demuth im Glück; er bildete im eigentlichen Sinne den innersten Kern seines Wesens und den unerschütterlichen Grund seines Charakters. Thäter's Vorbild ist deshalb auch eine aufrichtige Mahnung an Diejenigen, welche, kurzen Gesichtes und kurzer Gedanken, sich des alten Gottes schämen, von der Anbetung des goldenen Kalbes abzulassen und ihren Sinn mit Ernst und Treue jenen Gedanken dauernden Inhaltes hinzugeben, die allein dem Menschen eine würdige Gesinnung verleihen und ihm einen festen Halt in allen Lagen des Lebens gewähren. Es ist hiermit durchaus nicht gesagt, daß man sich ohne weiteres auf den nämlichen religiösen Standpunkt stellen solle, den Thäter inne hatte, und daß außerhalb desselben kein Heil sei: nein! ferne sei von uns eine solche beschränkte Einseitigkeit. Damit mag sich der Dünkel vaticanischer Unfehlbarkeit brüsten, der sich stets gegen die Wahrheit des herrlichen Spruches, daß in des großen Vaters Hause viele Wohnungen sind, verschloß. Ein halbwegs vernünftiger und ehrlicher Mensch aber wird gern Jeden nach seiner Façon selig werden lassen; — aber er wird wünschen, daß wirklich der Wunsch, selig zu werden, da ist, und daß nicht das innerste Denken, Dichten und Trachten im Geldbeutel anfange und bei der Champagnerflasche aufhöre. Und selig werden, heißt danach trachten, sein ganzes sittliches Sein zu einer Wohnung der höchsten Sittengesetze auszubauen, es ganz auf den ewigen Urquell dieser Sittengesetze, auf Gott, in unendlichem Vertrauen gerichtet zu halten. Dieses aber kann, wie die Geschichte lehrt, in verschiedenen Formen geschehen.

So möge nun der treffliche Meister selbst sprechen, und seine Jugendgeschichte erzählen, wie er sie im April 1830 aufgeschrieben hat. Nur wenige Einschaltungen, welche ich den übrigen mir vorliegenden Papieren entnehme, werde ich an einigen geeigneten Stellen zu machen haben. Thäter sagt:

> „Wer arm ist, verliert nichts, kann auch nichts verlieren, er sitzt in guter Hoffnung fröhlich, denn er hofft was zu erwerben." M. Luther.

„In grenzenloser Noth und Trübsal lebten meine Eltern, als ich, das vierte Kind, ihnen geboren wurde." — Nach dem mir vorliegenden, von der Kreuzkirche zu Dresden ausgestellten Geburtsschein ist Thäter als der zweite Sohn des herr-

schaftlichen Pensionärs Wilhelm Thäter am 7. Januar 1804 zu Dresden geboren worden. — „Mein Vater wünschte mir den Tod, weil ich einen ungeheuren Kopf (Wasserkopf) mit zur Welt brachte; er setzte auch mit Bestimmtheit voraus, daß ich kaum einige Tage leben würde, und als deshalb eilig zur heiligen Taufe geschritten wurde, gab er mir, trotz aller Widersprüche der ganzen Verwandtschaft und der Taufpathen, den heidnischen Namen ‚Julius Cäsar' aus dem Grunde: ‚Der Junge wird nicht lange so heißen.'

„Schon früher hatte mein Vater sein Gesicht durch Krankheit in soweit verloren, daß er keine Arbeit mehr verrichten konnte, allein meine Mutter ernährte durch ihr fleißiges Stricken die ganze Familie, und sobald sie von allzu großem Kummer und übernatürlicher Anstrengung erkrankte, war kein Bissen Brot im Hause. Es hat sich die Noth meiner Eltern meinem Gemüth tief eingeprägt, und nimmer werde ich vergessen, wie dieselben oft des Nachts händeringend in der kleinen Stube auf- und abgingen."

An dieser Stelle glaube ich am besten eine Erzählung einschieben zu sollen, die Thäter auf ein einzelnes loses Blatt, anscheinend etwa im Jahre 1840, niedergeschrieben hat: „Einstmals waren meine lieben Eltern in sehr großer Noth, wie wir Kinder wohl aus ihrem ganzen Benehmen am Morgen schon merken konnten. Mein armer Vater wußte nicht, woher er nehmen sollte, um nur die allerdringendsten Bedürfnisse für heute zu befriedigen, nicht zu gedenken der künftigen Tage. Er ging — während die Mutter draußen zu thun hatte — in der kleinen Stube unruhig auf und ab, und blieb endlich am Fenster stehen, rang die Hände und hob sie empor; sein Mund war stumm, desto lauter mochte sein geängstigtes Herz um Hülfe rufen zu Dem, der da versprochen hat: ‚Ich will dich erretten; so sollst du mich preisen.' Da trat die Mutter wieder herein, und sprach dem Vater zu, daß er Muth fassen solle; dieser oder jener wohlhabende Mann werde wohl zu einem kleinen Darlehn sich erbitten lassen, und Gott werde uns nicht verlassen, und dergleichen mehr. — So ging nun der Vater mit zaghaftem Gesichte fort; man sah es ihm an, daß es ihm sehr schwer wurde. — Und er ging von Einem zu dem Andern, ohne die gesuchte Hülfe zu finden, und tappte unstät in der Stadt herum, ohne zu wissen, wohin? bis er endlich, ganz sich selbst vergessend, am Altenmarkte neben dem Rathhause stehen blieb, starr vor sich hinsehend. Er merkt nicht, daß ein Mann vor ihm stehen bleibt, bis derselbe in ein lautes Lachen ausbricht, das ihn aufweckt und veranlaßt, aufzublicken. Da sieht er einen fein gekleideten Herrn, wahrscheinlich einen Engländer, der bei meines Vaters Aufblicken noch heftiger lacht, und sich den Bauch hält; und als ihn mein Vater etwas verdrießlich fragt nach der Veranlassung solch ungebührlichen Benehmens, in komischem Tone antwortet: ‚Ei, was hat Er für eine fatale Maske!' Zu gleicher Zeit aber — doch wohl das Verletzende seines Betragens fühlend — greift er nach der Börse, und giebt meinem Vater ein blankes Goldstück. Ehe dieser sich in solcher Ueberraschung besinnen konnte, hatte sich der fremde Herr entfernt; wenigstens konnte ihn mein Vater, der sehr schwache Augen hatte, nicht mehr finden. So kam nun mein Vater mit den nöthigen Lebensmitteln fröhlich nach Hause, die wunderbare Hülfe Gottes erzählend und preisend. Nun war ja für die nächste Zeit gesorgt, und unterdessen half der gnädige Gott weiter!" — Thäter fährt nun in seiner Jugendgeschichte weiter fort:

„Aber eben so wenig werde ich den kleinen Hof vergessen, nach welchem ich oft mit meinen Geschwistern zu den Stubenfenstern hinausstieg, um uns in demselben trotz der Schweine, Hühner und Gänse, die darin ihr Wesen trieben, zu tummeln: es war ja der einzige Spielraum, den wir hatten, und auf die Straße hinaus durften wir nicht.

„So hatte ich schon das achte Jahr zurückgelegt, und lief noch immer in der Kinderkappe im Hofe herum, als es meinem Vater plötzlich einfiel, mir das A-B-C zu lehren. Wahrscheinlich muß ich mich sehr dumm dabei benommen haben, denn ich weiß noch recht deutlich, daß mein Vater das A-B-C-Buch nahm und mir es dermaßen auf die Nase schlug, daß selbige gar heftig blutete und das Buch in- und auswendig mit garstigen Flecken besudelte. Doch ebenso genau erinnere ich mich noch, daß ich alsbald das A-B-C gefaßt hatte,

als ob durch die gewaltsame Eröffnung der Nase desto schneller und ungehinderter es in den verstockten Kopf eingedrungen wäre.

„Ein Freund meines Vaters nahm mich nun unentgeltlich in seine kleine, armselige Winkelschule auf. Dies war für mich eine große Wohlthat; denn ich lernte zum Erstaunen des Schullehrers und meiner Eltern in sehr kurzer Zeit nicht unleserlich schreiben, ziemlich flink und verständlich lesen; ich dividirte schon und declinirte recht keck und munter mensa; es versteht sich von selber, daß ich mit den sechs Hauptstücken des lutherischen Katechismus zuerst bekannt geworden war.

„Da brach der Krieg mit seinem ganzen Unheile über Dresden herein. Die Belagerung im August 1813 zwang auch meine Eltern, aus der Vorstadt in den Mittelpunkt der Stadt zu flüchten. Alles, was sie noch hatten, Kleider, Betten, Mobilien, mußten sie als Miethzins dem unbarmherzigen Wirthe überlassen. Die Noth nahm von Tage zu Tage unbeschreiblich zu, der beständigen Todesangst während des Beschießens der Stadt nicht zu gedenken. Brot und andere der nöthigsten Lebensbedürfnisse stiegen unerhört im Preise. Das Nervenfieber wüthete pestartig unter den Menschen und packte auch meinen Vater plötzlich, dann mich, dann meinen ältesten Bruder (meine übrigen sechs Geschwister waren schon früher nach und nach gestorben). An einen Arzt oder Arzneimittel war gar nicht zu denken. Eines Tages, den 16. November 1813, Mittags, als meine Mutter gerade abwesend war, sprang ich in der Fieberhitze von meiner Bucht auf und setzte mich ans Fenster, da hörte ich meinen Vater ächzen, und sah, wie er mit den Händen krampfhaft in der Luft herumgriff; da kam meine Mutter wieder, sie eilte zunächst zum Vater, doch — er war — todt! — Meine Mutter führte noch den Leichnam meines Vaters zu Grabe und legte sich dann, statt seiner, auf sein Krankenlager. So lagen wir drei, die Mutter mit ihren beiden Kindern, bewußtlos und verlassen da, der Kälte, dem Verschmachten und der fürchterlichen Krankheit ganz hingegeben. Nur selten brachte eine mitleidige Nachbarin eine Suppe oder einen Krug Wasser. Niemand mochte uns abwarten und pflegen, denn Jeder fürchtete die leicht ansteckende Krankheit, oder hatte schon eigene Verwandte zu bedienen. Frühmorgens schenkte uns das gräuliche Fieber einige Stunden lang das Bewußtsein, dann fragten wir uns: ob wir denn noch lebten? O, unser Elend war fürchterlich! Nur der allmächtige Gott konnte uns vom elendesten Tode erretten! und er sah an unsere Noth, erbarmte sich unserer gnädig, und schenkte uns das Leben.

„Zuerst verließ mein Bruder das Strohlager, der Hunger, welcher dem Nervenfieber folgt, trieb ihn aus dem Hause, um Brot zu betteln. Bald konnte ich seinem Beispiel folgen und mit ihm gemeinschaftlich betteln gehen. Für das wenige Geld, was wir bekamen, brachten wir unserer noch kranken Mutter Himbeersaft und mischten ihn in ihr Trinkwasser. Dieser Trank erquickte sie sehr, und ihre starke Natur besiegte die hartnäckige Krankheit, daß auch sie endlich das Lager verließ und einen heftigen Hunger verspürte. Nun brachten wir statt Himbeersaft Brot und Kartoffeln nach Hause. Mit Gottes Hülfe fanden sich mehrere gute Menschen, die uns die nöthigsten Lebensmittel, abgelegte Kleider und einiges Geld zukommen ließen. Da wir unsere Kräfte ziemlich wieder gesammelt hatten, waren wir darauf bedacht, wie wir uns ferner durch Arbeiten ernähren wollten. Mein Bruder fand bald ein Unterkommen, und meine Mutter, die im Stricken sehr geschickt ist, wurde bald wieder von ihren alten Kunden heimgesucht. Aber sie war von dem schweren Unglücke und den unsäglichen Leiden der letzten Zeit und von der harten Krankheit zu sehr gebeugt worden, als daß sie hätte so anhaltend arbeiten können wie früher. — Darum wollte ich auch nicht müßig von dem Fleiße meiner Mutter zehren und sah mich also nach Arbeit um, obwohl ich noch nie irgend eine verrichtet hatte. Bald jedoch fand ich, während ich von Haus zu Hause betteln ging, einige Herren, die mich als Stiefelputzer und Laufburschen annahmen. Die Sache ging! Wenn auch anfangs kein Stiefel blank werden wollte, so machte ich's nach und nach besser, endlich gut, und meine Herren waren zufrieden. Nun ging ich zwar nicht unmittelbar betteln, aber doch mittelbar. Weiß der liebe Himmel, wie ich auf einmal so speculativ den-

Digitized by Google

ken lernte, kurz, ich machte eine Ziehkarte, welche ich von einer gedruckten, die ich bei einer alten Base vorfand, abschrieb und auf Kartenpapier klebte. Mit dieser prophetischen Karte ging ich des Abends in alle frequenten Bierhäuser, und fragte Jedermann: ob er nicht sein zukünftiges Schicksal wissen wolle? und blätterte dabei lachend mit der Karte. Die drollige und naive Weise, in welcher ich wahrscheinlich fragte, bewog die Scherzliebenden, zu ziehen, der Inhalt der Karten erregte oft Gelächter, und so hatte ich manchmal eine gute Einnahme. Von solchen Leuten aber, die keinen Spaß verstanden, wurde ich ziemlich hart zurückgewiesen, ja sogar mit den Beinen hinweggestoßen und von unduldsamen Wirthen mittelst Schmähungen und Kopfnüssen zum Hause hinausgefördert."

Hier wird eine weitere Einschaltung, die ich ebenfalls einem einzelnen losen Blatte entnehme, an ihrer Stelle sein. Thäter erzählt:

„Es mag wohl im Jahre 1815 oder 16 gewesen sein, als ich mit Seifenkugeln, Strumpfbändern ꝛc. in Dresden hausiren ging, und eines Tages in das sogenannte Gaul'sche Haus am Seethor gerieth, wo ich aber nur verschlossene Thüren fand, die mir trotz des keckſten Klingelns nicht geöffnet wurden. Endlich fand ich im zweiten Stockwerk eine Thür offen, durch welche ich in einen geräumigen Vorsaal gelangte; aber da war Niemand zu sehen, doch hörte ich mehrere Männerstimmen in einem der anstoßenden Zimmer. Ich räusperte mich und hustete stärker und immer stärker, aber Niemand wollte es bemerken und sich nach mir umsehen. Was war zu thun? ich klopfte mit ungeduldigem Muthe an die Thür, wo der Schall herkam, erst leise, dann derber. Aber welch ein Schrecken! es wird geöffnet und ein Pechschwarzer steht vor mir; ein Blick ins Zimmer zeigt mir eine ganze Gesellschaft schwarzer Menschen um einen gut gedeckten Tisch herumsitzend, und ruhig speisend. Nur ein Augenblick war mir vergönnt, um diese Sippschaft wilder Menschenfresser zu meiner nicht geringen Verwunderung in ganz anständiger Weise ihren Appetit mit wohlcultivirten Speisen befriedigen zu sehen; denn schon ergriff der Schwarze, welcher mich durch sein Entgegentreten nicht wenig erschreckt hatte, ein Stück Holz, welches am Ofen neben der Thür lag, und wendete sich schnell nach mir zurück, ich noch geschwinder zum Saale hinaus, die Treppen hinunter, er hinter mir drein — und da flog das Stück Holz einige Stufen vor mir nieder. — Erst einige Tage später erfuhr ich, daß dieses mir so freundlich gewidmete Stück Holz ein Kopfkissen war, wie es angeblich die Kaffern gebrauchen, wenn sie sich schlafen legen. An allen Straßenecken war's zu lesen, daß ein Mann aus England, wenn ich nicht irre, eine ganze Kaffernfamilie sehen ließ, und zwar in dem Hause, wo ich so zufällig ihre Bekanntschaft gemacht, und sie so unberufen bei ihrem ruhigen Mittagsmahle gestört hatte." Dies die eingeschobene Geschichte.

„Der Kupferstecher Gottschick, dem ich die Stiefel putzte, und der mich bei meinen nächtlichen Umtrieben mit der Ziehkarte erwischt hatte, benutzte meine Talente, und gab mir eine große Mappe mit Kupferstichen, die ich für ihn verkaufen sollte. Diese Sachen schleppte ich des Mittags in die vornehmsten Hotels. So stand ich an einem Nachmittage in dem Vorsaale der Ressource, wo ich meine Kupferstiche ausgebreitet hatte. Da kam ein Oberst durch den Saal; meine komische Gestalt und mein Kram fiel ihm auf, er blieb stehen, zeigte auf die Kupferstiche, und fragte mich lachend: „Was hast denn du für Dreck?" Er wartete meine Antwort gar nicht ab, sondern fragte nur noch, wer ich sei, und schmiß mir dann zwei Viergroschenstücke hin. Wer war froher als ich! So viel hatte ich noch nie in einem Tage verdient! Augenblicklich packte ich meine sieben Sachen zusammen, und lief voller Freude nach Hause.

„Einige Tage darauf begegnete ich diesem Oberst auf der Straße; er erwiederte freundlich meinen Gruß, gab mir einige Geldstücke, und bestellte mich in seine Wohnung. Als ich zur bestimmten Stunde bei ihm erschien, holte er mir aus einer Garderobe Kleider und befahl, mir dieselben bei dem und dem Schneider passend machen zu lassen, und alsdann mich ihm wieder vorzustellen. Durch die außerordentliche Güte dieses Mannes war ich bald vom Kopfe bis zu den Füßen sauber gekleidet, und stellte mich ihm so, seinem Be-

fehle gemäß, vor, meiner eigenen Dankbegierde nach freiwillig, denn der Oberst kam mir vor wie ein Engel. Und noch mehr that er! Er gab mir ein Billet an den Cantor der Garnisonschule; nachdem dieser dasselbe gelesen hatte, fragte er mich Allerlei, um zu erforschen, was ich schon für Schulkenntnisse besitze, und sagte mir dann, ich solle mir vom Herrn Oberst von Lindemann die und die Bücher erbitten, für welche derselbe zu sorgen versprochen habe, und dann in die Schule kommen, und den untersten Platz in der zweiten Classe einnehmen. Dies geschah alles. Während ein Monat verfloß, war ich schon weit vorgerückt, denn ich hatte eine rechte Sehnsucht, was zu lernen. Und als die monatlichen Censuren ausgegeben wurden, hatte ich eine der besten. Da nun gerade der Zeitpunkt war, wo viele Schüler der zweiten Classe in die erste versetzt wurden, gehörte auch ich zu diesen. Der Cantor war sehr zufrieden mit mir, ich machte gute Fortschritte, wußte fast immer zu antworten, wenn eine Frage an mich kam, und stieg also manchmal über zehn, zwölf Andre hinauf, die unrecht oder nicht geantwortet hatten. Freilich versäumte ich auch nicht, dumme Jungenstreiche zu machen, und mußte auch oft zur Strafe über zehn bis fünfzehn Andre hinuntersteigen. Doch war ich schon ziemlich weit hinaufgekommen, meine Arbeiten waren ordentlich, die Censuren immer lobend, und mein Gönner, der Oberst, sehr erfreut darüber.

„Aber leider! so angestrengt auch meine Mutter arbeitete, war sie doch nicht im Stande, meinen hungrigen Magen zu sättigen. Dazu kam noch, daß der Oberst ein armes Fräulein heirathete, die sehr ökonomisch gesinnt war, und somit hatte die gütige Freigebigkeit plötzlich ein Ende; denn seine Frau Gemahlin wußte mich bald als einen lästigen Betteljungen aus dem Hause zu stöbern.

„Nun konnte ich nicht mehr die Schule besuchen, und mußte meinen alten Betteltanz von neuem wieder anfangen. So ging ich eines Abends mit Strumpfbändern, die ich selber gestrickt hatte (meine Mutter hatte mir das Stricken ordentlich gelehrt), in einer Bierkneipe herum; da redete mich ein wohlbeleibter Schneidermeister unwillig an. ‚Du großer Lümmel solltest dich schämen, betteln zu gehen, lerne lieber was Ordentliches.' Aber ich antwortete flink: ‚Ja, wenn mich Jemand unentgeltlich in die Lehre nähme, würde ich schon was lernen!' Der Schneider meinte, ich solle nur zu ihm kommen; er brauche gerade einen Lehrjungen, und wolle mich aufnehmen. Den andern Tag ging ich hin; da mußte ich gleich auf dem Werktisch sitzen, und zum Anfange zertrennen, und bis spät Abends sitzen. Ein Winkel in einer Bodenkammer wurde mir zum Nachtlager angewiesen. Da hatte ich schon großen Respect vor der Schneiderei, und dachte: o weh! das ist doch ein trauriges Handwerk! — Früh bei guter Zeit wurde ich geweckt, und an meine Arbeit gewiesen. Der Meister frühstückte Vormittags ordentlich, und trank zu viel — Schnaps dabei; er war ziemlich besoffen und mißhandelte mich ganz infam. Endlich prügelte er sogar seine Frau, worüber diese sich so erzürnte, daß sie fortlief. Die Küche blieb unbesorgt, und der Magen leer. Gegen Abend kam die Hausfrau wieder, der Spektakel ging von neuem an; während dem schlich ich leise zur Thür hinaus und lief, so schnell ich konnte, nach Hause.

„Nach einiger Zeit fand ich wieder ein Unterkommen. Ein Goldarbeiter nahm mich auf ähnliche Weise, wie der Schneider, in die Lehre. Aber umsonst sah ich mich nach der Werkstatt um, in der ich lernen sollte; es war nur ein Gewölbe da, in dem einige Gold- und Silberarbeiten und Juwelen ausgelegt waren, dahinter eine kleine Stube, wo das Bett meines Herrn stand, und wo mir hinter dem Ofen eine Strohbucht zum Nachtlager anempfohlen wurde. Frühmorgens mußte ich meinem Herrn Frühstück holen, sein Bett machen, auskehren, Kleider und Stiefel putzen, und dann den ganzen Tag das Gewölbe bewachen, denn der Herr ging früh fort, und kam erst spät Abends wieder. Während der Zeit hatte ich nichts als Brot und Wasser zu genießen. Gegen Abend, wenn's finster wurde, schloß ich das Gewölbe, und saß dann in der finstern Stube allein, (denn ich durfte kein Licht anzünden) bis der Herr fluchend und schimpfend nach Hause kam. Das dauerte ungefähr acht Tage, in der ganzen Zeit war kein Mensch gekommen, um etwas zu kaufen oder zu bestellen, und der ganze Handel kam mir sehr verdächtig vor. Da verrich-

tete ich frühmorgens noch meinen Dienst, als aber der Herr, wie gewöhnlich fortgehen wollte, faßte ich mir ein Herz, und sagte ihm rund heraus, daß ich kein Goldschmied werden möchte und gehen wollte, um mir einen andern Meister zu suchen, und empfahl mich eiligst. — Einige Tage darauf hatte der Goldschmied bankerott gemacht.

„Nur einige Tage war ich zu Hause, als ein alter Freund meines Vaters kam, und mich aufforderte, zu einem Branntweinbrenner in Meißen in die Lehre zu gehen. Da mehrere Geschwister und Freunde meiner Mutter dort lebten, war diese es wohl zufrieden, weil sie mich nicht ohne Schutz wußte, ich freute mich, in die Welt zu kommen. Der Mann bestellte mich also mit meinem Reisebündel den andern Morgen um fünf Uhr an das Haus des Grafen B., wo ich das Weitere hören würde. Als ich zur bestimmten Stunde an dem bezeichneten Hause ankam, stand der Mann schon da und prägte mir nun ein, daß der Graf B. eben mit der Extrapost über Meißen reise; der Postillon habe schon angespannt und die Kutsche werde gleich fortgehen. So wie die Kutsche aus dem Hause hinaus sei, solle ich mich gleich hinten auf den Sattel setzen, den der Postillon, von Allem unterrichtet, festgebunden hatte. Dann instruirte er mich noch über die Wirthschaft, in welcher ich als Lehrling aufgenommen werden sollte, und entfernte sich. Endlich kam die Kutsche aus dem Hause und im Hui! — saß ich darauf. Nun ging's im Fluge zur Stadt hinaus, durch die Dörfer, und in zwei und einer halben Stunde war ich an der Meißner Brücke, und sprang vom Sattel herunter, daß ich der Länge nach in den Koth mich hinstreckte und kaum aufstehen konnte; denn meine Beine waren während des Fahrens eingeschlafen. — Mit vorzeitigen Bücklingen trat ich in den Schnapsladen, denn der Herr war nicht drin; ich wurde hinauf in seine Wohnung gewiesen. Als ich aber die letzte Stufe erstieg, sah ich durch Vorhaus und Küche ins Zimmer, wo ich zu meinem Schrecken eine widerliche Handlung gewahrte; die Frau hatte ihren lieben Mann, meinen zukünftigen Herrn, mit der linken Hand bei den Haaren, und mit der rechten Hand führte sie behende, ich weiß nicht was, auf seinem Rücken herum, dazu schimpften und fluchten Beide. Kaum hatte ich gehört und gesehen, wie es da zuging, da wurde ich von den Leuten bemerkt, ich drehte mich schnell zum Gehen, aber als ich merkte, daß mir die Leute folgten, lief ich — husch! zum Hause hinaus, um die nächste Ecke hinum, ins erste beste Haus hinein; da blieb ich wohl eine halbe Stunde hinter der Thür stehen: denn ich hatte allen Respect vor solchen Prügeleien und diese Geschichte erinnerte mich wieder an den Schneider. Als ich mich sicher dachte, ging ich rasch zur Stadt hinaus und nach Dresden zurück.

„Es war nun Zeit, daß ich confirmirt wurde, dann konnte ich auch eher in eine Lehre oder einen Dienst gehen. Nun fehlte es aber an Geld, um einen vor der Confirmation durchaus nöthigen Religionsunterricht nehmen zu können. Noch einmal wagte ich die Güte des Obersten anzusprechen, und that es nicht vergebens, er bezahlte zwei Monate lang den Religionsunterricht und versorgte mich auch noch mit Kleidern. So ging ich ordentlich vorbereitet zum heiligen Abendmahl (Ostern 1817).

„Was sollte nun aus mir werden? Welcher Handwerker hätte mich unentgeltlich in die Lehre genommen? doch ich konnte ja ordentlich lesen, orthographisch und hübsch schreiben, und ziemlich flink rechnen, warum hätte ich nicht als Schreiber einen Dienst suchen sollen? Und wer da sucht, der findet. Der „Anzeiger" wies mir bald Jemanden nach, der gerade so einen Burschen, wie ich war, zu einem Lotteriegeschäfte suchte; es war ein Jude, der weder lesen noch schreiben konnte und also Jemanden dazu brauchte. Kaum kam ich hin, so mußte ich auch gleich arbeiten und durfte gar nicht wieder fort; da hatte ich viel zu thun! ich mußte alle Briefe schreiben, die Lotterielisten und Rechnungen führen, die Loose an die Interessenten vertragen, übrigens Zeitungen und andere Dinge vorlesen, Kleider und Stiefel putzen, ja sogar oft am Schabbes-Abende mit in die Synagoge gehen und dort die Lichter putzen. Wenn mein Herr ausging in Geschäften oder spazieren, mußte ich ihn stets begleiten, damit, wenn er gelegentlich ein Loos verkaufte, ich Alles gehörig notiren konnte. Dafür hatte ich Kost und Kleider, und nicht einen Pfennig Taschengeld. Zu

Michaelis 1817 mußte ich meinen Herrn nach Leipzig zur Messe begleiten, da hatte ich's recht schlimm! ich mußte Alles besorgen und kam kaum zum Sitzen; selbst Abends mußte ich meinem Herrn mit der Laterne in vielen Häusern voranklettern, und zuletzt ins Kaffeehaus folgen, und dabei immer mit den Listen beschäftigt sein, vor elf bis zwölf Uhr kamen wir selten zu Hause und dann mußte ich manchmal noch einen langen Brief über die Geschäfte des Tages an die Frau meines Herrn nach Dresden schreiben. Früh um sechs Uhr mußte ich schon wieder Stiefel putzen, Kaffee kochen, einheizen &c. Hatte ich nur das Geringste vergessen, so bekam ich Ohrfeigen und nicht selten Fußstöße, denn mein Herr war ein kleiner aber hitziger Patron, und behandelte mich als einen Christenhund. Doch die drei Meßwochen vergingen und wir reiseten nach Dresden zurück. Da hatte ich etwas mehr Ruhe; aber ich mußte, trotz meines Diensteifers, oft unverschuldet Schmähreden und Mißhandlungen erdulden. Endlich wurde mir's zu arg und ich kündigte dem Juden meinen Dienst auf, und ging auch gleich fort. Er kam mir schnell nach und wollte mich durch Güte versöhnen, und da ich nicht hörte, ging er mit zu meiner Mutter, und bot dieser zwei, drei und vier Louisdor, wenn ich wieder mit ihm ginge, und mir versprach er gute Behandlung, aber meine Mutter verwarf, trotz ihrer Armuth, sein jüdisches Anerbieten, und ich glaubte seinem Versprechen nicht: darum mußte er unverrichteter Sache abziehen.

„Ein Vetter von mir, der wegen Krankheit seinen Dienst verlassen mußte, hatte viele große und kleine Lichterbäume, und zwar auf eine ganz eigenthümliche, nette Weise gemacht. Dieselben wollte er auf dem Weihnachtsmarkte verkaufen, und konnte sich doch wegen seiner Krankheit nicht der Kälte aussetzen, darum erbot ich mich, statt seiner die Lichterbäume auf dem Markte feil zu bieten. Es war gerade tüchtig kalt, deshalb hatte ich über meine Equipage einen weiten Rock meines Vetters angezogen, der bei mir die Stelle eines großen Mantels vertrat, und meine ganze jugendliche Gestalt verbarg; an den Füßen hatte ich über den Stiefeln ungeheure Filzschuhe, die ich kaum schleppen konnte, und die mich auf dem Flecke, wo ich einmal stand, festhielten, mein dicker Kopf steckte in einer schrecklichen Pelzmütze, die mir über das ganze Gesicht herunterfiel und das Athmen sehr erschwerte. Wer mich so sah, sah eigentlich nicht mich, sondern meinen Rock, der pflanzenartig aus der Erde gewachsen zu sein und eine Pelzmütze als Blume zu haben schien. Wenn nun Jemand einen Lichterbaum von mir kaufen wollte, mußte ich erst die Arme himmelwärts strecken, damit die Rockärmel zurückfielen und ich die Hände frei hatte, um meine Physiognomie von der Pelzmütze befreien zu können. Während dieser Manipulation liefen manche Käufer fort, und wenn endlich meine Augen das Tageslicht sahen und den Käufer suchten, war dieser verschwunden und ich ließ meinen pelzartigen Vorhang wieder fallen; aber vielen, denen meine Hantierung Spaß machte, blieben stehen und kauften. So hatte ich noch vor Ende des Christmarktes meines Vetters Lichterbäume alle gut verkauft und bekam einen guten Rabatt.

„Der Kupferstecher Gottschick, für den ich früher Kupferstiche verkaufte und jetzt wieder Stiefel putzte, versorgte mich (Neujahr 1818) durch seine Fürsprache bei dem Hofkupferstecher, Herrn Professor Schulze; dort war ich, so zu sagen, der Hauspudel, was niemand thun wollte, that ich, gleichviel, ob dem Herrn, ob seiner Schwester oder seinen Söhnen. Der Herr Professor Schulze hatte das Podagra und Chiragra, zum Ueberfluß auch öfter die Wassersucht, kein Wunder also, wenn er der ärgste Hypochonder vielleicht auf der ganzen weiten Erde war. Bei ihm hatte ich einen harten Dienst und manche böse Stunde! Der alte kranke Mann hatte keinen Schlaf, und da durfte auch ich keinen haben; denn ich mußte immer bei ihm sein. Das Langweiligste war mir, wenn ich meinem Herrn einen ganzen langen Winterabend durch, oft bis zwölf Uhr, französisch vorlesen mußte (was ich früher in der Schule gelernt und hier wider Willen wieder einüben mußte), denn ich verstand nicht, was ich vorlas. Wenn ich glaubte, er schlief, und aufhörte mit Lesen, da erwachte er gleich und wunderte sich, daß ich nicht läse, da bin ich manchmal bald aus der Haut gefahren. Aber das peinlichste Geschäft war mir, wenn sich mein Herr einfallen ließ auszugehen, und ich ihn anzie-

hen mußte, wenn Alles gut ging, hatte ich doch meine liebe Noth mit den Kamaschen! Die waren so eng, die Knöpfe so dick und rund, die Beine geschwollen, ich durfte nicht Gewalt brauchen, sonst schrie er jämmerlich vor Schmerz, und ging es nicht geschwind, schimpfte er ganz gräulich vor Nasen vor. ‚Zeichne dies ab,‘ sagte er freundlich ‚spitze die Kreide recht schön und mach's recht sauber, ich will sehen, wie du's anfängst.‘ Voller Lust und Freude an dieser Beschäftigung gab ich mir alle mögliche Mühe, die Augen und Nasen recht genau nachzuzeichnen. Als er endlich nach-



Julius Thäter.

Ungeduld. Wenn es ihm seine geschwollenen Hände zuließen, stach er an einer großen Platte, da stellte ich mich manchmal hin und sah ihn arbeiten. Das gefiel ihm und er fragte mich im Scherz: ‚Junge, hast du Lust zum Kupferstechen?‘ ‚Ei ja,‘ meinte ich, ‚Lust schon, aber ich bin zu dumm dazu.‘ Einmal, als er bei guter Laune war, gab er mir Papier und Kreide und legte mir in Kupfer gestochene Augen, sah, schien er sich zu verwundern, und äußerte sehr freundlich: ‚Du sollst mir von nun an fleißig zeichnen, und wenn du deine Sachen gut machst, lehre ich dir auch das Kupferstechen!‘ Aber leider wurde er den andern Tag schon wieder heftig krank, und ich hatte immer um ihn herum zu thun, und zum Zeichnen kam ich nicht mehr. Immer verdrießlicher wurde mein Dienst, bei dem besten Willen, der größ-

ten Aufmerksamkeit und der pünktlichsten Vollziehung dessen, was mir befohlen wurde, konnte ich weder meinen Herrn, noch seine Schwester und Söhne zufrieden stellen. Der Erste war zu hypochondrisch, die Zweite eine arge, alte Frau, die Letzten betrachteten mich wie ihren Hund, den sie nach Belieben herumstoßen könnten. Oft mußte ich den Vater, der Söhne wegen, versäumen und deshalb viele böse Reden von ihm hören, und berief ich mich auf die Söhne, dann verbot er mir streng, denselben irgend eine Dienstleistung zu thun. That ich dann nicht, was die Söhne verlangten, da gingen sie zum Vater und verklagten mich deshalb bei ihm, der mir ebenso streng gebot, ihnen gehorsam zu dienen, als er mir's vielleicht kurz vorher verbot. Das wurde immer schlimmer; ich wurde so herumgejagt, daß ich nicht mehr wußte, wohin. Einmal war es gar zu arg, und als ich mich gegen Alt und Jung wacker vertheidigte, befahl mir der Alte im Zorn, mich augenblicklich aus dem Hause zu scheren und nie wieder zu kommen. Diesem Befehle gehorchend, begab ich mich sogleich aus dem Hause des Herrn Professor Schulze, ohne zu wissen, wohin ich sollte; aber ich vertraute auf Gott, der schon so oft geholfen hatte.

„Aber mit heiterem Sinn konnte ich nicht an die Zukunft denken. Sollte ich mich denn immer nur von allerlei Menschen mißhandeln lassen? Wie herzlich sehnte ich mich, etwas zu lernen! Aber wo war ein rechtschaffener Meister, der gerade einen Lehrjungen gebraucht und mich unentgeltlich in die Lehre genommen hätte?

„‚O, wenn ich lernen könnte, wozu ich Lust hätte!' äußerte ich betrübt gegen meine Mutter. ‚Na, was wäre denn das?' fragte sie. Rasch war meine Antwort: ‚Ich möchte zeichnen und gern kupferstechen lernen.' Beim Professor Schulze hatte ich mir etwas in den Kopf gesetzt, das ich nicht herausbringen konnte. Seine zufriedenen, freundlichen Aeußerungen, als ich bei ihm den Versuch im Zeichnen machte, hatten mir gar zu wohl gethan, weil ich ihn sonst nur zanken und murren hörte; seine Aufforderung zum Fortfahren und sein Hindeuten aufs Kupferstechen hatte sich mir ebenfalls eingeprägt. Uebrigens hatte ich nicht umsonst dabei gestanden, wenn er seine reichen Portefeuilles durchsah, und ich die schönen Kupferstiche nach einander umblättern mußte; nicht umsonst hatte ich ihn erzählen hören, daß vor mehreren Jahren ein Gürtlergesell bei seinem Vetter conditionirt habe, und dann aus Liebe zur Kunst heimlich entwichen und nach Paris gegangen sei, wo er sich in der Kupferstecherei ausgebildet habe. — Dies alles theilte ich meiner Mutter mit, und suchte ihr begreiflich zu machen, daß auch ich was Ordentliches lernen würde, wenn ich auf die Akademie kommen könnte. Nach und nach ging meine Mutter immer mehr in meine Wünsche ein und endlich zum Director der Akademie. Ohne viele Umstände wurde mir ein Platz in der Zeichenschule angewiesen und den 5. October 1818 fing ich an, gerade und krumme Striche zu machen.

„Aus lauter Liebe hatte meine gute Mutter etwas zugegeben und sogar befördert, was ihr und mir kummervolle Tage gebracht hat. Obwohl ich alles Mögliche that, um ihr nicht zur Last zu fallen, so hatte sie dennoch die Hauptsorgen zu tragen. In den Frühstunden putzte ich Stiefeln, in den Mittags- und Abendstunden schrieb ich bogenweise, oder trieb andere Dinge, nur um etwas zu verdienen. Endlich kam ich hinter das Coloriren, und zur Weihnachtszeit colorirte ich ganze Nächte hindurch Bilderbogen. Nach und nach schenkte mir der liebe Herrgott wohlthätige Gönner, und so ging's weiter und weiter."

Eine andere Aufzeichnung seines Lebens, welche Thäter im December **1840** zu München schrieb, behandelt diese Jugendgeschichte nur ganz kurz in wenigen Zeilen, giebt aber dann einen ausführlicheren Bericht über seine **weiteren Schicksale** und namentlich über seinen künstlerischen Entwicklungsgang. Mit Weglassung des Anfanges kann ich deshalb dieselbe hier, an den Eintritt Thäter's in die Akademie anknüpfend, unmittelbar anschließen.

„Als ich mich beinahe zwei Jahre lang auf diese Weise geplagt hatte, bekam ich für den alten Hofrath Böttiger Einiges aus kostbaren englischen Werken durchzuzeichnen, was ich sehr sorgfältig verrichtete. Böttiger gewann mich lieb und verschaffte mir aus der Freimaurerloge ‚Zum goldnen Apfel' eine kleine Unterstützung, freilich nur für kurze Zeit. Aber zu gleicher Zeit nahm

sich noch ein anderer Mann, der Hofrath Dr. Weigel, höchst liebevoll meiner an, und versorgte mich aus seiner Garderobe reichlich mit Kleidern, und unterstützte mich mit einigem Gelde. Auch hatte ich der Verwendung dieses edlen Mannes zu verdanken, daß mir der Herr von Quandt eine monatliche Gabe spendete. Auf diese Weise war ich nun in den Stand gesetzt, anstatt meiner bisherigen Nebenbeschäftigungen mit dem Kupferstechen mich zu befassen, womit ich also zu Ende des Jahres 1820 bei dem Professor Seiffert anfing."

„Seiffert war zwar kein bedeutender Künstler, aber ein verständiger Mann, der seine Freude am Lehren hatte, und mit aller Liebe mich führte. In kurzer Zeit brachte ich es so weit, daß ich für eine Zeitschrift — Mercur —, welche bei Hilscher in Dresden erschien, Conturen nach Bildern der Dresdner Galerie stechen und somit etwas verdienen konnte. Außerdem verschaffte mir Seiffert von dem Prinzen Friedrich, nachmaligem König von Sachsen, eine kleine Unterstützung. Nun kurz, es ging mir ganz erträglich, und ich konnte mit allem Fleiße den akademischen Studien obliegen. Nur mit dem Kupferstechen wollte es nicht recht gehen; denn so nebenbei konnte ich nie, das fühlte ich, zu gehöriger Fertigkeit gelangen. Ja ich verlor sogar alle Lust dazu, weil ich von meinem guten Meister immer nur aufs Strichwesen hingewiesen wurde, in welchem ich durchaus keine Bedeutung finden konnte. Doch es sollte bald anders werden!"

In dieser Zeit und insbesondere im Jahre 1821 war es geschehen, daß Thäter mit dem gleichaltrigen Ernst Rietschel, welcher zu Michaelis 1820 in die Akademie gekommen war, einen engen und vertrauten Freundschaftsbund schloß, welcher beide Männer, die später, jeder in seinem Fache, zu nicht geringen Ehren gelangten, ihr ganzes Leben hindurch fest und treu verband. Rietschel gedenkt in den liebenswürdigen Aufzeichnungen seines eignen Lebens, die Andreas Oppermann herausgegeben hat (Leipzig 1863), wiederholt dieses Verhältnisses, und er sagt da über Thäter's Persönlichkeit folgende wahre Worte: „Sein treffliches Herz, sein klarer Verstand, seine rechtschaffene Gesinnung, sein eiserner Fleiß und Eifer fesselten mich an ihn; ich konnte nicht mehr ohne ihn leben, wir wurden innige Freunde und sind es für's Leben geblieben. Er hat schwere Lebenskämpfe durchzumachen gehabt, ist aber stets als reines Gold befunden worden; er gehört zu den edelsten und vortrefflichsten Menschen, die ich kenne; seine echte Religiosität hat sich in Freud' und Leid bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in energischem Muthe bei jeder Noth, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert ward." Im Jahre 1822 zogen die Freunde zusammen in eine Wohnung gemeinsam mit Thäter's vortrefflicher Mutter, welche die beiden Kunstjünger liebevoll pflegte. Rietschel und Thäter lasen und studirten fleißig, um die vielen Lücken in ihren Kenntnissen auszufüllen, und „saßen so mit unbeschreiblicher Behaglichkeit zusammen". Denn, so fährt Rietschel fort: „ein heißes Verlangen, viel zu lernen und das Gefühl, so ganz ohne alle Vorbildung zu sein, trieb uns in eine Hast, daß wir gern Alles auf einmal vorgenommen hätten." Zwar mußte dies Zusammenwohnen schon nach einem Jahr aufgegeben werden, aber die gemeinschaftlichen Studien wurden lebhaft fortgesetzt.

Wir kehren nun wieder zu Thäter's Aufzeichnungen zurück.

„Im Frühjahre 1824 starb mein lieber Meister Seiffert, der in den letzten Jahren meine beste Stütze war; ich stand nun plötzlich allein, ohne Rath, mir selber überlassen. Mit schwerem Herzen sann ich hin und her, was ich nun thun müsse, um im Kupferstechen ordentliche Fortschritte zu machen; aber ich fand nichts: denn nach Bildern zu stechen, war mir zu schwer, und Kupferstiche zu copiren, zu langweilig. So kam ich eines Tages in die kleine, aber sehr reichhaltige Galerie des Herrn von Quandt. Da fiel mir eine Federzeichnung auf, die ich schon öfter gesehen hatte, sie war von Cornelius, und stellte den ‚Spaziergang Faust's am Ostertage' vor. Wie — dachte ich — wär' das nicht ein guter Stoff zu einer Grabstichelübung? Hier handelt sich's doch um Gestalten, ja um Personen! Und Alles ist so schön geformt, so charakteristisch ausgeprägt! Das muß ich vornehmen! — Der Herr von Quandt, den ich nun unverzüglich um die Erlaubniß, diese Zeichnung in Kupfer copiren zu dürfen, ersuchte, gewährte gütigst meine

Bitte. Welche Freude für mich! Das war die erste Arbeit, bei der ich vorher bedenken mußte, mit welchen Mitteln ich sie zu Stande bringen sollte: denn jetzt empfand ich zum ersten Male, daß die herkömmlichen Kupferstecherregeln durchaus nicht überall anwendbar seien. Nachdem ich einig geworden war, wie dieser Gegenstand am besten wiederzugeben sei, ging ich rasch an die Arbeit. Dabei jedoch theilte ich meine Zeit weislich ein, theils zu akademischen Studien, theils zu dem Stich nach Cornelius und theils zu Brotarbeiten. So wurde ich im Sommer 1825 mit der Platte nach Cornelius fertig. Der Herr von Quandt, dem ich diese Arbeit zuerst zur Beurtheilung vorlegte, nahm sie beifällig auf und empfahl sie dem Kunsthändler Wanner in Frankfurt am Main, der mir die Platte auch wirklich abkaufte.

„So kindisch auch dieser Kupferstich nach Cornelius behandelt ist, so war doch die Ansicht, welche mich bei dieser Arbeit geleitet hatte, nicht unrichtig; wenigstens bin ich heute noch ganz derselben Meinung wie damals. Aber diese Arbeit brachte mich zu der Erkenntniß, daß ich von den technischen Mitteln der Kupferstecherei noch gar nichts wisse. Darum wünschte ich sehnlichst, unter die Leitung eines tüchtigen Meisters zu kommen, um jene Vortheile und Kunstgriffe kennen zu lernen, mittelst welcher man das Material so leicht bewältigt. Da fügte es der liebe Gott, daß ich eines Tages — ich weiß nicht mehr, wo? — dem Buchhändler Barth von Leipzig vorgestellt und empfohlen wurde. Derselbe lud mich freundlich ein, ihn recht bald in Leipzig zu besuchen, und versprach mir, dort mit andern achtbaren Männern mich bekannt zu machen. Ohne mich sehr lange zu besinnen, folgte ich dieser Einladung, und ging im Herbst 1825, von meinen Dresdner Gönnern mit guten Empfehlungen an die bedeutendsten Kunstfreunde versehen, nach Leipzig. Barth nahm mich sehr freundlich auf und wies mir in seinem Hause Wohnung an. Nächst diesem wackern Mann vertraute ich dem Proclamator Weigel (Bruder des Hofraths Weigel in Dresden) meine Wünsche. Diese beiden Männer nahmen sich meiner ernstlich an und unterzeichneten zuerst ein Circular, in welchem die Leipziger Kunstfreunde gebeten wurden, mir nur für zwei Jahre eine kleine Gabe zu bewilligen, mittelst welcher ich diese Zeit zu meiner Ausbildung im Kupferstechen verwenden könne. Es kam auf diese Weise eine Summe von ein hundert und sechszig Thaler für zwei Jahre zusammen. Wer war froher als ich? — Dem Rathe meiner Gönner folgend, eilte ich, einige schon begonnene Brotarbeiten zu vollenden, und ging dann im September 1826 nach Nürnberg, um in Reindl's Schule, wohin ich mit guten Empfehlungen adressirt war, das Kupferstechen recht ernstlich zu betreiben.

„Mit fröhlichem Muthe wanderte ich dem alten Nürnberg zu und jauchzte hoch auf vor Freuden, als ich in der Ferne die schöne Silhouette dieser ehrwürdigen Stadt erblickte. Indem ich meine Schritte verdoppelte, dachte ich an Alles, was ich dort thun, wie ich fleißig sein und horchen wolle auf den Rath des lieben Meisters, von dem ich Alles zu erfahren hoffte, was mir im Bereiche der Kupferstecherei wissenswerth schien. Doch, ganz anders, als ich erwartet hatte, war es in der Wirklichkeit. Der gute Reindl hatte viel Wichtigeres zu thun, als einen jungen Menschen, der nur große Lernbegierde mitbrachte, zu unterrichten. Er gab mir deutlich zu verstehen, daß in seiner Schule nur Platz sei für solche Leute, die entweder ihn bezahlten, oder für ihn arbeiteten. Das Erste war mir unmöglich, und das Andere konnte ich darum nicht sogleich, weil mir der Professor Vogel einige Arbeiten mitgegeben hatte, die ich unverzüglich vornehmen sollte, was ich auch um so lieber that, weil ich dieselben als ein Studium betrachten konnte. Diese Gründe theilte ich dem Reindl mit, und bat ihn, mir wenigstens vor der Hand zu erlauben, daß ich ihm von Zeit zu Zeit meine Arbeit zeige und ihn um Rath befrage. Diese Bitte wurde mir gewährt. Sobald ich also meine Arbeit angefangen hatte, ließ ich sie dem Meister Reindl sehen, ich wurde aber sehr kurz berichtet; und je öfter ich kam, desto kürzer wurde die Lehre, bis es gar keine mehr war. So dumm ich auch noch war, sah ich doch deutlich ein, daß Meister Reindl sich nicht mit mir befassen wollte; darum ging ich selten zu ihm, und endlich gar nicht mehr. Nun, meine erste Arbeit in Nürnberg kam auch ohne Reindl, wenn auch langsamer, zu Stande. Es war eine allegorische

Figur — die Baukunst — nach einem Gemälde von Vogel, der mit mir sehr zufrieden war."

Während der Zeit seines Nürnberger Aufenthaltes führte Thäter ein Tagebuch, dessen einzelne Stücke er an Rietschel sandte, wogegen dieser ihm ebenso seine Aufzeichnungen schickte. Das Thäter'sche Tagebuch, welches mir vorliegt, umfaßt die Zeit vom 27. September 1826 bis 26. März 1828, und enthält Alles, was der junge Künstler erlebte. Es ist mit voller Wahrhaftigkeit in behaglicher Breite, natürlich und gemüthsvoll geschrieben, so daß es Anziehungskraft genug wohl besitzt, allein es kann doch, bei dem erheblichen Umfange desselben, der Gedanke, dasselbe abzudrucken, nicht gut aufkommen. Nur Einiges will ich hier ergänzend einschalten.

Thäter hatte bald nach seiner Ankunft in Nürnberg den Maler Johann Jakob Kirchner kennen gelernt, dessen ernstes, knorrig-altdeutsches Wesen ihn anzog. Das Freundschaftsverhältniß Beider wurde ein sehr inniges, doch kamen endlich Meinungsverschiedenheiten vor, welche eine gewisse Erkaltung zur Folge hatten. Kirchner nun war mit Cornelius befreundet und dachte von dessen Künstlerschaft sehr hoch. Deshalb rieth er Thäter sogleich, Ende October schon, nach München zu gehen, wo er gewiß als Stecher dem Cornelius, der solche Art zu stechen liebe, willkommen sein würde. Dieser entschiedene Hinweis auf Cornelius entsprach im hohen Grade den Ansichten Thäter's, der ja gerade durch eine der Cornelius'schen Faustzeichnungen künstlerisch gleichsam zur Besinnung gekommen war. Aber vorläufig war er doch an Nürnberg gebunden und konnte es unmöglich wagen, auf gut Glück nach München zu wandern. Aus München fiel jedoch dann und wann ein Strahl des Abglanzes von dem dortigen Kunstleben in die alte Reichsstadt, und nährte die Sehnsucht des jungen Mannes, an jenen herrlichen Bestrebungen Theil zu nehmen. Im Juni 1827 kam Karl Heinrich Hermann, der bekannte Schüler von Cornelius, nach Nürnberg. Er war ein Landsmann von Thäter und nur etwa ein Jahr älter als dieser. Als Thäter ihn sah, von ihm hörte, wie er unter des Meisters Augen arbeitete und was alles in München geschafft würde, — da fühlte er sich klein und verachtungswürdig; es erschien ihm Alles, was er gemacht hatte, werth- und gehaltlos. In dem inneren Sturme, der sich in seiner Seele erhob, verzweifelte er an sich selber, bis endlich religiöse Betrachtungen ihm den Muth wiedergaben und ihn zu immer ernsterer Thätigkeit anspornten. Bald darauf (am 16. August 1827) wurde er von neuem aufgeregt durch den Anblick des Schäffer'schen Stiches nach dem einen der Dante-Cartons von Cornelius. Er schrieb darüber eine lange Abhandlung in sein Tagebuch, die mir wichtig und bezeichnend erscheint, so daß ich sie hier ganz mittheile.

„Ernst, was habe ich gesehen! es betäubt meinen armen Kopf, der so etwas nicht fassen kann! ich bin außer mir! wahrlich nicht von ohngefähr kam mir's zu Gesicht. Mein Wirth, ein Kupferdrucker, sagte mir, er habe soeben eine Kupferplatte von München erhalten, die für mich Interesse haben würde; sie sei altdeutsch gearbeitet, so wie ich zu stechen pflegte. Du meine Mütze, dachte ich, wenn es meiner Sauerei gleicht, da wär mir's gesunder, ich sähe es nicht. Darauf sagte er aber, es sei von Schäffer. Tausend Secretär! das möchte ich sehen! das ist von Cornelius! Richtig, so war's auch."

Thäter giebt nun zwar den Titel des Blattes, von dem er glaubte, daß es dem Kreise der Glyptothekmalereien angehörte, falsch an, aber eine an den Rand seines Blattes gezeichnete kleine Skizze läßt, abgesehen von allen anderen Gründen, keinen Zweifel, daß der von Schäffer gestochene Carton zum Dante'schen Paradies gemeint sei. Uebrigens konnte wohl dieser Irrthum auf die künstlerische Beurtheilung des Werkes durch Thäter keinen Einfluß üben. Er sagt:

„Aber das sind Figuren, die sind ungeheuer gezeichnet, und großartige, wahrhaft majestätische Charaktere! es wäre rechter Unsinn, wenn ich's beschreiben wollte! der Stich wär der Sache ganz angemessen; es fiel mir nicht ein, daß es ein Kupferstich sei, ich glaubte eine Federzeichnung vor mir zu haben. Die Figuren sind in der Größe, wie in meinem Faust, auch so weit nur ausgeführt, flach gehalten in der Zeichnung, die Conturen ungeheuer scharf und rein, wie gegossen,

die Schatten grau und blau, unter andern war ein beschattetes Gewand blos mit ganz graden, über's Kreuz gelegten Strichen, einen dick, den andern dünn, hier enger, dort weiter, gestochen; und doch kein Fleckchen darin, und so klar, wundervoll! ganz wie man es beim Marc-Anton findet. Ach könnte ich doch auch solche Sachen stechen! Ich hatte keine Ruhe, ich mußte mich mittheilen, und lief zu Kirchner schon nach fünf Uhr; ich erzählte ihm Alles ganz ausführlich, er wurde ganz entzückt. Wir gingen nun auf den Frauenthorzwinger; es war trübes Wetter; ganz allein saßen wir nun dort oben, und schwelgten, und wären noch sitzen geblieben, wenn wir nicht schon naß waren, denn es hatte, während wir da saßen, angefangen zu regnen, ohne daß wir darauf geachtet hatten. Schon vor einiger Zeit äußerte ich gegen Kirchner den Wunsch, unter Cornelius mich ferner ausbilden zu können; da war er aber sehr darwider, wegen dem akademischen Wesen, und meinte, ‚du hast zu thun genug in Nürnberg; will er dir hierher was zu thun geben, da mag's sein, aber nur nach München gehe nicht ꝛc.‘ Da half mein Protestiren nichts. Heute aber war er anders gestimmt, da ich ihm von dem Stich erzählte. ‚Sieh, lieber Kirchner,‘ sagte ich, ‚das ist dasselbe, was ich bei meinem Stich, dem Faust, vor Augen hatte, nur daß ich noch nicht klar genug dachte, und ein bischen Hefen oder Sauerteig von meiner Schule mit darunter kam; dasselbe, was ich stets zu machen wünschte und suchte; das ist es! Und bedenke nur, was der Schäffer lernt, wie der sich ausbildet; er studirt diese Sachen mit dem Meister durch; der Meister arbeitet immer dabei mit ꝛc.‘ Kurz, ich sprach mich so recht aus, und mein lieber Kirchner sah Alles ein und meinte nun selbst, es sei gut, wenn ich dem Cornelius unter die Hände käme, es sei der beste Weg, den ich einschlagen könne, da ich so viel Liebe für diese Sache habe und so ganz beseelt davon sei; dies wolle er dem Cornelius schreiben ꝛc. Nun sieh, Ernst, es ist doch wunderbar, wie uns die göttliche Vorsehung führt! Schon früher habe ich dir geschrieben, daß ich vielleicht künftig nach München ginge, aus eben der Ursache, aber auch wegen dem regeren Kunstleben und um das nachzuholen, was ich früher versäumte, das Antikenstudium; das sind alles wichtige Sachen; wie sie mir damals in Sinn gekommen und sich gleich so fest gesetzt haben, weiß ich jetzt nicht; war es vielleicht nur eine Ahnung, ein Traum von dem, was wirklich geschehen soll? Dem sei nun, wie ihm wolle. Kurz darauf fängt Kirchner an, von Cornelius zu erzählen, es kamen Mehrere zu ihm von München, die ihm Allerlei von Cornelius, Schäffer, Erwin Speckter und Anderen sehr großartig erzählten, so daß Kirchner ganz beseelt war von diesem Leben; du weißt ja, wie man schwärmt, wenn von so einem Meister die Rede ist, und beim Cornelius ist es ganz recht, keine Fabel. Nun sieh, das alles bestärkte mich in meiner ersten Idee, und der Wunsch, dahin zu ziehen, wo jetzt die Kunst so großartig betrieben wird, und so kräftig aufblüht, wurde sehr lebhaft in mir. In den letzten Tagen haben wir sehr viel über Cornelius gesprochen, Kirchner hat mir ihn als Mensch und Künstler genau geschildert; und heute sehe ich gar die Platte von Schäffer! Ist das nicht zum Tollwerden? Ja? was meinst du, Ernst, was würdest du thun? bei solchem wunderbaren Zusammentreffen und wiederholten Eindrücken? Nun habe ich mir fest vorgenommen, wenn der „Canikof“ — nämlich die Platte mit dem Bildnisse dieses Mannes nach Vogel — fertig ist, rutsche ich nach München, um mit dem Cornelius zu sprechen und Alles zu prüfen; anbetteln will ich mich nicht, Gott wird's schon fügen, wenn es sein soll; ich will nur meiner Neigung folgen, und dem Cornelius meinen Wunsch äußern, und mich ihm geben, wie ich bin; kann er mich brauchen, und ist es Gottes Wille, so gehe ich künftige Ostern ganz hin. Wie mich Gott führt, so will ich gehen!

„Ueber diesen Text muß ich dir besonders schreiben.“

Diesen Entschluß, nach München zu reisen, führte Thäter schneller aus, als er sich hier vorgenommen hatte, indem er schon gegen Ende September sich dorthin begab. Am 3. October 1827 stellte er sich Cornelius vor. Ueber diesen Besuch berichtet er selbst Folgendes:

„Halb ein Uhr ging ich also zum Cornelius; er war noch nicht da, ich sollte wiederkommen; ich ging hinunter vors

Haus, ging wieder hinauf, er war noch nicht da, ich ging wieder hinunter, stellte mich in der Nähe des Hauses hin; ich stand lange und sah gar Niemanden ins Haus gehen, welcher Cornelius hätte sein können; ich war verdrießlich, ich hatte noch nicht gegessen, es war beinahe halb zwei, und ich recht hungrig; ganz in Gedanken vertieft und verstimmt stand ich mit in einander gelegten Armen da, als ein kleines corpulentes Männchen langsam bei mir vorbeiging, und mir stier ins Gesicht sah; es fiel mir das nicht auf, weil ich gerad bedachte, was ich eigentlich dem Cornelius sagen wollte; doch sah ich den kleinen Mann ins Haus gehen. Nach einer langen Weile fiel mir doch dieser kleine Mann ein, und ich dachte, das ist am Ende Cornelius gewesen; ich ging hinauf, richtig, er war da; ich wurde gleich hineingelassen, richtig, es war der kleine Mann. Mehrere junge Leute waren schon bei ihm, und ich war der letzte; ich bewunderte die Art und Weise, wie kurz er die Leute alle abfaßte; und ich sah ein, daß ich mich auch ganz kurz fassen müsse, wenn es nach Wunsche gehen solle. Ehe ich mir's versah, stand ich allein drin. Nun stieg mir das Blut ins Gesicht, doch ich faßte mich schnell wieder und auf seine kurze Frage: ‚Was wollen Sie?' antwortete ich: ‚Ich habe Sie herzlich zu grüßen von Kirchner in Nürnberg.' ‚Ich danke. Geht es dem braven Kirchner wohl?' ‚Ja, Herr Director, er würde ganz glücklich leben, wenn er als Künstler mit der Zeit zufrieden wäre.' — Ich schwieg, und erwartete, daß er etwas dazu sagen würde; aber er schwieg auch; ich fuhr also fort: ‚Nebenbei wage ich es, mich Ihnen als Kupferstecher vorzustellen und geradezu den lange gehegten Wunsch endlich auszusprechen: ich möchte gern nach einem Bilde oder einer Zeichnung von Ihnen in Kupfer stechen. Schon vor zwei Jahren habe ich etwas nach Ihnen gestochen; doch da war ich solchen Sachen noch nicht gewachsen, doch jetzt glaube ich, so etwas besser herausbringen zu können.' ‚So, Sie sind also der — — Thäter? Na, man sieht zwar an dem Blatte, das Sie nach mir gestochen haben, daß es ein Anfänger gestochen hat; doch die Richtung ist sehr gut, fahren Sie so fort. Sehr wahrscheinlich werde ich Sie beschäftigen können und es mit Vergnügen thun. Sie bleiben hier?' ‚Nein, ich reise übermorgen nach Nürnberg zurück, um wenigstens noch diesen Winter dort zu bleiben.' — ‚So, da grüßen Sie meinen Freund Kirchner recht herzlich, und reisen Sie recht glücklich! Leben Sie wohl!' — So, nun war ich abgefertigt! Nun, wenn ich also nach München käme, werde er mich doch beschäftigen. — Aber wahrlich! der Cornelius hat Augen im Kopfe, mit denen er Einen durchbohrt! einen ungeheuer scharfen Blick!"

So war die nähere Beziehung zu Cornelius für Thäter in eine gewisse Entfernung gerückt, aber dafür eröffnete sich ihm fast zu der nämlichen Zeit die Aussicht, mit einem andern bedeutenden Künstler in Verbindung zu treten. Es war Rauch. Ehe wir uns jedoch zur Betrachtung dieses Verhältnisses wenden, dürfte es angemessen sein, ein paar Worte **zur Charakterzeichnung Thäter's**, wie er damals war, anzuführen.

Thäter lebte zwar nicht mehr in drückenden, aber natürlich doch immer noch in beschränkten Verhältnissen, und so hielt er sich auch nicht zu den Hohen, sondern zu den Niedrigen. Außer Kirchner und einigen wenigen Künstlern verkehrte er fast nur mit wackern Philistern, die er auf der Bierbank hatte kennen lernen und mit denen er schnell in Brüderschaften gerathen war. Die Biederkeit, Gradheit und Zuverlässigkeit solcher Männer sticht auch heute noch häufig genug nur zu vortheilhaft von der geschmeidigeren Art der höher gebildeten Stände, hinter welcher sich nur allzuleicht die Lüge versteckt, ab. Kein Wunder also war es, daß Thäter diese feinere und rücksichtsvollere Lebensart nicht sogleich verstand, als er mit Leuten, die gewohnt waren, sich in derselben zu bewegen, in Berührung kam, daß er oft für Lüge nahm, was nicht Lüge war. Eine Geschichte, die er mittheilt, schildert in recht ergötzlicher Weise dieses Mißverständniß.

Er hatte einen Kirchenvorsteher, desselben Namens Thäter wie er, kennen gelernt, und hatte dessen Einladung, eines schönen Augustsonntages bei ihm zu speisen, angenommen. Aber sein Mangel an Erfahrung und Menschenkenntniß verhinderte ihn, die richtige Stellung zu diesem Manne zu finden. In seinem Tagebuche

erhebt er furchtbar feierliche Klage über die Schlechtigkeit der Menschen: — und was war es denn? Die gastliche Familie war von dem „steifen Kerl“ mit seiner „geraden unbeweglichen Gestalt“ etwas überrascht; und dann forderte sie ihn nach seiner dritten Tasse Kaffee zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange auf. Aber mein Thäter „blieb sitzen, ließ sich die vierte Tasse geben, zündete die Pfeife wieder an und hatte seinen Spaß, die langen Gesichter zu sehen.“ Das that er, weil er die, ihm fremde Form der Lebensführung als Lüge und Heuchelei auffaßte und jene Menschen nun in sittlicher Entrüstung „verachten mußte“. Diese etwas urwüchsig übertriebene Art in der Auffassung der Dinge geht als ein allgemeiner Zug durch die damaligen Lebensäußerungen von Thäter. Gleich steht der junge, unerfahrene Mann in Flammen, und jede Frage, die das Leben an ihn stellt, versetzt ihn in tiefe, gewaltige Kämpfe. Wenn seine Mutter den Wunsch ausspricht, daß er wieder nach Dresden zurückkehren möge zur Freude ihres Alters, so geräth sein ganzes inneres Wesen in hellen Aufstand über den Widerstreit zwischen Kindesliebe und Berufspflicht. Er will gehorsam nach Dresden gehen — „aber dann mag ich,“ so ruft er aus, „nicht mehr Künstler sein. Es wird mir zu schwer; ich kann diese Last nicht tragen. Wenn ich mit einer hellen Erkenntniß jetzt den Brotsudler abgeben sollte! Nein, nein, nein!! Holzspalter, Pferdeknecht, Alles, Alles will ich sein, nur nicht die Kunst untergraben helfen!“ In all diesen Aufregungen offenbart sich stets rein und lauter die Wahrhaftigkeit von Thäter's Charakter. Mit heiligem Ernste nimmt er die Kämpfe der Jugend auf, um endlich in dieser Schule Kenntniß des Lebens und bewußte Charakterfestigkeit zu gewinnen. Alles Gemeine haßt der durchaus keusche Jüngling, und er wagt nicht, ein fremdes Mädchen, selbst nicht eine Kellnerin, anzufassen. „Ich mag nicht“, so schreibt er, als sich auf der Reise nach München zu Landshut in der Wirthsstube ein hübsches Mädel neben ihn setzte, „ich mag nicht dazu beitragen, so ein armes, dummes, hülfloses Geschöpf zu entsittlichen; das ist keine Kunst und eine große Sünde.“ Und diese sittliche Rechtlichkeit ist um so höher zu schätzen, als Thäter in dieser ganzen Zeit zu Verliebtheiten sehr aufgelegt war. Manches schöne Mädchen machte einen tiefen, verwirrenden Eindruck auf ihn, so eine Caroline aus Erlangen, so eine Margarethe, die reizende Wirthstochter von Lichtenhof vor Nürnberg. In die Magarethe verliebte sich Thäter nun auch wirklich, aber da von Heirathen, seiner Verhältnisse wegen, nicht die Rede sein konnte, endete er die Liebespein damit, daß er sie zeichnete und sie in ihrem schönen Abbilde liebte. Das treffliche Mädchen aber war auch mit einem rohen Menschen verlobt worden, und dies erregte noch des jungen Mannes innigstes Mitleid, so daß seine Liebe eine ganz reine und edle wurde. Aber freilich, der Magarethe mag, bei dieser Lage ihrer Pflicht und ihrer Neigung, nicht wohl geworden sein. Kaum ein Jahr nach Thäter's Abgang von Nürnberg schrieb ihm Kirchner nach Berlin, daß „das liebe Mädchen“ gestorben sei.

Mit diesem Kirchner hatte Thäter, wie bemerkt, schnell eine vertrautere Freundschaft geschlossen, aber dennoch blieben auch diesem Bunde die Prüfungen nicht erspart. Gegen Ende August 1827 kamen Beide, während eines Spazierganges, zu Meinungsverschiedenheiten, welche einen plötzlichen und heftigen Bruch zur Folge hatten. Dieser machte auf Thäter einen ganz gewaltsamen Eindruck. Am anderen Tage schrieb er in seine Aufzeichnungen: „Diesen Vormittag habe ich eine wahre Seelenpein ausgestanden und einen furchtbaren Kampf mit mir gehabt; ich zweifelte an allen Menschen und sah mich nun allein, verhöhnt und gefoppt von allen;“ und so klagt er weiter, bis er im Aufschwunge innigster Liebe sich zugleich an seinen Ernst und an Gott wendet, — aber Tage lang noch dauert die Noth seiner Seele, bis endlich nach Verlauf einer Woche die Versöhnung mit Kirchner dem Leide ein Ende setzt. So von Grund aus redlich und treu nahm er die Dinge.

Wir wenden uns nun zu dem Verhältniß, in welches Thäter zu **Rauch** kam. Thäter erzählt, im Hinweis auf den Stich der Figur der „Baukunst“ nach Vogel, in seinen Lebensaufzeichnungen, deren Faden wir hiermit wieder aufnehmen, Folgendes:

„Der Professor Rauch in Berlin bekam diese kleine Arbeit von mir zu sehen und ließ mich fragen, ob ich Einiges für ihn arbeiten möchte. Es versteht sich, daß ich mich sehr gern dazu verstand. Rauch schickte mir also im Herbst 1827 eine Zeichnung nach seinem Francke-Monument in Halle. Bis dahin hatte ich noch ein Porträt nach Vogel, den russischen Minister Canikof in Dresden, gestochen. Nun fing ich den Francke an, mit dem es aber sehr langsam ging, weil ich plastische Gegenstände nicht zu behandeln wußte und Niemanden hatte, der mir mit Rath beistand. Dennoch äußerte sich Rauch, der, als er wegen der Dürer-Statue nach Nürnberg im Februar 1828 kam, mich besuchte, sehr beifällig über meine Arbeit und redete mir sogar zu, nach Berlin zu gehen, wo er mich anhaltend beschäftigen werde."

Ueber diesen **Besuch Rauch's** in **Nürnberg** findet sich in dem Tagebuche Ausführlicheres, das hier an seiner Stelle sein dürfte. Thäter schreibt unterm 30. Januar 1828:

„Rauch war heute früh bei mir. Gestern und vorgestern hatte ich meine neuen schwarzen Kleider an, weil ich ihn erwartete, da kam er nicht; heute hatte ich meine Zeughosen an, die ich des Nachts im Bette trage (mache dir einen Begriff), eine schwarze verschwitzte Weste, ein franziges Halstuch, meinen abgelumpten, verschmierten Hausrock an, und da kam er. Eben hatte ich Kaffee getrunken, aufgeräumt (du kennst meine Ordnung!) und die Pfeife aus dem Munde gethan, dicke Wolken hatten sich unter meiner Kupferstecher-Blende, die ihnen den Ausweg verrammelt, gesammelt, da las ich ein Kapitel in der Bibel, währenddem klopfte es an meine Thür; herein! schrie ich mit imposanter Stimme, da guckte ein Lohnbedienter herein: ‚Der Herr Professor Rauch.' Schnell sprang ich auf, riß die Thür vollends auf, da stand drei Schritte weit vor derselben Rauch, und machte eine tiefe Verbeugung; er trat herein und nachdem er mich nochmals begrüßt, zog er seinen Oberrock herunter und schmiß ihn bei Seite. Schnell that ich meine Platte hervor und die Zeichnung dazu, und bat ihn höflich, meine Arbeit anzusehen. Er sah sie lange an und am Ende war er sehr — unzufr — nein! zufrieden, sehr zufrieden."

Zwei Tage später, am 1. Februar, lesen wir weiter im Tagebuche: „Vor Tische kam Rauch's Lohnbedienter, und ich wurde zu Tische eingeladen. Dies überraschte mich nicht wenig! Kaum behielt ich noch Zeit, um meine Figur in die glänzendsten Lumpen zu stecken, die ich hatte. Als ich hinkam, führte mich der Lohndiener in den Speisesaal, Rauch werde gleich kommen. Einstweilen setzte ich mich vornehm an ein Nebentischchen, streckte die Beine großartig von mir und las Zeitungen. Das muß recht altklug ausgesehen haben! Endlich kam Rauch, ich ging ihm mit höflichen Verbeugungen entgegen, und er empfing mich sehr freundlich, bat mich, daß ich mich neben ihn setzen möchte. Nun wurde getafelt. Da aßen lauter vornehme Gestalten, mit denen sich Rauch lebhaft unterhielt; ich unterließ nicht, ihn aufmerksam zu betrachten, und konnte den großen feinen Weltmann nicht verkennen. Einen behandelte er stolz, den Andern ernst, den Driten kalt und trocken, den Vierten freundlich und artig, den Fünften sehr human und wie seines Gleichen; mich sehr zutraulich, freundlich und lieblich. Und nie änderte er gegen Einen seinen einmal angenommenen Ton. Uebrigens bemerkte ich auch, daß Rauch außerordentlich gebildet ist, es kam doch Allerlei zur Sprache, da war er überall zu Hause und machte treffliche Bemerkungen. Nach Tische bat er mich, ihn in sein Zimmer zu begleiten. Da zeigte er mir die in Bronze copirten Basreliefs an Blücher's Statue. Wahrlich, das sind schöne, geistreiche Compositionen! Ich hatte bei Tische viel Wein getrunken, und war sehr frei im Sprechen; ich äußerte, zu Ostern würde ich auf jeden Fall nach Berlin kommen; denn ich müsse meinen Rietschel sehen. ‚Das ist recht,' meinte Rauch, ‚Rietschel wird sich sehr freuen, wenn Sie kommen.' Er sprach viel von dir, und ich auch, er versicherte mir, daß er Alles thun würde, um dein Glück zu begründen; daß er dich sehr lieb gewonnen habe, 2c.; und ich versicherte ihm, daß du mein bester, herzliebster Freund wärst, daß ich keinen besseren Menschen kenne, daß ich schon deinetwegen in Berlin bleiben möchte. Das Letzte entfuhr mir in der Begeisterung unwillkürlich. Rauch faßte es gleich auf und meinte: ‚Das solltest Sie thun; Sie hätten in Berlin viel zu

thun, auf jeden Fall für mich, könnten mit Ihrem Rietschel angenehm leben, und wenn Rietschel nach Italien geht, gingen Sie mit.' Das fuhr mir durch die Seele! ich meinte, ich wisse noch nicht, ob es sein könne. — Na, kurz, Rauch war äußerst wohlwollend, zutraulich und freundlich gegen mich; er bezeigte mir nochmals seine Zufriedenheit mit meiner Arbeit, und versprach mir, mich noch einmal zu besuchen. Wie froh bin ich, Ernst, daß dieser Mann nicht kalt und unzufrieden von mir geht!"

Diese Unterredung bestimmte Thäter, die Stadt Nürnberg zu verlassen, obwohl — wie er nun in der Folge seiner Lebensaufzeichnungen fortfährt — „es mir schwer wurde, denn Nürnberg war mir sehr lieb und werth geworden: theils durch die alten Kunstwerke und Baulichkeiten, welche es enthält, theils aber auch durch die Menschen, welche darin wohnen. Dort gewann ich einen Freund (J. J. Kirchner), der durch seine gediegenen Ansichten über Kunst sehr bedeutend auf mich eingewirkt hat; er war es, der mich vor mancherlei Irrwegen bewahrte, und mich wie ein Vater leitete. Auch er billigte meinen Entschluß, von Nürnberg wegzugehen und ein bewegteres Leben zu suchen; aber er hätte es lieber gesehen, wenn ich nach München gegangen wäre. Doch konnte er meine Gründe, weshalb ich Berlin vorzog, gerade nicht mißbilligen. Kurz, ich feierte noch das schöne Dürer-Fest Ostern 1828 mit und wanderte dann nach Berlin, wo ich, nach einigem Aufenthalt in Dresden, im Juni ankam."

Es ist bekannt, daß zu diesem Dürer-Feste, der Enthüllung von des großen Künstlers ehernem Denkmale zu Nürnberg, von nah und fern Meister, Jünger und Freunde der Kunst herbeigeströmt waren. Von München kam Cornelius mit seinen Schülern, es kam Schnorr und mancher Andre. Von Berlin erschien der Bildner des Denkmales, Rauch, selbst und mit ihm sein Schüler Ernst Rietschel, Thäter's Freund. Ueber dieses Wiedersehen äußert sich Rietschel in seinen Aufzeichnungen: „Es waren unbeschreiblich schöne Tage, die ich in Nürnberg verlebte, in innigstem Verkehr mit Thäter, im Anblick der herrlichen Reichsstadt und ihrer Kunstwerke." Rietschel verließ Nürnberg wieder und bald folgte ihm Thäter nach. Auf einem einzelnen Blatte hat dieser den Abschied von der ihm lieb gewordenen Stadt anziehend geschildert. Ich schalte die wenigen Zeilen hier sogleich ein.

„Mit schwerem Herzen wanderte ich von Nürnberg, wo es mir so heimisch geworden, aus, all mein Hab' und Gut in einem Ränzel auf dem Rücken, und nach junger Künstler Art mit langem Haare, bedeckt mit einem schwarzen Sammet-Barett, das der nächste Wald mit einem deutschen Eichenzweiglein schmücken sollte; ein Ziegenhainer, in dem die Namen aller meiner Freunde, die ich im Herzen treu bewahrte, eingeschnitten, diente mir als Stütze und Waffe; ein schwarzer Schnurr- und Knebelbart, der mir in Nürnberg gewachsen war, ermuthigte mich, den möglichen Gefahren der vorhabenden Fußreise furchtlos entgegenzugehen. Auch einen Reisegefährten hatte ich in der jungen und kleinen Person des Franz Heesch aus Hamburg, der von Dresden, wo er die Akademie besucht, und wo ich ihn einige Jahre vorher kennen gelernt hatte, nach Nürnberg gekommen war, um das Dürer-Fest mitzufeiern und nun die Rückreise mit mir gemeinschaftlich machte. So lange ich die dunkele und doch heitere Silhouette der lieben, alten Stadt auf blauem Himmelsgrunde sehen konnte, ging es langsam und mehr rückwärts als vorwärts; denn ich kehrte mich immer um, blieb stehen, und sah mir's noch einmal und wieder einmal an, bis ich endlich völlig Abschied nahm und zum Lebewohl mein Barett hoch in die Luft schwenkte.

„Das äußere Bild war also meinen Augen entschwunden; um so stärker und inniger trat das ganze harmlose Leben, das ich hier gelebt, mit seinem stillen Empfinden und Genießen alter Zeit und ihrer Kunst vor meine Seele, und das Vorgefühl einer prosaischen Wirklichkeit, der ich nun mit jedem Schritte näher kam, erfüllte mich mit einer mir noch unbekannten Bangigkeit. Schweigend schritt ich neben meinem jungen Freund hin, und erwachte erst aus meinen Träumen, als ich von ihm aufmerksam gemacht wurde, daß da wohl Erlangen vor uns läge."

In Berlin empfing Rietschel seinen Freund. „Thäter kam nach Berlin; — so sagt er in seinen Aufzeichnungen, —

mein Glück war unbeschreiblich, den lieben, lang ersehnten und schwer vermißten Freund wieder zu haben, in dessen Nähe mir stets wohl wurde. Wir bezogen eine Stube in der Mittelstraße (Nr. 3, zwei Treppen hoch), geräumig genug, um behaglich zu existiren."

Thäter's Verhältnisse gestalteten sich jedoch nicht so erfreulich, wie er hoffen mochte, und das Vorurtheil, das er schon nach Berlin mitgebracht hatte, verhinderte ihn, sich dort heimisch zu fühlen. „Aber welch ein Unterschied zwischen Nürnberg und Berlin! — so ruft er aus. — Wie oft dachte ich an die wohlgemeinten Worte meines Nürnberger Freundes! Wie oft bereute ich es, nicht nach München gegangen zu sein, dessen herrliches Kunstleben mich im vorigen Herbste, wo ich es auf acht Tage besuchte, so sehr entzückte."

Thäter berichtet weiter:

„In Berlin vollendete ich zuerst den Stich des Francke-Monuments zur Zufriedenheit Rauch's. Nun erwartete ich, daß mir Rauch sogleich eine neue Arbeit übergeben würde; denn deshalb war ich ja gekommen. Aber Rauch hatte zu viel zu thun, um daran zu denken, und ich war zu blöde oder zu dumm, um ihn daran zu erinnern; ich blieb also ohne Beschäftigung. Da ich aber doch nicht verhungern wollte, mußte ich mich entschließen, allerlei sehr untergeordnete Arbeiten für Buchhändler anzunehmen, mit welchen ich mir wenig Lohn, aber viel Aergerniß erwarb; denn ich hatte große Mühe, den geringen Verdienst einzutreiben. Trotzdem, daß ich außerordentlich dürftig lebte, kam ich doch sehr in Schulden, ohne zu wissen, wie ich sie jemals tilgen sollte. Das Allerschlimmste für mich war, daß ich fühlte, ich müsse bei solchen Arbeiten in der Kunst wieder rückwärts gehen; und doch konnte ich keinen Ausweg finden. Aber wie meine Noth am größten, war Gottes Hülfe am nächsten! — Denn ganz unerwartet übertrug mir der Geheimerath Beuth für den Kunstverein den Stich mehrerer Conturen nach ziemlich großen Bildern. Sogleich berechnete ich, daß diese Arbeit mir nicht nur so viel einbringe, als ich während der Dauer derselben zum nothdürftigsten Leben brauche; sondern, daß nach Vollendung derselben mir auch noch so viel bleibe, um meine Schulden bezahlen und Berlin verlassen zu können. Demzufolge beschloß ich nach reiflicher Ueberlegung, in die Schweiz zu dem Kupferstecher Amsler, dessen Arbeiten ich sehr verehrte, zu gehen. Unverzüglich schrieb ich deshalb an Amsler, und bat ihn inständigst, mich als Schüler anzunehmen. Dem Schreiben legte ich Kupferstiche und Zeichnungen von mir bei. Amsler antwortete bald und sehr freundlich, meine Bitte mir gewährend, und ließ mich zugleich wissen, daß er soeben zum Professor der Akademie zu München ernannt worden sei, weshalb ich ihn nicht in der Schweiz, sondern in München finden werde. — Den Mann, welcher mir jetzt vorzüglich wichtig war, dort zu wissen, wohin ich mich schon längst sehnte, das freute mich über alle Maßen. — Ohne zu säumen, theilte ich dem Professor Rauch meinen Entschluß, nach München zu gehen, mit. Dieser protestirte sehr dagegen und drang in mich, in Berlin zu bleiben, da er gar Manches für mich zu thun habe. Als er aber sah, daß ich von meinem Vorsatze nicht abzubringen war, nahm er meinen Vorschlag, seine Arbeiten unter Amsler's Leitung auszuführen, an, und bestimmte vorläufig vier Reliefs von seinem Berliner Blücher-Monumente, welche ich, nach Vollendung der Conturen für den Kunstverein, noch zeichnete, und dann reisete ich unverzüglich ab. Nun waren meine kühnsten Wünsche erfüllt! Mit Arbeiten versehen, konnte ich ohne Sorgen die Leitung des verehrten Meisters Amsler genießen, und zwar an dem Orte, wo gerade jetzt die Kunst so großartig gehandhabt wurde. Gott sei Dank für seine so gnädige Führung! —

„Nachdem ich mich einige Wochen in Dresden aufgehalten hatte, wanderte ich über Weimar nach Nürnberg und München, wo ich Anfangs August 1829 ankam. Amsler nahm sich meiner ganz ernstlich an, und da in seiner Schule in der Akademie kein Platz war, so besuchte er mich fast täglich in meiner Wohnung; kurz: er scheute keine Mühe, mir mit Rath und That beizustehen. Diese Leitung Amsler's, sowie der Umgang mit vielen andern tüchtigen Künstlern, gaben meinen Bestrebungen eine bestimmte Richtung, die ich noch heute verfolge.

„Nicht lange sollte ich in diesem regsa-

men und vielfach bewegten Kunstleben verweilen; denn meine arme Mutter, die ganz allein in Dresden lebte, fast immer krank und dabei ohne Hülfe war, wünschte sehnlichst, daß ich kommen und bei ihr bleiben möchte, so lange sie noch lebe. So ungern ich auch von München fortging, hielt ich es doch für eine heilige Pflicht, meiner Mutter, die so viel für mich gesorgt und gelitten hatte, die letzten Jahre ihres Lebens möglichst zu erleichtern und angenehm zu machen. Deshalb reisete ich also im August 1830 nach Dresden zurück. Dort arbeitete ich fortwährend für den Professor Rauch, der mich noch einmal im Sommer 1831 nach München schickte, um einige Theile des Max-Joseph-Monumentes zu zeichnen. Nachdem ich auch diese Sachen gestochen hatte, mußte ich im Juni 1832 nach Berlin, um andere Sculpturen von Rauch zu zeichnen. Sehr gern ging ich auf einige Wochen von Dresden weg, da kurz vorher meine gute Mutter gestorben war; sie hatte noch viel leiden müssen! — Nicht lange vor dem Tode meiner Mutter hatte ich mich mit der Nichte meines ersten Meisters Seiffert verlobt, und dachte daran, wie meine gute Mutter recht liebevoll gepflegt werden könnte. Doch leider erlebte sie diese Freude nicht.

„Bald, nachdem ich von Berlin nach Dresden zurückgekommen war, feierte ich im August meine Hochzeit. Manche meiner Bekannten tadelten diesen Schritt, und meinten: ich würde wohl mehr des Erwerbes wegen arbeiten müssen, und mithin nicht nach weiterer Ausbildung streben können. Dies betrübte mich sehr, und verbitterte mir fast mein häusliches Glück. Auch muß ich gestehen, daß mich die Rauch'schen Sachen, an denen ich immer fort arbeitete, nach und nach ermüdeten.

„Um so lieber war es mir denn, wenn ich inzwischen eine kleine Arbeit für den Kunstverein bekam. Obgleich es nicht sehr wichtige Stoffe waren, so gaben sie mir doch Gelegenheit, diese und jene Behandlung zu versuchen, was mir in Zukunft großen Nutzen brachte. Doch ich sah, daß ich in Dresden so recht eigentlich nicht weiter kommen konnte; denn es fehlte dort gänzlich an Gelegenheit, zu einer größeren Arbeit zu gelangen. So war es wohl natürlich, daß sich mein Sinn wieder nach München richtete, wozu der Professor Schnorr, dem ich öfter meine Arbeiten zuschickte und der mir immer sehr freundlich und tröstlich antwortete, nicht wenig beitrug. Ja, er redete mir zu, doch nach München zu kommen. Aber ich mochte und konnte nicht so aufs Ungefähr meine Lage verändern. Als ich ihm dies ganz aufrichtig gestand, widerrieth er mir selber, ohne bestimmte Veranlassung Dresden zu verlassen. Nun hatte ich nichts mehr zu hoffen, als allein Gottes Hülfe, die sich ja schon oft wunderbar an mir erwiesen hatte; und darum empfahl ich mich mit fester Zuversicht der sicheren Führung des Allmächtigen. Und wie bald und herrlich bewährte sich dieser Glaube!

„Kaum vierzehn Tage nach jenem letzten Briefe Schnorr's kam wieder einer von ihm, der ganz plötzlich meine trüben Sorgen verscheuchte und mich mit inniger Freude erfüllte. Der Graf Raczynski, welcher eine Geschichte der neuern deutschen Kunst schrieb, wollte dazu verschiedene Werke der vorzüglichsten Münchener Künstler stechen lassen, und befragte den Professor Schnorr um einen Kupferstecher. Der gute Schnorr zeigte ihm, was er von meinen Arbeiten hatte, und empfahl mich dem Grafen dringend, welcher auch ohne weiteres diesem Vorschlage beistimmte und mir durch Schnorr seine Arbeit antragen und, falls ich sie annähme, das nöthige Reisegeld anweisen ließ. Sobald als möglich sollte ich in München sein. Das war wieder Gottes Hand, welche die Sachen so zurecht legte!

„Am 15. October 1834 zog ich mit Frau und Kind in München ein. Aber erst im Februar 1835 konnte ich die Raczynski'schen Arbeiten anfangen, weil der Graf noch keine Wahl unter den vorhandenen Kunstwerken getroffen hatte. Bis dahin arbeitete ich an einer Volksbilderbibel, welche Herr Friedrich Olivier herausgab. Es wird nun genügen, wenn ich ganz kurz die Arbeiten aufzähle, welche ich nach einander und ununterbrochen für den Grafen Raczynski zu Tage förderte.

„Zuerst stach ich nach einem Carton von Schnorr: Chrimhilde, die den Leichnam Siegfried's findet. Dann nach Mücke in Düsseldorf: Barbarossa, vor dem sich die

Mailänder demüthigen. Hierauf Kaulbach's Hunnenschlacht. Darnach aus dem Heldensaale der Glyptothek einen Theil der Deckengemälde von Cornelius. Nun die Nacht und die Parzen nach Cornelius. Den Beginn der Kunst, nach einer aquarellirten Zeichnung von Schinkel. Glaube, Liebe und Hoffnung, nach einem Carton von Wach in Berlin. Zuletzt noch einige kleine Sachen. Man kann sich wohl denken, daß diese Gegenstände geeignet waren, mein Streben nach einer möglichst einfachen und klaren Behandlungsweise im Stich, verbunden mit Sauberkeit und Correctheit, zu fördern. Es war höchst lehrreich und nützlich für mich, daß ich so verschieden ausgeprägte Charaktere wiedergeben mußte; und ich kann, nächst Gott, dem Grafen Raczynski nicht genug danken, daß er mir solch' wichtige Arbeit anvertraute.

„Im April 1840 war ich mit all diesen Arbeiten fertig. Schon vorher beauftragte mich der Leipziger Kunstverein mit dem Stich einer großen Platte nach einer sehr schönen Zeichnung von Kaulbach, welche unter dem Namen „Sachsenschlacht" bekannt ist. Gott helfe mir nun auch diese Arbeit glücklich vollenden, damit die ehrenwerthen Besteller Freude daran haben mögen, und die rechte, wahre Kunst und alles Gute und Schöne mehr und mehr gefördert werde.

„Nun, Gottes Güte und Treue führe und behüte mich ferner." —

Diese fromme Hoffnung des trefflichen Mannes ist ihm erfüllt worden. Sein Lebensgang bewegte sich in aufsteigender Richtung immer fort und fort. Ehrenvolle Anstellungen und gehaltreiche Arbeiten, häusliches Glück und treue Freundschaften wurden ihm zu Theil; und in edler, sich stets steigernder Dankbarkeit gegen die gütige Vorsehung nahm er diese Gaben demuthsvoll hin.

Zwar fehlte es ihm auch fernerhin nicht an mancherlei Sorgen und an trüben Zwischenfällen, aber in diesen Prüfungen sah das tief religiöse Gemüth Julius Thäter's auch nur Aeußerungen der göttlichen Liebe.

Diese Sinnesart und die ganze Gemüthsstimmung des Mannes wird noch deutlicher, als dies schon aus seinen Aufzeichnungen über das eigene Leben der Fall war, aus einigen Briefen sprechen, die wir in der folgenden Nummer der Monatshefte mittheilen wollen.

(Schluß folgt).

Die todte Hand.

Von

A. Brachvogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Im ganzen, weiten deutschen Reich hat kaum ein zweiter Landstrich eine solche Fülle historischer Erinnerungen aufzuweisen, als die Provinz Sachsen, die man fast als den Concentrationspunkt geschichtlicher Reminiscenzen bezeichnen könnte — denn wo man da geht und steht, man ist überall auf historischem Boden und beinahe an jeden auch noch so kleinen Ort knüpft sich die Erinnerung an irgend ein mehr oder weniger wichtiges Ereigniß. Das enge Wittenberg allein schon schließt in seinen Wällen und Mauern ein Stück Weltgeschichte ein, wie kaum eine andere Stadt — was für mächtige Gestalten — Heroen des Glaubens und Fürsten von unsterblichem Ruhm — beschwört der Name dieser Stadt vor unserm Geiste herauf; das kleine Landstädtchen Lützen mit seinem doppelt berühmten Blachfelde, auf dem Schwedens Heldenkönig sein edles Leben ausgehaucht — es ist die Fortsetzung der Wittenberger Erinnerungen, die uns in Anspruch nehmen — ein Wallenstein, ein Tilly — ein Bernhard von Weimar, — ein Gustav Adolf; und zum andern Male ein — Napoleon I. — alles Namen, die Klio mit ehernem Griffel im Buch der Weltgeschichte eingegraben hat. Nicht weit von Lützen liegt Schloß Altranstädt, in dessen dunklen Räumen der ruhelosete und starrköpfigste Monarch seiner Zeit, ja vielleicht der ganzen Erde, mit dem prächtigen August dem Starken 1707 den bekannten Frieden geschlossen — — mitten in der goldenen Aue das abgelegene fast vergessene Kloster Memleben mit seiner Krypta, mit den Grabstätten der Ottonen, deren Bildnisse noch jetzt verblaßt auf den übrig gebliebenen Pfeilern

zu sehen sind — — Wettin, die alte zerfallene Burg, in der die Wiege des sächsischen Herrschergeschlechts gestanden — Quedlinburg mit seinem Stift und dem Andenken an viele schöne und gelehrte Frauen, „Aurora von Königsmark“ war wohl darunter die schönste, des großen Friedrichs Schwester Amalie, wohl die gelehrteste; Keuschberg, wo die irrthümlich nach Merseburg genannte Hunnenschlacht gewüthet. — „An der Saale kühlem Strande“ die sagenreichen Ruinen der Rudelsburg und von Saaleck, weiter abwärts das stolz auf hohem Felsen ragende Giebichenstein, aus dessen einem Fenster Ludwig der Springer seinen kühnen Sprung gethan — die schwarze Elster, in der der edle Polenfürst Poniatowsky, die weiße, an der Rudolf von Schwaben seinen Tod gefunden, beide eilen geschwätzig durch das Land. — Magdeburg und Tilly unseligen Angedenkens, weiter südwärts endlich, durch die Ebene vertheilt, die drei berühmten Bischofssitze Naumburg, Halberstadt und Merseburg mit ihren gewaltigen, längst entschwundenen Jahrhunderten entstammten Domen.

Merseburg mit seinem Dom — hierher wollte ich — ich habe zwar einen tüchtigen Umweg gemacht, habe meine Leser die Kreuz und Quer geführt — doch hoffe ich dafür Verzeihung; deshalb nicht geringeres Interesse für die alte Stadt — in der wir einige Zeit verweilen, uns hauptsächlich und eingehend den Dom beschauen wollen — welcher in der vor mir liegenden Chronik von anno 1700 „hochberühmte, fürtreffliche Thumkirche“ heißt.

Der Dom bewahrt unter seinen von mächtigen Säulen getragenen Wölbungen gar manchen Schatz — und gewährt dem Kunstkenner großen Genuß durch Gemälde, die Lucas Cranach's begeisterter Pinsel geschaffen — Denkmäler, die Peter Vischer's Künstlerhand aus rohem Erz gebildet — alte Beicht- und Kirchenstühle, die wie die prachtvolle Kanzel für Meisterwerke der Holzschnitzkunst gelten.

In einem Seitengewölbe ruhen in prunkenden Metallsärgen die sächsischen Herzöge, welche der Weißenfelsischen Nebenlinie angehörig in Lauchstädt und Merseburg geherrscht haben, und in einer Kapelle zeigt der Küster dem Fremden eine Menge wundersamer Reliquien — Kleider von Heiligen — Röcke, in denen Luther gepredigt hat — und Meßgewänder berühmter Kirchenfürsten, aus denen die Schweden im dreißigjährigen Kriege die Perlen, Gold- und Silberstickereien geraubt haben sollen. Vor allem aber ist da ein Schatz, auf den die Merseburger sich bei weitem mehr zu gute thun als die Bewohner von Trier auf ihren „heiligen Rock“; und selbst der ehrsame Küster nimmt eine eigene Hoheit an und legt sein Gesicht in würdevolle Falten, wenn er das Glaskästchen mit dem Heiligthum dem Schrein entnimmt und den Lauschenden mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme die wunderbare Mär kundthut — es ist die —, Hand Rudolf's von Schwaben. Es ist eine feine, fast frauenhaft kleine Hand und man kann sie bei aller Abgezehrtheit immer noch als schöngeformt bezeichnen. Obgleich ihre dünnen Knochen nur von durchsichtiger, blaßstaubfarbener Haut überspannt sind, so macht sie doch lange nicht den ekelhaften Eindruck, wie sonst die zusammengetrockneten Ueberreste eines menschlichen Körpers, denen die Verwesung nichts hat anhaben können.

So liegt die Hand schon acht Jahrhunderte im alten Dom von Merseburg — Rudolf von Schwaben, des vierten Heinrich's unglücklicher Gegenkönig, soll selbst diese Bestimmung getroffen haben zum ewigen Gedächtniß seines Hochverraths — da dies dieselbe Hand gewesen, die Heinrich IV. den Eid der Treue geleistet, und dieselbe, die das Schwert gegen ihn geführt.

Die Geschichte des Gegenkönigs ist wohl als bekannt vorauszusetzen; die deutschen Fürsten und Bischöfe wählten ihn, da Heinrich IV. sich nicht aus Gregor's VII. Bann zu lösen vermochte — der Papst bestätigte die Wahl ohne weiteres, da die Schlacht der beiden Fürsten unentschieden geblieben war. Nach der schmählichen Kirchenbuße vor Canossa sammelten sich um Heinrich IV. neue Anhänger, und mit diesen eilte der geprüfte Fürst dem Gegner entgegen und traf mit ihm im Felde vor Merseburg zusammen. — Ein feindlicher Schwerthieb raubte dem Schwabenherzog die rechte Hand — ein Lanzenstich das Leben — und Heinrich's Sieg die Krone. Wo der Zusammenstoß der Heere stattge-

funden — darüber schwanken die Meinungen, die einen meinen, die Schlacht sei an der schwarzen Elster, die andern, sie sei in der Nähe von Weißenfels, die dritten, sie sei bei Merseburg geschlagen.

Hören wir, was uns eine alte Chronik Merseburgs darüber und über Rudolf von Schwaben überhaupt berichtet:

„Sonst haben auch noch unterschiedliche Standes-Personen in dieser Thum-Kirche ihre Ruhekammern, sonderlich der römische König Rudolphus, Herzog von Schwaben, welcher anno 1080, in der blutigen Schlacht wieder Kayser Heinricum IV. in dem Gefilde bei Melsen und Gruna im Amte Weissenfels tödlich in den Leib gestochen, darzu durch einen feindlichen Hieb seine rechte Hand (welche bis auff den heutigen Tag allhier gezeiget wird) verlohren, in der Flucht durch Bischoff Wernhern, der es mit ihm gehalten und deren Treffen beygewohnet, anher auff Märseburg bracht und nach seinem Todte Königlich in das Mönster begraben worden; man hat das Grab mit einem Messingen Monumento überleget, darauff sein Bildniß mit den Käyserlichen Insignibus und diesem Epitaphio zu sehen:

Rex hoc Rudolphus patria pro lege peremtus
Plorandus merito, conditur in tumulo.
Qua vicere sui, jacet hic sacra victima belli
Mors sibi vita fuit, ecclesiae cecedit
Rex illi similis si regnet tempore pacis
Consilis gladio non fuit a Carolo.

Nach der Zeit, als Kayser Heinrich IV. anherkam, und das herrliche Begräbniß seines Feindes besichtigte, riethen ihm etliche, er sollte es über einen Hauffen werffen und den Cörper an einen andern Ort bringen lassen, er aber wollte nicht, sondern sagte: Lasset ihn liegen, ich wollte, daß alle meine Feinde so herrlich begraben wären, so hätte ich für ihnen desto besseren Frieden.

Solch Begräbniß in einem kleinen sonderlichen Gewölblein hat etliche hundert Jahr unverletzt gestanden, biß bey unserer Voreltern Zeiten Bischoff Michael Sidonius sich eben daherum einen Keller, den Wein darein zu legen, graben und also dasselbe hinwegthun und mitten in Chor legen lassen, damit ja, wie dieser Hertzog, als er lebete, durch die Bischöffe ümb Land, Leute, Leib und Leben kommen, auch endlich seine Gebeyne vor ihnen in der Erden nicht Ruhe hätten."

Soweit geht der Bericht des Chronikenschreibers, dessen Namen aus dem Titelblatt schon ganz herausgelesen und deshalb mir unbekannt ist.

Von dem Bischof Werner, der den verwundeten Gegenkönig nach Merseburg brachte, weiß er nur vieles Gute zu sagen — er war ein „Graffe aus Thüringen," predigte den Sorben-Wenden selber das Evangelium und starb, nachdem ihn Heinrich IV. verjagt und wieder eingesetzt hatte, 1095.

Da wo Michael Sidonius das Grab des Herzogs hat hinbringen lassen, um für seinen Weinkeller Raum zu haben — auf dem Chore — befindet es sich noch heut und ist das Bild des da Ruhenden, welches nach der Art Peter Vischer's in Messing getrieben darauf zu sehen ist, von dem höchsten Interesse für Alterthumsforscher.

Die Umgebung ist natürlich, seitdem der Dom evangelisch geworden ist, eine ganz andere geworden — der alte Hochaltar ist zwar noch geblieben, doch wird er nur bei größten Feierlichkeiten benutzt — für den gewöhnlichen Gottesdienst jedoch ist ein einfacher Altar an den zum Schiff der Kirche hinabführenden Stufen, nur durch wenige Bänke von dem Grabmal getrennt, errichtet worden.

Die Zeit der Wunder und des Wunderglaubens ist der Zeit des Forschens und der Ueberzeugung gewichen — für den gebildeten Mann haben die Reliquien — wie der erwähnte Rock von Trier — oder Knochen und Zähne von Heiligen längst ihren Reiz verloren — bald wird man nach all solchen Resten kaum mehr fragen — wird dann auch die Hand des todten Schwabenherzogs dem Bann verfallen? — — — ich meine, sie möchte doch für den Geschichtsforscher ein gewisses Interesse bewahren — denn, wenn sie schließlich mit dem König Rudolf, wie manch einer behauptet, in gar keiner Beziehung steht, so ist es doch immer ein eigener und hochpoetischer Gedanke, welcher diese Hand — die dem Kaiser die Treue geschworen und gebrochen haben soll — zur ewigen Anklägerin ihres Herrn gemacht.



Schloß und Park Babelsberg.

Von

Wilhelm Riehl.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Man kann nicht bestreiten, daß unter allen Jenen, die, wenn sie reisen, vorzugsweise von landschaftlichen Reizen sich locken und bestimmen lassen, die Mark Brandenburg um der Eintönigkeit ihrer Sand- und Bruchflächen und um ihrer gleichförmigen Kiefernhaiden willen verrufen ist. Und in der That, man kann noch heute zwischen Elbe und Oder, im Havel- und Spreegelände weite Striche durchwandern, in denen man trotz unverkennbaren Fleißes und zäher Thatkraft der Bewohner von Ort zu Ort nur mühsam auf Wegen gelangt, deren tiefeingeschnittene Wagenspuren im Sommer wie im Winter der Wind schnell verwischt, indem er lockeren Sand oder Schnee darüber wirbelt, und wo bei der Umschau über freies Feld und Wiesengrund der Wald und das Geröhricht am träge schleichenden Bach mit den von Baumgruppen umgebenen, unscheinbaren Kirchthürmen der Dörfer und kleinen Landstädte nebst den auf sehr bescheidenen Anhöhen sich erhebenden Bockwindmühlen oft weithin die einzigen Punkte bilden, welche dem engen Horizont einige Abwechslung zu geben vermögen.

Aber es fehlt glücklicherweise auch nicht an Gegensätzen, und wenn sie selten sind, so wirken sie dafür um desto wohlthuender. Dazu kommt noch, daß mit geläutertem und glücklichem Geschmack die Kunst sich der Natur verbündet hat, um mit weiser Benutzung der von der letzteren gestellten Bedingungen, vor allem des hügeligen Bodens, der den mittleren Lauf des Hauptflusses der Mark, der Havel, begleitet, und der zahlreichen Buchten und Seen, welche sie bildet, wie des Waldes, der Höhen und Niederungen bedeckt, und der an den Ufern malerisch ausgebreiteten Ortschaften selbst, landschaftliche Gemälde hervorzuzaubern, deren Reiz und Anmuth durch schöne Bauten und Bildwerke an passender Stelle ausgezeichnet erhöht und vermannigfacht wird.

Besonders die Herrscher des Landes selbst, von den Kurfürsten Brandenburgs beginnend und zu den Königen von Preußen aufsteigend, haben bis auf König Wilhelm, der zugleich Kaiser des neuerstandenen deutschen Reichs geworden, in liebender Hingebung seit zwei Jahrhunderten unablässig darauf gewirkt, um in Potsdams unmittelbarster Nähe, die Stadt selbst als schönen Kern umschließend, ein Ganzes von allseitiger, vielfach wahrhaft paradiesischer Lieblichkeit und Anmuth erstehen zu lassen,

das heute Niemand unbeachtet lassen kann, Niemand ohne Entzücken betrachten wird, der Sinn hat für die durch die Kunst nicht verdrängte, sondern idealisirte Natur, die hier in jeder Jahreszeit mit besonderen Reizen prangt. Und Babelsbergs Park ist, obwohl neben Sanssouci, dem neuen Garten, der Pfaueninsel, Klein-Glienicke und Charlottenhof die jüngste aller dieser Schöpfungen, keineswegs hintenanzustellen, vielmehr in seinem gegenwärtigen Bestande viel umfassend und dabei als das eigenste Werk des Kaisers und Königs Wilhelm von besonderem Werthe, weil es so sehr, als irgend nur ein Garten und ein Schloß es können, des hohen Besitzers edlen häuslichen Sinn und gemüthstiefes Wesen zu vollendetem Ausdruck bringt.

Durch Wort und Bild wollen wir uns mit diesem seinem Werke vertraut zu machen suchen.

In der Mark Brandenburg nennt man Anschwellungen des Bodens, die man anderwärts nur als Hügel bezeichnen würde, Berge; aber insofern solche unmittelbar vom Wasserspiegel und aus den Niederungen sich erheben, erscheinen die höheren Theile des Terrains weit mehr bergartig, als wenn sie in der Nähe wirklicher Gebirge lägen. Dazu kommt, daß jene Höhen sich zum öfteren plateauartig ausbreiten, wo dann der sanft gewellte Boden günstig war, eine Gruppirung zu bewirken, die, aus der Ferne gesehen, schön geformte Umrißlinien giebt, dem Besteigenden aber zu guten Fernsichtspunkten verhilft, und die außerdem den sinnigen Landschaftsgärtner in den Stand setzt, hier durch seine Kunst in überraschender Fülle umsomehr der lieblichsten und reizendsten An- und Durchsichten und malerischen Rundschauen zu gewinnen, als ihm nirgend versagt ist, das Auge der Landschaft, den Fluß mit seinen stillen, blauen, oft seeartig erweiterten Flächen in seine Gemälde hineinzuziehen.

Solch ein Hügelgelände, wenn auch nur von sehr mäßigem Umfange, stellt sich uns in Babelsberg dar. Es bildet den letzten Ausläufer der wald- und bruchreichen Niederung, die sich zwischen zwei kleinen linken Nebengewässern der Havel zu dieser hin erstreckt, nämlich zwischen der ganz unbedeutenden Beke, die vom Teltower Plateau herabkommt, bei Kohlhasenbrück den kleinen schmalen Griebnitzsee erreicht und durch diesen bei Klein-Glienicke, Babelsbergs nördlichen Fuß bespülend, in die Havel geht, und der von Jüterbog herkommenden, etwas ansehnlicheren Nuthe, die der Stadt Potsdam gegenüber und wenige Minuten unterhalb des Parks von Babelsberg sich mit dem Hauptflusse vereint.

Um recht zu begreifen und zu würdigen, was aus dieser Erdstelle jetzt geworden, muß man dagegenhalten, was sie vor kaum vierzig Jahren noch gewesen. Damals stand auf ihrer südwestlichsten Vorkuppe eine Windmühle und zu Füßen derselben lagen einige Grundstücke, darunter auch ein Weinberg, der aber zum Keltern nur wenig geeignete Trauben trug. Alles andere Bergland war fast culturlos, kaum mit wild aufschießendem Eichengebüsch und einzelnen Kiefern bestanden. Spaziergänger waren dort selten, und wer dahin verschlagen wurde, fühlte sich in eine Einöde versetzt. Unter dem jungen Aufschlag der Bäume wüthete die Axt des Holzfrevlers, die früher diese ganze Gegend stark schädigte. Jenseit der Straße, welche, den Höhenzug überschreitend, Nowawes, die von Friedrich II. angelegte Colonie böhmischer Weber, mit dem zwischen dem Babels- und dem Böttcherberge einerseits, und zwischen dem Griebnitzsee und der Havel andererseits eingebettet liegenden Dorf Klein-Glienicke verbindet, setzt sich das sanftwellige Terrain bis zur Havel hin fort, gegen die es steil abfällt, so daß nur für einen schmalen Streifen Vorland Raum bleibt. Nur südlich, wo die erwähnte Colonie Nowawes hart angrenzt, erweiterte sich das flache Land, aus Wiesengrund und dem allerspärlichste Frucht tragenden, sandigen Ackerboden bestehend, gegen die Nuthemündung hin. Die Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn streift bei dem Weiler Kohlhasenbrück und dem Griebnitzsee den Ostsaum des Babelsberger Höhenzuges, durchschneidet in westlicher Richtung Nowawes und führt, die Nuthe dicht vor deren Mündung überschreitend, zum Bahnhofe Potsdam. An jenem östlichsten Theile des Höhenzuges kam die sandige Natur des märkischen Bodens dermaßen zum Durchbruch, daß der Treibsand dünenartige Hügelketten von stets wechselnder Lage und Gestalt aufwarf, bis endlich der preußische Regierungs- und Schulrath Wil-

helm von Türk,* der im echt Pestalozzischen Sinne wirkende Menschenfreund, diese Oede für Maulbeerbaum- und Obstzucht zu cultiviren versuchte und der Strandhafer die Sandwehen befestigte. Seitdem ist Türkshof — im Volksmunde meist „die Türkei" genannt — unter unablässigem Fleiß wenigstens theilweise der Cultur gewonnen worden, bis es in der neuesten Zeit zur Begründung einer Villen-Colonie ausersehen ward, für welche die Höhenlage am Griebnitzsee mit einer köstlichen Fernsicht nach Potsdam und die frische Luft bedeutende Vorzüge bilden.

Das ist der Grund und Boden von Babelsberg selbst und von seiner unmittelbaren Umgebung. Wie weit solche Grundlage culturfähig ist und was aus ihr mit Arbeit, Geschmack und Geduld werden kann, das ließ allerdings schon zuvor der Park von Klein-Glienicke erkennen, der, nachdem der Staatskanzler Fürst Hardenberg ihn bis an sein Lebensende 1822 besessen, an den Prinzen Karl von Preußen, den dritten Sohn König Friedrich Wilhelm's III. übergegangen und seit dessen Vermählung am 26. Mai 1827 mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar unausgesetzt mit geläutertem Sinne verschönert und zu einem rechten Juwel moderner Gartenkunst umgestaltet worden ist. Hier ist auch der Ausgangspunkt für Babelsbergs heutige Gestalt zu suchen. Denn als auch der zweite Sohn jenes Königs, der Prinz Wilhelm — welcher nunmehr als Kaiser des deutschen Reichs und König von Preußen seinen Namen aufs ruhmvollste in die Geschichte unseres gemeinsamen Vaterlandes eingezeichnet hat — sich zu vermählen gedachte und zwar mit der Schwester der Gemahlin seines ebenerwähnten Bruders, mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, da wurde in ihm der Wunsch rege, sich auf jenem Gehügel, das dem Landsitze des Prinzen Karl unmittelbar gegenüber lag, ebenfalls ein friedlich schönes Asyl zu gründen, welches ihm liebliche Ausblicke über die Gewässer der blauen Havel und die Nuthe-Niederung, über Nowawes und Neuendorf, zugleich auch nach der Stadt und den sie südlich umgebenden waldigen Höhen der Brauhaus- und Rabensberge, nach dem Plateau von Sanssouci und den einzelnen die westliche Gegend schmückenden, als Ruinen-, Mühlen- und Pfingstberg bekannten sanften Terrain-Erhebungen, wie endlich nordwärts auf die Klein-Glienicke überhöhenden, baumbewachsenen Hügel und den Wald, der von Sacrow aus jenseits des Jungfernsees entlang zieht, gestattete.

Aus diesem bisher von aller Cultur unberührt gebliebenen Boden eine Einheit zu schaffen, aus dem von unregelmäßigen Wellen durchzogenen, im höchsten Grade steril erscheinenden Lande ein kleines Eden hervorzulocken, war allerdings eine Aufgabe, die einem jugendlich thatkräftigen Sinne lockend erscheinen mochte, und wenn selbst die Mittel, welche dem Prinzen dafür zu Gebote standen, nur sehr mäßig waren, so gab es dem ganzen Unternehmen sogar erhöhten Reiz. Noch ein Umstand könnte in etwas dazu beigetragen haben, die Wahl auf diesen, dem Park des Bruders so nah gelegenen, stillen Erdenwinkel zu lenken. Prinz Wilhelm diente nämlich im Sommer 1811 nach der noch heut im preußischen Königshause bestehenden Sitte als Lieutenant im 1. Garde-Regiment zu Fuß und machte gleich allen anderen Officieren sämmtliche Uebungen mit. Bei einem Manöver, das auf den kahlen Höhen des Babelsberges endete, befahl der König, sein Vater, daß dort eine Schanze aufgeworfen werden sollte, von welcher aus man den Uebergang über das Fließ bei Klein-Glienicke bestreichen könnte, und der Prinz wurde beauftragt, sofort an Ort und Stelle die Grundlinien für eine solche Anlage zu entwerfen. Dies geschah, und die Grenadiere machten sich an die Arbeit, die Schanze zu errichten, wobei der junge Lieutenant die Leitung und Aufsicht hatte. Spuren davon waren noch sichtbar, als der Berg längst in des Prinzen Besitz übergegangen und fast 50 Jahre später, im Juni 1860, ließ der Prinz von Preußen auf der einst so öden, versandeten und unwirthlichen, nur mit jungen Kiefernstämmen und Eichengebüsch bestandenen, überall grün beraseten Höhe die Schanze als

* Herr von Türk gründete in Potsdam am 1. Januar 1822 das Civilwaisenhaus und später ein zweites für Beamten- und Lehrerkinder in Klein-Glienicke; auch machte er sich durch Beförderung des Seidenbaues unter den Landlehrern verdient. Er starb 1846 am 31. Juli und liegt in Klein-Glienicke begraben.

einen interessanten Punkt in der Mitte des Parks wieder in alter Form erneuern.

Naheliegend ist es, daß diese persönliche Beziehung dazu mitwirkte, des Prinzen Gedanken auf jene Höhe zu lenken, gewiß aber, daß er schon vor seiner am 11. Juni 1829 erfolgten Vermählung und zwar während seiner Anwesenheit in Weimar mit seiner Braut eingehend den Plan erörterte, daß sie sich dort ein Schlößchen erbauen und es mit einem Park umgeben wollten. Jedoch vergingen noch mehrere Jahre, ehe an die Ausführung gedacht werden konnte; denn erst mußten Unterhandlungen mit dem Fiskus, welchem der Grund und Boden meist gehörte, wegen Uebernahme des Forstgrundes durch den Prinzen in Erbpacht, eröffnet und bis zu einem gewissen Punkte abgeschlossen werden, auch war es unerläßlich, ein dem Berge vorliegendes, an die Havel grenzendes Garten-Grundstück zu erwerben, weil ohne dasselbe die Abrundung des Ganzen fehlte. Während dessen nahmen die Neuvermählten, als die im Jahre 1831 zum erstenmale Norddeutschland heimsuchende Cholera nahete, ihre Residenz im Neuen Palais bei Potsdam und hier wurde ihnen am 31. October 1831 ein Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, geboren.

Nachdem endlich in Bezug auf die Ueberlassung des Babelsberges an den Prinzen die wesentlichsten Erfordernisse festgestellt und erfüllt waren, erhielt der Hof-Garten-Director Lenné, einer der ausgezeichnetsten Gartenkünstler seiner Zeit, Befehl, mit den für die Herstellung der Wege und den Beginn der Pflanzungen nöthigen Vorarbeiten anzufangen. Im Frühjahr 1833 wurden die ersten Spatenstiche gethan und im September desselben Jahres war man schon bis zur Vollendung mehrerer Wege gekommen. Die königliche Regierung ordnete in dieser Zeit die Ablösung der Servitutberechtigung an, welche auf den 257 Morgen des eigentlichen Babelsberges und auf den etwa 190 Morgen des sogenannten Espengrundes, der die südlich gegen Nowawes gerichteten Abhänge umfaßte, ruhte. Eine königliche Cabinetsordre vom 24. December 1833 setzte die Begrenzung des für die Anlagen in Aussicht genommenen Terrains fest und ordnete seine Ueberweisung an den Prinzen an. Die Ausgaben für die Bepflanzung der Anhöhen und Abhänge überschritten die Voranschläge nicht wenig; denn in Folge des dem Gedeihen der Pflanzungen und Rasenbildungen durch andauernde trockene Hitze höchst ungünstigen Sommers des Jahres 1834 gingen viele Gehölze und Rasenstücke wieder zu Grunde, und es bedurfte beständigen Nachpflanzens und ausgiebigen Begießens, um das bisher Erreichte zu erhalten und zu sichern. Die großen Vorräthe der königlichen Landesbaumschule bei Potsdam an Zierbäumen und Gesträuchen aller Art ließen allerdings die stete Ergänzung des Eingegangenen zu; indessen alles, was dorther entnommen wurde, mußte bezahlt werden, und die Kosten wuchsen dadurch jährlich höher, der Prinz aber war ein zu gewissenhafter Haushalter, um sich nicht genöthigt zu sehen, an den jährlich ihm vorzulegenden Ausgabe-Entwürfen jederzeit bedeutende Abstriche zu machen. Lieber schob er die Freude, welche ihm und seiner Gemahlin die Entwicklung des Parks machte, in weitere Ferne hinaus, als daß er Ausgaben zugestimmt hätte, die über die jeweiligen disponiblen Mittel hinauszugehen drohten. Die Acten enthalten in dieser Beziehung die anziehendsten Beläge.

Aus einer Orangerie des Fürsten Lynar in Schlesien wurde noch in dieser Zeit der Ankauf einer Anzahl von Orangeriebäumen bewirkt; weil es indessen an einem Hause zu deren angemessener Unterbringung fehlte, gab man sie nach Sanssouci hin in Pflege; eine eigentliche Orangerie von erheblicherem Umfange ist auch jetzt nicht auf Babelsberg vorhanden. Wichtig für das weitere Gedeihen und die Vollendung der gesammten Anlage war es, daß im Jahre 1836 auf Lenné's Empfehlung ein eigener Hofgärtner für Babelsberg angestellt wurde. Es war Kindermann, der von da ab bis an seinen 1865 erfolgten Tod mit unermüdlichem Fleiße der Bepflanzung des Parks und der gesammten Gärtnerei vorgestanden und alle Anlagen mit glücklicher Hand so fortgeführt hat, wie sie der Wille des erlauchten Besitzers ihm vorzeichnete.

Für das Schloß wurde ein kleines Plateau auf mittlerer Höhe an dem nordwestlichen Vorsprunge gegen die Havel hin auserſehen, weil man hier über die vielbogige steinerne Glienicker Brücke nach dem weiten, vom Klein-Glienicker Park und

Sacrow umsäumten Jungfernsee die lieblichsten Ausblicke hat. Die bauliche Anlage erhielt zuerst nur eine sehr bescheidene Ausdehnung. Schinkel entwarf die Zeichnungen dazu und legte ihnen den eigenthümlichen Charakter der englisch-normännischen Landhäuser, der als Tudor-Stil bezeichnet wird, zu Grunde. Im Jahre 1835 wurde das Schloß unter des genialen Baumeisters eigener Leitung vollendet und im folgenden Jahre konnte es, innen auf das Gediegenste, jedoch ohne jeden überflüssigen Prunk, ausgestattet, von dem Prinzen und seiner Gemahlin bezogen werden. Als später die vergrößerte Hofhaltung erweiterte Räume nöthig machte, wurde ein Tanz- und ein Bankelsaal hinzugefügt und der hohe Flaggenthurm mit angebaut.

Mit der Errichtung des Schlosses zugleich beschäftigte die Terrassirung der dasselbe umgebenden Flächen viel Arbeitskräfte. Vor seiner Vorderfront, die auf eine ganz ebene Blumenterrasse hinausschaut, legte man eine große, in sanfter Biegung gegen die Havel abfallende Fläche (Bowlinggreen) an, welche der schönste Rasen schmückt, pflanzte gegen die Ränder derselben vereinzelte Baumgruppen an passender Stelle und bot damit dem Auge ungemein liebliche Ansichten. Außerdem wurden vom Jahre 1836 an auch die oberen Plateau's mit Tausenden von Bäumen verschiedener Gattung, namentlich mit Eichen, Birken und Akazien bepflanzt.

Durch ein eigenhändiges Schreiben des fürstlichen Besitzers an das Hofmarschall-Amt wurde angeordnet, daß hauptsächlich nur des Schlosses nähere Umgebungen eigentliche Schmuckpflanzen erhalten sollten, dagegen ließ er den Höhenkamm größere Baumgruppen zieren, auch sollten Wege chaussirt und wüste Stellen auf der südlichen Seite am Espengrunde und gegen das sandige Feld hin, das sich hier vom Berge bis nach Nowawes hin vorlagerte, bepflanzt werden. Die Kienbäumchen hinter dem Schlosse zu schonen, wurde befohlen; sie sollten bleiben, bis die Laubpflanzungen selber dicht und groß genug geworden, um die hintere Kuppe nicht von weitem sichtbar werden zu lassen. Auch alle diese einzelnen Anordnungen ließen leicht erkennen, wie eingehend der hohe Herr selbst damit beschäftigt war, seine Parkschöpfung zu ordnen und zu leiten.

Im Jahre 1838 sollten die Anlagen zu vorläufigem Abschluß gelangen. Es wurde der Abhang von der Lindenhöhe im Südwesten gegen die Stadt hin, der Abhang unmittelbar hinter dem Schloß und die Treppe, welche links von diesem jenseit des Rasenhanges zu dem durch Erhöhung eines an der Havelbiegung vorspringenden Hornes geschaffenen Hafenplatze hinabführt, bepflanzt, auch nahm man Veränderungen am Blumengarten neben dem Schlosse und an dem Theeplatz daselbst, wie an dem unten weiter links am Wasser erbauten zierlichen „Damenhäuschen" (auch wohl die „Prinzenburg" genannt, weil es nachher längere Zeit vom Prinzen Friedrich Wilhelm während dessen Jugendjahren bewohnt wurde) vor. Endlich ward ein Weg vom Schlosse zu dem südlich davon auf dem Saume der Höhe stehenden Stallgebäude angelegt und wurden noch immer viel Rankengewächse und Stauden gepflanzt.

Der zunächst vor dem Damenhäuschen befindliche bis zu dem großen Wege am Wasser entlang reichende Raum lud mit Lauben und geschmackvoll besetzten Blumenbeeten, mit Fernsichten über den Fluß und dessen freundliche Ufer gefällig zum Verweilen ein, und das weiter nach links gelegene Vorland ward als Verbindung mit der größeren Anlage des Parks gedacht und zu Culturland für die Gärtnerei bestimmt.

Gegen den Ausgang des Jahres 1840 wurden noch mehrere westwärts an Babelsberg hinanreichende Grundstücke erworben und in den folgenden Jahren einige weitere Abrundungen des Gebiets gegen die Chaussee hin erzielt, die Glienicke mit Nowawes verbindet. Hiermit hörte die thätige und unmittelbare Betheiligung des Hof-Gartendirectors Lenné auf. Schon hatte sich auf dem ehemals so unfruchtbaren Boden eine Umwandlung vollzogen, die den Park bald in Lieblichkeit und Anmuth hervortreten ließ, und in dankbarer Anerkennung der Arbeiten, durch welche der berühmte Gartenkünstler des erlauchten Besitzers Ideen zu verwirklichen gesucht, wurde einer hervorragenden Kuppe der Name Lennéhöhe beigelegt; sie erhebt sich südlich vom Schlosse, jenseits des Stallge-

Digitized by Google

bäudes in der Richtung gegen den Flatower Thurm, welcher den südwestlichsten Vorsprung krönt, und ist im Jahre 1871 von dem kaiserlichen Grundherrn dazu ausersehen worden, die alterthümliche Berliner Gerichtslaube aufzunehmen.

Zur gleichmäßigen Bewässerung der Park-Anlagen in Potsdams Nähe waren schon zur Zeit König Friedrich Wilhelm's III. auf der von ihm so sehr geliebten Pfaueninsel, dann in Charlottenhof, das Kronprinz Friedrich Wilhelm (nachmals als König IV.) sich reizend schmückte und beim Prinzen Karl in Klein-Glienicke Dampfmaschinen aufgestellt worden, mit denen sich mancherlei kleinere Springbrunnen oder Cascaden verbanden. Als aber Friedrich Wilhelm IV. 1840 die Regierung antrat, ging er sogleich an ein großartigeres Werk, indem er Sanssouci mit Wasserkünsten versehen ließ, wie sie schon sein großer Ahn, König Friedrich II., bei Erbauung des Schlosses und Einrichtung des Gartens versuchte, aber mit den unzureichenden Mitteln jener Zeit nicht zu Stande brachte. Das glückliche Gelingen der umfassenden Fontainen-Anlagen in Sanssouci unter Aufstellung einer Dampfmaschine als treibender Kraft mußte den Gedanken nahe legen, den im untersten Grunde sandigen Bergflächen Babelsbergs ebenfalls eine künstliche Bewässerung zu verschaffen, um so den weiten Rasen- und Waldfluren derselben ein schönes und saftiges Grün zu geben und zu erhalten, wie sie es jetzt sogar in heißen und dürren Sommern in satter Fülle zeigen.

Eine Dampfmaschine von bedeutender Kraft wurde am Ufer der gegen Glienicke hineingehenden Bucht der Havel aufgestellt, wobei das Gebäude selbst mit seinem hohen Schornstein, wie es an den steilen, bewaldeten Berghang gelehnt ist, eine malerische Zierde dieses Parktheils bildet. Auf dem am weitesten zurückliegenden höchsten Gipfel des Berges erhielt das große, gemauerte Reservoir seine Stätte, von wo aus die Berieselung aller Flächen geschieht. Nunmehr konnten die gesammten Garten- und Park-Partien mit größerem Erfolge bearbeitet werden.

Von dieser Zeit ab trat, um die Absichten des Prinzen mit seinem Berge zu verwirklichen, der Fürst Hermann von Pückler, der zu Muskau bereits Außerordentliches in der Parkgärtnerei vollbracht, rathend und helfend hinzu. Während mehrmaligen längeren Verweilens auf Babelsberg machte sich der Fürst mit dem Boden und der umgebenden Landschaft vertraut und verwerthete seine auf den eigenen Besitzungen gemachten Erfahrungen in Pflanzung großer Bäume auch hier so glücklich, daß Babelsberg, aus dem weiten Umkreise des Havellandes her recrutirt, schon nach einer kurzen Reihe von Jahren sich älteren Parkschöpfungen würdig angereiht fand; vor allem vereinte es alle Anforderungen an die Gemüthlichkeit eines Hausgartens und an die Stattlichkeit der Umgebung eines Fürstensitzes auf das geschmackvollste.

Auf der Höhe mitten im Walde, nahe vor dem großen Reservoir, kam eine originelle Idee des Fürsten Pückler zur Ausführung. Dort wurde, mit jenem Wasserbehälter selbst durch das felsige Rinnsal eines Gebirgsbächleins verbunden, eine ziemlich ausgedehnte Wasseransammlung, eingefaßt von Rasenufern in mannigfach gekrümmten Linien geschaffen und aus seiner Mitte erhob sich ein grünbebuschtes Inselchen. Ueberhängende dunkelbelaubte Bäume und Sträucher an den jäh abfallenden Uferstellen und eine Menge der verschiedenartigsten Schilf- und Rohrpflanzen rufen den Eindruck eines in tiefer Waldeinsamkeit gelegenen natürlichen Gewässers hervor. Der Wanderer, welcher durch heitere, lichte Waldung sanft ansteigend genaht ist und dabei so manchen schönen Fernblick hinab zur Ebene wie nach der Stadt Potsdam und zur blauen, sonnebeglänzten Havel gehabt hat, sieht sich hier auf einmal von dem ernsten, fast schwermüthigen Charakter dieses Bergteiches überrascht und gefesselt und gut gewählte Ruhepunkte, der stille, dunkle Spiegel des Wassers selbst, die malerisch geschwungenen Ufersäume und so mancher Gegenstand, der dem Wesen dieser Gegend ungesucht aber trefflich angepaßt ist und sich in die einzelnen Bilder lieblich hineinschlingt, erhöhen den eigenthümlichen Reiz dieser Partie.

Wie der Zufluß, so bildet tiefer hinab auch der Abfluß dieses Teiches einen munteren, unter Gebüsch und zwischen Gestein fröhlich dahin rauschenden Gebirgsbach, der die Umgebung des Schlosses zur Rechten anmuthig verschönt, bevor er in die

Havel rinnt; aus dieser aber steigt, wenn dem Wasser des Reservoirs der Weg geöffnet wird, in der kleinen Bucht nächst dem großen Rasenhange, welcher zur Seite eine kleine Bootflotille des hohen Besitzers ankert, ein mächtiger, 130 Fuß hoher Strahl in die Lüfte, den man den „Geyser" zu nennen pflegt, und der, obwohl seine Wirkung durch die weite Ausdehnung des Flußbeckens geschwächt wird, doch, von diesem aus gesehen, mit den saftig grünen Hängen Babelsbergs im Hintergrunde anziehend und originell erscheint.

Nahe bei dem dunklen Teiche auf der Höhe tritt man im Süden auf ein kleines Plateau am Bergrande, das sogleich wieder mitten hinein ins reich blühende und schwellende Leben versetzt. Es trägt seit 1868 die Siegessäule, welche zum Gedächtniß der neueren großen Siege des preußischen Heeres errichtet und mit einer Victoria in Erz gekrönt, dann aber zur Erinnerung an die noch gewaltigeren Thaten des preußisch-deutschen Heeres im Jahre 1870—1871 angemessen geschmückt wurde. Die schön polirte, korinthische Säule von einigen zwanzig Fuß Höhe ist ein mächtiger, aus den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde an der Spree stammender Monolith aus Granit und hat dieselben Dimensionen mit derjenigen auf dem Belle-allianceplatz in Berlin. Bekanntlich gehören alle diese in der Provinz Brandenburg so häufigen, bald kleineren, bald größeren Geschiebe zu den aus Skandinavien in der Eiszeit herübergeführten und hier abgelagerten erratischen oder Findlingsblöcken. An dem aus schlesischem Granit gebildeten Postament der Säule tragen die vier Seiten Erinnerungen an die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870—1871 in den vergrößerten Nachbildungen der Medaillen und des Eisernen Kreuzes, die für die großen Kämpfe jener Jahre verliehen wurden.

Herrlich ist die Rundschau, deren man ost-, süd- und westwärts genießt, wenn man zu günstiger Stunde hinaustritt auf das mit einem Mosaikpflaster belegte Plateau vor der Siegessäule, das ein niederer Marmorrand mit einer Garnitur kleiner Lorbeerbüsche einfaßt. Dicht um den Fuß der Höhe ziehen sich die neuen Anlagen, welche der jetzige Hofgärtner Kindermann, der seines verdienten Vaters Werk fortzuführen berufen wurde, mit Sorgfalt und Geschick schuf und aus deren Mitte ein 1868 neu gegrabener, drei Morgen großer Teich hervorblinkt, dessen Boden mit Cement gedichtet ist und der nun hier das freundliche Auge der Landschaft darstellt. Scherzhaft wird er „das weiße Meer" im Gegensatz zu dem „schwarzen" auf der Höhe genannt. Findlingsblöcke aller Art, mühsam aus weitem Umkreise im Havel- und Nuthe-Gebiet aufgelesen und hierher geschafft, umsäumen den Teich, schmücken ein Inselchen in seiner Mitte und lassen die in ihn sich ergießende Fluth einen kleinen Katarakt bilden. Das Wasser desselben kommt mit allem zur Bewässerung der neuen Anlagen auf der Südseite des Berges dienenden aus einem zweiten, gleichzeitig hiermit angelegten Reservoir auf der Höhe und wird dorthin auch von der anderen Seite her durch die Dampfmaschine an der Havel emporgetrieben.

Jenseit der neuen Anlagen liegt die Webercolonie Nowawes um ihre Kirche gruppirt, dann Neuendorf in der grünen Nuthe-Niederung, von Waldrevieren umfaßt. In der Ferne aber steigen die mit Kiefern und jungen Eichen bestandenen Brauhausberge auf, über denen sich als einzelne runde Kuppen der kleine und große Rabensberg, mit 336 und 350 Fuß Seehöhe als die am weitesten ausschauenden Punkte dieser Gegend emporheben. Mehr zur Rechten dehnt sich das reizende Havelgebiet weit neben der bethürmten Stadt bis nach dem Schwielowsee entlang und wird umkränzt von einer Fülle lieblicher Punkte, die sich jedem Potsdam Besuchenden tief ins Herz schreiben. Da sieht man Sanssouci glänzen und an bestimmten Tagen neben ihm den weißen Strahl der großen Fontaine vor ihm auf und nieder schweben. Ist erst einmal dieser Punkt fixirt, dann findet das scharfe Auge auch die historische Mühle von Sanssouci, das Orangeriehaus und Belvedere, das Neue Palais und den Wildpark, dann näher die Friedenskirche, den Mühlen-, Ruinen- und Pfingstberg, den Neuen Garten und das Marmorpalais, das sich im Heiligen See spiegelt. Vor letzterem zieht sich als breite Zunge die Berliner Vorstadt durch, die, diesseits von der Havel bespült, mit vielen köstlich im Grünen liegenden Baulichkeiten prangt. Ganz im Vordergrunde theilt

der Flatower Thurm, aus den Bäumen seines Hügels schlank und zierlich emporgewachsen, das überreiche Bild in natürlich sich gliedernde Partien. Vor seiner linken Flanke lagert sich in der Ebene die jetzige Hofgärtnerei mit ihren schmucken Baulichkeiten, Treibhäusern und den Mauern zur Anzucht von Spalierobst nach Lepère'scher Weise; von hier endlich kehrt das Auge zurück zu dem großen Teich und zu den an der Grenze der neuen Parkanlagen gegen die Ausgänge von Nowawes hin erbauten, dem normännisch-gothischen Stil angehörenden Portierhäusern.

Gesättigt vom schön sich ordnenden Reichthum der Aussicht, über welchen die Morgen- und Abendsonne die belebende Fülle ihres Glanzes ausgießt, kehren wir zu den Waldwegen des Babelsbergs zurück, wenden uns an der Aussichtsbank der Friedrich-Wilhelms-Höhe vorüber von den oberen Teichen der anderen Seite zu und folgen den mit Namen bezeichneten Steinen, die an den Kreuzungspunkten der Pfade liegen; sie weisen uns der Schloßhöhe zu. Eine Aussicht anderer Art erwartet uns hier. Eine kurze Strecke tiefer liegt das Schloß, mit seinen Thürmen und Zinnen die umgebenden Laubkronen überragend. Mehr zur Linken macht sich das erst in späteren Jahren hinzugefügte Küchengebäude kaum bemerkbar, so sehr steckt es im Grünen; mit dem Banketsaale im Schlosse selbst ist es durch einen unterirdischen Gang verbunden. Nach der anderen Seite jenseit der Havel tritt Glienicke hervor und Sacrow und dazu die steinerne, das Wasser mit zierlichem Bogenbau durchschneidende Glienicker Brücke. Auch hier wirkt heiterer Glanz des Sonnenlichts, das auf dem Wasserspiegel blinkt, wohlthuend und belebend.

Gehen wir nunmehr zum Schlosse selbst hinab. Nach links wie nach rechts hin ziehen sich Steige, die um einen engeren, von niedrigem Eisengitter umschlossenen Parktheil herum zum Hauptfahrwege nach dem Schlosse leiten. Wer nach jener Seite sich wendet, hat eine weitere Entfernung zu durchmessen; aber nahe liegt es dabei, einer mitten in den Wald gebetteten Anlage neueren Datums einen Besuch zu schenken, die der hohe Besitzer selbst scherzweis den „steifen Garten“ genannt hat. In bunten Porzellanvasen trägt er zur Sommerzeit den reichsten Blumenschmuck, Originalität liegt in all seinem Zubehör und so bildet der länglich viereckige Raum, den ein zierliches Gitter von Eisen umhegt, einen bemerkenswerthen Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung. Eine graue Steinbank, etwas weiter hin auf einer kleinen Stufenerhöhung am Wege ruhend, mit beschränkter und dennoch anziehender Aussicht gen Westen, wurde dem Fürsten Pückler zu Ehren die Fürstenhöhe genannt, um die Erinnerung an seinen Antheil bei der Gestaltung des Parks von Babelsberg dankbar lebendig zu erhalten.

Nach rechts hin hat man es von der Schloßhöhe näher zum Schloß und mag unterwegs sich laben an schönen Aussichten über das Maschinenhaus hinweg nach dem Jagdschloß Glienicke, das aus einem alten, einst von Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Großen erbauten Jagdschlosse durch den Prinzen Karl in einen zierlichen Renaissancebau umgewandelt und seinem Sohne, dem Prinzen Friedrich Karl zum Sommersitz verliehen wurde. Noch etwas weiter zurück öffnet der Weg einen höchst lieblichen Durchblick auf die Glienicker Brücke und in die blaue Ferne des bis nach Nedlitz an den Fuß des Kirchberges und der Römerschanze reichenden Jungfernsees, den die Havelkähne und Dampfschiffe, namentlich aber noch eine dort ankernde kleine, aus England stammende Fregatte und das königliche Dampfboot Alexandria schmücken.

Das Schloß selber ist der Höhe und des ganzen Parks schönster Schmuck. Von der Havel aus gesehen, liegt es, fast versteckt, lauschig im Grünen, nur mit den Thürmen und den crenelirten Zinnen über die Baumkronen hinwegschauend; an einer Stelle allein ist es möglich, zwischen hindurch über die grüne Rasenfläche hinauf einen größeren Theil der Architektur zu überblicken, und diese Stelle wird nie übersehen, wenn ein Gebhardt'scher Vergnügungsdampfer auf dem Flusse vorüberfährt. Steht man aber unmittelbar vor dem Schloß, so wirkt die scheinbar regellose Anlage des Ganzen, das umrankt von wildem Wein, von Aristolochien und anderen Blattpflanzen ist, höchst gefällig. Wenn man die vortretende Terrasse und das niedere Gärtchen daneben mit den schöngeschnittenen Lorbeerbäumen und den

riesigen Kübeln, welche die mächtigen Büschel der langen Blätter des neuseeländischen Flachses umfassen, durchwandert, dann ruht das Auge neben allem, was durch Farben und Formen lieblich reizt, besonders gern auf der schlanken, einem kleinen, runden Marmorbecken entsteigenden, gegen das dunkle Laub der Eichen sich kräftig abhebenden Brunnenpyramide, welche die Bauleute des Kölner Domes dem Könige Wilhelm verehrt haben. Von einer kleinen Statue des ersten Dombaumeisters, als welcher Gerhard Rühle genannt wird, gekrönt, setzt sie sich aus den sämmtlichen Gesteinsarten, die am Dome Verwendung finden, zusammen und bildet einen prächtigen Schmuck des Vorgartens am Schloß.



Schloß Babelsberg.

Aber was findet sich alles zu betrachten, sobald man in die inneren Räume eintritt! Fürstliche Einrichtung, Stattlichkeit und Kostbarkeit in der Gesammtanlage wie im Einzelnen verbindet sich wohlthuend mit allem, was gemüthlich anheimeln muß. Ueberall hat man bei mäßiger Größe den Eindruck der Behaglichkeit; selbst der acht-

eckige Tanz- und der Bankeltsaal imponiren mehr durch Ebenmaß und Zierlichkeit als durch Weite und Höhe. Wohin man aber blicken möge, sieht man in Gemälden und Kunstgebilden jeglicher Art wie in den Erinnerungen an die verschiedensten Niemand betreten, ohne entzückt zu werden von den herrlichen Ausblicken, die man nach jeder Richtung durch die Fenster und in die anstoßenden Gemächer hat. Der ganze Complex der letzteren ist und bleibt ein Juwel, was man auch ins Auge fassen



Flatower Thurm.

Lebensepochen und erlebten Fest- und Ehrentage des Schloßherrn und seiner hohen Gemahlin ihren edlen humanen Sinn und reinen Geschmack, ihr treues Bewahren jeder gemüthlichen Erinnerung ausgeprägt.

Der Kaiserin Arbeitszimmer zumal wird möge, und hier sind besonders die geistvollen und kunstsinnigen Anschauungen der erlauchten Bewohnerin maßgebend gewesen. Im Bibliothekzimmer trifft man auf eine schriftliche Aufzeichnung des Kaisers aus älterer Zeit schon, wonach derselbe sich unter den verschiedenen Namen, welche

die Höhe führt, auf der sein Schloß steht — Babels-, Babers- und Babertsberg — für den ersteren entschieden hat. Der Bankettsaal zeigt an seinen beiden Längswänden eine höchst kostbare Sammlung alter geschliffener Glas-Pocale und Humpen von künstlerischem wie historischem Werth. Im Arbeitszimmer des Kaisers, das oben gelegen ist, waltet, deutlich ausgeprägt, der einfach edle Sinn, der den hohen Herrn auszeichnet. Schlicht und einfach nur ist es, wie das darin aufgestellte Feldbett, auf dem er schläft; aber es umschließt unendlich viel Dinge, bei denen man gern sinnend verweilt. Vor allem die liegende Büste der allverehrten Mutter des Kaisers, der Königin Luise, nach der Rauch'schen Statue im Charlottenburger Mausoleum. Dann eine Büste der Kaiserin Augusta, in Gips von der Kronprinzessin Victoria modellirt, und ein in Kreide und Wasserfarben von Richard Lauchert († 1868) ausgeführtes Bildniß derselben Fürstin, dazu auch ein Porträt der Kronprinzessin Victoria, von ihr selbst mit Hülfe eines Spiegels nach der Natur in Aquarellfarben gemalt.

Beim Durchschreiten dieser Räume stößt man immer wieder an einzelnen Altanen und Fenstern auf unvergleichlich herrliche Aussichten; vorwärts geben sie die lieblichen Havelgefilde, zu Füßen liegt der Blumengarten nebst dem smaragdenen, stets wundervoll reinen und frischen Rasen, rückwärts aber der Wald gegen die Schloßhöhe hin. Auch hier ist die unmittelbare Nähe des Schlosses ausgezeichnet. Dicht hinter demselben steigt man auf Stufen zwischen eigenthümlich gewachsenen, ihre Hauptäste horizontal ausbreitenden Linden zum Eingang in den Tanzsaal empor. Jene Linden sind bekannt als „Voltaire's Linden", sie standen, ehe sie hierher verpflanzt wurden, vor einem Hause der Vorstadt vor dem Brandenburger Thore, das der französische Philosoph und Dichter einst bewohnte, und damals hat er schon unter ihrem Schatten Kühlung gefunden. Dem Tanzsaal gerade gegenüber am Bergabhange schirmt ein Bogen in gothischer Form aus rothem Sandstein ein schönes Standbild des Erzengels Michael, der den Drachen tödtet. Es ist eine Copie desjenigen Werkes von August Kiß, in Erz von Fischer gegossen und ciselirt, mit welchem König Friedrich Wilhelm IV. das Andenken seiner tapferen, 1849 im badischen Feldzuge gefallenen Truppen zu Karlsruh geehrt hat. Dem Bruder, welcher der Führer derselben gewesen, bestimmte er die Wiederholung des Kunstwerks, doch bedurfte es eines königlichen Machtspruches, um die Bescheidenheit desselben, die, einen solchen auszeichnenden Beweis königlicher Anerkennung hier aufzustellen, Bedenken trug, zu überwinden. Eine Büste Friedrichs des Großen in Erz und eine der Königin Luise in carrarischem Marmor auf einer Säule zieren außerdem die Nähe des Schlosses in dem besonders umhegten Park und Garten.

Schon diese wenigen Andeutungen genügen, um aufmerksam darauf zu machen, welche reiche Ausbeute die Durchwanderung des Schlosses Babelsberg dem Kunst- und Naturfreunde wie dem vaterländischen Sinne gewährt. Jedoch nicht unerwähnt darf es bleiben, mit welcher unbegrenzten Liberalität diese Räume alle — und sogar meist selbst während der Anwesenheit des hohen Besitzers — den Besuchern, die von fern und nah oft in übergroßer Menge herzuströmen, geöffnet werden. Kommt es doch nicht selten vor, daß der Kaiser, wenn er gerade allein im Schlosse weilt, sein Zimmer auf kurze Zeit verläßt, um Fremden die Besichtigung des Ganzen zu ermöglichen.

Zu großen Galafesten wird Schloß Babelsberg nicht benutzt, dazu ist es trotz der von 1844 bis 1849 durchgeführten Erweiterung, welche nach den Ideen der Prinzessin von Preußen durch Persius, den feinfühlenden Architekten Friedrich Wilhelms IV. entworfen und nach dessen Tode von Strack und Gottgetreu vollendet wurde, zu klein. Dennoch knüpfen sich einzelne bedeutende Erinnerungen auch schon an diese Stätte. So wurde am 16. October 1849 zur Feier der Rückkehr des Prinzen von Preußen aus dem badischen Feldzuge die Glienicker Brücke und weit herum der ganze Ufersaum großartig erleuchtet. Ein Oelbild von August Kopisch, das sich im Schlosse befindet, sucht vergeblich den in Wirklichkeit wunderbar schönen Lichteffect auf der Leinwand wiederzugeben. Dagegen wurde das prächtige Schauspiel noch einmal im Sommer 1858 zu Ehren der Anwesenheit der Königin

Victoria von Großbritannien und des Prinzen-Gemahls Albert, die damals dem neuvermählten kronprinzlichen Paare einen Besuch abstatteten, mit gleich großer Wirkung wiederholt und zwar am 26. August, dem Geburtstage des Prinzen Albert. — Am 11. Juni 1854, dem Tage der silbernen Hochzeit des damaligen Prinzen von Preußen, fand auf Babelsberg eine Begrüßung des hohen Paares durch die für Invaliden wirkende Nationaldank-Stiftung statt. Am 8. September 1872 endlich, als Kaiser Alexander von Rußland und Kaiser Franz Joseph von Oesterreich den Kaiser Wilhelm gleichzeitig besuchten, wurde das Familiendiner im Banketsaale des Schlosses Babelsberg eingenommen.

Da Kaiser Wilhelm die laufenden Regierungsgeschäfte unausgesetzt an jedem Orte, wo er auch Aufenthalt nehme, pünktlich erledigt, so versteht es sich von selbst, daß auch während seines Verweilens auf Babelsberg täglich Cabinetscouriere mit den angelangten Depeschen und Briefen eintreffen, wie daß hier ebenfalls unausgesetzt über alle bürgerlichen und militärischen Verwaltungszweige dem Kaiser Vortrag gehalten wird. Eine zum Schloß geführte, von der an der Berlin-Potsdamer Eisenbahn entlang gehenden abgezweigte Telegraphen-Leitung hält den Monarchen außerdem in steter Verbindung mit seinen höchsten Behörden.

Daneben gestattet Babelsberg aber dem Landesherrn, so oft er im Sommer dort weilt, sich frei und gemüthlich zu bewegen, wobei in den Frühstunden, bevor dem großen Publicum der Zugang geöffnet wird, gern die weiteren Parkanlagen durchschritten werden, um Kenntniß von dem Fortgange der Anlagen zu nehmen oder neue Befehle in Betreff derselben zu ertheilen. Man bemerkt im Vorflure des Schlosses am Eingange zu den kaiserlichen Zimmern, wo außerdem viel interessante Geweihe meist durch den Kaiser selbst erlegter Hirsche und Elenthiere den Blick festhalten, einen ganz einfachen, kurzen, kräftigen Stock, dessen sich der Kaiser seit vielen Jahren fast ausschließlich bei jenen Spaziergängen bedient und der ihm darum so lieb ist, weil er ihn sich selbst hergerichtet hat. Von des Kronprinzen Hand rührt dagegen in des Kaisers Arbeitszimmer ein bequemer, sonst ganz schlicht gearbeiteter hölzerner Lehnsessel her. Bei seiner Besichtigung wird man daran erinnert, daß die Prinzen des preußischen Königshauses in der Jugend neben allem wissenschaftlichen Unterricht immer auch Unterweisung in allerlei handwerklicher Thätigkeit zur Bildung ihres Geschicks und Geschmacks zu erhalten pflegen. Gewiß eine löbliche Gewohnheit, insofern dadurch auch die durch Geburt und Rang Hochgestellten eine richtigere Würdigung aller mechanischen Arbeit gewinnen.

Unmittelbar hinter dem Schlosse an der Nordseite desselben fehlt der Geflügelhof nicht, den außer mancherlei Hühnervolk auch Truthühner und einige Pfauen bevölkern, in dessen Mitte aber auch ein junges Reh weilt. Diesen lebenden Geschöpfen widmet der hohe Herr während seiner Anwesenheit täglich Zeit und Sorge; denn nach dem Frühstück krümelt er einen Theil des Brotes auf einen Teller und trägt es dann auf die Pergola hinaus, die sich seinem Arbeitszimmer nahe anschließt, um es von dort dem gefiederten Völkchen zuzuwerfen und sich an dem eifrigen Bemühen desselben, von den Brocken etwas zu erhaschen, zu ergötzen.

Ehe wir jetzt das Schloß verlassen, um noch die übrigen Baulichkeiten kurz zu erwähnen, bleibt nur hinzuzufügen, daß es nichts Einfacheres geben kann, als das Leben des Kaisers in diesem seinem Schlosse. Die große, mit allem Comfort ausgestattete Küche, die von jeder praktischen Hausfrau bewundert wird, wird nur benutzt, wenn entweder die Kaiserin Augusta selbst auf Babelsberg residirt oder Gäste erscheinen; für seinen eigenen Bedarf begnügt sich der Kaiser durchaus mit dem Einfachsten, was die Castellanin ihm schmackhaft bereitet. Seine sonstige Anspruchslosigkeit, Liebenswürdigkeit und Huld gegen Alle, die dem Monarchen persönliche Dienste zu leisten berufen sind, das alles ist zu bekannt, als daß es hier noch weiter hervorgehoben werden möchte.

Schlägt man vom Schlosse den breiten Weg links gegen den Fluß hinab ein, so trifft man auf einen hübschen Laubengang, dessen Stufen hinab zum Geyser und dem Ankerplatz der kleinen Bootflotille führen. Eine kurze Strecke abwärts davon steht dicht am Wasser ein viereckiger Pfeiler aus

sehr festem rothem Sandstein, ein Bildstöckel, das einen ursprünglich zur Aufnahme eines Heiligenbildchens bestimmten kleinen Schrein bildet. Es stammt aus Baden und kam nach dem badischen Feldzuge durch folgende Veranlassung hierher:

Der Prinz von Preußen befand sich im Gefecht bei Bischweier am 29. Juni 1849. Zwischen diesem Dorfe und dem Dorfe Muggensturm stand dieses Bildstöckel auf einer Markscheide des Feldes. Im Verlaufe dieses Gefechts ward Bischweier momentan von den Insurgenten besetzt und von dort die Reserve-Cavallerie des preußischen Corps lebhaft beschossen. Da ein Cavallerie-Angriff wegen des Terrains nicht möglich war, so zog sich die Reserve-Cavallerie im Schritt aus dem heftigen Artilleriefeuer zurück.

Der Prinz von Preußen als Höchstcommandirender befand sich in der Nähe, und während rings umher die Kugeln einschlugen — Spuren von solchen sieht man noch jetzt an dem steinernen Gebilde — äußerte er zu dem Oberst-Lieutenant Grafen von Pückler, seinem Hofmarschall, welcher neben ihm ritt, indem beide bei dem Bildstöckel anhielten:

„Vor meiner Abreise habe ich für die Stelle am Havelufer meines Parks von Babelsberg ein Bildwerk bestellt, das sich dort sehr gut ausnehmen wird. Hat dies „Bildstöckel" nicht ungefähr die Form, wie ich jene Verzierung wünsche?" Der Graf bejahte dies. Die in der Nähe vorüberziehende Cavallerie bemerkte mit Besorgniß, wie der Prinz und der Oberst-Lieutenant trotz der überall einschlagenden Kugeln längere Zeit hielten und das Bildstöckel so genau betrachteten. Diese Gleichgültigkeit im feindlichen Feuer wurde mit Stolz und Freuden unter den Truppen weiter erzählt und so kam der Vorfall zu den Ohren des Großherzogs Leopold von Baden, welcher das Bildstöckel als eine Erinnerung an Baden mit einer steinernen Platte versehen ließ, auf welcher das Eiserne Kreuz und das Datum „29. Juni 1849" eingegraben ist, und nach Babelsberg übersendete. An dem Platz, wo es bei Bischweier und Muggensturm gestanden, steht jetzt eine Copie davon.

Das ist die Geschichte des Bildstöckels von Babelsberg. Der Platz, wo es mit einer kleinen steinernen Bank davor steht, giebt eine höchst freundliche Aussicht über die vorüberfluthende Havel.

Im weiteren Verfolg des Weges gelangt man an dem zierlichen Damenhäuschen vorüber und mag sich von hier nochmals zur Höhe hinauf wenden, um noch der Berliner Gerichtslaube und dem Flatower Thurm einen Besuch abzustatten, dann aber mit der letzten prächtigen Rundschau von letzterem dem köstlichen Babelsberg den Scheidegruß zu geben.

Die Berliner Gerichtslaube! Seit dem dreizehnten Jahrhundert stand sie in Berlin, lange Zeit gänzlich vergessen als ein unschönes, störendes Anhängsel zum Berlinischen Rathhause, das selber so unzureichend für die rastlos wachsende Hauptstadt des Landes geworden. Von den gothischen Bogenwölbungen sah man nichts mehr; denn außen war das Ganze verbaut und die alte Bedeutung für die Rechtsprechung war verloren gegangen. Da bauten die Berliner Behörden ihr neues Rathhaus, einen mächtigen, von einem hohen Thurme überragten Palast, für den weiter zurück von der Königsstraße Raum gewonnen ward durch Niederlegung ganzer Häuserviertel, die nicht zu den besten von Berlin gehörten. Die Gerichtshalle blieb, sie wurde sogar frei gelegt, ihre Wölbungen kamen nun wieder zum Vorschein; aber sie erfüllte keinen Zweck mehr, sie diente nur mehr als ein überflüssiger Durchgang und dazu contrastirte sie so sehr gegen den Baustyl des Rathhauses und erregte so viel andere Bedenken, daß endlich die Stimmen derer, welche sich der Gerichtslaube als eines architektonischen Monumentes aus dem alten Berlin annahmen und ihre Conservirung forderten, von denen weit überwogen wurden, die sie aus ästhetischen und moralischen Gründen beseitigt zu sehen verlangten. Nach einem längeren, nicht ohne Schärfe geführten Streit legte sich der Kaiser ins Mittel und fand den rechten, alle Interessen wahrenden, alle Ansprüche befriedigenden Ausweg. Der Monarch ließ sich die Gerichtshalle schenken, damit sie abgebrochen würde und auf Babelsberg in neuer Herrlichkeit, schön in der Ansicht, reich in der Aussicht, die Lennéhöhe schmücke. Weithin erglänzt sie hier im Abendscheine, wenn die Strahlen der sinkenden Sonne von den schwarzglasirten Ziegeln (aus der March-

schen Fabrik in Charlottenburg) zurückgeworfen werden. Von den alten Steinen wurde so weit als möglich wieder Gebrauch gemacht. Besonders sind es die Strebepfeiler an den Ecken und zwischen den zwei Fenstern jeder Seite, an denen sie verwendet wurden. Die untere Halle hat offene Bögen, jedoch wehrt ein Eisengitter den Zutritt. Die kurze Säule, welche das Kreuzgewölbe stützt, hat räthselhafte Gebilde als Capitell; am vorderen Pfeiler innen erhielt eine verkleinerte Nachbildung des heiligen Georg, der den Drachen tödtet, von A. Kiß, ihren Platz. Außen am Südwestpfeiler wird der alte Kaak sichtbar, der sich in Berlin schon an der Gerichtslaube befand. Eine kühn geschwungene steinerne Wendeltreppe durch ein altes zierliches, eisernes Gitter verschlossen, führt außen hinauf zu dem Theezimmer, welches das obere Geschoß ausfüllt und nach jeder Seite hin aus zwei breiten, gothischen Fenstern hinauszuschauen gestattet. Wer mehr noch von der Umgebung sehen will, mag von innen auf eiserner Wendeltreppe zum Dach hinaufsteigen.

Noch größeren Glanz der Aussicht als die Gerichtslaube breitet der Flatower Thurm auf dem Südwest-Vorsprunge des Babelsbergs aus. Er wurde in den Jahren des Krimkrieges da erbaut, wo sonst eine Mühle stand, die zweimal — zuletzt im Sommer 1848 — niedergebrannt ist. Der Volksmund liebt es noch heut, ihn in Erinnerung an jene Zeit den „Malakoff" zu nennen; seinen Namen „Flatower Thurm" empfing er von der Herrschaft Flatow, einem prinzlichen Fidei-Commiß, von wo ein großer Theil des Materials gekommen. Vorbild für seine Gestalt war der Eschenheimer Thorthurm in Frankfurt a. M., das Eigenthümlichste an ihm aber ist, daß ihn rings ein ummauertes Wasserbecken umgiebt, über das eine Zugbrücke führt. Ein halbumlaufender Balcon auf halber Höhe, ein voller Umgang hinter der oberen Brustwehr, welche, von vier Thürmchen unterbrochen, die von einem Adler gekrönte Hauptspitze umgiebt, öffnet eine Aussicht über den Fluß, die Stadt und die Landschaft, die man in günstigem Morgen- oder Abendlichte gesehen haben muß, um ihren ganzen Zauber schätzen zu können.

Auch an den Zimmern im Thurm und im kleinen Anbau wird Niemand vorüber gehen können, der kunstsinnig ist. Moderne Gemälde verschiedenster Art, köstlich geschnitzte alte Kunstmöbel und seltene Geweih-Exemplare finden sich hier in großer Zahl. Ein Veteran aus dem Schleswig'schen Kriege, der dicht am Thurme wohnt, erschließt diese Schätze. Die Bronzefigur eines Herolds, die auf der Stadtseite nahe vor dem Thurme steht, ist ein Geschenk des letzten Napoleon's und ebenso sind die großen Lorbeerbäume vor demselben ein Geschenk aus Sachsen an den Kaiser. Vor ihnen blicke man noch einmal in den schönen Abschnitt hinein, der sich, von grünen Bäumen und Gesträuch zu beiden Seiten eingeschlossen, gegen Potsdam hin öffnet. Wenn diese Landschaft mit dem Flusse im Abendgolde erglänzt, dann ist sie wundervoll und unvergleichlich, und doch war sie vor vierzig Jahren, wie wir gesehen, kaum mehr als eine Wüste. Mögen ihr allezeit günstige Sterne leuchten!

Drei Tage in einer Provinzialstadt Oberägyptens.

Von

C. B. Klunzinger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Lautes Gezänke tönt von der Treppe her. Zwei Burschen werden von den Häschern hereingeschleppt, ihre rollenden Augen scheinen sich gegenseitig durchbohren zu wollen. Der eine zeigt sein zerrissenes Hemd und seine blutige Nase.

„Was wollt ihr, Kuppler?" ruft der Tyrann auf dem Divan. Der Kläger schüttet sein ganzes übervolles Herz auf einmal vor dem versammelten Divan aus (Divan bedeutet auch Amtsversammlung), kein Mensch hat ihn verstanden. Der Beklagte unterbricht ihn, noch lange bevor dieser sein Sprüchlein vollendet, ein Sturm von Schmähungen bricht zwischen den hadernden Parteien los, die Häscher und Soldaten beschwichtigen, rathen, schlagen; der Richter gebietet, Niemand hört; arabische und türkische Laute durchkreuzen

Digitized by Google

die Lüfte. Man ruft nach den Zeugen, welche das Chaos vollkommen machen. Endlich wird's stille. Der Richter fragt den Beklagten:

„Hast du geschlagen?"

„Nein, ich habe nichts gethan, es ist nichts geschehen."

„Und die Nase?" fragt der Richter.

„Gott ist allwissend," antwortet der Angeklagte.

„Bringt den Strick, bindet ihn, den Lügner, den Kuppler!"

„So ist mir's vorausbestimmt, ich gehorche."

Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, legt sich der arme Sünder willig mit dem Bauch auf den Marmorboden des Amtssaales, die Häscher umstricken seine Beine mit einem schon bereitgehaltenen Instrument. Zwei Hölzer halten die Fußknöchel zusammen, und mit kräftig geschwungenen Nilpferdhautpeitschen schlagen zwei Profosen auf die hoch emporgehaltenen Fußsolen. Bange Stille herrscht im Saal, unterbrochen durch den Tact der patschenden Peitschen und die immer inständiger und reuevoller werdenden Bitten des Gequälten, der sich von der Gnade des Propheten an die eines Heiligen, von da an das Herz des abwesenden Söhnchens des Richters und an die süße Milde von dessen Gemahlin wendet („faardak, jasitt el bey"). Kein Mitleid, bis endlich das gewichtige Wort eines Anwesenden den strengen Richter bedeutet, daß genug gethan sei. Wie eine Leiche trägt man den Armen davon.

„Den andern her, den Raufbold, den Hund!"

Der Kläger erduldet das gleiche Loos der Gerechtigkeit, aber, zäherer Natur, schleicht er sich, der Fellah, wie eine gefallene Katze, davon, entschlossen, nie wieder zu klagen und zu processiren.

Das Prügeln ist zwar, wie der Sklavenhandel, gesetzlich verboten; das steht aber nur auf dem Papier. Ohne Prügeln geht es eben, meint man, vielleicht mit Recht, nicht bei dem Fellah. Die Nilpferdhautpeitsche (kurbag), die ägyptische Knute, scheint schon von den alten Aegyptern viel gebraucht worden zu sein. Hier und da kommt es auch vor, daß Einer bei dieser Procedur darauf geht. Obiges Verfahren, nach dem der Kläger und Beklagte zugleich bestraft wird, ist zwar nicht Regel, denn wer würde dann noch klagen?, wird aber gar nicht selten geübt. Das sehr übliche System des Fürbittens mit dem „ma alesch" (macht nichts), dessen Nichterhören von den Bittstellern als persönliche Beleidigung aufgenommen wird, ist eine der sehr schwachen Seiten türkischer Justiz, und macht oft jedes Gesetz und dessen Handhabung illusorisch. Hand in Hand damit geht noch die Bestechung.

Ein Kläger erscheint. Die Weiber seiner Nachbarschaft haben seine Frau mißhandelt. Die Beklagten, die Männer derselben, zur Stunde des weiblichen Krieges ruhig und friedlich draußen in Stadt und Feld mit ihrer Tagesarbeit beschäftigt, nehmen sich jetzt mit Wärme ihrer Ehegenossinnen an, die in ihrer Behausung bange die Entscheidung des Richters erwarten. Denn nur ausnahmsweise, in schweren Fällen, haben die Frauen persönlich im Amtssaal zu erscheinen. Es entspinnt sich ein heißer Wortkampf zwischen den galanten Horten der Ehefrauen, den der Wahrer der Ordnung im Divan rasch und energisch schlichtet, indem er den Männern der Schuldigen oder auch wieder der Klagenden und Angeklagten Einem nach dem Andern eine genügende Anzahl von Fußsohlenstreichen aufmessen läßt und sie mit der Mahnung davonschickt, ein ander Mal ihre Weiber besser im Zaume zu halten! Die geheimen Folgen dieses Verfahrens in den Gemächern des Harems möge man sich weiter ausmalen. Die alten Aegypter versagten den Frauen die gerichtliche Bastonade nicht, und zwar wurde, wie auch bei den Männern, der Rücken, nicht die Fußsohle gezüchtigt.

Die bisher betrachteten Parteien waren gemeine bäuerische Wesen, die nur durch Prügel in Ordnung zu halten sind. Jetzt erscheinen aber Personen von Stand. Der erwachsene Sohn eines der ersten Kaufleute und noch dazu eines Scherifs oder Nachkommen des Propheten hat einem geachteten Bürger der Stadt mit einem Faustschlage die Zähne eingeschlagen, und dieser tritt als Kläger auf. Der Gewalthaber hört die wichtige Angelegenheit mit finsterem Ernst. Er kratzt sich hinter den Ohren, es juckt ihn etwas im Nacken, er streicht den ergrauten Vollbart, er hüllt

seine Figur in undurchdringliche Tabakswolken, er ruft nach dem Oberschreiber. Was ist zu thun? Nach dem Gesetz oder Herkommen (usul) muß ein Protokoll aufgenommen werden. Jetzt durchkreuzen Dutzende von Sendboten und Polizisten die Stadt: parturiunt montes. Der Saal füllt sich nach und nach mit den ehrwürdigen Patriarchengestalten der Muftis, den Aeltesten der Bürgerschaft, den Häuptern des Handels, den eingeborenen oder fremden Repräsentanten der Mächte oder Consularagenten, den Würdenträgern des Beamtenthums, den Leitern der bewaffneten Macht. Lautlos hört die hohe Versammlung die Klage. Der Angeklagte leugnet oder stammelt einige Worte der Vertheidigung (Advocaten giebt es gar nicht). Der Vater hält seinem muthwilligen Sohne die ganze Wucht seiner klaren Schuld vor und fragt ihn, den Silberbart fassend, wie er seinem alten Vater solches Herzeleid zufügen könnte. Der gehorsame Sohn schweigt, den beschämten Blick auf den Erdboden gerichtet. Dennoch übernimmt der Vater die Vertheidigung seines Sohnes mit aller Lebhaftigkeit und Gewandtheit, deren er fähig ist. Die Partei des Angeklagten macht einige Bemerkungen. Die Anwesenden geben dem jeweiligen Sprecher Zeichen der Zustimmung. Das Protokoll füllt sich. Der Arzt wird gerufen und giebt sein Gutachten über den schweren Fall.

„Ins Gefängniß mit dem Thäter!" tönt der Machtspruch des Richters durch die Versammlung.

„Mein Sohn ins Gefängniß, der Sohn eines Scherifs? Ich bürge für meinen Sohn."

Banges Schweigen folgt. Der Richter zögert. Die weltliche Gerechtigkeit erheischt Bestrafung des Missethäters ohne Ansehen der Person, persönliche und religiöse Bedenken, patriarchalische Gesetze erlauben nicht die Mißachtung des angesehenen Nachkommen des Propheten. Man macht eine Pause, credenzt die Kaffeetäßchen, macht gemeinnützige Bemerkungen über Wetter, Zeit, man geht aus und ein und flüstert, zuweilen läßt sich auch ein Klingen wie von Geldmünzen vernehmen. Es erhebt der Kadi, der geistliche Richter, der aber in Wirklichkeit nichts zu entscheiden hat, sein Wort:

„Vor allem ein Fatiha!"

Feierlich beten sämmtliche Anwesenden mit vorgehobenen Händen das Gebet der Gebete und endigen mit einem bekräftigenden Amen. Der Kadi spricht:

„Schwere Dinge sind vorgefallen. Aber Gott ist der Allverzeihende, der Allbarmherzige. Die Verfolgung des Processes würde nicht zu bemessende Folgen haben. Kläger und Beklagte werden sich versöhnen, dafür stehe ich. Stehet nun auch Eurerseits ab, Euer Gnaden, und Gott weiß zu belohnen."

Der weltliche Richter will noch nicht nachgeben und schleudert Vorwürfe und Beschuldigungen gegen den unnahbaren Scherif. Dieser wirft seinerseits mit giftigen Bemerkungen drein. Ein Kleines und die Parteien bekämpfen sich abermals. Da steht der Kadi mit der ganzen Würde seiner Person und seines Amtes auf und ersucht den weltlichen Richter, wenigstens ihm zu Liebe zu verzeihen. Moralisch mürbe gemacht, ergiebt sich endlich der gläubige weltliche Richter; die schon vorher zubereiteten Parteien versöhnen sich, das Protokoll sammt dem Urtheile des Arztes wird feierlich zerrissen und die Scene schließt mit einer allgemeinen Umarmung, einem süßen, mit Nelken gewürzten Extrakaffee und einem Fatiha. Das ist der Friede vor Gericht.

So geht es bei den Beamten der alten Schule. Die der neuen machen freilich oft weniger Federlesens mit einem Scherif oder Kadi. Das Glück der Provinz hängt bei der umfassenden, fast despotischen Macht ihres Oberhauptes eben sehr von dessen Persönlichkeit ab. Bei den alten Aegyptern herrschte Gerechtigkeit und tiefer Ernst in der Rechtspflege, und das war die festeste Grundlage ihres lange dauernden Reiches.*

Auch wir schicken uns an, die Stätte des Staatsamtes zu verlassen, werfen aber noch einen Blick auf den geistlichen Gerichtshof, wo der Kadi, der Repräsentant der Geistlichkeit, mit seinen Schriftgelehrten (Muftis oder Ulama) die lustigen Ehen trennt, die Hinterlassenschaften der Gestorbenen ordnet, Eide schwören läßt, auch dann und wann in schweren

* Die oben geschilderten Vorgänge beruhen auf mehrfacher eigener Beobachtung des Verfassers.

MERCANT LIBRAI

Klagefällen der weltlichen Gerechtigkeit sein mit gutem Gelde bezahltes Gutachten giebt. Im ganzen aber hat er aus den Trümmern seines einstigen Glanzes nur ein gewisses, auch immer mehr sinkendes moralisches Ansehen bei seinen Religionsgenossen gerettet. Er spielt fast nur noch die Rolle eines Notars. „Par ordre du moufti“ ist für die jetzige Zeit wenigstens sinnlos geworden, wenn man nicht unter Mufti einen Pascha versteht.

Es giebt auch noch einen weltlichen Gerichtshof, zusammengesetzt aus höheren türkischen Beamten, die natürlich auch kein Recht studirt haben. Er entscheidet in schwereren Fällen und ist das Appellationsgericht der Provinz.

Wir lassen die Staatspost an uns vorüberspringen in Form eines Schnellläufers mit Glöckchen am Fuße oder Stock und einem Felleisen, der bis zur nächsten Poststation springt, wo ein anderer ihm die Briefschaften abnimmt. Manche frohe Botschaft bringt der leichtfüßige Mann, ehe die Schneckenpost des ägyptischen elektrischen Telegraphen sich durch die mit träumenden und lustwandelnden jugendlichen Beamten besetzten Zwischenstationen durchgearbeitet hat.

Eine Compagnie regulärer Truppen zieht, ein Pfeifercorps voran, zum Thor des Serails hinaus. Die hochgeschürzten, zuavenartigen Hosen wie der kurze Waffenrock aus Zwillich, die rothe Troddelmütze kleiden den leichten, schlanken, bartlosen Soldatenknaben, unter denen häufig elfenbeinzähnige Mohrenköpfe sich bemerklich machen, trefflich. Dieses reguläre Militär ist indessen seit einiger Zeit wieder aus den Provinzialstädten herausgezogen worden. Eine Schwadron regelloser türkischer Freischaarenreiter (Baschi boschuks), deren wildes Gesicht, die selbstgewählte, nicht uniforme Kleidung, die Waffen, die zweideutige körperliche und moralische Haltung, kurz alles regellos ist, reitet in ihre Caserne, an ihrer Spitze der aristokratische Rittmeister auf der goldverbrämten Schabracke seines Edelrosses. Er ist ihr Patriarch, er hat sie geworben und hat sie aus dem ihm zur Disposition gestellten Fonds zu verpflegen. Rastlos, wandernd ist ihr Leben.

Wir machen nun einen Besuch bei dem von der Regierung angestellten Hakim Pascha oder, wenn man will, Oberamtsarzt, der über das physische Wohl der Provinz zu wachen hat. Wir finden ihn im Hospital inmitten seines ärztlichen Wirkens mit aufgestülpten Aermeln und vorgebundener Schürze; in Kleidung scheint er ein türkischer Effendi, sonst ist er an Leib und Seele ein echter Sohn seines ägyptischen Heimathlandes. Die paar Jahre der Zustutzung, die er unter europäischen Lehrmeistern oder auch wohl in irgend einer berühmten alma mater Europa's als Jünger verbrachte, haben manches Körnchen der Heilwissenschaft zum Segen der Leidenden seines Vaterlandes aufkeimen gemacht; die Grundangeln seines angestammten Wesens und seine innersten Ideen haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Das Bestreben der Regierung Mohamed Ali's und der jetzigen, durch höhere Schulen die Jugend zu ihrem Berufe zu befähigen, ist nicht genug anzuerkennen, aber die Ausführung ist doch eine verfehlte, denn sie besteht eben wesentlich nur in einer Dressur. Es fehlt die humanistische und philosophische Vorbildung und damit die Grundlage wahrer Moral und selbständigen Denkens. Nachdem uns der Hakim Pascha mit der einnehmendsten Zuvorkommenheit begrüßt und empfangen, begleiten wir ihn durch die luftigen Säle, wo die Leidenden, fast ausschließlich aus Soldaten und Gefangenen bestehend, auf ihren sauberen eisernen Bettgestellen liegen. Ein zahlreiches Wärterpersonal, sämmtlich ausgediente einheimische Soldaten in weißen oder blauen Civilblousen, folgt seinen Tritten. Der Oberwärter, das bekannte schlegelartige Tintenzeug unter der Achsel, hält sein schon eingetauchtes Schreibrohr auf den Ordinationsbogen und macht versuchende Schreibbewegungen, stets bereit, die Verordnung des Arztes, kaum gesprochen, sofort in Schrift zu setzen. Ein Wärter trägt die Blechbüchsen mit den Salben zum Verbinden, das Fachkästchen mit den Pflastern, Charpiewicken, Spateln und Scheeren nach, der jüngere Spitalarzt und der Apotheker lauschen den Worten und Winken des Chefarztes. Bald mit feierlichem Ernst, bald mit unerschöpflichem Humor, immer aber seine Worte mit dem Satze sprudelnder Flüche würzend, kreist der arabische Aeskulap um die Betten seiner Schützlinge. Das Mes-

ser, ohne die entschmerzende, aber theure Beihülfe des Chloroforms, gleitet rasch durch das blutende Menschenfleisch. Kein Egel saugt an der schmerzhaften Entzündungsgeschwulst, doch Ströme von Aderblut retten das Leben des Südländers. Der Bannfluch gewisser Pathologen gegen die „medicina crudelis" findet im heißen Boden Afrika's keinen Wiederhall.

Während der Doctor zur Aussetzung eines gerichtsärztlichen Gutachtens sich in seine Schreibstube zurückzieht, treten wir mit dem Apotheker in ein Kämmerchen, das die „Centralapotheke" der Provinz enthält. Hieraus entnehmen die ebenfalls vom Staat angestellten Aerzte und Aerztinnen der Unterdistricte ihren Arzneischatz. Es giebt nämlich auch Frauen, die einen, wenn auch beschränkteren ärztlichen und geburtshelferischen Cursus an der medicinischen Schule in Cairo durchmachen und dann in die Provinzen vertheilt werden, um die Frauen und Kinder zu behandeln, zu denen man die männlichen Aerzte ungern zuläßt. In dieser Art von Emancipation ist man also in Aegypten schon weiter als in den meisten Ländern des Abendlandes. Durch diese Einrichtungen hat das leidende Volk überall Gelegenheit zu ärztlicher Hülfe, und zwar soll diese unentgeltlich geleistet werden, und selbst die Arzneien werden von der Regierung geliefert und sollen den Leidenden unentgeltlich gegeben und von den Aerzten nur verzeichnet werden. (Das Letztere wurde freilich in den letzten Jahren wieder aufgehoben.) Welch' humane Idee, würdig des großen Pascha, der sie gefaßt! Der Landmann aber flieht entsetzt vor der dargereichten Hand und wirft sich in die Arme der Amuletschreiber, Zauberer, Weissager, Heiligen, Brenner, Gewürzkrämer und Streichweiber. Der Fatalist behandelt sich exspectativ. Bei wem es zu dämmern beginnt, der geht zum Arzt, verlangt aber von ihm, denn er versteht sich selbst vortrefflich auf die Arzneikunde, die nöthige Arznei mit Namen; so kennt er bereits z. B. die carbonate de soda, das jodur el potassa (Jodkalium). Und wenn er dem Doctor ja das Denken für sein Heil überlassen hat, so nimmt er die Gabe nicht eher, als bis ihm der Inhalt der Mixtur namentlich und gewichtsweise klar gemacht worden ist, ja er läßt sie sich, stets mißtrauisch, oft vom Arzte selbst vorversuchen. Eben steht ein solcher Patient an dem Quertisch der Apotheke, dreht das Hexengebräu, ein „bis milla e rahman e rahim" (im Namen Gottes) murmelnd, im Kreise herum und schüttet es nach einem energischen Endentschluß in einem langen Zug in seinen Schlund. Uebrigens nimmt der Eingeborene lieber die einzelnen Bestandtheile einer Mixtur aus der Apotheke und richtet sie später zu Hause zusammen. Abführmittel sind häufig, Brechmittel und Klystiere sehr wenig im Gebrauch beim Volke. An ihre studirten Doctoren haben sie wenig Glauben. Ein durchreisender Franke, mag er Arzt sein oder nicht, ist aber immer ein Wunderdoctor, der Blinde, Lahme, Impotente und allerlei Unheilbare, selten Heilbare zu behandeln bekommt. In der Pathologie huldigt der gemeine Mann, der sich für Medizin interessirt, durchaus wie die altarabischen Aerzte galenischen, vagen Theorien: so sind die Erbsen „heiß", der Kaffee trocknet das Gehirn aus, ein Schmerz rührt entweder vom Blut oder (und dann ist die Behandlung ganz anders einzurichten) von der Kälte her 2c.

Daß jene humanen Civilisationsversuche in diesen Ländern nicht gelingen wollen, das ist übrigens nicht allein die Schuld des in der Finsterniß des Aberglaubens gefesselten Volkes. Die „Centralapotheke" und noch mehr die daraus gezogenen Vorräthe der Districtsärzte lassen an Quantität und Qualität viel zu wünschen übrig, der Arzt muß für seine Kranken die Arznei wählen, die er gerade hat; wenn der Rhabarber zu Ende ist, so werden die Patienten eben mit Bittersalz laxirt. Viele Aerzte haben ferner nicht die Idee von der Humanität ihres Berufes, ihr einziges Trachten ist Geld. Spärlich besoldet, können sie das nicht in der ehrlichen Praxis, die unentgeltlich sein soll und die auch Niemand bezahlen will, finden, und so greifen sie zum Mißbrauch ihrer amtlichen Gewalt. Diese ist keine geringe; die Aerzte haben über die öffentliche Sauberkeit, die gesammten Lebensmittel zu wachen, von ihrem Urtheil hängt das des Richters häufig geradezu ab, und der Laie, stände er auch noch so hoch über ihnen an Rang, kann in vielen Dingen nicht widersprechen. Der Mächtige hat die Schlüssel

zu der Geldtruhe des Volkes, und wenn ihm der innere Halt der moralischen Bildung fehlt, die sich durch keine plappernden Gebete, Waschungen und Gottesverbeugungen ersetzen läßt, so wird er sie benutzen. So kommt es, daß der ärztliche Stand, wenn man auch einem Hakim Pascha recht ehrfurchtsvoll begegnen mag, dem Volke im Grunde ein verhaßter ist, und die öffentliche Gesundheitspflege, die das Volk in seinen alten Gewohnheiten stört, gilt dem Volk als bloßes, von den Franken geschaffenes Plackereiinstitut. Das Spital vollends fürchtet es fast mehr als den Tod, und so sind auch dessen Insassen, wie oben gesagt, nur gezwungen dort, nämlich Soldaten und Gefangene.

Wir gelangen an einen größeren freien Platz. Hier treibt sich eine ungewöhnliche Menge brauner Landleute umher; es ist der Wochenmarkt. Die Verkäufer, mancher in Gesellschaft seiner bejahrten Ehehälfte, hocken auf dem Boden, vor sich die Erzeugnisse des üppigen Feldes, das doppelte und dreifache Ernte giebt und auch im Winter treibt. So ist an frischen Gewächsen das ganze Jahr über kein Mangel, wenn auch die Mannichfaltigkeit vieles zu wünschen übrig läßt. Sie bergen ihre Waaren in Körben oder haben sie auf ihrem Umschlagetuche vor sich ausgeschüttet. Je nach dem Gegenstande verkaufen sie dieselben stückweise, oder sie haben sie in kleine Häufchen vertheilt oder wägen sie auf selbst fabricirter Wage ab, wobei vorher abgewogene Steine die Gewichte vorstellen. Daselbst sitzen ländliche Krämer, welche für das Landvolk Schmuckwaaren geringen Werthes, Taschenmesser u. dgl. ausgestellt haben. Auch fehlen nicht Geomantiker und andere Wahrsager, Amuletschreiber u. dgl.

In einer Ecke des Platzes gewahren wir eine Gruppe dürftig gekleideter, rabenschwarzer Kinder beiderlei Geschlechtes. Wenn in der Hauptstadt neuerdings auch der Sklavenhandel durch die Wachsamkeit der Europäer und wenn auch mit Widerwillen der Regierung ziemlich eingeschränkt worden ist, namentlich auch dadurch, daß die Sklaven, die sich auf dem Polizeiamte melden, sofort frei werden, so ist es doch in der Provinz damit ziemlich beim Alten geblieben, und die Beamten leihen selbst ihre Hand, wenn ein entflohener Sklave wieder aufgespürt werden soll. In den Verordnungen, welche das Verbot dieses Handels bezwecken und von Zeit zu Zeit erneuert werden, ist selbst zugegeben, daß ordentliche angesehene Leute sich wohl einen oder einige Sklaven kaufen dürfen zum Hausgebrauch. Der öffentliche Verkauf auf dem Markt ist zwar auch in der Provinz jetzt nicht mehr so großartig wie früher, hat aber nicht aufgehört. Dagegen haben die Sklavenhändler ihr Depot in den öffentlichen Herbergen. Wir geben unsere Absicht zu erkennen, einen Kauf zu machen und werden in den Hof einer solchen Herberge geführt. Daselbst finden wir einige Sauahlimädchen von tief brauner, doch nicht schwarzer Hautfarbe beschäftigt, in einem großen Holzgefäße die von ihren Herren aus ihren Heimathländern mitgebrachte Getreidefrucht, das „Duchn", die Basis des Sudanbrotes, zu stoßen; die Blößen ihres schon ziemlich entwickelten Körpers sind sie wenig bemüht, zu bedecken. Ein kleineres Negermädchen trägt weiter nichts als einen Zottengürtel. Man führt uns ein wohlverschleiertes abyssinisches Fräulein, ein Gallamädchen, die edelste aller gefärbten Racen, vor, man zeigt uns ihre äußerst graeilen Glieder, deckt ihr angenehm braunes Gesicht mit den großen sprechenden Augen auf und ist zu allen Forschungen des Käufers bereit. Dem kleinen Mohren da sperrt man den Rachen auf, um seine weißen Zähne zu studiren. Als Preise werden uns angegeben: ein männlicher Sklave schwarzer Race 40 bis 70 Maria-Theresienthaler, eine Sklavin desgleichen 60 bis 80 Thaler, ein brauner Abyssinier oder Galla 80 bis 100 Thaler, eine ebensolche Sklavin 90 bis 130 Thaler, eine weiße Tscherkessin nicht unter 500 bis 1000 Thaler. Am meisten geschätzt sind die Sklaven einige Jahre vor oder während der Pubertät, wenn sie noch bildsam sind, „ihr Gehirn noch nicht trocken ist".

Sind diese Wesen unglücklich? Wir lassen uns ihren Lebenslauf von ihnen selbst erzählen. Ein Kind in einem Tropendorfe entfernt sich in einer bösen Abendstunde wenige Schritte von der Hütte seiner Eltern. Plötzlich fühlt es sich von einer starken Hand gefaßt, ein Knebel wird ihm zur Verhinderung des Schreiens

in den Mund gesteckt, und der Mann trägt es auf seinen Schultern viele Meilen weit in dunkler Nacht. Man hält in einem Hause, setzt dem Kinde Speise und Trank vor, es schlägt diese aus, weinend verlangt es nach der Mutter. Kummer, Angst und Mattigkeit streiten sich um das arme, zarte Geschöpf, die letztere siegt, es fällt in tiefen Schlummer. Es erwacht, die Hütte ist wie die seiner Eltern, die Sprache ist die seines Dorfes, aber die Gesichter sind ihm fremd. Ein Schwarm von Kindern jedes Alters, Bestandtheile der angelegten Sammlung gestohlener Kinder, stellt sich um den neuen Ankömmling und macht Cameradschaft, an Speise und Trank fehlt es nicht, Arbeit giebt es nicht, und in kurzer Zeit hat das in diesem Alter eben noch nicht tief fühlende Wesen Eltern und Heimath vergessen. Das Stehlen der Kinder ist noch eine gelinde Form, weit schlimmer sind die bekannten systematischen Raubzüge oder Razzias, oft unter der Maske offenen Krieges, wo bewaffnete Sklavenhändlerbanden ganze Orte überfallen, alles Taugliche, namentlich Mädchen und Frauen, in die Sklaverei abführen und alle Familienbande zerreißen. Doch auch im obigen Falle dauert die Rast nicht lange. Die nun vervollständigte Sklavensammlung wird über Berg und Thal, durch Feld und Wüste geschleppt, das Maulthier wird mit dem Pferd, dem Ochsen, dem Kamel gewechselt, bald fährt man in vollgepfropfter Barke den geschwollenen Bergstrom hinab, tropische Sonnengluth und Regengüsse setzen um die Wette den zarten, wenig geschützten Leibern zu, ein Kind um das andere wird vom Fieber überfallen, Kranke und Gesunde liegen dicht an einander, die Gestorbenen werden im Sande verscharrt, rastlos zieht die Karawane weiter und weiter. Einige Verwegene machen einen verzweifelten Fluchtversuch, sofort sind sie eingeholt, werden geschlagen und gebunden weiter geschleppt. Endlich kommt man in eine Stadt. Die Schaar wird in einen Kerker eingesperrt, bei Nacht werden sie gefesselt spazieren geführt, am Markttage kommt die öffentliche Versteigerung; man betastet sie an allen Gliedern, läßt sie wie auf einem Pferdemarkte umherspringen, reißt ihnen den Mund auf. Der Meistbietende übernimmt die Waare, die ihm gefallen, einzeln oder in ganzen Gruppen. Die Unglücksgefährten, die auf der Reise Freunde geworden sind, trennen sich weinend, nur Geschwister, Eltern und Kinder aus einander zu reißen, scheut sich gemeiniglich der mohamedanische Sklavenhändler in gesitteteren Gegenden. Der neue Besitzer macht es wie der frühere, er mästet die Sklavenkinder einige Zeit, bis sie sich von den Strapazen der Reise erholt haben, und verkauft sie dann wieder, und so wechseln sie Herrn um Herrn und Ort um Ort, oder sie werden auch Jahre lang in demselben Hause gemästet und ohne Arbeit gelassen, namentlich die Mädchen. Dies und die Langeweile wirkt physisch und moralisch ein, die Mädchen entwickeln sich frühzeitig, und jetzt ist der Moment, sie um den höchsten Preis zu verkaufen. Ja sie sehnen sich selbst danach und legen heißen Mehlteig auf die Brust, was entschieden das Anschwellen der Brüste befördert. Währenddessen werden sie auch civilisirt, d. h. an das Verhüllen und Zurückziehen gewöhnt, sie müssen an den Islam glauben lernen, man beschenkt sie mit islamgerechten Namen und sucht die letzten Spuren ihrer heimathlichen Ideen zu verwischen. Die reife Jungfrau wird nun verkauft, und sie geht, wenn sie blos braun und von guter Race, wenn sie namentlich eine Galla oder Abyssinierin ist, meist keiner schlechten Zeit entgegen. Wenn ein Herr an ihr Wohlgefallen findet, so sträubt sie sich nicht, denn sie ist ja nicht dadurch entehrt, sondern im Gegentheil stolz darauf, die Rolle einer Gemahlin, einer „Sitt", zu spielen; der Mann schafft ihr Kleider, Prunk und Süßigkeiten nach Herzenslust an, giebt ihr Diener und Dienerinnen, räumt ihr die Herrschaft über das Haus ein, ja vernachlässigt oder verstößt ihr zu Liebe nicht selten seine angetraute wirkliche Gemahlin. Und die Dämchen wissen sich in diese Rolle recht wohl zu finden und spielen gern die Tyranninnen. Ihre Liebe ist meist feurig und tiefgehend, sie sind treu, säuberlich, haushälterisch und haben ein feines Gefühl. Daher werden sie von Vielen den eingeborenen Frauen vorgezogen. Ihre Stellung ist keineswegs die einer Maitresse, denn einestheils genießt sie die volle moralische Achtung wie jede Frau, wenn auch die freien Frauen gern auf die bloße

Sklavin herabsehen, anderentheils ist sie, sobald sie Mutter wird, frei oder wenigstens unverkäuflich. Während in gewissen Ländern der Liebesheld bei dem Erscheinen der Schwangerschaftszeichen seiner Beute oder bei der Geburt seines Kindes sich davon zu machen pflegt, wird dies dort zu Lande gerade zu einem Bindemittel; der Moslim ist nicht im Stande, seine eigenen Kinder zu verleugnen oder gar zu verkaufen. Eine solche Sklavin hat sogar noch den Vortheil vor einer freien Frau, daß sie nicht einmal förmlich verstoßen und fortgejagt werden kann, wenn sie noch die Kinder hat; denn sie hat ja keine Verwandten; und so grausam wie Abraham und seine Sara ist der Moslim doch nicht. Nicht selten wird die Sklavin, wenn sie ihren Herrn mit einem Kinde, namentlich einem Knaben, bescheert, zur wirklichen Gemahlin erhoben.

Freilich nicht jeder und nicht immerfort lächelt also das Glück, namentlich wenn die Sklavin das Unglück hat, nicht schön oder gar schwarz zu sein, einer geringeren Race anzugehören, oder nicht fruchtbar zu werden. Dann wandert sie oft von Hand zu Hand, muß sich, was ihr besonders schwer fällt, den ihr geschenkten Schmuck vom Leibe reißen lassen, wenn er nicht mit verkauft wird, und sie geräth mit dem Abnehmen ihrer Reize und damit ihres Preises in immer tiefere Schichten der Gesellschaft. Oder es wird das Sklavenmädchen auch, wie wir oben gesehen, von einer Kupplerin angekauft, die ihr eine Erziehung nach ihrem Sinne giebt. Weitaus die meisten Sklavinnen, jedenfalls die meisten eigentlichen Negerinnen, werden als Dienerinnen gebraucht und bekommen höchstens die Herrschaft in der Küche. Halten sie sich gut, so schafft ihnen der Herr einen schwarzen Ehegemahl an, und der aus der schwarzen Ehe entsprossene Kindersegen ist verkäufliche Waare des Sklavenzüchters, allerdings mit der Einschränkung, daß die Familie zusammen verkauft werden soll. In der Regel bleibt aber eine solche Familie als wesentliches dienendes Mitglied zeitlebens in der Familie des Hausherrn und will bleiben.

Die männlichen Sklaven machen seltener glänzende Laufbahnen als die Mädchen. Wenn sie in die Hände vornehmer Herren kommen, werden sie zwar meist gut gehalten und aufgeputzt und sehen oft übermüthig auf die hungernden, zerlumpten Freien herab, sind aber doch nur Diener, die jederzeit verkauft werden können und ihre Zukunft nicht in der Hand haben. Manche indeß erwerben sich das ganze Vertrauen ihres Besitzers, sie werden sein Geschäftsführer, treiben für ihn Handel und erben oft das ganze Vermögen ihres Herrn. Häufig ist das Freilassen der Sklaven, das der Prophet als gute Handlung empfahl, und man pflegt den Freigelassenen eine kleine Aussteuer mitzugeben. Solche behalten meist ihr Leben lang eine Pietät gegen die Familie, der sie angehört haben, und ziehen es nicht selten vor, auch nach diesem Act im Hause ihrer Herrn zu bleiben. Mißhandlung von Sklaven ist in diesen Ländern selten, und die Bestrafung übersteigt meist nicht das Maß der Erziehung. Im patriarchalischen Islam hat der Sklave mehr die Stellung eines, allerdings blos dienenden Familienmitgliedes, und die Schädigung desselben gilt als Schädigung seiner selbst. Es finden sich ausnahmsweise allerdings auch grausame Herren, die mehr mit dem Brot als mit der Peitsche kargen, die Armen mit Füßen treten, sie durch schwere Fußfesseln wie Verbrecher am Fortlaufen hindern. Dagegen besteht das treffliche Koransgesetz, daß ein unzufriedener Sklave vom Gerichte verlangen kann, verkauft zu werden. Man hält sie auch schon deswegen nicht so schlecht, weil sie gefährlich werden können oder, was auch nicht ganz selten vorkommt, einen Selbstmord begehen, wodurch sie nicht viel verlieren, wohl aber ihr Herr geschädigt wird.

Am besten daran sind die weißen Sklaven und Sklavinnen, fast ausschließlich tscherkessischer Race (früher namentlich Griechen). Sie kommen ihres Preises wegen nur in die Hände der Reichen. Die männlichen (Mameluken) bekommen häufig von ihrem Herrn eine bessere Erziehung, werden wie Söhne behandelt, machen meist gute Laufbahnen, ein guter Theil der jetzt fungirenden höheren Beamten in Aegypten waren solche Sklaven. Nicht selten bekommen sie die Töchter ihres Herrn zu Gemahlinnen, ja es kommt vor, daß ein Vater für seine Töchter, die er unter die

Haube zu bringen hat, einen hübschen Mameluken als Schwiegersohn kauft.

Die weißen Sklavinnen sind eine wesentliche Zierde des Harems der Großen, sie gelten indeß für herrsch- und putzsüchtig. Die Hautfarbe gilt auch hier zu Lande im allgemeinen als Maßstab der Raçengüte, selbst bei den Einheimischen unter sich. Von Verachtung der dunklen Haut, möge sie frei oder in der Sklaverei sein, ist aber keine Rede. Das wäre gegen die Religion, auch ist die Bevölkerung ja an und für sich schon so angedunkelt, daß sie sich selbst verachten müßte.

(Schluß folgt.)

Der Jaguar und seine Heimath.

Von

F. Lichterfeld.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wie Asien und Afrika, so hat auch das tropische Amerika seine großen Raubkatzen. Die eine, der Cuguar oder Puma, ist von schlicht silbergrauer oder silberbräunlicher Farbe, daher Silberlöwe genannt, die andere, der Jaguar, hat ein röthlich gelbes, schwarz geflecktes Fell, wie der Leopard; Bauch, Brust, Kehle und die Innenseite der Extremitäten sind weiß.

Von den Pardeln der alten Welt unterscheidet sich der Jaguar durch den ungleich kürzeren, nur bis zum Boden reichenden Schwanz, durch den gedrungeneren, kräftigeren Körperbau und die dreierlei Flecken auf tigerfarbigem Grunde. Die Flecken haben die Form von Aepfeln, Ringen und Augen. Die beiden ersten schmücken auch das Leopardenfell, aber Ringe mit dunklem Mittelpunkte, sogenannte Augenflecken, sind gerade dem Jaguar eigen, und finden sich auch bei demselben nur an den Flanken. An den Beinen lösen sich die Kreise nach unten in Halbkreise, an dem Schwanze bilden sie Querbinden, dann Ringel bis zur schwarzen Spitze. Beständig findet sich ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel, und ein anderer mit einem weißen oder gelben Mittelpunkt hinter dem Ohre, dessen Innenseite weiß ist. Im Uebrigen trifft man nicht zwei Jaguarfelle an, auf denen die schwarzen vollen Flecken in gleicher Anzahl vorhanden oder gleich vertheilt wären.

Im Vergleich mit dem Tiger ist der Jaguar etwa um ein Drittel kleiner, aber stämmiger, ein Bild plump gewaltiger Kraft im Gegensatz zu der schlankeren und geschmeidigeren Figur des asiatischen Raubthiers. Der Gesichtsausdruck des Tigers ist kühn und herausfordernd, der des Jaguars brutal und tückisch.

Der Jaguar erreicht eine Länge von 4 Fuß 5 bis 7 Zoll und eine Höhe von 2 Fuß 6 Zoll. Der Schwanz ist 2 Fuß 2 Zoll lang, und zählt durchschnittlich 19 Wirbel. Das Weibchen ist kleiner, etwas heller gefärbt und weniger massiv in den Formen. Nach Hensel's „Beiträgen zur Kenntniß der Säugethiere Südbrasiliens“ (1872) ist das Museum zu Buenos-Ayres im Besitze eines Jaguarschädels, welcher an den Jochbogen nicht weniger als 215 m.m. breit ist. Es müssen also auch schon Jaguare von nahezu Löwengröße vorgekommen sein.

Die Portugiesen nennen den Jaguar Onça, woraus das latinisirte Uncia und das deutsche Unze entstand. In Texas heißt er Leopard, in Mexico mexicanischer Tiger. Die gebräuchlichste Benennung des Raubthieres kommt nach Rengger aus dem guaranischen „Jaguarete“, d. h. Körper des Hundes.

Die Heimath des Jaguars erstreckt sich nördlich bis Mexico und den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten, südlich bis zum Parana, Paraguay und Uruguay. Hier zwischen dem 27. bis 34. Grad der Breite wird er am größten und stärksten, steigt aber nur bis zu 3500 Fuß Meereshöhe aufwärts. Zum Aufenthalt wählt er am liebsten bewaldete Flußufer und den Saum der Waldungen, auch dicht bewachsenes Moorland. Während der Dämmerung und des Nachts geht er auf den Raub aus. Außer den Hausthieren stellt er namentlich Hirschen und größeren Nagethieren nach, selbst Wasservögeln, Schildkröten und Fischen. An der gemachten Beute sättigt er sich, und läßt den Rest liegen; Aas verschmäht er. Dem Menschen wird der Jaguar selten gefähr-

lich, hat er aber einmal Menschenfleisch gekostet, so soll er ihm besonders nachstellen. Er fürchtet sich nicht vor dem Feuer, klettert gut, und schwimmt vortrefflich.

Der Jaguar kommt in mehrerlei Varietäten vor. Wie Rengger in seiner „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay“ (1830) erzählt, fand er bei dem Commandanten von Villa-Real, einem großen Liebhaber der Jaguarjagd, eine Sammlung von mehr als zwanzig Fellen verschiedener Farbenabstufungen vor. „Ein Fell,“ heißt es da, „war durchgehends graulichweiß, und ohne schwarze Zeichnung; nur bemerkte man eine dunklere Schattirung an den Stellen, wo die schwarzen, vollen Flecken, und der schwarze Rand der gelblichrothen Flecken erscheinen sollten. Schon Azara sah in Paraguay ein solches Fell und hielt es für das eines Albinos; eine Meinung, die mir um desto wahrscheinlicher vorkommt, da nach der Versicherung des Jägers, welcher den in Rede stehenden Jaguar erlegt hatte, die Haut unter den Haaren und die Klauen des Thieres gleichfalls weiß gewesen waren. — In den übrigen Fellen ging die Grundfarbe vom Weißlichgelben zum Gelben, Röthlichgelben, Gelblichrothen, Röthlichbraunen, Rothbraunen, Kastanienbraunen und endlich zum Schwarzen über. Die schwarze, sowie die kastanienbraune Farbe gehört zu den seltenen; doch habe ich theils in Paraguay, theils in Brasilien mehrere solche Felle zu Gesicht bekommen. Obschon nun alle Häute dieser Sammlung so sehr in ihrer Grundfarbe von einander abweichen, so ließen sich doch bei allen die charakteristischen Unterscheidungszeichen des Jaguars nachweisen. Die schwarzen Häute brauchte man nur von der Seite anzusehen, um die noch dunkleren Flecken gewahr zu werden. Bei denselben waren auch die gewöhnlich weißen Theile des Körpers schwarz, nur etwas blasser, und bei einem dieser Felle fand ich sie kastanienbraun.“

„Wenn man,“ fährt Rengger fort, „die vielen Abänderungen in Farbe und Zeichnung, und die nach seiner jeweiligen Heimath verschiedene Größe des Jaguars betrachtet, so könnte man sich leicht verleiten lassen, mehrere Arten dieses Raubthieres anzunehmen. Ich habe aber bei der großen Anzahl der Felle, und lebender sowohl als todter Individuen, die mir zu Gesicht kamen, zwischen den zwei oder drei Arten, die man aufzustellen versucht sein dürfte, immer eine solche Reihe von Uebergängen gefunden, daß man nur die Verschiedenheit der Extreme, nicht aber die der Zwischenglieder gewahr wird. Noch ein anderer Grund für die Nichtannahme mehrerer Arten ist für mich das Größenverhältniß, in welchem alle Theile des Körpers zu einander stehen, und das ich auch bei den in Farbe und absoluter Größe verschiedensten Jaguaren immer gleich fand. Ich muß jedoch bemerken, daß man, obschon selten, Jaguare antrifft, deren Schwanz und Extremitäten in Vergleichung mit dem Körper etwas zu kurz sind. Dieses Mißverhältniß rührt aber nach meinen anatomischen Untersuchungen von einer Art von Rachitis her, welche sich in Paraguay nicht nur bei verschiedenen Säugethieren, sowohl wilden als zahmen, sondern auch bei einigen Gattungen von Vögeln vorfindet.“

Die Brasilianer machen, nach Burmeister's „Systematischer Uebersicht der Thiere Brasiliens“ (1854), aus der Unze mehrere Arten, die sie für streng verschieden halten, und mit besonderen Namen belegen. Die gewöhnlichste Form mit hellem Grunde und schwarzen zu Ringen vereinigten Flecken nennen sie Onça pintada. Individuen, deren Flecken dichter an einander gerückt sind, und kleinere unvollkommene Kreise beschreiben, bilden die Form Canguçu; sie ist sicher nur eine Varietät der ächten Unze, wie solche auch beim Leopard in ähnlicher Art und mit noch stärkeren Differenzen auftritt. Ganz schwarzbraune Exemplare, bei denen jedoch die dunkleren Flecken und Zeichnungen noch immer deutlich, als rein schwarz gefärbt, sich unterscheiden lassen, bilden die Onça preta oder den Tigre, Marcgraf's Jaguarete, welche fast jeder Brasilianer kennt, und die, wenn auch nicht häufig, doch fast überall vorkommen muß.

Wie Paul Marcoy in seiner „Illustrirten Reise durch Südamerika“ (1869) mittheilt, erblicken die Tapujas in dem Jaguar ein Geschöpf ihres Dämons Jurupari und behaupten, daß dieser ihn aus seinem eigenen Kothe geknetet habe. Sie nennen ihn daher biche-diabo, das heißt

Teufelsthier, und schreiben ihm alle Bosheit und Grausamkeit des Geistes der Finsterniß zu. Dieselben unterscheiden nicht weniger als neunerlei Varietäten amazonischer Jaguare, nämlich den großen hellfarbigen und weitschichtig gefleckten Yahuarete pacoa sororoca, den kleinen sehr hellfarbigen, sehr gefleckten Yahuarete miri, den mittleren, noch mehr gefleckten Y. tahua mit gelben Tatzen, den großen, schwarzen Y. piranga ohne Flecken, den großen, rothen ungefleckten Y. gahuarana, den großen mattschwarzen Y. uru mit glänzend schwarzen Flecken, den großen schwarzen, weißfleckigen und am meisten gefürchteten Y. murutinga, den hellfarbigen, sehr gefleckten Y. maracaja von der Größe einer wilden Katze, nnd den sehr kleinen, braun gestreiften Y. macakiñho. Es ist einleuchtend, daß hier der Name „Yahuarete" nicht als Art-, sondern als Gattungsname gebraucht ist, und daß unter ihm auch noch andere Pardelkatzen Südamerika's verstanden sind, wie der Chibi-guazu oder Maracaya (Felis mitis), die langgeschwänzte Tigerkatze (Felis macrura) ꝛc.

Die dunkelsten Farben gelten für die seltensten; nach Azara's Angabe sollen am Parana in vierzig Jahren nur zwei schwarze Jaguare geschossen worden sein, und auch Rengger erklärt die letzte Varietät für die seltenste. Dagegen wurde dem Amazonienreisenden H. W. Bates, der bei einer Excursion in der Umgegend von Ega zwischen dem 3. und 4. Grade südlicher Breite auf einen schwarzen Jaguar stieß, von den Halbindianern dieses Dorfes versichert, daß in ihrer Gegend der schwarze Tiger (Jauaretè oder Jauaré pixuna) häufiger vorkomme, als der gefleckte.

Der Erste, welcher die unterscheidenden Kennzeichen des Jaguars richtig angab und einige Umstände über seine Lebensweise hinzufügte, war der spanische Genieoffizier Don Felix de Azara, der 1781 zur Grenzregulirung mit Brasilien nach Amerika kam und sich ca. zwanzig Jahre in dem ehemaligen Vice-Königreiche Buenos-Ayres aufhielt, von wo er vorzüglich die an Brasilien stoßenden Provinzen, Banda Oriental, Entre-Rios und Paraguay bereiste. Ausführlichere und mehr auf Autopsie beruhende Beschreibungen lieferten in der Folge Dr. J. R. Rengger und Dr. Ed. Pöppig, jener über den Jaguar von Paraguay, dieser über die Onze von Peru und Amazonien.

Wie Pöppig in dem zweiten Bande (Cap. 5) seiner „Reise in Chile, Peru und auf dem Amozonenstrome" (1827—1832) erzählt, besitzt Peru weit mehr reißende Thiere als Chile. Bis in die Nähe der eisigen Punas hält sich der schwarze Bär auf, der dort außerordentlich groß und wild ist, und in den Umgebungen von Chachapoyas Reisende angreift. Etwas tiefer nach den Thälern hinab lebt in starker Anzahl der Puma (F. concolor), gefährlicher und muthiger zwar als in Chile, aber selten kühn genug, um den Menschen anzufallen. Ungewöhnlich ist es von seinen zufälligen Besuchen in den niedrigen und waldbedeckten Ebenen zu hören, wo ihn die Onze, gleichsam ihr eigenes Reich vertheidigend, mit unversöhnlicher Wuth verfolgt und bekämpft. Nur Noth oder eine scharfe Verfolgung treibt das letztere Raubthier aus dem Bezirk der warmen Wälder. Je mehr dichtverwachsene und sumpfige Landstriche und baumartige Gräser mit weiten Sandstrecken an den Flußufern abwechseln, je geringer die Zahl der Bewohner einer solchen Gegend ist, um so mehr nuß man auf das Begegnen mit Onzen gefaßt sein. Das ebene Maynas erfüllt alle diese Bedingungen in hohem Grade, und in ihm giebt es sogar eine mit jenen Raubthieren so erfüllte Gegend, daß kein Jahr ohne den Verlust von einem oder mehr Menschenleben verstreicht. In den Umgebungen von Juanjuy wird nicht leicht ein Indier unbegleitet oder gar unbewaffnet in den Wald gehen, weil die Onzen so kühn sind, daß sie am hellen Tage in die Ortschaften kommen, um Hunde zu rauben. Zu gewissen Zeiten hört man sie in Sapuosoa allnächtlich in der Mitte des freien Platzes brüllen. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von jenem Orte bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig als Fußboten versendete Indier zerissen worden sind.

Der Eingeborne ist zwar völlig an die Jagd dieser Thiere gewöhnt, allein er unternimmt sie mit Vorsicht, indem die Onze, durch allzu hartnäckige Verfolgung in Verzweiflung gebracht, sich mit unwiderstehlicher Wuth gegen den Jäger kehrt. Sie

wechselt den Bezirk ihrer Streifereien von Zeit zu Zeit und schwimmt über Flüsse von großer Breite, ist aber selbst im Wasser nicht ohne Gefahr anzugreifen, denn hart gedrängt, hat sie sich schon gegen den Kahn gewendet, und die Verfolger gezwungen, über Bord zu springen.

Was die Indier von Kämpfen zwischen ihr und dem amerikanischen Krokodil und von der großen Furcht des letztern vor solchen Gefechten erzählen, gehört keineswegs den Fabeln an, welche sie, obgleich nicht häufiger als die leidenschaftlichen Jäger anderer Länder, zu erfinden pflegen. Die Onze wirft sich auf den Rücken der Amphibie und sucht ihr den Bauch aufzureißen. Trifft es sich, daß die Klauen in den Augenhöhlen des Krokodils sich einklemmen, oder faßt dieses eine Tatze, so kann die Onze dem Tode durch Ertränkung nicht entgehen. Der großen Flußschildkröte stellt sie bekanntlich sehr nach; man findet auf allen Sandbänken (Playas) der Flüsse die sehr reinlich ausgeleerten Schalen, und die Indier kommen zur Zeit der Eierernte dadurch nicht selten in Gefahr, daß die Onze ebenso wie sie selbst des Nachts umherstreift, um die landenden Schildkröten zu fangen. — Das Geschrei ist doppelt, einmal ein kurzes abgebrochenes aber fortgesetztes Grunzen während des Umkreisens der Wohnungen oder eines Bivouacs, und dann ein furchtbares, dröhnendes Gebrüll, welches zumal in stillen Nächten schauerlich aus den Wäldern hervorklingt, und Folge des Zornes oder großen Hungers ist. Die Affen sollen diesem Raubthier gegenüber ihre sonstige Beweglichkeit ganz verlieren und sich unter Zittern und Klagegeheul von ihm ergreifen lassen. Sonderbar ist es, daß Hunde, wenn sie von Menschen begleitet sind, ihm Furcht einflößen und es zur Ersteigung eines Baumes veranlassen.

Hat der Jaguar in einer der kleinen Pflanzungen sein Standquartier aufgeschlagen, so vereinigen sich sogleich die Männer zu einer allgemeinen Jagd. Gegen ihre sonstige Gewohnheit gehen die Jäger dann völlig unbekleidet und mit den übrigens selten gesehenen Bogen und Pfeilen auf das Abenteuer aus; sie tödten oder vertreiben den drohenden Gast in wenigen Tagen. In der Gegend von Sapuosoa ziehen auch Einzelne auf diese gefährliche Jagd aus, entweder mit Hunden und dem Blasrohr, um das grollende kaum ein paar Klafter hoch steigende Thier mit Pfeilen, deren Gift besonders stark sein muß, zu erlegen, oder bloß bewehrt mit der acht Fuß langen aber sehr starken Tigerlanze. Zu dieser letzteren Jagdweise entschließen sich nur die leidenschaftlichen Onzenjäger, Originale, von denen fast jedes Dorf einen oder zwei aufzuweisen hat. Ihr Wesen und ihre Beschäftigung sind völlig im Einklange mit der umgebenden wilden Natur, und der Enthusiasmus, mit dem sie von ihren tapferen Thaten gegen jene Erbfeinde sprechen, beweist den Hochgenuß, den der auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehende Mensch vorzugsweise in gewagten, einen thierischen Muth und Stärke voraussetzenden Unternehmungen findet. Große Barbareien kommen bei der letzteren vor; einer der berühmtesten Onzenjäger in Juanjuy zeigte eine weit unterhöhlte und verkohlte Bombaxwurzel, unter welcher er einst eine Onze mit ihren Jungen entdeckte. Durch gewandtes Hinabrollen eines Felsstückes verschloß er ihnen den Ausgang, und räucherte sie dann mit Kannibalenfreude innerhalb zweier Tagen durch pausenweises Feuer zu Tode. Freilich mochte er zu solcher Grausamkeit sich dadurch aufgefordert halten, daß er in einem früheren ungleichen Kampfe die Hälfte der Kopfhaut verloren, und furchtbar entstellt, nur mit größter Mühe das Leben gerettet hatte. Zu dem Angriff mit der Lanze gehört ein sehr sicherer Arm, kaltes Blut und viele Stärke und Gewandtheit, und auch diese bürgen nicht für den Ausgang, wenn der Angreifende mit den Listen der Onze unbekannt ist. Gemeinhin wartet diese in aufrecht sitzender Stellung den Jäger ab, wendet aber, ihrem falschen Charakter treu, diesem nicht die Stirn, sondern die Seite zu, gleichsam unbekümmert oder zum Spielen geneigt. Den langen Schwanz hin und her bewegend, und tändelnd, als wolle sie des Jägers Aufmerksamkeit ableiten, ist sie dennoch stets auf der Lauer. Jener bedroht sie wiederholt durch absichtlich nicht eindringende Lanzenstöße, die jedoch eine leichte Bewegung der Tatze spielend abwendet. Die Onze hat die Gewohnheit, viel zu blinzeln; von der Kenntniß dieses Umstandes und seiner Benutzung hängt der Ausgang ab. Sorgfältig beob-



Jaguar.

Digitized by Google

achtet der Jäger das Auge der Onze während seiner falschen Angriffe, auf einmal aber wirft er sich einen Schritt vor, und versenkt mit einem gewaltigen Druck das Eisen in die Seite des aufbrüllenden Raubthiers. War der Stoß wohl gezielt, so ist kein zweiter nöthig, und mit seinem ganzen Gewicht drängt der Jäger noch tiefer. Mißlingt er aber durch Abgleiten oder Pariren, so hat die Verstellung ein Ende, denn brüllend erhebt sich der Angegriffene, und der Jäger ist verloren, wenn er nicht das schnell erfaßte kurze Messer des Gürtels jenem in die Brust zu stoßen vermag. Man trifft genug Menschen an, die in so nahe Kämpfe verwickelt waren; alle behaupten, daß der Athem des ergrimmten Thieres erstickend sei durch Hitze und übeln Geruch. Die minder zu Wagnissen Geneigten begnügen sich mit der Vergiftung des Raubthieres durch die in Fleischstücke gewickelten unreifen Früchte einer Strychnos, und andere bauen nicht unkünstliche Fallen. Die Cholonen verfertigen eine Tafel von etwa 100 Quadratfuß Oberfläche aus verbundenen Baumstämmen. Sie ruht halb aufgerichtet, allein mit vielen Centnern von Steinen beladen, auf einem Unterbau, der mit Ködern versehen, bei dem Eintritte der Onze zusammenstürzt. Natürlich wird auf diese Weise das Fell ganz unbrauchbar. Die geschickteren Lamistas machen eine Einschließung aus Pallisaden mit einer Fallthür, und tödten die betrogene Onze durch Giftpfeile. Die Felle sind billig genug, und im Durchschnit etwa 4 Realen in Silbergeld werth. Wie vom Kaiman sagt man auch von der Onze, daß sie das einmal genossene Menschenfleisch jedem andern vorziehe.

Nach Rengger's Schilderung ist das Aussehen des Jaguars etwas schwerfällig, und hat mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit. Sein Körper ist lange nicht so schlank als der des Leoparden oder des Tigers; auch sind die Extremitäten im Verhältniß zum Rumpfe kürzer als bei jenen Katzen; sein Gang erscheint daher auch etwas plump. Allein im Fall der Noth fehlt es ihm keineswegs an Leichtigkeit in den Bewegungen, was besonders bei dem Weibchen zutrifft, welchem die Natur den kleineren Körperbau durch einen schlankeren Wuchs, also geringere Kraft durch Gewandtheit ersetzt hat. Sein Auge ist unstät, des Nachts oft leuchtend, sein Blick lebendig und wild; in der Dämmerung sieht er sehr scharf, weniger bei Nacht; vom hellen Sonnenlicht wird er geblendet. Sein Geruch scheint, wie bei allen Katzen, schwach zu sein, wenigstens wittert er seine Nahrung nur auf sehr geringe Entfernungen. Weit schärfer ist sein Gehör. Seine Kraft, besonders in der vordern Hälfte des Körpers, ist für ein Thier von seinem Wuchse ungemein groß, und kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden.

Der Jaguar bewohnt in seinem Vaterlande die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, die nahe an Sümpfen liegen und das Moorland, wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Felde und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten, und nur wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen; wo ihn die Sonne überrascht, da legt er sich ins Dickicht des Waldes oder in das hohe Schilf und verweilt dort den Tag über. In der Morgen- und Abenddämmerung, auch bei hellem Mond- oder Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht. In bewohnten Gegenden zieht er sich bald nach Sonnenaufgang in seine Schlupfwinkel zurück und verläßt dieselben des Abends auch später als in den Wildnissen. Seine Nahrung sind alle Säugethiere, deren er habhaft werden kann, nur das Fleisch seiner eigenen Art kostet er nicht; wenigstens wollten Jaguare, die in Gefangenschaft gehalten waren, und weder Katzen-, noch Hundefleisch verschmähten, nie das Fleisch eines erlegten Jaguars berühren. Azara fand in seinen Excrementen Stacheln des Cuiy (Sphiggurus), und ich in seinem Magen Theile von Ratten und Acutis, so daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe größere Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ob er auch den Kaiman angreife, wie Einige behaupten, will ich dahin gestellt sein lassen.

Für einen geübten Jäger ist es nichts Seltenes den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs dem Paraguaystrome. Man sieht ihn dann lang-

samen und leisen Schrittes dem Ufer nach hinschleichen, wo er den großen Cavien und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen, und sieht aufmerksam um sich, nie aber konnte ich bemerken, daß er durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase, die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. eine Cavie bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Umsicht und Geduld er sich derselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um demselben von einer andern Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, sich ungesehen dem Wilde zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Maule in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, — ein Geräusch, auf welches auch die Schiffer achten, wenn sie am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, — oder die Cavien wittern ihn schon von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei in das Wasser. Man will aber schon Jaguare gesehen haben, welche hinter den Cavien her ins Wasser sprangen, und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht, und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsch auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet, und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach; oft versteckt er sich bloß in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleiner Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Obschon er sehr gut klettert, so lauert er doch nie auf Bäumen.

Den Einwohnern von Paraguay richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden unter ihren Viehherden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. Die Kühe sogar vertheidigen oft ihr Junges mit Erfolg gegen den Jaguar, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß bei dessen Annäherung das Hornvieh sich in einen Kreis stelle und die Jungen in die Mitte aufnehme wie hier und da erzählt wird, ist ein Märchen. Im Gegentheil zieht sich die ganze Herde sogleich ins offene Feld zurück, und bloß die Stiere und Ochsen bleiben, unter Gebrüll, die Erde mit den Hörnern und den Füßen aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden dem Jaguar zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Die ersten suchen sich noch hier und da durch die Flucht zu retten; die Maulesel aber werden durch den bloßen Anblick des Raubthieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben, oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden, dagegen haben sie einen weit feineren Geruch als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Winde von weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Bloß Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden.

Hat der Jaguar ein kleineres Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von größeren Thieren, wie Kälber, Pferde rc. frißt er bloß einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, ohne sich jedoch gewöhnlich mehr als eine Viertelstunde weit von der Stelle zu entfernen, und überläßt sich dem Schlafe, des Abends oder des anderen Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Mehr als zweimal frißt kein Jaguar von einem

getödteten Thiere, und noch weniger würde er Aas berühren. Einige kehren, nachdem sie sich gesättigt haben, gar nicht zu ihrem Raube zurück. Diese gehören gewöhnlich zu den wildesten, die zugleich schon öfters gejagt worden sind. Hat der Jaguar seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das Thier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu.

Der Jaguar tödtet nie mehr als ein Stück Vieh auf einmal, indem er mehr das Fleisch als das Blut der Thiere liebt; wogegen der Cuguar, welcher das frische Blut vorzieht, in einer Nacht oft zwanzig und mehr Schafen die Gurgel aufreißt.

Der Jaguar der Einöden scheut den Menschen; sowie er seiner ansichtig wird, flieht er, oder sieht ihn neugierig, aber nur aus weiter Ferne an. Nicht selten stießen wir während einer Reise in die Wildnisse des nördlichen Paraguay auf einen oder mehrere derselben, die entweder ins Dickicht des Waldes flohen, oder sich an seinem Saume niedersetzten und unseren Zug ganz kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen ein Mensch von einem Jaguar sei zerrissen worden. Diejenigen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren leicht die Scheu vor den Menschen, und greifen, wenn es sie hungert, auch ihn an. Hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. So hat man besonders am Parana zwischen dem 30. und 32. Breitengrade, wo die größten und wildesten Jaguare sich vorfinden, jährlich der traurigen Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Da die Schiffer die Gewohnheit haben, bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit am Ufer zu bereiten, so werden sie von dem Jaguar öfters heimgesucht. Meistens aber läuft der Besuch unblutig ab, indem die sie bei dem geringsten Geräusche an Bord flüchten, und der Jaguar mit dem am Feuer bratenden Fleische fürlieb nimmt. Man sieht hieraus, daß dieser keineswegs das Feuer scheut, wie von andern Katzenarten erzählt wird. Auch legen sich die zahmen Jaguare gleich Katzen ans Feuer hin.

Geht der Jaguar einmal auf Menschenfleisch aus, so fällt er nach Azara's und Rengger's Beobachtungen vorzugsweise den Neger oder Mulatten an. Auch den Indianer zieht er dem Weißen vor. Dies geht so weit, daß sich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Beim Löwen wird eine ähnliche Vorliebe für das Fleisch des Negers bemerkt. Wahrscheinlich hat die stark riechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas Anziehendes für diese Raubthiere.

Findet ein Jaguar an seinem Aufenthaltsorte keine Nahrung mehr, oder wird er oft gejagt, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Diese Wanderung nimmt er während der Nacht vor. Er scheut sich dann nicht durch die bevölkerten Gegenden zu streifen und raubt bei einzeln stehenden Hütten Hunde und Pferde weg. Namentlich alte Jaguare nähern sich gern den Wohnungen, weil sie da leichter ihre Nahrung finden. Auf diesen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält ihn selbst der breiteste Strom nicht auf. Fast schnurgrade setzt er über den bis anderthalb Stunden breiten Paraguaystrom. Wenn er aus dem Wasser steigt, so sieht er sich zuerst um, schüttelt dann den ganzen Leib und dann noch jede Pfote für sich.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten; aber auch so ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich ihn anzugreifen; denn sowie er sich verfolgt oder gar verwundet sieht, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her.

„Ich war," fährt Rengger fort, „im Jahre 1819 kurz nach meiner Ankunft in Asuncion Augenzeuge eines zum Glück bloß lächerlichen Austrittes bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen; drei Schiffer, Ausländer, sprangen trotz der Warnung eines Paraguayers mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen.

In einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb jenen nichts übrig als ins Wasser zu springen und sich an das Land zu retten; der Jaguar setzte sich im Kahne nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits in das Wasser sprang, und das nahe Ufer gewann.

Den größten Theil des Jahres lebt jeder Jaguar in einem gewissen Revier allein; in den Monaten August und September aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. Sie lassen dann öfter als in jeder andern Jahreszeit ihr Gebrüll hören, welches ein fünf- bis sechsmal wiederholtes „Hu" ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hörte, besonders wenn keine Wetteränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr Gebrüll, das oft halbe Nächte fortdauert, den baldigen Eintritt des Südwindes an; vielleicht infolge einer Anhäufung von Luftelektrieität, die wenigstens auf unsere Hauskatzen einen unleugbaren Eindruck macht.

Die beiden Geschlechter bleiben ca. fünf bis sechs Wochen beisammen und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich; denn obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, so bleiben sie sich den Tag über nahe und helfen sich in Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entre-Rios durch ein aus dem Gebüsche hervorspringendes Männchen zerrissen im Augenblicke, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß. Dieses wirft gemeiniglich zwei, selten drei Junge, mitunter auch nur eins. Der Ort des Gebärens ist das undurchdringlichste Gebüsch des Waldes oder eine Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich die ersten Tage nie weit von ihren Jungen und schleppt sie im Munde, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein, denn sie vertheidigt die Jungen mit Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber noch einige Zeit bei einander.

In Paraguay und längs dem Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Ich selbst besaß deren drei. Dazu müssen sie aber noch als Säuglinge eingefangen werden, denn sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. Das ganz junge Thier hat ein etwas wolliges, weniger glattes und glänzendes Haar; auch sind die schwarzen Zeichnungen noch nicht in so großer Anzahl wie bei den ausgewachsenen vorhanden; im siebenten Monat aber ist es diesen ganz gleich. Wir zogen unsere Jaguare mit Milch und mit gekochtem Fleisch auf; das letztere ist ihnen unentbehrlich, denn mit bloß vegetabilischer Nahrung leben sie nicht lange; rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielten mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit einer hölzernen Kugel. Ihre Bewegungen waren leicht, lebhaft und ganz katzenartig. Ihren Wärter lernten sie bald kennen, suchten ihn sogar auf und bezeugten bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Jeder Gegenstand, der sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich; sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich sprungfertig. Empfinden sie Hunger oder Durst, oder haben sie auch nur Langeweile, so lassen sie einen eignen mauenden Ton hören, den sie aber nur, so lange sie noch jung sind, von sich geben. Beim Fressen knurren sie gewöhnlich, besonders wenn sich ihnen Jemand nähert, was man übrigens so wenig als möglich thun muß, sonst wird auch der zahmste Jaguar in kurzem wild. Brüllen hört man sie nie, auch nicht, wenn sie mehrere Jahre alt sind. Sie lappen wie die Katzen, und man darf sie nicht an Wasser Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich

nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch und kauen nach und nach Stücke davon ab, indem sie den Kopf etwas auf die Seite biegen, um dazu auch die Backenzähne gebrauchen zu können.

Sie werden in Paraguay nie in einem Käfig gehalten, sondern bloß mit einem ledernen Seile, das man an ein starkes Halsband befestigt, im Hof oder auch vor dem Hause an einen Pomeranzenbaum angebunden. Es ist merkwürdig, daß sie das Seil weder zu zernagen noch zu zerreißen suchen, was doch die Raubthiere aus dem Hundegeschlecht auf der Stelle thun, wenn sie angebunden werden. Der Harn und die Excremente des Jaguars sind sehr stinkend; nach Katzenart verscharrt er sie zuweilen, doch nicht immer. Auch sein Athem hat, wie dies fast bei allen Raubthieren der Fall ist, einen übeln Geruch; ebenso sein frisches Fell, sein Fleisch und sein Fett. Wie durchdringend der Geruch dieses Fettes und wie sehr der Jaguar von allen andern Säugethieren gefürchtet ist, beweist der Umstand, daß man Füchse, Cavien ꝛc. aus dem Reviere, in welchem sie leben, vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in demselben mit diesem Fette bestreicht. Auch springen selbst muthige Pferde scheu zurück, wenn man ihnen solches unter die Nüstern hält.

Die von Kleinem in Paraguay aufgezogenen Jaguare kann man dort nicht lange genug behalten, um ihre Lebensdauer bestimmen zu können. Da es unter dem heißen Himmel der Reinlichkeit wegen beinahe unmöglich ist, sie in einem Käfig zu halten, so ermangeln sie nie, sowie sie gegen das dritte Jahr hin und oft noch früher ihre Kraft fühlen, zum Schaden ihres Herrn davon Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten, sie besitzen doch noch ihre ungeheure Kraft, wodurch sie auch ohne jene Waffen Unglück zu stiften vermögen. So sah ich einen ganz zahmen und auf die angegebene Weise verstümmelten Jaguar, auf den sich die Kinder des Hauses ohne Scheu zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, eine zehnjährige Negerin, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl wir ihm das Kind sofort entrissen, so hatte er demselben mit der zahnlosen Kinnlade schon einen Arm ganz zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis die Negerin von der Gewalt des Schlages wieder zu sich kam. Die Weibchen sind etwas zähmbarer als die Männchen. Den Letzteren hat man durch Castration einen Theil ihrer Wildheit zu benehmen versucht; sie zeigen sich dann aber noch tückischer als vorher und gehen bald zu Grunde, indem sie sehr fett werden. So lange das Thier noch jung ist, kann man es durch Schläge bändigen; später aber hält es schwer, seiner Meister zu werden. Es zeigt keine dauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier; Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihm fremd. Es ist daher immer eine gewagte Sache, ein solches Raubthier länger als ein Jahr ohne Einsperrung lebend zu erhalten.

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern ihrer Art wegen. Es sind nämlich weder seine Zähne noch seine Klauen sehr spitz und scharf, so daß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung stattfinden muß, deren gewöhnliche Folge in jenen heißen Klimaten und bei dem gänzlichen Mangel ärztlicher Hülfe der Tetanus ist. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann, ergiebt sich aus Folgendem: Ein Paraguay-Indianer jagte am Ufer des Paraguay-Stromes. Er begegnete einem Jaguar, wirft seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann häuptlings ins Wasser; aber in dem Augenblicke des Sprunges von dem etwas hohen Ufer hatte ihm schon das Thier eine Tatze auf den Kopf gesetzt und scalpirte ihm den ganzen oberen Theil des Schädels so, daß der Hautlappen in den Nacken herabhing. Und doch besaß der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen.

Der Jaguar wird in Paraguay und am Parana-Strome nur wegen des Schadens, den er anrichtet, gejagt; sein bei uns geschätztes Fell hat dort beinahe keinen Werth und wird höchstens zu Fußdecken gebraucht. Diese Jagd kann aber durch die Befriedigung, welche überwun-

dene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, gleich der Gemsjagd in den europäischen Hochgebirgen zur Leidenschaft werden, obschon gewöhnlich solche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen.

Die verwegenste Art, ihn zu erlegen, ist folgende: der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolch von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei bis drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe wie unser Bär in die Höhe und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm dar und, mit dem Körper etwas rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß zu Boden, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödtlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Ich habe einen Indianer aus der Stadt Bajada gekannt, der über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahre 1821 auf einer solchen Jagd das Leben ein. Es giebt sogar, wie man mir versicherte, Menschen, die tollkühn genug sind, blos mit einer Keule bewaffnet den Jaguar anzugreifen. Auch diese sollen sich den Arm mit einem Schaffell umwinden und ihrem Feinde im Augenblick, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden dann seine Niederlage.

Gewöhnlich aber wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: ein guter Schütze in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er auf das erste Anschlagen der Hunde aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, wobei sie dann gewöhnlich das Opfer ihres Muthes werden; denn ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf. Ich bin überzeugt, daß zwanzig der besten Doggen keinen ausgewachsenen Jaguar überwältigen könnten. Sowie nun die Jäger des Raubthieres ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken dasselbe zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß, oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrüll auf den Schützen los. Sowie er sich aber auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger giebt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sofort wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt; denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und wirft sich auf seine Gegner, welche ihn mit neuen Wunden empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden festgehalten wird.

Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon die Hunde ihm nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sicheren Schuß auf das Thier, aber er wird nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt der Jaguar sich vom Baume herunter und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen.

Bei diesen Jagden befindet sich übri-

gens nicht immer ein Schütz, sondern die Paraguayer greifen den Jaguar oft blos mit der Lanze an. Ist das Thier aber auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihm ihre Schlinge, welche sie immer zu Pferde mit sich führen, um den Hals zu werfen oder dieselbe vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen, wogegen sich das Thier wenig zu sträuben pflegt. Ist sie um den Hals geworfen, so befestigt man ihr anderes Ende an dem Bauchriemen eines Pferdes und reißt das Thier vom Baume herunter und auf das offene Feld, wo man ihm neue Schlingen um die Füße wirft. Indem nun die Reiter in entgegengesetzter Richtung ihre Schlingen anziehen, wird der Jaguar erdrosselt.

Bemerkt man, daß der Jaguar ein Rind oder Pferd getödtet hat, so versteckt sich ein Schütz in der Nähe des Cadavers und erwartet da seinen zweiten Besuch bei demselben, wo es ihm dann leicht fällt, auf das Thier zu schießen. Man will jedoch Beispiele haben, daß Jaguare, die auf diese Art nur leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baum angegriffen und zerrissen haben. Auch in Fallen werden hier und da diese Raubthiere gefangen. Man umgiebt zu dem Ende ein von einem Jaguar frisch getödtetes Rind bis auf eine kleine Oeffnung mit eingerammelten Pfählen, legt über die letzteren Baumstämme, um ein Dach zu bilden, und bringt an der Oeffnung eine Fallthür an, welche dieselbe verschließt, sowie an dem Cadaver gezogen wird. Der Jaguar naht sich ohne Scheu der Falle, besieht sie ringsumher, geht endlich durch die Oeffnung hinein, um seinen Raub herauszuziehen, und wird so gefangen."

Wie A. v. Humboldt von Eingeborenen des unermeßlichen Walddistrictes zwischen dem Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenstromes versichert wurde, verirrt sich der amerikanische Tiger mitunter aus Wanderlust und Raubgier in so undurchdringliche Theile der Waldung, daß er auf dem Boden nicht jagen kann und, ein Schreckniß der Affen und Cercolepten (Wickelbären), geraume Zeit auf den Bäumen lebt.

Undurchdringlichkeit und die Unmöglichkeit, sich in langen Strecken zwischen Bäumen von acht bis zwölf Fuß Durchmesser durch die Axt einen Weg zu bahnen, sind, nach Humboldt, die charakteristischen Merkmale des Urwaldes der Tropen. Auch sind es keineswegs immer die strickförmigen rankenden, kletternden Schlingpflanzen, welche, wie man in Europa fabelt, jene Undurchdringlichkeit verursachen. Die Lianen bilden oft nur eine sehr kleine Masse des Unterholzes. Das Haupthinderniß sind die, allen Zwischenraum füllenden, strauchartigen Gewächse; in einer Zone, wo Alles, was den Boden bedeckt, holzartig wird.

Besonders detaillirte und eingehende Beschreibungen des Urwaldes der Tropen finden sich in dem bereits angeführten Reisewerk von Pöppig und in Burmeister's „Reise nach Brasilien" und dessen „Geologischen Bildern" (1853).

„Wohin man in dem ebenen Theile von Maynas auch blickt," heißt es unter anderm in dem ersten Werke, „wird man doch stets dieselben landschaftlichen Ansichten wiederholt finden. Ein einziger ungeheurer Urwald deckt den ebenen, meist sumpfigen Boden, durchschnitten mit breiten Flüssen und nur an wenigen Orten in seiner Einheit unterbrochen, wo, als kaum bemerkliche Punkte, die Indier der Missionsdörfer ihre kleinen Pflanzungen angelegt haben, oder wo als seltene Ausnahmen kleine Savannen in der Mitte der Forste vorkommen. Keineswegs Erzeugnisse der Kunst und ebensowenig aus Waldbränden entstanden, verdanken sie ihr Bestehen allein der bis zur Oberfläche reichenden Sandsteinbreccie, die sich nie mit einer dicken Schicht von schwarzer Pflanzenerde bedeckte, und also auch jene Bäume nicht ernährt, die auf sehr feuchtem Lande allein gedeihen können und den umliegenden Urwald bilden, der sie, einer senkrechten undurchdringlichen Wand vergleichbar, umschließt. Auf solchen schattenlosen Orten herrscht stets mehr Wärme, und Mangel an Quellen und natürlichen Gräben, indem das Niveau um einige Klafter höher ist als in den begrenzenden Forsten, und deshalb entwickelt sich auf ihnen die Vegetation unter auffallend verschiedener Gestaltung. — — Da sie frei und luftig sind, so sucht sie der Europäer gern zu einem Abendspaziergang auf, denn drückend und beengend lastet auf ihm, auch nach langer Gewöhnung, noch die Umgebung des Alles beschattenden Urwaldes, der nirgends einen

Fernblick gestattet. Jedoch sind in der Nähe der Flußufer und überhaupt in allen Gegenden des ebenen Maynas solche waldfreie Orte ebenso selten, als sie in dem gebirgigeren Theile der Provinz und in manchen Gegenden Brasiliens der Landschaft und der Vegetation allein ihren festen Charakter ausdrücken. Der Forst, der in den meisten Richtungen den Boden bedeckt, mag wohl den Namen eines ewigen erhalten, denn ihn unterjocht weder die Natur, wenn sie ihren furchtbarsten Diener, den Orkan zu Hülfe ruft, noch der unendlich schwächere Versuch des Menschen, der das Element des Feuers umsonst anwendet. Der umgestürzte Baum wurzelt entweder von neuem an verschiedenen Stellen seines Stammes, oder es erhebt sich aus der verschonten Wurzel ein kraftvoller Nachwuchs, wenn die einmal auf den Boden geworfenen oder nur niedergedrückten und der Sonne beraubten Kronen den auf sie einstürmenden Angriffen der Feuchtigkeit und zahlloser Insecten nicht länger widerstehen. Herrscht doch selbst um Mittag in dem Walde nur ein sehr gemildertes Licht, da fast nirgends durch das dicht verflochtene Gezweig ein Streifen des blauen Himmelsgewölbes sich zeigt. Darum ist zu jeder Jahreszeit der mit fußhohen Schichten von Trümmern aller Art überdeckte Boden feucht und modrig, darum klebt ein eigenthümlicher Geruch, an faulige Gährung erinnernd, an allen Wurzeln und niedrigen Pflanzen, und daher erklärt sich die in den ersten Morgenstunden bei gewissen Wetterzuständen am Boden bemerkbare Schicht eines bläulichen Dunstes. In schädlichem Uebermaß entwickeln sich hier jene Bedingungen, die sonst das Leben der Pflanzen begünstigen, und deshalb ist die Zahl der Gewächse, welche zunächst nur als schuhhohe Kräuter den Boden der nordischen Forsten schmücken, in dem Bezirk der tropischen Urwälder verhältnißmäßig sehr beschränkt. Unter den unaufhörlichen Einwirkungen der Nässe, aber der Sonne beraubt, gedeihen nur bestimmte Pflanzenfamilien, Piperaceen, Orchideen und Scitamineen und wenige andere, die alle mehr oder minder mit fettem Blatt und Stengel versehen, schon durch minder schönes Grün, zum Theil sogar durch ungewöhnliche Färbung ihren Standort und die durch ihn bedingte Entwickelung andeuten. Die unverstandenen Schilderungen der tropischen Fruchtbarkeit verführten schon manchen Ungereisten zu der Vermuthung, als sei der Boden der Urwälder mit zahllosen Blumen bedeckt. Modernde Blätter, zerfallene in Erde übergehende Holzreste, unübersehliche Generationen von bunten und höchst vergänglichen Pilzen, einige Farrn und wenige Kräuter und Stauden sind die einzigen Dinge, auf die in ihnen nach unten das Auge trifft. Findet doch der ermüdete Wanderer mit Mühe einen Platz zum Ausruhen auf einer höher hervorstehenden Wurzel, denn der Rasenteppich des Nordens entwickelt sich nirgends freiwillig in den Aequatorialländern, selbst nicht auf den Savannen und den brasilianischen Campos, wo alle Grasarten, rauchhaarig und sparrig, mit vielerlei stachlichen oder holzigen, wenn auch niederliegenden Pflanzen untermengt sind, und zu dünn und hoch emporschießen, um den dürren Boden verdecken zu können. Selbst an Orten, wo der Mensch, sei es aus Liebe zu einer freieren Aussicht, sei es aus Nothwendigkeit, einen Anger um das Dorf herum offen erhält, oder wo er mühsam sein Haus, nach europäischer Art, mit einem freundlich grünen Grasplatze zu umgeben sucht, selbst da wandern sogleich vielerlei höhere Unkräuter ein, und ersticken alle zarteren Pflanzen.

Die gigantischen Stämme mit ihren breiten Kronen tödten durch Entziehung der Wärme und des Lichtes Alles, was nicht mit ihnen eine gleiche Höhe zu erreichen vermag; da aber ein so selbständiger Wuchs für eine Menge von Pflanzen unmöglich gewesen wäre, so verwandelte sie die Natur zu rankenden und kletternden, die ungeachtet ihrer Schwäche, zum Theil sogar durch höchst sonderbare Organe unterstützt, die stolzen Gipfel doch erreichen, um an den Strahlen des wohlthätigen Gestirnes sich zu kräftigen. So entsteht jene unübersehliche Vegetation der Schlingpflanzen und der Parasiten, die einen der hervorstechendsten Züge des tropischen Landschaftsgemäldes bildet. An die Zone des düstern und hochstämmigen Urwaldes reiht sich in der Richtung der Flußufer gradweise eine anders gestaltete Vegetation. Mehr Unterholz wird bemerklich und vereinzelter stehen die dickeren Stämme, mit Ausnahme jedoch der riesigen Bombax,

die in allen Verhältnissen der classischen Säule sich nähern. Dornige Schlingpflanzen, die aber seltener große Höhen ersteigen, besonders die das Ergriffene festhaltenden Ranken der Sarsaparilla und unzerreißliche Stizolobien hindern jeden Schritt in einer Region, die zwar mit schönen Palmen erfüllt, aber verhältnißmäßig pflanzenarm ist. Das Ufer des Flusses umgiebt ein undurchdringlicher Gürtel von Gewächsen, die man abwechslungslos bis in die dem Meere nahen Gegenden wiederfindet, und die dort allein der gleich einförmigen Vegetation der Mangle- und Avicennienwälder weichen. Baumartige Gräser, Cecropien, Hermesia und die südamerikanische Weide, untermengt mit einer und der andern Palme oder Dalbergia, bilden jenen Streif, durch den nur das Waldmesser den Weg bahnt, und in welchem manches gefährliche Thier sich aufhält. —

In ähnlicher Weise schildert Burmeister den Urwald. Da giebt es keine Eichen, keine Buchen &c., sondern baumartige Brennnesseln (Urticeen), Feigen, Lorbeerbäume, Hülsengewächse (Leguminosen), Ahorne, Myrten, Malven und einige ganz ausschließlich tropische Pflanzenfamilien, wie die Terebinthaceen, Bignoniaceen, Cedrelen, Bombaceen, Sterculiaceen, Melastomen, Guttiferen und Palmen. Die Vegetation athmet den Geist rastloser Selbstsucht, eifriger Nebenbuhlerschaft und List; jede Pflanze, jeder Baum scheint bestrebt, den Gefährten des Lebens zu berauben, aufwärts dringend gegen das Licht und die Luft, Ast, Blatt und Stamm, ohne Rücksicht auf die Nachbarschaft. Schmarotzerpflanzen klammern sich mit festem Griff an andere und benutzen sie mit rastloser Gleichgültigkeit als Werkzeuge eigenen Fortkommens. Leben und Lebenlassen ist nicht Princip in diesen Wildnissen. Ein Schmarotzerbaum aus der Feigengattung, der Cipo matador, thut sich darin besonders hervor. Seine Stammbasis ist unfähig, sein oberes Wachsthum zu tragen, er muß deshalb Stütze an anderen Bäumen suchen, wie auch andere Schlingpflanzen; aber seine Umschlingung macht einen besonders unangenehmen Eindruck. Man gewahrt zwei Stämme, von denen der eine groß und stattlich in gleichförmig runder Fülle, auf starken ausgebreiteten Mauerwurzeln ruhend, aus dem Boden senkrecht bis zur schwindelnden Höhe von 80 oder 100 Fuß sich erhebt, während der andere auf dünnen, sperrig ästigen Wurzeln mühsam sich zu halten scheint, und gleichsam als müßte er herabfallen, mit mehreren Klammern in verschiedener Höhe den Nachbar an sich zieht. Die Klammern sind völlig geschlossen, wie ein Ring, und greifen nicht neben einander hälftig vorüber, sondern verschmelzen in sich; sie wachsen einzeln in gleicher Höhe vom Stamm aus, legen sich an den andern Stamm innig an, bis sie zusammentreffen und durch fortschreitenden Druck ihrer Enden, unter dem die Rinde zerstört wird, vollkommen in einander übergehen. Lange erhalten sich beide Bäume in üppiger Kraft neben einander, ihre verschieden gefärbten und belaubten Kronen durch einander flechtend, daß Niemand sie mehr äußerlich unterscheiden kann; endlich erliegt der umklammerte Stamm, aller Safteirculation beraubt, dem furchtbaren Feinde; seine Krone wird welk, ein Zweig stirbt nach dem andern ab, und der Mörderschlinger setzt die seinigen an deren Stelle, bis der letzte Rest des Umhalsten herabgefallen ist. Mit der faulenden Stütze bricht dann schließlich auch die Mord-Liane (Cipo matador) zusammen. — Gegen die Lebhaftigkeit der Farbe und die saftige Ueppigkeit des Tropenwaldes hält allerdings die reichste Waldlandschaft des nördlichen Europa's keinen Vergleich aus, aber um so wohlthuender und läuternder wirkt die ruhige Sanftmuth und der Ernst derselben auf das Gemüth.

Der Europäer, der zum ersten Male den Urwald betritt, wird, nach Mareoy, betäubt und enttäuscht. Ihm fehlen Licht und Raum, worauf er rechnete. Eine grünliche Dämmerung zeigt ihm alle Gegenstände in gleichmäßiger Beleuchtung. An Stelle schattiger Tiefen, die er zu sehen erwartete, breiter Fußpfade, auf denen er in der Idee dahinschritt, hemmt ein unaufhörliches Gewirre von Blättern und über und über mit Stacheln, Dornen und Widerhaken bewehrten Zweigen den Fuß auf Schritt und Tritt. Schwer von den Ausdünstungen des Bodens und dem unaufhörlichen Sickern der ganzen Vegetation wirkt die von fauligen Düften und betäubenden Wohlgerüchen erfüllte dicke Luft erschlaffend auf Gehirn und Nerven. Alle

Gegenstände erscheinen durch eigenthümliche Optik vergrößert und haben etwas Mysteriöses und Schreckhaftes in ihren Linien und Conturen. Der umgestürzte Stamm macht, halb von Blattwerk verdeckt, den Eindruck eines im Schatten kauernden, enormen Jaguars; die Strychnos-Liane sieht wie eine auf Beute lauernde Riesenschlange aus, das Geranke wie Nattern, die an Zweigen und Aesten hängen. Wiegt ein Windhauch diese Pflanzenformen und giebt ihnen den Anschein von Leben, so scheinen Baum, Liane und Ranke jeden Augenblick zum Bisse und Sprunge bereit. Inmitten einer tiefen Stille vernimmt das Ohr plötzlich seltsames Gelärm, dessen Ursache es sich nicht zu erklären weiß; dumpfes Grollen, sonderbares Klopfen, Geknarre und Geknister tönen aus dem Dickicht; leises Seufzen, wirres Klagen, dumpfes Stöhnen wie von Menschenstimmen erfüllen die Einbildung mit unbestimmten Schreckbildern. Manchmal scheint das dürre Laub unter den Füßen sich zu bewegen, das Gestrüppe sich zu spalten, um Ungestalten durchzulassen, oder man glaubt Schritte hinter sich zu hören, und dreht sich um, erschreckt durch das Geräusch überlasteter Aeste, die von selbst ihre Stellung ändern.

Daß auch der Eingeborene nicht frei ist von jenem Schauer, der den Europäer in der unheimlichen Wildniß des Urwaldes überfällt, beweist seine Fabel vom „Uchuella-chaqui." Die Gefahren des Forstes, wo die Onze auf dem Baumstamme, das giftige Reptil im abgefallenen Laube lauert, wo Riesenschlangen oder verwandte, von keinem Forscher noch beschriebene Wesen breite Spuren zurücklassen, der Gewittersturm, der mit entsetzlichem Krachen die morschen Bäume niederstürzt, daß fußhoch ihre Trümmer umherliegen, die verdeckten Vertiefungen des Bodens, die unergründlichen Sümpfe mit täuschender Vegetation, dies Alles schreckt den Indier nicht. Ein gespenstiges Wesen, der Lahmfuß, der „Uchuella-chaqui" allein trübt die Quelle seines besten Vergnügens und seines Unterhalts. Wo der Wald am dunkelsten ist, wo nur die lichtscheuen Amphibien und Nachtvögel sich aufhalten, da wohnt jenes gefährliche Wesen, und da versucht es, in befreundeter Gestalt erscheinend, den Indier zu verderben. Wie die geselligen Jäger es thun, giebt es die wohlverstandenen Zeichen, es lockt den Getäuschten, selbst nimmer erreichbar, immer weiter und tiefer in die Oede, und verschwindet unter lautem Hohngelächter, wenn der Rückweg verloren ist und die Schrecken der Wildniß durch die herabsinkenden Schatten der Nacht sich vermehren. Bisweilen trennt es wohl auch die gemeinsam auf die Jagd Gezogenen, indem es bald hier bald dort in veränderter Gestalt erscheint, allein nie täuscht es den Erfahrenen, der in seinem Mißtrauen die Spur seines Feindes untersucht. Kaum gewahrt er die ganz ungleiche Größe des Abdruckes der Füße, so kehrt er eilig zurück, und wohl längere Zeit wagt Niemand einen Zug in die Wildniß, denn nur vorübergehend sind die Besuche jenes Unholds.

In der Fabel vom Lahmfuß gewahrt man, wie Pöppig bemerkt, den Einfluß, den die unbeschreibliche Wildheit und Trauer der sumpfigsten und unbesuchtesten Urwälder selbst auf die sonst schwer bewegliche Phantasie des Amerikaners ausübt. Von ihr schafft kein Europäer sich ein Bild, denn die einsamsten Forste seines Welttheils bieten ihm nirgends etwas Aehnliches. Allgemein verbreitet ist der Glaube an jenes gespenstige Wesen, das sogar des Nachts die im Freien schlafenden Reisenden umlauert, um sie nach halbem Erwachen unter erlogener Gestalt irre zu leiten. Viele Geschichten werden von solchem Verlieren, besonders der Kinder, erzählt, und in der That ist nichts leichter möglich, als in einem solchen Walde nach wenig Schritten Entfernung das Lager nicht wiederfinden zu können, wenn weder ein Lichtschein noch rufende Stimmen die Richtung angeben. In der Mitte einer freundlichen Nachtlandschaft Deutschlands würden solche Erzählungen wenig auf die Zuhörer einwirken, allein in dem Urwalde erfüllen sie wohl auch den von so rohem Aberglauben freien Europäer mit Schauer, und gern bleibt dieser dann in dem Kreise, den die lodernde Flamme des Wachtfeuers freundlich beleuchtet.

Flüsse und Ströme mit ihren zahllosen Seitenarmen bilden in diesen Urwaldgegenden die einzigen Verkehrswege, und nach Humboldt's Angabe haben astronomische Beobachtungen und Compaßbe-

stimmungen der Flußströmung zwischen dem Orinoco, dem Cassiquiare und den Rio Negro mehrfach gezeigt, wie im Bereich weniger Meilen zwei einsame Missionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um auf der gewundenen Wasserstraße sich gegenseitig zu besuchen.

Wo eine Sandbank aus dem Strom aufsteigt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, die ungeschlachten Körper der Krokodile; wo das Wasser buchtenartig in den Urwald dringt und schmale Lagunen bildet, über welchen die Wipfel sich zur dichten Kuppel wölben, da haust die riesige Boa und Anakonda; wo die Thiere des Waldes zur Tränke ziehen, da lauert, zum Sprunge bereit, im Versteck des Urlaubs der Jaguar.

Wie der Jaguar in den undurchdringlichen Wildnissen des Urwaldes zum Baumthiere wird, so wird er während der alljährlichen Ueberschwemmungen zeitweilig zum Wasserthiere.

Steigen im Hochsommer die Flüsse, so heben sie die schwimmenden Pflanzendecken mit sich empor, lösen sie dabei von ihren Ufern und führen sie als schwimmende Inseln mit sich fort. Mitunter hat man Gelegenheit, wie Burmeister in seiner Reise durch die La-Plata-Staaten erzählt, eine schwimmende Insel neben sich den Strom hinabeilen zu sehen, bevölkert von Wassergeflügel, großen Wasserratten (Myopotamus Coypus), selbst von Hirschen und Wasserschweinen, sogenannten Carpinchos (Hydrochoerus Capybara), welche hier eine Zuflucht gefunden hatten. Während des ausnahmsweise hohen Standes, den der Parana im Februar 1858 erreichte, trieben mehrere solche Inseln mit Onzen, Hirschen und Carpinchos bei Rozario vorüber; einige strandeten dort und entleerten ihre Bewohner zum Theil in die Stadt. Man fand zum höchsten Erstaunen der Bevölkerung halbwüchsige Tiger (Felis Onca) in Küchen und Ställen versteckt, die hier, geängstigt von der improvisirten Reise, während der Nacht einen Zufluchtsort gesucht hatten.

Aber nicht immer geht es bei diesen Ueberschwemmungen so glimpflich ab, denn wie Rengger erzählt, zerriß ein Jaguar während des hohen Wasserstandes vom Jahre 1825 in Santa Fé einen Franziscaner, der eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thür der Sakristei.

Gleich dem Cuguar wurde auch der Jaguar in der Folge öfters nach Europa gebracht und fehlt jetzt in keinem größeren zoologischen Garten. Daß er in Gefangenschaft mit den großen Pardeln der alten Welt sich paart, ist erfahrungsmäßig festgestellt. Der Menageriebesitzer Kreutzberg brachte es sogar zu einer Kreuzung zwischen Jaguar und schwarzem Panther und erzielte ein Junges, welches wegen seiner abweichenden Färbung für eine neue Art oder Varietät des Pardelgeschlechtes angesehen wurde und von Fitzinger den Namen Felis poliopardus (Grauparder) erhielt. Das Thier war auf dunkelgelbgrauem Grunde jaguarähnlich gefleckt, Schnauze und Füße schwarz. Es galt jahrelang als Grauparder, bis schließlich der wahre Sachverhalt durch Kreutzberg selbst enthüllt wurde.

Auf dem Plateau von Bogotá.

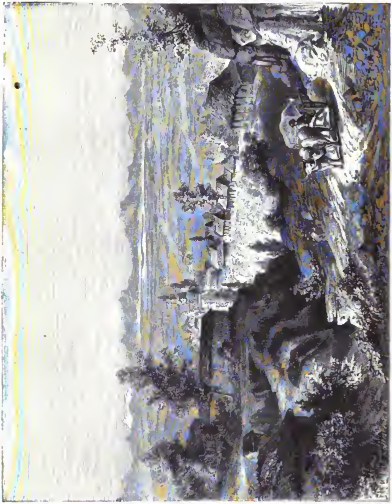
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Ein sehr kühler Wind weht dem Reiter entgegen, der, vom Magdalenen-Thal kommend, nachdem er die Cordilleren erklommen hat, die ersten ebenen Strecken schnellen Ritts zurücklegt. Ist er ein Neuling, so locken ihn alle die versprochenen Genüsse, welche die Oase im wilden Gebirge nach den zahlreichen Reisebeschreibungen und den verschönernden Aussagen von Freunden spenden soll; ist er schon oft zu diesen „Höhen des Daseins" emporgeklommen, so weiß er, daß von der nächsten Station aus sich ebener Weg darbietet und die Maulthiere mit guten Pferden oder mit schlechten Kutschen gewechselt werden können; er weiß aber auch, daß noch vier Stunden, vier lange Stunden zurückzulegen sind, bis man in Bogotá die Damen in feinster Toilette und die Herren mit hohem Hut und spanischem Mantel stolziren sehen kann.

Ich habe noch Niemanden gefunden, der, ohne hier oben gewesen zu sein, dies Hochland sich so gedacht hätte, wie es wirklich ist.

Digitized by Google

Der Weg zieht sich jetzt in langen, schnurgeraden Linien dahin; rechts und links dehnen sich endlose Weiden aus, bevölkert vom schönsten Vieh, geschmückt mit frischester Vegetation, erst in weiter, weiter Ferne von den hochragenden Gebirgen be- heim durch die Marken zu reisen. Schwerlich hat sich der Neuling solch eine Umgebung träumen lassen, wenn er dem Eldorado dieses Landes, der Hauptstadt Bogotá zustreben wollte, die man hier für ein kleines Paris hält, da ja Paris



Ein Blick auf die Hochebene von Bogotá.

grenzt; neben der Straße wachsen Weiden und Schilf. Der Typus dieser Landschaft ähnelt unseren deutschen Weiden im unteren Oderthal, denen in Holstein, ja ich glaube beinah den Marschen der Elb- und Wesergegend, sodaß man, auf der Landstraße dahinfahrend, glauben könnte, da- in Columbien für den Mittelpunkt alles Herrlichen, Edlen; Guten, Geistigen gilt.

Der Andenkette ist es eigenthümlich, daß in ihren Hochebenen verhältnißmäßig große, capital- und volkreiche Städte sich befinden, eine Folge der Richtung der früheren Völkerwanderungen, wie der Furcht,

Digitized by Google

welche alle Gebirgsbewohner vor den nahen, heißen Ebenen und Flußthälern hegten; mögen auch die asiatischen Bergländer höher gelegene Dorfschaften und Bauernhöfe kennen, so weisen sie doch keine Städte auf, die in einer von 5000 bis 12000 Fuß steigenden Höhe liegen, wie Popayen, Mexiko, Quito, La Paz, Potosi.

Zu diesen Städten gehört auch Bogotá, der Höhenlage nach in jener Reihenfolge einzuschalten zwischen Mexiko und Quito.

Die Hochebene nennt sich nach der jetzigen Stadt, die am Himmelfahrtstage 1538 (6. August) durch den früher erwähnten Qüesade gegründet ist; allein man glaube nicht, daß das wirkliche Bogotá das nächste Ziel unserer Reise sei; das alte Bogotá ist identisch mit dem kleinen Dorfe Funza, das in der etwas gesenkten sumpfigen Mitte unserer Savana liegt; dort befand sich ehedem — es wird der Name des Flusses (Funza) und der des Ortes (Bogotá) fortwährend als gleichbedeutend gebraucht — einer der Hauptsitze der alten Muyskas, von dem die jetzigen dürftigen Hütten keine Spur mehr zu zeigen vermögen. Was in jüngster Zeit Bogota genannt wird, hieß, wie man noch auf jedem alterthümlichen Meilenzeiger am Wege sehen kann, einstens Santa Fé nach dem gleichnamigen spanischen Orte in der schönen Vega de Granada, dem Geburtsorte seines Begründers, später fügte man jenem Namen „de Bogotá" zur Unterscheidung hinzu; in den Befreiungskriegen aber, als alle Spuren eines Zusammenhanges mit dem Mutterlande vernichtet werden sollten, als selbst die spanisch-gebürtigen Führer der Volksbewegung, mit der Masse buhlend, die langvergessenen Indianernamen hervorholten, die sie nicht einmal mehr richtig schreiben konnten, da kam für die Hauptstadt der alte Name Bogotá auf.

In der Ferne zeigt sich die Stadt; sie erscheint in der baumlosen Umgebung nicht gerade als sehr lockend; allein die Zinnen ihrer Kirchen, Thürme und Kuppeln, die Ausdehnung der Häuserreihen berechtigen doch zu der Erwartung, daß nicht alle unsere Hoffnungen zu Schanden werden sollen.

In Langeweile versunken reiten wir die gerade Heerstraße entlang, kaum die phantastischen Reitercostüme beachtend, auf die wir hier und da stoßen; heimathliche Reminiscenzen tauchen auf und mit ihnen Gedanken an die sagenreichen, poesievollen Gegenden des Vaterlandes.

Allein auch hier fehlt nicht der Hauch der Poesie, nicht der vertrauliche Geist der Tradition. Die Hochebene von Bogotá hat, wie ihr eigenes Klima (durchschnittlich 14 Grad), so ihre eignen Mythen, und ich war auf dem einsamen Ritt sehr geneigt, solchen Stimmen zu horchen. Der Augenschein lehrt, daß unsere Savana, gleich der Hochebene von Mexiko (dem alten Tenochtitlan), ein geschlossenes Becken bildet, aus dem die Wasser nur an einem einzigen Punkte einen Ausfluß finden; beide enthalten fossile Knochen elephantenartiger Thiere der Vorwelt. Dem Becken von Mexiko, das 1100 Fuß minder hoch und einförmig von Trachyt- und Porphyrketten umgürtet ist, entströmen die Wasser nur durch den künstlichen Durchbruch Juehuetoco; dagegen ist der Paß dieses Beckens, jene berühmte Schlucht, in der sich die Katarakte von Tequendama bilden, ein natürlicher Ausfluß, eine gangartige Felsspalte, entweder mit der Hebung der ganzen Bergkette in Verbindung stehend oder in urweltlicher Zeit durch spätere, noch jetzt hier nicht ungewöhnliche Erderschütterungen entstanden; würde der Paß von Tequendama geschlossen, dann wandelte sich gewiß der drüben sichtbare kleine See von Funza in einen Alpensee um, so daß für uns Alle hier eine neue Sündfluth hereinträte.

Ich liebe die gute alte Mutter Sage, und sie kam mir dem Geognosten gegenüber zu Hülfe. Gerade so, wie er gesagt, war es nach der Tradition der Eingebornen im Anfange der Dinge. Ehe der Mond der Begleiter unseres Planeten wurde, lebte das Volk der Muyskas in roher Sitte, ohne Pflanzenbau und ohne Götterverehrung. Der eigentliche Name des Volkes war wohl Schibscha; denn Muyska bedeutet in der Schibscha-Sprache, so viel ich weiß, Menschen, Leute. Da erschien, dort von dem Gebirge hinter Bogotá herabsteigend, ein langbärtiger Mann anderen Geschlechts als die Muyskas. Er hatte drei Namen, unter denen der Name Botschika später der gefeiertste wurde. Der heilige Mann kam von Osten her, aus den Grasfluren des Rio Meta, viel-

leicht gar aus der fernen Waldgegend des Orinoko; er lehrte die Gebirgsbewohner sich kleiden, nützliche Gewächse säen und gesellte die Menschen durch religiösen Cultus wie durch Glauben an die Heiligkeit gewisser Orte zu einem Volke.

Botschika war aber begleitet von einem Weibe, das, wie er, drei Namen führte; Huythaca störte alles bösartig, was der Mann zum Glücke der Menschen ersonnen hatte; durch ihre Zauberkünste ließ sie den Fluß Funza anschwellen, daß die ganze Hochebene ein See wurde; 26 Meter über der Spitze der Thürme der damaligen Kathedrale stand das Wasser; nur wenige Menschen retteten sich auf das nahe Gebirge. Da ergrimmte der Alte und verjagte das unglückbringende Weib. Huythaea verließ die Erde und wurde der Mond; denn nach diesen Sagen kannte das erste Volk der Muyskas so wenig den Mond, wie die ältesten Bewohner von Arcadien. Botschika erschien auf einem Regenbogen thronend; er warf seinen goldenen Stab gegen die Felswand, die das Gewässer eindämmte, und dieses stürzte herab in einem Katarakt, wie ihn die Erde sonst nicht sieht. Die Ebene ward trocken; der Funza trat in sein altes Bett; der Boden nahm die Gestalt an, die noch heute vor uns liegt und so vielen nicht gleich sagenreichen Strecken meines heimischen Bodens auffallend ähnlich ist.

Bei solchen „geognostischen Romanen“, die mir kein geringerer Begleiter als der Geist Humboldt's erzählte, gehen die Ideen leicht weiter. Botschika's That erinnert an den Kasyapa, der dem geschlossenen Alpenthal von Caschmir seinen alten Namen gab, und zur Entwässerung des Alpenthals die Gebirgsmauer Baramaulsch öffnete. Wie jener eine neue Einschaltungsmethode der Mondjahre hervorrief, so auch Botschika; er gründete außerdem hieselbst die erste politische Verfassung, welche an den alten Priesterstaat von Meroe und an die alten Staatseinrichtungen von Tibet erinnert. Er gab die Obergewalt unter einen weltlichen Herrscher, den Zaque, der hier residirte, und einen geistlichen, den Oberpriester von Iraca, — das alte Iraca liegt östlich von Tunja, der Hauptstadt des jetzigen Staates Boyaca. Die Mythe erzählt weiter, daß der Wundermann alsdann sich in das heilige Thal von Iraca zurückgezogen und dort in beschaulicher Andacht und in schweren, selbst auferlegten Büßungen hundert Muyskas-Cyklen, das heißt nicht weniger als 2000 Mondjahre gelebt habe, bis er endlich bei Sogamosa verschwand.

Sogamosa! auch dahin wird mein Ritt mich noch führen, dachte ich mit einem Seufzer wegen der mancherlei Strapazen, die mir bevorstanden. Glücklicherweise traf ich jedoch halbwegs nach Bogotá einige taugliche Reisegefährten, die meine Ideen von jenen alten vorweltlichen Mythen abwendeten, zugleich auch von vielen neuen Projecten, die mich in diese Gegend führten.

Die merkwürdigen Naturspiele dieser Hochebene kann ich heute noch nicht beschreiben; dem Tequendamafall, der Region der immer grünen Eichen, dem Felde der Mastodontenknochen, der Pandibrücke und den übrigen Wunderdingen dieses merkwürdigen Landes hoffe ich spätere Bilder widmen zu können, sobald mich mein Pfad wieder einmal dorthin führt: allein wenn auch kein Geologe, muß ich hier doch wiederholen, was Humboldt in einer 1850 gedruckten kleinen Schrift über diese Hochebene sagt: nämlich „daß auf ihr Steinkohlenflötze und mächtige Steinsalzschichten vorkommen, erregt um so mehr Bewunderung, als sie eine Höhe erreichen, welche ungefähr derjenigen gleicht, wenn man unseren Brocken auf den Gipfel der Schneekoppe thürmt.“ Auf jene beiden wichtigen Formationen ist auch mein Auge ganz besonders gerichtet, wie ich nicht leugnen will, obgleich es nach links und rechts abschweift.

Wir ritten ein in Bogotá. Es ging durch wirklich belebte Straßen, über einen recht hübschen Platz, und bald hielten wir vor einem freundlichen Gasthause: Café Americano. Beim Eintritt ein ansprechender Blumengarten; dann reinliche Corridore, endlich ein ausreichendes Zimmer mit einem guten Bett. Was will das Herz mehr, wenn man seit langen Wochen auf dem Gebiet von ganz Columbien eine so gemüthliche Wohnstätte noch nicht gefunden hat.

Am andern Morgen in der Frühe suchte ich einen Punkt, der mir einen Ueberblick über die Hochebene verstatten möchte; allein das war vergebens. Wie konnte ich

auch hoffen, einen Platz zu finden, von dem aus sich die 15 bis 18 geographischen Quadratmeilen dieser Savana übersehen ließen. Instinctmäßig kam ich in die Richtung nach jener tiefen Gebirgsschlucht hin, aus der einer der Bogotá durchströmenden Flüsse, der Rio San Francisco, sich ergießt und fand endlich die Stelle unseres Bildes, von der aus ich, rückwärts blickend, den Weg nach Facatativa übersehen konnte.

Das Landschaftsbild hätte einen Künstler enthusiasmiren können. Vorn die enge Schlucht jenes Gießbaches und eine als Steinbruch dienende steil abfallende Höhe, dann die äußersten, ärmlichen Häuser einer Vorstadt von Bogotá; darüber hinweg dann die weite Hochebene mit ihren beiden hauptsächlichsten Lagunen, mit dem Silberfaden des Funzaflusses, mit der großartigen Gebirgsumkränzung.

An allen Seiten sind die Formen dieser Berge höchst interessant, überall energische Conturen und kraftvolle Färbungen; hier werden sie aber noch gehoben durch ein gar seltsames Schauspiel. Unser Bild zeigt in seiner Mitte die Schneeberge des Tolima; ich konnte sie bei meinem letzten Aufenthalt in Bogotá jeden Morgen sogar von meinem Bette aus sehen. Schneeberge in den Tropen! Es weiß jetzt, wie ich glaube, jedes Kind, daß die Abnahme der Temperatur nicht bloß von der geographischen Breite eines Ortes, sondern auch von seiner Erhebung über die Meeresfläche abhängt, und daß auch hier in der Nähe des Aequators Schnee zu finden ist. Allein wie schwer ist es gewesen, diesen einfachen Satz zu begründen, obwohl er schon beim Geographen von Amasin sich findet; Rodrigo de Bastidas traute seinen Augen nicht, als er die Sierra Nevada von Santa Marta erblickte — Schnee, wirklichen Schnee in der Gluth der tropischen Sonne — und die ersten Kosmographen des endenden sechzehnten Jahrhunderts, z. B. Petrus Martyr de Anghiera, betrachteten dies Phänomen als eines der denkwürdigsten. Jetzt sehe ich die schneeigen Höhen vor mir, bisweilen so nahe, als könnte ein Tagesritt mich zu ihnen führen, obschon sie weit, weit jenseits des Magdalenenthales liegen.

Die hervorragendste Spitze von ihnen ist der Tolima-Kegel, der nach Humboldt eine Höhe von 17200 Fuß hat, er ist demnach wohl einer der höchsten Berge, die der neue Continent nördlich vom Aequator aufzuweisen hat, und bezeichnet ihn Humboldt als den schönsten, regelmäßig geformten Kegelberg, den er nach dem Cotopaxi unter allen Vulcanen dieses Erdtheils gefunden hatte; jedenfalls hat er für die Wissenschaft die Bedeutung, daß zwischen dem Vulcan Puraca bis nach Costarica und Nicaragua hin kein einziger in historischen Zeiten thätiger Vulcan nachgewiesen ist, außer ihm. Hoffentlich wiederholt er diesen historischen Beweis, der von 1595 datirt, jetzt nicht aufs neue.

Die übrigen Gebirge, die den Rand meiner Zeichnung ausmachen, kann ich kaum dem Namen nach aufführen; dorthin, wo sich der sargähnliche Bergrücken — la Mesa genannt — ausdehnt, windet sich die Straße, die ich gestern kam. Wohl mir, daß sie für dies Mal überstanden ist!

Literarisches.

Die deutsche Expedition an die Loango-Küste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen von Ad. Bastian. 1. Band. Jena, Hermann Costenoble.

Die Mittheilungen, welche der berühmte Ethnograph in diesem Buche giebt, betrachtet er selbst als Vorläufer der neuen Entdeckungen, welche die Reisenden an der Loango-Küste später zu veröffentlichen Veranlassung haben werden. In Bezug auf den thatsächlichen Theil mag dies angehen, was dagegen die geistvollen und überzeugend anschaulichen Betrachtungen betrifft, welche Bastian über die Culturspuren der von ihm beobachteten Bewohner jener Gegenden giebt, so ist darin so viel Interessantes und nur von ihm selbst Erforschtes enthalten, daß das Buch immer seinen großen selbständigen Werth behalten wird, selbst wenn die Entdeckungen der Gesellschaft es in anderer Hinsicht bei Seite schieben sollten. Die afrikanische Expedition, welche durch eine Vereinigung der geographischen Gesellschaften Deutschlands ins Leben gerufen ist und mit vollem Recht ein internationales Unternehmen genannt werden kann, wird in diesem Werke durch ihren geistigen Schöpfer nochmals dem Volke warm ans Herz gelegt.



Aus meinen Wanderjahren.

Novelle

von

M. Elton.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

IV.

Nach verschiedenen Richtungen.

Motto:
Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren.
Eichendorff.

Am folgenden Morgen waren wir etwas schweigsam, wir saßen alle drei in der Klasse und arbeiteten. Um uns herum war das gewöhnliche Geräusch, die kreischende Thür, die auf- und zuging, gegenüber der Schiebthür, die heute ganz besonders oft von Madame Morin auf- und zugezogen wurde. Es war eine unangenehme Unruhe in der Klasse, Alles ekelte mich so an, daß ich aufstand und mich in unser Zimmer begab. — Ein wenig darnach kam Miß Kings und sagte:

„Madame Morin macht mir einen andern Vorschlag, um bald zu einer Stelle zu gelangen; sie glaubt diesen Weg ganz und gar sicher; aber ich bin etwas furchtsam, wenn ich Jemanden um eine Gefälligkeit ansprechen soll. Madame Morin sagt, ich solle den Damen der Retraite einen Besuch machen."

„Was ist denn das, die Damen der Retraite? Auch Agenten, weil sie sich mit Stellensuchen abgeben?" fragte ich Miß Kings.

„Gott behüte! Die Damen der Retraite sind Nonnen, meistens aus der Aristokratie, und sie sollen immer die besten Plätze für Lehrerinnen haben, weil sich das ganze Faubourg St. Germain an sie adressirt."

„Wie führt man sich denn bei diesen Nonnen ein? Man muß doch wohl empfohlen sein?"

„Madame Morin will mir ein Briefchen mitgeben, oder mich an einen Herrn adressiren, der mich ihnen empfehlen soll."

„Ja so, aber Madame Morin muß doch ihren Gesinnungen nach und in ihrer Eigenschaft als Freundin von Michelet und Louis Blanc bei den Nonnen des Faubourg St. Germain in keinem guten Geruche stehen."

„Ich glaube auch. Sie hat aber gesagt, sie könne mir ein Empfehlungsschreiben erwirken. Nun habe ich aber ein anderes Bedenken; es ist mir so unheimlich, dahin zu gehen; würden Sie mich vielleicht begleiten? Es wäre auch vielleicht für Sie von Nutzen. Miß Siberg kann nicht mit uns gehen, weil sie protestantisch ist."

„Diese Welt der Klöster, liebes Kind,

Digitized by Google

ist mir so fremd; in Deutschland bin ich nie in Berührung damit gekommen, — und ehrlich gestanden: ich erwarte nicht viel Heil von dieser Seite!"

„Wollen Sie aber nicht mit mir dahin gehen?" fragte Miß Kings mit bittender Stimme.

„Ei gewiß, gern, wenn Sie es wünschen; wann wollen Sie Ihren Besuch machen? und wo ist das Kloster?"

„Das Kloster ist Rue du Regard, und sobald ich die Empfehlung habe, möchte ich dieses Project ausführen."

Die arme Miß Kings, sie ließ doch nichts unversucht! Wie schwer ist's im Leben unterzukommen; und wie glücklich ist der Mann! Nach vollendeten Studien erhält er eine Stelle, — dann einmal eingereiht, verläßt er nicht mehr diese Laufbahn; sie liegt geebnet vor ihm, er kennt sie durch und durch, er hat nichts zu thun, als fortzufahren, wie er angefangen hat, und an Jahren, an Würde und Gehalt zu wachsen.

Wir gelangten, Miß Kings und ich, nach einer langen Reise in die Rue du Regard. Das Kloster war leicht zu erkennen, es war ein großes, düstres Gebäude nach der Straße hin; sobald man aber durch das große Thor in den Hof trat, sah es schon freundlicher aus. Wir wendeten uns links, wo eine Art Portierloge sichtbar war, — eine schwarzgekleidete Frau mit einem frommen Gesichte und niedergeschlagenen Augen wies uns gegenüber die große Treppe, aber ohne ein Wort zu sprechen. — Als wir in den langen Corridor traten, sahen wir eine Thür offen stehen und wir näherten uns ihr, Miß Kings folgte mir. Es war eine Art von Salon, in den wir eintraten, und in welchem ein halbes Dutzend Damen saßen, die augenscheinlich auf etwas warteten. Es mußten wohl wieder Lehrerinnen sein; man erkennt sie leicht. Es gingen vier Thüren in diesen Salon; aus allen traten, während wir da saßen, Nonnen, große, bleiche Nonnen, die immer einer einzelnen Dame das Geleite bis an die Thür gaben und hier in stolzer, aufrechter Haltung diese Dame entließen, die sich tief, tief vor ihnen beugte, wie man sich wohl vor Königinnen beugen mag. Sie hatten alle etwas Imponirendes, das wohl in ihrer Kleidung und Haltung liegen mochte.

Wir warteten. — Eine nach der Andern wurde eingelassen; wir hörten nur geheimnißvolles Flüstern. — Endlich kamen wir an die Reihe, es war mir etwas unheimlich zu Muthe; ich liebe nicht die Luft der Klöster. Bei allem Guten und Verehrenswürdigen, was die Klöster haben, wird da das Mystische auf eine übertriebene Art gehätschelt; das verleidete sie mir immer ein wenig. — Ich sah, daß Miß Kings sehr furchtsam war, das gab mir den Muth, fest und unerschrocken einzutreten. Die Nonne, vor der wir standen, war von mittlerer Größe, sehr bleich, sehr mager; sie trug ein schwarzes, langschleppendes Gewand, eine große, veilchenblaue Pelerine, die den Rücken herunterhing, und eine weiße Haube mit langem schwarzen Kreppschleier.

Miß Kings überreichte ihr das Schreiben und trug ihr Anliegen ungefähr folgendermaßen vor:

„Madame, ich komme, Sie zu bitten, sich ein wenig für eine Lehrerin interessiren zu wollen, die eine Stelle in Frankreich sucht."

Darauf kamen verschiedene Fragen der bleichen Nonne, die auch an mich gerichtet wurden. Besonders wollte sie wissen, warum ich auf meinen beiden Plätzen nicht länger wie drei Jahre geblieben sei. Wie gern hätte ich geantwortet: „Madame, ich bleibe aus Grundsatz nie länger, dann hat die Geschichte den Reiz der Neuheit verloren." — Jedoch hütete ich mich, das zu sagen, und ich fand mich ganz gut in meine kritische Lage. Als sie Hunderte von Warum an uns gerichtet hatte, die ich strict beantwortete und Miß Kings schüchtern, sagte sie kurz, daß sie im Augenblicke keine Stelle kenne, daß das aber kommen könnte. Dann suchten ihre Augen bald den Plafond, bald den Boden, sie stand auf, und wir thaten desgleichen. Darauf richtete sie noch eine letzte Frage an uns:

„Haben Sie alle Ihre Zeit in Paris frei?"

„Ja, Madame, außer unsern Studien haben wir nichts zu thun," antwortete ich.

„Wir haben eine Retraite für die Lehrerinnen, sie wird morgen anfangen und zehn Tage dauern. Nur lieben wir nicht, daß man Instructionen aussetzt, sobald sie einmal angefangen sind."

Wir standen unschlüssig, ja verblüfft

vor der Dame, — Miß Kings sah nicht aus, als würde ihr das geeignete Wort einfallen, glücklicherweise kam es mir in den Sinn, daß das Einzige, was mir zu thun obliege, sein möchte, mich nach Zeit und Stunde dieser Instructionen zu erkundigen.

„Morgens von neun bis zwölf Uhr und Nachmittags von drei bis fünf," war die Antwort.

„Wenn es uns möglich ist, bei der großen Entfernung, uns täglich zweimal hier einzufinden, so werden wir nicht ermangeln," sagte ich zögernd.

Die Dame senkte die Augen nach dem Boden, und wir durften es als ein Zeichen der gnädigen Entlassung betrachten. Wir verließen die schwüle Luft, ich mit dem festen Vorsatz, nie mehr hierher zurückzukehren.

Miß Kings sah verdrießlich aus; wir gingen schweigend durch den Hof und in der Rue du Regard angekommen, brach ich in Lachen aus:

„Wie doch Jeder im Leben nur an den Gewinn denkt, Miß Kings, — die Agenten und die Nonnen, Jeder will etwas davontragen!" —

Miß Kings sah mich an, als verstände sie mich nicht, ihr Blick war trübe und umwölkt.

„Sie haben eine sonderbare Art, die Dinge zu beurtheilen, diese Nonnen," fuhr ich fort. „Das würde zehn Tage lang täglich sechs Stunden machen, um zweimal hin und her zur Rue du Regard zu gehen; im Omnibus dauert es noch länger, denn der macht einen großen Umweg. Dann dazu täglich fünf Stunden Instruction und einige Stunden Retraite im Gebet, — und wo würden wir unser déjeuner und unser diner herbekommen; wir sind doch keine Lilien des Feldes! Das ist einmal ein ganz mißrathenes Calcul."

„Man würde uns aber vielleicht Stellen geben, Miß Müller," meinte die Kleine kläglich.

„Ja, wenn sie uns aber keine darnach gäben, wie würden wir uns ärgern, die Retraite gehalten zu haben!"

Das stimmte mich wiederum so heiter, daß ich noch einmal herzlich lachte. Miß Kings schien unentschlossen, sie ging nachdenkend neben mir.

„Halten Sie die Retraite, wenn es Ihnen paßt," sagte ich zu ihr; „Jeder muß sich da selbst rathen; ich wußte im ersten Augenblicke, daß ich sie nicht halten würde. Man braucht deren noch freiwillige zu machen; muß man deren nicht so manche unfreiwillige machen! Du lieber Gott!"

Ich konnte in keine ernste Stimmung kommen, konnte auch meine heitere Miß Kings nicht mittheilen.

Am andern Tage kam ein Brief von einem Agenten an Miß Kings, sie solle sich bei ihm einfinden. Es war mir lieb, denn wenn er auch weiter nichts bewirkte, so schnitt er ihr doch von vornherein die Möglichkeit ab, die Retraite anzufangen; denn die bleiche Nonne hatte ja gesagt, daß man anfangen und energisch durchsetzen, oder gar nicht kommen sollte. Wer Bedürfnisse nach Retraiten und dergleichen Uebungen hat, wenn er aus einem Leben der Zerstreuungen, der leichten Vergnügungen heranstritt, der thut wohl daran, einmal über sich und sein Thun nachzudenken — die Einsamkeit und die Kasteiung werden einem von Genüssen übersättigten Geist und Körper heilsam sein. Aber klingt es nicht wie bittere Ironie, oder doch wenigstens wie ein übel angebrachter Scherz, wenn man einer Lehrerin, deren ganzes Leben eine fortgesetzte Retraite ist, vielleicht einen Dienst leisten wird, aber unter der Bedingung, daß sie sich in ihren Bußübungen den Nonnen beigeselle, die doch auf Erden weiter nichts zu thun haben, wie diesen Dingen obzuliegen? Die arme Miß Kings sah schon ohnedies einem Schatten ähnlich; das fatale Haus Morin, die ungeheuren Course zu Fuß und die Sorgen und der Kummer dabei, hatten sie sehr heruntergebracht, und im Interesse ihrer Gesundheit schon hätte sie keine Retraite mehr halten können.

Es war wieder ein mißlungener Versuch gewesen; Miß Kings hatte eine neue Stelle nicht erhalten, weil man sie zu jung fand; und doch war sie zweiundzwanzig Jahre alt; die Dame, die ihr diesen Bescheid gegeben hatte, konnte kaum dreißig alt sein, ihre Kinder hatten sieben und neun Jahre und die Dame war Wittwe! Was konnte sie zu fürchten haben? Vielleicht, daß man die Augen von ihr wegwenden, und ihre schöne Erzieherin suchen würde!

Noch einige weitere Versuche mißlangen, — währenddessen verging die Zeit. Die Siberg saß manchmal in tiefen Gedanken verloren da, die sich bisweilen in Worten ähnlichen Inhalts äußerten.

„So war ja immer unsre Absicht, und anders kann es auch nicht sein — wir sagten immer: bis zum 1. October müssen wir placirt sein, — heute haben wir den 29. August; nicht wahr? nein schon den 30.; es ist wahrhaftig Zeit, Müllerin, daß wir uns einmal mit Ernst daran machen."

„Ich meine auch," gab ich dann zur Antwort, „übrigens läßt sich in einem Monat viel thun, und haben wir nicht schon manchen Schritt bei der Durier und bei den andern Agenten gethan?"

„Davon haben wir bis jetzt noch nichts gehabt; es muß besser gehen. Hier bleibe ich keinen Tag länger, als noch einen Monat; ich könnte auch nicht, ich würde krank. Ich friere schon jetzt Nachts halb todt unter der einen dünnen Decke, und die Füße werden mir nicht mehr warm auf dem gepflasterten Boden. Im Winter sieht man außer im Salon der Madame Morin keinen Funken Feuer in den Kaminen; wir hatten hier noch die Glanzzeit im Sommer, im Winter soll des Elends kein Ende sein."

„Wir haben noch Zeit, uns fort zu machen, ehe es kalt wird. Aber laß nur den Kopf nicht hängen, es ist mir unerträglich, dich traurig zu sehen."

„Ich bin's ja nicht; wenn du nur immer bei mir wärst, ich glaube, ich könnte Alles ertragen."

„Darum müssen wir es schon dankbar anerkennen, daß wir uns begegnet sind; wie fahl, wie trübe wäre mir das Leben hier ohne die kleine Siberg gewesen, ich wäre ja nicht aus dem Heimweh herausgekommen!"

„Ehrlich gestanden, hatte ich mehr an dir, wie du an mir; das mußt du selbst einsehen."

„Da führen wir dieselbe Geschichte auf, wie unsere Landsleute, die sich bis in alle Zeiten disputiren werden, ob Goethe oder Schiller der Größte gewesen ist; „Une querelle d'Allemand," wie man hier sagt, ein Disput, der schlechterdings nicht entschieden werden kann. Deßhalb sagen wir, wie Goethe, anstatt: sie sollen froh sein, sagen wir: wir wollen froh sein, daß wir so zwei brauchbare Menschen sind."

Es gingen noch drei Wochen dahin, ohne irgend einen Wechsel zu bringen. Madame Morin machte wieder höchst bedenkliche Gesichter in Bezug auf Miß Kings; jetzt waren es zwei ganze Monate, die sie ihr schuldig war; jedoch begnügte sich die alte Dame diesmal damit, nur durch vielsagende Mienen sich verständlich zu machen; wohl rechnete sie darauf, daß Miß Kings Freunde habe, die auch ein zweites Mal sich ihrer annehmen würden. Wenn die Alte ein solches Calcul machte, dann verrechnete sie sich diesmal; denn die Siberg und ich hatten fast unsre Ersparnisse zugesetzt, und es war auch für uns ganz ernstlich an der Zeit, ein Placement zu finden.

Miß Kings sprach nichts mehr über ihre Geldangelegenheiten; auch gab sie sich keinem Ausbruch des Kummers bei einem neuen verunglückten Versuch mehr hin. Wir schwiegen auch darüber, aber wie es endigen sollte, wußten wir nicht; es war vorauszusehen, daß die Alte den einen oder den andern Tag mit uns über Miß Kings sprechen werde. Je beunruhigender ihre Lage wurde, desto weniger schien sie berührt davon; das Einzige, woran man erkennen konnte, daß sie doch nicht beruhigt über ihre Zukunft war, waren die täglichen Course, die sie zu den Agenten machte.

„Man gewöhnt sich am Ende an Alles," sagte mir die Siberg; „das arme Mädchen hat nun so lange vergeblich angekämpft, hat geweint und ist verzweifelt, jetzt ist sie abgestumpft; sie fühlt nicht mehr das Trostlose ihrer Lage. Was kommen soll, kommt doch, sie kann ja doch nichts ändern, und wir auch nicht, deßhalb ist es als ein Glück anzusehen, daß sie ruhig darüber geworden ist."

Am andern Tage saßen wir in der Klasse, die Siberg und ich; es ließ sich schön darin arbeiten, — denn außer uns war nur noch eine Französin darin und Madame Morin, die auf ihrem Katheder saß, man hörte die Federn über das Papier gehen, so ruhig war es; es that Einem wohl, so zu arbeiten.

„Hören Sie," hörten wir Madame Morin sagen; wir hoben die Köpfe empor und

bemerkten, daß die Französin die Klasse verlassen hatte, und daß wir allein waren. Madame Morin steckte den Kopf zwischen die Schiebthür, es war Alles still in der Klasse nebenan; die Alte zog die Schiebthür zu und wandte sich dann an uns: „Seit wann hat denn Miß Kings eine Stelle? sie hat doch gewiß Ihnen die nähern Umstände mitgetheilt? Sie hat gar keine Ursache, mir eine so kurze Antwort zu geben; ich glaube wohl, daß ich in meinem Recht war, als ich ihr heute Morgen sagte, es seien nun zwei Monate, daß sie mir nichts bezahlt habe. Sie ließ mich kaum aussprechen und fuhr stolz heraus: ‚Uebermorgen trete ich meine neue Stelle an, und den Tag darauf haben Sie ihre 150 Franken.'"

Wir begriffen nichts; wir hatten den Abend zuvor wenigstens eine Stunde mit Miß Kings zugebracht; wir hatten sie am Morgen noch gesprochen, und sie hatte uns nicht die große Neuigkeit mitgetheilt, die sie doch in eine große Freude setzen mußte und uns mit ihr.

Ich rieth der Siberg, nichts mit Miß Kings darüber zu sprechen, bis sie es uns selbst mittheilen würde; ich war ein wenig verletzt über diese Handlungsweise. So unbegreiflich sie für Louise war, so konnte sie doch nicht umhin, der Handlungsweise Miß Kings allerlei rechtfertigende Beweggründe unterzuschieben, und wir waren kaum aus der Klasse in den Speisesaal gegangen, wo sich Alle zum Diner versammelten, als ich sah, wie die Siberg sich schnell Miß Kings näherte, ihre Hand ergriff und sie drückte. Wahrscheinlich wurde diese stumme Sprache verstanden, denn ich sah, wie Miß Kings einen schnellen Blick um sich warf, dann leicht erröthete und der Siberg zulächelte.

Nach dem Diner gingen wir hinauf in unser Zimmer, Miß Kings folgte uns.

„Ich dachte nicht, daß die Alte mir zuvorkommen, und Sie von der Wendung der Dinge unterrichten würde, —" fing sie an, nahm einen Stuhl, setzte sich nieder und fuhr fort: „Ihnen hätte ich zuerst mittheilen müssen, daß ich endlich eine Stelle gefunden habe; und so sollte es auch sein, so war meine Absicht, wenn mich die Alte nicht so gereizt hätte, daß ich ihr zornig die Sachlage ins Gesicht warf. O die, ich vergesse es nie, welche Demüthigungen, ja Beschimpfungen ich von ihr und ihren Töchtern habe erdulden müssen. Alles hat sein Ende, auch die Armuth, auch das Elend; aber es ist mir eine Lehre gewesen; ja, eine Lehre fürs Leben!"

Miß Kings war ganz aus ihrem gewöhnlich so ruhigen, gleichmäßigen Charakter herausgetreten, sie war heftig geworden, hatte die Stimme erhoben und Thränen strömten aus ihren Augen, die ganz ihren sanften, engelhaften Ausdruck verloren hatten.

Louise Siberg suchte sie zu beruhigen und sagte begütigend: „Aergern Sie sich nur jetzt nicht mehr darüber, es ist ja Alles vorüber; Sie haben Recht, nun hängt es von Ihnen ab, nicht mehr in eine solche Lage zu kommen. Wollen Sie einen Platz verlassen, so sorgen Sie immer vorher, daß Sie einen andern haben, — dann können Sie nicht mehr in eine ähnliche Verlegenheit kommen."

Ueber das Gesicht Miß Kings flog ein augenblickliches, sonderbares Lächeln; es war etwas Ironisches, Triumphirendes, Verstecktes in diesem Lächeln. Die Siberg fuhr treuherzig fort:

„Ihnen meine Freude über Ihre Chance beschreiben, Miß Kings, könnte ich nicht, wenn ich auch wollte. Wir schwiegen, die Müller und ich, weil Sie nichts mehr erwähnten; aber wie oft hat uns Ihre Lage ganz und gar niedergedrückt. Aber was ist es für eine Stelle? ist sie gut? und wo ist sie?"

„Alles dieses," antwortete Miß Kings, „sollten Sie erfahren, sobald ich das Recht hatte, selbst darüber zu sprechen. Die Agentin hatte mir Schweigen anempfohlen, bis die Sache ganz gewiß sei. Nun, seit gestern kann ich sie als gelungen betrachten, und ich hätte es Ihnen gestern Abend mitgetheilt, wenn nicht Miß Hood im Zimmer nebenan gewesen wäre, und ich gefürchtet hätte, sie könne uns hören."

„Hat Madame Durier für Sie diese Stelle gefunden?" fragte ich.

„Ja, — es ist — es ist Madame Durier."

„Dauern die Unterhandlungen schon längere Zeit?" erkundigte sich die Siberg.

„O ja, schon seit vierzehn Tagen; deßhalb war ich auch nicht mehr so traurig; ich durfte jedoch nichts sagen."

„Und was ist es für eine Stelle?“ fragte die Siberg.

„Es ist eine fremde Familie, eine russische, — ja es sind Russen, — sie reisen noch diese Woche nach Rußland ab.“

„Sind sie gegenwärtig in Paris? fragte die Siberg weiter.

„Nein, nicht in Paris sind sie, sie sind nahe bei Paris, in Versailles glaube ich. Gott, was habe ich morgen noch alles zu thun, ich muß noch zur Durier, um alles Nähere zu erfahren, bis jetzt weiß ich nichts, als daß ich übermorgen abreise.“

„Sie haben doch wohl die Familie gesehen?“ warf ich ein.

„Ja, gewiß, es sind sehr liebenswürdige Leute: die Kinder gefallen mir auch recht gut, — und ich erhalte einen großen Gehalt in Rußland, die Leute sind immense reich.“

Es war Alles so unvollständig, was uns Miß Kings sagte, daß ich nicht böse war, als sie uns verließ, um noch ihren Koffer zu packen. Die Siberg ging mit ihr, und ich legte mich schlafen.

Am andern Tage ging Miß Kings schon Morgens aus; Abends erwartete die Siberg vor der Theemaschine ihre Freundin, sie kam immer nicht. Der Thee war seit langer Zeit bereitet, die Siberg hatte Mühe, ihn warm zu halten, sie hatte eine Serviette säuberlich auf das kleine Tischchen gedeckt, es stand Kuchen darauf und allerlei Süßigkeiten; die arme Siberg wollte den letzten Abend, den ihr Liebling noch im Institut zubringen sollte, recht festlich begehen; aber Miß Kings blieb aus. Endlich gegen elf Uhr kam sie, sie klagte über Müdigkeit, wollte keinen Thee mehr trinken und begab sich gleich in ihr Zimmer. Die Siberg räumte Alles hinweg, legte ihre Serviette wieder zusammen, und ich hörte sie einmal leise seufzen, dann aber schlief sie ein.

Am anderen Morgen wurden wir durch Miß Kings geweckt, die sich leicht und anmuthig erst über das Bett der Siberg, dann über meines beugte, um Abschied von uns zu nehmen. Sie war reisefertig, und schien nicht ihre Abreise zu bedauern. Mir war sie nie so schön vorgekommen, sie schien mir größer, sie trug den Kopf so frei und hoch und hatte etwas in ihrer ganzen Erscheinung, als wolle sie der Welt den Krieg erklären, so herausfordernd stolz stand sie da.

„Aber Kind,“ rief die Siberg, indem sie aus dem Bett sprang, „warum haben Sie mir gestern Abend nicht gesagt, daß Sie so früh abreisen würden; jetzt stehen Sie schon fertig da, und ich muß mich eilen, um nur noch —“

„Was denken Sie denn?“ rief Miß Kings laut lachend, „ich werde doch nicht leiden, daß Sie vor Tag das Bett verlassen, um mich zu begleiten. Ich habe zudem kaum die nöthige Zeit, um nach der Eisenbahn zu kommen, deßhalb noch einmal Adieu, — ich werde Ihnen schreiben.“ —

„Wohin reisen Sie denn vorerst,“ — rief ihr die Siberg zu, als sie schon in der Thür war.

Das „nach Versailles“ kam so undeutlich in unser Zimmer, daß die Siberg mich heftig fragte:

„Wohin, sagte sie?“

Dann, als sie sich ein wenig gesammelt hatte, fing sie an, Miß Kings einen begeisterten Nachruf nachzuschicken. Ich fand ihn übertrieben, wie ich die Siberg immer in Bezug auf Miß Kings gefunden hatte; doch ließ ich ihr dieses Vergnügen ungestört; sie hatte deren ja so wenige!

Am Tage vorher hatte ich ein Briefchen von Fräulein Werner erhalten, worin sie mich bat, zu ihr zu kommen, weil sie leidend sei. Ich wollte gehen, aber die Siberg meinte, das könne ich nicht, weil es wie eine Geringschätzung der Miß Kings aussehen würde, deren letzter Tag es in dem Pensionat war, wo sie schon so viele Demüthigungen habe ertragen müssen, und daß ich ihr diese ersparen möge, besonders weil sie mir etwas Geld schulde. Ich gab nach, war aber etwas ärgerlich, als ich sah, wie wenig Miß Kings uns ähnlich in subtilen Beweggründen war. Als sie abgereist war, begab ich mich alsobald zu Fräulein Werner, die ich sehr leidend und niedergedrückt im Bette fand. Sie empfing mich mit den Worten:

„Aber, liebes Kind, haben Sie denn meinen Brief gestern Morgen nicht erhalten? ich konnte es nicht mehr allein ertragen, deßhalb schickte ich Ihnen einen Commissionär.“

„Ich fand den Brief auf meinem Teller, als ich mich zum Dejeuner niedersetzte,

glaubte aber nicht, daß Sie meiner augenblicklich bedürften."

„O, und Sie lassen mich fast sterben und kommen ganz langsam erst am folgenden Tag! Wären Sie gestern Morgen hier gewesen! ich zählte bestimmt auf Ihr Kommen und fing das Geschäft an, das ich seit Jahren von Tag zu Tag verschob. Meine Mutter hatte alle Briefe meines Bräutigams, sein Bild und Alles, was ich von ihm besaß, in die untere Schublade des Kaunitzes geräumt, das Schloß dieser Schublade ändern lassen, und sie verschlossen. Als ich nach dem langen Nervenfieber wieder zum ersten Male in den Salon trat, vermißte ich meines Bräutigams Porträt über meinem Nähtisch. Meine Mutter sagte mir, wohin sie es gethan hätte mit den anderen Sachen, und bat mich, Alles nun ruhen zu lassen und keine dieser Erinnerungen wieder hervorzusuchen, bis ich mich physisch und moralisch ganz stark fühlen würde. Ich versprach es ihr; Jahre vergingen, ohne daß ich wagte, diese Schublade zu öffnen. Meine arme Mutter starb, und es wurde mir noch härter, sie zu berühren, weil sie Alles so treusorglich darin geordnet hatte, um mich zu schonen. Seit dem letzten Jahre aber hatte ich ein unwiderstehliches Verlangen, alle diese Zeugen einer Vergangenheit, die so märchenhaft, so unglaublich mir scheint, wenn ich sie mit der Gegenwart vergleiche, wiederzusehen. Wie manchmal steckte ich den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn herum; aber dabei blieb es, ich wagte nicht, die Schublade aufzuziehen. Gestern wagte ich es; es war nicht gut, denn ich fühlte mich sehr krank. Schon der Blick hinein, die Erinnerung an den Bräutigam und an die Mutter, die mich heiß überfiel und mich fast erliegen machte, zeigte mir, daß ich allein dieses Unternehmen nie ausführen könne. Ich schrieb einige Worte an Sie, wartete zwei — drei Stunden — Sie kamen nicht. Ich hatte Fieber, der Kopf glühte mir, ich ging wieder nach der verhängnißvollen Schublade, ich ergriff sein Porträt, es schaute mich mit dem Ausdruck des Lebens an — sein letzter Brief, den ich nach seinem Tod erhielt, lag vereinzelt da, — sein Inhalt war mir kaum mehr im Gedächtnisse, ich las die wenigen Worte: ‚Ich bestieg das Schiff krank, aber ich hoffte! Jetzt hoffe ich nichts mehr — ich sterbe — Wonne meines Lebens, du, lebe wohl! — wir sehen uns wieder — — leb' wohl!' — Ich fuhr nicht weiter fort — ich — —"

„Um Gotteswillen, regen Sie sich doch nicht so auf," rief ich aus, als ich Fräulein Werner fieberhaft aufgeregt im Bette sitzen sah. „Bleiben Sie jetzt ganz ruhig, ich verlasse Sie heute nicht, und schließe die Schublade wieder zu. Sie dürfen sich nicht mehr mit dieser Vergangenheit beschäftigen; verbrennen Sie lieber alle diese Ueberbleibsel aus einer Zeit, die —"

„O, sagen Sie doch das nicht; es ist ja mein Heiligthum; Alles, was ich aus dem Schiffbruch meiner Existenz gerettet habe! Ordnen Sie mir heute Alles, nehmen Sie es aus der Schublade heraus, lesen Sie die Briefe meines Bräutigams, und dann verschließen Sie mir Alles in das kleine Kofferchen, das im Salon steht. Ich kann es nicht, es übersteigt meine Kraft, Sie sehen, im welchem Zustande ich bin."

Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr Alles, erzählte von der Abreise der Miß Kings und von allem Möglichen, was sich seither ereignet hatte.

„Sie haben sich seit vierzehn Tagen nicht sehen lassen; ich dachte täglich, Sie müßten kommen," sagte sie mit etwas ruhigerer Stimme; „es ist eine Stelle da, in einer Familie, die ich kenne; es ist nichts Besonderes, wenn Sie sie wollen, kann ich Ihnen dazu verhelfen."

„Wann? wohin? wieviel?"

„Nun wann? ich denke; sie ist gleich anzutreten. Es ist in der Bretagne in einer Familie, die das ganze Jahr auf dem Lande zubringt; es sind fünf Kinder zu unterrichten da, von acht bis fünfzehn Jahren, und man bezahlt tausend Franken, — Sie können sich ja die Sache überlegen; es wird so nicht mit der Antwort eilen. Ach wie glüht mir der Kopf, wie habe ich das Fieber so stark!"

Ich saß da und dachte nach, dann sagte ich zögernd:

„Was soll ich da überlegen; es scheint mir, daß dieser Platz gar keine Lichtseite aufzuzeigen hat; ich habe nun so lange gewartet; sollte ich nicht lieber noch länger warten, um etwas zu finden, was mir zusagt?"

„Ueberlegen Sie sich's. Sie haben bei

Miß Kings gesehen, wie schwer eine Stelle zu finden ist. Nirgends ist so große Concurrenz wie bei den Lehrerinnen; für einen Platz sind deren zwanzig da. Nachher sitzen Sie vielleicht da und bereuen, daß Sie diese Stelle nicht angenommen haben."

Sie konnte recht haben; mir mißfiel aber Alles, was sie mir gesagt hatte, so sehr: fünf Kinder! Den Winter auf dem Lande und nur tausend Franken! Und ich hatte doch eine so glänzende Meinung von mir und sollte meine Ansprüche so wenig in ein gleiches Verhältniß mit ihr bringen!

„Man beklagt sich, daß man wenig Glück hat," sagte ich, in meine Betrachtungen verloren, „sollte das aber nicht unsere eigene Schuld sein? Wir greifen zu schnell zu; das Glück nähert sich vielleicht — wer weiß? — aber dann haben wir schon hastig nach dem Mittelmäßigen gegriffen, und das Glück wendet uns spöttisch den Rücken."

„Warten Sie auf das Glück, thörichtes Kind! Der Mensch steht unter dem Fatum, die Götter selbst standen ja darunter und waren machtlos unter seinem Walten. Sie sollten doch auch bereits eingesehen haben, daß es in keiner Weise vor hat, Sie zu begünstigen."

„O nur nicht mir die Rolle einer tragischen Heldin," rief ich abwehrend, „ich betrachte das Fatum nicht mit resignirter Miene, ich rede ganz ernstlich mit ihm, — es macht so viele Mißgriffe, man muß es aufmerksam darauf machen — es wird alt!"

„Spotten Sie nicht! Sie sehen mich so elend da liegen, und Sie können eine finstere Macht, die unheilbringend über einzelnen Existenzen schwebt, verwegen herausfordern. Gehen Sie hinüber und lesen Sie die Briefe, ich will ein wenig ruhen."

Nach einer Stunde kehrte ich ernst aus dem Salon zurück. Fräulein Werner schlief; ich betrachtete sie, sie war noch immer schön. Das schwarze, lockige Haar war aufgelöst und bedeckte das Kissen, die feinen dunklen Augenbrauen zogen sich schön gewölbt über den geschlossenen Augen her, der kleine rothe Mund war ein wenig geöffnet und zeigte die blendendsten Zähne. Wie schön war dieses Weib! welche volle, reiche Schönheit entfaltete sie noch jetzt! Wie reich und tief war ihr Gemüth, wie unermeßlich ihr Gefühl! Und es lebte allein, dieses schöne Weib, dem das ganze Erdenglück entgegengelacht hatte, es lebte allein mit einer alten Katze und einem Affenpinscher, und selbst die alte Katze war nur noch eine Erinnerung!

Die Kranke schlug die großen dunklen Augen auf:

„Ich habe geschlafen! Habe ich geschlafen?" fragte sie um sich schauend. „Wo ist Linda? Wollen Sie dem armen Herzchen ein wenig Milch aus der Küche holen? Der Schlaf hat mir wohl gethan; so, erzählen Sie mir nun noch ein wenig; Sie sagten, Miß Kings sei abgereist. Erzählen Sie mir doch, wohin sie gekommen ist; es ist mir lieb, daß sie doch endlich einen Platz gefunden hat. Ich dachte an sie für die Stelle in der Bretagne, wenn Sie sie ausgeschlagen hätten; vielleicht hätte man da kein besonders Gewicht auf ihre Schönheit gelegt. Ist sie in Paris geblieben?"

Ich erzählte Fräulein Werner den ganzen Hergang, bis zu Miß Kings Abreise; sie schüttelte den Kopf und meinte: „Das ist nicht recht klar."

„Wie meinen Sie das?" fragte ich betroffen, „man kann doch Miß Kings nichts vorwerfen; so lang ich sie kenne, war sie in Wort und That tadellos. Und es wäre mir leid für sie, wenn sie in eine Familie eingetreten wäre, die nicht ist, wie sie sein sollte."

„Wir sprechen vielleicht einmal später darüber," sagte Fräulein Werner, „später, wenn Sie Frankreich, seine Sitten und Anschauungen besser kennen werden, — es wäre nicht gut, wollte ich Sie jetzt über Manches aufklären."

Mir war nicht recht wohl bei diesen verblümten Worten; jedoch schob ich sie bald auf Rechnung der Gefühlsanschauungsweise, die mir Fräulein Werner mehr oder weniger als einseitige Beurtheilerin der Vorkommnisse des Lebens zeigte. Wir sprachen nicht weiter darüber; ich verließ sie spät Abends mit dem Versprechen, am andern Tage wieder zu kommen.

Die Siberg war noch auf, als ich nach Hause kam, sie schlang ihre Arme um meinen Hals, sobald ich eingetreten war. Ich sah sie erstaunt an, ich wußte nicht, was dieser anspruchsvolle Empfang zu bedeuten haben könnte.

„Wir werden uns nun trennen müssen, Müllerin," sagte sie und schaute mir tief in die Augen; „ich habe heute eine Stelle als Lehrerin in einem Pensionat in Clichy angenommen."

„Wann gehst du fort?" rief ich lebhaft aufgeschreckt durch diese Ankündigung. So lange der Tag der Trennung ungewiß war, hatten wir sie nie recht ins Auge gefaßt, und ich erwachte, wie aus einem Traum.

„Ich muß den 28. eintreten und heute haben wir den 25.; es war beschlossen, daß wir bis zum 1. October untergebracht sein müßten. Deßhalb benutzte ich gestern den Tag, um zu drei Agenten zu gehen. Madame Durier hat zwei Plätze für Institute, beide ganz nahe bei Paris, den einen in Clichy, den andern in Auteuil. Du kannst wählen, willst du die Stelle in Clichy, so nehme ich die in Auteuil; sie sind sich gleich, in jeder hat man dreißig Franken Gehalt monatlich und die Wäsche ist frei.

In Clichy war ich schon heute gegen Abend und habe die Sache ins Reine gebracht; Samstag fange ich an. Wenn du willst, gehen wir morgen nach Auteuil es wäre mir heute zu spät geworden. — Bis zum ersten October sind alle Plätze in den Instituten besetzt, und deßhalb heißt es jetzt: zugegriffen. Ich hoffe, daß es besser ist, als hier; man sagte mir es wenigstens, und wenn's nicht ist, — nun da wird man sich auch schon zu finden wissen."

„Höre, Siberg," sagte ich nach einiger Ueberlegung, „Fräulein Werner bot mir heute einen mittelmäßigen Platz in der Provinz an; ich würde ihn einem Platz in einem Institut vorziehen. Ich hatte keine rechte Lust, ihn zu nehmen, aber nun werde ich zusagen; denn ohne dich bleibe ich nicht hier."

Wir sprachen bis tief in die Nacht hinein, machten Pläne für die Zukunft und schliefen endlich mit der festen Ueberzeugung ein, daß es ja gar nicht anders sein könne, als daß sich das Glück eines Tages auch unserer erinnern müsse.

Den darauf folgenden Tag wurde ich durch Fräulein Werner der Familie in der Bretagne vorgeschlagen, und zwei Tage darnach kam die Antwort, daß sie mich am 1. October erwarte. Ich verließ die Siberg nicht mehr, wir hatten uns noch so viel vor dem Scheiden zu sagen.

Ueber die Theemaschine, das Nationalheiligthum, war eine lange Berathung, wer sie mitnehmen sollte; endlich wurde sie mit Stimmenmehrheit der Siberg zuerkannt, als unentbehrliche Trösterin in den Nöthen eines Pensionats. So genußreich auch diese letzten Tage waren, so hatten sie doch einen höchst wehmüthigen Anstrich. So arm unsere materielle Existenz auch im Hause Morin gewesen war, so hatte sie durch das innige Zusammenleben mit Geistesverwandten einen so großen neuen Reiz, daß wir fast furchtsam dachten, was aus uns werden würde, wenn wir wieder einsam unsere Bahn verfolgen mußten. Das Gefühl der Verlassenheit, das Grauen vor dem Unbekannten, über das sich keine Illusionen zu machen sind, bemächtigte sich unserer, es wurde uns wieder so schwer, und doch mußte es überstanden werden. Aus diesen trüben Gedanken riß uns ein Brief von Miß Kings. Sie dankte uns kurz in einigen liebenswürdigen Ausdrücken für unsere Freundschaft für sie, und schickte uns das Geld, das wir Madame Morin für sie bezahlt hatten und auch das, was sie Madame Morin schuldete mit der Bitte, es dieser zu geben. Kein Wort war über ihre neue Stellung dabei, nichts! Die Siberg schüttelte den Kopf, besah das Couvert und sagte:

„Der Brief kommt von Paris; er ist an der Börse auf die Post gegeben worden."

„Das ist erstaunlich," sagte ich. „Sie spricht kein Wort von der russischen Familie, und doch müssen es ausgezeichnete Menschen sein, da sie gleich in den ersten Tagen Miß Kings soviel Geld vorausgeben."

„Hm," machte die Siberg, „ich zerbreche mir den Kopf; sollte meine Freundschaft vielleicht auch am Ende etwas Peinliches für Miß Kings gehabt haben? Wer kann's wissen? stolze Naturen leiden unter dem Mitgefühl."

„Darüber mache dir keine Scrupel; Miß Kings findet vielleicht Niemand mehr, der es so treu mit **ihr** meint, wie du."

„Aber sie war doch verändert in der letzten Zeit, sie war doch nicht mehr so ver-

trauend, so lieb, wie anfangs; das mußt du doch eingestehen."

„O ja, das war sichtbar genug; sie hat uns aber nicht den Grund davon gesagt, und wir können ihn nicht errathen."

Die Siberg las noch mehrere Male Miß Kings' Brief; aber sie sagte nichts mehr.

Den folgenden Tag gegen vier Uhr fuhr die Siberg nach Clichy; ich begleitete sie, kam mit der Dämmerung zurück und brachte den Abend allein in unserm Zimmer zu. Es machte mir wieder gerade den Eindruck, den es mir am ersten Morgen gemacht hatte, so arm, so elend, so eisig kalt hauchte mich das Steinpflaster an. Es herrschte lautlose Stille, es wurde mir unheimlich in dem kalten, dunklen Zimmer, ein Licht hatte ich nicht mehr, und ich flüchtete mich trostlos in mein Bett. Jetzt war es mir ein Trost, in zwei Tagen fortzugehen, ich fühlte mich zu unglücklich in dieser lautlosen Stille. Miß Hood ging durch das Zimmer und begab sich schleichend in das Zimmer daneben. Schon lange hatten wir nichts mehr mit einander gesprochen; ich wäre glücklich gewesen, wenn sie sich an mein Bett gesetzt und mit mir über die Siberg gesprochen hätte. Aber sie ging vorbei, ich hörte sie noch einige Minuten nebenan, dann fiel Alles wieder in das eisige Schweigen zurück. Ein matter Mondstrahl fiel auf das leere Bett, ich drückte das Gesicht auf die Rolle und weinte heiße Thränen.

Die beiden letzten Tage brachte ich fast ganz in der Rue de Roquepine zu. Am Abend vor meiner Abreise saßen wir wieder hoch oben auf dem Balcon, mitten unter den funkelnden Sternen, dem Monde gegenüber. Das Erdenleid schien mir wieder klein und unbedeutend, nur der Gedanke, der den Welten entgegenfliegt, schien mir würdig zu existiren, er allein erhob sich frei zum nächtlichen Himmel und drunten blieb die schwüle Schwere, sie drückte mich nicht mehr nieder.

Am andern Tage fuhr ich der Bretagne zu, das Herz schwer und trübe. Alle Freunde hatten mich wieder verlassen; es war mir, als höre ich im Rollen der Eisenbahn ihre Stimmen, die sich immer weiter verloren, und dann ganz erstarben. Ein treuer Freund begleitete mich wieder: mein großer, schwarzer Koffer!

V.

Weltverbesserungsideen.

Mach' es Wenigen recht.
Vielen gefallen, ist schlimm.
(Schiller.)

Schreiben der Müller an die Siberg.

Wir waren gegenseitig überein gekommen, ein Vierteljahr hingehen zu lassen, ehe wir uns eine Mittheilung zukommen lassen wollten. Der Monat Februar ist bereits gekommen und mit ihm eine Kälte, die mir ein warmes Plauderstündchen nöthig macht. Jedoch hoffe ich, daß mein Schreiben nicht zu lamentabler Natur werden soll; ich will Acht darauf geben, denn ich stehe für nichts. Ich finde den Menschen vernünftig, der sich strict in sein Schicksal ergiebt — das habe ich gethan — aber ich finde den weise, bewundernswürdig, der kein weiteres Raisonnement darüber hält, der kurz alle Reminiscenzen abschneidet und keine leeren Luftschlösser für die Zukunft baut — und das thue ich nicht! Ich hege und pflege die Erinnerungen, ich vergleiche Vergangenheit und Gegenwart, und warum? um mir das Herz schwer zu machen, und die Gegenwart unerträglich zu finden. Das ist meine Weisheit! Ich philosophire nicht schlecht, wenn ich gemüthlich unter Euch sitze, — dann reicht meine Philosophie für alle Lagen aus; ich zähle fest auf sie; aber sobald ich allein bin, und die Mühen und die Langeweile des Magisterstandes mich überall umgiebt wohin ich nur blicke, dann stehe ich dabei und schaue ängstlich nach allen Seiten, und weiß nicht, was aus den philosophischen Grundsätzen, die gerade hier eine Anwendung hätten finden können, geworden ist. Diese Einleitung könnte dich auf den Gedanken bringen, daß ich am Vorabend eines großen Entschlusses stehe, und wenn nicht alle Zeichen trügen, des gefaßten Vorsatzes, dem Schulmeistern ein ewiges Lebewohl zu sagen. Ich habe schon daran gedacht, — wenn ich nicht Lehrerin wäre, wäre ich doch gewiß etwas anderes; was? würde sich schon finden; und ganz gewiß würde das Andere mehr Satisfaction gewähren, wie das Leben einer Magisterin während ihrer Wanderjahre. Diese und ähnliche Gedanken haben mich nicht verlassen, seit ich hier bin. So lange ich Lehrerin bin, haben mir alle andern Leh-

rerinnen zugestanden, daß die Begeisterung, die sie in den ersten Jahren ihres Amtsantritts gefühlt hatten, bald der Ermüdung und der Langeweile gewichen war. Es läßt sich in der Welt allem abhelfen, warum nicht diesem Uebel; es liegt im Fond: in der freien Wahl des Berufes! Die Frau, die etwas in der Welt wirken will, muß Lehrerin werden, sie hat keine Wahl, — selbstverständlich spreche ich von der Frau, die in einem ausgezeichneten Familienkreise eine sorgfältige Erziehung genossen hat, und die ihre Kenntnisse zu ihrem Lebensunterhalt verwerthen will. — Du siehst, wie sehr mich dieses Thema beschäftigt; wirst du mir deshalb zürnen? Aber es ist Zeit, daß ich dir erzähle, wie meine gegenwärtige Umgebung ist, und wie mein Wirken:

Du kommst durch ein großes Gitterthor und trittst in eine Art von englischem Garten ein. Du gehst einen breiten Weg hinauf, auf dessen beiden Seiten junge Bäume gepflanzt sind, die eines Tages zu einer Avenue heranwachsen sollen, die dich zu dem Schlosse de la Ferté führen wird. Das Schloß liegt jetzt noch sehr sichtbar auf seiner kleinen Erhöhung, keine alten Bäume umgeben schützend seine alten Mauern, — es sieht neu und keck in die Welt hinein, das Schloß de la Ferté, wie ein Parvenu. Der, der es gebaut hat, der jetzige Besitzer, ist ein Parvenu, d. h. er ist ein armer Junker, der ein reiches Fräulein heirathete, das ihn zum Sterben liebte. Sie bauten das Schloß und würden herrlich und in Freuden darin leben, wenn Monsieur de la Ferté Madame de la Ferté ein wenig mehr liebte. Sie haben acht Kinder; die fünf ältesten sind mir zugewiesen, worunter vier Mädchen und der Kleinste, ein siebenjähriger Knabe. Monsieur de la Ferté ist ein schöner Mann: groß, kräftig, königlich, und er hätte einen wahrhaft classischen Kopf, wenn die Nase nicht etwas zu adlerartig und die Augen zu tief und spähend wären. Die Form seines Kopfes, so wie das kohlschwarze, volle Haar und der feine Schnurrbart sind tadellos. Er ist der königliche Gebieter, dem Alle nach den Augen sehen, der allein im Schlosse gut bedient wird, und der mit Ludwig XIV. kühn sagen könnte: „Es wäre mir fast passirt, warten zu müssen.“ — Madame de la Ferté ist eine gute, arme Frau; ich würde sagen: ein Engel, wenn ich den Engeln die Eigenschaft einer Nachgiebigkeit, die in Schwäche ausartet, zuerkennen würde. Sie liebte ihren Mann mit leidenschaftlicher Liebe; wie sie ihn jetzt liebt, weiß ich nicht; sie sieht ihm ängstlich nach den Augen und in ihrem Gehorsam ist so viel fieberhafte Eile, daß er wie Furcht aussieht. — Wenn Einen das Schicksal immer beim Wort hielte, Louise, wenn unser erster Liebestraum so überschwänglich wird, daß wir es als eine zu große Wonne ansehen, dem Geliebten treue Magd und Sklavin sein zu dürfen, — wie würden wir die Augen aufmachen, sobald wir in dieser Eigenschaft sein eigen wären. Wer hat nicht diesen Traum geträumt; wer hat ihn aber praktisch ins Leben eingeführt vor sich gesehen? Das bin ich! Und ich kann dir gestehen, daß ich ein Gefühl des Mitleids im Herzen hatte, für die arme Frau vor mir, für mich und für alle die, deren Liebesfrühling sich ins Ueberschwängliche verliert. Die Erfüllung dieses Wunsches: „O nimm mich an als deine Magd, und dulde mich in deiner Nähe“ ist in der Praxis unschön. Ein Herr, ein Gebieter ist ein Tyrann; dieses Wort war schon im Alterthum gleichbedeutend mit Alleinherrscher. Madame de la Ferté sieht gedrückt aus, was hier mehr sagen will als unglücklich; denn ich wüßte nicht, woher sie den Muth nehmen wollte, unglücklich vor ihrem Tyrannen auszusehen. Sie hat alle Energie verlernt; giebt sie nur den kleinsten Befehl, so sagt er das Gegentheil; tadelt sie ein Kind, so findet er gut und schön, was es gethan hat. Und alles das geht auf die liebenswürdigste Art vor sich; das heißt: „Du irrst, meine Liebe; jedenfalls hast du das Gegentheil sagen wollen u. s. w.“ Er sagt ihr nie ein hartes Wort; aber er hat ihr Ansehen bei den Kindern und bei den Dienstboten ganz untergraben. Sie ist gewöhnlich unruhig und aufgeregt, es ist wenig Reihenfolge in ihren Anschauungen; wenn aber der Tyrann acht Tage aus dem Hause ist, dann ist sie eine ganz andere Frau, sie lebt auf, ist ruhig und heiter und scheint sich dann erst wohl in ihrem Hause zu fühlen. Also unglücklich fühlt sie sich eigentlich nicht, sie könnte es doch offen sein, wenn er fort ist. Eine

anhaltend schlechte Behandlung demoralisirt die Subtilität des Gefühls, besonders wenn sie von dem kommt, den man liebt. Sie fühlt also keine Reue darüber, sein Weib geworden zu sein; wahrscheinlich denkt sie, sie würde noch unglücklicher geworden sein, wenn er eine Andere geheirathet hätte. Der schöne Monsieur de la Ferté ist vielfach abwesend, nie bleibt er vier Wochen lang anhaltend zu Hause, ohne wenigstens acht Tage davon in Paris zugebracht zu haben. Während er abwesend ist und nach seiner Rückkunft ist dann gewöhnlich sichtbarer Geldmangel im Hause, — und seine böse Laune nach seiner Wiederkehr läßt mich schließen, daß er alles Geld mit nach Paris nimmt, und da wie ein großer Herr lebt, bis nichts mehr da ist. Wir leben dann, während er fort ist, höchst dürftig; ein Diener in Livrée servirt eine steife Kartoffelsuppe zum Diner, und weiter nichts.

Besuch sah ich noch keinen im Schlosse, seit ich hier bin, außer einigen Herren, die aber Monsieur de la Ferté nicht in den Salon zu seiner Frau brachte. Er führt seine Frau nirgends hin, sie ist auch so einfach in ihrer Toilette, daß sie schwerlich so in der Welt erscheinen könnte. Es kommt keine Klage über ihre Lippen, sie findet Alles gut, wie es ihr Tyrann macht; ja es scheint, daß es angenommenes Princip bei ihr ist, daß er nur immer in Allem vollkommen sein kann. Mir flößt er eine unüberwindliche Scheu ein, dieser schöne Mann, der nie seiner Frau ein hartes Wort giebt, der sie mit einer Miene der Resignation betrachtet, als wolle er die Tugend der Milde und der Nachsicht gegen sie üben. Auf die Kinder hat dies häusliche Verhältniß einen verderblichen Einfluß; die größeren schon nehmen diesen Ton der Ueberlegenheit gegen ihre Mutter an, den sie geduldig erträgt. Ich habe mehrere Male, diese Art zu reden, streng gerügt in der Klasse; die Kinder sahen mich erstaunt an, und meine Bemerkung ist bis jetzt erfolglos geblieben. Einmal wagte ich es bei Tische in Gegenwart des Tyrannen einem der Kinder einen Verweis hierüber zu geben; die arme Frau lächelte dankbar, und Monsieur de la Ferté warf mir einen Blick aus seinen stechenden Augen zu und strich sich den Schnurrbart. Im Ganzen ist er streng gegen die Kinder, sie müssen viel arbeiten, und oft examinirt er sie selbst. Er hat zwei Söhne am Gymnasium in Angers, die immer die ersten Preise davon tragen, weil ihr Vater sie mit so großer Strenge anhält. Auch die Mädchen sind verhältnißmäßig in ihren Studien voran, sie müssen arbeiten; denn er ist unbarmherzig gegen sie, wenn er sie unter seiner Erwartung findet. Das ist auch somit das Einzige, was ich rühmend an dem schönen Manne anerkennen kann. — Ich bin allein hier; die Kinder haben mehr oder weniger den Charakter ihres Vaters, keines hat die Sanftmuth der Mutter. Ueber das Aeußere von Madame de la Ferté läßt sich wenig sagen; sie hat den Ausdruck eher des Gedrücktseins, als der Ruhe. Ihre Züge sind nicht unschön, sie ist klein und zierlich. Hat sie ganz darauf verzichtet, ihres Herrn Liebe zu gewinnen, ist sie zu bescheiden, die kühne Hoffnung zu nähren, daß dieser Halbgott zu ihr heruntersteigen könne? — Es hat so den Anschein, sie macht keinerlei Art von Toilette, sie macht sogar zu wenig, denn sie vernachlässigt sie ganz und gar. — Wie ich mich in dieser Umgebung befinde, kannst du dir ungefähr denken. — Jetzt habe ich meine Pflicht erfüllt, und dir das Gerippe vom Schloß de la Ferté und seinen Bewohnern gezeichnet; ich selbst kenne noch nicht mehr davon, als was ich dir hier davon erzähle, und deshalb lasse mich jetzt wieder auf das Thema übergehen, das ich am Anfang meines Schreibens berührte.

In Deutschland versorgt man die Söhne, indem man sie ein Studium ergreifen, oder ein Handwerk erlernen läßt, — die Töchter versorgte man ehemals durch die Heirath. — Bis hierher ging Alles gut; die Zeiten aber haben sich geändert. Der Bürger, der Geschäftsmann braucht heute ein Vermögen, um sein Geschäft auszudehnen, sobald er sich verheirathet. Die Frauen sind nicht mehr einfach und anspruchslos, wie sie es ehemals waren, sie bringen eine Menge Bedürfnisse mit, und es ist nicht mehr wie recht, wenn sie auch ein ihren Bedürfnissen entsprechendes Vermögen mit in den Ehestand bringen. Der Staatsdiener ist heute noch schlimmer daran, wie der Geschäftsmann; die besten Jahre gehen ihm dahin, harte Jahre der Mühe und Arbeit, und sein Fleiß sieht keine Früchte. Wenn er endlich in den Besitz

einiger hundert Thaler jährlich gelangt, dann hat er die Poesie der Jugend verloren; die harten Jahre einer unbesoldeten Existenz haben ihm einen übertriebenen Begriff vom Werthe des Geldes gegeben, und es ist nicht anzunehmen, daß der, der durch eine so harte Schule gegangen ist, ein vermögensloses Mädchen zur Frau sollte nehmen, um ein kümmerliches Dasein bis ans Ende zu führen. Somit müßte heute die Aufgabe der Männer sein, Schulen, praktische Schulen ins Leben zu rufen, wo ihre Töchter Studien machen und sich auf irgend einen Beruf vorbereiten, um ihn später mit Lust und Liebe zu ergreifen. Hier in Frankreich giebt es Anstalten, wo die Frauen für das Postfach ausgebildet werden; in allen kleineren Städten besorgen Frauen die Post. Dann giebt es weiter hier Anstalten, wo die Frauen für den Telegraphendienst herangebildet werden; wiederum findet man auf den Telegraphenbureaur meistens Frauen in Frankreich. Dem Handel widmen sich unzählige und nehmen da meistens sehr vortheilhafte, schöne Plätze ein. Nimmt man eine französische Zeitung zur Hand und liest die Liste der Proclamirten, oder Getrauten, so liest man unter einer Anzahl von fünfzig keine zwei Frauen, die ohne Geschäft dastehen; diese müssen reiche Erbinnen sein, und dann steht dabei als Ausnahme: „ohne Gewerbe." Wenn ein deutscher Mann sich dafür interessiren würde, Vorbereitungsschulen für Mädchen ins Leben zu rufen, er würde den Segen der Mit- und Nachwelt verdienen, weil er einem der größten Mißstände unsrer Zeit abhelfen würde. Deutsche Lehrerinnen giebt es überall: sie überfluthen England, sie sind, wie der Sand am Meere in Frankreich, — man findet eine deutsche Lehrerin, wohin man sich wendet, und ginge man an die Grenzen des himmlischen Reiches. Wenn dereinst die Handelsschulen blühen, die Schulen für Gewerbe dem Weibe hundert Wege eröffnen, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, wird kein emancipirtes Weib mehr sein, es wird dem Manne lassen, was ihm zukommt; aber es wird sich den Bedürfnissen und den Erfordernissen der Zeit anmessen, und die treue Gehülfin des Mannes werden, die Gott dem Adam in dem Weib versprach.

Welch freudiges Wirken dann, welcher ernste, heilige Lebenszweck in der Existenz eines Weibes! Dann würde kein Leben mehr an Langeweile zu Grunde gehen, keines mehr verfehlt und verbittert dahin siechen!

Wenn ich diese große Zukunft vor mir sehe, Louise, dann regt sich ein Gefühl der Befriedigung, ja der Freude in mir. Ein Heer von Mißbräuchen, ein Uebermaß brachte immer eine heilsame Reform hervor; eine Uebervölkerung wies den Menschen die Auswanderung nach Amerika an; Amerika wird das Land der Zukunft werden, der dritte Welttheil, in den sich Cultur und Civilisation flüchten werden, nachdem sie das alte Europa verlassen haben, — die Nothwendigkeit hat hier und dort einer großen Zukunft in die Hände gearbeitet, — das Uebermaß der Lehrerinnen, die Nothwendigkeit, die Erwerbsquellen des Weibes zu erweitern, werden eine neue Zeit, ein goldnes Zeitalter für uns herbeiführen.

Gute Nacht, Louise; der Kopf schwindelt mir von diesen Ideen, das Herz klopft mir hörbar, — ach Gott! hätte ich doch auch etwas für meine Mitmenschen thun können!

Deine Müller.

Schreiben der Siberg an die Müller.

Ich habe dein Schreiben schon seit einigen Monaten erwartet; dein Schweigen beunruhigte mich, und wenn ich genau deine Adresse gewußt hätte, ich würde dir längst geschrieben haben. Keinen Weltschmerzbrief, die sind von ganz schlechtem Geschmack heutzutage. — Von meinem Leben ist wenig zu sagen; du weißt, wie es in den Instituten in und um Paris zugeht. Das in Clichy macht keine sehr erhebliche Ausnahme. Nächsten Herbst kehre ich nach Deutschland zurück, es bietet sich mir eine vortheilhafte Gelegenheit, ein Pensionat zu kaufen. Ich bin glücklich, die Heimath wiederzusehen, und sie dann, so Gott will, nie mehr zu verlassen.

An deine Verbesserungspläne habe ich mehr wie einmal gedacht und hörte vor kurzem zu meiner Befriedigung, daß in Berlin eine Schule für Handel und Gewerbe für Mädchen errichtet sei. Mich betrübt es eher, als es mich erfreut, daß es nach einem Jahrhundert erst besser werden

soll. Könnten wir es wenigstens noch erleben; wenn wir auch gar keinen Nutzen davon hätten, so hätten wir doch die Genugthuung, von unseren harten Zeiten erzählen zu können. Es thut doch so wohl, sie zu beschreiben, wenn man sie hinter sich hat! Wie würde ich dann, in einen bequemen, weichen Schlafrock gehüllt, am warmen Ofen im bequemen Lehnstuhle vom Institut in Clichy erzählen, wo ich sieben Stunden täglich aufrecht in einer ungeheizten, eisigen Klasse stand und nachher den Rest des Tages in einem ebenso kalten, mit Steinen gepflasterten Zimmer Stöße von Heften zu corrigiren hatte. Wie ich dann um neun Uhr erstarrt in das elende Bett kam, worauf eine dünne Decke lag, die mich erwärmen sollte; wie ich die Nächte, vor Kälte zitternd, zubrachte und an meinen erfrorenen Händen und Füßen Folterqualen erlitt! Ich fühle schon jetzt etwas von dem Behagen, was ich fühlen werde, wenn ich das einstens meinen — — nun vielleicht meinen Neffen und Nichten erzählen werde. Die Kinder werden schaudern, und ich werde so recht wohlig meinen weichen Schlafrock um mich nehmen, und ein behagliches Lächeln wird über mein Gesicht gleiten.

Und nun Gott befohlen!

Deine Siberg.

VI.

Ein Drama.

„Heinrich, mir graut vor dir!"
(Goethe.)

Schreiben der Müller an Emma Werner.

Säße ich jetzt bei Ihnen, hoch auf Ihrem Balcon, mitten unter den Sternen unter dem tiefblauen Augusthimmel und sähe in der stillen Nacht die Sterne leuchtend zur Erde niederfallen, dann würde meine Seele tief aufathmen, sie würde sich schnell von der Last befreien, welche die drückende Luft eines trüben, peinlichen Familienlebens schon seit Monaten darauf gelegt hat und die von Tag zu Tag schwerer wird, je mehr sich das Drama seinem Ende nähert. Das Leben auf dem Schlosse de la Ferté war immer ein gedrücktes; man hörte da nie frohe Kinderstimmen, sah nie eine glückliche Mutter zärtlich von der Schaar spielender Kinder umgeben, nie einen Gatten, der liebend auf die Mutter seiner Kinder blickte, — jetzt ist das Leben hier noch ernster: die arme, mißhandelte Frau ist seit einigen Monaten leidend; Niemand weiß, was ihr fehlt; es kommt kein Arzt ins Schloß, der sie pflegt, und Mr. de la Ferté verläßt nicht mehr das Haus und geht finster mit gerunzelter Stirn einher.

So oft es mir meine freie Zeit gestattet, gehe ich in das Krankenzimmer. Die arme Frau streckt mir immer ihre abgezehrte Hand entgegen, sobald ich mich dem Bette nähere, und sieht mich dankbar mit Augen an, die etwas Verklärtes angenommen haben. Gestern kam Mr. de la Ferté ins Zimmer, als ich bei seiner Frau war. Mißfiel es ihm, mich hier zu finden; ich sah, wie Madame de la Ferté erschrak, und wie sich seine Augenbrauen düster zusammenzogen. Er nahm keine Notiz von mir, setzte sich dicht ans Bett und nahm die Hand seiner Frau:

„Deine Hand ist kühl, meine Liebe," sagte er in sanftem Tone, „es geht von Tag zu Tag besser, ich wollte heute einen Arzt von Paris kommen lassen, weil ich dich keinem dieser Pfuscher hier umher in die Hände geben will; aber ich sehe, du gehst der Genesung entgegen."

Diese freundlichen Worte machten keinerlei Eindruck auf Madame de la Ferté, sie zog ihre Hand zurück und sagte, sie wolle ein wenig ruhen. Ich verließ das Zimmer und sah, wie Mr. de la Ferté ein Buch ergriff und am Bette sitzen blieb.

Am Abend sah ich noch einmal nach der armen Frau; sie hatte gerade einen heftigen Erstickungsanfall und war allein; der kleine Henri lag in seinem Bettchen und schlief. Ich lief herbei, schaffte Madame de la Ferté so viel Erleichterung, als möglich war, und bat sie, mir zu erlauben, die Nacht in ihrem Zimmer zuzubringen. Sie schlug es mit einer Art ängstlicher Hast ab und sagte, Mr. de la Ferté käme immer noch auf einige Zeit, ehe er sich schlafen lege.

„Sie können aber nicht die Nacht allein zubringen," behauptete ich standhaft, „Köchin und Kammermädchen sind da; man könnte abwechselnd bei Ihnen wachen."

„Um des Himmels willen, sprechen Sie nicht davon," fuhr sie hastig auf, „ich habe ja Niemanden nöthig, ich schlafe Nachts.

Monsieur de la Ferté würde unzufrieden sein, und er hätte recht, die ganze Hausordnung würde gestört, ich bin nicht so krank, wie Sie meinen, liebes Fräulein." — Sie lächelte mir auf eine Art zu, die mir das Herz zerriß.

„So, nun gehen Sie hübsch schlafen; wenn Sie aber erst einmal nach dem kleinen Henri sehen wollten, ob er gut zugedeckt ist —"

Ich ging zu dem Bettchen, das Kind schlief fest. Ich deckte es warm zu, es streckte mir seine Aermchen entgegen, sein Mund lächelte; aber seine Augen waren geschlossen. Heiße Thränen fielen schnell aus meinen Augen auf die Decke des Bettchens nieder, als ich einen leisen Kuß auf des Kindes Stirn hauchte. — Was ich empfand, meine Liebe, könnte ich Ihnen nicht mit klaren Worten ausdrücken; es war nicht ein Gefühl, es war eine Welt voll Gefühle!

Ich lasse dieses Schreiben an Sie abgehen, meine Liebe; ich hätte Ihnen noch über Mancherlei zu schreiben, aber die Zeit mangelt mir ganz und gar.

Ihre Müller.

Von derselben an dieselbe.

Obschon seit meinem letzten Briefe mehr wie ein Monat vergangen ist, so hat sich seitdem wenig im Zustande von Madame de la Ferté verändert: sie geht langsam dem Grabe zu; das ist eine Sache, an der Niemand zweifeln kann, und doch zweifelt Jedermann daran. Der Herr des Hauses spricht offen die Ueberzeugung aus, daß es mit seiner Frau täglich besser geht, und die Dienstboten sprechen wie der Herr.

Seit acht Tagen bleibe ich Nachts bei Madame de la Ferté. Wenn Alles im Hause ruhig ist, dann komme ich ganz leise in das Krankenzimmer und etablire mich am Bett der armen Frau. Unter dieser Bedingung, daß Niemand etwas davon erfahren dürfe, hat sie mir gestattet, zu kommen. Ich sehe, wie tröstlich ihr meine Anwesenheit in den langen Nächten ist, wie sie mich ängstlich mit den Augen sucht, wenn sie aus einem kurzen fieberhaften Schlummer aufwacht, wie sie krampfhaft mich umfaßt, wenn die Erstickungsanfälle kommen.

Es ist eine Art Freundschaft zwischen uns entstanden, seit ich die Nächte bei ihr zubringe.

Ich hatte mir meinen Plan gemacht und dachte eine Veränderung ihrer Lage bewerkstelligen zu können.

„Sie haben mir bisweilen von Ihrer Schwester erzählt, Madame, weiß sie, daß Sie leidend sind?" —

„Sie weiß, daß ich nicht ganz wohl bin," erwiderte Madame de la Ferté; „ich habe ihr im Juli geschrieben; aber seitdem nicht mehr; bei den vielen Kindern hat man so wenig Zeit zum Schreiben, und dann wollte ich auch warten, bis ich meiner Schwester bessere Nachrichten von mir geben kann; sie liebt mich so sehr, es würde sie betrüben, mich krank zu wissen."

„Aber es würde sie noch mehr betrüben, wenn sie wüßte, daß Sie aus Schonung für sie, sie ohne Nachricht lassen. Wenn Sie wollten, Madame, ich nähme ein Stück Papier, sie würden mir dictiren, und wir schrieben einen langen Brief nach Montpellier an Madame de Néo."

Erschreckt fuhr Madame de la Ferté in die Höhe und rief: „Sprechen Sie nur nie mehr hiervon; wenn Monsieur de la Ferté das hörte, er würde ernstlich böse werden, und er hätte auch recht. Wenn man seinen Gatten und seine Kinder hat, dann ruft man keine Schwester vom Ende Frankreichs hierher, das hieße ja den Seinen ein höchst ungerechtes Zeugniß geben."

Sie hatte erregt gesprochen, ich hatte keine Zeit, eine Bemerkung über das, was sie geäußert hatte, zu machen, denn ein heftiger Anfall unterbrach sie, und ich hatte keine Lust, noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen.

Ich habe mir die Adresse der Dame in Montpellier zu verschaffen gewußt. Soll ich ihr schreiben, wie die Dinge stehen? darf ich es? Seit einigen Tagen gehe ich mit mir zu Rathe. Wird es schlimmer mit Madame de la Ferté, so schreibe ich an ihre Schwester; ich kann sie nicht so sterben lassen. Wenn die Dame plötzlich, unangemeldet käme, die Herrschaft des Tyrannen wäre aus!

Er macht noch seine täglichen Besuche im Krankenzimmer; es ist klar, sie liebt ihn nicht mehr, sie hat Furcht vor ihm. Wir sprachen vor einigen Tagen, als ich ihr nach dem Essen einen Besuch machte,

zusammen, da horchte sie plötzlich auf, fuhr erschreckt zusammen und sagte hastig:

„Das ist Monsieur de la Ferté, ich höre ihn kommen; sagen Sie, ich schliefe," — und eilends warf sie sich auf die Seite und schloß die Augen.

Ich ging nach der Thür, um Monsieur de la Ferté zu sagen, daß die Kranke ruhe. Er schob mich bei Seite und sagte mit vielsagendem Blick:

„Sie sind Lehrerin im Schloß, Mademoiselle, und nicht Krankenwärterin; ich bitte Sie, das zu bedenken." —

Ich mußte thun, als ob Madame de la Ferté schliefe, ich hatte eine bittere Antwort auf den Lippen, aber ich schwieg. Der schöne Mann nahm einen Stuhl und setzte sich an das Bett.

Als ich Madame de la Ferté Abends spät wiedersah, meine Nachtwache zu halten, merkte ich, daß ihr Tyrann wieder seinen Einfluß auf sie ausgeübt hatte.

„Sie müssen mich für sehr kindisch halten," sagte sie, sobald ich eingetreten war, zu mir, „welche komische Idee hatte ich heute Nachmittag, mich schlafend stellen zu wollen, als Monsieur de la Ferté eintrat. Ich liebe ihn doch so sehr, sein Besuch freut mich immer, — aber die Kranken haben sonderbare Einfälle; nicht wahr, Mademoiselle?" Die Nacht, die folgte, war schlimmer, wie der vorhergehenden eine; ihr Schlaf war immer fieberhaft, so ruhelos, daß man ihn fast nicht Schlaf nennen konnte; aber diese Nacht zeigte eine ausnahmsweise Unruhe, sie warf sich im Bette hin und her, stieß laute Seufzer aus und sagte unverständliche Worte. Darauf setzte sie sich in's Bett und sagte mir klar und verständlich, „sie wolle jetzt das Schloß verlassen, da ja doch ihr Mann und ihre Kinder todt seien; sie wolle nur einen ganz kleinen Koffer mit sich nehmen," — darauf wurden ihre Worte wieder undeutlich und sie fing wieder an, sich nach rechts und links im Bette zu wenden. Mir wurde bange; ich dachte, sie könnte mir mitten in der Nacht unter den Händen sterben, und als noch ein Erstickungsanfall dazu kam, verließ ich, von Furcht ergriffen, das Krankenzimmer und eilte, die Köchin und die Kammerjungfer aufzuwecken. Bald füllte sich das Krankenzimmer, die Kinder waren herbeigeeilt und endlich kam auch Monsieur de la Ferté, den das Kammermädchen als mächtigste Stütze herbeigerufen hatte.

Der Anfall war vorüber, Madame de la Ferté lag erschöpft da; sie fragte, warum Alle in ihrem Zimmer seien?

„Das frage ich auch, liebes Kind," sagte Monsieur de la Ferté; „man beunruhigt dich mitten in der Nacht; ich sehe, du erwachst eben aus einem gesunden Schlafe; man hat das ganze Schloß in Alarm gesetzt, und ich frage mich, warum?"

Er schaute fragend mit finsterem Gesicht im Zimmer umher; ehe ich Worte finden konnte, stotterte das Kammermädchen: „Mademoiselle hat uns gerufen, weil Madame so krank geworden sei —" „Ja, ich habe die beiden Mädchen gerufen," sagte ich bestimmt. „Der Zustand von Madame de la Ferté schien mir bedenklich und ich fand Hilfe hier nöthig."

„Hatten Sie geträumt? was wußten Sie denn von Madame de la Ferté?"

„Ich hatte nicht geträumt," sprach ich mit erhöhter Stimme, „ich war wachend am Bett von Madame de la Ferté und sah, wie krank sie war."

Die arme Kranke war wieder soviel zu sich gekommen, daß sie mich erschreckt bei diesen Worten ansah, auch ich merkte, daß ich in meiner Aufregung ein übereiltes Wort gesagt hatte.

Monsieur de la Ferté sah mich an, biß sich auf die Lippen und sagte in einem Tone von gebietender Kälte:

„Sie haben mich nicht verstanden, als ich Ihnen sagte, Sie seien hier Lehrerin und nicht Krankenwärterin, also sage ich Ihnen jetzt deutlich: Sie haben nichts im Zimmer meiner Frau zu thun, weder bei Tag, noch bei Nacht."

Es stieg mir glühend heiß zur Stirn; aber ich schwieg. Durfte ich jetzt die arme Frau verlassen, jetzt wo sie vielleicht nur noch wenige Tage zu leben hatte? durfte ich in ihrer Gegenwart dem Tyrannen ein trotziges Wort sagen? Nein! aber jetzt war auch die Zeit gekommen, wo ich handeln mußte.

Am folgenden Tage schrieb ich zwei Briefe, einen an die Schwester von Madame de la Ferté, worin ich sie ersuchte, alsobald nach Empfang meines Schreibens sich auf die Reise zu machen, und den andern nach Paris, um mir einen Platz in der Pension Rue Jacob 67, die

Sie mir einmal so sehr gerühmt hatten, für den nächsten Monat zu sichern. Bis dahin tritt entweder eine Veränderung mit Madame de la Fertė ein, oder in jedem Falle ist ihre Schwester dann hier. Die Kranke ist seit der verhängnißvollen Nacht vom Montag verändert; es geht mit Riesenschritten dem Ende zu. — Ich sehe sie täglich zweimal in Begleitung von meinen Schülerinnen. Monsieur de la Fertė wacht jetzt selbst bei seiner Frau, ich höre ihn wenigstens gegen Mitternacht in ihr Zimmer gehen und dann hinter sich die Thür abschließen. Ich warte, — morgen kann Madame de Néo eintreffen; ich hatte schon heute den ganzen Tag die Augen auf dem Fahrweg, der nach dem Schlosse führt; morgen werde ich eine zerstreute Lehrerin sein, denn dann muß ich Acht geben, ich darf den Weg keinen Augenblick aus den Augen verlieren.

Vielleicht komme ich in den nächsten Tagen nicht dazu, dieses Schreiben fortzusetzen; deshalb lasse ich es Ihnen heute zukommen.

Mit deutschem, treuem Händedruck
Ihre Müller.

Von derselben an dieselbe.

Es wird dies der letzte Brief sein, meine Liebe, den Sie vom Schloß de la Fertė von mir erhalten. Vielleicht bin ich in einigen Tagen wieder bei Ihnen in Paris; jedenfalls werde ich meine Abreise von hier so viel als möglich beschleunigen. Ich sehne mich, wieder eine reine Luft zu athmen, der drückenden, vergifteten Luft hier zu entfliehen. Die Aufregungen der letzten Monate haben meine Gesundheit angegriffen, das geringste Geräusch erschreckt mich tödtlich, ich weiß nicht, wie mir ist.

Vorerst will ich Ihnen die Fortsetzung und den Schluß des Drama's auf Schloß de la Fertė mittheilen, es wird mir selbst Alles klarer werden, wenn ich es niedergeschrieben vor mir sehe.

Madame de Néo, die Schwester von Madame de la Fertė kam nicht am andern Tage. Ich war so aufgeregt, es duldete mich nicht im Schloß, ich verließ meine Klasse und ging auf die Chaussee, auf der sie kommen mußte. Als ich müde wurde und immer horchend vorangeschritten war, indem ich an jeder Biegung des Weges glaubte, nun müsse ich einen Wagen sehen, da setzte ich mich endlich an den Weg nieder und wartete. Die Schatten legten sich lang und gedehnt auf die Erde, und ich kehrte unruhig nach dem Schlosse zurück. Die Nacht brachte ich am offenen Fenster zu, endlich fiel meine Stirn gegen das Fenstersims, und ich schlief ein. Ich erwachte plötzlich, wodurch, weiß ich nicht, richtete schnell den Kopf in die Höhe und gewahrte durch den dünnen Morgennebel hoch auf der Höhe einen Wagen. Das war sie, das mußte sie sein! Schnell verließ ich das Schloß, Alles lag im tiefsten Schlafe, ich flog den Weg hinunter und erreichte den Wagen, als er am Fuße des Berges angekommen und gerade in das Thor des englischen Gartens einbiegen wollte. Ich näherte mich dem Wagen, eine Dame und ein Kammermädchen waren darin. Die Dame ließ sogleich, als sie mich erblickte, halten und lehnte sich an den Schlag.

„Sie sind Fräulein Müller?" fragte sie hastig.

„Ja, Madame," gab ich ebenso zur Antwort. „Wollten Sie wohl hier aussteigen und den Wagen im Dorfe warten lassen. Madame de la Fertė möchte durch das Geräusch eines Wagens erschreckt werden."

Madame de Néo verließ den Wagen und sagte dem Kammermädchen, mit in's Dorf zu fahren. Wir stiegen den Weg zum Schloß hinauf.

„Wie geht es meiner Schwester?" fragte sie.

„Nicht besser, nicht schlimmer," antwortete ich.

„Wer ist in diesem Augenblicke bei ihr?"

„Ich denke, Monsieur de la Fertė."

„Glauben Sie, daß sie schläft? Wollen Sie sehen, und sie auf meine Ankunft vorbereiten?"

Ich führte Madame de Néo in ein Zimmer und ging leise nach dem Krankenzimmer. War der Tyrann darin? ich horchte, mein Herz klopfte hörbar. Alles war still, ich drückte auf die Klinke, die Thür war nicht verschlossen. Madame de la Fertė war allein, sie saß im Bett und athmete schwer.

„Wie lange war die Nacht," sagte sie mühsam, als ich nahe bei ihr war. „Wie viel Uhr ist es?"

„Es ist sechs Uhr," antwortete ich; „ich komme so früh, um Ihnen zu sagen, daß ich gestern einen Brief von Jemandem bekommen habe, den Sie sehr lieben." Sie war so krank, die arme Frau, sie antwortete nicht und schüttelte nur langsam den Kopf; vielleicht verstand sie mich nicht, — ich stand rathlos da, was sollte ich machen — die Schwester wartete mit Schmerzen — der Tyrann konnte jeden Augenblick kommen — „Der Brief ist von Montpellier, von Madame de Néo," fuhr ich langsam fort.

Sie schaute mich an.

„Madame de Néo ist in Paris und möchte hierher zu Ihnen kommen."

Sie fuhr empor und faßte meine Hände.

„Wann kommt sie?" rief sie hastig.

„Wann Sie wollen, — morgen, — heute — gleich."

„O, sie ist hier, meine Schwester ist hier, wo ist sie?" und ihre Augen irrten im Zimmer umher.

Ich verließ das Zimmer und holte Madame de Néo; dann machte ich, sobald sie in das Krankenzimmer eingetreten war, die Thür hinter ihr zu und ließ die Schwestern allein. Ein Gefühl des Entzückens, der höchsten Glückseligkeit bemächtigte sich meiner einen Augenblick lang, dann brach ich in ein krampfhaftes Weinen aus.

Eine Stunde später frühstückte ich, wie jeden Morgen, mit den Kindern; die Köchin brachte uns den Kaffee herein und verkündete, daß die Schwester von Madame angekommen sei. Wir begaben uns in das Krankenzimmer, wo die Kinder die Tante begrüßten, und wo Madame de la Ferté zum ersten Male einen Ausdruck des Glückes in ihrem bleichen Gesichte zeigte. Sie reichte mir die Hand und sagte mit einem leisen Händedrucke: „Der Himmel lohne Ihnen, was Sie gethan haben."

Ein wenig später kam Monsieur de la Ferté mit einem sehr anmuthigen Lächeln eilfertig in das Zimmer:

„Welche Ueberraschung, liebe Schwester! ich wollte meinen Ohren nicht trauen; mit der aufgehenden Sonne kommt uns ein so lieber Gast in's Haus." Er umarmte Madame de Néo artig, die den liebenswürdigen Empfang mit einer gewissen Kälte erwiderte. „Warum hast du uns nicht vorher geschrieben, damit das Schloß de la Ferté dich doch ein wenig gastlicher empfangen hätte; hast du wenigstens eine Thür offen gefunden?"

„Gewiß habe ich das; es ist kaum eine Stunde, daß ich angekommen bin. Ich hatte Geschäfte in Paris, die ich gestern Abend beendigt hatte; ich nahm den Elfuhrzug und war um sieben hier."

„Das ist schön, das ist schön," sagte Monsieur de la Ferté, sich scheinbar vergnügt die Hände reibend. „Nun wird meine kleine Frau bald wieder gesund werden; deine Anwesenheit wird die letzte Hand an ihre Genesung legen. Ich fragte sie kürzlich, ob es ihr nicht Freude machen würde, dich hier zu haben; sie meinte aber, sie wolle lieber warten, bis sie ganz wohl wäre und dir dann schreiben." — Darauf wandte Monsieur de la Ferté ein sehr strenges Gesicht gegen mich und sagte befehlend:

„Mademoiselle, führen Sie doch die Kinder hinweg; sie regen Madame de la Ferté auf. Es ist auch längst acht Uhr; warum sind Sie nicht in Ihrer Klasse?"

Ich gab keine Antwort, nahm die Kinder und ging hinaus. Nun war Alles gut; Alles war mir gelungen, Madame de la Ferté war nicht länger mehr hilflos in die Hände ihres Tyrannen gegeben.

Sie kennen nicht Madame de Néo, meine Liebe? ich glaube es annehmen zu können, da Sie ja auch nicht Monsieur und Madame de la Ferté persönlich kennen. Ich mache Ihnen deßhalb eine kleine Beschreibung von Madame de Néo. Sie gleicht in nichts ihrer Schwester; schon das Aeußere unterscheidet sie ganz; Madame de Néo ist groß, imponirend und hat etwas Gebietendes in ihrem ganzen Auftreten. Obgleich vierzig Jahre alt, ist sie eine schöne Frau mit zartem, rosigem Teint, dunkeln lebhaften Augen und beinahe schwarzen Haaren.

Sogleich nach ihrer Ankunft verlangte sie, allein mit dem Arzte zu sprechen; der Tyrann sagte mit Resignation, „daß seine Frau keinen wolle, daß er täglich seine Ueberredungskunst aufgeboten hätte, um die Erlaubniß zu erlangen, nach Paris schreiben zu dürfen."

Das Opferlamm schwieg, — er hatte sie also so eingeschüchtert, daß er auf ihr Schweigen zählen konnte!

Madame de Néo schüttelte den Kopf und sagte:

„Und doch begreife ich das nicht; wir wollen schnell dem Uebel abhelfen und sogleich eine Depesche an meinen Arzt in Paris abschicken.“

Die Kranke wurde unruhig, und sobald Monsieur de la Ferté das Zimmer verlassen hatte, sagte sie leise:

„Um Gotteswillen keinen Arzt!“

Madame de Néo näherte sich schnell dem Bette, ich stand weit davon am Fenster. Die Kranke legte ihre Arme um den Hals ihrer Schwester und sagte mit der beengten Stimme, die sie nicht in ihrer Gewalt hatte:

„Schone die Kinder, den Ruf ihres Vaters, — nur keinen Arzt!“

Madame de Néo schrak so heftig zusammen, daß sie in den Sessel neben dem Bette fiel, dann warf sie einen raschen Blick nach mir.

Ich stand bewegungslos da und starrte in den Garten, keine Muskel meines Gesichtes verrieth, daß ich verstanden, was die schwache Stimme gesagt hatte.

Kurz darauf verließ ich das Zimmer. Ich lief wie wahnsinnig durch den Garten, lief in den nahen Wald und stöhnte: Der Elende, — was hatte sie ihm gethan, daß er ihr noch nicht einmal das arme Leben lassen konnte? Ich habe es wohl gedacht, es war ja klar wie der Tag — —

Die Nacht darauf wachte ich, weil Madame de Néo am Bette ihrer Schwester ohnmächtig geworden war. Kaum graute der Tag, als sie schon erschien, furchtbar bleich mit blitzenden Augen und bebenden Lippen. Der Jammerblick, den Madame de la Ferté zu ihrer Schwester erhob, verdunkelte die blitzenden Augen mit Thränen. Sie verließ den ganzen Tag das Zimmer nicht, sie würdigte Monsieur de la Ferté keines Wortes. Die Kranke lag meistens mit geschlossenen Augen; Madame de Néo ging hundertmal mit fieberhafter Ungeduld nach dem Fenster — sie erwartete den Arzt. Es wußte Niemand im Schlosse darum, wie ich.

Abends, als die Kinder sich zurückgezogen, nachdem sie, wie gewöhnlich, Gute Nacht gewünscht hatten, sagte Madame de Néo:

„Darf ich noch einmal Ihre Güte ansprechen, Mademoiselle; würden Sie die Nacht hier bei mir bleiben?“

Die Nacht verging ziemlich gut; bei jedem Geräusch schrak Madame de Néo auf, — sie erwartete in peinlicher Unruhe den Doctor von Paris.

Noch zwei Tage vergingen so, — noch einige Depeschen gingen nach Paris, aber der Doctor kam nicht. Madame de Néo erlag fast unter der Wucht dieser Situation. Die Kranke lag meistens in einem Zustande der Erschöpfung; es war augenscheinlich, sie ging rasch dem Ende zu. Am Montag Abend gegen acht Uhr waren wir in ihrem Zimmer, Madame de Néo und ich; wir hatten unsere Vorbereitungen für die Nachtwache gemacht. Plötzlich erhob sich Madame de la Ferté rasch und sank dann in die Kissen. Wir eilten herbei, der Athem war entflohen. Madame de Néo glaubte, es sei nur eine Ohnmacht, alle Mittel wurden versucht, Madame de la Ferté in's Leben zu rufen — sie war todt.

Madame de Néo warf sich weinend auf die Leiche, — einige Stunden vergingen so, — sie saß theilnahmlos am Bette, und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte.

Da trat das Kammermädchen herein und sagte mir leise, es sei ein Herr angekommen, der zu Madame de Néo geführt zu sein wünsche.

Ich ging hinaus, der Arzt war angekommen. Er ging in das Sterbezimmer; Kinder, Dienerschaft, Alles kam herbei — und zuletzt Monsieur de la Ferté.

Was soll ich Ihnen von der geschmacklosen Komödie erzählen, die er hier aufführte, meine Liebe? Sie haben zu viel Schönheitssinn, als daß ich wagen dürfte, Ihnen ein Gemälde von den Grimassen dieses heulenden Adonis zu entwerfen; es würde zu widerlich, und ich müßte fürchten, Ihr ästhetisches Gefühl tief zu verletzen.

Madame de Néo verließ das Zimmer und winkte dem Arzte, ihr zu folgen, ich ging mit hinaus, und der schöne Mann blieb mit seinem Schmerz allein.

Am folgenden Tage hütete Madame de Néo das Bett, und der Arzt blieb im Schloß.

Die Vorbereitungen, Einladungen u. s. w. zur Beerdigung wurden gemacht. Die beiden ältesten Söhne kamen von Angers

an, es fanden sich von allen Seiten Bekannte ein, die mit großem Bedauern den Tod von Madame de la Ferté vernommen hatten, von deren Krankheit sie kaum hatten sprechen hören.

Der Zug setzte sich Morgens am Begräbnißtage gegen die Dorfkirche in Bewegung. Monsieur de la Ferté ging, in Schmerz aufgelöst, hinter dem Sarge, und stützte sich häufig auf seine neben ihm gehenden Söhne, als wenn sein Herzeleid zu überwältigend würde.

Die traurige Ceremonie war vorüber, die Fremden hatten sich wieder auf den Rückweg begeben, ich sah von einem Fenster des Salons die letzten fortrollenden Wagen, — es mochte gegen fünf Uhr sein.

Die Thür nach dem Gartensalon war nicht ganz geschlossen, ich hörte, wie Monsieur de la Ferté sich in einen Sessel warf und einen Erleichterungsseufzer ausstieß. Eine andere Thür ging auf; ich hörte Madame de Néo, die rasch in den Gartensalon eintrat; sie sagte schnell und heftig:

„Lesen Sie dieses Document, Monsieur de la Ferté und unterschreiben Sie."

Es vergingen einige Minuten, dann sprach Monsieur de la Ferté:

„Welches Ansinnen, liebe Schwester! warum wollen Sie denn meine Kinder mitnehmen? und warum darüber eine Schrift aufsetzen; als ob ich, der Vater, meine Kinder einem Andern geben möchte, und besonders jetzt in einem Augenblicke, der durch den Tod meines — —"

„Genug der Komödie, mein Herr," rief Madame de Néo mit erstickter Stimme. „Ich habe Sie Ihr verächtliches Spiel bis zu Ende treiben lassen; doch nun zur Thatsache. Unterschreiben Sie, daß Sie mir die fünf jüngsten Kinder meiner Schwester ganz ohne Einmischung überlassen wollen; dann schweige ich, dann will ich der Zukunft der Kinder wegen den Giftmischer der göttlichen Gerechtigkeit überlassen. Weigern Sie sich, zu unterzeichnen, so tritt der Doctor alsobald seine Functionen an, die Leiche Ihres Opfers wird uns alle Beweise liefern, deren ich nöthig habe, Sie der Welt als Solchen zu zeigen, der Sie sind. Der Doctor ist bereit, und ich verachte und hasse Sie so unbeschreiblich, daß es mir eine wohlthuende Genugthuung sein würde, Ihren Kopf unter dem Beile des Henkers fallen zu sehen."

„Was wollen Sie von mir? Sie sind verrückt," stöhnte Monsieur de la Ferté.

„Schweige, elender Komödiant," sagte Madame de Néo mit verächtlichem Ton der Stimme; „unterzeichnen Sie, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu erörtern; noch ein Wort der Widerrede, und der Doctor tritt hier ein, und ich zeige ihm den Mörder meiner Schwester."

Wieder folgte eine Pause; ich hörte ein Papier rascheln, dann einen lauten schnellen Schritt und sah Monsieur de la Ferté, bleich, das Gesicht verzerrt, die Hände geballt in den Garten stürzen. Eine andere Thür schloß sich; es war Madame de Néo, die den Gartensalon verließ.

Heute Morgen trat Madame de Néo in mein Zimmer; sie war furchtbar verändert und bleich wie der Tod.

„Fräulein," sagte sie mit schwacher Stimme, indem sie mir die Hand reichte; „ich komme, Ihnen vor meiner Abreise meinen besten Dank für die treue Pflege auszudrücken, die Sie meiner armen Schwester gewährt haben."

Hierauf bat sie mich, so lange im Schlosse zu bleiben wie sie und mit ihr und den Kindern zusammen nach Paris zu reisen. Das ist mir ganz recht, besonders, da sie entschlossen ist, so bald wie möglich einen Ort zu verlassen, der, wie allzu sichtbar ist, ihr die trostlosesten Eindrücke hinterlassen wird.

Adieu, meine Liebe; in wenigen Tagen vielleicht werde ich Sie wiedersehen. Paris erscheint mir diesmal wie ein Retter, wie ein Freund; wenn ich es nur einmal erreicht habe, dann kann ich wieder aufathmen. Alles ist vergiftet hier, jeder Raum, jede Erinnerung; das Gift schleicht sich sogar in meine Träume, ich glaube es in meinen Eingeweiden zu fühlen; ich fühle, wie sich mir der kalte Tod naht, und ich empfinde einen unsäglichen Jammer in meinen Träumen, die Welt zu verlassen, einen Jammer, wie ich ihn gewiß nicht fühlen würde, wenn es Wirklichkeit mit dem Sterben wäre. Adieu, auf baldiges Wiedersehen!

Ihre Müller.

(Schluß folgt.)



Neuestes aus der Ferne.

Burmah.

Burmah, eingetheilt in Britisch Burmah und Burmah proper, d. h. der von den Engländern annectirte Theil des Landes und der noch unter der Herrschaft eines eingebornen Fürsten stehende, wird begrenzt im Osten von den Tais oder Shan-Völkerschaften, im Süden von den Malayen und Siamesen, im Westen von den Hindus und im Norden von den Tataren und Chinesen.

Es ist ein von der Natur sehr begünstigtes Land; ein jedes Product der Tropen würde dort gedeihen, wenn nicht die Spärlichkeit der Bevölkerung und die große Indolenz sämmtlicher Völkerschaften den Anbau tropischer Handelsgewächse im großen mit Ausnahme eines einzigen Artikels unmöglich machten. So thätig und betriebsam die Chinesen, so arbeitsschen sind die dortigen Racen, die durch ein paar Tage Arbeit genug verdienen können, um den Rest des Monats auszuruhen.

Reis ist der einzige Artikel, der im Großen angebaut wird, da die natürliche Formation des Landes den Anbau desselben sehr erleichtert und die große Nachfrage darnach zur Ausfuhr nach Europa, China, Singapore und Bombay ihn sehr lohnend macht. Auf der Moulmain-Seite ist es zweimal versucht worden, eine Zuckerrohr-Plantage anzulegen, es mußte aber beide Male (in Amherst 1858 und in Martaban 1866) wieder aufgegeben werden, nicht allein wegen Mangel an Arbeitern, sondern durch zu hohe Forderungen derselben.

Wilder Indigo wächst in allen dortigen Wäldern, doch ist noch nicht versucht worden, denselben zu cultiviren; die hohen Arbeitslöhne und die Ungewißheit, ob die engagirten Arbeiter bleiben oder die Arbeit wieder niederlegen, machen den Erfolg eines solchen Versuchs zu unsicher.

Es existirt eine Thee-Plantage nördlich von Akyab nach der Chittagong-Seite, wo es leichter ist wegen der Nähe Bengalens, Industriearbeiter zu bekommen.

Vier Hauptvölkerschaften wohnen in Burmah unter einander, die Burmesen, Talaing, Shan und Karehn, welche jede eine besondere, den anderen durchaus verschiedene Sprache haben. Sie gehören sämmtlich der mongolischen Race an, doch ist es gerade nicht schwer für Jemand, der sich längere Zeit hier aufgehalten hat, dieselben nicht allein an Kleidung und Sprache, sondern auch an den Gesichtszügen, sowie an Bau und Farbe der Haut zu unterscheiden.

Die Burmesen sind ein gut gebauter, kräftiger Volksschlag, im Allgemeinen etwas kleiner wie Europäer; sie sind sehr verschieden von Hautfarbe, von hellbraun, nicht dunkler wie mancher Südeuropäer, bis dunkelbraun; ihre Gesichtszüge sind durchaus mongolisch, viel mehr wie die der Talaing. Die Männer sind sämmtlich auf dem Körper vom Nabel bis zu den Knien tätowirt; sieht man einen nicht tätowirten Burmesen, so ist dieser entwe-

der durch Schwächlichkeit an der Vornahme der Tätowirung verhindert worden, oder gehört der verachteten Klasse der Aussätzigen an oder ist Pagodensclave.

Die Tätowirung wird bei den Knaben vom 6. oder 7. Jahre an nach und nach vorgenommen, nie auf ein Mal, da dieses einen gefährlichen Ausgang haben könnte; es wird ihnen häufig, um das Gefühl des Schmerzes zu betäuben, Opium eingegeben. Sie ist vom Nabel bis zu den Knien von einer schwärzlich blauen Farbe, auf der Brust, dem Rücken und den Händen roth; sie wird zuerst auf der Haut aufgezeichnet, und dann der Farbestoff mit einer langen zweispitzigen Nadel, ähnlich dem Marlpfriem der Seeleute (doch ist dieser einspitzig), in dieselbe getrieben. Bei dieser Operation, wenn vorsichtig vorgenommen, sollte kein Blut kommen. Die Tätowirung besteht aus kleinen Zeichnungen von Thieren, wirklichen und illusorischen, Vögeln, verschlungen mit Schnörkeln, Blumen, Verzierungen, u. s. w., kleinen Vierecken mit Feldern, ähnlich einem Miniaturschachbrett, sind beliebt auf Brust und Rücken. Ein so tätowirter Burmese sieht von weitem aus, als ob er dunkle Kniehosen trüge.

Namentlich bei reicheren Burmesen, die den Künstler, der dieselbe ausführt, gut bezahlen können, ist die Tätowirung wirklich schön zu nennen, ärmere Leute bezahlen für jede Figur nach einer bestimmten Taxe. Es sind fast nur Männer von sehr heller Hautfarbe, die sich Brust, Rücken und Hände tätowiren lassen, darum findet man es häufiger bei den Talaing; das Gesicht wird bei diesen beiden Völkerschaften nie tätowirt.

Die Tätowirung ist weder eine Strafe noch eine Belohnung, weder eine Schande noch eine Ehre, sie ist einfach ein alter Gebrauch; auch haben diese Figuren, Vierecke, Kreise u. s. w. durchaus keine mystische Bedeutung, und ist der stark nach Schan- und burmesischer Art tätowirte griechische Landstreicher, der im vorigen Jahre unsere deutschen Gelehrten so in Aufregung setzte, die Leipziger Illustrirte Zeitung veranlaßte, eine Zeichnung von ihm, den Globus, Aufsätze über ihn zu bringen, die seine erfundenen Geschichten und Lügen als interessante Wahrheiten hinnahmen, ein einfacher Schwindler. Gegen den Biß toller Hunde und giftiger Schlangen tätowiren sich die hiesigen Völkerschaften 3 oder 5 Punkte, jeder von der Größe einer kleinen Erbse, an den Enkeln und Handgelenken.

Die Frauen sind den Männern durchaus gleichgestellt, es ist sogar gar nicht selten, daß die Frau den ersten Platz im Hause einnimmt, Einkäufe und Verkäufe besorgt, und der Mann nur ein Gehülfe seiner Frau ist. Polygamie ist erlaubt, doch nimmt der Burmese selten mehr wie eine Frau, es sei denn, daß diese unfruchtbar bliebe. Bei einer Heirath finden keine Ceremonien statt, doch hört man selten von Scheidungen oder Zerwürfnissen zwischen Mann und Frau.

Die Eingebornen begraben ihre Todten auf verschiedene Weise: die Burmesen bringen auf einem hohen Sarkophag die Leiche mit Musik, obenauf Geschenke für die in Klöstern in der Nähe wohnenden Priester, nach der Begräbnißstelle. Die Geschenke bestehen in Früchten, Lampen, Lichtern, dem gelben Zeuge der Priester, nie jedoch in Geld, da dieses von den Pungies nicht berührt werden darf. Haben die Verwandten die Träger des auf einem Bambusgerüst befestigten Sarkophags gut bezahlt, so wird dieses an jeder Straßenecke nach den verschiedenen Himmelsrichtungen hin unter einem starken eintönigen Gesang hin und hergeschwenkt, wobei es vorkommen kann, daß der Todte aus seinem in der Mitte des ganzen Gerüstes befindlichen Sarge stürzt, was aber durchaus das Gefolge nicht stört. Nur hohe Priester werden, nachdem sie mehrere Jahre nach ihrem Tode in Honig gelegen haben, öffentlich mit vielem Gepränge verbrannt, oder auch reiche Leute, wenn sie es wünschen. Die Talaing, namentlich die im Innern wohnenden, verbrennen gewöhnlich ihre Todten, doch haben sie auch Begräbnißplätze; eine Cholera-Leiche wird nur begraben, nie verbrannt. Beide Völkerschaften begraben ihre Todten nicht sehr tief, gewöhnlich nur drei bis vier Fuß, so daß häufig wilde Hunde (eine eigene Art, unähnlich den in Städten und Dörfern dort herumstreichenden wilden Hunden) die Leichen herausscharren und verzehren; sie haben deshalb, wie so viele europäische Nationen, ihre Geschichten und Sagen vom Währwolf.

Jakob Wainright über den Transport von Dr. Livingstone's Leiche.

Herr Consul Brenner schreibt aus Zanzibar vom 12. März 1874: „Unter den neulich hierher zurückgekehrten Begleitern Livingstone's erkannte ich mehrere Leute, welche einst mit von der Decken auf dem Juba gewesen waren, u. A. den oft genannten „Mabruk Speke“, einen der Getreuen Speke's. Ich nahm diese Leute mit in mein Haus und examinirte sie in einem Kreuzverhör über allerlei. So erfuhr ich auch, daß einer der heimgekehrten Schwarzen, welcher in der britischen Mission Nassick bei Bombay erzogen sei und gut Englisch lesen und schreiben könne, ein Reisetagebuch geführt habe, und zwar seit dem Tode Livingstone's, 4. Mai 1873, bis zur Ankunft hier.

Die Personalien dieses schwarzen Afrika-Reisenden sind in der Kürze folgende: Als kleiner Knabe wurde er von einem Araber als Sklave nach Kiloa geschafft, auf der Ueberfahrt nach Zanzibar aber von einem britischen Kreuzer befreit und zur Erziehung in die britische Mission nach Bombay geschickt. Er erhielt dort den Namen Jakob Wainright, und als im Februar 1872 sechs besonders befähigte Zöglinge der Mission in Bombay ausgesucht wurden, um Livingstone Unterstützungen zuzuführen, und ihn ferner zu begleiten, gehörte auch J. Wainright dazu. Im August 1872 trafen diese sechs Mann zu Livingstone in Unyanyembe und blieben fortan bis zu dessen Tode bei ihm.

Wunderbar klingt es, wenn die Leute erzählen, wie Livingstone in den schon früher bereisten Gegenden populär und bei allen Chefs und Stämmen beliebt war. Man schickte ihm von den Plätzen, wo er bekannt war, Deputationen entgegen und begegnete ihm überall mit Achtung und Ehrfurcht. Der „Msee“ (alte Herr), wie er im Innern genannt wurde, erinnert, so wie er da in den Wäldern Afrika's hin und her zog, an einen Cooper'schen Pfadfinder in den canadischen Wäldern.

Als Livingstone's Leiche mit der Post in England ankam, waren seine Züge noch recht gut zu erkennen, wenngleich der Körper zu einer schwarzbraunen Mumie vertrocknet war.

Ueber die letzte, im August 1872 von Unyanyembe aus angetretene Reise Dr. Livingstone's um das Südende des Tanganyika nach dem See Bemba oder Bangweolo, über welche bis jetzt unklare und sich widersprechende Gerüchte verlauteten, wird man bald aus den Aufzeichnungen des Verstorbenen selbst, der bis zum 27. April 1873, also bis sieben Tage vor seinem Tode, ein Tagebuch geführt hat, vollen Aufschluß erhalten, über die Rückreise seiner Diener mit der Leiche wird aber das Tagebuch Jakob Wainright's die vollständigste, ja für die erste bedeutendere Strecke bis Unyanyembe die einzige Quelle bleiben.

Mancher wird sich des Gemäldes von Baur in Düsseldorf erinnern, welches den Transport der Leiche Kaisers Otto III. über die Alpen darstellt, 865 Jahre später wurde die Leiche des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko nach Wien übergeführt, und in unserer Zeit der Eisenbahnen ist es auch bei weniger Hochstehenden etwas Alltägliches geworden, daß sie aus der Fremde, wo sie der Tod ereilte, in die heimathliche Erde zurückgebracht werden; aber bis jetzt sind nur selten die Leichen von Entdeckungsreisenden aus dem Inneren uncultivirter Continente ihrem Vaterland zurückgegeben worden. Der bedeutendste Transport dieser Art war der von Burke und Wills, welche durch eine tragische Combination unglücklicher Zufälligkeiten 1861 in der Australischen Wildniß am Cooper-Creek den Hungertod gefunden hatten, nach dem 1500 Kilometer entfernten Melbourne. Selbst dieser rühmliche Act der Pietät kann sich aber kaum mit demjenigen vergleichen, der in Jakob Wainright's Tagebuch beschrieben wird. Die reiche Colonie Victoria entsendete mit großem Kostenaufwand eine wohlausgerüstete Expedition, um die Reste ihrer Bürger abzuholen. Livingstone's Diener dagegen handelten ganz aus eigener Initiative und unter den drückendsten Verhältnissen. Niemand hätte ihnen einen Vorwurf machen können, wenn sie ihren Herrn an dem Orte seines Todes begraben hätten, aber in dem Bewußtsein, wie hoch er daheim in Ansehen stand, faßten sie den großen Entschluß, ihn, so gut sie es vermochten, vor der Fäulniß zu bewahren und den 1800 Kilo-

meter weiten Weg nach Zanzibar auf ihren Schultern zurückzutragen. Neun Monate dauerte ihr Kampf mit Krankheit, Hunger, mit den Schrecken der Wildniß und den abergläubischen Eingeborenen, die einen Leichenconduct nicht in ihre Dörfer aufnehmen wollten, aber sie haben die schwere Aufgabe glücklich durchgeführt und von Jakob Wainright selbst begleitet ist ihre traurige Bürde in England angekommen, um in der Westminster-Abtei die ehrenvolle Ruhestätte zu finden.

Das Reisetagebuch Wainright's enthält eine Beschreibung des See's Bemba, die Schilderung des Marsches nach Unyanyembe, Berichte über Unyamwezi, Ugogo, Usagara und die dort wohnenden Stämme. Es ist in Petermann's Mittheilungen in Uebersetzung mitgetheilt.

Von der afrikanischen Expedition.

Leider ist die afrikanische Expedition in Folge des Unterganges eines englischen Postdampfers nochmals von einem Mißgeschick betroffen worden, indem die Nachricht eingetroffen ist, daß der am 15. April von Liverpool abgegangene Dampfer „Liberia" auf der Reise nach der Westküste Afrika's total verunglückt ist. Derselbe hatte den Rest der noch aus dem früheren Schiffbruch zu ersetzenden Ausrüstungsgegenstände (der größte Theil dieser Ausrüstungsgegenstände ist allerdings, wie Dr. Güßfeld meldet, mit dem Dampfer „Normandy" der Afrikaanschen Handelsvereenigung glücklich am Congo angekommen), besonders Gewehre, Pulver und Provisionen, an Bord, und ist dieser Verlust um so bedauerlicher, da er gerade in diesem Augenblicke, wo voraussichtlich die Expedition von der Küste nach dem Innern aufzubrechen gedenkt, am schwersten von unseren Reisenden empfunden werden dürfte. Mit dem am 15. Mai von Liverpool abgegangenen Dampfer wurde dem Dr. Güßfeld der Wunsch des Vorstandes übermittelt, derselbe möge bei seinem Vorgehen in das Innere die Verbindung mit der Küste so lange als möglich offen erhalten, also etappenweise vorgehen und an bestimmten Zwischenstationen Vorkehrungen zur Vermittelung der Communication treffen. Im Falle dieses möglich wäre, könnte die Expedition auch im Innern noch durch Nachsendungen von der Küste aus erreicht und so ihre Ausrüstung erneuert und vervollständigt werden.

Durch die Vermittelung des Reichskanzleramtes ist der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's nochmals von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige die Summe von 25,000 Thlrn. aus Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt worden.

Aus der ersten Sammlung ethnologischer Gegenstände, die Prof. Bastian von seiner Congo-Reise mitgebracht hat, sind gegen 140 Gegenstände der ethnographischen Abtheilung des Königl. Museums in Berlin eingereiht worden, aus den später von Dr. Güßfeldt eingesandten etwa 20 Nummern; außerdem sind die Doubletten an das Museum für Völkerkunde abgegeben worden. Eine Zeichnung des geschnitzten Elephantenzahnes befindet sich in Bastian's eben erschienenem Buche: „Die Expedition an der Loango-Küste", Bd. I. Jena 1874. — Die eingesandten Schädel sind an das craniologische, die Vogelbälge an das zoologische Museum zu Berlin abgegeben worden.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 24 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 216.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

September 1874.



Das stille Herrenhaus.

Novelle

von

Karl Detlef.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Die Herren hatten sich schon an beiden Langseiten des Billard aufgestellt, der Uneingeweihte konnte glauben, um eine Partie zu spielen — ja wohl, eine blutige Partie.

Valerian stand mit dem Rücken gegen mich; als sein Leibbursche, Petia, zugleich sein Milchbruder, hereinkam, trat er mit ihm bis dicht an die Thür zurück, hinter der ich verborgen war.

„Du siehst diesen Brief," sagte er leise zu ihm; „von hier aus begiebst du dich augenblicklich nach dem Zimmer von Pauline Karlowna, der französischen Gouvernante, wie du weißt, und legst diesen Brief auf ihren Schreibtisch, so daß ihr Auge gleich darauf fällt. Hast du mich verstanden?"

„Ich habe Sie verstanden, Valerian Maximitsch."

„Schwörst du, meinen Befehl ohne Säumen auszuführen?"

„Ich schwöre," antwortete der Diener, sich bekreuzend, dem bei diesen feierlichen Worten unheimlich wurde. Auf einen Wink seines Herrn verließ er das Zimmer.

Ein Brief für mich! Ich hätte bloß die Hand durch den Spalt zu stecken brauchen, um ihn an mich zu nehmen, gewiß enthielt er wichtige Bestimmungen, deren Ausführung er mir anvertraute.

Jetzt verriegelte Stepan Petrowitsch die Thür, der Graf und Valerian warfen die Röcke, die Westen ab; der herkulisch muskulöse Körper des Einen, die schlanke,

jugendliche Gestalt des Anderen zeigten sich deutlich unter der leichten Umhüllung des weißen Linnens. Es war todtenstill, nur die abgerissenen Geigentöne klangen dazwischen, ich glaubte Irene in ihrem rosa Gewande zu sehen, wie sie die dunklen Augen suchend nach dem Geliebten umherschweifen ließ.

„Sind Sie mit den Bedingungen einverstanden?" fragte der Offizier Valerian.

Dieser machte ein bejahendes Zeichen.

„Es ist wohl Ihr erstes Duell?" sagte der Andere vertraulich.

„Mein erstes."

„Nur ruhige Hand und scharf zielen. Der Graf ist ein berühmter Schütze, es ist wirklich eine Ehre bei dem ersten Duell einen solchen Gegner zu haben. — Freilich ist es schlimm, daß Sie die Pistole mit der linken Hand halten, man muß darauf eingeübt sein, um sicher zu schießen."

„Noch einmal frage ich Sie; Valerian Maximitsch," sagte Graf W. zu dem jungen Manne, indem er die Pistole, die er in den Händen hielt, prüfend besah, „wollen Sie vernünftigen Vorstellungen Gehör geben? Stepan Petrowitsch's Wille steht unabänderlich fest, Sie würden ihn unter keinen Umständen zum Wanken bringen. Versprechen Sie uns mit Ihrem Ehrenwort weder jetzt noch später Schritte zu thun, um das gelöste Verhältniß wieder anzuknüpfen, so sollen die gegen mich ausgestoßenen Beleidigungen vergessen sein und Sie mögen ungehindert nach Hause fahren."

„Ich werde bis zum letzten Athemzuge mein Recht behaupten, das Sie mit Füßen treten," entgegnete der Jüngere mit zuckenden Lippen, „ich weiche nur der brutalen Gewalt des Mordbrenners von Otschakow!"

Das trübe, röthliche Licht der qualmenden Oellampe fiel auf die beiden Todfeinde. Dort der sechsundfünfzigjährige Mann, mit den harten, unbeugsamen Zügen, in denen sich die Gewohnheit despotischen Herrschens, Grausamkeit und Sinnlichkeit ausdrückten, hier der schlanke Jüngling, dem die blonden krausen Locken einen Glorienschein um das jugendliche Haupt woben. Sie hatten beide die Pistolen erhoben, der Aeltere hatte ein häßliches, triumphirendes Lächeln, das nichts Gutes weissagte. — Die Secundanten zählten: eins — zwei — drei — und noch ehe sie: Feuer! riefen, fielen zwei — nein, fiel ein Schuß! Der andere knallte ein paar Secunden später und die Kugel flog klirrend durch die Fensterscheibe, die Hand, die sie gesendet, war nicht mehr sicher gewesen. — Valerian taumelte zurück. — Alles vergessend stieß ich die Thür auf: „Mörder!" schleuderte ich dem noch mit erhobener Waffe dastehenden Grafen ins Gesicht und fing den Sterbenden auf, dessen bleiches Haupt ich an meine Brust drückte. Das weiße Hemde färbte sich purpurn von den langsam hervorquellenden Blutstropfen, der Schuß hatte gut getroffen — mitten in das Herz hinein war die Kugel gedrungen. Der Unglückliche schlug noch einmal das brechende Auge auf, er erkannte **die**, die sich über ihn beugte, seine Lippen bewegten sich krampfhaft, als versuchte er mit größter Anstrengung ein Wort vorzubringen — er vermochte es nicht, aber ich verstand die Bedeutung des angstvoll flehenden Blickes, den er auf mich heftete. Ich legte den Mund dicht an sein Ohr und flüsterte:

„Ich halte bei Irene aus bis zu meinem Tode, möge kommen, was da wolle!"

Etwas wie ein Lächeln glitt über sein Gesicht, er stieß einen Seufzer aus und verschied.

„Die alte Französin! Der Teufel hat sie hergeführt!" knirschte Stepan Petrowitsch bei meinem unerwarteten Erscheinen. Doch die Majestät des Todes flößte dem verhärteten Sünder Grauen ein, er wagte nicht, sich dem Sterbenden zu nähern, den meine kraftlosen Arme bemüht waren an den Divan zu lehnen.

„Es ist Alles nach den Regeln vor sich gegangen, nicht wahr?" fragte er hastig den Offizier, der mit bestürzter Miene um sich schaute. „Sie können es im Nothfall Sr. Erlaucht und mir bezeugen. Duelle haben manchmal einen unglücklichen Ausgang, der junge Thor ist aus eignem Antriebe in sein Verderben gerannt. — Sie haben ja die versöhnlichen Worte gehört, die Se. Excellenz im letzten Moment an ihn richtete."

„Ja wohl, ja wohl," beeilte sich der Offizier zu bestätigen, „der Verlauf des Duells war ein durchaus richtiger, wenn schon ein sehr bedauerlicher."

„Darum ist es am besten, die Sache

vorläufig geheim zu halten," fiel der Graf ein, „die Gäste brauchen nichts davon zu erfahren. Der junge Mensch wird nicht dadurch ins Leben zurückgerufen, daß die Weiber und die Männer den Fall erörtern. — Es soll Ihnen nicht zum Nachtheil im Avancement gereichen, wenn Sie discret sind."

Der Offizier salutirte militärisch und antwortete: „Ich höre, Ew. Excellenz."

„Was machen wir mit dem Sterbenden — hier kann er nicht bleiben?" flüsterte Rudow, mit scheuem Blick zu mir hinübersehend.

„Lassen Sie ihn in den Wagen legen und nach seinem Dorfe fahren," sagte der Graf kalt, „seine Leute mögen ihn begraben. Er hat keine Verwandten, nicht wahr?"

„Ich weiß von keinen, es müßten denn sehr entfernte sein."

„Die werden sich nicht um ihn kümmern, wenn sie überhaupt je die Nachricht seines Todes empfangen, sie wohnen vielleicht an den Grenzen des Reiches. — Beeilen Sie sich, Stepan Petrowitsch, wir müssen die Zeit benutzen, während die Leute auf der anderen Seite des Hauses beschäftigt sind; lassen Sie anspannen, Sie und der Capitän können ihn nach dem Wagen tragen."

Diese Wechselreden waren rasch und leise geführt worden, während ich neben Valerian kniete und seinen letzten Seufzer empfing. Rudow und der Offizier gehorchten den Anordnungen des Grafen, sie verließen nicht ungern das Zimmer, das den Todten umschloß. Der General, der gewohnt war über Schlachtfelder zu reiten, unbekümmert, ob die Hufe seines Pferdes die Brust des ächzenden Verwundeten eindrückten, kannte dieses Gefühl der Scheu nicht. Er trat dicht an mich heran.

„Hören Sie mich, Madame," sagte er in befehlendem Ton, meine Hand ergreifend, um mich in die Höhe zu ziehen. Ich stieß ihn von mir. „Mörder!" rief ich, zurückweichend, „ich war Zeuge! Sie haben geschossen, bevor das Zeichen gegeben ward, Sie haben ihn feige ermordet!"

„Hüten Sie sich, diese Verleumdung zu wiederholen, Madame, es dürfte Sie theuer zu stehen kommen, die Secundanten können es beschwören, daß keine Ungebührlichkeit vorgefallen ist; bei einem Duell müssen beide Theile darauf gefaßt sein, mit ihrem Leben zu zahlen — Sie werden mithin Ihre aberwitzigen Phantasien für sich behalten — haben Sie mich verstanden?"

Ich starrte ihn sprachlos an, dieser harte, eiserne Mann zermalmte jeden Widerstand.

„Sie sind, glaube ich, eine Frau von großer Energie, was Sie wollen, das können Sie auch; ich bitte Sie, sich meine Worte genau einzuprägen — Irene Stepanowna wird meine Frau werden. —"

„Niemals!" rief ich leidenschaftlich, „eher giebt sie sich den Tod, als daß sie dem folgt, der ihren Geliebten getödtet hat."

„Geschwätz," unterbrach er mich rauh, „das Ende des jungen Menschen wird ihr verschwiegen bleiben — wer sollte es ihr erzählen? Als gehorsame Tochter muß sie sich dem Willen ihres Vaters unterwerfen, sie wird mir morgen angetraut werden und ich reise gleich nach der Ceremonie mit ihr nach Petersburg ab — dort wird sie die melancholischen Grillen bald vergessen. Sie sind Irene Stepanowna treu ergeben und würden die Trennung von ihr als das größte Unglück ansehen; wenn Sie mir geloben, über das hier Vorgefallene das tiefste Schweigen zu wahren, es durch kein Wort, keinen Blick zu verrathen, so will ich Ihnen gestatten, bei Irene zu bleiben, Sie dürfen sie begleiten und in meinem Hause leben, unter der Bedingung, daß Sie Ihren ganzen Einfluß aufbieten, sie mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Weigern Sie sich, auf meinen Vorschlag einzugehen, so lasse ich Sie noch diese Nacht auf eine Telega setzen und Sie unter dem Schutze von drei Kosacken nach einem einsamen Gut transportiren, das ich im Orenburg'schen Gouvernement besitze. Dort können Sie dann Ihr Leben beschließen. Wählen Sie also! Das Mädchen wird mein und wenn es der Himmel selbst verhindern wollte!"

Es war ein fürchterlicher Kampf, den ich zu bestehen hatte, Haß und Abscheu drohten mich fast zu ersticken, ich vermochte buchstäblich nicht einen Laut über meine Lippen zu bringen, mir war zu Muth, als würgte mich eine Eisenfaust am Halse. Was konnte ich, die arme, schwache Fremde thun, um den Liebling meines Herzens

zu schützen? Das Einzige, was ihr Loos einigermaßen zu erleichtern vermochte, war meine Hingebung, meine treue Anhänglichkeit. Sie konnte dann ihren müden Kopf an die Brust der alten Pflegerin betten und ihrer Verzweiflung in Thränen Luft machen; sie hatte ein Wesen um sich, auf das sie unbedingt zählen, mit dem sie von der Vergangenheit, von Valerian sprechen konnte. Und hatte nicht sein brechender Blick dieses Opfer von mir gefordert? Ja, meine Pflicht war es, das geliebte Kind nicht zu verlassen, ich mußte das Grauen, den glühenden Haß wenigstens äußerlich überwinden. War ich ihrer zarten Jugend unentbehrlich gewesen, um wie viel mehr würde ich es von nun an sein!

„Ich werde thun, was Sie verlangen, ich werde schweigen," stammelte ich mit bebenden Lippen.

„Ich dachte es mir, daß Sie wie eine vernünftige Person mit den Verhältnissen zu rechnen wissen würden. Gehen Sie jetzt zu Irene und wenn Sie nach dem Bräutigam fragt, so sagen Sie, er sei fortgefahren, weil er einen Streit über Geldangelegenheiten mit Stepan Petrowitsch gehabt. — Ersinnen Sie irgend eine glaubliche Entschuldigung."

Ich beugte mich zum letzten Mal über das stille Gesicht des Todten und drückte einen Kuß auf seine kalte Stirn, von dem jugendlichen Haupte schnitt ich eine weiche, blonde Locke ab — vielleicht kam eine Zeit, wo ich ihr dieses theure Andenken geben durfte — —

Was bleibt mir noch zu erzählen? Meine Augen sind von Thränen umdunkelt, ich kann kaum erkennen, was ich schreibe.

Als ich in den Saal zurückkehrte, wo die Tanzenden sich mit erhitzten Gesichtern, Staub aufwirbelnd, herumdrehten und Herrschaften wie Diener, infolge des reichlich genossenen Weins und Liqueurs, in tobender Lustigkeit durch einander schwirrten, flog mir Irene entgegen, die sich vom Arm ihres Tänzers losgerissen. Auf ihrem reizenden Antlitz malte sich tödtliche Angst.

„Wo ist Valerian?" flüsterte sie athemlos, meine Hand fassend und die großen schwarzen Augen mit wildem Ausdruck auf mich heftend.

Mir klebte die Zunge am Gaumen, meine Kehle war wie zugeschnürt.

„Was hast du, ma bonne? Ein Unglück ist geschehen, du siehst ganz verstört aus. — Wo ist Valerian?" wiederholte sie dringender.

„Auf dem Wege nach Malinowka," sagte ich stockend, „fasse dich, mein theures Kind, dein Vater hat eine heftige Scene mit ihm gehabt, die zu einem vollständigen Bruch führte. — Die Hochzeit wird aufgeschoben, wenn nicht sogar — Du mußt dich in dein Schicksal fügen, denke daran, daß die Eltern unbeschränkte Gewalt über die Kinder haben —"

„Valerian ist fortgefahren, ohne Abschied von mir zu nehmen?" fragte sie ungeduldig. „Du verheimlichst mir die Wahrheit!"

Ich zog sie in eine Ecke und flüsterte ihr Liebes- und Trostworte zu — ich weiß nicht mehr, was ich sagte, ich erinnere mich dunkel, von den Leiden und Prüfungen gesprochen zu haben, die keinem Leben erspart bleiben, von dem Schmerzensmaß, das einem Jeden zugemessen wird.

Sie schien den Sinn meiner Rede nicht zu verstehen, ihre Züge waren starr geworden, ihre Augen hatten einen seltsam irren Glanz, unbeweglich saß sie da, mit gefalteten Händen, als wären ihre Glieder gelähmt. Die Paare tanzten an uns vorüber, die Geigen der Zigeuner kreischten in widerlichen gellenden Tönen, Gläser klirrten — in der Hölle konnte es nicht toller zugehen! Da bahnte sich Stepan Petrowitsch mit dem Grafen einen Weg durch die Menge zu uns; Se. Erlaucht hatte das Hofkleid aus Silberbrokat mit Diamantknöpfen und die hellblaue Atlasweste wieder übergeworfen, auf seiner Brust prangte das Miniaturporträt der großen Katharina.

„Hier, mein Töchterchen," sagte der Vater, „bringe ich dir einen Bräutigam, der dir besser gefallen wird. Ja, reiße vor Erstaunen die Augen auf, von einer solchen Auszeichnung hast du nicht zu träumen gewagt. Excellenz, Frau Gräfin wirst du werden und in einer goldnen Karosse fahren, ich hoffe, du wirst deshalb nicht hochmüthig auf deinen einfachen Papascha herabblicken. — Gieb Sr. Erlaucht den Verlobungskuß."

Der Graf streckte den Arm aus, um das schöne Mädchen, das ihm eine so plötzliche wilde Leidenschaft eingeflößt, an sich

zu ziehen — doch sie bog sich weit zurück, ihre Augen schienen sich zu vergrößern, sie stierte auf einen kleinen, dunkelrothen Fleck, der auf dem weißen Silberbrokat sichtbar war. — Ein Zittern, daß die Zähne hörbar zusammenschlugen, schüttelte die zarte Gestalt.

„Blut!" schrie sie auf, „Blut! Er hat Valerian getödtet!" und besinnungslos stürzte sie zu Boden.

Ihr Vater hob sie auf und trug sie nach ihrem Zimmer, wo er sie auf das Bett legte und mich allein bei ihr ließ. Der Jubel war nur für einen kurzen Moment unterbrochen worden. Irinia Stepanowna sei ohnmächtig geworden, hieß es, die Worte, die sie ausgestoßen, hatte Niemand gehört. Stepan Petrowitsch versicherte seinen Gästen, es habe nichts zu bedeuten, das unerwartete Glück, die glänzenden Aussichten hätten seiner Tochter Sinne verwirrt, morgen würde sie wieder frisch und gesund sein. Er bäte, daß Keiner sich in seinem Vergnügen stören lasse, Se. Erlaucht schlössen sich dieser Bitte an.

Es machte den Leuten wohl einen sonderbaren Eindruck, daß die Hochzeit, zu der sie geladen waren, nun mit einem Anderen gefeiert wurde, doch fiel es ihnen nicht ein, den näheren Umständen nachzuforschen; dazu war Zeit, wenn die Festlichkeiten vorüber, wenn man sich satt gegessen und getrunken, sich ausgetobt — dann konnte man sich nach Herzenslust in Geschwätz und Muthmaßungen ergehen. Für Valerian hatte kaum Einer ein warmes Interesse, man kannte ihn zu wenig und seine ganze Art war zu verschieden von der seiner Nachbarn. Man fand es natürlich, daß sich der arme Teufel verstohlen fortgeschlichen hatte und die Männer machten schlechte Witze, daß ihm die Braut vor der Nase weggefischt worden war. Die Frauen begriffen den Geschmack des Grafen nicht! Wie konnte er an einer so zerbrechlichen Puppe Gefallen finden! Und sie malten sich mit mißgünstigen Mienen den Prunk und Luxus aus, der fortan das einfältige Mädchen umgeben würde.

Als Irene zu sich kam, blickte sie sich wie träumend in dem altbekannten Raum um.

„Sagten sie nicht, Valerian sei gestorben?" fragte sie mich. Ihre Stimme klang leer und ausdrucklos und ihre Augen blieben trocken.

„Er lebt, mein süßes Herz, aber er ist für dich verloren," log ich in meiner Seelenangst. In dem Zustande, in dem sie sich befand, würde ich ihr nicht die Wahrheit gestanden haben, hätte auch kein Schwur meine Zunge gebunden — ich fürchtete für ihren Verstand.

„Werde ich ihn nie wiedersehen?"

„Im Himmel, mein geliebtes Kind, wo die guten Menschen sich nach dem kurzen Erdenleid wiederfinden."

„Es giebt keinen Himmel und keinen Gott," antwortete sie tonlos, sich aufrichtend und das schwere Haar mit den Händen zurückstreichend. Sie starrte eine zeitlang stumm vor sich hin. „Ich werde nie mehr beten — es ist thöricht," sagte sie. Dann kehrte sie sich mit dem Gesicht nach der Wand und verhielt sich regungslos. Als schwere Tritte die Treppe heraufkamen, schüttelte sie wieder das heftige Zittern, das sie nicht mehr verlieren sollte. Stepan Petrowitsch erschien in der Thür.

„Irene!" rief er mit starker, harter Stimme.

Sie schnellte empor, von jeher hatte ihr die Gegenwart des Vaters unbezwingliche Furcht eingejagt.

„Der Graf erkundigt sich nach deinem Befinden, ich habe ihm gesagt, daß du dich erholt hättest und eine Wiederholung der Ohnmachtsanfälle nicht zu besorgen wäre." Er packte sie rauh am Handgelenk. „Hüte dich, meinen Zorn zu reizen, ich will ein freundliches, heiteres Gesicht sehen, das den Menschen beweist, wie zufrieden du mit dem Wechsel deines Schicksals bist. — Antworte!" herrschte er sie an.

Sie hob die thränenlosen Augen zu ihm auf. „Ich werde dir gehorchen," fiel es mühsam von ihren Lippen.

Er nickte befriedigt; einen Moment blieb er vor mir stehen, als wenn er mir etwas sagen wollte, ich begegnete ihm jedoch mit einem so furchtlosen, durchdringenden Blick, daß ihm unwillkürlich das Blut in das Gesicht stieg und er sich schleunig entfernte, indem er murmelte, er sei froh, die alte Hexe von einer Französin endlich los zu werden. Irene hatte sich von mir abgewendet, ich hörte sie mit fast triumphirendem Ausdruck flüstern: „Nein, es giebt keinen Gott, keinen Himmel — wozu beten?"

Die ganze Nacht hindurch verharrte sie

in der halbliegenden Stellung; sie ließ sich nicht ausziehen, ihr rosa Atlaskleid schleppte auf dem Boden, der Rosenzweig war dem Haar entglitten, der Brillantstern flimmerte noch zwischen den dunklen Flechten. Sie rührte sich nicht, sie weinte, sie sprach nicht, nur ab und zu erzitterte ihr Körper so heftig, daß die Bettstelle unter der leichten Last krachte. Im Hause gab es ein Rennen und Laufen, ein Auf- und Zuschlagen der Thüren, Lachen und Singen der Gäste und Diener. Bei uns war es todtenstill, ein einziges Licht brannte im Zimmer, das kleine Hündchen kratzte an der Schwelle und winselte um Einlaß. Ich saß bei Irene, ihre Hand in der meinen haltend, wir wechselten kein Wort, ich mußte immer wieder zu weinen anfangen — sie vergoß nicht eine Thräne! Gegen Morgen, der ach! wie lange gezögert hatte anzubrechen, senkte sich ein kurzer Schlummer auf die fieberheißen Augen des unglücklichen Kindes. Erquickend war er nicht, denn er quälte sie mit bösen Träumen, sie stöhnte und seufzte und warf sich unruhig hin und her. Ich benutzte die Stunden das Nothwendigste für sie und mich zusammenzusuchen und in einen Koffer zu packen; da mag es gewesen sein, daß mir die Cassette, die dem Mädchen als ein Geschenk des Geliebten besonders werth war, unter die Hände gekommen ist. Wie ich so in ihren Sachen kramte, von denen jedes Stück im Gedanken an eine glückliche Zukunft entstanden war, werde ich wahrscheinlich ihr Tagebuch gefunden haben — ich wußte gar nicht, daß sie eins führte. Natürlich enthielt es nichts wie Erinnerungen an Valerian, die später zu durchblättern ihr einen schwermüthigen Trost gewähren mochte; ich muß das Heft damals in das Kästchen eingeschlossen haben, wenigstens glaube ich, mich dessen zu entsinnen.

Als ich im Nebenzimmer ein leises Geräusch hörte, kehrte ich dorthin zurück; Irene war erwacht und saß auf dem Bettrande. Dieselbe Erstarrung ruhte auf diesen engelschönen Zügen, wie ein herrliches Marmorbild war sie anzuschauen. Sie hatte das rosa Kleid abgestreift und die Brillantnadeln aus dem Haar gezogen, das in üppiger Fülle bis auf ihre Füße fiel.

„Es ist Zeit mich anzukleiden," sagte sie eintönig, ohne den ins Leere irrenden Blick nach mir zu wenden, „soll nicht um zwölf Uhr die Trauung stattfinden?"

„Wie fühlst du dich, mein Kind?" fragte ich, sie zärtlich an mich drückend, „möchtest du nicht einen Tropfen Thee trinken, du hast seit gestern nichts genossen."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bedarf nichts, ich wünsche nur, daß Alles bald vorüber wäre! Warum lange im Vorhof der Hölle warten, wenn man doch weiß, daß man hinein muß in die ewigen Qualen?"

Dieser todtenähnliche, apathische Zustand war tausendmal schlimmer, als der wildeste Ausbruch von Verzweiflung; hätte sie gerast, sich das Haar gerauft, die Arme blutig gerungen — es wäre mir leichter zu ertragen gewesen! Der innerste Nerv des Seelenlebens schien in ihr paralysirt oder zerrissen, sie sprach und bewegte sich mechanisch, als wäre sie gefühllos und hätte kein Bewußtsein von dem, was ihrer harrte. Ich begann ihr langes Haar zu kämmen und zu flechten — wie hatte ich mich noch gestern Morgen auf dieses letzte ungestörte Beisammensein mit meinem Liebling gefreut! Ihre Schönheit sollte an diesem Tage in überirdischem Glanze strahlen, sorgfältig hatte ich jedes einzelne Stück ihres Anzuges geprüft, damit nichts fehle und Alles sich zum harmonischen Ganzen füge. Ach! und wie furchtbar schwer wurde mir jetzt die kleinste Handreichung! Meine Finger bebten und brachten es nicht fertig, den Schleier auf der Flechtenkrone zu befestigen. Sie ließ mich willenlos gewähren, sie stand auf, sie setzte sich, sie beugte den Kopf nach der Seite oder nach vorn, wie man es von ihr verlangte. Wie erfüllte es sich, daß Valerian seine Braut nicht zum Alter führte, da er sie schon vorher mit Kranz und Schleier erblickt!

Mein alter Kopf verwirrt sich, ich erinnere mich nicht mehr genau der einzelnen Umstände. — Mir ist, als hätte ich Irene nach dem Saale geleitet. — „Wie schön sie ist, aber wie todtenbleich!" glaubte ich die Männer flüstern zu hören. Sie schritt, ohne zu grüßen, an den Gästen vorüber und die Frauen sagten: „Wie hochmüthig sie geworden ist, sie fühlt sich schon als Frau Gräfin und Excellenz!"

Als der Graf ihr entgegentrat, erzit-

terte ihre Gestalt wie im Fieberfrost, die Pupillen erweiterten sich, unaussprechliches Entsetzen drückte der starre Blick aus, der auf der Stelle haftete, wo gestern ein kleiner Blutfleck sichtbar gewesen. Er schien nichts zu bemerken, ihre Hand fassend, die er galant küßte, sagte er ihr bewundernde Worte über ihre Schönheit. Der Weg bis zur Kirche war gefährlich zurückzulegen; die Regengüsse der vergangenen Nächte hatten den Boden aufgeweicht und tiefe Löcher ausgehöhlt, die Geleise waren kaum zu passiren, um ein Haar wäre der große Wagen umgeworfen worden. Die baufällige alte Kirche mit ihren geschwärzten Heiligenbildern, den melancholisch von den Wänden wehenden verblaßten Bändern, den zerbrochenen schmutzigen Leuchtern, machte mir heute einen noch trostloseren Eindruck als sonst, es war so kalt und düster, als würden hier nur Todtenmessen gehalten. Vater Spiridon war ganz benommen von der Ehre, einen so illustren Bräutigam vor sich zu haben, er richtete seine Ansprache hauptsächlich an ihn und beachtete es daher nicht, daß die Braut ihm auf die Frage: ob sie die treue Gattin des von ihr Erwählten werden wolle? die Antwort schuldig blieb.

In dem Trubel, dem Durcheinander, das der Trauung folgte, gelang es mir, den letzten Willen Valerian's zu vollziehen; den Brief, den er unmittelbar vor seinem Tode geschrieben und seinem Diener mit dem Befehl übergeben, ihn in mein Zimmer zu legen, hatte ich auf meinem Schreibtisch gefunden und ihn sofort eingeschlossen. Während Irene in unruhigen Schlummer versunken war, hatte ich ihn hastig erbrochen, ein zweiter war mir entgegengefallen, der an Iwan Iwanowitsch Gribinoff, den braven alten Gutsnachbar, adressirt war, der einzige, der sich gestern und heute dem Hausherrn und dem Grafen nicht mit Schmeicheleien und Glückwünschen genähert hatte. Für mich waren bloß die flüchtigen Worte hingeworfen: „Im Fall meines Todes bitte ich Sie, einliegenden Brief Gribinoff eigenhändig zu übergeben." Ich mußte dabei mit Vorsicht verfahren, Stepan Petrowitsch durfte es nicht bemerken, um nicht seinen Haß und Verdacht auf den Alten zu lenken. Er stand etwas getrennt von den Uebrigen, die sich um die vollen Tische drängten. Ich hatte eine Flasche und ein paar kleine Gläser auf einen Teller gestellt und ging damit zu einigen der älteren Herren, denen ich den starken Liqueur anpries. So kam ich auch zu Gribinoff.

„Versuchen Sie diese Naliffka," sagte ich laut, „Sie sollen sich überzeugen, daß ich eine gute russische Hauswirthin geworden bin." Und leise fügte ich hinzu, während er trank: „Ich habe einen Brief von Valerian Maximitsch für Sie in der Tasche."

„Der Unglückliche, er ist vielleicht schon hinüber," antwortete er ebenso leise, „mein Diener hat mir gestern Abend erzählt, es hätte ein Duell im Billardzimmer stattgefunden und Valerian Maximitsch wäre schwer verwundet nach Malinowka gebracht worden. Seinem Kutscher und dem Diener hätte man streng eingeschärft, kein Geschrei zu machen, ganz geheim läßt sich jedoch so etwas nicht halten."

„Sie irren sich, er war schon todt, als man ihn nach dem Wagen trug, eine Leiche ist in Malinowka angekommen."

„Todt!" das gutmüthige Gesicht des Alten verfärbte sich.

„Gott läßt viel Sünde geschehen," murmelte er, „ich hatte den jungen Mann sehr lieb, wenn er auch selten den Weg zu mir fand — ich habe noch seine Mutter gekannt, wissen Sie —"

„Sie sind der Einzige, zu dem er Vertrauen hatte, darum hat er Sie zum Vollstrecker seines Willens erwählt."

„So jung, so jung," flüsterte er, traurig den Kopf schüttelnd; „natürlich werde ich thun, was er von mir verlangt, die Worte eines Todten sind heilig."

Ich steckte ihm rasch und heimlich den Brief zu, nachdem ich mich vorsichtig umgeschaut, ob kein böses, mißtrauisches Auge uns belauerte.

„Gott segne Sie, Iwan Iwanowitsch, Sie allein haben ein Herz für das Elend meines Lieblings!"

„Armes Kind!" seufzte er theilnehmend; „und sie steht erst am Anfang ihrer Prüfungen, welcher Trost muß es ihr sein, daß Sie bei ihr sind, Pauline Karlowna."

Er drückte mir die Hand und ich wandte mich ab, denn meine mühsam behauptete Fassung drohte mich zu verlassen und hier,

inmitten dieser Menschen, durfte ich nicht weinen, dazu waren meine Thränen zu brennend und bitter.

Der Reisewagen des Grafen stand angespannt im Hofe; mir wurde der Befehl, die junge Gräfin zur Reise anzukleiden. Ich hatte ihr ein reizendes Costüm machen lassen, einen Ueberrock von gesteppter blauer Seide, mit weißem Schwan besetzt; es stand ihr zum Entzücken, das liebliche Antlitz sah aus dem schneeigen Flaum der Capuze wie aus dem Kelch einer Blume hervor.

Ueber das, was folgt, möchte ich schweigen. — Was soll ich es schildern, wie die sanfte Taube die Beute des grimmen Geiers wurde! Der Graf, in seinen schwarzen Fuchspelz gehüllt, erwartete uns schon an der Treppe. Stepan Petrowitsch wollte sich zum Schluß als zärtlicher Vater zeigen. „Die Zeit wird bald kommen, wo du mir danken wirst, Irinuschka, die Kinder verkennen gewöhnlich die guten Absichten ihrer Eltern." Nach Landessitte wollte er der sein Haus verlassenden Tochter den Segen geben. Mich empörte diese schamlose Verworfenheit, ich zog Irene fort und rief: „Ersparen Sie sich diese Gotteslästerung, Ihr Conto ist ohnehin groß genug, um Ihnen einen Platz in der Hölle zu sichern!"

Er schnitt mir eine Grimasse und stieß eine halblaute Verwünschung aus — das ist die letzte Erinnerung, die mir von ihm geblieben. Ich habe ihn nicht wiedergesehen und werde es auch nicht, denn er ist vor wenigen Monaten gestorben; der Schlag hat ihn gerührt, die natürliche Folge seiner Unmäßigkeit. Bedauert hat ihn wohl Niemand, weder seine sogenannten Freunde, noch seine Diener, noch endlich seine Tochter, die die Nachricht seines Todes vernahm, ohne mit den Wimpern zu zucken, ohne ein Wort zu äußern. In das Gut haben sich ein paar Nachbarn getheilt, denen es längst gehörte, so tief war es verschuldet — ich möchte es nicht besitzen, und wenn der Boden Goldminen in sich schlösse!

Wir kamen bei sinkender Nacht auf dem Gute des Grafen an, das er kürzlich gekauft und nur vorübergehend bewohnte. Ich war von meinem Liebling getrennt worden, sie fuhr mit Sr. Erlaucht in dem ersten Wagen, ich in dem zweiten. Nie werde ich den hülfeflehenden Blick vergessen, den sie auf mich heftete, als ihr klar wurde, daß sie mit ihrem Gatten allein bleiben sollte! Ihre Finger umklammerten meine Hand, der starre Ausdruck der Züge wich dem einer wahnsinnigen Verzweiflung.

„Lassen Sie Madame Laurent los, Irene," sagte der Graf befehlend und legte seinen Arm um sie. Bei dieser Berührung sank sie wie ein erwürgtes Vögelchen in sich zusammen, ihre Finger lösten sich, widerstandlos ließ sie sich von ihm fortführen.

In den nächsten Tagen und während der ganzen Dauer unserer Reise sah ich sie kaum von weitem, ein Kammermädchen verrichtete meine Dienste bei ihr, höchstens, daß ich auf den Stationen an den Wagen trat, wenn der Graf ausgestiegen war, und ihr ein paar Worte zuflüsterte. Manchmal zweifelte ich, ob sie mich überhaupt erkannte und hörte; sie lag in Pelze und Decken gehüllt in einer Ecke, mit bleichem Gesicht und geschlossenen Augen, ohne die leiseste Bewegung zu machen. Nur wenn der Graf kam und sie mit seiner harten Stimme, welche er vergebens zu mildern sich bemühte, überredete, etwas heißen Thee oder starken Wein zu trinken, dann richtete sie sich mechanisch auf und gehorchte seinem Gebot. Doch brachte sie kaum ein paar Tropfen über die Lippen und ich weiß nicht, wovon sie die zehn Tage gelebt hat — von ihrem Schmerz, von den nicht hervorquellenden, nach innen fließenden Thränen, von dem Blut ihres tödtlich getroffenen Herzens! Als ich einmal so auf dem Wagentritt stand, ihre kalte Hand mit zärtlichen Küssen bedeckend, ihre Wangen streichelnd und ihr all' die liebkosenden Namen gebend, die sie als Kind von mir gehört, faßte mich der Graf am Arm.

„Sie haben unseren Vertrag nicht vergessen?" fragte er, mich mit seinen tückischen Augen durchbohrend.

„Nein," erwiederte ich gepreßt.

„Kein Wort von dem, was Sie erlauscht, zu Irene, sonst schicke ich Sie so weit fort, daß Sie sie auch im Traume nicht erreichen. — Von dem Hofleben hoffe ich eine günstige Einwirkung auf meine Frau, Zerstreuungen und Feste werden das Andenken des sentimentalen Knaben in ihr auslöschen. Ich will end-

lich ein lebendiges Weib und kein eiskaltes Steinbild, keine Leiche im Arm halten! Sorgen Sie dafür, ihr begreiflich zu machen, daß sie lernen muß, mich zu lieben — wahrhaftig, ich bin nicht gewohnt, lange um Gegenliebe zu werben, ihre Starrheit könnte mich schließlich zum Zorn reizen und dann —"

Mich schauderte — ich sollte seine Fürsprecherin sein!

In Petersburg nahm uns ein prachtvoller Palast mit endlosen Zimmerreihen und Prunksälen auf; ein Heer reich gekleideter Diener wartete lautlos auf die Befehle des gefürchteten Gebieters. Irene hatte nur einen müden, gleichgültigen Blick für diesen Glanz. Modistinnen kamen, ihr kostbare Toiletten anzupassen, die sie bei ihrer Vorstellung am Hofe, bei ihrem Eintritt in die Welt tragen sollte. Eine dieser geschäftigen, schwatzhaften Damen war eine Französin und Meisterin in ihrem Fach. Die hochmüthigen Fürstinnen, die ihnen nicht Gleichstehende wie unwürdigen Staub betrachteten, bemühten sich mit Eifer um die Gunst dieser Toilettenkünstlerin, sie überhäuften sie mit Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien, sie waren zärtlich gegen sie, sie demüthigten sich vor ihr — Alles, um zuerst eine neue Mode zu erhalten, um eines Kleides willen, dessen Eleganz die Andern mit Neid erfüllen sollte.

Als Madame Tissot in mir eine Landsmännin erkannte — wir stammten sogar aus derselben Provinz, aus der Franche-Comté — wurde sie sehr freundlich gegen mich; sie blieb manchmal noch ein halbes Stündchen bei mir in meinem Zimmer, nachdem sie ihre Gehülfinnen mit den Cartons voll Stoffe und Spitzen fortgeschickt hatte. Von ihr erfuhr ich mancherlei, da sie überall Zutritt hatte, und die feinsten Damen ihr die Geheimnisse und Klatschereien der großen Welt anvertrauten.

„Eh bien," sagte sie eines Tages zu mir, als wir etwa zwei bis drei Wochen in dem Palast an der blauen Brücke wohnten, „et votre dame, la jeune comtesse, sind ihre Wangen immer so bleich? Sie ist schön wie ein Engelsbild, die schönste Frau, die Petersburg je geschaut, aber still und leblos wie ein abgeschiedener Geist. Ich probirte ihr eben den manteau de cour an, er ist sublime, außer der Kaiserin besitzt keine Dame einen ähnlichen, der Herr Graf hat befohlen, von dem Besten und Kostbarsten zu nehmen, danach habe ich mich gerichtet, die Broderie en relief von Goldfäden ist bewundernswürdig — denken Sie, daß die Frau Gräfin ein Lächeln der Befriedigung gehabt oder gesagt hätte: ‚Madame Tissot, mais vous êtes artiste?' Und eine andere robe, drap d'argent, darüber tulle de Malines, mit kleinen Rosenzweigen gerafft, etwas Exquisites an Duft und Eleganz! Ich glaubte, das würde vielleicht mehr nach ihrem Geschmack sein — gefehlt! Sie ließ sich Alles geduldig anmessen und anziehen, denn Sie müssen wissen, ich bin sehr pénible in diesen Dingen, das Anprobiren einer Toilette ist von ungemeiner Wichtigkeit, ist das Ganze erst zusammengesetzt, so kann nichts mehr daran erfolgreich geändert werden, aus diesem Grunde komme ich stets en personne pour essayer les robes, obgleich es mir viel Zeit kostet bei diesen Entfernungen und dem abscheulichen Zustande der Straßen — madame la comtesse hatte auch für die boutons de roses keinen Blick! Sollte am Ende wahr sein, was man sich zuflüstert? A vrai dire, der Herr Graf hat nicht viel Freunde, er ist wegen seiner Rohheit und seines Hochmuthes verhaßt, in den wirklich distinguirten Häusern — il y en a ici, mais fort peu — würde man ihm keine Tochter zur Frau gegeben haben. Es heißt, er hätte sein wunderschönes junges Weib entführt, nachdem er ihren Geliebten getödtet; Andere behaupten, er hätte sie ihm abgekauft, und darüber habe die Gräfin das Lächeln verlernt. De telles choses se voient ici, ein fürchterliches Land, auch abgesehen von dem Klima, das exécrable ist, neun Monate Winter und drei Monate Sommer! Sobald ich mir ein hübsches Capital gesammelt, kehre ich unverweilt zurück nach la belle France. — Sagen Sie, chère amie, Sie müssen ja die Verhältnisse am genauesten kennen, hat ce monstre sich wirklich gewaltsam dieses Engels bemächtigt?"

Ich durfte nichts verrathen, Irene nannte sich jetzt die Gräfin W., was nützte es, ihr Elend neugierigen Menschen zu enthüllen, denen es nichts als ein willkommener Stoff zum Klatschen war?

„Sie irren sich, chère madame," erwiederte ich ruhig, „es wäre eine Lüge, wollte ich behaupten, daß die Gräfin sehr freudigen Herzens diese Verbindung geschlossen hat, was Sie begreifen werden, er zählt sechsundfünfzig, sie siebzehn Jahre, aber besonders romantische Umstände liegen nicht vor; sie hat sich dem Willen ihres Vaters gefügt, die Eltern haben bekanntlich bei derartigen Bündnissen ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Jetzt leidet sie noch an Heimweh, in der Einsamkeit des Landlebens aufgewachsen, legt sie geringen Werth auf Glanz und Prunk, nach und nach wird sie sich in die veränderten Verhältnisse finden und dann werden wieder Rosen auf ihren Wangen erblühen."

Was würde ich darum gegeben haben, hätten meine Worte Wahrheit enthalten!

Madame Tissot war schlau genug, zu thun, als ob sie mir glaubte.

„Voyez ces mauvaises langues!" versetzte sie, scheinbar entrüstet, „so boshafte Märchen zu verbreiten! Ich verstehe es, daß die junge Gräfin sich vor ihrem strengen Gemahl etwas scheut — ganz natürlich, der große Altersunterschied! — In seiner Jugend soll er nicht übel gewesen sein, ein Herkules in Uniform, die Kaiserin hat ein gewisses faible für ihn gehabt, favori en titre war er nicht, favori aber jedenfalls. Er wäre übrigens ein Ungeheuer, wenn er seine reizende Gattin nicht auf Händen trüge — une jeune dame d'une éducation parfaite, sie macht Ihnen viel Ehre, ihre Manieren sind d'une distinction achevée, wenige Damen werden sich mit ihr vergleichen können. Ich prophezeie, daß sie binnen kurzem l'enfant gâtée der Gesellschaft sein wird, alle Männer werden sich in sie verlieben, und die Frauen werden nicht eifersüchtig auf sie sein, weil sie so gar wenig Eitelkeit besitzt."

Die redselige Landsmännin umarmte mich und fuhr zu einer andern ihrer illustren Kundinnen.

In den ersten Monaten fürchtete ich, daß Irenens Geist zerrüttet sei, ich konnte mir diese dumpfe, durch nichts zu besiegende Apathie, diese Erstarrung nicht anders erklären. Sie bewegte sich mechanisch wie ein Automat, sie antwortete wohl, wenn sie direct angeredet wurde, doch kostete es ihr sichtlich Anstrengung. Der Name Valerian's kam nicht über ihre Lippen, nie sprach sie von dem Hause, das sie verlassen, in dem sie ihre Kindheit verlebt hatte, nie weilten ihre Gedanken, insoweit sie sie äußerte, bei der Vergangenheit, der Schreckenstag schien ein sie deckender Grabstein. — Und so ist es geblieben bis zu dem heutigen Tage, an dem ich dies schreibe. Dann und wann kommt sie gegen Abend, wenn sie allein ist und nicht nöthig hat, Visiten zu machen oder zu empfangen, in mein Zimmer, sie holt sich ein niedriges Schemelchen, setzt sich mir zu Füßen, legt den Kopf in meinen Schoß und bleibt so stundenlang sitzen; wenn sie aufsteht, stößt sie einen Seufzer aus, so tief und schwer, wie er nur aus der zu Tode verwundeten Brust eines Menschen dringen kann, blickt mit irren Augen scheu in die dunklen Ecken und geht fort, ohne ihr Herz durch eine Aussprache erleichtert zu haben. Wie hat sich das weiche, sanfte, hingebende Geschöpf so verwandeln können! Sie, deren frommes, kindlich gläubiges Gemüth mich oft mit inniger Rührung erfüllte, hegt unbezwingliche Abneigung, man könnte sagen Haß gegen die Kirche und ihre Gebräuche. Sie betet nicht mehr zu den Heiligenbildern, die in goldener Fassung, mit Edelsteinen verziert in einem Schrein in ihrem Schlafzimmer stehen, sie vermeidet es, die Messe zu besuchen; als Ostern, das größte Fest in diesem Lande, gefeiert wurde, wobei selbst Todfeinde für kurze Zeit ihre Feindschaft vergessen, und Alle sich mit dem Versöhnungskuß grüßen, behauptete sie, krank zu sein, und legte sich zu Bett. Sie hat sich die skeptischen Schriften eines Voltaire und der Encyklopädisten zu verschaffen gewußt und liest sie mit fieberhaftem Interesse; dann ruft sie mir wohl im Tone des Triumphes zu:

„Hier ist es unwiderleglich bewiesen, daß es keinen persönlichen Gott giebt, an den wir uns flehend wenden können, die Welt ist ein Mechanismus, den unwandelbare, unerbittliche Gesetze regieren, vor denen der einzelne Mensch nicht mehr gilt wie das Blatt am Baume!"

Madame Tissot hatte sich über den Erfolg, der Irenens Erscheinen in der Gesellschaft begleitete, nicht getäuscht. Die Kaiserin empfing sie bei der Präsentation

mit außerordentlicher Huld, sie küßte sie und, in das schöne, unschuldsvolle Antlitz blickend, sagte sie zu dem Gatten mit einem Accent, der, wie die Hörer versicherten, einen scharfen Beigeschmack hatte:

„Graf, Sie besitzen einen Engel, ich hoffe, Sie werden nie vergessen, daß Ihnen ein unverdientes Glück zu Theil geworden ist.“

Dem Beispiele der Souveränin folgten die Uebrigen. Wo sich Irene zeigte, erregte ihre Schönheit, ihre jungfräuliche Anmuth allgemeine Bewunderung; doch vergebens bemühten sich die Herren, die junge Gräfin in eine lebhafte, pikante Conversation hineinzuziehen, sie entlockten ihr nicht mehr wie nothdürftige, einsilbige Antworten. La belle statue nannten sie sie, und ein Jeder hoffte im stillen, es würde ihm vielleicht gelingen, diesen Marmor zu beleben.

Der Beifall, den Irene überall fand, erhöhte in der ersten Zeit noch seine Leidenschaft für sie — wenn man mit diesem Worte eine Empfindung bezeichnen darf, in die sich so viel Niedriges, Sinnliches, Böses mischte. Sicher hatte die außerordentliche Schönheit des holden Geschöpfes seine abgestumpften Nerven gereizt und aufgeregt, und er mochte sich gesagt haben, daß eine solche Frau nie die Ehre des alten Gemahls verrathen und dem Gelächter preisgeben würde; doch, was ihn am meisten kitzelte, war, am Vorabende der Hochzeit die Braut dem Bräutigam zu rauben und so das Schicksal zu zwingen, seinen Launen zu gehorchen. Als er sich indessen allmälig überzeugte, daß die Erstarrung, die auf der Unglücklichen seit dem Augenblicke lastete, da er, mit dem Blute des Geliebten befleckt, vor ihr erschienen, nicht dem Zauber des Luxus und des Vergnügens wich, bemächtigte sich seiner zornige Ungeduld. Sie war schon seit Monaten in den Palast an der blauen Brücke eingezogen, und wenn sie seinen schweren Schritt nahen hörte, floh sie wie eine scheue Gazelle durch die goldstarrenden Zimmerreihen, bis sie das schützende Asyl bei mir erreichte. Wie oft kam sie hereingestürzt mit der Geberde tödtlichen Entsetzens, fast zusammenbrechend lehnte sie sich an mich und preßte die Hand auf das Herz, das in unregelmäßigen Schlägen klopfte. Drang seine befehlende Stimme zu ihr, so folgte sie zwar diesem Ruf, aber ihre Glieder bebten wie im Fieberfrost, der Kopf sank ihr auf die Brust — sie ergab sich eben schweigend in ihr Schicksal.

Ich versuchte einige Male, gegen meine innerste Ueberzeugung ihr zuzureden, sich mit ihrem Loose in gewisser Hinsicht auszusöhnen, ihm eine erträgliche Seite abzugewinnen, weil ich fürchtete, daß das unbesiegbare Grauen, das ihr der Graf einflößte, üble Folgen für sie haben könnte. War die Geduld desselben erschöpft, so würde er seine Grausamkeit und Brutalität gegen sie kehren und ihr ein Leben bereiten, mit dem verglichen das jetzige ein Paradies war. Sie nahm meine zärtlichen Vorstellungen schweigend hin und, ernsthaft den Kopf schüttelnd, entgegnete sie leise:

„Es ist stärker wie ich, sobald ich ihn sehe, steigt ein bleicher Schatten auf, deutet auf seine Todeswunde und stöhnt: ‚Er hat mich ermordet!‘ — O, wenn du ahntest, was ich leide!“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, und ich hoffte schon, ein Thränenstrom würde ihr Erleichterung verschaffen — aber ihre Augen blieben trocken.

Eine wohlthätige Einwirkung hatte ich mir von dem ersten Schrei, dem ersten Lächeln ihres Kindes versprochen; Frauen, die der Verzweiflung zum Opfer gefallen, waren durch solch ein kleines, hülfloses Wesen wieder an das Leben geknüpft worden. Mit stiller Freude beobachtete ich, wie auf Irenens Wangen ein schwaches Roth zurückkehrte, wie ihre Stimme weniger eintönig klang, ihre Bewegungen lebhafter wurden, ein geheimnißvolles Etwas schien sie mit seinem Zauberstabe berührt zu haben. Ein Wort, das ihr eines Abends entschlüpfte, als sie lange stumm zu meinen Füßen gesessen, belehrte mich, daß meine Vermuthungen auf einem Irrthum beruhten.

„Weißt du, ma bonne,“ sagte sie, die Augen voll, mit beinahe freudigem Ausdruck zu mir aufschlagend, „ich werde sterben, wie meine Mutter gestorben ist, indem sie mir das Leben gab — hätte sie mich geliebt, sie würde mich mit sich ins Grab genommen haben. Ich werde das Kind auch nicht lieben, ich kann es nicht, darum lasse ich es zurück, und du wirst es pflegen und aufziehen, du wirst ihm in

Wahrheit eine Mutter sein. Versprich es mir, meine Stelle zu ersetzen. — Wie verlockend mir der Tod erscheint, wie er mich anlächelt!"

Und da Thränen über mein altes Gesicht rannen, umschlang sie mich liebevoll, wie sie es seit langer Zeit nicht gethan, denn auch ich war ihr gleichgültig geworden.

„Weine nicht, ma bonne, ich bin nicht undankbar und pflichtvergessen, ich bin nur grenzenlos elend und gebrochen."

Der Graf war sehr angenehm von der Aussicht überrascht, die ihm der Arzt, der berühmte docteur Soumis, eröffnet hatte. Er rechnete mit Bestimmtheit auf einen Sohn, einen Erben seines Namens, das war es ja, was er ungeduldig gewünscht und gehofft hatte. Seine Laune wurde infolge dessen eine ungemein gnädige, er ließ die Dienerschaft weniger prügeln, verhängte nicht mehr so strenge Strafen über die Soldaten; die Adjutanten, an denen er oft seinen Aerger austobte, athmeten auf, weil sie einen etwas leichteren Dienst hatten — es lag wirklich wie Sonnenglanz über dem steinernen Palast an der blauen Brücke. Ein ausgezeichneter Maler — wenigstens galt er für einen solchen unter der vornehmen Welt — erhielt den Auftrag, das Porträt der Gräfin W. zu machen. Der Künstler ward von der rührenden Schönheit seines Modells tief ergriffen, er ahnte, daß ein geheimer Schmerz die junge Seele verzehre, und so gab er ihr auf dem Bilde mit feinem Verständniß eine weiße Rose in die Hand, an der ein Wurm nagte. Worte wurden nicht zwischen ihnen gewechselt, denn Irene war gegen Alle, auch gegen die, die es gut mit ihr meinten, kalt und verschlossen, doch, als das Porträt vollendet war und durch seine wunderbare Aehnlichkeit Staunen erregte, reichte sie ihm, traurig lächelnd, die schlanken Finger zum Kuß und sagte:

„Auf meinem Grabstein soll die Rose in Marmor gemeißelt werden, sie versinnbildlicht die Geschichte meines Lebens."

Kurz vor ihrer Entbindung kam eines Morgens ein Diener zu mir mit der Meldung, es sei ein Herr, ein Fremder da, der mich zu sprechen verlange. Ich war erstaunt, hatte ich doch keinen Bekannten hier, dem es einfallen konnte, mich aufzusuchen; mit einer Art Neugier sah ich dem Kommenden entgegen, den ich in meinem eigenen Zimmer empfing. Es war Gribinoff! Fassungslos starrte ich ihn an, bei seinem Anblick wurde die Vergangenheit furchtbar lebendig. Nach einigen Minuten fand ich meine Selbstbeherrschung wieder und hatte so viel Ueberlegung, die Thür zu verriegeln, damit der Zufall nicht Irene herbeiführte. Der alte, ehrliche Mann wischte sich die Augen.

„Entschuldigen Sie, Pauline Karlowna," fing er an, „ich bin noch ganz verwirrt von der Pracht, die sich hier bei jedem Schritt entfaltet. Der Portier wollte mich kaum vorlassen in meiner einfachen Schuba, auch bin ich mit einem Lohnwagen gekommen, und wer vor diesem Palaste vorfährt, sitzt in einem Zobelpelz in der eigenen Equipage. Diese breite Marmortreppe mit dem vergoldeten Geländer! Man genirt sich förmlich, aufzutreten, noch dazu mit dicken Stiefeln! Wie ich dem Lakaien durch die Säle folgte, die kein Ende nehmen wollten, dachte ich bei mir: Irene Stepanowna würde dennoch tausendmal lieber in Malinowka sein, ihre Füßchen würden fröhlicher über den festgestampften Lehmboden einer Hütte wie über das Mosaikparket hier hüpfen. — Der unglückliche Valerian Maximitsch — daß er so früh sterben mußte! Es gab lautes Weinen und Wehklagen im Dorfe, als die kalte Leiche aus dem Wagen gehoben wurde — er war seinen Leibeigenen ein gütiger, nachsichtiger Herr gewesen. Das Herrenhaus war mit grünen Kränzen geschmückt, die Zimmer mit den schönen Sachen eingerichtet, die er aus Moskau verschrieben hatte, die junge Frau brauchte blos ihren Einzug zu halten — und da brachte man einen Todten zurück!"

„Reden Sie nicht davon, Iwan Iwanowitsch, mein Herz droht zu brechen."

„Ich muß davon reden, Mütterchen, denn ich habe deshalb die lange Reise gemacht, freilich möchte ich lieber von so traurigen Dingen schweigen."

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme," entgegnete ich schluchzend, „sehen Sie, so alt wie ich bin, habe ich noch nicht gelernt, meine Gefühle zu beherrschen."

„Lassen Sie ihnen freien Lauf, es wird Ihnen wohl thun."

„Was spricht man in der Gegend über das Ereigniß?"

Der Alte zuckte die Achseln.

„Die Einen sagen dieses, die Anderen jenes, das macht nicht viel aus, wenn nicht eine große Familie da ist, die Lärm schlägt, und die fehlte Valerian Maximitsch. Man flüsterte wohl, daß das Duell ein halber Mord gewesen, aber einem vornehmen Herrn redet man ungern Uebles nach, sein Arm reicht weit und kann rasch dem unbedachten Schwätzer den Mund stopfen. Ueber Stepan Petrowitsch wurde dagegen arg hergefallen, er hätte die Tochter für 20000 Silberrubel verkauft. Wo kein Kläger, ist kein Richter! Die Geschichte ist so gut wie vergessen, höchstens schwatzen noch die Weiber davon, die sich voller Neid erzählen, daß Irene Stepanowna in Sammt und Hermelin gekleidet geht."

„Sie würde mit der geringsten Bäuerin in Malinowka tauschen," seufzte ich.

„Ich glaube es," versicherte er einfach, „und da bringen Sie mich auf den Zweck meines Kommens. — Sie erinnern sich des Briefes, den Valerian Maximitsch geschrieben und den Sie selbst mir gaben?"

Ich nickte.

„Sein Inhalt ist von Wichtigkeit für die Gräfin, ich habe das Papier bei mir, wollen Sie, daß ich es Ihnen vorlese?"

Ich erhob abwehrend die Hände.

„Nicht seine eigenen Worte, ich vermag sie nicht zu hören, es würde mich zu tief bewegen. Erzählen Sie mir, was darin steht."

„Wie Sie wünschen! Es ist nicht viel, nur das Nothwendigste, denn der Arme mußte sich kurz fassen. Er schrieb mir also, es wäre sein ausdrücklicher, ausgesprochener Wille, seiner geliebten Braut, Irene Stepanowna, das Gut Malinowka mit allem, was dazu gehört, erb- und eigenthümlich zu vermachen; er hätte die feste Ueberzeugung, die nächste Stunde nicht zu überleben, und im Angesichte des Todes sei der Geist mit besonderer Klarheit und fast prophetischem Blick gesegnet. So sähe er es denn kommen, daß derjenige, der jetzt nach seinem Blute dürste, um sich sein Kleinod anzueignen, desselben bald überdrüssig werden, es vielleicht sogar mißhandeln und verstoßen würde. Dann sollte Irene eine Zufluchtsstätte offen stehen, wo sie von Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit umringt sein würde, dann sollte sie nach Malinowka flüchten können zu seinem Grabe und dem seiner Mutter. Weil er aber befürchtete, daß sie um dieses Vermächtniß von ihrem Vater betrogen werden könnte, der das Gut als sein Eigenthum beanspruchen und es gewissenlos verschleudern würde, so ernannte er mich zum Testamentsvollstrecker. Ich sollte im Namen des abwesenden Erben den Besitz verwalten und Alles unangetastet erhalten, bis der eigentliche Herr einziehen würde; zu diesem Behufe fügte er eine Vollmacht bei, die mich dem Gerichte gegenüber legitimirte. Diese Anordnungen des Verstorbenen habe ich treulich erfüllt; ich fuhr nach Malinowka hinüber und eröffnete den Leuten, daß mir ihr in Gott ruhender Barin die Oberaufsicht anvertraut hätte, ich ermahnte sie, gewissenhaft ihre Pflicht zu thun, und berieth mich mit dem Intendanten, der schon der Mutter Valerian's treu gedient hat und mir gelobte, zu handeln, als wenn die Augen des Herrn stets auf ihn gerichtet wären. Da Malinowka etwa vierzig Werst von meinem Dorf entfernt liegt, kann ich ein paarmal des Jahres hinüberfahren, um nachzusehen, ob nichts versäumt ist. Es trieb mich schon lange, Ihnen diese Mittheilungen zu machen, schriftlich wagte ich es nicht, weil der Brief verloren gehen oder in unrechte Hände gerathen konnte, und so mußte ich nothgedrungen warten, bis meine Verhältnisse mir erlaubten, eine weite Reise anzutreten. Das ist der Grund, weshalb Sie nicht früher von mir gehört haben."

Der gute, treue Alte, es gab also noch Menschen, die warm und gerecht fühlten und handelten. Valerian's Vorahnungen gingen vielleicht bald in Erfüllung, welche Beruhigung gewährte da der Gedanke, daß Irene nicht heimathlos in der Welt umherzuirren brauchte, daß sie eine Stätte besaß, wo sie ihr zerstörtes Leben in Frieden beschließen konnte! War noch eine Heilung für dieses kranke Herz möglich, in Malinowka war sie zu finden, und genas sie nicht mehr, so würde ihr Tod dort wenigstens ein sanfter sein.

Ich besprach mancherlei mit Gribinoff, er händigte mir einige Papiere ein, die meines Lieblings rechtmäßige Ansprüche an die Hinterlassenschaft Valerian's beglaubigten.

„Ich bin alt und kann jeden Tag von Gott abgerufen werden," sagte er, „diesen Fall muß ich vorbedenken, damit der Gräfin daraus kein Nachtheil erwächst."

Er fragte mich, ob ich ihn zu ihr führen wollte? Nein, es war besser, er reiste ab, ohne daß sie von seiner Anwesenheit erfuhr, in ihrem Zustande konnte die Erschütterung, die sein Anblick zweifellos erzeugen mußte, die größte Gefahr für sie nachziehen. So schied er, ohne sie gesehen zu haben.

Irenens Stunde kam. Ach, es sollte ihr nichts erspart bleiben, was die Natur an Schmerzen über das Weib verhängt! Sie litt namenlos, selbst die Aerzte waren ergriffen, Zeugen von Qualen zu sein, die sie nicht zu lindern vermochten. Ein Wunder war es, daß ihr zarter Körper nicht erlag. Ich saß neben ihrem Bett und wischte den kalten Todesschweiß von ihrem bleichen Gesicht, dessen vollkommene Schönheit unentstellt blieb; keine Märtyrerin, die von der Kirche zur Heiligen erhoben wird, hat mehr und mit größerem Heldenmuthe geduldet! Selbst der Graf empfand eine Anwandlung von Rührung, er wagte sich nicht in das stille Zimmer hinein und sagte zu den Aerzten: im Vergleich zu diesen Leiden müßte es eine Wonne sein, sich Glied für Glied vom Körper abhacken zu lassen. Endlich schlug die Erlösungsstunde, der dünne Faden, der dies Leben an die Erde knüpfte, riß nicht — ein Mädchen erblickte das Licht.

„Eine Tochter!" rief der Graf zornig, „wäre es ein Sohn gewesen, der das ganze Haus tagelang in Aufruhr gebracht, aber ein einfältiges Ding von einem Mädchen!"

Er sah das winzige Geschöpfchen kaum an und meinte, es hätte sich nicht die Mühe geben brauchen, auf die Welt zu kommen, es gliche einem häßlichen, kleinen Affen.

Die Mutter wandte sich ebenfalls von ihm.

„Es sieht ihm ähnlich, es ist sein Fleisch und Blut," hauchte sie, als ich ihr das Würmchen zeigte, „nimm es fort!"

Armes, von der Geburt an verwaistes Kind! Die Amme bezog zwar mit ihrem Pflegling das Prunkzimmer, das für den erwarteten Erben hergerichtet war, aber außer mir fragte Niemand nach ihnen, in dem großen, hohen Raume klang das Weinen des dünnen Stimmchens kläglich wie das Winseln eines ausgesetzten Hündchens. Irene erholte sich langsam, nach ein paar Monaten konnte sie wieder die prächtigen Gewänder, die Juwelen anlegen, und die Menschen fanden sie womöglich noch schöner geworden; ihr Wesen war unverändert schweigsam, starr, gleichgültig.

Durch die Geburt der Tochter hat das Benehmen des Grafen gegen seine Gattin eine Wandlung erfahren; die Aerzte haben ihm gesagt, daß er auf weitere Nachkommenschaft nicht rechnen dürfe, und dabei ist sein Sinn nur auf einen Sohn, einen rechtmäßigen Sohn gerichtet. Die sich stets gleich bleibende, schwermüthige Ruhe Irenens ist ihm langweilig und lästig; hat es früher seiner Eitelkeit geschmeichelt, daß sie überall mit lebhafter Sympathie begrüßt wurde, so scheint er ihr jetzt diesen Erfolg, der seine eigene Person in den Schatten stellt, zu mißgönnen, es verdrießt ihn, häufig hören zu müssen, daß er sich glücklich preisen müsse, eine solche Schönheit zu besitzen. Seine, dem wilden Lagerleben entlehnten Gewohnheiten brechen wieder hervor, er ist oft stark berauscht, und in diesem Zustande thut man wohl, sich ihm fern zu halten, denn er hat nicht le vin tendre, sondern le vin cruel! Neulich bearbeitete er den Tafeldecker wegen eines geringfügigen Versehens mit dem schweren Knopf seiner Reitpeitsche derartig, daß der Arme halb besinnungslos fortgetragen werden mußte. Auch gegen Irene kehrt sich sein Zorn, wenn auch nicht in so rohen Ausbrüchen — die Hand hat er noch nicht gegen sie erhoben — so doch in verletzenden, höhnischen Worten.

„Warum habe ich dieses Blaßgesicht geheirathet!" rief er gestern wüthend, als er ausnahmsweise zu Hause speiste und keine Gäste anwesend waren, „sie hat nicht einmal so viel Verstand, mir einen Sohn zu geben! Zu denken, daß ein Mädchen, ein albernes Geschöpf, das nicht fähig ist, meinen Namen fortzupflanzen, meine alleinige Erbin sein soll!"

Dabei schlug er mit der geballten Faust krachend auf den Tisch und warf seiner schönen, bleichen Frau einen bösen, tückischen Blick zu.

Madame Tissot, die mir immer einen Besuch macht, wenn sie der Gräfin eine neue Toilette bringt, vertraute mir, über Se. Erlaucht liefen ärgerliche Gerüchte; man sage, er hätte eine Liaison mit einer stadtbekannten Person angeknüpft, bei der sich die liederlichsten Herren ein Rendezvous gäben, und wo hohes Spiel getrieben würde. Andererseits erzähle man sich, er bewerbe sich eifrig, mit fast jugendlichem Feuer um die Gunst eines Ehrenfräuleins der Kaiserin, einer großen, stattlichen Blondine mit frischen Farben, von festem, resolutem Charakter, die ihn bisher gründlich abgefertigt hätte. — Das sind bedenkliche Aussichten! Sollte Valerian wie ein Seher in die Zukunft geblickt haben? Auch diesen Kelch würde mein Liebling leeren müssen? O, man wird sie es schwer büßen lassen, daß sie eine Lästige in dem Hause ist, in das man sie mit Gewalt geschleppt hat!

Die Dienerschaft hängt mit Liebe an der sanften, gütigen Herrin, die nie ein scharfes Wort sagt, jeder Bittende ist der Erhörung sicher, so viel sie kann, sucht sie den Schuldigen dem Zorn des Grafen zu entziehen. Freilich reicht ihre Macht nicht weit, die Leitung des Hausstandes besorgt ausschließlich der Intendant, der nur seinem Herrn Rechenschaft ablegt.

Seit kurzem hat der Graf einen Secretär engagirt, der die geschäftlichen Correspondenzen führt, einen jungen, in Petersburg geborenen Deutschen, der etwas Gewinnendes und Vertrauenerweckendes an sich hat. Um seine Stellung ist er nicht zu beneiden, Se. Erlaucht ist launisch und wankelmüthig, was er heute befiehlt, widerruft er morgen, und die Untergebenen werden für die daraus entspringenden Mißverständnisse verantwortlich gemacht; die Stelle ist jedoch gut salarirt, und der junge Deutsche — ich glaube, er heißt Emil — ist arm. Er hat ein hübsches, angenehmes Gesicht, ein träumerischer Ausdruck in seinen Zügen erinnert mich zuweilen an Valerian, dessen blondes Lockenhaar er auch hat. Für Irene hegt er abgöttische Verehrung, er sieht in ihr eine Heilige, einen Engel — ein Ideal, wie die schwärmerischen Deutschen zu sagen pflegen. Ein fein erzogener Mensch — wie traurig, daß seine Armuth ihn zwingt, sich solchem Herrn unterzuordnen. Es ist ein Vergnügen, mit ihm zu converfiren, er besitzt schöne Kenntnisse und interessirt sich auch für Dinge, die außerhalb Rußlands vorgehen.

Von den Ereignissen in Paris brachte er mir neulich Kunde, von dem Schreckensregimente Robespierre's und der Ausartung der so glorreich begonnenen Revolution. Ma pauvre patrie! Ströme von Blut düngen seinen Boden und diejenigen haben Recht, die vor der entfesselten Wuth des Volkes entsetzt fliehen. Wer hat es aber verschuldet, daß es sich bis zur Raserei am Tranke der Freiheit berauscht? Doch nur die, die bis dahin seinen brennenden Durst nicht mit einem Tropfen der köstlichen Erquickung löschten! Auch hierher haben sich ganze Schaaren von Emigranten gewandt; Monsieur Emile sagt mir, daß sie in alter, frivoler Weise fortleben, als hätten sie nicht der Nemesis in das furchtbare Antlitz geschaut. Man wundert sich, daß die Herzöge und Marquis sich durch Unterrichtgeben und sonstige Thätigkeiten ihren Unterhalt zu erwerben suchen — ich kann darin kein großes Verdienst finden, es wäre einfältig die Hände in den Schoß zu legen und Hungers zu sterben, denn Almosen empfangen ist nicht Jedermanns Sache — aber Niemand wundert sich, daß in ihren Köpfen noch immer kein ernster, tiefer Gedanke Raum hat! Wenn sie nach Frankreich zurückkehren, werden sie da anfangen, wo sie aufgehört haben.

Wann wird der Zeitpunkt kommen, wo das geknechtete Volk dieses Landes sich seiner Menschenwürde bewußt werden wird? Dann werden sich die breiten stolzen Ströme, die Wolga und der Dnjepr, mit Blut färben und Leichen in das Meer treiben, denn je drückender die Knechtschaft, um so fürchterlicher die Empörung. — Monsieur Emile denkt ebenso wie ich, aber er ist vorsichtig in seinen Reden; man gestattet hier jede Schändlichkeit, nur keine freie Meinungsäußerung. Dann und wann trinkt er jetzt Abends mit mir Thee, wenn der Graf und Irene ausgefahren sind. Es machte sich zufällig; das erste Mal kam er, um von mir die Rechnungen der

Madame Tissot und anderer Modistinnen einzufordern, die der Intendant im Auftrage Sr. Erlaucht bezahlen sollte. Ich gab sie ihm und erklärte dieses und jenes, damit sich kein Irrthum einschlich. Da mir der Diener gerade den Samovar gebracht hatte und es im Zimmer gemüthlich warm war, lud ich ihn ein, etwas zu bleiben, falls er nichts Besseres vorhätte. Die Amme mit Tania war ebenfalls da, und ich nahm die Kleine auf den Schooß, um sie mit süßer Milch zu füttern; sie ist jetzt bald ein Jahr und recht verständig für ihr Alter.

Monsieur Emile liebt Kinder, wie alle guten Menschen, er spielte mit ihr und sie lachte ihn freundlich an.

„Sie hat ein echt russisches Gesicht," sagte er, „kein Zug erinnert an die Schönheit der Mutter; sie wird nie hübsch werden, mit ihrer Stumpfnase und den breiten Backenknochen."

„Ich wünsche, daß sie häßlich bleibt," antwortete ich seufzend, „die Schönheit bringt den Frauen meistens Unglück."

Er fuhr sich über die Stirn — ganz so, wie Valerian es zu thun pflegte.

„Verzeihen Sie, Madame Laurent," sagte er, „legen Sie mir meine Frage nicht als Neugier oder Indiscretion aus, nur das wärmste Interesse giebt sie mir ein — nicht wahr, die Gräfin ist sehr unglücklich in ihrer Ehe?"

„Sie begehen keine Indiscretion," antwortete ich bitter, „Sie müßten taub und blind sein, um nicht zu begreifen, wie es um sie steht."

„Wie ich sie beklage, diese schöne junge Dame!" rief er im Tone der Wehmuth, „hat sie Ihnen die Scene dieses Morgens erzählt?"

Ich schüttelte verneinend den Kopf, es war nicht ihre Art, über peinliche Vorgänge zu sprechen, hatten solche sich ereignet, so merkte ich es nur daran, daß sie noch bleicher und stiller wie sonst war und, unbeweglich auf einem Fleck sitzend, in das Leere starrte.

„Se. Erlaucht hatte befohlen, einige Briefe, die er erwartete, ihm sofort zu überbringen und somit ging ich hinüber nach den Zimmern der gnädigen Gräfin, bei der der Herr sich befand. Die Kammerfrau hatte mich zwar gemeldet, doch wagte ich nicht unaufgefordert näher zu treten. Da die Thüren bloß durch Portièren verhangen waren, ward ich wider Willen gezwungen, einen im Nebenzimmer geführten Wortwechsel mit anzuhören. Ein Wortwechsel war es eigentlich nicht zu nennen, denn die Gräfin vertheidigte sich nicht mit einem Laut und duldete stumm die Fluth von ungerechten Vorwürfen, die sich über ihr Haupt ergoß. War es, weil ich mir die zarte holdselige Frau vergegenwärtigte, aber die Ausdrucksweise des Grafen erschien mir ganz besonders roh und gemein; er schrie in höchster Wuth, er müßte von Sinnen gewesen sein, daß er je ihr Wachsgesicht reizend gefunden hätte, sie wäre eine leblose, langweilige Puppe, die sich nicht zu benehmen verstände, wie es einer Gräfin W. zukäme. Wenn ihr bettelhafter Vater ihr wenigstens ein paar Bauerhütten hinterlassen hätte, so würde er sie lieber heute wie morgen auf das Land zurückschicken, wohin sie gehöre. Sie allein stände seinem Glück im Wege, wenn sie nicht wäre, könnte er alle Tage eine standesgemäße Partie machen und eine Frau heirathen, die genug Verstand besitzen würde, ihm einen Sohn zu schenken. — Was soll ich Ihnen die Schimpfreden und Beleidigungen wiederholen, die er ausstieß? In mir kochte es, kaum hielt ich mich, nicht hineinzustürzen, den Nichtswürdigen am Kragen zu packen und ihm zuzudonnern: „Knie nieder und erflehe die Verzeihung dieses engelreinen Wesens!"

Ich erschrak! so schlimm standen die Dinge bereits — wenn der Graf in seinem Zorn dergleichen sagte, so fand er gewiß bald Mittel und Wege seine bösen Absichten auszuführen. Es war ja Niemand da, um Irenens und ihrer armen kleinen Tochter Rechte zu wahren, Niemand, außer mir, der alten machtlosen Gouvernante! Da die Ehe nach den Gesetzen der griechischen Kirche nicht geschieden werden durfte, so konnte er zu einer Wiederverheirathung nur nach dem Tode seiner Frau schreiten. — Mich überlief es kalt — mein Gott, würde er sie etwa auch ermorden, wie Valerian? Nein, nein, mochte er sie verstoßen, ich würde mich mit ihr so gut verbergen, daß kein Mensch eine Ahnung von der Existenz der Gräfin W. haben sollte. Welch neue Schmerzen waren uns noch vorbehalten! Zu viel der

düsteren Bilder stürmten auf mich ein, ich war nicht im Stande, dem jungen Manne, der es ehrlich mit uns meinte, gleich eine Antwort zu geben.

„Noch eins wollte ich Ihnen sagen, Madame Laurent," fuhr er mit Feuer fort, „rechnen Sie auf meine unbedingte Ergebenheit. Für die Frau Gräfin opfere ich freudig den letzten Blutstropfen, ich wage den Kampf mit einem Jeden, um sie zu schützen. Sehen Sie, ich verbleibe bloß in dieser Stellung, die für einen Mann von einigem Ehrgefühl unerträglich ist, weil ich mir einbilde, meine schwache Hülfe könnte ihr einmal von Nutzen sein —"

Die Erregung ließ ihn nicht vollenden — edler Jüngling! Irene hat, ohne es zu ahnen, sich den treuesten Freund gewonnen. Wie zart und schüchtern äußerte sich seine Liebe — er verlangte nichts, als für sie sterben zu dürfen. Ich zeigte ihm die Cassette mit der rührenden, sinnigen Malerei und erzählte, wie ich sie zufällig aufgefunden; mit athemloser Spannung lauschte er meinen Mittheilungen, aus denen er, obgleich ich sehr behutsam die Worte wählte, die Wahrheit errathen mochte.

„Ihr Herz ist todt," sprach er nach einer Weile tief bewegt, „nie wird es wieder erwachen."

Zwei Monate später.

Monsieur Emile kommt jetzt ziemlich häufig zu mir, er findet stets einen Vorwand, die alte Gouvernante zu besuchen; bald bringt er mir eine Zeitung, die er sich zu besorgen gewußt, bald hat er ein kleines Spielzeug für Tania, die in ihm ihren Freund erkennt und ihm auf schwachen Beinchen lachend entgegenwackelt. Manchmal auch flüstert er mir heimlich ein warnendes Wort zu, wir sind dahin gekommen, jeden Tag einen Gewaltstreich des Grafen zu vermuthen. Dieser hat nämlich verbreitet, daß Irene geisteskrank sei, und es ist ihm nicht schwer geworden, seiner Behauptung Eingang zu verschaffen; die Leute entsinnen sich plötzlich, manche befremdliche Erscheinung an ihr bemerkt zu haben, die durch ihren Gemüthszustand erklärt wird. Seit Wochen erlaubt er ihr nicht mehr, in Gesellschaft zu gehen, alle Einladungen werden abgelehnt, „weil die Frau Gräfin leidend sei." Obschon mich diese teuflischen Intriguen ängstigen, so erfüllt es mich doch mit Freude, zu beobachten, wie der dumpfe finstere Druck ein wenig, ganz wenig, von Irenens Seele zu weichen scheint. Sie sieht den Grafen fast gar nicht und das mag Balsam für ihr krankes Herz sein. Noch ist die Veränderung so unmerklich, daß nur meine Augen sie gewahren. Wir sind viel zusammen, sie flüchtet sich gern aus den kalten, prunkenden Gemächern in mein bescheidenes Zimmer; nur eins thut mir weh: sie bemüht sich kaum, ihre Abneigung gegen das Kind zu verbergen, sobald sie eintritt, bittet sie mich, die Amme mit der kleinen Tania fortzuschicken. Dagegen ist es ihr nicht unangenehm, mit Monsieur Emile zusammenzutreffen; ich habe ihr gesagt, welch treuen Freund sie an ihm besitzt, und sie hat ihm neulich sogar gedankt. Sie hört ihn gern sprechen, sein Organ ist ihrem Ohr wohlthuend und wenn sie sich auch selten, fast niemals, an der Unterhaltung betheiligt, so richten sich doch ihre Blicke mit einem Schimmer von Interesse auf sein hübsches, belebtes Gesicht.

Ich möchte wissen, ob sie in ihm ebenfalls eine entfernte Aehnlichkeit mit Valerian entdeckt? Beinah möchte ich es glauben, wenn ihr Auge lange auf ihm ruht, nimmt es allmälig den sanft schwärmerischen Ausdruck an, den ich früher an ihr gekannt. Schwebte nicht eine drohende Gefahr über unseren Häuptern, die uns um so mehr beunruhigt, weil wir sie nicht deutlich erkennen, sondern nur ahnen, so wäre diese Zeit eine schöne, friedliche zu nennen. Es hat einen Anstrich von gemüthlicher Behaglichkeit, wenn wir Abends bei einander sind, ich, am runden Tisch beschäftigt, den Thee zu bereiten, wobei mir Monsieur Emile so geschickt wie eine Tochter zur Hand geht, Irene im niedrigen Lehnstuhl sitzend, den reizenden Kopf leicht zurückgebogen, die dunklen melancholischen Augen halb geschlossen, zwischen den feinen Fingern eine Stickerei, an der sie kaum ein paar Stiche macht. Ich merke es ihr an, daß sie sich wohl und geborgen fühlt und die Hoffnung regt sich in mir, es könnte mit unendlicher Liebe und Schonung gelingen, diese geknickte Blume leise aufzurichten. Strenge Tugendrichter würden mich viel-

leicht tadeln, daß ich die heimliche Neigung des jungen Mannes begünstige, mich gewissermaßen zur Gelegenheitsmacherin hergebe, denn ich brauchte ihm bloß meine Thür zu verschließen, so wäre jeder Verkehr mit der Gräfin abgeschnitten — aber ich sage mit den Jesuiten: der Zweck heiligt das Mittel! Seine Persönlichkeit übt einen wohlthätigen Einfluß auf Irene, zwischen ihnen besteht die holde Sympathie, die Jugend zu Jugend zieht. Nicht, daß ich vermuthete, sie könnte je seine Liebe erwiedern — nein, das halte ich für unmöglich, sie hat die Kraft, die Fähigkeit dazu verloren — doch das innige, zarte Gefühl, das er ihr weiht, umhüllt sie mit der Wärme eines Sonnenstrahls. Ich meine, wir sind nie so fertig mit dem Leben, so Allem abgestorben, um uns nicht von guten Menschen gern lieben zu lassen. Ein schwärmerischer Jüngling wie er, der im Reiche der Ideale mehr zu Hause ist, wie in der realen Welt, fordert auch nichts Anderes, als zu den Füßen seiner Herrin knien zu dürfen; ich muß bekennen, ich bewundere, wie bescheiden und zurückhaltend er sich benimmt, wie er seine Empfindungen zu bemeistern weiß.

In den letzten Tagen sind mir Bedenklichkeiten aufgestiegen, ich fange an, mir wegen einer Handlungsweise, die ausschließlich Irenens Wohlbehagen berücksichtigt, Vorwürfe zu machen. Monsieur Emile scheint zu leiden, sein Gesicht ist nicht mehr so jugendfrisch, um seinen Mund zuckt es nervös, er verfällt oft mitten im Gespräch in minutenlanges Schweigen, während seine Augen düster ins Leere starren. Das darf nicht so fortgehen! Gestern, ehe Irene kam, zog ich ihn bei Seite und sagte zu ihm:

„Ich bin eine alte Frau, mon ami, und die nimmt sich das Recht, ihren Rath auch da zu ertheilen, wo er nicht verlangt worden ist. Ich fürchte, Sie haben sich in einen Kampf eingelassen, der Ihre Kräfte übersteigt, die Wogen der Leidenschaft, einer hoffnungslosen Leidenschaft, drohen über Ihnen zusammenzuschlagen, wenn Sie nicht den Muth haben, sich vor dem Versinken zu retten. Fliehen Sie, so lange es noch Zeit ist, meiden Sie die Nähe derjenigen, deren Bild Ihre Seele erfüllt — ich sehe es ein, kein Mann kann es auf die Dauer ertragen, das Weib, das er liebt, wie eine Heilige aus scheuer Ferne anzubeten. Jetzt tragen Sie noch keine unheilbare Wunde fort. — Irene wird Sie freilich vermissen, außer mir, sind Sie das einzige Wesen, dessen Gesellschaft ihr werth ist."

Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Keine unheilbare Wunde?" wiederholte er dumpf. „O, Madame Laurent, Sie so klug und scharfsichtig, sollten Sie nicht längst errathen haben, daß mein ganzes Leben sich in die kurzen Stunden concentrirt, da ich mich im Lichte ihrer Augen sonne? Ich beneide das Kissen, an das sie ihr Haupt lehnt, den Schemel, auf den sie ihre kleinen Füße setzt —" er kniete nieder und küßte das Holzbänkchen mit Andacht — „wenn sie in das Zimmer tritt, so dehnen sich die Wände, ein goldner Schimmer durchfluthet den Raum, mir ist, als wäre ich in himmlische Sphären entrückt! Wohl weiß ich, daß meine Liebe eine hoffnungslose ist und nie erhört werden wird, aber die Schmerzen, die sie mir bereitet, gewähren mir ein trauriges Glück, sie sind mir theuer, denn ich besitze in ihnen einen Theil von ihr, der ewig mein Eigenthum bleiben wird. — Haben Sie je geliebt, Madame Laurent?"

Eine seltsame Frage! Als ob ich mit Runzeln und grauen Haaren auf die Welt gekommen wäre! Ich wurde wirklich etwas verlegen, daß dieser ungestüme Jüngling im Uebermaß seiner Erregung alle Discretion vergaß, ich erröthete sogar ein klein wenig; um mir eine Contenance zu geben, nahm ich eine Prise aus meinem Döschen und erwiederte dann würdevoll:

„Gewiß, Monsieur Emile, habe auch ich in meiner Jugend meinen kleinen Roman gehabt, bien honnêtement, cela va sans dire, ich habe Thränen vergossen, ich glaubte nie mehr wieder im Leben froh werden zu können — ganz wie Sie."

„Wie ist da ein Vergleich möglich!" rief er heftig; „Sie mögen wohl ein kleines schüchternes sentiment empfunden haben, doch eine wirkliche Leidenschaft können Sie nicht gekannt haben, sonst würden Sie mir nicht so kühl vorschlagen, mich freiwillig, aus Vorsicht! zu verbannen. Das ist ja eben das Unfaßbare, Räthselhafte dieses göttlichen Gefühls, daß es siegreich Alles niederwirft, was die Ver-

nunft an bedächtigen Gründen dagegen anführt. Folgte selbst der Tod unmittelbar dem Kusse, der zwei liebende Seelen vereinigt — ich würde seiner spotten, denn was bedeutet Vernichtung gegen den einen Moment, der die höchste Wonne des Lebens umschließt?"

Und da ich wohl sehr bestürzt dareinschauen mochte — nie hätte ich dem sanften, stillen, jungen Menschen einen so wahnsinnigen Ausbruch zugetraut — ergriff er bittend meine Hand; wie ein Kind, das, streng bedroht, seine Thränen hastig herunterwürgt, unterdrückte er mit gewaltsamer Anstrengung seine wilde Erregung.

„Vergessen Sie, was ich Thörichtes gesprochen, Madame Laurent," sagte er flehend, „ich kann freilich das Wort nicht zurücknehmen, daß ich sie liebe, aber ich schwöre Ihnen, es nicht zum zweiten Male zu wiederholen. Ich werde schweigen, wie ich es bisher gethan, nur schicken Sie mich nicht fort, lassen Sie mich in ihrer Nähe sein, ihr süßes engelhaftes Gesicht betrachten, ihre liebliche Stimme hören. Ich will nichts, als ihr treuester Diener sein, weiß ich doch, welche Kluft mich von der vornehmen Dame, der Gräfin W. trennt."

Irene trat in diesem Augenblick ein und dem jungen Manne wurde somit die Rede abgeschnitten; er verstand es übrigens, sich zu beherrschen — die Armen, die sich durchs Leben kämpfen müssen, lernen diese schwere Kunst bei Zeiten. Wie er sie begrüßte und in respectvoller Haltung ihre Ansprache erwartete, hätte Niemand vermuthet, daß jeder Nerv an ihm zuckte und bebte.

Ich war viel weniger ruhig, das Behagen an dem friedlichen Beisammensein war mir gestört; unwillkürlich machte ich mehr Geräusch wie nöthig, als ich die Tassen und Löffel ordnete, meine Hände vermochten nichts recht festzuhalten, was Irene, die sehr empfindlich und schreckhaft ist, auffahren machte.

„Du scheinst angegriffen, ma bonne," sagte sie freundlich, „es ist Unrecht von mir, dir die kleine Mühe nicht längst abgenommen zu haben, laß mich den Thee bereiten."

Sie schob mich sanft bei Seite und nahm meinen Platz vor dem Samovar ein. Wie anmuthig sich ihre feinen Hände bewegten und wie entzückend sie die warme Röthe kleidete, die die Nähe des glühenden Kessels auf ihren Wangen erzeugte! Die Amme war noch mit Tania im Zimmer und da sie oft erfahren, daß sich die Stirn der Gebieterin umwölkte, wenn sie die Kleine erblickte, hatte sie sich mit ihr in die Ecke, neben dem großen, vorspringenden Kachelofen zurückgezogen. Der von der Lampe beleuchtete Tisch mit dem blitzenden Geräth darauf erschien jedoch Tania viel zu anziehend, um in dem dunklen Winkel geduldig auszuhalten, außerdem sah sie ihren Freund, Monsieur Emile, der gewöhnlich eine Spielerei für sie in der Tasche hatte. So erhob sie dann ihr Stimmchen und krähte und jauchzte, ganz, wie durch Liebe verwöhnte Kinder zu thun pflegen. — Das kleine Geschöpfchen ahnte glücklicherweise noch nicht, daß sein Lallen von keiner zärtlichen Mutter gehört wurde. Ich stand auf, um sie zu beruhigen, weil ich fürchtete, es möchte der kalte, gleichgültige, fast widerwillige Ausdruck wiederkehren, den Irenens Gesicht stets annimmt, wenn sie des Kindes gewahr wird. Zu meiner freudigen Ueberraschung trat die Abneigung heute weniger schroff hervor, war es, daß sie sich vor dem fremden Zeugen Zwang anthat, oder regte sich endlich das Muttergefühl leise in ihr, kurz, sie wandte sich um und sagte zu mir mit dem Anfluge eines Lächelns:

„Komm mit Tania zu uns, ma bonne, du bist doch nur glücklich, wenn du ein Kind schaukeln und warten kannst."

Ich nahm beinah schüchtern meinen verlassenen Platz wieder ein und bemühte mich, die Kleine, die nach Allem greifen wollte, ruhig zu halten; wie sie Monsieur Emile an der anderen Seite des Tisches erblickte, strebte sie fröhlich lachend zu ihm und Irene, die zwischen mir und ihm saß, setzte sie sich einen Moment auf den Schooß, damit sie ihm ein Händchen geben konnte.

Wenn ein Fremder jetzt eben in das Zimmer getreten wäre, würde er geglaubt haben, die glücklichste Familienscene vor sich zu sehen. — Ach! es war unmöglich, daß mein Liebling je unter diesem Dache Frieden fand, vor der Schwelle lauerte das Elend, es genügte der bloße Klang einer Stimme, ihr zurückzurufen, daß sie das beklagenswertheste Weib auf dieser Erde war. Und zu der bangen Sorge, die mir

die gefährliche schutzlose Lage Irenens einflößte, gesellte sich die um den jungen Mann, den wir unseren einzigen Freund nannten. Ich beobachtete, wie flammend zärtlich sein Auge auf der Gräfin ruhte, sobald er sich unbemerkt wähnte, wie seine Hand zitterte, wenn er die Tasse empfing, die sie zuvor berührt, wie er heiß erröthete, wenn ihn zufälligerweise ihr Kleid streifte — nein! es durfte so nicht weiter gehen! Wohin soll es führen? Ich mißtraue der Kraft der Selbstüberwindung und Entsagung, die die Jugend zu besitzen vorgiebt, eines Tages wird ihn die Gewalt seines Gefühls übermannen, er wird sich hinreißen lassen, es in Worte zu fassen, und dann endet dieser mir und ihr lieb gewordene Verkehr mit einer grellen Dissonanz. Daß sie seine Neigung erwiedert, scheint mir undenkbar! Vielleicht nach Jahren, wenn sie sich allmälich an ihn gewöhnt und gelernt hat, in ihm einen Bruder, einen uneigennützigen Beschützer zu sehen, wird sie, nicht ihn lieben in dem Maße, wie er sie, aber ihm vertrauen, ihr armes gebrochenes Leben unter seine Obhut stellen — doch, dazu müßte sie frei und nicht an diesen brutalen Tyrannen geschmiedet sein, der ihrer überdrüssig ist und sich voller Zorn sagt, daß es manchmal leichter ist, sich eine Frau gewaltsam anzueignen, wie sich ihrer zu entledigen.

Gott, wie wird es enden? Diese frivole, vergnügungssüchtige Gesellschaft, die Irene ein gewisses Wohlwollen zeigte, das zum größten Theil ihrer seltenen Schönheit galt, hat ein gar kurzes Gedächtniß, sie hat sie schon vergessen. Ihre Krankheit und der Befehl des Grafen halten sie den Kreisen fern, die sie anfangs so geräuschvoll bewunderten; ihr Gatte läßt häufig hier und dort ein Wort fallen, das auf den menschenscheuen Tiefsinn, die Geisteszerrüttung seiner Frau anspielt — so erlischt in den Menschen nach und nach das Interesse, das sie vorübergehend erweckt. Dazu kommt die eigenthümliche Scheu, die Gemüthskranke den Meisten einflößen, und Niemand zweifelt, daß Irene zu ihnen gehört, ein Jeder erinnert sich jetzt ihrer steten Schwermuth, ihres unbelebten Wesens, des oft starren Blickes ihres Auges — natürlich, sie ist wahnsinnig! Mich würde es nicht wundern, wenn sie es wäre! Mitten in der Nacht packt mich oft eine fürchterliche Angst, daß der Graf sie in ein Irrenhaus schleppen lassen könnte, wo die armen Opfer einer barbarischen, grausamen Behandlung unterworfen werden, die sie erst zu dem macht, was gewesen zu sein Andere von ihnen behaupten. Ich habe von diesen Anstalten so viel des Schauerlichen gehört, die Vorstellung, Irenens zarten Körper rohen Mißhandlungen und Torturen preisgegeben zu sehen, macht mir das Blut in den Adern erstarren. Könnte ich mit ihr nach Malinowka fliehen, um sie vor dem ihr drohenden Schicksal zu retten! Vielleicht ließe sich dieser Plan ausführen, wenn uns Monsieur Emile seine Hülfe zusagte — doch nein, es wäre egoistisch, unedel sie anzunehmen, seine ganze Existenz könnte dadurch vernichtet werden. Der Graf würde seine Mitwissenschaft fürchterlich ahnden, er würde den jungen Mann zerschmettern, ihm jede Aussicht für die Zukunft abschneiden und was sollte er dann beginnen? Er ist arm und hat eine alte Mutter zu ernähren, wie er mir neulich sagte. — An ihn dürfen wir uns nicht wenden, obschon er der Einzige ist, der eine Verbindung mit der Außenwelt vermitteln, der uns durch den Verkauf einiger Juwelen das nöthige Geld, einen Paß verschaffen könnte, ohne den letzteren namentlich ist an eine Reise in diesem Lande nicht zu denken.

Weitere Aufzeichnungen der alten Gouvernante.
(Zwei Jahre später.)

Malinowka, im Herbst 1795.

„Herr, nun laß deinen Diener in Frieden sterben!" so ruft, glaube ich, ein heiliger Greis, von dem das neue Testament erzählt, und ich stimme aus tiefster Seele diesen Worten bei. Daß mein morscher Körper mir noch immer nicht den Dienst versagt, daß diese von Thränen halb erblindeten Augen noch immer sehen, diese Ohren noch hören können, ist mir unbegreiflich. Was dieses Wunder vollbringt, ist das Bewußtsein, daß es ein hülfloses kleines Geschöpfchen giebt, dem vorläufig meine welke Hand als unerschütterlich feste Stütze gilt und welches glaubt, vor allem Ungemach, allen Gefahren geschützt zu sein, wenn es das krause Lockenköpfchen in die Falten meines Kleides verbirgt. Die dreijährige Tania meine ich, Tatiana Grego-

Digitized by Google

riewna, wie die Diener sie jetzt nennen, die künftige Herrin von Malinowka. Für sie beende ich diese Erinnerungen, die sich mit der Geschichte ihrer Mutter beschäftigen; vielleicht setzt sie selbst später als Schluß ein Kreuz unter meinen Namen und fügt hinzu: Gestorben den und den.

Mir wird es recht schwer, meine Gedanken so zu ordnen und zu sammeln, wie es zum Niederschreiben erforderlich ist, und dann müssen sie zu jenem Palaste an der blauen Brücke zurückkehren, den sie in Vergessenheit begraben möchten. Allmälig besinne ich mich auf die einzelnen Vorgänge. Jener Abend, dessen ich zuletzt in meinen Aufzeichnungen gedachte, wiederholte sich mehrmals noch in ähnlicher Weise. Der Graf schien sich gar nicht mehr um seine schöne bleiche Frau zu kümmern, meistens war er fern von Hause, auch die Mahlzeiten nahm er auswärts ein. Die Visiten von Damen hatten vollständig aufgehört, weil es allgemein hieß: die Gräfin W. sei geisteskrank, die männlichen Besucher wurden direct in das Cabinet des Hausherrn geführt. Hätte Irene nicht mich gehabt, sie würde ganz vereinsamt und verlassen gewesen sein. Auf mein Zureden entschloß sie sich, bei dem hellen klaren Frostwetter wohlverpackt im Schlitten auszufahren, ich hoffte von der frischen Luft Kräftigung ihrer erschütterten Gesundheit. Die Amme mit der Kleinen und ich begleiteten sie und uns Allen machten diese Fahrten mit den muthigen Pferden, die wie der Sturmwind liefen, viel Vergnügen. Längs der großartigen, granitnen Quais, an den prächtigen Kaiserpalästen vorüber, ging es nach den Inseln, immer auf blendend weißer, funkelnder Schneedecke, über die der Schlitten pfeilschnell schoß. Doch auch diese kleine Unterbrechung des traurigen Einerleis von Irenens Existenz wurde ihr versagt. Als der Graf von diesen Fahrten hörte, gerieth er in heftigen Zorn, er verbot dem Intendanten, derartigen Befehlen der Gräfin zu gehorchen, und überschüttete sie und mich mit einer Fluth von häßlichen, gemeinen Worten. Trotz seines hohen Ranges war er roh und ungebildet wie ein Kosak. Er mochte befürchten, daß seine Aeußerungen über den Zustand seiner Gattin ein Dementi erfahren könnten, wenn man sie, anscheinend so ruhig und glücklich mit ihrem Töchterchen spazierenfahren sähe. Sprach er mit ihr, dann zuckte ein tückischer, röthlicher Strahl aus seinem Auge, wie aus dem eines Raubthieres, das auf seine Beute lauert — es war ein entsetzlicher Blick!

Madame Tissot, die Modistin, besuchte mich, nicht um aus zahllosen Cartons glänzende Toiletten hervorzukramen — da die Gräfin nicht mehr in Gesellschaften ging, bedurfte sie ihrer nicht — die gute Dame kam einfach aus Neugier. Ich durfte ihr deswegen keinen Vorwurf machen, sie sah in den Menschen nur Kunden oder Nichtkunden, nach deren Verhältnissen sie sich bloß erkundigte, wenn sie ihr Stoff zu Zuträgereien boten.

„Et cette pauvre comtesse, si jeune et si jolie, est-elle réellement??“ Eine Bewegung nach dem Kopf vervollständigte den Satz.

„Pas plus que vous et moi!“ antwortete ich entrüstet, „ich weiß nicht, wem es ein boshaftes Vergnügen ist, dieses falsche Gerücht auszusprengen.“

„Ich begreife vollkommen, daß Sie sich dadurch verletzt fühlen — mais, que voulez-vous? Es ist ein Unglück, das einen Jeden treffen kann. Mir ahnte schon dergleichen, als die Frau Gräfin sich den elegantesten Roben gegenüber so gleichgültig und interesselos verhielt, eine Dame, die keinen Sinn für einen manteau de cour hat — mit der kann es nicht richtig sein! Dazu die schwere Krankheit bei der Entbindung, le lait s'est porté à la tête, bei so jungen, zarten Wesen soll das häufig vorkommen. Ihre Majestät die Kaiserin hat neulich theilnehmend nach ihr gefragt.“

Was half mein Widersprechen? Die Leute bekehren sich ungern von einer vorgefaßten Meinung, weil das Eingeständniß, sich getäuscht zu haben, einen vorhergegangenen Irrthum, einen Mangel an Scharfsinn bekundet. Madame Tissot sagte mir noch, daß der Graf wie ein Narr in das große blonde Ehrenfräulein verliebt wäre, er würde vollständig zum Gecken und die jüngeren Männer verspotteten ihn unbarmherzig. Das Fräulein verhielte sich ausnehmend hochmüthig und abweisend, was seine Leidenschaft immer mehr anzufachen schiene.

„Wenn Wahnsinn als Scheidungsgrund zu benutzen wäre, so würde er gewiß seine

Ehe lösen, um jene spröde Stolze heimzuführen. — Chacun, selon son goût, mir könnte sie nicht gefallen, sie hat nichts von einer feinen Dame an sich, ihr Auftreten ist gar zu robust und männlich."

Ich sah meine Landsmännin nicht wieder, entweder blieb sie aus eignem Antriebe fort, oder dem Portier war befohlen worden, sie nicht mehr vorzulassen.

Irene war eine Gefangene in dem Palaste, von dessen endlosen Sälen und Gemächern ihr schließlich nur ihr Schlaf- und mein Zimmer als Aufenthalt blieb. Die Dienerschaft, die bald bemerkte, daß sie eine Verstoßene war, fand es gerathener, sich in die Gunst des strengen Gebieters einzuschmeicheln, und vernachlässigte daher von Tag zu Tage mehr die Herrin; kaum, daß die unentbehrlichsten Dienstleistungen für uns verrichtet wurden. Ja, es war ein seltsam ärmliches Leben, das wir in dem glänzenden Palaste an der blauen Brücke führten! Monsieur Emile war der Einzige, der uns stets die gleiche Aufmerksamkeit und Ergebenheit bewies, er war eben eine redliche, durch und durch hochherzige Natur. Und wie muthig und begeistert wußte er zu sprechen, wenn die Rede auf die Bewegung der Geister kam, die die Welt durchzitterte! Wie feurig er dann die Rechte der Unterdrückten, der Unfreien vertheidigte! Er war Abends unser regelmäßiger Gast, verspätete er sich einmal, durch Geschäfte in Anspruch genommen, so blickte Irene wohl nach der Uhr und begrüßte den Erwarteten mit einem freundlichen Lächeln. Ich bewunderte im Stillen, wie mannhaft er sich beherrschte, der leidenschaftliche Ausbruch, der mich erschreckt hatte, schien für immer besänftigt, aber er litt innerlich, das stand deutlich auf seinem Gesicht geschrieben.

Unser Zustand war ein unnatürlich gespannter, ich kann ihn dem eines zum Tode Verurtheilten vergleichen, dessen Hinrichtung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben ist und der sich jeden Morgen beim Erwachen fragt: Wird die Execution heute vollstreckt werden? Die Wochen, die so verflossen, dünkten mich Monate, Jahre, eine fieberhafte Unruhe trieb mich rastlos hin und her. Irene war viel gefaßter als ich: „Was kann noch Schlimmeres kommen, als schon geschehen?" fragte sie, die großen schwarzen Augen mit dem traurigen Blick auf mich richtend. Wie ich so meinen alten Kopf nach irgend einem klugen Gedanken durchforschte, der uns eine tröstliche Aussicht eröffnet hätte, fiel mir plötzlich ein, mich schutzflehend an die Kaiserin zu wenden. Man redete ihr vielerlei nach, doch wurde behauptet, sie besäße ein im Grunde großmüthiges Herz, wenn auch ihre Handlungen, namentlich die ihres Alters, oft von dem kleinlichsten, sogar in Grausamkeit ausartenden Egoismus geleitet würden. Ich wollte an sie schreiben und ihr die Lage Irenens der Wahrheit gemäß darstellen; war sie überhaupt willens, sich ihrer anzunehmen, dann mußte sie wissen, was sie zu thun hatte. Monsieur Emile war mit diesem Plan einverstanden, die Schwierigkeit hatte darin gelegen, wie ich den Brief der Herrscherin zukommen lassen sollte, da ich keinem der Diener trauen durfte; er half mir aus dieser Verlegenheit, indem er erklärte, sich selbst der Besorgung unterziehen zu wollen. Im Auftrage des Grafen hatte er einige Male mit der Hofkanzlei zu thun gehabt, die Beamten dort waren ihm bekannt und er hoffte, einen von ihnen zu bewegen, die Bittschrift der Kaiserin zu überreichen. Ich machte mich also daran, dieselbe aufzusetzen; es ist mir nicht mehr genau erinnerlich, was ich geschrieben habe, ich weiß nur, daß ich mich bemühte, möglichst ruhig die Verhältnisse zu schildern. Andere haben selten ein Verständniß für unsere leidenschaftlichen Aufwallungen, was uns bis in den tiefsten Grund der Seele empört, läßt den Unbetheiligten kühl und besonnen, ist ihm oft unbehaglich, ohne, daß wir ihn deshalb der Herzlosigkeit beschuldigen könnten. Die Thatsachen allein erregen Theilnahme, nicht die Art, wie wir sie betrachten. Ich hatte den Brief in die Hände des treuen jungen Mannes gelegt, welcher sich den besten Erfolg davon versprach; der Secretär der Bittschriftcommission, ein feiner, gewandter Herr, der sich stets außerordentlich verbindlich gegen ihn gezeigt, und dem es oblag, der Kaiserin täglich Vortrag über die einlaufenden Gesuche zu halten, hatte ihm sein Wort verpfändet, das Schreiben sofort vorzulegen und der besondern Aufmerksamkeit der Souveränin zu empfehlen. Monsieur Emile war eine reine, aufrichtige Seele, er glaubte noch an die Menschen und hegte kein Miß-

trauen gegen sie, wenn sie ihm nicht offenkundige Beweise von Nichtswürdigkeit gegeben hatten.

In welcher Spannung, wie zwischen Furcht und Hoffnung schwankend wir diese Tage verbrachten, vermag ich nicht zu schildern; ich bemühte mich, mich an den Gedanken eines Mißerfolges zu gewöhnen, wenn es dem Grafen gelang, der Kaiserin Urtheil durch Einflüsterung zu beirren, so würde sie in Irenens Worten — ich hatte in deren Namen geschrieben — nichts als die Einbildungen einer Wahnsinnigen sehen, die sie im besten Fall beklagte, der sie jedoch nicht helfen konnte. Ward somit auch dieser einzige Rettungsweg versperrt, so blieb uns nur noch übrig, an Flucht zu denken — wie sie zu bewerkstelligen sei, wußte Gott allein; nicht das geringste Hinderniß war die kleine Tania, die mitzunehmen ich fest entschlossen war — was hätte aus dem Würmchen werden sollen, das der unnatürliche Vater der Verwahrlosung überließ?

So saßen wir drei eng Verbündete am Abend des dritten Tages um den runden Tisch zusammen und Monsieur Emile discutirte die mögliche Entscheidung der Kaiserin, deren Antwort wir von morgen an stündlich erwarten konnten; er sagte uns, daß der Graf untraitabler und auffahrender denn je sei, er schiene es darauf anzulegen, ihm seine Stellung zu verleiden, ihn zu demüthigen, die Adjutanten müßten sich zwar auch diese finsteren Launen gefallen lassen, aber er wäre das speciell auserlesene Opfer und er vermuthe fast, daß Zuträgereien den Groll nährten. Irene wandte sich mit einem traurig-sanften Lächeln zu ihm:

„Sie sollten nicht so warm meine Partei ergreifen, Monsieur, ich gehöre zu d e n e n, die ihren Freunden Unglück bringen, die Wenigen, die mich liebten, haben bitteres Leid dafür eingetauscht. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal, das ja doch unabwendbar ist, ich werde Ihrer stets mit Dankbarkeit gedenken."

„Gräfin," rief der junge Mann feurig, „können Sie im Ernst glauben, daß ich so feige und egoistisch sein würde? Welchen Werth hätte das Leben noch für mich, sollte ich von Ihrem Angesicht verbannt sein! Ich würde dieser erbärmlichen Chicanen nicht erwähnt haben, wäre es nicht gewesen, um die augenblickliche Stimmung des Grafen zu charakterisiren. Gönnen Sie mir das Glück, mein Leben für Sie einsetzen zu dürfen."

Er hatte sich vorgebeugt und blickte sie mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Innigkeit an; eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht, eine Ahnung von dem, was in der Tiefe seiner Seele verborgen ruhte, mochte sie überkommen. Etwas verwirrt senkte sie die langen Wimpern und reichte ihm halb abgewandt die Hand, die er leidenschaftlich küßte.

Da wurde die Thür heftig aufgerissen — der Graf stand auf der Schwelle mit von Zorn und Wuth verzerrten Zügen, er hatte einen zerrissenen Brief in der Hand, den er drohend schwenkte — ich errieth Alles! Der Secretär hatte sein Versprechen treulos gebrochen, es war ihm wichtiger, sich die Gunst des mächtigen Herrn zu sichern, als sich zum Beschützer einer Unterdrückten aufzuwerfen — er hatte den Brief dem Grafen ausgeliefert. Es war ein teuflisches Lächeln, mit dem der Eingetretene uns, die wir wie erstarrt und und versteinert sitzen blieben, musterte.

„So," sagte er mit heiserer Stimme und sich mühsam bezwingend, „hier also werden Pläne gegen mich geschmiedet, in meinem eignen Hause werden Intriguen gesponnen? Wer hat diesen Brief geschrieben? Antwort will ich haben!" donnerte er.

Ich richtete mich auf — zaghaft sollte er mich nicht finden, da doch Alles verloren war, brauchte ich nicht ängstlich meine Worte zu wählen.

„Ich," erwiederte ich, vortretend, „und selbst Ihre eiserne Stirn wird es nicht wagen, mich der Unwahrheit zu beschuldigen. Wollen Sie wieder Jemand ermorden? Hüten Sie sich, die Mauern Ihres Palastes sind zwar dick, aber wir sind nicht im Innern des Landes, wo Sie ungestraft ein Verbrechen begehen durften, sondern in der Residenz, die tausend Ohren hat zu hören. Versuchen Sie es, Hand an Irene zu legen, und morgen erzählen es sich die Vögel auf den Dächern."

„Alte wahnsinnige Hexe!" knirschte er wüthend, „Ihnen kommt es zu, eine solche Sprache zu führen, Ihnen, die Sie die Zusammenkünfte dieses ehrvergessenen Weibes mit ihrem Liebhaber begünstigen. —

So rede doch!" schrie er Irene an, „es wundert mich nicht, daß du das Erröthen verlernt hast, da du dich so weit erniedrigst, mit einem Diener, einem Sklaven, den ich auspeitschen, mit Fußtritten fortjagen kann, ein Verhältniß anzuknüpfen." Mit erhobener Faust trat er auf sie zu, die zitternd bis an die Wand zurückgewichen war und beide Hände gegen die Schläfen gedrückt hielt. Der junge Mann sprang vor, sie mit seiner Person zu schützen.

„Nicht einen Schritt weiter," rief er energisch, seine schlanke Gestalt entwickelte eine stählerne Kraft, denn er preßte den Arm des herkulischen Grafen, den dieser ihm vergebens zu entwinden strebte, wie in einen Schraubstock zusammen. „Wenn Sie noch ein einziges beleidigendes Wort gegen diese edelste und reinste der Frauen ausstoßen, schlage ich Sie nieder!"

Der Graf schäumte, er rang mit dem kühnen Jüngling, der mir zurief, Irene zu entfernen, um sie vor der Wuth dieses Unmenschen zu schützen, die kleine Tania erhob ein klägliches Geschrei, die Amme heulte — es war eine häßliche, abschreckende Scene. Der Lärm zog einige Diener herbei, die auf den Befehl ihres Herrn demselben zu Hülfe eilten. Der Uebermacht gelang es, Emile zu Boden zu werfen und zu knebeln.

„Fort mit ihm in den Hof," keuchte der Graf, „die Kutscher sollen ihn so lange peitschen, bis ihnen die Arme lahm werden, er hat sich an mir vergriffen. Darnach soll er der Polizei übergeben werden, ich bin revolutionären Umtrieben auf der Spur, mit denen er in Verbindung steht. — In den sibirischen Bergwerken wird dir Zeit bleiben, deinen Freiheitsträumen nachzuhängen," wandte er sich höhnisch an den Unglücklichen, der wie ein Bündel zusammengeschnürt dalag und selbst in dieser qualvollen Situation nur daran dachte, einen Blick Irenens zu erhaschen. Es kam Leben in ihre Erstarrung, sie stürzte auf den Grafen zu und ihre Hände flehend faltend, rief sie mit herzzerreißendem Ton:

„Seien Sie barmherzig, er hat nichts verbrochen, als Mitleid mit mir gehabt! Nicht diese grausame, entehrende Strafe, die ihn tödtet! Mich wird sein Schatten verfolgen, wenn um meinetwillen sein Blut fließt."

Eine unbeschreibliche Verzweiflung malte sich in ihrem schönen Antlitz, sie war auf die Knie gefallen, in der Angst ihrer Seele demüthigte sie sich vor ihrem gehaßten Peiniger.

„Du trägst wohl Sorge, daß das Gesicht deines Liebhabers entstellt werden könnte? Es ist ebenso glatt, wie das des ersten, dem du ewig treu zu bleiben schwurst — nun, die Treue hat nicht lange gedauert."

Sie schrie auf, wie ein zu Tode getroffenes Wild, aber sie brach nicht schwach zusammen, sondern richtete sich stolz zu ihrer vollen Höhe auf, in ihrem leichenblassen Gesicht loderten die schwarzen Augen gleich mächtigen Flammen — die zu straff gespannte Sehne war zerrissen, das sanfte, duldende Geschöpf hatte sich plötzlich in einen Racheengel verwandelt.

„Sie, Sie wagen es, die blutige Gestalt dessen heraufzubeschwören, den Sie getödtet haben!" rief sie mit so wilder Energie, daß er unwillkürlich erbebte. „So möge denn sein Gespenst umher gehen in diesen Räumen und die letzte Spur von Glück und Friede aus ihnen scheuchen, Nachts möge es an Ihrem Bette stehen, Sie mit gläsernen Blicken anstarren und mit angstvollen Träumen ängstigen. Wer auch den Fuß setze über diese Schwelle, auf dem ruhe der Fluch Ihrer That, nichts soll hier gedeihen als Zwietracht, Schande und Elend!"

Der Graf war abergläubisch, wie alle Russen, auch die vornehmen es sind, einer solchen Verwünschung traute man einen geheimnißvollen, unheilbringenden Einfluß zu; sein braunrothes Gesicht hatte sich entfärbt, die Diener machten das Kreuzeszeichen und drängten sich furchtsam zurück.

„Sie ist wahnsinnig!" sagte ihr Herr mit noch unsicherer Stimme, „was steht ihr da und horcht auf ihre sinnlosen Worte. Geht und nehmt den da mit!"

Die gewaltsame Spannung, in der Irene sich befand, löste sich, sie stieß einen Weheruf aus, als der junge Mann fortgeschleppt wurde und fiel ohnmächtig in meine Arme. Der Graf verließ mit einem finsteren Blick schweigend das Zimmer, dessen Thür er abschloß, um uns jede Verbindung nach außen abzuschneiden.

Irene war wieder zu sich gekommen, aber es war ein trauriges Erwachen; sie

weinte mir am Halse und behauptete, das Schmerzensgeschrei des Unglücklichen vom Hofe herauf zu vernehmen. Nach der Lage des Zimmers war das unmöglich, ihr aufgeregtes Gemüth spiegelte ihr diese Einbildungen vor. Welch bittere Vorwürfe machte ich mir, den jungen Freund mit in das Elend gestürzt zu haben, er hatte uns nicht helfen können und ging nun selbst einer schrecklichen Zukunft entgegen. Die Beschuldigung des Grafen, so nichtig und aus der Luft gegriffen sie war, genügte, um ihn zu der grausamsten Strafe verdammen zu lassen. Revolutionäre Umtriebe! Auf dieses Wort hin, wurde er verurtheilt, ohne gehört zu werden. Und was war über uns beschloßen? Auf alle Fälle steckte ich einige Juwelen Irenens zu mir, um nicht gänzlich von Mitteln entblößt zu sein.

Lange bevor der Morgen graute, wurde an unsere Thür geklopft, der Intendant, ein Leibeigener und ein willenloses Werkzeug seines Herrn, trat herein; einen scheuen Blick auf die Gräfin werfend, zog er mich bei Seite, um mir zu sagen, daß wir uns auf eine Reise vorzubereiten hätten, in einer Stunde sollten wir, d. h. Irene, ich und die Amme mit der Kleinen fortfahren; die nothwendigsten Effecten wären schon eingepackt, er hätte auch für Decken und Pelze gesorgt, damit wir nicht von der Kälte litten.

Die letztere Maßregel war keinesfalls von dem Grafen anbefohlen, ein Rest von Anhänglichkeit an die allezeit gütige Herrin mochte sie ihm eingegeben haben.

„Von hier fort!" rief Irene in fast jauchzendem Ton, „laß uns eilen, ma bonne, wo wir auch hingeschickt werden, ich werde überall freier athmen als hier!"

Sie kleidete sich in fliegender Hast an, ich konnte sie kaum bewegen, etwas warmen Thee zu trinken, was doch durchaus nöthig war, da draußen eine bitterliche Kälte herrschte. Nach Ablauf einer Stunde erschien der Intendant, um uns herunterzuführen. Als wir vor zwei Jahren angekommen, war der Reisewagen vor dem großen Portal vorgefahren, eine zahllose Dienerschaft stand in respectvoller Haltung zu beiden Seiten der Paradetreppe und der Graf hatte seine wunderschöne junge Gemahlin triumphirend durch die Reihen geführt. An diesem dunklen Morgen — es war noch nicht sieben Uhr — schlichen wir wie Verbrecher über die Hintertreppe nach einer Seitenpforte, vor der uns der Wasock, ein bedeckter, fast einem Sarge gleichender Schlitten, erwartete. Wir krochen eines nach dem anderen durch die kleine Thür hinein; außer dem Kutscher war uns ein alter Diener mitgegeben, der mit der Leitung der Reise beauftragt schien, denn der Intendant zahlte ihm eine Geldsumme aus und schärfte ihm wiederholt gewisse Befehle ein. Es dauerte lange Zeit, bis wir die große Stadt passirt hatten; durch das in die Rückwand eingeschnittene Fensterchen sah ich, wie öde und still noch die Straßen waren, kaum, daß hier und da ein verschlafener Dwornick die Hausthür öffnete, oder ein Kutscher mit der Stalllaterne über den Hof ging. Allmälig wurden die Häuser kleiner, armseliger und dünner gesäet, weite Strecken eingezäunten Gartenlandes trennten sie, unabsehbare Flächen, spärlich mit Bäumen bestanden, thaten sich auf und Petersburg, das wir nicht wieder betreten sollten, lag uns im Rücken. Wir befanden uns auf der nach Moskau führenden Landstraße, die sich in endloser Einförmigkeit viele Hunderte von Werst hinzieht, bald durch sumpfige Niederungen sich windend, bald meilenlange Nadelwälder durchschneidend. Dichte Schneemassen füllten die Bodensenkungen, die Gräben aus, sie thürmten sich zu beiden Seiten des Weges oft zu Wällen auf, sie lagen auf den Aesten der Bäume, die unter der Last manchmal mit weithinschallendem Krachen zusammenbrachen. Wenn wir viele Stunden gefahren waren, stießen wir auf ein kleines Städtchen, ein im Schnee vergrabenes elendes Dorf; wir hielten vor dem Posthause und während die Pferde gewechselt wurden, erlaubte man uns, in die Passagierstube zu treten, deren glühende Backstubenatmosphäre uns nach der ausgestandenen Kälte in Betäubung versetzte. Wir tranken ein paar Gläser heißen Thee, der den erstarrten Gliedern etwas Geschmeidigkeit verlieh, und krochen dann wieder in den Wasock zurück, wo wir eng aneinander gedrückt saßen, um uns soviel als möglich gegen den durchdringenden Frost zu schützen. Es war im Januar, wir hatten ungefähr achtundzwanzig Grad Kälte, wenn nicht darüber, keine Decke, kein Pelz vermochte da

Widerstand zu leisten, unser Athem erfüllte den beschränkten Raum mit einem feuchten Dunst, der sich als Reif an die Wände ansetzte. In den ersten Tagen hatten wir verhältnißmäßig weniger unter diesen Mühseligkeiten gelitten, Irene schien in dem Maße aufzuleben, wie wir uns von Petersburg entfernten; obgleich sich meine Gedanken unaufhörlich mit dem unglücklichen Monsieur Emile beschäftigten, der wahrscheinlich, wie wir, bereits seinem Verbannungsort entgegenfuhr, nur mit dem Unterschiede, daß er, unzureichend bekleidet, in offner Kibitka die Unbill des entsetzlichen Winters ertragen mußte — hütete ich mich doch, seinen Namen zu erwähnen, der den Augen meines Lieblings sofort einen Strom von Thränen entlockte. Daß wir die Veranlassung seines traurigen Schicksals gewesen, bedrückte uns wie eine schwere Schuld. Wir wußten nicht einmal genau, was aus ihm geworden, wir konnten bloß vermuthen. Der Diener hatte uns erzählt, die entehrende Strafe sei wirklich an ihm vollzogen worden und zwar hätten die Kutscher kräftig zugeschlagen, blutend und halb bewußtlos, doch ohne einen Laut der Klage auszustoßen, sei er dann nach dem Gefängniß transportirt worden — das war Alles, was wir von dem schweigsamen Wassili erfuhren. Seiner Instruction gemäß vermied der zu unserem Aufseher ernannte Diener anfangs, mit uns zu sprechen, auch ließ er uns während der kurzen Ruhepausen in den Posthäusern nicht aus den Augen, damit wir nicht etwa einen Verkehr mit der Außenwelt anknüpften. Nach und nach milderte sich die wortkarge Rauhheit, die ihm nicht von Herzen kam. Das russische Volk — ich kann es wohl beurtheilen, denn ich habe jetzt über dreißig Jahre unter ihm gelebt — ist rührend gutmüthig, voller Mitleid gegen Leidende, Hülflose und Kinder; an Wassili bewahrheitete sich diese Beobachtung von neuem. Zuerst war es die kleine Tania, die sich auf dem Schoß ihrer Amme verhältnißmäßig am wohlsten befand, mit der er sich befreundete, er bedauerte sie, daß sie nicht in ihrem Bettchen schlafen konnte und keine Puppe zum spielen hatte; dann war er so frei, sich theilnehmend nach dem Befinden von Irene Stepanowna zu erkundigen und zu fragen, worin er ihr gefällig sein könnte?

Wenn wir die Nächte in den schmutzigen, armseligen Poststuben verbrachten, bemühte er sich, für sie ein nothdürftiges Lager aus Kissen, Decken und Stroh herzustellen, er rannte sich athemlos, um uns Milch und frisches Weißbrot zu verschaffen, er verstopfte die Ritzen und Löcher des Wasocks, zu denen der Wind eisig hereinpfiff, mit Werg und Moos, er that redlich, was er vermochte, unser Loos zu erleichtern. Aber es war nicht in seiner Macht, die fürchterliche Länge der Reise zu verkürzen, deren Strapazen Irenens ohnehin geringe Kräfte zu erschöpfen drohten. Ein böser Husten quälte sie Tag und Nacht und raubte ihr den Schlaf, ihr Kopf brannte und schmerzte, sie klagte über Uebelkeiten und wies mit Widerwillen die freilich nicht einladenden Nahrungsmittel zurück, die Wassili bei den Bauern für uns auftrieb.

Auf mein dringendes Forschen nach dem Endziel der Reise, gestand mir der Diener, daß ihm befohlen sei, uns nach einem im Orenburg'schen Gouvernement gelegenen Gut des Grafen zu bringen, ein Brief, den er dem dortigen Intendanten übergeben sollte, enthielte das Weitere. — Nach dem Orenburg'schen! Mein Herz hörte auf zu schlagen — das hieß, das ungeheure Reich in seiner ganzen Ausdehnung von Westen nach Osten durchmessen! Fünf bis sechs Wochen mußten wir wenigstens unterwegs sein, denn auch vorausgesetzt, daß wir auf allen Stationen frische Postpferde fanden, konnten wir doch nur kurze Strecken täglich zurücklegen; bei der schlechten Beschaffenheit der Wege in den menschenleeren östlichen Gouvernements, bei der Unsicherheit und Gefahr, die uns von Räubern und Wölfen drohte, wäre es tollkühn gewesen, nicht mit anbrechender Dunkelheit den Schutz eines Hauses aufzusuchen.

„Was soll werden?“ sagte ich in stiller Verzweiflung, „die Herrin ist krank, das Kind sieht auch schon blaß und jämmerlich aus, wenn das noch ein paar Wochen so fortgeht, wirst du zwei Leichen zu fahren haben. Kannst du eine solche Sünde vor Gott verantworten?“

Er schob verlegen seine Pelzmütze hin und her.

„Was kann ich thun, Pauline Karlowna?“ murmelte er, nach der bleichen

Frau bekümmert hinüberschielend; „Sie kennen den Barin, er will, daß man ihm gehorcht, er würde mich im äußersten Winkel des Landes zu finden wissen, wenn ich seine Befehle nicht ausführte."

Ich drang nicht weiter in ihn, ich war überzeugt, er würde bald meinen Bitten und Vorstellungen zugänglicher sein, Irenens sanft ergebenes Leiden mußte ihn erweichen, waren ihm doch dicke Thränen in den weiß gefrornen Bart geflossen, als er sie aus dem Schlitten ins Haus getragen, weil sie zu schwach zum Gehen war. „Sie wird jeden Tag leichter, ich merke es," hatte er mir zugeflüstert.

Und die Kälte, die entsetzliche Kälte! Die Todtenstille auf den weißen Schneefeldern, die Verlassenheit und Oede, die unsägliche Trauer, die ihre dunklen Flügel über Alles ringsum breitete! Traurig waren die schwarzen Wälder, traurig das Stöhnen des Windes, das Krächzen der Raben, das ferne Aufheulen der hungrigen Wölfe; traurig die verfallenen Holzhütten, die stumpfsinnigen Gesichter der Leute; traurig war der Gesang, der durch die tiefe Stille klang, wenn uns ein langer Waarenzug begegnete, der aus Hunderten von Karren bestand, von denen der eine dicht hinter dem anderen fuhr, während die in Schafpelze gehüllten Mushicks leise singend nebenherschritten.

Irenens Schwäche nahm in besorgnißerregender Weise zu; als wir zwei bis drei Tagereisen von Moskau entfernt waren, fühlte sie sich so krank, daß sie flehentlich bat, sie nicht wieder in den Wasock zu tragen, dessen stoßende, hin und her schleifende Bewegung ihren armen Kopf fast zersprengte.

Ich winkte Wassili, mit mir hinauszugehen.

„Du siehst es nun," sagte ich zu ihm, „deine Herrin hat nur noch kurze Zeit zu leben, laß sie nicht elend auf der Landstraße umkommen, gönne ihr ein friedliches Ende. Wir müssen in Moskau vorläufig bleiben, um einen Arzt zu Irene Stepanowna zu rufen, es soll dein Schade nicht sein, wenn du nachgiebst. Du hast nicht Frau und Kinder, nichts, was dich hält, ich verspreche dir, daß für deine Zukunft besser gesorgt werden soll, als es je im Dienst des Grafen geschehen würde. Du gehst mit uns auf das Gut, das der Herrin Eigenthum ist, sie wird dir die Freiheit und ein schönes Stück Land schenken, es soll dir an nichts fehlen."

„Wenn aber der gnädige Herr erfährt, daß wir nicht im Orenburg'schen angekommen sind, dann wird er mich suchen lassen von einem Ende zum anderen und — wehe mir! wenn er mich findet!"

„Darum brauchst du nicht zu sorgen, es wird viel Wasser die Wolga herabfließen, bis er von dort einen Brief erhält. Und glaubst du, daß er sich deswegen sonderlich beunruhigen wird? Ein Schneesturm hat sie verschüttet, oder irgend ein anderer Unfall ist ihnen zugestoßen, wird er denken. Er wünscht sogar, daß diese Vermuthungen in Erfüllung gehen möchten; er wird nicht unserem Verbleiben nachforschen, vorausgesetzt, wir halten uns in tiefster Verborgenheit."

Ich redete noch lange in ihn hinein, nachdem ich ihm wieder und wieder versichert hatte, daß nie eine Kunde von unserem Aufenthalte zu dem Grafen dringen würde, willigte er endlich ein.

Mein Plan war, von Moskau aus an Gribinoff zu schreiben und ihn zu bitten, uns nach Malinowka zu geleiten, sobald sich Irene etwas erholt hätte. Die Aussicht, in dem stillen Herrenhause, das durch die Erinnerung an Valerian und seine Mutter geweiht war, ihre Tage zu beschließen, übte einen wunderbaren Einfluß auf sie; die entfliehende Lebenskraft flammte wieder empor, sie trieb uns ungestüm vorwärts, um schneller „die Heimath" zu erreichen, wie sie das einsam gelegene Dorf nannte.

Gegen Abend kamen wir in Moskau an; wir getrauten uns nicht in die Stadt hinein, wo bessere Gasthäuser dem Vermögenden eine wenigstens erträgliche Unterkunft gewährten. Trotz der weiten Entfernung bestand ein lebhafter Verkehr zwischen der alten und der neuen Hauptstadt des Reiches, wie leicht konnte es daher geschehen, daß Personen, die der Gräfin W. in Petersburg begegnet, sich hier aufhielten, sie zufällig trafen und erkannten; sie war eben nicht eine Erscheinung, die man übersah oder vergaß. Um ein derartiges, möglicherweise verhängnißvolles Rencontre zu vermeiden, zogen wir vor, in den ärmlichen, entlegenen Vorstädten zu bleiben, die der Fuß der Vornehmen nie betrat.

Wassili, der erfahren und vorsichtig war, recognoscirte unter verschiedenen Vorwänden die wenig einladenden Wirthshäuser, in denen Fuhrleute, Bauern, allenfalls kleine Gutsbesitzer und Beamte einkehrten. Eines, an der Tula'schen Straße gelegenes, hatte ein freundlicheres Ansehen wie die übrigen; der Wirth, mit seinem schneeweißen über die Brust wallenden Bart, machte sogar einen ehrwürdigen Eindruck und aus dem runden Gesicht seiner Matuschka sprach sanfte Gutmüthigkeit. Später erfuhren wir, daß sie zu der Secte der Starowerzen* gehörten und der Alte wie ein Priester und Apostel von seinen Glaubensgenossen verehrt wurde. Es waren vortreffliche Leute, deren Herzensgüte sie einen Tact, eine Delicatesse lehrte, die ich in den höheren Ständen fast nie gefunden hatte. Wassili war von mir bedeutet worden, Irene für meine Tochter auszugeben, die nach Moskau gekommen, um den Ausgang eines Processes abzuwarten.

Anfangs schien unsere Aufnahme Schwierigkeiten zu machen; der silberhaarige Wirth trat mit abgezogener Pelzmütze an den Wasock und bedauerte, keine für Herrschaften geeignete Stube zu haben, wir würden bei ihm nicht gut genug aufgehoben sein. Die Frau näherte sich ebenfalls und musterte neugierig die Reisenden, sie warf ihrem Mann einen bedeutungsvollen Blick zu, als ich klagte, wie schwer es uns würde, weiter zu fahren, da meine Tochter so gar schwach und leidend sei und auch das Kind der Ruhe dringend bedürfe. Das weinende Stimmchen der kleinen Tania unterstützte wirksam meine Bitte. Das Ehepaar berieth sich leise und dann sagte die Wirthin, sie wolle uns für die Nacht ihre eigene Stube überlassen, die wohl durchheizt sei, morgen würde sich das Weitere ergeben. Der Schlitten lenkte in den Hof hinein und die braven Leuten waren uns beim Aussteigen behülflich, die Frau nahm Tania auf den Arm, der Alte trug Irene die Treppe hinauf. Das Zimmer war niedrig, doch geräumig, die Fugen und Ritzen der Bretterwände waren vorsorglich mit Moos verstopft, Tische und Stühle, die Bettstatt leuchteten von Sauberkeit. Zum ersten Mal seit zwölf Tagen konnte sich Irene bequem ausstrecken, sie war so erschöpft, daß sie einschlummerte, während ich sie noch auskleidete.

Drei Monate blieben wir in dem kleinen hölzernen Hause, dessen Bewohner uns nach wenigen Tagen so lieb wurden, als wären sie unsere theuersten Verwandten. Es war nicht die Rede davon, daß wir uns ein anderes Logis suchen sollten, die guten Alten stellten uns Alles, was sie besaßen, zur Verfügung, um uns zu längerem Verweilen zu bewegen. Wassili hatte ich mit einem Briefe zu Gribinoff geschickt, dem ich unsere Leidensgeschichte ausführlich erzählte und den ich bat, zu uns zu kommen und uns später nach Malinowka zu bringen. Nach meiner Berechnung mußte der Bote in zehn bis zwölf Tagen bei dem treuen Freunde eintreffen; unsere beschränkten Geldmittel erlaubten uns nicht, ihn mit der Post reisen zu lassen, was auch nebenbei aufgefallen wäre, man würde ihn dann nach seinem Paß, dem Namen seines Herrn gefragt haben; er wanderte wie die Bauern zu Fuß, hier und da die Gelegenheit benutzend, auf einen Waarenschlitten, der seines Weges fuhr, mit aufzusteigen.

In der niedrigen Stube bei den einfachen Leuten lernte Irene erst kennen, was es heißt, von nimmer rastender Liebe und zärtlicher Sorge gehegt zu sein. Bald nach unserer Ankunft hatte ich einen Arzt befragen wollen, da mein Liebling sich gar nicht zu erholen schien; sie magerte sichtlich ab, der hartnäckige trockne Husten beunruhigte mich, ich fürchtete die Entwicklung eines Leidens, ähnlich dem, dem ihre Mutter erlegen war. Wie aber sollte ich es anstellen, um zu einem gewissenhaften und aufgeklärten ärztlichen Beistand zu gelangen? Es gab zwar in Moskau einige ausländische Doctoren von Ruf, deren Kenntnisse gerühmt wurden, doch wagte ich mich nicht an sie, die ihre Praxis ausschließlich unter der Aristokratie hatten, zu wenden, weil Irenens Aufenthalt dadurch nothwendigerweise verrathen werden mußte. Die gewöhnlichen russischen Quacksalber kannte ich aus Erfahrung, es gehörte die zähe, urkräftige Natur des Volkes dazu, ihrer barbarischen Behandlungsweise zu widerstehen, ein paar Dutzend Blutegel, wiederholte Aderlässe, tellergroße spanische Fliegen — das waren die allei-

* Altgläubige.

nigen Heilmittel, die sie ohne Unterschied anwandten.

Unser Wirth rieth mir ab, einen Arzt kommen zu lassen, er hatte seine eigenen, ich muß sagen: recht vernünftigen Ansichten von der Natur der Krankheiten.

„Es sitzt der jungen Dame hier," sprach er, auf die Brust zeigend, „und das Leiden kann kein Doctor, nur Gott selber curiren. Etwas Linderung verschaffen, ist das Einzige, was Menschen vermögen, und da weiß ich einen Kräuterthee, der schon Manchem gut gethan hat."

Er blickte mich mit einem so klaren, klugen Auge an, daß ich ihm unbedingt vertraute. Irene fühlte sich merklich besser, nachdem sie den Trank eine Zeit lang genommen. Der Alte bereitete ihn stets eigenhändig und brachte ihn der Kranken selber, an der Treppe vertauschte er seine Stiefel gegen weiche Schuhe, damit die Stufen nicht unter seinen Tritten knarrten, leise und vorsichtig öffnete er die Thür, es war zum Wundern, wie geräuschlos sich der starke Mann bewegte.

Woche auf Woche verstrich, wir rechneten schon Ende Februar und von Gribinoff verlautete noch immer nichts; ich wußte mir dieses Schweigen nicht zu erklären, der Gedanke, daß Wassili durch irgend einen Unfall aufgehalten sein konnte, fiel mir nicht ein. Endlich kam ein Brief, der mir die erst kürzlich erfolgte Ankunft des Dieners mittheilte. Der arme Mensch war unterwegs dem Tode nahe gewesen, ein Schneesturm hatte ihn halb verschüttet, er wäre elendig umgekommen, wenn nicht der Zufall einen nach Holz fahrenden Bauer herbeigeführt hätte, der den Erstarrten auf seinen Schlitten lud und nach seiner Hütte brachte, wo er lange Zeit besinnungslos gelegen. Als er sich wieder kräftig gefühlt, hatte er seine Wanderung fortgesetzt und war dann glücklich bei Gribinoff angelangt. Unser Freund schrieb ferner, wie es ihm rathsam schiene, daß wir in unserem Versteck bis zum Frühjahr blieben, da eine Reise im Winter Irenens Gesundheit ernstlich gefährden könnte. Nach eingetretenem Thauwetter, sobald die Wege praktikabel wären, würde er uns holen. Der Vorschlag war vernünftig, ich hatte mit Sorge daran gedacht, wie mein Liebling die Anstrengungen ertragen würde. Marfa Karpowna vergoß Freudenthränen bei der Nachricht, daß sie uns noch länger unter ihrem Dache behielt, sie herzte und küßte Tania und lief in die Küche, ihr den schönsten goldgelben Pirogg zu backen.

Der alte weißhaarige Mann war Irene nach und nach der theuerste Freund geworden, dessen Gesellschaft sie sogar der meinen vorzog. Ich fühlte mich nicht dadurch beeinträchtigt und ließ sie gern mit ihm allein; sie hatten oft lange ernsthafte Unterhaltungen, die sich vorzugsweise mit den Dingen des Jenseits beschäftigten. Er glich in der That einem Patriarchen und sein Glauben war ebenso fest und unerschütterlich wie der der Männer Gottes. In der heiligen Schrift war er wunderbar bewandert. Abends hörte ich ihn mit gedämpfter Stimme der Kranken aus der Bibel vorlesen, zwischendurch beantwortete er die Einwendungen, die sie machte, und belehrte sie aus dem Schatz seiner reichen Lebenserfahrung. Was meiner hingebenden Liebe, meinen vernünftigen Vorstellungen nicht gelungen war, das bewirkte dieser schlichte, einfache Alte: er richtete die gebrochene Seele auf, er löste den starren Druck von ihrem Herzen, er führte sie zu dem Glauben ihrer Kindheit zurück. Mit ihm sprach sie über die Vergangenheit, ihm erschloß sie rückhaltlos ihr Inneres, dessen Nacht er mit der milden Leuchte des Trostes erhellte; ihr Auge glänzte, wenn er zu ihr in das Zimmer trat, freudig lächelnd streckte sie ihm die abgezehrten Hände entgegen und nannte ihn: mein Vater!

Stand ich auch dieser Wandlung verständnißlos gegenüber — in meinen Jahren ändert man seine Anschauungen nicht mehr — so ehrte ich sie doch wie ein frommes Wunder; auf welchem Wege Irene Frieden suchte, galt mir gleich — wenn sie ihn nur fand!

Im Frühling, als der Schnee geschmolzen war und die Hügel um Moskau ein lichtgrüner Schimmer bedeckte, fuhr Gribinoff eines Tages vor dem kleinen Häuschen vor. Irenens Anblick erschütterte ihn, so verändert und hinfällig hatte er sie nicht zu sehen erwartet, sie war bloß noch der Schatten des schönen, blühenden Mädchens, das er gekannt. Der Abschied von unseren Wirthen kostete viel Thränen, Marfa Karpowna wollte Tania gar nicht

aus den Armen lassen, immer wieder steckte sie den Kopf in den Wagen, um ihr einen letzten Kuß zu geben, Irene hatte beide Hände des Alten ergriffen: „Du hast meine Seele gerettet, mein Vater,“ flüsterte sie, sich innig an ihn schmiegend. Er segnete sie mit Feierlichkeit und sprach die Hoffnung aus, daß sie mit den Blumen zu neuem Leben erblühen würde. Zu mir gewandt setzte er leise hinzu: „Sie wird mit ihnen erblühen und mit ihnen vergehen, tragen Sie mit Ergebung, was Gott über Sie verhängt.“

Er sprach nur zu wahr — ich täuschte mich nicht über ihr Hinwelken. —

Malinowka!! Das stille, auf einer sanften Anhöhe stehende Herrenhaus tauchte zwischen den frühlingsgrünen Bäumen auf; im Dorfe rannten Weiber und Kinder neugierig vor die Thür, um der seltenen Erscheinung eines herrschaftlichen Reisewagens nachzustarren. Den alten Gribinoff, der dann und wann nach dem Rechten sehen kam, erkannten sie wohl und riefen ihm ein fröhliches „Gott grüße Sie, Väterchen,“ zu — wer aber mochte die bleiche, kranke Dame sein, die den Schleier zurückgeschlagen hatte und deren Blicke träumerisch ins Weite schweiften?

Vor dem Hause stand die Dienerschaft und der Starosta, denen unser Eintreffen angekündigt worden war, Petia, der Leibbursche Valerian's, derselbe, der die Leiche seines Herrn nach Malinowka gebracht, befand sich unter ihnen. Alle küßten Irene und der kleinen Tania die Hand und traten still bei Seite, um uns eintreten zu lassen. Die bejahrte Wirthschafterin, die schon Valerian's Mutter gedient hatte, sagte respectvoll, indem sie die Thür zu den Zimmern öffnete: „Es ist Alles so geblieben, wie der junge Herr es anzuordnen geruht, er selber bestimmte die Aufstellung der aus Moskau geschickten Möbel, die wenige Tage vor — vor der Hochzeit ankamen —“ Heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Auf der Schwelle des mit zartester Aufmerksamkeit für eine Frau eingerichteten Salons zögerte Irene einen Moment, aufathmend drückte sie die Hände gegen die Brust, dann zog sie die Thür hinter sich zu — sie wollte allein sein. Nach einer Stunde etwa ließ sie mich rufen; der friedliche ergebene Ausdruck ihrer Züge hatte sich nicht verändert, in ihrer sanften Art sagte sie zu mir, sie wolle diese beiden Zimmer bewohnen, in denen jeder Gegenstand ihr von Valerian's Liebe spräche, ich und Tania sollten die anstoßenden beziehen, um in ihrer Nähe zu sein. Während des schönen, gleichmäßigen Sommers schien in Irenens Krankheit ein Stillstand einzutreten, sie war kräftig genug, um allabendlich ihre Schritte nach den beiden Grabhügeln zu lenken, unter denen Valerian und seine Mutter schliefen. Niemand durfte sie auf diesem Gange begleiten, wie Petia, der frühere Leibbursche, der ihr immer wieder erzählen mußte, welches Wehklagen sich im Dorfe erhoben, als der Tod des jungen Herrn bekannt geworden, und wie ihn die Hausdiener zu seiner letzten Ruhestätte getragen hätten.

Ich hatte es nie für möglich gehalten, daß ein russischer Hausstand sich so ruhig und glatt, ohne lautes Schelten und Androhen von Strafen führen lasse, aber ich hatte den Beweis des Gegentheils vor Augen. Die Leute waren vernünftig angeleitet und vortrefflich geschult, und jetzt von besonderem Eifer beseelt; der kranken, dahinschwindenden Herrin zu Liebe thaten Alle gewissenhaft ihre Pflicht und noch ein Uebriges dazu, wer einen Wunsch von ihr errathen konnte, war stolz, ihn zu erfüllen. Wenn ich Morgens an ihr Bett trat und sie, die Augen aufschlagend, mir die Hand reichte, empfand ich jeden neu geschenkten Tag wie eine Gnade — ich fürchtete immer, sie könnte einmal sanft und still einschlafen, ohne daß ich es gewahr würde.

Gegen den Herbst nahm ihre Schwäche merklich zu, sie verlor stundenweise das Bewußtsein und erkannte die nächste Umgebung nicht, sie fragte dann wohl, wenn die kleine Tania ihr zu Füßen spielte, wer das fremde Kind sei? —

Von ihrem Tode will ich schweigen. Es war an einem sonnenhellen, warmen Nachmittage; bevor sie das Abendmahl empfing, das ihr der von Gribinoff's Gut herübergekommene Pope reichte, hatte sie nach kurzem, innerem Kampfe mit leiser, doch deutlicher Stimme gesagt:

„Ich vergebe Allen, die mir wehe gethan haben.“

Im Nebenzimmer kniete weinend und betend die Dienerschaft, das kindische La-

chen der Kleinen klang dazwischen; ich wollte sie entfernen lassen, Irene verbot es durch eine abwehrende Bewegung. Sie war so gebettet, daß sie durch das Fenster die sich langsam neigende Sonne, die schon herbstlich gefärbten Bäume erblicken konnte; ich hatte das Taufkreuz, das sie an einer Schnur um den Hals trug, ablösen und ihr in die Hand geben müssen. Sie hielt die Augen darauf gerichtet und flüsterte, da ich mich über sie beugte, ihre Worte aufzufangen:

„Ich weiß und fühle, ma bonne, daß es eine himmlische Gerechtigkeit giebt, einen gnädigen, liebevollen Gott, der uns unbegreiflich zu unserem Heile führt. — Versprich mir, Tania in dem Glauben zu erziehen, der das Herz ihrer Mutter von allem Groll, aller Bitterkeit und Verzweiflung befreit hat — sie wird bald ganz allein auf der Welt sein, da bedarf sie einer nie wankenden Stütze, welche die Zeitlichkeit überdauert —"

Nach einer halben Stunde that sie den letzten Athemzug. — Wir haben sie neben Valerian bestattet.

Ich und Tania sind einsam zurückgeblieben; die Kleine empfindet es noch nicht, daß sie eine arme Waise ist, ich ersetze ihr die ganze Welt, und um ihretwillen darf ich mich nicht nach dem Tode sehnen. Sie ist drei Jahre alt geworden, und ich habe mit Gribinoff überlegt, wer, falls ich sterbe, meine Stelle bei ihr vertreten soll. Der treue Freund will an eine in Moskau wohnende Verwandte, eine kinderlose Wittwe, schreiben und sie fragen, ob sie sich entschließen möchte, hierher zu ziehen und mich zu unterstützen. Scheide ich dann, so ist wenigstens schon für einen Ersatz gesorgt.

Malinowka, im Herbst 1802.

Der Tod vergißt mich, es gefällt ihm besser, duftige Blüthen zu pflücken als welke, verdorrte Blätter. Jetzt ist es Tania's Hand, die mich stützt, sie führt mich zum Lehnstuhl, sie legt mir die Kissen zurecht, schiebt mir ein Bänkchen unter die Füße, hüllt mich in warme Decken ein, und der freudige Eifer, mit dem sie mir diese kleinen Dienste erweist, verschönt förmlich ihr wenig hübsches Gesicht. Ein gutes, verständiges Kind, in dem sich bereits das Hausmütterchen regt, unscheinbar und schlicht in ihrem Aeußeren wie in ihren geistigen Anlagen; sie gehört, Gott sei Dank, zu den gewöhnlichen Durchschnittsnaturen, die den Vorzug genießen, daß ihnen ungewöhnliche Schicksale erspart bleiben. Ich denke mir, sie wird sich nie verheirathen und ihr Leben in Malinowka beschließen, sie scheint ganz dazu geschaffen, eine alte Jungfer zu werden.

Wie sollte sie auch die Bekanntschaft eines Mannes machen? Wir haben keine Nachbarn und sehen Niemand außer Gribinoff, der ebenso still und zurückgezogen lebt wie wir. Vor einigen Tagen hat ein Fremder zum ersten Mal unsere Schwelle überschritten. — Ein Fremder! denn meine schwachen Augen erkannten ihn nicht, bis er seinen Namen nannte: Monsieur Emile war es, der aus Sibirien zurückkehrte. Kaiser Alexander hat bei seiner Thronbesteigung eine Amnestie erlassen und dadurch Tausenden von Unglücklichen die Pforten der Freiheit geöffnet. Aus dem blondlockigen Jünglinge war ein ernster Mann geworden mit gefurchter Stirn und einem Zuge tiefer Bitterkeit um den fest geschlossenen Mund. Er war in Petersburg gewesen, seine alte Mutter wiederzusehen, von der er die langen Jahre hindurch kein Sterbenswort erfahren — den zu den Bergwerken verurtheilten Verbrechern werden keine Correspondenzen gestattet. Sie hatte ihr ärmliches Häuschen mit dem Kirchhofe vertauscht, der Wohnung, die früher oder später Alle beziehen, mögen sie in Palästen oder in Hütten vorher gelebt haben.

Die liebende Erinnerung an Irene war durch die Leiden, die sie unschuldigerweise über ihn gebracht, nicht in ihm erloschen. Seine ersten Schritte waren dahin gerichtet gewesen, Näheres über sie in Erfahrung zu bringen. Nachrichten über den Grafen W. einzuziehen, war nicht schwer; er hörte, daß der riesenstarke, gewaltthätige Mann ein hülfloser, gelähmter Greis geworden, der vor dem Blick, dem Laut der Stimme seiner hochmüthigen, kaltherzigen Gattin zitterte, die ihn vom ersten Tage ihrer Vermählung an despotisch zu beherrschen gewußt. Es hieß, sie erwarte ungeduldig seinen Tod und mache kein Hehl daraus, welch' haßerfüllte Abneigung ihr derjenige einflöße, dem sie sich um des äußeren Glanzes willen zu eigen gegeben;

Digitized by Google

mit ausgesuchter Grausamkeit wiederhole sie ihm täglich, daß sie die Rächerin seiner ersten Frau, des sanften, engelgleichen Geschöpfes sei, deren Wahnsinn und frühen Tod er verschuldet.

Von Irene konnte Niemand Genaueres sagen, als: sie wäre mit der alten Gouvernante und dem Kinde in den Schlitten gesetzt und fortgeschickt worden; da sie auf dem Gute im Orenburg'schen nicht angelangt und auch nichts von dem sie begleitenden Diener verlautet sei, hätte man vermuthet, daß sie unterwegs durch einen Schneesturm oder einen sonstigen Unfall ihren Tod gefunden.

Monsieur Emile — ich nenne ihn so aus alter Gewohnheit — begnügte sich nicht mit dieser ungewissen Auskunft, er entsann sich Gribinoff's und beschloß, sich an diesen zu wenden, eine unabweisbare Ahnung flüsterte ihm zu, Irene könnte sich zu dem alten, bewährten Freunde gerettet haben. So war er denn gekommen, um auch hier nur ein Grab zu finden, doch tröstete es ihn, zu vernehmen, wie friedlich und ergeben sie der letzten Stunde entgegengesehen.

Er verließ uns nach einigen Tagen; die neun Jahre, die er verloren, wollte er wieder einbringen und rüstig daran gehen, sich eine neue Existenz zu gründen; ich glaube, er beabsichtigte mit einem Leidensgenossen, der gleich ihm für ein angebliches Verbrechen schuldlos in den sibirischen Bergwerken gebüßt, ein kaufmännisches Geschäft zu etabliren. Aus tiefstem Herzensgrunde gab ich ihm den Wunsch mit auf den Weg: es möge ihm noch ein spätes Glück lächeln.

Schluß.

Hinzugefügt von Tatiana Gregoriewna.

Malinowka, 1812.

Heute, an meinem zwanzigsten Geburtstage, hat mir mein Vormund, Iwan Iwanowitsch Gribinoff, diese Papiere eingehändigt. Es war wohl eine traurige Lectüre, die mich mehr denn je in dem Gedanken bestärkte, mich nie aus meinem stillen Malinowka hinauszuwagen in die böse Welt. Hier lieben mich alle Menschen, die Kinder laufen mir freudig entgegen, wenn ich meinen abendlichen Spaziergang durch das Dorf mache, Jung und Alt grüßt ehrfurchtsvoll „die gute Herrin“.

Ma bonne, die treue Pflegerin meiner Mutter und auch die meine, ist vor zwei Jahren sanft entschlafen. Bis zum letzten Athemzuge bewahrte ihr Geist seine ungetrübte Klarheit, und ich denke, ich habe mehr in den Stunden gelernt, da ich auf einem Fußbänkchen neben ihrem Lehnstuhl saß und sie mit mir sprach, als bei den Gouvernanten, die mich methodisch unterrichteten.

Bald nach ihrem Tode erfuhr Iwan Iwanowitsch Gribinoff, daß Graf W., mein Vater — das Wort will schwer über meine Lippen — gestorben sei. Als mein Vormund hielt er es für seine Pflicht, meine Erbansprüche an die Hinterlassenschaft geltend zu machen; die mich legitimirenden Papiere wurden der Wittwe eingeschickt, deren Habsucht jedoch ihre Anerkennung verweigerte. Sie wolle es auf einen Proceß ankommen lassen, schrieb sie, der höchstens dazu beitragen würde, das Andenken des Grafen noch mehr mit Schande zu bedecken, welche Verunglimpfung ihr vollständig gleichgültig sein könnte. Gribinoff empörte dieser Cynismus derartig, daß er entschlossen war, mein gutes Recht auf gerichtlichem Wege zu vertreten, aber ich beschwor ihn, die alten, häßlichen Geschichten nicht aufzuwühlen; der Name meiner theuren, unglücklichen Mutter war mir zu heilig, um ihn vor das Tribunal zu ziehen, und der Graf blieb mein Vater, wenngleich er nie seine Pflicht gegen mich erfüllt hatte. Ich bedurfte keiner Reichthümer, unter meiner sparsamen Verwaltung war der Werth Malinowka's erheblich gestiegen, ich hatte mehr, wie ich brauchte. Nur eins wünschte ich sehnlichst zu besitzen: das Porträt meiner Mutter, von dem mir ma bonne erzählt, daß es so merkwürdig ähnlich gewesen. Mein Vormund wandte sich abermals an die Wittwe und zwar mit besserem Erfolg: sie sandte nicht nur das verlangte Bild, sondern auch das meines Vaters, von dem sie sich gewiß nicht schwer getrennt haben wird. Ich hing beide rechts und links von dem Kaminplatz auf, vor dem ich mit meiner Gesellschafterin und der Wirthschafterin die Abende verbringe. Nach meinem Tode sollen sie, sowie mein gesammter Besitz, an meine Stiefgeschwi-

ster zurückfallen, die, obschon ich sie nicht kenne, meine alleinigen Verwandten sind. Weil ich selber unter Ungerechtigkeit gelitten, will ich streng gerecht handeln.

* * *

Das waren die Papiere, die mir mein Freund, der Neffe der alten, unlängst erst verstorbenen Dame, zur Durchsicht übergeben hatte. Die sanfte Irene hat gewiß tausendmal die Verwünschung zurückgenommen, die sie in einem Augenblick der Verzweiflung ausgestoßen, doch Unsegen hat bisher über den Nachkommen des Grafen W. gewaltet. Jedenfalls gelobte ich mir, meinen Freund nicht lange in diesem, von trüben Erinnerungen erfüllten Hause zu lassen. Bevor ich einschlief, schmiedete ich allerlei Pläne, ihn dieser Einsamkeit zu entreißen und ihn scheinbar zufällig mit einem liebreizenden Wesen zusammenzubringen, das eine tiefe Neigung zu ihm im Herzen trug und dessen sonniges Lächeln die melancholischen Grillen, die ihn zeitweise befielen, verscheuchen mußte.

Das Meininger Hoftheater.

Von

A. Glaser.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

In Vicenza giebt es ein kleines griechisches Theater, von Palladio gebaut und ausgestattet, genau nach der antiken Einrichtung. Das interessante Bauwerk ist eine der größten Sehenswürdigkeiten, und es müßte gewiß einen eigenthümlich ergreifenden Eindruck machen, darauf irgend eine Tragödie des Sophokles aufführen zu sehen. Aber wenn die agirenden Darsteller mit Masken, Kothurn oder Soccus kämen, so dürfte es doch die Frage sein, ob die Sache nicht etwa nur noch den Eindruck einer archäologischen Curiosität machte, ja es wäre möglich, daß sie für ungelehrte Zuschauer, welche sich nicht auf den kunsthistorischen Standpunkt zu erheben vermögen, eine lächerliche oder abstoßende Wirkung haben könnte.

Wie interessant und belehrend müßte es sein, ein Shakespeare'sches Stück einmal genau so aufgeführt zu sehen, wie es zu des Dichters Zeiten geschah! Die Decorationen durch primitive Andeutungen ersetzt, Zuschauer auf der Bühne sitzend und die Rollen der Frauen von jungen Männern dargestellt. Man hat es so oft gelesen und sich im Geiste vorgestellt: wie mag es wohl in der Ausführung wirken? Gewiß höchst eigenthümlich. Aber wenn wir uns fragen: was würde in solchem Falle die Nachahmung der antiken Bühne oder des Shakespeare'schen Theaters interessant machen, so wird Niemand leugnen können, daß eben die äußere Form, in welcher uns die Dichtungen geboten würden, in erster Reihe merkwürdig und anziehend erscheinen müßte. Die Größe und Schönheit des inneren Gehalts der dramatischen Werke sind in unserem Geiste lebendig, aber wir möchten sie einmal sinnlich so vor Augen erblicken, wie sie der Dichter und seine Zeitgenossen sahen; uns interessirt in diesem Falle hauptsächlich der Apparat, die Inscenirung. Dieser Inscenirung würde alsdann die historische Erinnerung einen unantastbaren, geheiligten Werth verleihen. Wir besitzen genaue Nachrichten über die früheren Formen der Bühnendarstellungen, und wenn diese in gewissenhafter Weise befolgt würden, so könnte ein Tadel nicht möglich sein, da es sich nur um die Richtigkeit der Nachahmung, und sonst um Nichts dabei handelt.

Selbstverständlich hat die Bühne der Gegenwart Anspruch auf eine ganz andere Art der Beurtheilung. Wie die lebenden Sprachen sich zu todten verhalten, wie die Vorgänge der Gegenwart zu historischen Ereignissen, so verhält sich auch das Theater der Gegenwart zu jenen früheren Epochen dramatischer Kunst, die durch große unsterbliche Erscheinungen in abgeschlossener Form hervorragen aus dem Meere der Vergangenheit. Aber nach denselben Gesetzen, nach welchen die Shakespeare'sche Bühne sich umwandeln und weiterbilden mußte, während seine dramatischen Dichtungen unverändert blieben, wird die Bühne überhaupt sich fort entwickeln, bis sie endlich jene Höhe erreicht hat, die als mustergiltig bestehen wird, und wenn dann die unsterblichen Werke der dramatischen Dichter auf dieser muster-

giltigen Bühne zur Darstellung gelangen, so hat das Theater die höchste Stufe der Vollendung in der reproducirenden Kunst des Schauspiels erreicht.

Ob und wann dies geschehen wird, ist nicht unsere Sache: wir sind nur der Ansicht, daß jene Stufe noch nicht erreicht ist und haben anzuerkennen, daß sich in den Gastdarstellungen, welche des Hoftheater des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen im Frühling 1874 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin vorführte, eine Phase der Weiterentwicklung zu erkennen gegeben hat, welche für die Bühne der Gegenwart nicht ohne tiefgehenden Einfluß bleiben kann. Die theatralische Kunst, soweit sie sich auf die Darsteller bezieht, dürfte bereits ihren Höhepunkt erreicht, ihn vielleicht schon überschritten haben: wenigstens sind die Nachrichten von allen Seiten derart, daß man nur wünschen kann, die Errungenschaften der großen Koryphäen möchten erhalten bleiben und geniale Jünger der darstellenden Kunst möchten zurückblicken über das Zeitalter der Virtuosen hinaus auf eine frühere Periode, die von Goethe in Weimar ihren Ausgangspunkt haben dürfte. Wie in der Musik, so ist auch in der Schauspielkunst das Virtuosenthum eine sehr leicht zu erklärende Verirrung, die ihren Grund in der persönlichen Eitelkeit hat. Die höchste Stufe, welche diese beiden reproducirenden Künste erreichen können, ist das völlige Aufgehen im Geiste des schöpferischen Urhebers derjenigen Werke, die der Schauspieler wie der ausübende Musiker sinnlich wahrnehmbar machen sollen. Damit begnügt sich aber die Eitelkeit nicht. Sie will in eignem Glanze strahlen, sei es auch auf Kosten des Genius, in dessen Diensten der reproducirende Künstler denn doch einmal steht. Allerdings ist die Schauspielkunst weit schlimmeren Gefahren ausgesetzt, als die ausübende Musik. Während hier neben der Stärke und Größe der individuellen Auffassung nur die technische Fertigkeit in Frage kommt, handelt es sich beim Schauspieler auch um den unmittelbaren Eindruck der äußeren persönlichen Erscheinung und dies ist namentlich bei den Frauen der Bühne eine höchst gefahrvolle Klippe. Außerdem kann der musikalische Künstler im Nothfall für sich allein bestehen und sich ausschließlich in den Dienst derjenigen schöpferischen Geister begeben, denen er verwandt ist. Ein Joachim könnte sich darauf beschränken, die erhabenen Werke Beethoven's oder ähnlicher großer Meister zu spielen, wohingegen der Schauspieler weit mehr an triviale Anforderungen des Publikums und Nothwendigkeiten der Bühneninstitute gebunden ist.

Nimmt man hierzu noch die einmal feststehende Sitte, daß die Gunst oder Ungunst des Publicums sich unmittelbar an die Person des ausübenden Darstellers wendet, wodurch die persönliche Eitelkeit in ungewöhnlich aufregender Weise geschmeichelt oder verletzt wird, so ist es natürlich, daß der Schauspieler die allerstärksten Beweggründe zu haben glaubt, sich den Beifall zu sichern, sei es auch auf Kosten der höheren Zwecke der Kunst.

Alles dies kann nicht anders sein, und es wäre thöricht, etwas zu erwarten, was außer der Möglichkeit liegt. Man muß eben nach Mitteln greifen, um dem Unwesen Schranken zu setzen, damit nicht der vorübergehende, oft an höchst unbedeutende Werke verschwendete Zauber persönlicher Vorzüge stärker in den Vordergrund tritt, als es für die höheren Ziele der Gesammtwirkung wünschenswerth ist. Erst, wenn wir dahin gelangt sind, daß das Publikum nicht Herrn X oder Fräulein Y, oder die Toilette der Frau Z, oder eine neue Decoration, sondern die Werke Shakespeare's, Goethe's oder Lessing's und Schiller's und daneben das Beste neuerer Dichter in möglichst vorzüglicher, kunstverständiger Ausführung und im entsprechenden Stile sehen will — erst dann, wenn es ganz selbstverständlich ist, daß man zu den Vorstellungen an größeren Bühnen nur wirklich berufene und begabte Künstler engagirt und alle Stücke so in Scene setzt, wie es der Kenner historischer Einzelheiten in Costümen und Decorationen verlangen darf — wird die Bühne ein würdiges Kunstinstitut und nicht mehr eine Anstalt der öffentlichen Belustigung oder ein Geschäftsunternehmen sein.

Wer berechtigt ist, eine vollständig gewissenhafte Beobachtung der künstlerischen Bedingungen zu fordern, dem erscheint es wie eine unerträgliche Verletzung des ästhetischen Gefühls, wenn grobe Verstöße gegen

die historische Treue auf der Bühne mit unterlaufen. Wenn das geübte Auge empfindlich ist für jede unrichtige Zusammenstellung in den Aeußerlichkeiten der Zeitperioden, wie in der malerischen Anordnung auf der Bühne und in der Farbenwahl bei den Costümen — so ist es sehr erklärlich, daß man die Meisterwerke der großen Dichter lieber durch Lecture in der Phantasie aufleben läßt, als sie in untergeordneter und oft lächerlich unbegriffener Weise sich versinnlichen zu lassen.

Was aber setzt allen diesen Gefahren der Bühnenkunst die heilsamen Schranken? Einfach die kunstverständige Leitung.

Wer wollte den Werth einzelner genialer Darsteller unterschätzen? Dem Himmel Dank, wenn er der sehnsüchtig darnach verlangenden deutschen Bühne recht viele Genies schenken wollte! Aber darauf warten kann sie nicht. Das Theater ist ein lebendiger Organismus, der wohl oder übel bestehen wird, und unmöglich gesund und stark werden kann, so lange seine Verbesserung an zufällige Chancen geknüpft ist.

Mögen die großen Namen einzelner Darsteller noch so hell am Himmel des Ruhms glänzen: für die eigentliche Bedeutung der Schauspielkunst werden sie verdunkelt, wenn man Goethe's Theaterleitung in Weimar, Immermann's Bestrebungen in Düsseldorf, Eduard Devrient's, Laube's Wirksamkeit in's Auge faßt. Als die Neuberin den Hanswurst besiegte, als man die Frauenrollen zuerst von weiblichen Mitgliedern darstellen ließ, als man wirkliche Decorationen einführte, als Mademoiselle Clairon das Costüm rectificirte, waren größere Siege erfochten, gewaltigere Schritte für die Entwicklung der Schauspielkunst geschehen, als durch die Erfolge, die einzelne geniale Darsteller ihrer Zeit und ihrem Publicum abgewannen. Das letztere kann im Moment für die zeitgenössischen Zuschauer von mächtig wirkendem Einfluß sein und wird stets in Bezug auf jüngere Kräfte für die Fortbildung der darstellenden Kunst von eingreifendem Werth erscheinen, aber es wird auch nie frei bleiben von den Schlacken individueller Begabung, und der genialste Künstler wird vor allen Dingen nie verhindern können, daß die Gesammtstimmung eines Werkes durch ungleiche Behandlung der einzelnen Theile gestört werde. Wenn es auch nicht denkbar ist, daß ein großes dramatisches Werk völlig entsprechend zur Darstellung auf der Bühne gelangen kann, so muß doch darnach gestrebt werden, dieser Vollendung so nahe wie möglich zu kommen; dies geschieht aber nicht, wenn der Schwerpunkt auf Einzelheiten gelegt wird, sondern nur, wenn Alles zusammenwirkt zur möglichst harmonischen, von einem gebildeten, von der künstlerischen Bedeutung des Dichterwerkes in seiner Totalität durchdrungenen Geiste machtvoll beherrschten Vereinigung aller einzelnen Theile des Bühnenspiels, und zwar nicht nur der lebendigen Gestalten des Drama's, sondern auch der Requisiten der Zeit, in der sie stehen, und der äußeren Bedingungen, unter denen sie künstlerisch lebensfähig sind.

Die Bühne ist fast zu allen Zeiten ein Schooßkind der Höfe gewesen. Als die deutsche Schauspielkunst auf Straßen und Märkten betteln ging, huldigten die Höfe der italienischen Oper, und die ersten großen deutschen Meister der Musik: Hasse, Benda und Graun, fanden im Gefolge der Italiener Schutz und Anregung. Schon früher hatten sich einzelne Fürsten auch um das Drama bekümmert, wie u. A. der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Seltsamerweise ist das Theater oft zu derselben Zeit von kunstliebenden Gönnern als Mittel zu den oberflächlichsten Amüsements und als Bildungsmittel im strengsten Sinne angesehen worden. Man darf nur an die Darstellungen der Racine'schen Tragödien durch die Schülerinnen von St. Cyr zur Zeit Ludwig's XIV. denken, und aus viel früherer Zeit haben wir ein ähnliches Beispiel in deutschen Landen, als in dem vornehmen Stifte zu Gandersheim die Klosterschülerinnen bei fürstlichen Besuchen die Komödien der dichtenden Nonne Rhoswita aufführten. Es geht damit, wie mit allen geistigen Bewegungen, die des Schutzes hochgestellter Gönner bedürfen, und wenn es an und für sich nichts Ungewöhnliches ist, daß irgend eine künstlerische oder wissenschaftliche Richtung der Protection eines Fürsten die größte Förderung verdankt, so trifft es sich doch schon weit seltener, daß ein Fürst selbst bahnbrechend durch eigene Thätigkeit die Initiative ergreift.

Schon längere Zeit wußte man, daß der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen sich viel um die Leitung seiner Hofbühne bekümmerte. Er hatte gleich im Beginn seines Regierungsantritts Friedrich Bodenstedt unter sehr schmeichelhaften Bedingungen an sein Hoftheater berufen, und dieser Schritt allein konnte darthun, daß es dem Herzoge um die Erreichung höherer Zwecke zu thun sei. Man erzählte von der kunstverständigen Ausstattung, der Sorgfalt in der Einstudirung und der harmonischen Abrundung der Vorstellungen, namentlich Shakespeare'scher Stücke. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß wirklich geniale Wirksamkeit sich in kleinen Verhältnissen nicht genügen kann, und man hat es daher nur als eine ganz natürliche Folge der Sache selbst zu betrachten, wenn der Herzog den Wunsch hegte, die eigenthümliche Art der Inscenirung bei seinem Hoftheater vor dem Berliner Publicum und der dortigen Kritik gleichsam die Probe bestehen zu lassen.

So kam es, daß das gesammte Personal des Meininger Hoftheaters mit allen Decorationen, Costümen und Requisiten in Berlin eintraf, um am 1. Mai auf der Winterbühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters einen Cyklus von Vorstellungen zu beginnen.

Man kam dem Unternehmen in Berlin freundlich entgegen. Karl Frenzel, der die Vorstellungen des Meininger Hoftheaters aus eigner Anschauung kannte, machte im Voraus in der National-Zeitung darauf aufmerksam, und die erste Darstellung des „Julius Cäsar" hatte einen sehr günstigen Erfolg. Diejenigen Elemente unter den Zuschauern, welche eine „glänzende" oder „prachtvolle" Ausstattung zu sehen erwartet hatten, mochten unbefriedigt bleiben, da die Stoffe der Costüme weder etwas Appartes boten, noch die Damen echte Diamanten zur Schau trugen; auch die Erwartungen Anderer, die ungewöhnliche schauspielerische Einzelleistungen zu sehen hofften, blieben unerfüllt, aber trotzdem fühlte das Publicum sofort, daß es sich um etwas absolut Neues, um die Verwirklichung eines heilsamen Princips handle, und zwar des Princips, daß die Kunst über dem Künstler, die Gesammtwirkung eines dramatischen Werkes über der Bewunderung des Einzelnen stehen muß.

Und fragt man: Was waren denn die unterscheidenden Merkmale, an denen man die Eigenthümlichkeit dieser gerühmten Neuerung erkennt, so ist die Antwort: Es war die deutlich sichtbar waltende Hand einer durchgebildeten, kunstverständigen Leitung, die ihren Einfluß vor allem in der einzig dastehenden Gesammtstimmung bis herab zu den stummen Personen der Volksscenen geltend machte. Der Ernst, womit Jeder sich dem Ganzen unterordnet. Die Verwirklichung der Ansicht, daß jeder Mitwirkende für den Eindruck des Ganzen mitverantwortlich sein soll. Die historische Treue in Decorationen und Costümen, welche nichts als nebensächlich betrachtet. Die feinfühlige Gruppirung der Gestalten und die sorgsame Zusammenstellung der Farben bei den Costümen und Decorationen. Es war die innere Liebe zur Sache, die gehobene, priesterliche Stimmung, die das Ganze durchströmte und sich von der Bühne aus in das Gemüth der Zuschauer ergoß.

Mit wenigen Ausnahmen nahm die Presse Partei für die Sache, und da bei der Bühne nur der äußere Erfolg maßgebend sein kann, so darf Gewicht darauf gelegt werden, daß sowohl das Kassenergebniß, wie auch der Beifall der Zuschauer dauernd eine kaum gehoffte Höhe behauptete. Es soll allerdings nicht unterschätzt werden, daß mancherlei Umstände, die nicht direct mit den Vorstellungen in Beziehung standen, günstig wirkten, um das Interesse zu erhöhen, aber dafür erhoben sich auch einflußreiche Stimmen gegen das Princip der Meininger, und man suchte geltend zu machen, daß zuviel Gewicht auf äußeres Gepränge und auf entbehrliche Nebendinge in der Ausstattung gelegt werde. Dieser Einwand möchte sich vielleicht auf das Ungewohnte der Sache zurückführen lassen. Hat sich unser Begriff erst damit vertraut gemacht, so dürfte unsere Aufmerksamkeit für die äußere Ausstattung sich mindern und die Lebhaftigkeit der stummen Personen auf der Bühne wird nicht mehr störend wirken, sobald sie uns selbstverständlich und nothwendig erscheint. Stören kann doch eigentlich nur das Unrichtige. Wenn auf einzelnen Bildern der Niederländer oft die gänzlich unhistorische Staffage einen großen Reiz hat, so ist dies eben der Reiz des

charakteristisch Unabänderlichen in den Werken genialer Künstler, die in den Vorurtheilen und mangelhaften Kenntnissen ihrer Zeit befangen waren. Bei den Vorstellungen des Meininger Hoftheaters handelt es sich um das eclatante Beispiel, daß die Meisterwerke dramatischer Poesie — soll die Bühnenkunst dem gesammten Bildungsgrade unserer Zeit entsprechen — auf den großen Theatern in einer Weise in Scene gesetzt werden müssen, die in sofern von der üblichen Manier abweicht, als strenger darauf gesehen wird, daß der bestimmte künstlerische Charakter der darzustellenden Handlung auch in den äußerlichen Dingen festgehalten wird. Man hat seither den Eindruck auf die Sinne vernachlässigt; oder vielmehr nur bei Ausstattungsstücken, Opern, Ballets und dergleichen berücksichtigt; das Meininger Hoftheater verfolgt den edleren Zweck, daß es die großen Werke der dramatischen Poesie, die es einmal auf der Bühne zu versinnlichen sucht, auch in wahrhaft kunstverständiger Weise ausstattet, wie es das durch Museen, Kunstsammlungen, populäre Werke über Kunstgeschichte und Costümkunde, sowie besonders durch vielfache Reisen gebildete Publicum der Gegenwart beanspruchen darf.

Man kann zugeben, daß bei kleineren Provinzialbühnen, wo die Darstellung eines Stückes kaum zweimal im Jahre wiederholt gewagt werden darf, die Durchführung dieses Princips für den Anfang schwer möglich und nur nach und nach zu erreichen ist, aber gerade darum müssen die großen maßgebenden Bühnen vorangehen und ohne Rücksicht auf nebensächliche Motive einfach anerkennen, daß hier eine Stufe der Entwicklung vorliegt, die erstiegen werden muß, und bei welcher es nicht darauf ankommt, ob Einzelheiten verfehlt wurden oder bei gewissen Versuchen zu weit gegangen ist, sondern nur darauf, daß es sich um eine nicht mehr zurückzudrängende, berechtigte, und die ideale Bedeutung der Bühne mächtig fördernde Neuerung handelt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Vorstellungen einzugehen. Das Repertoir umfaßte von Shakespeare: „Julius Cäsar", „Was ihr wollt" und „Der Kaufmann von Venedig"; von Molière: „Der eingebildete Kranke"; von Julius Minding: „Sixtus V."; von Albert Lindner: „Die Bluthochzeit" und von dem norwegischen Dichter Björnstjerne Björnson: „Zwischen den Schlachten" — also die mannichfaltigsten und würdigsten Aufgaben, die sämmtlich ebensowohl in der künstlerisch gewissenhaften Ausstattung, wie auch in der stimmungsvollen Ensemblewirkung vortrefflich gelöst wurden. Die Vorstellungen, welche anfänglich nur für den Monat Mai festgesetzt waren, mußten noch bis Mitte Juni ausgedehnt werden. Nicht nur in Berlin, sondern auch außerhalb fand das Unternehmen ein so lebhaftes Interesse, wie es nur einer Sache von durchgreifender geistiger Bedeutung zu Theil zu werden pflegt, und da die Wiederkehr der Vorstellungen für nächstes Jahr gesichert ist, so kann die Wirkung auf das ganze Theaterwesen unmöglich ausbleiben, besonders wenn der Kampf um die Berechtigung der Neuerung noch einige Zeit fortdauern und sich bei neuer Gelegenheit wieder neu entzünden wird.

Adolf Baemeister.

Von

H. Holland.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr 19, v. 11. Juni 1870

Am 25. März 1873 ist Dr. Adolf Baemeister zu Stuttgart gestorben. Es möchte schwer sein, ihn nach gewöhnlichem Sprachgebrauch in eine der herkömmlichen Lebensbranchen einzuordnen. Die Bezeichnung Schriftsteller reicht im Allgemeinen nicht aus. Er war Dichter, Gelehrter und Journalist — aber keines davon im alltäglichen Sinne des Wortes. Die erstere Bezeichnung verdient er in erster Reihe, obwohl er nie mit einem eigenen Bande „Gedichte" hervorgetreten ist. Ohne ausgesprochener Tonkünstler auf einem der herrschenden Instrumente zu sein, war sein Saitenspiel doch immer harmonisch gestimmt und klang wohl vernehmbar und das kundige Ohr erfreuend, ebensowohl aus dem tiefen Schacht seiner einsamen Forschung, als auch in den oft rasch hingeworfenen, immer aber sorgfam

ausgefeilten und kunstvoll vollendeten kleineren Arbeiten und Artikeln, welche aus dem Gebiete der Literatur, der Politik und des öffentlichen Lebens in verschiedene Zeitungen und Blätter flogen. Den Grundton aller seiner literarischen Erzeugnisse bildet eine stets musterhafte Klarheit, eine Schönheit und Vollendung des Vortrags, nicht selten gewürzt vom heitern Spiel eines liebenswürdigen Humors, kurz, eine Grazie und Bestimmtheit des Styles — man könnte sagen eine solche gleichmäßige Sicherheit der Zeichnung und eine Pracht des Colorits — wie er in solcher Formvollendung zwar allgemein gewünscht, aber leider nur selten angetroffen werden dürfte.

Sein äußeres Leben verfloß sehr einfach. Geboren als das siebente unter zehn Geschwistern am 9. Juli 1827 zu Eßlingen in Schwaben, wo der Vater, ein sehr geachteter Mann, Stiftungsverwalter war, beschritt Adolf die erste Stufe auf der steilen Bahn zur Wissenschaft im Pädagogium seiner Heimath, kam dann in das Seminar von Blaubeuren (1841 bis 1845) und von da in das „Stift" in Tübingen. Hier fand er eigentlich als Theolog Aufnahme, in Wahrheit aber studirte er deutsche Geschichte und die Literatur aller denkbaren Völker; auch an einer Tragödie „Conradin" hämmerte er fleißig. Unterdessen hatte der Vorfrühling des Jahres 1848 seine Boten in's Land gesendet, sie pochten auch an die Thore des altehrwürdigen Stifts, hinter denen unser Poet mit glühendem Hirne saß. Seine Phantasie sprühte von großen Bildern der Vergangenheit. Der Thatendrang, Etwas zu vollbringen, irgend einen Abschnitt der römischen Geschichte wieder in Scene zu setzen, schwellte seine Seele. Am Morgen des 14. März war der Jüngling entflohen. Wir finden ihn zunächst in Straßburg, wo er dem aus Frankreich ausgelaufenen Freischaarenzuge Herwegh's zueilte. Die Heldenthaten dieser schwäbischen Ilias werden keinen Homer finden, der „Lebendige" ergriff mit unsterblicher Ironie das Hasenpanier, unser Bacmeister aber wurde nach dem Gefechte bei Dossenbach gefangen genommen. Auf den kurzen Traum poetischer Freiheit folgte ein bitteres Erwachen. Bacmeister saß vom 1. Mai bis 17. Juli im Zellengefängniß zu Bruchsal und dann bis Ende August auf dem lustigen Hohenasperg. Dann zog unser Poet mit hängenden Schwingen demüthig nach Eßlingen, um sich auf das philologische Examen vorzubereiten. Das Maß seiner Vergehen mußte nach der kurzen Zeit seiner unfreiwilligen Buße ein sehr geringes gewesen sein. Dennoch maß die Staatsgewalt in der Folge mit ungleichem Maße und ließ den Jüngling, dessen politische Ehre noch mit dem Todtenschein belegt war, gar nicht zum Concurs. Damals mochte wohl der Spruch Kinkel's: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann"* die Lebensdevise Bacmeister's geworden sein. Er hofmeisterte einige Jahre zu Deidesheim, dann zu Crefeld und fand, nachdem er inzwischen durch das philologische Examen wirklich gelaufen war, unter „Nachwirkung seiner politischen Vergangenheit" eine Reihe niederer Anstellungen, zu Weinsberg 1854, Ulm 1856, Eßlingen 1857 u. s. w., bis er endlich die ihm unerträglich gewordene Last der „Schulmeisterei" abwarf und in die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg, wo er sich durch glänzende Arbeiten bestens empfohlen hatte, eintrat (1864).

Seit dem Beginn der fünfziger Jahre hatte er nicht bloß die altclassische Literatur als eigentliche Fachwissenschaft erfaßt, sondern auch hauptsächlich das Studium der mittelhochdeutschen Sprache, des althochdeutschen und gothischen Idioms gepflegt und von da aus einen Sprung in die indische Literatur gethan, sich in die „trausverschlungenen Züge des arabischen Alphabets" und in das Persische eingebohrt und so gleichsam eine vergleichende Physiologie der Sprache angebahnt. Wenn er hiebei auch zu keinem abschließenden Resultate gelangte, so legte er doch den festesten Grund zu jenem positiven Wissen, welches in der Folge sein energisches und selbständiges Auftreten in diesem Gebiete wesentlich erleichterte. Mit schweren Opfern und anstrengender Nachtarbeit wurde dieses mühsame Vorwärtsschreiten erkauft, wenn des Tages Last und Sorgen abgeschüttelt waren, die jeden Andern hinreichend in Grund und Boden verschlagen hätten. Der Kampf um's Dasein rüttelte

* Otto der Schütz.

an ihm, aber der Jugend Macht ist stark und elastisch und spottet aller Mahnungen, die in der Folge wohl von selbst frühe genug sich anmelden.

Schon 1856 hatte Bacmeister ein „Liederbuch für Schulen“ zusammengestellt; zwei Jahre später erschien seine Bearbeitung des Nibelungen-Liedes (Stuttg. 1858, bei Bode, 114 S.) und der Gudrun (Reutlingen 1860, bei E. Fr. Palm, 118 S.).

Beide Arbeiten waren im eigentlichen Sinne aus seiner pädagogischen Wirksamkeit erwachsen, er hatte die Bedürfnisse seiner Zöglinge erwogen und versuchte diese Epen „in eine anziehende und empfehlenswerthe Form zu bringen“, indem er alles Unwesentliche und Störende ausschied, andererseits aber das Beibehaltene möglichst treu und in der ursprünglichen Versform, nur mit Anpassung an unsere neuere Prosodie, wiedergab. Wie ein „Fahrender“ in der alten Zeit trug er seit vielen Jahren seine Bearbeitung in den verschiedensten Kreisen mit dem lohnendsten Erfolge vor; gedruckt verschwanden die Büchlein bald vom Büchermarkt. Sie gewannen keine bleibende Geltung, als daß sie uns heute noch den Ernst und Eifer des jungen Mannes in redlichster Weise bewähren. Dieselbe echte deutsche Bravheit pulsirt gleichfalls in dem Hefte: Deutsche Sonette, welche er unter dem Namen Theobald Lernoff (Ulm 1860, bei G. Nübling, 38 S.) ausfliegen ließ und ihren Reinertrag für Schleswig-Holstein bestimmte. Geibel's Vorbild ist darinnen unverkennbar.

Eine Anzahl berühmter deutscher Männer werden in Sonetten gefeiert, so Friedrich List, Humboldt, C. Ritter, Keppler, E. M. Arndt u. A.

Bald darauf erschien seine neudeutsche Bearbeitung der „Bescheidenheit“ des Freidank, jener dem dreizehnten Jahrhundert angehörenden Spruchsammlung (Reutlingen 1861, bei Fr. Palm, VIII. und 112 S.), über deren Verfasser, wir erinnern an die früheren Controversen von Wilhelm Grimm und Franz Pfeiffer, ehedem viel gelehrtes Pulver verschossen wurde. Bacmeister wagte nur eine Auswahl, während unterdessen Meister Simrock (Stuttgart 1867) an das ganze Werk seine geübte Hand angelegt hat. Außerdem besorgte Bacmeister eine Ausgabe der Reutlinger Stadtchronik, welche der 1653 verstorbene Schulmeister Joh. Fizion * mit viel ungefügen Versen reimte. Auch übersetzte Bacmeister das liebliche Büchlein (der Miß Manning): „Der Haushalt von Sir Thomas More“ (Stuttgart 1861), welches 1867 in zweiter und 1870 in dritter Auflage erschien.

Nachdem Bacmeister mit einer Dissertation über Ortsnamen 1865 zu Tübingen sich den philosophischen Doctorhut geholt hatte, erschienen seine „Alemannische Wanderungen“ (Stuttgart 1867, bei Cotta, XIII und 170 S.), die erste reife Frucht langjähriger Mühen und des fleißigsten Studiums. Der Gedanke dazu war schon im Sommer 1862 entstanden. Die nach Reutlingen ausgeschriebene Versammlung der deutschen Alterthumsforscher hatte unter anderem einige auf Ortsnamen bezügliche Fragen aufgeworfen und Bacmeister gedachte eine Schrift beizusteuern über die Ortsnamen von Reutlingen und Umgegend. Seltsam klingende Namen hatten unseren Poeten, wie er selbst so schön erzählt, schon längst gelockt: „Auf manchem Wandergang hatt' ich das Ohr an den Boden gelegt, ob nicht eine Quelle der Vorzeit rausche, hatte mit dem Stab an die Felsen gerührt, ob nicht eine verschollene Sprache noch einmal nachklingen wolle.“ Er begann seine Arbeit, sah sich aber bald zu weit geführt. Die Versammlung kam und traf ihn noch tief in der Häufung des Materials; sie ging und war gegangen, und das Material wuchs noch immer. Fast sechs Jahre gingen dahin, zweimal schien der Bau fertig und zweimal warf er ihn wieder ein. Das Buch war nur ein kleiner Theil der dritten Umarbeitung, „die mühevoll gezogene Frucht der dürftigen Nebenstunden, wie sie Beruf und Arbeiten anderer Art nur neidisch und widerstrebend abzulassen pflegen.“

Das öftere Einwerfen und Wiederaufbauen war dem Ganzen doch heilsam ge-

* Cronica und Grindtliche Beschreibung der Hailigen Römischen Reichs Statt Reüttlingen Erster Anfang und Ursprung ꝛc. durch Joh Fizion Bürger und Collaborator der Teitschen Schule alhie. Herausgegeben von A. Bacmeister. Stuttgart 1862, bei C. Märken, IX. 296 S.

wesen. Der Verfasser gewann dadurch vollständige Gewalt über seinen Stoff, welchen er nun so lange ballte und knetete, bis selbst die sprödeste Materie ein willfähriges Werkzeug seines elastischen Geistes wurde. Hier zeigt sich schon die Gewandtheit seiner Sprache, die Herrschaft seines Genius, der die schwierigsten Fragen wie spielend behandelte, der die schwersten Probleme der Wissenschaft mit einer verständnißsicheren Leichtigkeit besprach, die immerdar das acute Zeichen der Meisterschaft ist.

Die „Alemannischen Wanderungen" könnte man eine Art geographische Paläontologie nennen; es galt dem Verfasser als Aufgabe, heute noch bestehende Ortschaften von Schichte zu Schichte durch die Jahrhunderte zurückzuverfolgen, die vom Boden der Neuzeit überwucherten Niederlassungen wieder aufzudecken, das Jetzt mit dem Einst in organischen Reihen zu verbinden. Von den ältesten Schichten des Alemannen-Landes ausgehend, folgte er dem Zeitenlauf stromabwärts; er führt uns vom Bodensee durch das Schwabenland, über die rauhe Alp, an die Donau und den Rhein. Die bekannte „Mosella" des Ausonius gibt ihm Stoff, „ein alemannisches Idyll aus dem vierten Jahrhundert" zu gestalten, statt des hexametrischen Originals setzt Bacmeister seine genialen Octaven. Zwischendurch werden Stellen aus Vater Hebel als exegetische Hülfsquellen benützt und citirt. Dann aber schlägt sein toller Humor eine laute Lache auf, wenn er den im pfahlbäuerlichen Urschlamm baggernden Gelehrten über die Schulter schaut, und die Hochweisen kostbare Dinge, wie Hausschlüssel, Flaschenhälse und Weingläser, Stiefelknechte, Tabackspfeifen und anderes Teufelszeug nicht allein heraufgehaspelt, sondern auch allen Ernstes abgebildet haben wollen. In solch ironischen Anfällen ist unser Autor dann von einer ausgelassenen Lustigkeit, die nur an Jos. Victor Scheffel ihres gleichen findet.

Da über dem Drang der laufenden Arbeiten die Fortsetzung dieser „Wanderungen" sich verzögerte, gab Bacmeister 1870 eine kleine Sammlung früher geschriebener Artikel unter dem Namen „Germanistische Kleinigkeiten" (Stuttgart, bei A. Kröner, 102 S.) heraus. Darinnen werden alte Familiennamen erörtert, über den Gebrauch der Fremdwörter im Deutschen verhandelt, Stab oder Meter besprochen; ein Abschnitt ist Stenotelegraphie überschrieben. Sehr ergötzlich sind die Excurse über die Deutsche Schlecht- und Rechtschreibung. Den Schluß bildet eine Abhandlung über den Ursprung der Sprache, angeregt durch das gleichlautende Buch des armen Lazar Geiger, welcher (geb. 21. Mai 1829) allzufrühe am 29. August 1870 zu Frankfurt aus dem Leben schied. Ohne dessen Ansichten alle zu theilen oder seine Resultate unbedingt zu billigen, hatte Bacmeister doch ein großes, fast zärtliches Interesse an dem einsamen Forscher, dessen früh abgerissener Lebensfaden vielleicht unwillkürlich an sein gleiches, nahe bevorstehendes Schicksal mahnte.

Obwohl der Titel dieses Buches überaus bescheiden klingt, so sind diese Aufsätze doch keine Kleinigkeiten; selbst die kürzeste Abhandlung ist ein kunstvollendetes, immer mit heiterer und oft sogar graziöser Technik abgerundetes Ganzes.

Als charakteristische Probe wähle ich auf gut Glück gleich eine Stelle aus der mit schwer gesammeltem Material reichlichst ausgerüsteten Abhandlung über alte Familiennamen: „Es giebt eine Menge Menschen, die gar nicht aussehen, als ob sie aus organischem Boden organisch herausgewachsen wären; sie kommen uns vor, wie wenn sie in Nürnberg oder im Thüringer-Wald auf Bestellung geschnitzelt und angestrichen, dutzendweis in Schachteln verpackt, zum Versandt gebracht, an einem beliebigen Orte wieder ausgepackt und zu einer mehr oder minder passenden Aufstellung gebracht worden wären. Ist die Generation verbraucht, so verschreibt man eben eine neue Schachtel." . . . „Ich für meine Person — fährt er fort — bekenne aufrichtig, daß es mir ein behagliches Gefühl ist, die Geschichte meines Geschlechtes bis auf vierhundert Jahre zurückverfolgen zu können, seine Wandlungen und Wanderungen zu beobachten, von der Backstube auf der Lüneburger Haide nach den Küsten der Nord- und Ostsee, nach dem eisigen Rußland, in die harzduftigen Forste der Abnoba und an die Rebengehänge des

schwäbischen Landes, zuletzt gar unter die Palmen von Indien, an die Ufer der kanadischen Seen und an die Gestade des stillen Oceans!"

Und nun zählt er mit dem schalkhaftesten Ernste Alles auf, was die Familie der Baemeister in diesen vierhundert Jahren für die Welt geleistet! „Wir haben ter's Dialekt und den braunen Hindus in canaresischem Prakrit das Evangelium verkündigt, den Herzogen zu Wirtemberg und Teck ihr Ländlein regieren und ihre Finanzen bessern helfen, in Petersburg den St. Wladimirorden verdient, theologische, medicinische, historische Werke geschrieben, auch „persische Erzählungen"



Adolf Baemeister.

den Herzogen von Braunschweig ihr tägliches Brod gebacken, den Lüneburgern ihr Bier gebraut, der Königin Wittwe Dorothea von Dänemark Hofpredigten gehalten, unter schwedischen Fahnen uns sechs Jahre für unbestimmte Zwecke in Deutschland herumgehauen, in Rostock, Kiel und Tübingen „Juristerei, Medicin und leider auch Theologie" gelehrt und geübt, den meklenburgischen Bauern in Fritz Reuter's Dialekt und den braunen Hindus ... und deutsche Kirchenlieder gedichtet, dem Lande Hannover einen Minister, der stark dem Rückschritt, und den Yankee's Locomotiven geliefert, die dem entschiedensten Fortschritt huldigten, wir haben für die deutschen Grundrechte gefochten und gesessen, dem Admiral Farragut den Mississippi erstürmen helfen, Zeitungen redigirt und schließlich dieses vortreffliche Büchlein geschrieben."

In so liebenswürdig heiterer Weise scherzt unser Autor, der 1870 aus der Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ schied, um das gleiche Amt beim Stuttgarter „Ausland“ zu übernehmen. Aber auch diese Stelle legte er nach halbjähriger Führung nieder, ging dann im März 1871 über Leipzig, Dresden, Weimar und Frankfurt nach Augsburg, von wo er im Frühlinge 1872 in die Berge nach Audorf und Brannenburg zog. Der Sommer in der reinen Berg- und Alpenluft schien seiner Brustkrankheit heilsam zu sein. Als er im November nach Stuttgart zurückkehrte, war der Todeskeim schon entwickelt. Der Arzt tröstete ihn mit einem unheilbaren Herzleiden. Mit dieser Diagnose schrieb er dann im Februar 1873 an einen Freund: „An einem unheilbaren Leiden krankt jeder Mensch von Geburt an, sonst würde er nicht sterben.“ Wenige Wochen darauf lag sein müder Leib unter der Erde. Sie sei ihm leicht!

Zu seinen letzteren Arbeiten gehörte die oben erwähnte Uebersetzung der Germania (Stuttgart 1868), dann folgten die Oden des Horatius Flaccus, meisterlich im Versmaß des Urtextes nachgedichtet (Stuttgart 1871, bei P. Neff, 185 S. 12⁰), ebenso das Leben des Julius Agricola (ib. 1872, 89 S. 12⁰ mit Textbeigabe). Die Uebersetzung der Episteln des Horaz und der Satyren des Juvenal waren seine letzte Arbeit, welche zwischen den verschiedenartigsten Zeitungsaufsätzen und Kritiken entstanden, deren vollständige Sammlung und Herausgabe bereits gesichert ist. Dabei werden auch die feurigen Lieder zum Abdruck kommen, womit er die Wiedergeburt des deutschen Reiches begrüßte. Das giebt dann ein Bild eines echten Dichter- und Gelehrten-Lebens und sein Name bleibt in ehrenvollster Weise der Nachwelt erhalten.

Unterdessen hat Otto Keller aus Bacmeister's Nachlaß das letzte, unvollendete, Celtische Briefe betitelte Werk (Straßburg, bei Karl J. Trübner, 1874. VII u. 134 S.) herausgegeben. Unser Autor hatte sich an der treuen Hand seiner Linguistik in die durch Irrgänge aller Art unsicheren Stollen der celtischen Forschung hinabgewagt und, mit kundiger Hand Echtes und Falsches scheidend, auch von da einen reichen Vorrath edeln Metalles heraufgebracht. Die wissenschaftliche Bestimmung seiner Ausbeute, die geschmackvolle Fassung, Verarbeitung und Ausstellung seiner Fundstücke war seine liebste Arbeit in den letzten Monden seines Lebens. In diesen „Celtischen Briefen“ ist des Dichters Wort „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci“ wieder glänzend bewährt, wenn es dem Verfasser auch verwehrt war, die letzte bessernde Hand und die nimmermüde Feile anzulegen. Bacmeister hatte seinen Stoff planvoll geordnet und gedachte mit dem 1. Januar 1873 an die ruhige Ausführung zu gehen; täglich ist dem geleisteten Pensum das Datum beigeschrieben. In größeren Gruppen skizzirte er, vom Menschen ausgehend, die Fragen über Leib und Leben, Alter und Tod und die ersten Begriffe. Daran schloß sich die weitere Natur: Meer, Fluß und Schiff, Wind und Wetter, Tag und Nacht; Jahreszeiten, Feuer, Thiere, Jagd, Pflanzen und Steine. Darauf folgen die weiteren Einrichtungen in Haus und Stadt, mit Kleidung, Atzung und Geräthe, Königthum und Krieg. Ein anderer Abschnitt behandelt die Begriffe der Sittlichkeit, Religion; Zahlen, Raum, Zeit und Farben. Als Anhang ergaben sich einige versteinerte Findlinge elsässischer Localnamen. Auf Alles lauschte sein wachsames Ohr und erwog die feingliederigen Idiome des Altirischen, Gaelischen und Cymrischen — da schlug ihm der Tod die Feder aus der Hand.

Wir schließen mit den schönen Versen, die unser Poet einst über E. M. Arndt's Grab gesungen:

Werft über ihn die heimathlichen Schollen —
Noch sind sie es — und Ruhe diesem Leben!
Dem Vaterlande war es hingegeben
Mit seinem Denken, Fühlen, Thun und Wollen.

Den kleinen Mängeln eines Todten grollen
Ziemt Kleinen nur, die an dem Staube kleben;
Ins große Ganze ging sein großes Streben,
Und solches Streben mißt sich nicht nach Zollen.

Auf Deutschland stand sein Denken und sein Dichten,
Deutsch soll der Grund, darin er schlummert, bleiben,
Und übern Hügel, den wir ihm errichten,

Kein Franke je sein Roß zum Rheine treiben,
Und auf das Ehrenmal, das wir ihm schichten,
Nie eine Hand finis Germaniae schreiben!



Die menschlichen Racenschädel.

Von

Hermann von Ihering.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wenn man unter dem Begriffe der Anthropologie ganz allgemein die Lehre vom Menschen versteht, so gibt es nur verhältnißmäßig wenige Gebiete des Wissens, welche nicht ganz oder theilweise in den Bereich dieser Wissenschaft fielen. Man pflegt daher den Begriff der Anthropologie heutigen Tages meist etwas enger zu fassen, und darunter nur das Studium der körperlichen Eigenthümlichkeiten zu verstehen. Noch mehr empfiehlt es sich indessen, diesen Theil des Gesammtgebietes der Lehre vom Menschen als physische Anthropologie zu bezeichnen. In diesem Sinne genommen ist die Anthropologie noch eine ziemliche junge Wissenschaft. Wiewohl auch die Culturvölker des Alterthumes mit einem großen Theile der Völker Afrika's und Asiens in Berührung kamen, so lag doch eine auf exacten Beobachtungen basirende Zusammenstellung und vergleichende Untersuchung des gewonnenen Materials den Naturforschern des Alterthums ebenso fern, wie eine strenge Kritik gegenüber den vielen fabelhaften Erzählungen von kopflosen oder geschwänzten, hundsköpfigen, einäugigen, behaarten und anderen wunderbaren Menschenarten, von welchen in den Schriften der Alten so viel die Rede ist.

In dem Maße als im Mittelalter durch den Aufschwung des Handels und die Ausdehnung und Zunahme der Verkehrsmittel die Berührung zwischen dem Abendlande und den Völkern der alten Welt eine immer innigere wurde, in dem Grade, wie durch die sich häufenden wichtigen Entdeckungen kühner Seefahrer ein immer größerer Theil unseres Planeten bekannt wurde, mehrten sich die Beobachtungen, welche, wo nicht direct zu den ersten Anfängen der physischen Anthropologie, so doch zu denjenigen Vorbedingungen führten, ohne welche eine vergleichende Naturgeschichte des Menschengeschlechts undenkbar erscheinen muß. Erst nachdem Linné und seine Nachfolger das gesammte Thier- und Pflanzenreich zum Gegenstande gleichmäßiger methodischer Untersuchungen gemacht, und zum ersten Male den Versuch gewagt hatten, in die erdrückende Fülle von Formen dadurch Licht und Uebersichtlichkeit zu bringen, daß die Unterschiede, durch welche die mannichfachen Formen sich gegen einander absetzen, und daß die Merkmale, in welchen sie unter einander übereinstimmen, ihrem inneren Werthe nach abgeschätzt wurden, erst nachdem dies vorausgegangen, war die Zeit gekommen,

Digitized by Google

in ähnlicher Weise auch das Menschengeschlecht zum Gegenstande naturhistorischer Studien zu machen. Diese ersten Versuche gingen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Peter Camper und Blumenbach aus, von zwei Männern, denen die Wissenschaft zu hohem Danke verpflichtet ist. Wer freilich so kleinlich urtheilen würde, daß er den Werth bedeutender Männer nur nach der Summe dessen abschätzte, was von ihren Leistungen dauernd, als ein integrirender Bestandtheil im Organismus der Wissenschaft sich erhalten hat, der würde den genannten beiden Gelehrten nahezu jede Bedeutung absprechen müssen; denn in fast allen Punkten sind ihre Ansichten heutzutage vollkommen überholt. Wer aber weniger engherzig urtheilt, wird anerkennen, daß auch diejenigen sich dauernde Verdienste erworben haben, welche mehr anregend und fördernd als selbstschaffend, die Wissenschaft in neue Bahnen gelenkt haben. Solcher Art nun sind die Verdienste von Camper und Blumenbach, und der Ruhm wird ihnen ungeschmälert bleiben dürfen, daß ihre Bemühungen für die Untersuchung der Menschenracen von derselben Bedeutung waren, wie diejenige von Linné für die botanische und zoologische Systematik. Sie waren es, die zuerst den Nachweis führten, daß in der Form des Kopfes bei verschiedenen Menschenracen sich constante, typische Unterschiede aussprechen, und daß für die Systematik der Menschenracen die Untersuchung des Schädels von hohem Werthe sei. Diese Thatsache darf als vollkommen gesichert betrachtet werden. Allein damit ist auch fast schon die Grenze bezeichnet, bis zu welcher sich die Ansichten unserer heutigen Anthropologen in voller Uebereinstimmung befinden. Welche Methoden nun aber zur Untersuchung in Anwendung zu ziehen, und wie die erhaltenen Zahlen zu verstehen seien, sowie andere ähnliche Fragen von fundamentaler Bedeutung sind leider noch immer offen. So kommt es, daß die Untersuchungsmethoden der einzelnen Autoren oft wesentlich von einander abweichen, daß fast Niemand in die Fußstapfen des Anderen tritt, und so eine Verwirrung herrscht, welche nicht gestattet, schon jetzt die wichtigeren Ergebnisse richtig zu würdigen. Gerade diese auffallende Erscheinung liefert aber auch den Beweis dafür, daß auf dem Wege der in neuester Zeit oft befürworteten gemeinsamen Vereinbarung die Abhülfe nicht zu erzielen sein kann, sondern daß nur die sorgsame Discussion der noch zu erledigenden Vorfragen zum Ziele führen dürfte.

Fragen wir zunächst, zu welchem Zwecke die Untersuchung des Schädels angestellt werde, so stehen einander zwei verschiedene Ansichten gegenüber. Huschke, indem er den Schädel als den Abdruck des Gehirnes betrachtete, erklärte, daß der Schädel einen Rückschluß gestatte auf den lebendigen Kern, den er einhülle, und daß er nur um des letzteren willen sich durch die trockene Schale hindurchgearbeitet habe. Auch für Gratiolet und viele Andere hatte die Schädelform nur durch ihre Beziehungen zu derjenigen des Hirnes Interesse; am weitesten aber war nach dieser Richtung unzweifelhaft Gall gegangen, indem ihm die Untersuchung des Schädels das Mittel bot, um sich über die geistige Befähigung und den Charakter der untersuchten Individuen zu unterrichten. Man kann sich heute nur schwer noch eine Vorstellung machen von der raschen Ausdehnung und dem großen Ansehen, zu dem im Anfange unseres Jahrhunderts die Phrenologie gelangte. Unbegreiflich aber würde diese Erscheinung uns sein müssen, wenn für sie keine anderen Gründe aufzufinden wären, als die von Gall und Spurzheim für die Richtigkeit ihrer Lehren vorgebrachten Beweise. Wären die aus der Gall'schen Schädellehre sich ergebenden Consequenzen nicht so wichtig und verlockend gewesen, so würde die Phrenologie auch nie zu so hohem Ruhme gelangt sein. Es läßt sich auch in der That nicht verkennen, daß diese Lehre von unberechenbarem Werthe sein würde, wenn sie in Wahrheit das zu leisten vermöchte, was ihre Begründer darüber aussagten. Unsere ganzen politischen und socialen Verhältnisse würden eine vollständige Umänderung erlitten haben. Für die Erziehung der Kinder und die Wahl des Berufes würde die Schädelform von entscheidendem Werthe sein, der Staat würde seine Beamten, die Herrschaften die Dienstboten nach ihrem Kopfe aussuchen, und mancher Ehemann würde vielleicht nicht unter dem Pantoffel einer Xanthippe seufzen, wenn ein Phrenologe zur rechten Zeit ihn über den

Charakter seiner Braut hätte aufklären können.

Es ist also nicht schwer, die Bestrebungen der Phrenologie ins Lächerliche zu ziehen, allein der große Anklang, den lange Zeit diese Wissenschaft gefunden, kann doch auch dazu dienen, eine heilsame Mahnung uns zuzurufen, sie kann uns die Lehre geben, daß es eitel Bemühen ist, den Schleier lüften zu wollen, der das Bild der Zukunft unseren Augen verhüllt. Für den Menschen scheint von jeher die Ungewißheit etwas Unheimliches gehabt zu haben, in welcher er beständig über sein Schicksal schwebt. Von den Wahrsagungen in den verschiedenen, fast durch alle Zeiten und Völker sich hinziehenden Formen, durch die Alchymie, die Astrologie und die Phrenologie bis auf den in immer weiteren Kreisen sich geltend machenden Spiritismus zieht sich dasselbe dunkle Streben, der Wunsch, in dem versiegelten Buche der Zukunft lesen, und in den Gang des Schicksales, wenn mir hier dieser Ausdruck gestattet ist, in irgend welcher Art modificirend eingreifen zu können. Von allen diesen Versuchen, den Spiritismus nicht ausgenommen, trat keiner in so exacter, scheinbar streng wissenschaftlicher Form auf, wie die Phrenologie. Ich sage „scheinbar wissenschaftlich," denn eben der Umstand, daß heutzutage die Wissenschaft um die Phrenologie sich nicht mehr bekümmert, hat seinen Grund nur darin, daß das ganze Gebäude auf einem schlechten Fundamente errichtet war. Einmal ist schon die ganze Voraussetzung, von welcher Gall seinen Ausgang nahm, eine falsche. Gall lehrte, daß das ganze geistige Leben des Menschen das Product der Function einer Anzahl von Grundkräften des Geistes sei, deren Zahl von ihm selbst auf siebenundzwanzig festgesetzt, von seinen Schülern aber auf fünfunddreißig erweitert wurde. Jeder dieser Grundkräfte des Geistes soll ein Organ im Gehirne entsprechen. Alle Organe sind an der Oberfläche des Gehirnes gelegen, und ihre mehr oder minder starke Ausbildung findet auch in der Form des darüber liegenden Schädels ihren entsprechenden Ausdruck. Nun sind aber sowohl jene Grundkräfte des Geistes, wie die für sie an der Oberfläche des Hirnes, resp. auch des Schädels abgegrenzten Organe völlig willkürlich ersonnen. Zu ihrer Erkennung beschränkte sich jedoch Gall nicht auf die Untersuchung der Köpfe von Personen mit sehr ausgeprägten Fähigkeiten, Leidenschaften oder Lastern, sondern er zog auch Thiere mit irgendwie auffallenden Charaktereigenschaften mit in die Betrachtung. Natürlich findet er das Organ der Wildheit beim Löwen und Tiger, das der Musik bei den Singvögeln besonders stark ausgebildet, Hunde und Pferde zeigen verschiedene Charakterarten, das Organ der Construction ist besonders entwickelt beim Biber und Hamster. Es mögen diese Beispiele zur Charakteristik der angewandten Methode genügen, nur das sei noch bemerkt, daß auch der Charakter verschiedener Nationen so erkannt werden soll. Der Sinn für Musik z. B. findet sich namentlich beim Italiener vor, die Engländer und Deutschen „sont disposés à rechercher la liaison entre la cause et l'effet", wogegen die Franzosen: „méprisent les abstractions et les généralisations."

Die Physiologie ist keineswegs in der Lage, diese Darstellungen zu bestätigen. Die Lehre von der Localisation der Hirnfunctionen ist kaum über die einfachsten Anfänge hinaus und das Wenige, was bezüglich der Function der oberflächlich gelegenen Hirnpartien festzustehen scheint, beweist schon hinlänglich, daß an eine in späterer Zeit eventuell in Aussicht stehende wissenschaftlichere Erneuerung der Phrenologie nicht zu denken ist. Vor allem schon aus dem Grunde, weil die Dicke der Schädelknochen keine constante, an allen Partien gleichmäßige ist, sodann aber auch, weil sich die Windungen der Hirnoberfläche an der Außenseite des Schädels nie deutlich erkennen lassen. Aber auch abgesehen davon, daß die Windungen der rechten und der linken Hirnhälfte sehr oft nicht streng symmetrisch entwickelt und angeordnet sind, wie dies die Gall'sche Lehre voraussetzt, so sprechen noch einige weitere wichtige Thatsachen gegen ihre Richtigkeit. Einmal ist hier die Beobachtung anzuführen, daß den sogenannten pathologischen Schädelformen keineswegs auch abnorme Befähigungen entsprechen. Die normale Form des Schädels wird nämlich zuweilen durch vorzeitiges Verwachsen einer oder mehrerer Nähte sehr bedeutend alterirt, indem es durch vermehrte Wachs-

Digitized by Google

thumsenergie seitens der übrigen Nähte zu einer compensatorischen Ausdehnung der Schädelkapsel kommt. Nun wird aber weder hierbei eine abnorme Entwicklung der geistigen Beanlagung beobachtet, noch auch, und damit gelangen wir zu einem weiteren wichtigen Argumente, bei der so häufigen künstlichen Entstellung der Form des Kopfes. Bei vielen Völkern nämlich, und zwar bei hochcultivirten ebensowohl wie bei tiefstehenden, im Alterthum wie noch in der Gegenwart, herrscht die eigenthümliche Sitte, dem Kopfe der Säuglinge durch künstlich angebrachten Druck eine abnorme, oft sehr bizarre Form zu geben. Die Angabe, welche über einen Indianerstamm existirt, daß nämlich bei ihm den Kriegern die Stirn plattgedrückt, den zum Herrschen und Richten Berufenen aber das Hinterhaupt eingedrückt werde, wobei die Stirn sich mehr vorwölbe, diese Angabe, sage ich, möchte für die Annahme zu sprechen scheinen, daß wirklich durch die Deformirung des Kopfes die Entwicklung der physischen Leistungen beeinflußt werde. Allein spätere gewissenhafte Reisende haben allerwärts beobachtet, daß durch die künstliche Deformirung des Schädels der Charakter und die Begabung der Betroffenen nicht leide, oder doch nie in einer bestimmten Richtung constant verändert werde, und ferner, daß die wahren Motive für diese merkwürdige Unsitte ganz anderer Art sind. Meist handelt es sich dabei wohl um Kastenunterschiede, durch welche ein herrschender Stamm auch äußerlich von den Angehörigen des unterworfenen oder von denen der benachbarten Stämme sich zu kennzeichnen trachtete.

Wir gewannen also die Ueberzeugung, daß Untersuchungen über die Gestalt des Schädels bei den verschiedenen Racen des Menschengeschlechtes nicht im Stande sind, uns Aufschluß zu geben über die geistige Befähigung eben dieser Racen. Bis jetzt stehen wir einer Classificirung der verschiedenen Menschenracen nach ihren intellectuellen Anlagen und Leistungen noch sehr fern. Schon jetzt aber läßt sich so viel immerhin erkennen, daß von allen Momenten, welche für diese Frage von Wichtigkeit werden können, die Form, d. h. die äußere grobe Gesammtgestalt des Hirnes eines der allerunwesentlichsten sein wird. Das Wenige, was in dieser Beziehung bis jetzt festzustehen scheint, betrifft nur die Gesammtgröße des Hirnes. Bei den großen Schwierigkeiten, die bis jetzt der Beschaffung größerer Mengen von Gehirnen fremder Volksstämme in unsere Museen entgegenstehen, bei der Nothwendigkeit ferner, das Gehirn für unsere Zwecke im frischen Zustande zu wiegen und zu untersuchen, wird es wohl noch lange Zeit währen, bis von einer exacten Vergleichung des Gehirnes der verschiedenen Racen die Rede wird sein können. Unter diesen Umständen ist die Kraniologie berufen, einstweilen einen, wenn auch nur nothdürftigen Ersatz zu liefern. Da nämlich das Gehirn mit seiner Oberfläche direct der Innenfläche der Schädelkapsel anliegt, so läßt sich durch Ausfüllen der Schädelhöhle mit geeigneten Massen das Volumen, welches das zugehörige Gehirn eingenommen hatte, und hieraus vermittelst Rechnung auch sein Gewicht mit ziemlicher Sicherheit ermitteln. So gering nun auch bis jetzt das vorhandene Material ist, und so vorsichtig man in der Beurtheilung desselben sein muß, wegen der großen Verschiedenheit der von den einzelnen Autoren in Anwendung gezogenen Untersuchungsmethoden, so vermag man doch wohl soviel zu sagen, daß die geistig sehr tief stehenden Racen ein erheblich kleineres Gehirn besitzen wie die höher und höchst stehenden Culturvölker. Andererseits hat man bei außergewöhnlich intelligenten Männern stets ein das mittlere Maß bedeutend überschreitendes Hirn-Gewicht oder Volumen gefunden. In gleicher Weise existirt auch nach der entgegengesetzten Seite hin eine bestimmte Grenze, indem Gehirne, deren Gewicht oder Volumen unterhalb einer bestimmten Minimalgröße erscheint, nicht einem normalen, im Vollbesitze seiner geistigen Fähigkeiten befindlichen Menschen, sondern nur einem Blödsinnigen angehört haben können. Dieser Minimalwerth ist nicht nur für die Racen ein wechselnder, sondern er ist auch innerhalb derselben Race, wenigstens bei den cultivirten Völkern, für die beiden Geschlechter verschieden. Entsprechend dem Umstande, daß das Hirngewicht des Mannes durchschnittlich um ein Neuntel dasjenige des Weibes übertrifft, kann das Weib noch als völlig brauchbares Glied der Gesellschaft bei einem Hirnvolumen existiren, bei welchem

der Mann ein Idiot wäre. Das Verhältniß ist nach Broca etwa das folgende. Wenn das mittlere Hirngewicht des Mannes im zwanzigsten Lebensjahre 1465 Gramme, das des Weibes 1285 beträgt, so ist das geringste Hirngewicht, bei welchem ein Mann noch als ein normal denkendes Individuum existiren kann, 1049, während für das Weib die Zahl 907 zu verzeichnen ist. Die Beobachtung, daß diese Differenz immer geringer wird, daß also die im Gehirn und Schädel sich aussprechenden Geschlechtsunterschiede immer mehr zurücktreten und verschwinden, je tiefer wir von den civilisirten Culturvölkern zu den rohesten Naturvölkern hinabsteigen, giebt uns den Schlüssel für die ungünstige Stellung, welche bei uns das Weib dem Manne gegenüber einnimmt. Wir haben in diesem Verhalten nicht eine von Anfang an bestehende, vom Schöpfer beabsichtigte Einrichtung zu erblicken, sondern lediglich den Ausdruck unserer heutigen socialen Verhältnisse, welche die Thätigkeit des Weibes fast ganz auf die Geschäfte des häuslichen Lebens und auf eine Anzahl meist manueller, oder doch geistig wenig anstrengender Arbeiten beschränkt.

Indem wir uns also nunmehr der Betrachtung der Form des Schädels zuwenden, verzichten wir von vornherein darauf, aus der Gestalt desselben Rückschlüsse auf die geistigen Anlagen machen zu wollen. Die Form des Schädels nimmt unser Interesse nur dadurch in Anspruch, daß sich in ihr erhebliche Unterschiede zwischen den Gliedern der verschiedenen Menschenracen aussprechen. Diese Formdifferenzen verdienen aber um so mehr Beachtung, als sich leider auf einem anderen, sonst uns selten im Stiche lassenden Wege für die jetzt von uns ins Auge gefaßten Zwecke keinerlei entscheidende Merkmale gewinnen lassen. Das vergleichend anatomische Studium des menschlichen Skelettes ergiebt uns nämlich, so viele Versuche man auch nach dieser Richtung unternommen hat, keine Kriterien, die uns in den Stand setzten, die einzelnen Racen von einander zu sondern. So oft man auch in dieser oder jener Abnormität ein besonderes Kennzeichen einer bestimmten Race gefunden zu haben glaubte, immer mußte man sich bald davon überzeugen, daß dasselbe kein constantes typisches Merkmal bilde, oder daß es auch bei anderen fern stehenden Stämmen beobachtet werde. Das Einzige, was sich etwa noch auf diesem Wege ergeben könnte, wäre die Wahrnehmung, daß eine bestimmte Abnormität bei dieser oder jener Race häufiger oder seltener als bei anderen beobachtet werde.

Die Formverschiedenheiten der Racenschädel entgingen weder Camper noch Blumenbach, und namentlich der Letztere unterschied schon scharf die langgestreckte schmale Form des Negerschädels von der kurzen breiten des Kalmucken. Allein so unzweifelhaft diese Angaben auf richtigen Beobachtungen basiren, so waren sie doch sehr roh und unvollkommen, da sie eine genauere Abschätzung der vorhandenen Unterschiede keineswegs gestatten. Das Auge, ein wie wichtiges Hülfsmittel der Untersuchung es auch sein mag, ist gar manchen Täuschungen preisgegeben, und die Erfahrung lehrte gar bald, wie wenig übereinstimmend gar oft dieselbe Form von verschiedenen Forschern gesehen und beschrieben wird. Ein vergleichendes Studium der differenten Formen, eine sorgfältige Abwägung der Unterschiede, war unmöglich, so lange das Urtheil auf dem subjectiven Erachten des Untersuchenden beruhte. Erst nachdem der schwedische Anatom Anders Retzius ein Verfahren gelehrt hatte, diese Unterschiede in direct unter einander vergleichbaren Zahlenwerthen auszudrücken, wurden die verschiedenen Formtypen wissenschaftlicher Untersuchung zugänglich. Retzius erforschte das Verhältniß, in welchem die beiden Hauptdurchmesser des Schädels, welche uns bei der Scheitelansicht entgegentreten, zu einander stehen, und drückte ihr gegenseitiges Größen-Verhältniß in einem Quotienten aus. Der Längsdurchmesser des Schädels, welche absolute Größe er immer haben mag, wird gleich 100 gesetzt, und auf ihn wird alsdann die absolute Größe der Breite reducirt, d. h., es wird die Größe der Breite in Procenten der Länge angegeben. Statt der früheren absoluten Zahlenwerthe erhalten wir somit ein, von uns als Schädelindex bezeichnetes, von den zufälligen, individuellen Größenverhältnissen unabhängiges Zahlenverhältniß. Ist der Schädel, von oben betrachtet, langgestreckt und schmal, liegt sein Index mehr oder weniger nahe bei 70, so bezeichnet man ihn als doli-

chocephal, erscheint er dagegen mehr rundlich, kurz und breit, mit einem Index von nahezu 80 oder mehr, so nennt man ihn brachycephal. Diese Retzius'sche Methode, die freilich im Einzelnen noch vielfach modificirt wurde, erfreute sich alsbald und mit Recht des allgemeinsten Beifalles. Freilich ist sie nicht ausreichend, um allein schon genügenden Aufschluß über die Schädelform zu ertheilen. Wenn daher auch die Erweiterung des Meßverfahrens durchaus nothwendig war, so ist es doch bedauerlich, daß man dabei den von Retzius betretenen Weg nicht weiter verfolgte. Sehen wir uns eins der zahlreichen, heutigen Tags gebrauchten Messungsschemate an, so finden wir fast durchgängig Maße, welche den Abstand zweier bestimmten Punkte angeben, wie etwa die Entfernung der äußeren Ohröffnung vom Kinn, von der Nasenwurzel u. s. w. Es ist nun aber nicht schwer zu beweisen, daß alle solche Maße schlechterdings keinen Werth haben können, daß sie nicht im Stande sind, Aufklärung zu geben über die Differenzen, welche sich in dem Bauplane der einzelnen typischen nationalen Schädelformen aussprechen. Betrachten wir z. B. das Maß, welches die Entfernung der Ohröffnung vom Kinn angibt, so werden Veränderungen in der Größe desselben auf die mannichfachste Weise entstehen können. Das Maß wird nämlich an Größe zunehmen, einmal wenn das Gesicht mit Einschluß des Unterkiefers länger wird, sodann wenn die Lage der Ohröffnung sich ändert, drittens wenn die Breite des Schädels zunimmt, und viertens endlich, wenn der ganze Schädel größere Dimensionen aufweist wie ein anderer, der ähnlich gebaut, aber kleiner ist. Wie es große Menschen gibt und kleine, so sind auch die absoluten Größendimensionen der Schädel erheblichen Schwankungen unterworfen. Der Bauplan des Schädels ist aber innerhalb derselben Race im Wesentlichen bei kleinen und großen Schädeln der gleiche, um ihn zu ermitteln, bedarf es daher reducirter Maße, welche die relativen Größenverhältnisse erkennen lassen, wogegen die absoluten Größen aus den oben angedeuteten Gründen überhaupt nicht direct unter einander vergleichbar sind.

Ein rationelles Meßsystem wird daher meinen folgenden Forderungen zu entsprechen haben. Alle zur Untersuchung kommenden Schädel müssen in die gleiche Lage gebracht werden, und zwar in die bei der ruhigen normalen Haltung des Kopfes eingenommene Horizontalebene. Auf sie und auf eine zu ihr senkrecht stehende Ebene werden die wichtigsten Durchmesser des Schädels projicirt, wobei auch die Stelle anzugeben ist, an welcher sich die einzelnen Durchmesser schneiden.

Eine Reihe von weiteren wichtigen Maßen besteht in den Winkeln, welche eine Anzahl von Linien mit der Horizontalebene bilden. Hier ist vor allem das Verhalten des Gesichtsprofiles zu beachten. Schon Camper machte darauf aufmerksam, daß das schnauzenförmig vortretende Gesichtsprofil des Negers im spitzen Winkel gegen die Horizontalebene verlaufe, wogegen beim Europäer der so gebildete Winkel ein rechter sei. Mit Recht hob Camper hervor, daß in diesem von uns als Prognathie und Orthognathie bezeichneten Verhalten schon die alten griechischen Künstler einen der wichtigsten Factoren erkannt haben, welche bei der Beurtheilung und Nachbildung häßlicher und gemeiner, oder schöner und edler Gesichtszüge Beachtung verdienen. Kann auch der Gesichtswinkel in der ursprünglichen Form gegenwärtig nicht mehr in Anwendung gezogen werden, so hat doch Camper in dem erwähnten Verhalten eins der wichtigsten Merkmale hervorgehoben, welche bei der Erörterung der kraniologischen Racenunterschiede in Betracht kommen. Soll das Meßverfahren allen den bezeichneten Anforderungen Genüge leisten, so ist die Aufgabe allerdings nicht mehr so einfach. Statt des Zirkels bedarf es alsdann eines complicirten Kraniometers. Ein solcher ist unlängst von Herrn Spengel construirt und beschrieben worden.*

Die Aufgabe der Schädelmessung ist eine doppelte. Einmal handelt es sich darum, durch ausgedehnte Messungen die Grenzen festzustellen, innerhalb deren bei jedem einzelnen Typus die Maße schwanken. Hierdurch wird die Möglichkeit ge-

* Mittheilungen aus dem Göttinger anthropologischen Vereine. Im Auftrage des Vereines herausgegeben von Dr. Hermann von Ihering. I. Heft. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1874. S. 54 ff.

Digitized by Google

geben, im einzelnen Falle zu ermitteln, ob ein Schädel dem einen oder dem anderen Typus angehört. Wenn man erwägt, daß Schädel, die vielleicht in dem einen Maße einander gleichen, in einem anderen sich wesentlich von einander unterscheiden können, so ist es leicht begreiflich, daß auf dem Wege einer solchen Differentialdiagnose sich werthvolle Schlüsse müssen gewinnen lassen.

Die zweite wichtige Aufgabe der Kraniometrie aber ist die, aus der ganzen Reihe der einem bestimmten Typus angehörigen Schädel das mittlere Verhalten zu erforschen. Durch Berechnung der Durchschnittsgröße eines jeden Maßes ist man im Stande, die typische nationale Schädelform eines jeden zur Untersuchung kommenden Stammes aufzustellen, und durch Vergleichung der hierbei gefundenen Typen gelingt es in vielen Fällen, die Verwandtschaftsgrade zu ermitteln, welche zwischen einer beliebigen Anzahl von Racen bestehen. Wie schon oben hervorgehoben wurde, liegt bis jetzt nur wenig zuverlässiges Material für diese Zwecke vor: Die umfangreichsten und werthvollsten Messungen sind unzweifelhaft diejenigen, welche Prof. Welcker und J. B. Davis veröffentlicht haben. Wiewohl auch die letzten Jahre zahlreiche Beiträge geliefert haben, so ist es doch mit der Verwerthung aller dieser Zahlen eine sehr mißliche Sache. Denn eine Vergleichung und Zusammenstellung derselben ist Angesichts der bedeutenden Unterschiede in den dabei zu Grunde gelegten Meßmethoden kaum möglich. Es wird daher noch einige Zeit dauern, bis es gelingen wird, richtige Vorstellungen zu gewinnen von der Bedeutung der Unterschiede, welche thatsächlich in den Schädeln der verschiedenen Racen sich aussprechen. Immerhin aber ist doch jetzt schon so viel ersichtlich, daß die Endergebnisse nicht die Ansichten kräftigen werden, welche, früher allgemein verbreitet, auch heute noch von vielen Anthropologen aufrecht erhalten werden. Retzius hat mehrfach seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß jeder Race eine bestimmte typische Schädelform zukomme, und von französischen Anthropologen ist diese Ansicht in dem Satze: „autre race, autre crâne“ präcisirt worden.

Nach meinen eigenen auf nicht unbedeutendes Material gegründeten Erfahrungen ist die eben dargelegte Auffassung falsch, und so viel sicher, daß dieselbe in den durch die Schädelmessungen gewonnenen Zahlen keine Unterstützung findet. Werfen wir einen Blick in unsere Tabellen, so finden wir in den wichtigsten Maßen die ungleichartigsten Elemente in unmittelbarster Nachbarschaft. So stehen ihrem Schädelindex nach die Holländer neben den Dajaks von Borneo, die Engländer befinden sich in derselben Gruppe mit den Chinesen und Zigeunern; den Oberdeutschen finden wir in der Gesellschaft der Patagonier und der Baschkiren. Ebenso wenig wie nach diesem Index ist es nach den anderen Maßen möglich, die Verwandtschaftsbeziehungen der verschiedenen Racen aus der Aehnlichkeit im Schädelbaue abzuleiten, selbst wenn man dabei beachtet, daß neben der Uebereinstimmung in der Größe des einen Maßes gleichzeitig Verschiedenheiten in anderen vorhanden sein können, und daß oftmals charakteristische Züge dem Auge nicht entgehen, welche auf dem Wege der Messung sich bis jetzt nicht nachweisen lassen. Bei einiger Uebung vermag man in der That schon auf den ersten Blick oft viel zu erkennen.

Als ich im vorigen Jahre einige Zeit in Constantinopel verweilte, bemühte ich mich, in den Besitz von Türkenschädeln zu gelangen. Bei der dort üblichen Art der Bestattung ist dies nicht sehr schwer. Die Türken beerdigen ihre Todten in sehr seichte Gruben. Der Leichnam wird ohne Sarg in dieselbe gelegt, mit einigen Brettern und darauf mit einer sehr dünnen Schicht Erde bedeckt. Bald sind die Bretter gefault, der Boden sinkt ein, und was dem Regen nicht gelingt, vollenden die Hunde, welche bei Nacht hier ungestört hausen, und auf den Kirchhöfen in den von ihnen gewühlten Höhlen ihre Nachkommenschaft groß ziehen. Daß hierbei die Knochen der Verstorbenen und namentlich ihre Schädel leicht an die Oberfläche kommen, ist einleuchtend. In noch größerer Menge jedoch fand ich dieselben auf einem alten Kirchhofe, der durch den Bau einer Chaussee theilweise zerstört wurde. Hier gelang es mir, mein, bei dem fanatischen Charakter der Mohamedaner nicht ungefährliches Vorhaben auszuführen und zehn Schädel an mich zu bringen. Schon beim ersten flüch-

Digitized by Google

tigen Durchmustern fiel mir einer derselben durch seine abweichende Form auf, und meine Ueberzeugung, daß ich es in demselben mit einem Negerschädel zu thun habe, wurde zur Gewißheit durch das von dem meinigen unabhängige Urtheil eines dortigen ausgezeichneten Kraniologen, des Dr. Weisbach.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch darlegen, weshalb an einen Irrthum in diesem Falle nicht gedacht werden kann. Die Form des Negerschädels ist eine sehr charakteristische, und es ist schlechterdings nicht möglich, daß ein Türke in seinem Schädel jemals die Form ausgeprägt zeigen könne, welche den Negerschädel kennzeichnet. Schon diese Bemerkung wird zeigen, daß für die Scheidung der menschlichen Racen der Schädel in der That ein sehr wichtiges Hülfsmittel abgiebt. Aber wie der Engländer, der Franzose, der Ungar und der Großrusse nicht zu einer und derselben Race gehören, obwohl sie sämmtlich durch eine weiße Hautfarbe charakterisirt sind, oder wie dasselbe von den schwarzhäutigen Racen der Neger, Papuas und Neuholländer gelten muß, so beweist auch eine Uebereinstimmung in der Form des Schädels ebenso wenig die Identität der Race, wie deren Verschiedenheit zur Unterscheidung differenter Racen nöthigt, vorausgesetzt, daß wir den Begriff der Racen in dem Umfange zu nehmen pflegen, wie dies heutigen Tages meistens geschieht.

Eine Definition des Begriffes „Race“ vermag ich nun freilich nicht zu geben, denn es sind eben die Momente, welche zur Aufstellung von Racen Anlaß bieten, keineswegs feststehende. Während viele Autoren den Schädel zum Principe der Eintheilung erhoben haben, ziehen andere namentlich die Hautfarbe zu diesem Zwecke heran, während wieder andere, wie namentlich Haeckel, das Hauptgewicht auf die Beschaffenheit des Haares legen. Sieht man jedoch näher zu, so überzeugt man sich leicht, daß alle diese sog. Racensysteme in Wahrheit auf diese Bezeichnung gar keinen Anspruch machen können. Am meisten Verbreitung hat wohl in neuerer Zeit bei uns die Classification von Friedrich Müller gefunden, welche Ernst Haeckel in etwas modificirter Form in seine natürliche Schöpfungsgeschichte aufgenommen hat. Die von Haeckel vorgenommenen Verbesserungen bestehen in einer Eintheilung der 12 Müller'schen Racen in mehrere nach der Beschaffenheit des Haares aufgestellte Unterabtheilungen. Es ist wichtig, diesen Umstand zu beachten, denn er beweist, daß die von Haeckel angenommene Raceneintheilung nicht auf Merkmalen beruht, welche dem Körperbaue der Racen entnommen sind. Die Racen, welche Haeckel angenommen, sind dieselben, welche Friedrich Müller nach linguistischen Gesichtspunkten aufgestellt hat. Die Sprache aber kann nie die Grundlage eines anthropologischen Systems bilden. Stellen wir uns auf den Standpunkt der Descendenzlehre, so kommen wir zu der, übrigens auch von Sprachforschern schon vielfach gebilligten Ueberzeugung, daß es eine Zeit gab, wo das Menschengeschlecht noch nicht im Besitze der Sprache gewesen. Entweder nun es existirten schon damals eine Reihe von Racen, wie mir scheint, die weniger wahrscheinliche Annahme, und dann können in derselben Race zu verschiedenen Zeiten oder an verschiedenen Orten mehrere Ursprachstämme ihren Ursprung genommen haben, oder es bildeten sich erst mit der zunehmenden Cultur, mit welcher die Ausbildung der Sprache allmählich sich vorbereitete, die einzelnen Racen des Menschengeschlechtes aus. Auch im letzteren Falle steht nichts der Annahme entgegen, daß mehrere Ursprachen aus einer Race ihren Ausgang genommen, oder daß an der Ausbildung derselben zwei verschiedene benachbarte oder zusammenwohnende Racen den gleichen Antheil besessen haben. Bedenken wir nun noch, daß selbst in historischer Zeit in vielen Fällen ein Wechsel der Sprache stattgefunden hat, resp. auch gegenwärtig noch stattfindet, indem bald in friedlicher Weise eine Sprache auf Kosten der anderen sich ausbreitet, bald der siegreiche Stamm seine Sprache dem unterjochten Volke aufnöthigt, so dürfte man kaum geneigt sein, der Behauptung entgegenzutreten, daß zwischen Entstehung der Race und Entstehung der Sprache kein Causalnexus existirt. Beide Vorgänge sind vielmehr von einander unabhängig, und darum ist auch das Bestreben, die Eintheilung der Menschenracen auf die Sprache zu stützen, ein verfehltes. Die Race ist ein anthropologischer Begriff, aus

LIBRARY

anatomischen Charakteren abstrahirt, die Sprache aber ist ein Stück der Cultur des Volkes, sie ist ein unentbehrliches, ja wohl das wichtigste Hülfsmittel bei der ethnologischen Classification. Die Anthropologie, halten wir dies fest, studirt den Menschen als Individuum, die Ethnologie aber befaßt sich mit der Cultur, deren das Individuum als Mitglied der Gesellschaft theilhaftig wird. So ist denn das Müller-Haeckel'sche System ein ethnologisches, aber kein anthropologisches. Hiervon kann man sich besonders sicher überzeugen, wenn man einen Blick wirft auf das bunte Gewirr von Racen, welche in der sogenannten „mittelländischen Race" enthalten sind. Ja schon allein zwischen den Angehörigen der großen Gruppe der Indogermanen finden sich bezüglich der physischen Merkmale die allergrößten Gegensätze.

Wie die Betrachtung des Schädels uns zu der Annahme führte, daß eine natürliche Eintheilung des Menschengeschlechtes auf diesem Wege nicht möglich sei, so drängt sich uns auch beim Studium der übrigen anthropologischen Charaktere dieselbe Ueberzeugung auf. Ueberall lassen die Extreme sich scharf einander entgegenstellen, überall aber zerrinnen diese Unterschiede in nichts, wenn wir sie zur Aufstellung eines natürlichen Systemes benutzen wollen, da die Gegensätze durch eine fast stets lückenlose Reihe von Zwischengliedern verbunden sind. Sollten daher auch zu den 50 bis 60 Versuchen der Eintheilung der Menschenracen im Laufe der Zeit noch manche hinzutreten, so ist doch die Aussicht, daß dieselben vor strenger Kritik Stand halten dürften, wie ich glaube, eine äußerst geringe, selbst abgesehen von der fast zur Unmöglichkeit gesteigerten Schwierigkeit, heutigen Tages noch reine, unvermischte Naturvölker aufzufinden. Auch in der Anthropologie dürfte sich daher wohl allmählich die Ansicht Bahn brechen, daß eine natürliche Eintheilung eine vollkommene Unmöglichkeit, und daß von den einschlägigen Bemühungen ebenso Abstand zu nehmen sei, wie dies auf einigen Gebieten der Zoologie, in welchen die Variabilität einen besonders hohen Grad erreicht, in neuerer Zeit gleichfalls geschehen ist.

Wir haben also in der Kraniologie eine der wichtigsten Disciplinen der physischen Anthropologie. Allein es sind auch noch andere Gebiete, welche Nutzen ziehen aus der Untersuchung des Schädels. Die Kraniologie ist zugleich eine belangreiche, wenn auch vielfach nicht genügend in ihrer Bedeutung gewürdigte Hülfswissenschaft der Geschichtsforschung und Archäologie. Es ist leicht ersichtlich, daß für das Studium der frühen Vergangenheit eines Volkes der Nachweis von Culturüberbleibseln keinen höheren Werth haben kann als die directe Auffindung der Körperüberreste. Oft geschah die Bestattung ohne Zugabe von Waffen, Gefäßen und ähnlichen Geräthen, und alsdann vermag nur der Anthropologe Auskunft zu geben. Es würde zu weit führen, wollte ich alle hierbei ins Auge zu fassenden Möglichkeiten ausführlich erörtern. Ich erinnere nur beispielshalber an Schweden, wo aus den in alten Gräbern gefundenen Schädeln sich der Beweis führen ließ, daß die heutige germanische Bevölkerung des Landes erst in relativ jüngerer Zeit eingewandert ist, und sich auf Kosten der alten Bevölkerung, der Lappen, ausbreitete, diese letzteren dabei stets weiter gen Norden verdrängend.

Fassen wir den Begriff der historischen Forschung etwas weiter, dehnen wir ihn noch aus auf die Ergründung der ersten rohen Anfänge der Cultur, begeben wir uns mithin auf den Boden der sogenannten prähistorischen Archäologie, so tritt die Anthropologie in ihr volles, unbestrittenes Recht ein. Je mehr die Spuren der Cultur zurücktreten, um so mehr gewinnt das Bild an Werth, welches die Untersuchung der Skeletüberreste, namentlich diejenige des Schädels uns von jenen alten Vorfahren entwirft. Gerade die Frage nach dem Alter und dem Ursprunge des Menschengeschlechtes ist in ganz besonders hohem Grade abhängig von den Studien der Kraniologen. Denn in keinem Theile des Skeletes sind die Unterschiede zwischen dem Menschen und den höchststehenden Affen so bedeutend und augenfällig, wie gerade im Schädel. Ist aber nach unseren heutigen Kenntnissen von der Entstehung der Arten die Folgerung unabweisbar, daß auch der Mensch nicht in seiner jetzigen Gestalt erschaffen worden sei, daß auch er aus tiefer stehenden Organismen seinen Ursprung genommen, so müssen die Unterschiede, die wir gegenwärtig zwischen den

Digitized by Google

Menschen- und Affenschädeln bemerken, einst geringer, ja sie müssen zu einer gewissen Zeit gar nicht vorhanden gewesen sein. Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich hier noch, daß die jetzt lebenden ungeschwänzten sogenannten anthropomorphen Affen nicht als unsere Urahnen betrachtet werden können. Sie sind, wie auch die Menschen, aus einer affenähnlichen Urform entstammt, welche aber zur Zeit nicht mehr existirt. Ist dies richtig, so müßte die oben ausgesprochene Ansicht über die Abstammung des Menschen in der kraniologischen Untersuchung der ältesten menschlichen Schädel eine Stütze finden. Es schien in der That eine Zeit lang, als ob dem so sei, obwohl das bis jetzt uns zugängliche Material noch so außerordentlich dürftig ist. Im August 1856 nämlich wurde unweit Düsseldorf in einer Höhle des Neanderthales neben anderen menschlichen Gebeinen ein Schädelfragment aufgefunden, das, von Professor Fuhlrott beschrieben, in weiten Kreisen großes Aufsehen machte. Der Schädel dieses fossilen Menschen zeigt nämlich in der Bildung seiner Stirn ein Verhalten, welches in hohem Grade an die ähnlichen Verhältnisse bei den Affen erinnern muß, und zwar in solchem Maße, wie es bei keinem anderen Schädel bis jetzt in völlig gleicher Weise beobachtet wurde. Neuerdings ist zwar die Beweiskraft dieses Schädeldaches von Virchow in dessen vorzüglicher Beschreibung des Neanderthalschädels in Frage gezogen worden, indem er nachwies, daß das betreffende Individuum die unverkennbaren Zeichen der Rhachitis zur Schau trägt. So sehr nun auch diese Thatsache zur Vorsicht mahnt, so bleibt es doch noch immer sehr wahrscheinlich, daß die abnorme Form wirklich ein Racemerkmal, und zwar ein sehr beachtenswerthes, repräsentirt. Es ist jedoch durchaus verfehlt, schon jetzt aus dem vorhandenen Material weitgehende Schlußfolgerungen ziehen zu wollen. Man muß sich nur vergegenwärtigen, wie gering die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen fossilen Menschenschädel ist, und wie wenig man zur Zeit von den fossilen anthropoiden Affen weiß. Auch haben wir durchaus keinen Grund zu der Annahme, daß gerade der wissenschaftlich am besten erforschte Welttheil, Europa, die Heimath unserer ältesten Vorfahren sollte gewesen sein.

Von höher stehenden Affen ist meines Wissens bis jetzt noch kein vollkommen erhaltener fossiler Schädel gefunden worden. Allein auch die bis jetzt aufgefundenen sonstigen Skelettheile gestatten wichtige Schlüsse. Eins der wichtigsten hierhin gehörigen Stücke befindet sich im Großh. Museum zu Darmstadt. Es ist dies ein im tertiären Rheinsande bei Eppelsheim gefundener Oberschenkelknochen. Derselbe gleicht einem menschlichen in der That so sehr, daß man es begreiflich finden wird, wie Schleiermacher anfangs der Meinung sein konnte, der Knochen stamme von einem zwölfjährigen Mädchen. Als man sich später davon überzeugte, daß man es mit einem Affenknochen zu thun habe, so neigte sich Kaup der Annahme zu, daß der Knochen einem großen Gibbon angehöre, welcher wahrscheinlich mit dem Lartet'schen Dryopitheeus identisch wäre. Andere dachten mehr an ein dem Chimpanse nahestehendes Geschöpf. Aehnlich wie diesem Femur erging es einigen anfangs dem Menschen, später dem Dryopithecus zugeschriebenen Zähnen. Ich kann es nicht unterlassen, hier die Worte Quenstedt's anzuführen, welche dieser im übrigen so vorsichtig sich ausdrückende Gelehrte gelegentlich der Entdeckung dieser fossilen, menschenähnlichsten Affen aussprach.

„Damit" — bemerkt er — „sind unerwartete Aussichten eröffnet, welche einst die Verwandtschaft des Menschen mit den Affen auf unserem Boden ins Licht setzen könnten. Noch herrscht darüber heftiger Streit. Allein so hoch der Homo sapiens durch Intelligenz über jeglichen Thieren steht, so bedeutungslos wird der körperliche Unterschied, welcher ihn vom Affen trennt; und noch ist der irdische Schauplatz keineswegs so ausgebeutet, daß mit der Zeit diese an sich schon so engen Grenzen nicht noch enger an einander treten könnten."

Ich darf es wohl nicht unterlassen, hier noch eines anderen, aus der Schädeluntersuchung zu Gunsten der Darwin'schen Lehre abgeleiteten Beweises Erwähnung zu thun. C. Vogt hat bekanntlich die abnorme, an Affenschädel unverkennbar erinnernde Bildung der Mikrocephalenschädel als einen Beweis für die Richtig-

keit der Descendenzlehre in Anspruch genommen, indem er in denselben atavistische Anklänge an die affenartige Urform des Menschen erblickte. Die in neuester Zeit zuerst möglich gewordene Untersuchung auch der Gehirne von Mikrocephalen hat Vogt's Anschauungen im Einzelnen durchaus nicht bestätigt. Nichtsdestoweniger wird man die Ansicht Vogt's nicht ohne weiteres von der Hand weisen können, daß auch die Mikrocephalie wie so viele andere Hemmungsbildungen als Atavismus bezeichnet werden könne.

Fassen wir zum Schluß die Ergebnisse unserer Betrachtungen zusammen, so sind wir nicht im Stande, den übertriebenen Darstellungen derjenigen Anthropologen uns anzuschließen, welche glauben, es ließe sich aus der Schädelform in jedem Falle Race und Volksstamm erkennen. Dagegen bleibt die Kraniologie eine der wichtigsten Hülfswissenschaften der Anthropologie, und die großen Probleme, deren Lösung ihre Aufgabe sein wird, sind einerseits die Untersuchung der Racen des Menschengeschlechtes, andererseits die Verfolgung der Vorgänge, durch welche aus tiefer stehenden Säugethieren der Mensch hervorging.

Drei Tage in einer Provinzialstadt Oberägyptens.

Von

C. B. Klunzinger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Unterdessen ist es Abend geworden, und wir kehren in unsere Wohnung zurück. Schon im Laufe des Tages hatte uns der Doctor, dessen Bekanntschaft zu machen wir die Ehre hatten, zu einem Täßchen Kaffee auf den Abend eingeladen. Er findet sich jetzt bei uns ein, es ist seine Pflicht, selbst die Gäste abzuholen. Das Gastzimmer unseres Wirthes hat sich schon mit einer erklecklichen Zahl von Geladenen gefüllt, welche auf den mit Teppichen belegten Boden vor den Wandkissen sich gelagert haben. Wie es in dem Hause aussieht, das wir betreten haben, darüber haben wir früher einmal berichtet.* Ein allgemeiner Aufstand und Gruß seitens der Anwesenden wird uns, dem Ehrengast, zu Theil, wir bequemen uns, so gut es geht, auf dem uns angewiesenen Ehrenplatz auf den Divan, und nachdem wir uns zurechtgesetzt und geräuspert haben, folgt Gruß auf Gruß von jedem der Anwesenden, der jeglich zu erwiedern und mit einer Bewegung der Hand nach Stirn, Mund und Herz zu bekräftigen ist. Man frägt uns nach unserm Befinden, auch wir thun es, die Erkundigungen folgen Schlag auf Schlag in stereotypen, oft sehr sinnigen Redensarten, die eine langjährige Busenfreundschaft voraussetzen, die indeß das Endresultat haben, daß keiner über das Befinden des Andern aufgeklärt wird. Nachdem eine gute Spanne Zeit mit solcherlei Complimenten und Ceremonien verflossen ist, beginnt das Plaudern. Vom Wetter, das es hier zu Lande eigentlich nicht gibt oder das wenigstens nur kalt oder warm ist, schreitet man zu den Preisen der Lebensmittel und Waaren, richtet über Personen um so gelinder und schmeichelhafter, je näher sie sind, erzählt sich Geschichten und Abenteuer, Wunderthaten und Spukgeschichten, greift mit oft erstaunenswerther Freizüngigkeit in die Rechte der Regierung ein und treibt sogar höhere, freilich horrible Politik. Die Unterhaltung ist gemüthlich, dabei höflich und ceremoniell, lebhaft, phantasiereich und beredt mit einer gewissen ausmalenden Umständlichkeit, stets zur Erleichterung des Verständnisses mit Herbeiziehung von Gleichnissen, oft mit Pathos und Feuer der Action und Geberden, die auffallend gegen die sonstige scheinbare Apathie contrastiren. Ja sie ist, den Aberglauben, den Fanatismus und Fatalismus, der im Orient durch alle Worte und Thaten weht, und die Ignoranz abgerechnet, oft äußerst geistreich.

Bei dieser Vorunterhaltung ist keine physische Schwungkraft thätig, als etwa ein Schluck gewöhnlichen Wassers, ein Schälchen Kaffee und der Qualm des Tabaks, welch letzterer von jedem Raucher im fein tuchenen oder seidenen zusammengewickelten Beutel sammt der Pfeife mitgebracht wird. Der alte Aegypter dage-

* Ausland 1870, Nr. 16, Blicke in das Hauswesen einer Landstadt in Oberägypten.

Digitized by Google

gen roch in solchen Fällen, statt am Tabak, an seinem obligaten Blumenstrauß. Die aufsteigenden Düfte, das Brozeln in der Küche, das Laufen der Diener, das Flüstern des Hausherrn und andere Vorbereitungen deuten indeß darauf hin, daß es mit dem „Täßchen Kaffee“, den man uns mündlich oder mittelst eines Einladungsbriefes in Aussicht gestellt hatte, sein Bewenden nicht haben werde. Bald nimmt man die große Laterne, welche inmitten des Saales auf einem polygonalen Schemel stand, ab und bedeckt diesen mit einer ungeheuren, kreisrunden, meist kupfernen und verzinnten Metallplatte (sanie), dem Schild des Achilles gleichend. Darauf sind zwar keine Centaurenschlachten, aber doch einige Arabesken und Drudenfüße einciselirt. Man bringt einen Korb voll entzwei geschnittener flacher, runder Brotlaibchen, reichlich genug, um eine zweifache Gesellschaft bei Wasser und Brot zu sättigen, und umsäumt die von keinem Tischtuch bedeckte Platte damit. Männliche Karyatiden halten die Laternen säulenartig über den Häuptern der Gäste, ein Mundschenk ist aufgestellt, die Wasserflasche im Arm, ein Diener wedelt das Ungeziefer fort. Die ganze Gesellschaft, zwölf an der Zahl, nicht aber dreizehn, hockt nach einem gegebenen Wink auf den mit einem Teppich belegten Boden, um den ehernen Eßschild herum. Ein Diener macht die Runde mit dem Waschgefäß und die Gäste waschen sich die Hände oder lassen sich wenigstens symbolisch die Fingerspitzen der rechten Hand begießen, um als gewaschen zu gelten. Jeder bekommt sein Handtuch auf die Knie, stülpt den Aermel der rechten Hand zurück, während die Linke sittsam herabgesenkt und zu Nebenzwecken, z. B. zum Trinken, trocken aufgespart wird. Es wird heute türkisch (ala tarka) aufgetragen, d. h. eine Speise nach der andern, das Gastmahl soll ein flottes sein, und zur arabischen Speiseordnung, wornach Alles auf einmal aufs Brett kommt, damit der Speisende nach Belieben daran herumgreife, würde bei der Menge der verschiedenen Gerichte der Raum nicht reichen. Der Gastgeber beginnt den Reigen und setzt mit dem Losungswort „bismilla“ (im Namen Gottes) den hölzernen Eßlöffel in die aufgetragene Suppenschüssel, nachdem er vorher wohl auch einige grüne wallnußgroße Limunen oder Citrönchen darüber ausgedrückt hat. Es folgen getrost die Löffel der Gäste, aber auf dem weiten Weg von der gemeinsamen Schüssel zum Munde der Essenden fällt mancher Tropfen und Bissen auf die Platte und die Bröte. In der gewürzhaften Suppe war ein fettes Stück gesottenen Fleisches verborgen, welches der Hausherr herausnimmt und wovon er einige Stücke seinen Gästen anbietet. Diese verspüren keine große Lust dazu, denn schon duftet ihnen im Rücken, von einem Diener aufgetragen, eine kolossale Hammelsbrust, gefüllt mit Reis, Rosinen, Mandeln und Haselnüssen. Kaum hat dieser Braten seinen Standpunkt auf der Metallplatte genommen, so liegen auch schon die sämmtlichen zwölf zum Essen bestimmten Hände der Tafelrunde darauf. Jeder reißt sich ein Stück von dem weichgekochten und dann erst gebratenen Fleische ab, und wo sich eine zähere Stelle finden sollte, zerren sie zwei Gegenübersitzende durch gegenseitige Hülfeleistung auseinander. In wenigen Minuten ist der Brustkasten zerfleischt und zerstört, die köstliche Fülle liegt dahingestreut und wird mit Hülfe der Holzlöffel in die verschiedenen Mundöffnungen verschöpft. Dieses Essen mit den Händen aus gemeinschaftlicher Schüssel erscheint gewöhnlich dem Europäer als einer der barbarischsten Gebräuche der Morgenländer. So machten es indeß auch die alten Aegypter, die doch ein fein gesittetes, manierliches Volk waren, sowie die Juden. Dem Orientalen hinwiederum kommt es barbarisch vor, daß sich die Europäer nicht vor, und in der Regel auch nicht nach dem Essen die Hände waschen, die doch auch bei der zierlichsten Procedur häufig irgend eine Anfettung mit Speisen erleiden müssen.

Jener Basis folgen einige Kleinigkeiten, verschiedene Gemüse, Zwiebelsaucen mit kleinen Stückchen Fleisch, womöglich in Form eines Schlegelchens mit dem Knochen daran, auf kleinen Tellerchen. Jeder versucht einige Bissen, indem er ein Stück Brot in das Gericht taucht oder sich mit den Brotbissen eine Klammer bildet, womit er die consistenteren Stücke abgreift. Eine Mehlspeise, geröstete Nudeln (Kunafe) oder eine Schmalzpastete (Fathire) erscheint. Wir haben nun bereits gegen sechserlei Speisen vor uns gesehen, der Hunger ist

gestillt, nach der Mehlspeise wollen wir aufstehen. Doch wir sind noch nicht einmal am Anfang der Mitte. Nun kommt Platte auf Platte, Fleisch- und Mehlspeisen wechseln ab, der Hausherr reicht uns einen vorzüglichen Hühnerschlegel mit entzückenden Ausrufen, auch die Gäste muntern uns ernstlich zum Essen auf und reichen uns und einander mit den Fingern die extra auserwählten Stücke. Mit einem einstimmigen entzückten Ach! aber empfängt der würdige Schmauskreis die Zuckerpastete (Sanie baklaica); wie wundersam liegt sie in der hochrandigen Backplatte gebettet; Messer zum Aufschneiden sind verpönt, aber der Hausherr gräbt mit seinen Fingerspitzen darin ein großes Loch, und von dieser Bresche aus wühlen die Finger der Gäste die festgebackene Masse auseinander, und bald zerfällt das Kunstwerk zu einer losen Ruine. Die Vergänglichkeit alles Irdischen demonstrirten die alten Aegypter in anderer Weise alles Ernstes inmitten des Gastmahls, durch Vorzeigen einer Mumie!

Jetzt ist ungefähr die Mitte des Mahles erkämpft, es zeigen sich wieder die kleinen Teller, aber in immer steigender Stufenleiter der Güte und der Süßigkeit, wir bereuen schon, im Anfang unserer Laufbahn den Appetit sobald verpaßt zu haben. Da steht — mehr als sieben Meilen hinter Weihnachten haben wir zurückgelegt, haben uns durch den Kuchenberg durchgegessen, der Schwindel will uns erfassen — ein gewaltiger massiver Saftbraten auf der Tafel. Selbst die erfahrenen Gäste, welche sich vom frühen Morgen an durch Fasten auf den leckeren Abend vorbereitet und weise Stufe für Stufe emporgeklommen waren, sitzen verzweifelt und erschlafft vor dem Titanenstück. Die Versammlung drängt zum Schluß, noch mehrere Platten, die man bereit gehalten, werden erbarmungslos zurückgewiesen und das unvermeidliche Endgericht, der Pilau (gedämpfter Reis) mit der kühlenden rosenduftenden Zuckergallerte wird aufgetragen. Diese zarte Decke für den vollgepfropften Verdauungsschlauch läßt man sich noch recht schmecken, und dann steht einer nach dem andern unter „Gott sei Dank" (welches das Nachtischgebet vertritt, wie das bismilla das Vorgebet) auf, um die Waschschüssel sobald als möglich zu erreichen. Am spätesten erhebt sich der Gastwirth, wie er zuerst zugegriffen hat.

Der Muselman wäscht sich nur mit reinem fließenden Wasser, er plätschert nicht in der vollen Waschschüssel. Ein Diener begießt mit einer großen zinnernen Kanne mit Gießröhre seine Hände, das beschmutzte Wasser fällt in eine große breitrandige Metallschüssel und entweicht durch einen durchbohrten Bodenaufsatz in die untern Räume der Schüssel. Es wird viel Seife verbraucht, aber man weiß nicht recht damit umzugehen, denn die kaum durch Spielen zwischen den Händen entwickelte Lauge wird sofort abgeschwemmt, ehe sie mit ihrer Schärfe auf die Haut wirken kann. Der Mund wird nun aus- und inwendig sorgfältig ausgeschwenkt. All diese Proceduren geschehen im Eßzimmer in voller Oeffentlichkeit. Die übrigen Brote werden nun gesammelt, die zahllosen Brosamen auf der Eßplatte und dem Boden werden sorgfältig zusammengelesen, denn das Brot ist dem Moslim eine heilige Gottesgabe, die nicht verschwendet werden soll, und findet er irgendwo ein Stückchen Brot auf dem Boden liegen, so hebt er es auf und küßt die es haltende Hand. Die Eßplatte wird abgetragen.

Die Gesellschaft, die ihre Befriedigung und Sättigung ohne Verletzung des Anstands durch wiederholtes lautes Rülpsen anzeigt, nimmt wieder auf dem Teppich vor den Wandkissen Platz und plaudert mit Hülfe des Schibuks. Die Dienerschaft — und diese ist keine kleine, da auch noch jeder der zu Gast Geladenen seine eigenen Diener, Sklaven, Subalternen zum Schmaus mitgebracht hat, — kommt nun an die Reihe zum Essen, und Niemand stört sie während dieses Geschäftes irgendwie, wenn nicht dringende Noth ist. Endlich, wenn diese sich gesättigt, kommt der Kaffee, und nun hat die Gesellschaft keine Ruhe mehr, denn der Magen fängt an, unbequem zu werden. Der Angesehenste der Gäste giebt das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch, man sucht sich seine Pantoffeln zusammen, die an der Schwelle der Thür herumstehen, und kehrt, begleitet von dem übergefälligen Gastgeber, eine große Laterne voran, je in seine Behausung zurück, überladen im Magen, aber — nüchtern im Geist!

Digitized by Google

Dritter Tag.

Die Sonne des Sonntags ist eben aufgegangen. Viele dunkel gekleidete Männer, den uns bekannten Aetenpriestern aufs Haar ähnlich, zumeist mit schwarzem Turban auf dem Kopf, aber auch eine beträchtliche Anzahl vermummter Frauengestalten und Kinder strömen in ein Gäßchen. Dort steht ein einfaches Gebäude in gothischem oder byzantinischem Stil, nicht mit stolzem Thurm, doch wohl mit bescheidenem Dachreiter und Glöckchen. Wir folgen. Niemand wehrt dem Franken, dem Mitchristen, den Eintritt; ja nicht einmal dem Muselman ist er verboten, wohl aber dem Juden. Wir sind in der koptischen Kirche. Das Innere ist einfach, keineswegs überladen. Im Chor ist der für die Gemeinde unzugängliche Hauptaltar mit Marienbild, Kerzen und Meßbüchern. Die Seitenschiffe endigen je mit einem kleineren, einem Heiligen geweihten Altar, und sie sind mit einigen aus Europa erworbenen Oelgemälden geschmückt. Die Gemeinde hockt, den Kopf stets bedeckt, die Schuhe nicht immer ausgezogen und nur theilweise im Sonntagsgewande, mit untergeschlagenen Füßen Mann an Mann auf dem mit Strohmatten bedeckten Steinboden der Haupthalle. Ein Theil befindet sich im Vorchor, der durch eine Gitterwand abgetrennt ist. Von der Galerie oder Emporkirche über dem Eingangsthor hören wir hinter einem Gitter Weiberstimmen, auch schreiende kleine Kinder; zu sehen ist nichts von ihnen, das wäre andachtstörend.

Die Messe hat begonnen. Unter der Gemeinde im Vorchor stehen einige Unterpriester, gekleidet wie das übrige Volk mit Turban, und lesen vor einem Stehpult im Litaneitone mit rasender Schnelligkeit zuerst in der noch für diesen Zweck gebrauchten altkoptischen Sprache Evangelien ab und darnach dasselbe und die Erklärung in arabischer Mundart zur Erbauung für das Volk. Unterdessen geht ein Mann umher und vertheilt kleine Laibchen weißen, ungesäuerten, mit Kreuzen gestempelten Brotes, die Hostie, unter Jedermann. Jetzt tritt ein sehr ehrwürdiger Priester mit langem Silberbarte, der einem Priester so wohl ansteht, in weißem, gesticktem Meßgewand auf, macht sich im Allerheiligsten, am Hochaltar, zu schaffen und liest der Gemeinde etwas vor. Chorbuben schlagen große Metallteller an einander und machen damit einen großen, feierlichen Lärm. Dazu singen sie und die Gemeinde ein ziemlich hurtiges, halblautes Psalmenlied. Nun zeigt der Priester im Talar der Gemeinde das Crucifix oder die Monstranz, und Jeder beugt und bekreuzt sich unter dem Schlage jener Teller. Gegen den Schluß der Messe, deren Symbolik wir freilich nicht verstanden, steht die Gemeinde auf, drängt sich zum Priester, der Jeglichem segnend seine Hände aufs Haupt legt, uns Fremde nicht ausgenommen. Die christlichen Brüder geben sich je die Hand, und nach etwa anderthalbstündiger Dauer ist der Gottesdienst beendet.

Die koptische Kirche, bekanntlich eine ketzerische Abzweigung der griechischen, schon im 5. Jahrhundert unter Kaiser Marcianus nach dem Concil von Chalcedon gebildet, auch monophysitische oder jakobitische Kirche genannt, ist nur in Aegypten, Abyssinien, weniger in Syrien zu Hause. Sie hat manche Anklänge oder Ueberbleibsel vom alten Christenthum, vielleicht mehr als andere Kirchen. Trotz der grimmigsten Verfolgungen viele Jahrhunderte durch hat sie sich bis heute erhalten. Millionen Kopten sind zwar nach und nach zum Islam übergetreten, die Treugebliebenen nöthigen uns aber alle Achtung für ihren festen Glauben und ihre Zähigkeit ab. Die Kirche ist vom Staate völlig frei und steht unter einem Patriarchen, der zugleich auch der abyssinischen Kirche vorsteht. Früher suchte der Islam zu unterjochen und durch Druck, aber nie direct zu bekehren. Jetzt ist Toleranz, wenigstens von Seite der Regierung, nirgends größer als in diesen Ländern, so weit der Nil reicht. Ja selbst der einzelne Muselman ist, wenigstens äußerlich, auffallend tolerant, und Religionsgespräche mit Tendenz zur Proselytenmacherei führt er nie. So lange ein Ungläubiger sich social mit einem Moslim zu stellen weiß, ist er sein Freund und Mitbürger, der Religionsunterschied ist im äußeren Verkehr wenig wahrnehmbar. Läßt er sich aber etwas zu Schulden kommen, so wird seine Schmach eine doppelte, das Gift des schlummernden Fanatismus bricht hervor

Digitized by Google

und nun heißt er außer einem Bösewicht auch noch ein Ungläubiger: also gerade wie bei Christen und Juden im civilisirten Abendlande. In rein kirchlichen Sachen, wozu namentlich das Eherecht gehört, kann man wohl Priester, Kadi und Gouverneur brüderlich den Richterstuhl theilen sehen, d. h. der Kadi räth und hilft mit seiner Weisheit und Erfahrung, der Priester giebt sein Urtheil, der Gouverneur vollstreckt.

Die koptischen Priester leben thatsächlich in apostolischer Armuth einzig von Unterstützung ihrer Gemeinde, eine bestimmte Besoldung haben sie nicht. Man schickt ihnen Lebensmittel ins Haus, einiges Geld fällt auch bei Taufen, Hochzeiten, Leichen für sie ab. Wie der Kadi der Moslim, haben sie mancherlei richterliche Befugnisse, namentlich in Ehe- und Erbschaftssachen. Der Mangel an Geld macht sie gern bereit zur Annahme von zweifelhaften Geschenken, und sie sind leicht zu überwinden, gegen eine solche Gabe Kirchenbußen, die zumeist in Fasten und Beten bestehen, herabzusetzen. In Kairo, so wird allgemein behauptet, sollen manche eine Art Kupplergeschäft treiben, indem sie koptische Mädchen, doch mit Willen der Eltern, nach Art der Moslemin, nämlich mit Kündigung, trauen, was ihren Gesetzen völlig zuwider läuft. Die Kopten zeigen gegen ihre Priester, wenigstens äußerlich, einen großen Respect, sie küssen ihnen die Hand, im Grunde scheinen aber manche der Priester, wohl jener Uebergriffe wegen, wenig geachtet zu sein.

Es existirt wohl eine Schule für christliche Priester, von einem höheren theologischen Wissen und gar allgemeiner Bildung ist keine Rede, kaum bei den Bischöfen. Sie dürfen vor der Priesterweihe heirathen, nach dieser aber, wenn die erste Frau stirbt, ist eine zweite Heirath nicht mehr erlaubt. Die höheren Priester sollen unverheirathet sein.

Die Kopten lesen das Evangelium, das sie auch äußerlich, wie die Muselmanen ihren Koran, hoch in Ehren halten, und sie schwören bei ihm. Sie taufen die Kinder durch Untertauchen, haben Ohrenbeichte, Klöster, Mariendienst; die Hauptäußerung ihres Christenthums besteht im Fasten. Den Papst verabscheuen sie. Außer einem schwachen Anklange seiner Gesichtszüge an das kühne Profil eines Ramessu und manchen im ägyptischen Volke überhaupt heute noch eingebürgerten Gebräuchen hat der Kopte, der eigentliche Nachkomme des großen Volkes der Retu, wenig aus der Erbschaft seiner Altvordern gerettet, ja er vergilbt, wenn wir ihm von der Pracht und Herrlichkeit des Landes Kemi, von dem viereinigen Gott Amun und den Thaten des Sohnes der Sonne erzählen, er kennt nur das götzendienerische, verruchte Geschlecht der Pharaonskinder aus den beschimpfenden Titeln, mit denen ihn seine Widersacher, die Moslemin, beschenken, und aus den vom nationalen Haß eingegebenen Schilderungen des Gesetzgebers der Juden. Der schlechte Ruf, in den die edeln, würdigen Retu bei den Moslemin gekommen sind, kann nur von deren üppigen, entarteten Nachkommen herrühren, wie sie zur Zeit Mohamed's sich zeigten. Ja auch der Vorwurf der Götzendienerei ist im Grunde nicht ganz gerechtfertigt. Denn es ist wohl zu unterscheiden zwischen der tief philosophischen Religion der Eingeweihten und dem symbolischen Götzen- und Thierdienst, welche barbarische Form dem gemeinen Volke von der Hierarchie vorgesetzt wurde. Es gab in Wirklichkeit in der altägyptischen Religion nur einen Gott, die anderen waren blos Thätigkeiten desselben, jeder mit besonderen Emblemen versehen.

Der heutige Kopte aber ist vom Kopfe bis zu den Füßen in Sitten, Sprache und Geist ein Moslim geworden, so wenig er das auch sein will. Seine Kleidung ist wie die des übrigen Volkes, nur sind gern dunklere Zeuge gewählt, der schwarze Turban, einst das Schandzeichen der Christen (sie waren gehalten, zum Unterschiede von den Moslemin einen schwarzen oder blauen Turban zu tragen), ist jetzt das gern und freiwillig getragene Ehrenzeichen derselben, insbesondere der koptischen Schreiber. Der Kopte lächelt über den Moslim, der sein Gesicht bei den Gebetsexercitien nach Mekka wendet, und murmelt selbst, gen Jerusalem gewendet, im Paternostergalopp ganze Stöße von Psalmen hervor. Dreist befleckt er die jungfräuliche Tagesluft des mohamedanischen Fastenmonats Ramathan mit den Dampfwolken seiner Pfeife, kreuzigt aber sein eigenes Fleisch durch drei Viertheile

des Jahres mit den kärglichen Säften der vegetabilischen, fluviatilen oder marinen Fastenspeise. Es graust ihm wie dem Moslim und Juden vor Blut und Schweinefleisch,* dazu aber auch noch vor Kamelfleisch, welches der Beduine Mohamed erlaubte. Gierig und übergierig, wahrt er sein Branntweinprivilegium, er taucht nicht eher in die Schüssel des Abendtisches, als bis sein Geist von den Düften dieses Lebenswassers, das er sich selbst aus seinen Datteln bereitet, umwölkt ist. Nur diesem Geist verdankt er die Rundung seines Körpers und vielleicht das Dasein seiner Race, welche von den Erbsen, Buffbohnen und schmalzlosen Fischen, die fast seine einzige Fastenspeise ausmachen, längst aufgerieben worden wäre. Für den edeln Wein hat der Nachkomme der alten Aegypter keinen Geschmack, die Trauben des Landes sind trefflich und viel gebaut, werden aber nur gegessen. Aller Wein, und dessen Gebrauch ist bei den Eingeborenen unbedeutend, kommt vom Auslande. Das Schnapstrinken ist ein charakteristisches Zeichen der Degradation der Nachkommen der weinliebenden Retu. Der Kopte soll als guter Christ in strenger Monogamie treu bis zum Tode leben, darf aber schon in früher Jugend wie der Moslim die Freuden des Ehestandes kosten, und er sperrt seine Ehehälfte, die ihm sein Vater meist aus seinem eigenen Blut, d. h. nahen Blutsverwandten, erwählt hat, gegen die männliche Außenwelt hermetisch ab. Gleich den ersten Christen liebt er, in häuslicher Gemeinschaft mit seinen Mitchristen zu beten, und besiegelt das Gebet mit einem brüderlichen Händedruck, er läßt seine christlichen Brüder, welcher Confession sie auch angehören, nicht leicht Mangel leiden; wo der Christenname aufhört, da hört auch gewöhnlich die Nächstenliebe auf. Zum Beweise seines Christenthums schlägt er gern seine Aermel zurück und zeigt ein mit blauer Farbe unvergänglich auf seine Armhaut eintättowirtes Kreuz. Der Kopte ist fanatisch, sklavisch und geldgierig, aber der Aufklärung zugänglicher als der korammstrickte Moslim.

Da die in Aegypten verbreiteten Missionäre mit den glaubensfesten Moslemin so gut wie nichts ausrichten, so hat sich deren Augenmerk längst auf die verirrten koptischen Schafe gelenkt, und zwar buhlen um sie sowohl Katholiken als Protestanten. Die Ersteren hatten früher einigen Erfolg, da die Glaubensänderung einen wenigstens moralischen Schutz einer fremden katholischen Macht, namentlich Oesterreichs, nach sich zog. In neuester Zeit machen aber die Protestanten viel von sich reden, und sie haben viele offene, noch mehr geheime Anhänger. Das Erlassen des Fastens, das so manchem Kopten Magenbeschwerden macht, mag an dieser Ausbreitung nicht den kleinsten Antheil haben. Hauptsächlich ist sie aber das Werk eines eingeborenen Kopten (aus Kus) selbst, der den Reformator macht und seine Landsleute zu überzeugen und zu begeistern versteht. Die Secte, die sich „Protestanten" nennt, verbreitete sich so stark, daß der koptische Patriarch eingreifen mußte, und der protestantische Agitator war schon mit Hülfe der Regierung nach Fazoglo, dem ägyptischen Cayenne, verdammt, hätte nicht, wie man sagt, der amerikanische Consul sich für ihn verwendet. In manchen Gegenden brachte es der protestantische Feuereifer bis zur Plünderung der alten koptischen Mutterkirche, so daß ebenfalls die moslimische Regierung Ordnung stiften mußte.

Nach Anhörung der koptischen Sonntagsfrühmesse gelüstet es uns, ein Bad zu nehmen. Wir wandeln durch einige Gäßchen und halten bei einer Pforte, die ein Spitzeck knabenhafter Buntmalerei überragt. Wir treten in eine große Halle, wo uns der Badbesitzer, auf seinem Divan sitzend, empfängt. Die Halle dient als Badebureau, Waschtrockenplatz und als Aus- und Ankleidezimmer. Der Badeherr weist uns auf die offene, mit Strohmatten bedeckte Seitentribüne, wo die Kleider, die uns deckten, mit einem Badegewande vertauscht werden, bestehend in einem Lendentuch und wohl auch einem Badeturban. Ein bereits so costümirter Diener reicht uns die Hand, um uns durch einen finste-

* Durch die verschiedenen Religionen sind zusammengenommen so ziemlich alle Hausthiere verboten; so bei den Indiern und alten Aegyptern die Kuh, bei den letzteren, wie es scheint, auch das Schaf (?), bei den Abyssiniern die Gans. Das Schwein war bei den alten Aegyptern indeß nur den Priestern zum Essen verboten, dieses Thier war aber tief verachtet; Schweinehirten durften nicht in einen Tempel treten, und ihre Töchter wollte Niemand aus anderem Stande ehelichen.

ren Gang, dessen eisglatt polirten, glitscherig nassen Marmorboden wir mit den nackten Füßen nur strauchelnd betraten, in die Dunsthalle zu geleiten. Schwüler Dampf entsteigt der heißen Fontäne, die inmitten eines großen Marmoroctogons hervorquillt, und verdichtet sich an dem kühleren Kuppelgewölbe zu herabfallenden Tropfen. Viele kleine, mit Glas verschlossene Löcher der Kuppeldecke senden das nöthige Licht herab. Wir setzen uns auf das Octogon und betrachten die nach und nach an uns vorüberziehenden Badegäste. Ihren breiten Oberleib und ihre gracilen Gliedmaßen haben wir schon genugsam auf der offenen Stadtstraße zu beobachten Gelegenheit gehabt, doch nie ohne Kopfschutz von der leichten Schweißmütze bis zum stattlichen Turban. Nun aber sehen wir die Mannen zum größten Theil barhäuptig vor uns. Ein Kahlkopf ist uns, seit der Prophet Elisa die ihn schmähenden Buben durch Bären verzehren ließ, ein Gegenstand scheuer Ehrfurcht geworden, und so zollen wir auch den badenden Kahlgreisen die gebührende Achtung. Doch die meisten Kahlköpfe haben sonst ein kraftstrotzendes, jugendliches, oft kindliches Aussehen. Da kommt ein Kahlkopf, auf dessen Gipfel, einem alten Germanen gleich, ein üppiger Haarschopf hervorwallt, oder es entquellen seiner Oberstirn wie dem Gesetzgeber der Juden zwei behaarte Seitenhörner. Der trägt einen Stirnschopf wie Petrus, jener hat nur das Hinterhaupt bewaldet, kurz an allen beliebigen Punkten der Schädelwölbung können sich Schöpfe entwickeln, nie aber an allen Punkten zugleich, man wäre denn ein Ungläubiger. Denn all das ist Wirkung der Tonsur, der Reinlichkeit halber vom vorsorglichen Propheten empfohlen, aber nicht erfunden. Denn schon jeder Urbewohner des Landes Kemi ließ sich sein Haupt glatt rasiren. Dasselbe geschieht mit den übrigen Körperhaaren, mit Ausnahme des Bartes, welcher von den meisten, selbst den Bauern, voll getragen wird; bei den Frauen wird das Kopfhaar wohl gepflegt, aber auch nur dieses. In einer Nebenkammer befindet sich ein kleiner, brusttiefer Pfuhl, wo man in Gesellschaft von Lahmen, Ausschlägigen, Lustsiechen seine Glieder abbrühen kann. Wir aber werden von einem zweiten Diener in ein dunkeles Nebengemach entführt und einem langwierigen Läuterungsproceß unterworfen. Zunächst reckt er uns die Glieder, als wolle er sie vom Leibe reißen. Schaudernd hören wir das Knacken aller Gelenke, und doch lassen wir ihn ruhig fortfahren, es ist uns so wohl dabei. Dann wird das Fleisch gestrichen, geknetet und gewalkt. Unvermuthet befeuchtet ein Sturz heißen Wassers die ganze Körperoberfläche, daß Herz und Athem stockt, worauf der Diener mit einem beutelartigen Handschuh aus rauhem Tuch die Unreinigkeiten aus den tiefsten Poren herausstreicht, welche, zu spindel- und walzenförmigen Körpern geballt, vom Leibe herabrollen, und wir schauen erstaunt, welche Massen von Auswurfstoffen auf unserer Haut lasteten. Nachdem noch der Körper vom Kopf bis zu den Füßen eingeseift und durch Ströme von heißem Wasser abgeschwemmt worden ist, überläßt uns der Läuterer unserem Schicksal, und wir verlassen das Fegezimmer, reiner als Marmor geworden. Die Dunsthalle, in der wir beim ersten Eintreten vor Schwüle zu ersticken glaubten, kommt uns jetzt wie ein Eiskeller vor, und schauernd und zähneklappernd eilen wir in die noch kältere Außenhalle, nachdem uns der Diener, der uns hereingeleitet, ein trockenes Mäntelchen umgeworfen hat, und wir in dem dunkelen Gange den Reizen eines bartlos wohlgestalteten Adonis mit geschwärzten Augenlidern, der uns buhlerisch winkt und zunickt, entronnen sind. Ein weiterer Jüngling empfängt uns in der Ankleidehalle und reibt uns mit warmen, trockenen Tüchern eine geraume Zeit wohlig, während wir uns eine Pfeife und ein Schälchen Kaffee schmecken lassen. Endlich kleiden wir uns an, geben dem Badeherrn seinen Lohn, beschenken Jeden, der unserem Körper Wohlthaten erwiesen hat, und begeben uns wieder hinaus auf die Straße.

Wir lenken in ein düsteres, enges Gäßchen ein. Der Weg biegt und knickt sich, nach und nach allen Richtungen der Windrose folgend. Ohne Plan und Führer treiben wir uns furchtlos in dem Labyrinth umher. Pistolen und Dolche können wir ruhig in der Tasche lassen. Das Völkchen, das hier sich niedergelassen, hat nichts von dem griechisch-alexandrinischen Banditen-

Digitized by Google

genie, eher vermuthet es in uns ein solches und zieht sich scheu vor uns zurück, die kleinen Kinder betrachten uns mit Angst und Mißtrauen und ergreifen jammernd die Flucht.

Auch die unreinen schakalartigen, meist unangenehm rothhärigen Hunde, die weder ein Eigenthum noch einen Herrn zu bewachen haben, und nur von den Gassen die animalischen Reste abweiden, ahnen in unserer seltsamen Erscheinung ein für sie unheilvolles Ereigniß. Ihre erste Gemüthsbewegung ist feige Furcht, die sich zunächst in der ein- und abwärts gezogenen Richtung ihres Schwanzes und dann in einem bogenförmigen centrifugalen Schlich kundgibt, wobei das scheue Auge unverwandt auf uns, das Subject der eingebildeten Gefahr, gerichtet ist. Ist die Bremweite der nächsten Gefahr überschritten, da heben sie ein heiseres Gekläff und äußerst gehässiges Gebelfer an. Das Gebell theilt sich den in den nächsten Gassen hausenden Hundsfamilien mit, dringt in immer weitere Kreise hinaus, der ganzen Stadt ankündigend, daß sich etwas Außerordentliches ereignet haben müsse, und es kehrt, wie ein hundertstimmiges Echo, in unsere leidenden Ohren zurück. Der Hund, der treue Menschenfreund, ist in den Städten des Orients zu einem feigen Misanthropen entartet und man kann es ihm nicht verargen, wenn man die allenthalben hinkenden Beine, die eingeschlagenen Rippen, die Schwären der Haut betrachtet, mit denen ihn der mohamedanische Mensch in seinem Eifer gegen Unreinheit bedacht hat. Einige abgebissene Nasen und Ohren müssen übrigens auf Rechnung der eigenen Unverträglichkeit dieser Geschöpfe und ihres Kastengeistes gesetzt werden; denn wehe dem Hund, den Wander-, Nahrungs- oder ein sonstiger Trieb zu den ungastlichen Gliedern einer benachbarten Meute geführt. Bei den alten Aegyptern war der Hund im Gegentheil sehr geehrt, zum Theil verehrt (Hundsmumien in Lykopolis bei Siut). Katzen genießen auch heute noch eine gewisse Ehre.

Wir kommen an einem Bauplatz vorüber. Eine große Anzahl Menschen, meist ganz nackte Knaben und halbnackte Mädchen, aber auch Männer und selbst arme, ältere Frauen sind beschäftigt, Erde und Steine ab- und zuzutragen. Jeder Abtheilung dieser Arbeiter ist ein Aufseher beigegeben, welcher mit stets emporgehobener Ruthe in Wort und That die Schaar zur Emsigkeit anfeuert. Das wird aber kaum nöthig, denn der laute, nimmer endende, in wenigen Tönen sich bewegende Gesang mit Refrain und Händeklatschen bei Alten und Jungen ist allein schon geeignet, den Feuereifer zu unterhalten. Jede Abtheilung singt ihre eigene Weise und so summt's und schafft's, wie ein Bienenschwarm. Die Last wird in Körben auf dem Kopf oder den Schultern, häufig auch auf dem nach vorn und oben präsentirten Handteller mit rückwärts umgelegtem Handgelenk getragen. Dieselben Scenen mit allen Einzelnheiten finden sich auf Gemälden der alten Aegypter.

Die Gasse gabelt sich, wir gehen versuchsweise links. Eine unsichtbare Stimme aus einem Hause fragt uns mit Mißtrauen, was wir wollen. Wir finden, daß wir in einer Sackgasse uns verfangen haben, und kehren zurück. Jetzt begegnen wir einem Wesen, das, in ein großes braunes oder gestreiftes graues Tuch über und über eingehüllt, bei unserem Anblick in die nächste offene Thür flieht. Ein anderes derlei wundersames Ding, das nicht sofort eine Zufluchtsstätte findet, drückt sich, das Tuch fest über das Gesicht zusammenziehend, an eine Mauer an, bis wir vorübergegangen. Ein drittes haben wir, um die Ecke biegend, überrascht, wir haben das Gesicht gesehen, blitzschnell zuckt es den Mantel über den Kopf zusammen. Wollen wir anständig sein, so thun wir, als ob wir nichts bemerkt hätten, und lassen's vorübergehen. Nach einigen Minuten sind beide, wir und jenes Wesen, von Neugierde geplagt und kehren uns gleichzeitig um, es treffen sich abermals unsere Augen, und die zwei großen schwarzen Augensterne haben uns verrathen, daß unter der unheimlichen Hülle ein warmes Herz wie das unsrige schlägt, vielleicht uns entgegenschlägt. Warum denn aber dieser Schreck, diese Flucht, diese Angst, was haben wir verbrochen, sind wir Räuber, Feinde, sind wir Jäger, die auf die zarte Gazelle angelegt? Nichts von alledem. So will es der Anstand, wir sind Männer und noch dazu ungläubige, und jenes Wesen ist eine Frau. Da begegnet uns ein ganzes Rudel solcher züchtigen wandelnden Tücher; sie

Digitized by Google

stecken bei unserer Annäherung die Köpfe zusammen, wie die Kühe vor dem Wolfe, und bilden mit dem Rücken Carré gegen uns. Der Gesichtsschleier, der den kecken Damen der Hauptstadt das Auge, den Spiegel des Herzens, frei läßt, fehlt nämlich dem schönen Geschlecht der Provinzialstadt und sie haben stets die Hände zu beiden Seiten der Gesichtsspalte bereit, um diese mit dem allgemeinen Umschlagstuch in Zeiten der Gefahr, d. h. wenn ein Mannsbild sichtbar wird, sofort zu verschließen. Eine Frau, die das nicht thut, ist jedenfalls zweifelhaften Charakters, oder wir haben sie bei irgend einer anständigen Gelegenheit, z. B. bei einer ärztlichen Visite, näher kennen gelernt und ganz gesehen, und dann ist das Verschleiern uns gegenüber meist auf immer vorüber. Unrichtig ist, daß sich hübsche Damen lieber sehen lassen, im Gegentheil die Alten, die in keiner Weise mehr gefährlich sind und Gefahr laufen, nehmen es nicht so genau.

Wir wunderten uns über die wandelnden Tücher, jetzt stoßen wir auch auf ein reitendes Tuch. Die Orientalinnen sind jetzt noch ebenso gute Reiterinnen, wie einst zu der Mutter Gottes Zeiten, und sitzen so fest und sicher auf dem Sattel ihres Eseleins, mit weit hinauf geschnallten Steigbügeln, daß sie selbst während dieser Tour nicht einmal das Säuggeschäft aussetzen. Die Scrupel, welche die europäische Dame hat, mit getheilten Beinen aufzusitzen, hat die orientalische keineswegs. All diese ehrsamen Frauen finden wir nicht leicht auf den Hauptstraßen und nie auf den Märkten, sondern nur in den Gäßchen. In anderen Ländern kann man das Gegentheil bemerken.

Wir wollen weiter gehen, da eilt ein Mann gerade auf uns zu und redet uns an. Er hält uns für einen Arzt, denn in den Augen des Volks ist immer noch jeder Franke ein Doctor. „Unser Haus ist krank," gibt er uns kund, damit ist aber nur seine Hausfrau gemeint. Wir gehen auf seinen Wunsch ein, diese zu besuchen, denn wir sind nicht unbewandert in der Kunst des Aesculap und benutzen auch gern diese einzige erlaubte und ungefährliche Gelegenheit einer näheren Besichtigung des „Verbotenen." Die Kranke hat schon manche Kur durchgemacht, die Tinte manchen Koranverses verschlucken müssen, man hat sie belesen, beschrieben, beräuchert, bestrichen, gewalkt, betanzt, entzaubert, bis der Hausherr zu dem letzten verzweifelten Schritt sich entschloß, den Arzt zu holen. Unter Lobpreisungen auf die wahre ärztliche Kunst und auf unsere Güte und Weisheit, denn aufs Schmeicheln und Wohlreden versteht sich der Orientale vortrefflich, ist der Weg ins Haus zurückgelegt worden. Wir treten ein, nachdem die Insassen vorher auf die kommende Erscheinung gefaßt gemacht worden sind. Der Hof ist gefüllt von einer großen Weiberschaar, welche theilnahmsvoll gekommen sind, mit der Gabe der Beredsamkeit den Fiebersturm der Kranken zu bändigen und zu kürzen. Wir sehen freilich nichts als zusammengekauerte Tücher, die sich ausnehmen wie eine von Regenschirmen bedeckte Versammlung in der Vogelschau. Wir schreiten zur Untersuchung, fühlen den Puls auf der fast gewaltsam hervorgezogenen Hand der kranken Larve, die im offenen Gelasse neben dem Hof liegt. Erst auf unser wiederholtes, vom Hausherrn unterstütztes Verlangen streckt sich eine dick belegte Zunge aus einem Spalt der sonst hermetisch verschlossenen Hülle, der Spalt wird verschoben, wenn die Wange, das Auge, die Stirn, die andere Gesichtshälfte besichtigt werden muß. Die Antwort der um ihr Befinden befragten Leidenden klingt wie das Orakel einer Sybille aus der Finsterniß eines verschlossenen Tempels.

Endlich öffnet sich eines der versammelten Tücher weiter und weiter, ein Schreckensgesicht, über dessen Stirn ein mit Henna hellfuchsroth gefärbter, mit ernstem Silbergrau untermischter Haarschopf sich hervorstülpt, schaut dreist um, und nun kreischt uns das alte Weib eine endlose Krankengeschichte vor. Bald entwickelt sich auch unter der jüngeren Generation hie und da ein Händchen, ein offenes Füßchen, ein Auge, um bei der leisesten Bewegung von unserer Seite wieder unter das Schämungstuch zu schlüpfen. Nach und nach scheinen wir aber des Vertrauens würdiger geworden zu sein, unsere ärztlichen Sprüche gewähren Trost und Hoffnung, die Enthüllungen der Figuren werden länger und vollkommener, zwei ganze Augen, kohlschwarz, von einem mit Antimonschwärze den Lidrändern aufgetragenen

Hof umzogen, groß und feurig, nur in Folge eines Fleckchens auf dem Stern etwas schielend, heften sich treuherzig auf uns. Das Auge ist die starke Seite der Orientalinnen, aber auch die schwache, denn es ist meist mit irgend einer Krankheit oder einem Fehler behaftet. Das Lidschwärzen war schon unter den alten Aegyptern allgemeine Sitte, auch, wie öfters jetzt noch, bei Männern. Der von wohl entwickelten Lippen umzogene, nicht allzu beschränkte Mund jener Schönheit lächelt uns harmlos ungebunden entgegen. Das locker gewordene Kopftuch von leichtem, farbigem Wollstoff, über das beim Ausgehen noch der allgemeine Mantel geschlagen wird, muß aufs neue um Haarkopf, Ohren, Nacken, Hals und Oberbrust festgewunden werden, und der dichten Haubenumhüllung entgeht nur das Gesichtsoval, der Stirnhaarschopf und die Seitenlocke. Bei dieser Zurechtsetzung ist uns ein flüchtiger Einblick in den empfindlichsten Theil orientalischer Weibeszüchtigkeit geworden, wir haben das — Haarköpfchen — gesehen und die ihm von allen Seiten entfließenden zahlreichen dünnen Zöpfe des rabenschwarzen Seidenhaars. In derselben Weise waren auch die alten Aegypterinnen frisirt, selbst die Seitenlocke fehlte nicht. Die hintersten Zöpfe wallen lang und frei den Nacken und Rücken herab und lösen sich in lange, rothseidene, mit Flitter oder Goldmünzen besetzte Schnüre auf. An den Ohren schwingen sich seltsam gestaltete Verlocken von Gold, Edelsteinen oder Perlen, in dem Haar stecken goldene Pfeile und Kämme, und die Ränder des Haarbodens umsäumen Ducaten und Zechinen, Glöckchen und zierlich gearbeitete Plättchen von echtem, schwerem Gold in den sonderbarsten Formen. Insofern ist eine orientalische Frau allerdings etwas kostspielig, denn falschen Schmuck verschmäht sie. Jener Schmuck wird in den Zeiten des Glücks, womöglich bei und nach der Hochzeit angeschafft und wird als unverzinstes todtes Kapital das ganze Leben über getragen. In Zeiten der Bedrängniß versetzt ihn die Frau, nur in der äußersten Noth verkauft sie ihn. Da er das ganze Leben dauert, so ist er immerhin billiger als der Modetand, der nach einigen Monaten nur zum Fortwerfen dient.

Unter dem durchsichtigen, nur bis zur Hüfte reichenden Gazehemde wölbt sich die wenig versteckte Brust, sie ist nur außen umzogen und getragen von dem engärmligen Zitkleid, welches als glatter Cylinder die Hüften umschließt, vorn durch eine dichte Reihe seidener Knoten bis zur Unterbrust herauf geknüpft ist und dann faltig, aber unaufgeblasen, senkrecht schlicht von den Hüften bis zu den Füßen hinabrollt. Das Instrument, welches man Corsett nennt, kennt die glückliche Orientalin nicht, und sie ist noch so weit in der Civilisation zurück, daß sie eine wespenartig geschnürte Taille nicht zu würdigen versteht. Die Beine stecken in den blousigen Weiberhosen, deren oben unter dem Knie festgebundener Stulpsack malerisch zwischen Rocksaum und Füßen dahinwiegt. Diese Pumphosen haben sich in der Provinz noch nicht überall Geltung verschafft, statt ihrer bewahren stetig nach unten sich zuspitzende Höschen die untere Körperhälfte. Ueber dem anliegenden Kleid umzieht sich die oberägyptische Städterin noch mit einem weiten taillelosen Hemd von blauem oder hellblaugestreiftem, auch gesticktem leichten Baumwollzeug; die Aermel dieser Blouse sind nur oben vernäht, ihr unterer offener Theil setzt sich in eine erst am untern Ende des Rockes geschlossene klaffende Seitenspalte fort, so daß der Arm jederzeit entblößt werden kann. Im heißen Sommer wird ihr das Unterkleid zu eng und es genügen ihr für das Haus diese Blouse und die Hosen. Manchmal hat sie auch die letzteren anzuziehen vergessen und bei unbedachtsam erhobenem Arm kommt durch jene Spalte ihr Profil von der Achsel bis zu den Fußknöcheln zu Tage. Diese Frauen sind ebenso sorgfältig in der Verbergung ihrer Reize außerhalb, als nachlässig bis zur Nacktheit im Innern des Hauses, wo sie, wie sie meinen, sich vor Niemand zu schämen brauchen. Schon deswegen ist es gerathen, bei Eintritt eines Fremden ins Haus eine Warnung ergehen zu lassen.

Die Füße, deren Knöchel silberne Spangen mit Glöckchen umspannen, stören durch keine Hülle die Bewunderung ihrer Zierlichkeit, oder es hemmen täppische Schleppen ihre natürliche Behendigkeit. Auch um die Handgelenke, namentlich aber die Oberarme sind Fesseln von schwerem Edelmetall geschlagen, eine Sammlung von Ringen mit und ohne Stein steckt an den Fingern,

nie aber am Zeigefinger, welcher den Glauben beschwört. Der gräßliche Nasenring hat nicht, wie beim Kamel, die Bestimmung, zur Zügelung des Trägers zu dienen, sondern die Frau selbst begehrt ihn als reizenden Schmuck vom zahlenden Ehemann. Endlich bekommen wir noch mancherlei Proben abnormer Geschmacksrichtungen zu schauen in Form von vergänglicher und unvergänglicher Hautmalerei auf Gesicht, Händen, Füßen und anderen Körpertheilen.

In dem Hof treiben sich auch kleine, leichtfüßige Mädchen umher, sie sind wie die älteren gekleidet, nur vor dem schweren Deckmantel verschont sie die Unschuld ihrer Jugend. Schon aber beginnen sie, wie ihre reiferen Schwestern, mit den Zipfeln ihres Kopftuchs Versteckens zu spielen, und zur Offenbarung ihres Haarschmucks wäre auch die kleinste nicht zu vermögen. Ein bejahrter Säugling (nach der Vorschrift des Propheten soll man die Kinder zwei Jahre lang säugen) hat sich an der offenen Brust seiner zärtlichen Mutter festgebissen, eine dicke Kappe hält die erkältende Luft von seinem früh versteckten Kopfe ab; an seiner Stirne klunkern Zechinen und Ducaten, und die Päckchen auf seiner Brust, welche kostbare Sprüche enthalten, machen den verderblichen Blick des Neiders wirkungslos.

Zum Abschied bekommen wir noch, wie bei ärztlichen Besuchen herkömmlich ist, einen Scherbet, d. h. einen süßen Früchtesaft mit Wasser in einer Krystallschale, die wir auf einen Zug leeren. So erwartet's der Diener, der vor uns mit gefranztem Handtuche steht, dasselbe beim Trinken unterhält und nach dem Trank zum Abwischen reicht. Auch erhalten wir wohl ein von schöner Hand gesticktes Taschentuch, sonst aber in der Regel — nichts, wenn nicht etwa eine klingende Kleinigkeit in dem Taschentuch eingewickelt war.

Wir treiben uns wieder einsam in den Gassen und Straßen umher, neue interessante morgenländische Vorkommnisse erwartend. Ein gräuliches wirres Geschrei von Bubenstimmen dringt aus einem capellenartigen Häuschen. Wir strecken den Kopf durch die offene Thür und sehen einen ehrwürdigen Schulmeister mit der Gerte in der Hand inmitten seiner Schüler auf dem Boden der möbellosen Schulhalle sitzen. Vom fast noch stammelnden Kind bis zum aufgehenden Jüngling sind alle Stufen des Knabenalters vertreten. Der übt sich, die Holz- oder Blechtafel dicht vor sich hin haltend, laut in dem Ablesen der hehren Basis aller Wissenschaft des Alphabets, welches der Lehrmeister ihm in großen Zügen hingezeichnet hat, jener macht die ersten Schreibversuche, ein anderer reiferer singt sich mit energischem Wiegen des Oberkörpers in das „ausgezeichnete Buch," den Koran ein. Der Meister unterstützt mit seinem höheren Wissen, nicht selten auch mit der Wucht seines Stockes die Bestrebungen jedes einzelnen Schülers. Dabei hat er aber die Gesammtheit nicht aus den Augen verloren, denn sein Richterstock fährt blitzartig auf die Fingerknöchel einiger Unachtsamer, die hinter seinem Rücken Allotria trieben. Ein Lector, aus der Zahl seiner bewährtesten Jünger, hilft ihm nach Kräften in der Ausübung seines pädagogischen Berufs, unterrichtet mit offenbarem Selbstgefühl die Kleinen und läßt es seinerseits an der Fühlbarmachung des ihm anvertrauten Schulstocks nicht fehlen. Bei einem der Lernbeflissenen will das übliche Klopfen auf die verschiedenen Körperglieder nicht fruchten, und er wird, wie der Verbrecher auf dem Amt, von seinen Mitschülern, die mit Zuvorkommenheit die Schergen ihres Meisters spielen, auf die Folter gespannt und mit Fußsohlenstreichen tractirt.

Von Sonnenaufgang bis zum Besperruf ist der Lehrer verpflichtet, die Jugend zu beschäftigen, doch mit gehöriger Erholung für die Zeit des Morgen- und Mittagsmahls. Jeden Donnerstag Morgen ist öffentliche Prüfung, wobei der Schulmeister sich passiv beobachtend verhält und die Alleinherrschaft über die Schule an den jugendlichen Lector übergeht. Der Lehrer erhält von jedem seiner Anvertrauten 1 Piaster Wochenlohn. Am Freitag ist keine Schule. Ist nach mehreren Jahren der Schulung der Zögling im Stande, einige Kapitel aus dem Koran herzuleiern, so ist der glückliche Vater befriedigt, der geschickte Lehrmeister erhält von diesem einige Thaler Ehrenbelohnung, und der gelehrte Sohn verläßt die Schule auf immer. Der gute Erwerb der zahlreichen Schreiber von Profession zeugt davon, wie wenig allgemein und wie unvollkom-

men der Unterricht des Volkes ist. Die Lehrer können natürlich nicht von jenem unbedeutenden Lohn leben, daher haben sie noch allerlei Nebenverdienste als Sprücheschreiber, Koransvorleser, Hymnensänger, Heiligendiener.

Hoch in der Luft tönt eine wundersame Melodie. Auf der Brüstung eines Thurmes, der einer Säule gleich aus dem Häusergedränge aufsteigt, gewahren wir den Sänger, der, wie der Sklave dem Seneca sein memento mori, den Gläubigen die Mahnung zuruft, sich vor dem höchsten einzigen Gott, und Mohamed ist sein Prophet, anbetend zu beugen. Wir lassen uns von der Strömung, die sich jetzt von allen Seiten her nach der Richtung des vernommenen Rufes zeigt, fortreißen, und stehen bald vor der Tempelhalle.

Wenn wir auch nicht die erhabene Pracht einer Khalifenmoschee der Hauptstadt erwarten dürfen, so fühlen wir uns doch angezogen durch den eigenthümlichen Geschmack des modernen arabischen Baukünstlers. Dem einfachen Grundstoff einer Würfelmauer hat er diejenigen Kunstelemente angesetzt, die seine, die Nachbildung alles Lebenden* bannende Religion seinen schöpferischen Ideen übrig ließ: Mosaik, Arabeske, die geometrische Figur und die Buchstabenschrift. Sie zieren in üppiger, oft eleganter, oft geschmackloser Weise die Wände, besonders aber die Portale und Fenster, die hier, wo es keine Harim zu verstecken giebt, zahlreicher werden konnten. Zum Abschluß dieser Oeffnungen genügt dem Erbauer nicht die Durchführung eines Systems, sondern er bildet sich durch Nebeneinandersetzen aller Figuren, in denen eine Mauer regelmäßig durchbohrt gedacht werden kann, einen neuen Gemeinstil. Traulich krümmt sich der Eselsrücken neben dem Kamelshöcker, friedlich schmiegt sich das Hufeisen des Mauren an den Rundbogen des Byzantiners, an der Seite der geradlinigen Prosa strebt der Spitzbogen empor. Punkte, Striche, Dreiecke, Rauten, Polygone, Kreise, Bögen, Wellen und Blitze aller Farben wirren chaosartig auf den Wänden hin. Der natürliche Schwung der arabischen Schrift hat sich an den allerwärts angebrachten Inschriften zu wahren Kunstwerken gestaltet, und hoch oben auf dem Flachdache sprossen zahlreiche Generationen von Halbkugeln um die eine große Mutterkuppel.

Wie wunderlich und cokett auch die Schale des Tempels sein mag, so einfach, prunklos puritanisch ist das Innere. Es unterscheidet sich im Grunde wenig von der Säulenhalle einer christlichen Basilika, so daß man zu dem Gedanken verleitet wird, ob nicht die Verbreiter des Islam, die so wenig eigenes Kunstgenie verriethen als die Vandalen, sich ihre stolzen Moscheen von eroberten Renegaten haben bauen lassen. Der Hochaltar ist eine von einigen Säulen getragene Holzbank geworden, wo der mohamedanische Laienpriester die Freitagsmesse ministrirt, die Kanzel hat man stehen lassen; statt auf das gotteslästerliche Crucifix sollen die Augen der Gemeinde sich nach der Wandnische richten, hinter welcher Mekka liegt. Außer diesen Möbeln und einigen eingerahmten Inschriften an den Wänden, sind die Räume nur von dem unsichtbaren Geist Gottes erfüllt.

Dreist sind wir hinein und hinter eine Säule geschlichen, sei es, daß wir den Thürsteher, der das Heiligthum vor der Berührung des unreinen Franken schützen wollte, durch einen silbernen Händedruck duldsam gemacht, sei es, daß wir einen Freund gefunden, der die fanatischen Augen seiner Mitgläubigen mit der Bemerkung niederschlug, daß der Grund unseres Herzens Moslim sei. Jedenfalls haben wir aber unsere Schuhe ausgezogen. Vor jedem Gebet hat der Muselman alle einer unreinen Berührung mit der Außenwelt zugänglichen Theile sorgfältig mit fließendem Wasser zu waschen, wohl nicht immer reinigt er zugleich auch das Herz, worauf das Waschen symbolisch hindeuten soll. Auch die Priester der alten Aegypter nahmen täglich mehrmalige religiöse Abwaschungen vor.

Die Gemeinde hat sich, wenn eben die letzten Rufe des Thürmers verklungen sind, vor dem Herrn der Heerschaaren in Reihen, mit entblößten Füßen, aber bedeckten Hauptes, aufgestellt, jeder beseelt sich sichtbarlich mit dem Vorsatz zur Andacht, alle

* Ein streng gläubiger Muselman wird sich nicht leicht malen oder photographiren lassen, nur die mit Europäern viel in Berührung kommenden haben keine Scrupel. Die Ansicht des Propheten ist, daß beim Abmalen etwas von der Seele des gemalten Wesens abgezogen werde.

Freuden und Leiden, alles Hassen und Lieben des irdischen Lebens für diesen feierlichen Moment mit Kraft von sich werfend. Unter Anführung eines Vorbeters folgen sich die Verneigungen, die Kniefälle, die Erdküsse, die Achsendrehungen des Kopfes, das Spiel der Arme, Hände und Finger Schlag auf Schlag, so pünktlich als die Zuckungen einer Soldatenmaschine, nach einem strammen Reglement, worin der Gesandte Gottes mit Genauigkeit anzugeben wußte, welche Fuß- und Handbewegungen, welcher Fingersatz zu der je vorzunehmenden Operation die Gott wohlgefälligsten seien. Wie der christliche Chorbube die großen Momente der Messe beklingelt, so besingt der herabgestiegene Thurmsänger die hohen Namen Gottes und des Propheten, welche von den stille Betenden von Zeit zu Zeit laut ausgestoßen werden. Den Schluß des Fatha, des mohammedanischen Vaterunsers, bekräftigt die ganze Betgemeinde mit einem halblauten gedehnten ergreifenden Amen. Zuletzt, nachdem der Betende den allgemeinen Pflichten der Andacht obgelegen ist, bringt er, auf den Knien liegend, mit vorgehaltenen Händen seine eigenen Herzensbedürfnisse, wie wenn er sie darauf geschrieben hätte und abläse, seinem Schöpfer und seinem Mittler Mohammed und dessen heiliger Familie vor. Bei all diesen Ceremonien, selbst bei der Freitagspredigt, ist nirgends ein Priester zu sehen, letztere hält irgend ein Laie, ein Handwerksmann. Pfaffen im christlichen Sinne giebt es im Islam nicht, wenn man nicht die Schriftgelehrten (Ulema) und die Kadis oder geistlichen Richter, welche Theologie studirt haben, so heißen will. Das ist eben das Großartige am Islam, daß er im Volke, nicht in der Hierarchie seinen festesten Halt hat.

Wie aus einem langen, schönen Traum erwachend, in dem er Gottes Angesicht zu sehen glaubt, nimmt der Moslim nach Beendigung des Gebetes Abschied von der Welt, der Ewigkeit und den Engeln, die an seiner Seite standen, wischt sich sein Gesicht mit den Händen ab und tritt hinaus in die Welt der Wirklichkeit, stolz geschmückt mit dem Staub der Moschee, der sich auf seiner feuchten Stirn bei seinen Erdküssen abgedrückt hatte. Wer sich nicht so leicht wieder zurecht findet, den leitet der Rosenkranz hinaus, wie einst Theseus der Fadenballen aus dem Labyrinth. Er murmelt einige unverständliche Verse, Knoten für Knoten abzählend ergeht er sich 33mal im Preise der Herrlichkeit Gottes (subhan alla), 33mal spendet er ihm Lob und Dank (el kamdu lilla), 33mal erkennt er seine höchste Größe an (alla hu akbar) und mit dem 99. Rosenkranzknoten ist er glücklich wieder im Diesseits angelangt und treibt sein Wesen oder Unwesen ganz nach seiner alten Natur.

Kaum aber hat sich die Sonne geneigt, so stellt sich auch der Thurmsänger wieder ein mit allen seinen Folgen, ebenso wenn der letzte Schein des Tages verschwommen ist und das Himmelsgewölbe sich mit Sternen bedeckt. So betet der Moslim beim ersten Grauen des Tages, wenn ein weißer Faden von einem schwarzen zu unterscheiden ist, so am Mittag, wenn die Sonne den Scheitelpunkt erstiegen hat, so zur Vesperzeit, wenn der Schatten des Menschen seiner Körperlänge gleichkommt. Nicht gering ist die Mühe, die der Islam von seinen Bekennern fordert. Diese dürfen indeß auch zu Hause oder auf der Straße und wo sie grade sind, beten, denn Gott ist überall; auch die ganze Zwischenzeit von einer Periode zur nächsten ist ihnen fürs Gebet freigestellt. Im stillen Kämmerlein zu beten, ist nicht des Moslim Sache, er liebt bei diesen Uebungen die Gemeinschaft und die Oeffentlichkeit. So gewinnt er als frommer Mann nicht wenig an Achtung bei seinen Mitbürgern.

Wir suchen das Freie. Ein Trupp von Männern begegnet uns, sie eilen geschäftig, lachend, streitend und singend an uns vorüber. Plötzlich ruft einer aus: „Unserem Herrn Abdalla eine Fatha!" während sie vor dem Gitterfenster einer Capelle halten, und der lärmende Haufen ist in eine Gruppe andächtiger, die Hände vor das Gesicht haltender Beter verwandelt. Nach einer Minute stürmen sie laut wie zuvor ihres Wegs dahin. Die heilige Stätte, in der Grundidee dem Hadrianischen Mausoleum gleichend, ist ein kubisches Mauergebäude von Stein oder Lehm, über dem eine aus dem Achteck aufgewölbte Kuppel sich erhebt; den Oberecken des Grundwürfels ist je ein Thürmchen aufgesetzt und über der knotigen Domspitze ragt ein liegender Neumond —

kein Halbmond. Denn der hat für die Bekenner des Islam das Interesse verloren, und kein Name findet sich für ihn in seiner Sprache. Es ist auch nicht der imaginäre Neumond des Kalenders, sondern das neuerstandene schmale Sichelgestirn, wie es je zum ersten Mal im neuen Mondsmonat sich bietet, das Symbol des Islam und Zeichen seiner Herrscher, nach welchem jeder Gläubige Monat für Monat am abendlichen Horizont späht, um von ihm oder wenigstens mittelst dieses Zeichens nach Art seiner sabäischen Vorfahren Heil und Segen zu erflehen. Damit ist das Heiligthum vollendet, oder es zieht sich von diesem Hauptgebäude an ein Hofraum mit mehreren Gelassen und Nebenbauten, von einer langen viereckigen Mauer umzingelt. Auf dem Flachdach dieser Nebengebäude gewahren wir ein räthselhaftes Gestell von Holzstäben. Keck treten wir durch das Thor, einige Winke verscheuchen jedes religiöse Bedenken des Wächters der heiligen Räume, ja unsere der unreinen Hülle entkleideten christlichen Füße schweben bald in Folge der außerordentlichen Erlaubniß in der geheimnißvollen Kuppelhalle. Eine in Sarkophagform gemeißelte Steinmasse füllt die enge Halle zum größten Theil aus. Jener Stein ist bedeckt mit einem hochfarbigen grünen oder rothen Tuch mit gold- und silbergestickten Inschriften und umsteckt von ebenso farbigen inschriftbestickten Fahnen. Die Wände der Halle sind gespickt mit malerischen Darstellungen der heiligen Stätten des Islam, einschließlich der Stadt Davids. In dieser Gemäldegalerie ist das Roth, Grün und Gelb vor allem bedacht, an Silber- und Goldschaum ist auch kein Mangel, die dicken Farbkleckse beschränken sich nicht auf den bestimmten Gegenstand, der Sinai und andere heilige Berge gleichen einem Termitenhausen, die Minarets lassen Gedanken an Galgen aufkommen, die heiligen Tempel nehmen sich aus, wie eine Tafel, auf deren Oberkante die Kuppel als Kugel rollt, die Palmen wie Armleuchter, die Hölle, das Paradies und der Lebensbrunnen wie das Zifferblatt eines Compasses.

In der Ecke der heiligen Halle steht eine Wachskerze, so lang und dick wie ein Elephantenzahn, neben ihr klafft ein Krokodilsrachen, droht wie ein gezücktes Schwert die Rippe eines Walfisches. An den unter der Decke sich kreuzenden Schnüren hängen wie an einem Christbaum Glaslampen, Schiffchen, Straußeneier (solche wurden auch schon von den alten Aegyptern in ihren Tempeln und Heiligthümern aufgehängt), namentlich aber zahllose, sorgfältig eingewickelte Klößchen geheiligter Mekkaerde in Zuckerhutform.

Wir verlassen das Allerheiligste, beschauen die Hofräume mit den Gebetsnischen, den Gräbern der bevorzugten Todten, die in dieser geweihten Erde selig schlafen müssen, als der Pöbel, der den Friedhof draußen bevölkert, und werfen beim Hinausgehen noch einen Blick auf ein Zimmerchen, aus welchem der Steckenschlag eines Schulmeisters und das Geschrei seiner Jungen uns entgegendröhnt. Denn mit diesen Stätten sind häufig Schulen und Stiftungen verbunden. Wer war aber der große Todte, dem man solche Mausoleen baute und solche Verehrung zollt? Es war nach mohamedanischen Begriffen ein Heiliger, der von Gott als Ersatz für den fehlenden Verstand während des Lebens oder erst nach dem Tode mit Wunderkraft ausgestattet ward, ein „Günstling Gottes". In dem gottlosen Europa, ausgenommen einige Gegenden, z. B. in der Schweiz, wo die Idioten sich hoher Verehrung erfreuen, pflegt man solche Individuen Narren und Blödsinnige zu nennen.

Nicht weit von jenem Heiligentempel, da wo sich die lebende Natur von der todten scheidet, an der Grenze der Wüste, da ist auch die Stätte derer, die aus dem Leben zum Tod abgeschieden sind. Keine Mauer umgibt das weite Todtenfeld, das mehr eine Todtenstadt, als ein Friedhof zu nennen ist. Denn neben den Erdhügeln und gestreckten niederen Grabmonumenten erheben sich Hochbauten: Mausoleen, Capellen und Moscheen für die zahlreichen wunderthätigen Heiligen und andere würdige, von Gott bevorzugte Männer, ja selbst eine Anzahl Wohnhäuser, wo die trauernde Familie namentlich während der großen Feste einige Tage und Nächte an der Ruhestätte ihrer geliebten Todten zubringt. Kein lebendes Grün, keine duftende Blume schmückt das Wüstengrab, statt des Kranzes zeugt ein in jenen Tagen auf das Grab aufgesteck-

ter Palmzweig von dem Dasein lauterer, auch vom Tode unbezwungener Liebe und Treue.

Das Heer der Todten aller Zeiten und Länder, soweit die Koranszunge klingt, hat der Prophet in wohlgeordneter Schlachtlinie aufgestellt, um vor dem Richter des Jenseits glaubensbewaffnet dazustehen. Stets liegt der todte Kämpe des Islam so ausgestreckt, daß sein nach rechts geneigtes Haupt und Gesicht gen Mekka, der Stadt der Mitte der Erde und aller Erden, d. h. aller Himmelskörper, schaut: der Aegypter, Türke und Moghrebiner legt sich also mit seinen Füßen gegen Nordosten und richtet sein Antlitz gegen Südosten, der Bewohner des Kaukasus liegt von Westen nach Osten, der Indier von Nord nach Süd, der Sudaner von Süd nach Nord. So folgen denn auch sämmtliche Grabmonumente dieser Richtung, und zum Beweis, daß der Leichnam die legale Lage hat, ist die Stelle, wo unten der Kopf liegt, auch äußerlich durch ein Zeichen, z. B. einen ausgemeißelten Turban, eine aufrechte Steintafel oder blos ein Steinhäuschen, eingesteckte Ruthen und dergleichen, und oft auch entsprechend die Stelle der Füße bezeichnet. Wie um den Mangel eines Sarges zu sühnen (der Leichnam kommt ohne Sarg in ein Seitengewölbe), hat man dem Grabstein die Form eines solchen gegeben, d. h. eines Längsecks mit gewölbter oder kantiger Längsfirste bei den Männern, mit einer Längseinsenkung bei den Frauen. Die Inschrift, welche über den Bestatteten Näheres bekannt giebt, schließt stets mit der Aufforderung, für denselben ein Fatha zu beten, über ihn ein Fatiha.

Den Abend bringen wir im Hause eines unserer koptischen Freunde zu, der uns zu Gaste bat, aber die Einladung nur schüchtern vorbrachte. Es ist gerade, und das ist es fast den größten Theil des Jahres über, Fastenzeit. Denn vor jedem größeren Feste (Weihnachten, Ostern, Apostelfest, Mariä Himmelfahrt) muß mehrere Wochen gefastet werden und außerdem noch jeden Mittwoch und Freitag. Beim Eintreten in das Haus werden die Harim gewarnt und in die Flucht gejagt, wie in dem Hause der Moslemin, wir müssen im Zimmer oder auf der Terrasse auf einem Teppich am Boden Platz nehmen, wo schon einige Gäste, der Race und Religion unseres Gastfreundes angehörig, sich gelagert haben. Es geht so ziemlich ebenso zu, wie wir es früher im Hause des Moslim erlebt haben, aber der Magen wird nicht sofort zufriedengestellt, sondern mehrere Stunden lang mit Dattelbranntwein tractirt, den wir in arzneiglasartigen Fläschchen zu trinken bekommen. Der Durst wird durch allerlei austrocknende Mittel, wie geröstete Kichererbsen, Mais, gesalzene Tirmis, Haselnüsse und Zuckerwaaren rege erhalten, während man raucht und plaudert.

Wir lassen uns die Bereitung jenes Schnapses, an den man gewöhnt sein muß, um ihn gut zu finden, erklären. Sie ist charakteristisch für die Principien des arabischen Gewerbefleißes. Nachdem die Datteln mit einer gehörigen Menge Wassers mehrere Wochen lang gestanden, täglich einigemale umgerührt worden sind und so den Gährungsproceß durchgemacht haben, wird diese Flüssigkeit destillirt. Ein kupferner, engmündiger, gewöhnlicher Kochkessel bildet die „Retorte der Blase", er steht auf dem mit einigen Steinen gemachten Herd. Als „Helm" dient ein irdener großer Krug, wie man zum Wasserholen braucht, ein sogenannter Balas, der am Hals sammt den Hänkeln so abgesägt worden ist, daß er genau in den Hals des Kochkessels paßt. Gegen oben ist in die Wand des Krugs ein rundes Loch ausgestochen, in welches statt des „Schnabels und der Schlangenröhre" des Apothekerapparates zunächst ein horizontales hohles trockenes Zuckerrohr gesteckt ist. Durch das blinde Ende des letzteren ist ein verticales Zuckerrohr gesteckt, und dieses mündet unten in die „Vorlage", nämlich in ein mäßig hohes, sonst oben mit einem Bausch verschlossenes Kupfergefäß. Der Kühlapparat ist ein weites, in die Erde eingelassenes Gefäß, in welches die Vorlage gestellt und durch das stets erneute Wasser des äußeren Gefäßes kühl erhalten wird. Die Lücken und Fugen zwischen den Stücken des zusammengesetzten Apparats werden mit Lumpen und Mehlteig verstopft, namentlich sind die Röhren mehrfach mit Lumpen umwickelt. Dabei geht freilich viel Geist davon, man kann die Fugen nicht oft genug verschmieren, immer bläst es wieder aus einem andern Loche

Digitized by Google

heraus und der entweichende Geist fängt nicht selten Feuer.

Endlich, nachdem die anwesenden Gäste genug gezecht und sich das rechte Wohlbehagen, das „Kef“, angetrunken haben, wird das Fastenmahl aufgetragen. Es besteht in gedünsteten Puffbohnen, Linsen, eingemachten Oliven, Sesamsyrup, Fischen und mehreren Süßigkeiten und Früchten, wie Rettig (dessen Blätter der etwas faden Wurzel vorgezogen werden), rohen purpurrothen Carotten und was gerade von Grünzeug die Jahreszeit bringt. Fleisch aber und Schmalz und alles, was thierische Stoffe (außer Fischen) enthält, selbst Milch und Eier sind streng gebannt. Bald nach dem Essen wird aufgebrochen, nachdem diesen Abend viel geschwatzt und disputirt und der Mehrzahl Standpunkt höchst unklar geworden war, und wir ruhen von unserer Rundreise aus, aber umgekehrt vom gestrigen Mahl beim Moslim — nüchtern im Magen, doch überladen im Kopf.

Waldleben in Hoch-Sennar.

Von

R. Hartmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Von Schlangen leben in diesem Theile Sudans sehr giftige Arten, so die durch ganz Afrika gemeine Schild- oder Hutschlange (Naja haje), die Sandviper (Echis arenicola), die Hornviper (Cerastes aegyptiacus), die Puffadder (Echidna Clotho) im Süden und Südwesten, sowie eine kleine, von mir entdeckte Gattung (Heterophis resimus).

Neben diesen kommen auch giftlose Schlangen vor, die hübsch gezeichneten Eryx und Psammophis, die von mir entdeckten Lytorhynchus und Rhagerhis, die schon bekannten Crotaphopeltis und Telescopus u. s. w.

Zu den scheußlichsten Schlangen aller Länder gehören unstreitig die Puffaddern. Sie sind nur wenige Fuß lang, sehr dick, sehr plattköpfig, und zwar matt, aber doch schön gezeichnet. Ihr Gift ist höchst gefährlich. Die Eingebornen versichern, dies Thier verrathe seine Gegenwart durch ziegenähnlich meckernde Töne, mit welcher Bezeichnung sie jedoch wohl nur die heftig zischenden Laute und das Rascheln des Ungeheuers zu charakterisiren suchen. Durch lautes, „dem eines Gänserichs ähnliches“ Zischen verräth sich nach G. Fritsch übrigens auch die Hutschlange, welche letztere in Sennar wie in Südafrika gern die Nähe menschlicher Wohnungen sucht. Ein Fungi von Djebel-Guli brachte mir eines Tages ein solches Unthier mit glücklich zerschmettertem Kopfe, welches Nachts auf seiner Frau geruht. Nur Zufall hatte großes Unglück verhindert. Man hört hier im ganzen nicht häufig von Bissen giftiger Schlangen. In Südafrika, Brasilien und Indien scheint dies schlimmer zu sein.

Diese unheimlichen, hinterlistigen Reptile spielen im Aberglauben der Völker bekanntlich eine bedeutsame Rolle. Die indischen und ägyptischen Schlangenbeschwörer, die schlangenfressenden Derwische* sind in Vieler Mund. Erstere treiben hauptsächlich mit der Cobra do Capelho (Naja tripudians und N. haje) ihre Gauklerstücke. Sie brechen den Thieren die Giftzähne aus; gegen zufällige Bisse derselben wissen sie sich durch innerliche und äußerliche Anwendung von Ammoniak zu schützen. Indessen kommt es doch vor, daß selbst sehr verwegene Beschwörer gelegentlich eines starken Bisses ihren Tod finden. Nun spielen auch im Aberglauben der Kaffern Schlangen ihr Wesen, ungefähr wie bei den alten Psyllen. In Whydah und Dahome verehrt man die Assala (Python Sebae) und hält ihrer dutzendweise in besonderen Fetischhäusern. Die schwarzen, dies göttliche Vieh besorgenden Bonzen erfreuen sich großer Achtung und leben von fetten Pfründen. Unter manchen freien (republikanischen!) Schwarzen Hayti's macht sich der aus Westafrika eingeführte Wodu- oder Schlangendienst mit seinen heimlichen, selbst blutigen und cannibalischen Ceremonien in höchst verderblicher Weise bemerkbar. Ueberall dieselbe Erscheinung, daß nämlich die versteckte Lebensweise der im allgemeinen widrigen und schädlichen Geschöpfe mit den zügel-

* Jedenfalls Nachkommen und Nacheiferer der alten Psyllen.

losen psychischen Ausschweifungen uncultivirter Gemüther in Beziehung tritt.

Das Land stromaufwärts von Hedebat gehört zum Dar- (oder District von) Roseres. Das Gebiet ist eben, mit nur wenigen Erhebungen, wie den Bergen Kardus oder Ardus und Ugelme, besetzt, es ist überwachsen mit Steppen, Busch- und Hochwäldern. In den Buschwäldern herrschen Oschur, der barocke, so ungemein verschiedene Formen annehmende Sidr (Zizyphus Spinae Christi) und strauchförmige Akazien vor. Hochaufschießendes Geröhricht und bambusartige Gräser, wilde Sorghum, Penicillaria und Zuckerrohr, steifes Bartgras und starkbehaartes Panicum werden hier immer häufiger, entwickeln sich immer üppiger.

In den Hochwäldern begegnen wir mehr und mehr ungeheueren Adansonien, starkstämmigen Sterculien und Feigenbäumen Urostigma) mit weißlicher, grauer und graugrüner, selbst scheckiger Rinde, herzförmigen und länglichen oder länglich-ovalen, steifen Blättern, weitschattenden Tamarinden, gigantischen Akazien. Im Schatten dieser stellenweise so großartigen Baumvegetation wuchern Spargel, echter wilder Wein (Vitis abyssinica), Nachtschatten (Solanum xanthocarpum), Poivrea Hartmanniana, Amaryllideen und Liliaceen, Aron u. s. w. Auch die schön blaublühende Cienkowskia birgt sich im Waldesdunkel. Stellenweise sondern sich gewisse Bäume und Sträucher zu Dickichten ab. So erzeugt die imposante weißrindige Sterculia Hartmanniana mit ihren Strebepfeilern ähnlichen Stammwurzeln höchst malerische Gruppen.* Der Subach, auch hier sehr gewöhnlich hochbäumig, bildet ganze Wälder, desgleichen die rothstämmige, frischgrüne Acacia Verek, die dunkelstämmige, ebenso frischgrüne Acacia campylacantha, der mächtige Sont (A. nilotica). Letztere, in Aegypten dürftige, weit öfter nur verworrenes Buschwerk als Hochbäume bildende Art erreicht in diesen Gegenden und in den unter gleicher Breite gelegenen des weißen Nil ihr großartigstes Wachsthum. Man beobachtet im Dar-Roseres sowohl in Nähe des blauen Niles als auch entfernter von demselben ganze Wälder des Sont. Diese mit dunkler, rissiger Rinde bekleideten, dicht und unregelmäßig verzweigten, oftmals ein höchst verschränktes Astwerk aussendenden Kolosse bilden mit ihrem winzigen Laubwerk höchst melancholische, unterholzlose Haine, an denen man fast nichts erkennt als das dunkle, chaotische Geäst! Wenn sich nun zwischen solchen Sontwäldern die Wasser der tropischen Regen zu Fulat ansammeln oder wenn in solche Haine der geschwollene Strom hineintritt, dann ist der Eindruck erst recht ein düsterer, trostloser. Man beachte die Illustration. Ein paar in der Fulah ihren Durst löschende Gazellen werden von Fungijägern beschlichen.

Der Sont liefert in diesen Gegenden das Hauptconstructions-Material für die Mandjeras oder Werfte. Sontholz fault nicht leicht und widersteht dem Insectenfraße. Außer dem berühmten indischen Teak- und dem hiesigen Gagamutholze möchte man nur wenige Holzarten auf Erden finden, welche sich so trefflich zum Schiffbau eigneten wie gerade das Sontholz.

In Dar-Roseres begegnet man auch dem Ebenholze des Sudan (Dalbergia melanoxylon) häufiger. Dies bildet 15 bis 20 Fuß hohe Sträucher, deren Stämmchen stark getheilt knorrig, einander parallel, aus einer einzigen Wurzelanlage hervorwachsen, sich durch einander flechten und endlich ihre dünnen, mit abwechselnden Blättchen, gelben Blüthchen und kurzen glatten Hülsen bedeckten Zweige nach allen Richtungen emporstrecken.

Das kohlschwarze feste Holz dieser Pflanze findet eine sehr ausgedehnte Verwendung zu technischen Zwecken.

Hier wird auch die Dompalme häufiger und wächst in größeren Beständen. Ihre sich mannigfach Y-förmig verästelnden Stämme sind bald glatt, nur mäßig stark quergeringelt, bald rauh, starrend von seitwärts abstehenden oder abwärts geneigten stachligen Blattstielen. Das dürre, holzige, wie eine geringe Sorte Honigkuchen schmeckende Fleisch der Domfrüchte wird hier überall gegessen, auch zu einer Art Brot verbacken, die elfenbeinharten Kerne lassen sich ganz so wie Steinnüsse von Maynas und Corozo (Elephantusia) zu technischen Zwecken, zur Verfertigung von Büchschen, Knöpfen u. s. w. zurechtdrechseln, finden aber noch nicht die verdiente

* Vergl. die Illustration S. 640.

Beachtung unserer Industriellen. In Wasser geweicht, am Feuer getrocknet und zerstoßen, dienen sie nach Baker als Viehfutter.* Von der vielseitigen Verwendung der fächerförmigen Domblätter habe ich schon früher in dem Aufsatze über die Steppen ausführlicher gesprochen.

In einem ausgedehnten, fast nur von Dompalmen gebildeten Urwalde liegt im hügligen, von tiefeingeschnittenen Regenbetten durchfurchten, rechtseitigen Ufergelände des Asrok das ziemlich ansehnliche Dorf Roseres. Dasselbe besteht durchgängig aus Togulen, welche gruppenweise mit hohen Umzäunungen von Durrahhalm und Gana, Bambusrohr, umgeben sind. Die Dächer dieser Togule sind groß und reichen über die Seitenwände vor. Hellet-Roseres ist Sitz eines ägyptischen Districtchefs, ferner eines Gadi oder Oberrichters, eines Schekh-el-Helleh, das heißt Ortsschulzen, und Standort einer kleinen Garnison. Kreis und Ort werden von Hammeg oder Hammedj bewohnt, nahen Verwandten der die Berge Juner-Sennars bewohnenden Funje. Dieselben sind noch dunkler, noch schwärzer wie diese, haben noch krauseres Haar, stumpfere Nasen, dickere Lippen, vorstehendere Kiefern. Ihre Kleidung, Schmuck und Bewaffnung ähneln denen der übrigen Funje, indessen werden Hemden und Hosen hier immer seltener, man begnügt sich noch häufiger mit einer Tob, als weiter stromauf. Man gehorcht hier dem Melik-el-Djebal nicht. Die Hammedj sind Ackerbauer und Viehzüchter, meist arm, aber gutmüthig und treuherzig. Die noch vor 25—30 Jahren hier geläufige Fungisprache weicht durchaus dem Arabischen. Die von Gott und der Welt verlassene Lage dieser Hammedj nöthigt sie öfters zur Abwehr fremder Eingriffe. Locale Eifersüchteleien, aller Mangel einer einheitlichen Führung, geben sie häufig rein örtlichen, im Grunde höchst erbärmlichen und thatenarmen, aber doch lähmend auf ihre volkswirthschaftliche Entwicklung wirkenden Fehden Preis. Kleine Kreise und Dörfer führen hier Jahre lang dauernde, von der Blutrache beeinflußte Kriege mit einander und die Regierung ist nicht stark genug, diesen tiefeingewurzelten Uebelständen gründlich abzuhelfen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, einen Blick in das häusliche Leben an einem Alltage der Roseres-Leute zu werfen. Fassen wir daher eine jener zerstreueten Zeribahs ins Auge, wie sich ihrer auf dem hügligen Gelände von Hellet-Roseres darbieten. Ihre Hauptseite ist dem blauen Nile und den über das jenseitige Waldgebiet sich emporthürmenden, gefürchteten Tabi- (oder Ingassena-) Bergen zugekehrt. Diese Zeribah gehört einer würdigen Familie schlichter Landleute aus dem Stamme der Hammedj an.

Kaum dämmert der Morgen, kaum brechen die ersten Frühstrahlen über den von dichten Urwäldern und hochgrasigen Steppen umgebenen Djebal-Ingassena hervor, so erhebt sich auch Ali-Woled-Hasan, der älteste Sohn in der Zeribah und weckt die Mitglieder seines Hausstandes. Mit eigenthümlicher, halb schetternder, halb grunzender Betonung schreit er seinen alten Vater, den Hausherrn Ali-Hasan, die Mutter Aïscha, die Schwestern Sanab und Fatme, die Brüder Jagub und Achmed wach. Alle diese Wackeren birgt ein einziger Togul. Die meisten Familienglieder erheben sich alsbald, leise entschlüpfen einige Wörter der Fatcha* den Lippen des Alten. Nur die Buben gähnen und plärren, noch gar zu müde, auf ihrem Angareb, erst Püffe und lautes Anschreien machen ihnen Beine. Ein paar gemüthlich zwischen ihnen eingekeilte Hunde verlassen mit weiten Sprüngen die gastliche Stätte und eilen ins Freie. Alt und Jung, die Mädchen bis auf den Franzengurt nackt, bindet die dürftigen fettigen Hadern um den Leib, fährt mit einem Stachelschweinstachel, einem Reisigstück durch das grobe, gekräuselte, enggeflochtene Haar, um den winzigen Insassen desselben Ruhe zu gebieten, putzt die Zähne mit einem am Ende zerfaserten Stücke Holz vom Rakstrauche (Salvadora persica). Da kommt Achmed, der schlanke Knabe, zur dürren Mutter und meldet ihr, daß sein Haar ganz trocken sei und der Salbung bedürfe. Die Alte holt aus einem gesprungenen groben Topfe von der Arbeit und Form, wie sie einst auf den Lagerfeuern unserer Wallburgen und den Herden unserer Pfahlbauten brodelten, ein Stück

* Nilzuflüsse, I, S. 31.

* Erster Gesang des Koran.

feine, weiße Butter, schmiert wallnußgroße Stückchen derselben ihrem Buben ins Haar und dieser pomadisirt wohlgefällig mit einzelnen Flöckchen den dünnen Hals, die zierlichen Schultern, die ganymedische Brust und die hageren Arme. Der ältere Jagub hat unterdessen das hungrig meckernde, in der Ecke auf einem alten Korbe hockende Meerkätzchen geneckt, mit ihm Liebkosungen gewechselt, auch den niedlichen grünen Halsbandsittich von einem in die Strohwand des Togul gesteckten Reisig abgenommen und mit etlichen Sorghumkörnchen gefüttert. Dann zertritt er die krümlichen Erdröhrchen, welche die unermüdliche Termite über Nacht über den Erdboden gezogen. Sanab hat sich vor die Murhaka gekniet und handhabt den Reibstein zum Zerquetschen der feinen Dochnkörnchen, zuweilen aus einem Topfe mit der Hand Wasser über den werdenden Brei sprengend und zwischendurch gelegentlich den Schweiß von ihrem prallen, fett und spitzig abstehenden Busen wischend.

Der Hausvater geht vor die Hütte, stopft aus einem alten, von ungebornem Kalbfell verfertigten, buntscheckig behaarten Beutel grob zerkleinerten grünen Tabak in den grotesken weit ausgeschweiften Thonkopf der sonderbar geformten, mit Schilfmundstück versehenen Pfeife, einem Tauschartikel aus den Berthabergen, und qualmt, behaglich in die Ferne schauend, den höchst übelriechenden, wenn auch nicht gerade übelschmeckenden, betäubend starken Canaster vor sich hin. Fatme hat, auf Geheiß der einstweilen Sorghumkörner ausklaubenden Mutter, den schweren, bombenförmigen Krug ergriffen, um darin aus dem etwa eine halbe Stunde weit entfernten blauen Nile Wasser zu holen. Das plumpe Geräth auf dem Kopfe tragend, den sie mit fettigem, durch Staub und Schmutz graubraun gefärbten Ueberwurf behängt, schreitet die schwarze Nymphe, übrigens fast nackt, mit einer Leichtigkeit über das hartschollige, vielfach coupirte Erdreich, wie man sie bei dem dünnen, wadenlosen Untergestell und den keineswegs großen, ursprünglich gut geformten, nur in Folge sehr harter Arbeit etwas plattgetretenen Füßen kaum erwarten sollte. Sie balancirt geschickt mit den Händen, wobei die vollen, wenngleich bereits etwas hnägenden Brüste — Fatme war schon etwa ins neunzehnte Jahr getreten — hin und her baumeln. Bruder Jagub, bereits ein stämmiger Bursche, zur Zeit unbeschäftigt, am Domzaun des Familieneigenthums einen hängeohrigen Ziegenbock streichelnd, ergreift einen langen Stecken und läuft der Schwester in gewandten Sprüngen nach.

„Ich will das Wasser schlagen, o Fatme, meine Schwester," sagt der Bursche, „du weißt, daß das große Krokodil da unten gestern einen Angriff auf die Sklavin des Schekh Bedr gemacht hat. Gott behüte uns vor Satan, dem Gesteinigten."

„Gut, lieber Bruder, komm mit. Sieh wie der Marrafil zur Nacht unsere Zeribah umkreist hat." So spricht das Mädchen und deutet auf die in loser herabgebröckelter Erde sichtbaren Fährten der gefleckten Hyäne. „Aber sieh — der Löwe." Da sind in der That auch sie, die breiten, diejenigen des Marrafil kreuzenden Tapfen des Königs der Wälder. Bruder und Schwester prallen vor den unheimlichen Abdrücken zurück, scheue Blicke wirft der Bursche in das linkerhand seitwärts aufschießende Dickicht von Dompalmen, Ebenholzsträuchen, Christdorn, Sabach und Talech-Akazien, in welches die Fährten hineinführen. Er lüftet den am linken Ellenbogen befestigten Dolch und zerrt mit kurzem: „Marsch, fort, schnell," das Mädchen weiter, den Abhang hinab, der allmälig zu der von festgeschlossenem Urwalde bestandenen Uferniederung abfällt. Schaaren von Pfauenkranichen ziehen mit lautem, den Tönen einer zersprungenen Trompete ähnelndem Geschrei aus dem Hinterwalde zum Flusse. Platystira läßt ihre weitschallende Glockenstimme vernehmen, der Kukuk ruft seinen Namen. Schaaren und wieder Schaaren von Spatzen lärmen im Cissusgeranke der Bäume, die Glanzdrossel, prachtvoll metallisch-glänzenden Gefieders, flattert vor den Wandelnden her, von Ast zu Ast.

Vor jenen taucht die Gestalt von Timsach, dem Sabunbeduinen, aus dem Pflanzenchaos auf. Er hat mehrere Hasen, zwei Perlhühner, einen Steppenwarner und eine etwa sieben Fuß lange Riesenschlange erlegt, unter deren Last er schwankenden Schrittes einhergeht. Man hält an, man begrüßt sich in herkömmlicher Weise, dabei die gespreizten Finger der

eigenen Rechten mit flüchtigem Kusse berührend. Der Nomade wirft die Jagdbeute auf die Erde, breitet seinen Ueberhang von Hyänenfell aus, kauert darauf nieder und winkt den Andern, ein Gleiches zu thun.

med gehörte, demselben, welcher im Vorjahre Omm-el-Kullul, die Tochter des Abu-Tertr von Bitaba, zur zweiten Frau nahm. Diese brachte ihm zur Heirath drei Kühe, alle drei grau, die Hohe, die



Dornwald in Dar-Roseres zur Regenzeit.

„Wisse, o Schekh," hebt der Schwarze zum Braunen an, „droben war diese Nacht ein Löwe, sahen eben seine Fährten."

„Weiß es, o Knabe, er hat gestern schon weiter unten bei Allarel ein Kalb geraubt, welches dem Hammedj Hasan-Woled-Ach-

Beständige, die Zierliche geheißen. Die Zierliche warf nun mit dem scheckigen Bullen Namens El-Fil* des Berberi Abul-Kasim, desselben, der nach Roseres mit

* Der Elephant.

Landestabak und Sesam handelt, ein Kalb und das hat jener Löwe gestern geraubt."

„Bei Gott," erwiedert Jagub, nach obiger interessanten, dem Nachweise eines englischen oder deutschen Herdbuches würdigen Auseinandersetzung, „bei Gott, das

„Gut, o Mann, o Beduine," spricht der Bruder. „Gut, o Mann, o Beduine," spricht die Schwester. „Wann wird die Jagd sein?"

„Weiß nicht, will sehen, heut, gefällt's Gott, morgen, ja auch übermorgen."



Bagara aus Roseres mit seinem Reit-Zebu.

Kalb des Hasan-Woled-Achmed von Allarel, das ist eine große Sache."

„Ich will zu meinem Schekh Fadl-Allah vom Volke der Sabun gehen und ihn fragen, ob wir dem Löwen nicht nachspüren sollen. Das Thier kann nicht weit sein, es ist vielleicht da in der Ghaba versteckt. Mein Schekh lagert hier dichte bei." So spricht der Nomade, eine Prise nehmend.

„Gefällt's Gott, gefällt's Gott, gefällt's Gott, heute, morgen, übermorgen," wiederholen Jagub und Fatme mit bekräftigendem Zungengeschnalze. Die Geschwister erheben sich und ziehen darauf zum Flusse, der Nomade keucht mit seiner Last rechts abbiegend davon, seine zwei scharfspitzigen Lanzen zum augenblicklichen Schutze bereit haltend.

Man sieht den Nil zwischen mächtigen Hamra's und Dom's hindurchglitzern. Da kriecht träge der ungeheure Panzerlurch vom Ufer dem Wasser zu, die scheußlichen Spaltaugen anscheinend blöde auf die sich scheu Nähernden richtend. Nimmersatte, heilige Ibis, graue Reiher und Purpurreiher, Dickfüße, Regenpfeifer und Brachschwalben erheben sich in die Lüfte, drüben entfaltet der Pelikan seine mächtigen Schwingen.

Muthig schreitet Jagub an den Fluß heran und peitscht die grünlichen, leicht gelb gefärbten Fluthen, unter denen der tückische, schuppige Mörder verschwunden ist, mit seinem Stecken, Fatme aber füllt den Krug, Beide waschen sich Brust, Hände, Beine, dann trinken sie vom Uebriggebliebenen, füllen den Krug von neuem und treten den Heimweg an.

An der Uferhöhe erschallt Rossegetümmel. Fadl-Allah, der Sabunhäuptling, trottet, das lange Schwert über der mit weitärmligem Hemde bekleideten Schulter, von einem Haufen Beduinen gefolgt, einher, Timsach läuft neben ihm, sich mit der Linken am Vorderzeuge des ganz auf abessinische Weise gesattelten Rothschimmels haltend. Die Nomaden richten spähende Augen auf Boden und Büsche.

„Ya sabach-el-Kher (Guten Morgen), Sohn des Hasan, schwarzer Knabe, guten Morgen, Fatme, schwarzes Mädchen," ruft der Häuptling freundlich den Geschwistern zu, die ihren Salam machend, vor dem Anführer stehen geblieben sind. „Wir jagen den Löwen, Ihr schwarzen Kinder, Gott ist groß und gerecht."

„Inschallah, o Häuptling, Gott mit Euch und mit uns."

Beide kehren mit dem Wassertopfe nach der häuslichen Zeribah zurück. Jagub hat unterwegs einige abgefallene reife Domfrüchte aufgelesen und wirft diese seiner jüngeren Schwester in den Schoß, welche nach vollbrachtem Durrahquetschen mit der Ausbesserung ihres schmutzigen Ueberwurfes beschäftigt ist.

Die sorgsame Mutter versieht nun die beiden Frühgewanderten mit einer Kürbisschale voll Abre. Jagub rührt das beliebte Getränk mit dem Stecken an, trinkt und übergiebt es der Schwester. Diese stellt dann den Rest auf die Erde. Verstohlen schlüpft eine der draußen befindlichen Ziegen hinein und säuft flugs die säuerliche Abre bis auf den Boden. „Verflucht sei deine Nase, du schlechte Mutter, du Kupplerin, du Ziege, du Nilpferd," herrscht einer der Jungen den begehrlichen Langohr an, ihn zugleich sachte in die Weichen tretend. Der nun meckert dünne aber lustig auf, und verläßt im angenehmen Gefühle körperlichen Gestärktseins mit heiteren Sprüngen die Stätte seiner Nascherei. Vor dem Togul unter der niedrigen Stroh-Regubah mit schadhaftem Dache ist unterdessen der bräunliche Durrahbrei steif gekocht worden. Die alte Aïscha schüttet das Ganze in eine flache, einen Kugelabschnitt bildende, mit eingebrannten Lineamenten roh verzierte Holzschüssel und setzt diese drinnen auf eine die Erde bedeckende Binsenmatte. Der Alte holt das in rothes Leder genähete Kuhhorn von der Wand, schüttet daraus etwas Brotwürze auf die Matte unter ernstem Bismillah, dann hocken sich Alle tapfer um die Schüssel her und greifen mit ihrer Rechten hinein. Wohlgefällig schmunzelnd wird der Brei auf Daumen, Zeige- und Mittelfinger gebracht und zum Munde geführt, dann aber nach, mit der Linken, vollführtem Zuthun einer Prise voll jener aus Steinsalz, Kümmel (Cuminum cyminum) und rothem Pfeffer bestehenden Würze, unter dem nicht sehr appetitlichen Geschmatze befriedigten Genusses hinuntergewürgt. Ein Schluck Wasser beendet die einfache Mahlzeit.

Es mag unterdessen neun Uhr geworden sein. Nunmehr mahnt der Vater die Seinigen zum Aufbruche nach der Pflanzung. Mutter Aïscha und der kleinere Achmed bleiben zu häuslichen Verrichtungen daheim. Die Anderen bepacken sich mit Sicheln, Hacken, mit einfachen spatenförmigen, ihnen Pflug und Grabscheit ersetzenden Haschasch von kordusanischem Eisen, mit Lanzen, Wurfstöcken, Lederschläuchen, Kalebassen, einem mit Strickwerk zierlich umsponnenen, mit einer Trageschnur versehenen Straußenei und mit Körben. Der Papagei setzt sich Fatme auf die Schulter, das Aeffchen nimmt Ali-Woled-Hasan an sich, ärgert es aber durch heftiges Anblasen dergestalt, daß es wüthig kreischend der milden Sanab an die Brust springt. Man lockt der klei-

nen Ziegenherde, zweien niedrigen, etwas schäbig aussehenden grauen Zebus, sowie einem gerade nicht sehr glatt aber kräftig und munter erscheinenden Windspiele. So geeint, pilgert die ganze Karawane friedlich der Plantage zu.

Diese liegt, etwa drei Morgen groß, landeinwärts vom Flusse mitten in einer Lichtung des dorn- und lianenreichen Urwaldes. Die Fulen in der Umgebung sind schon im Austrocknen begriffen, der lehmige Boden beginnt in großen Schollen aus einander zu platzen. Wohl zwölf Fuß hoch ist das Negerkorn aufgeschossen, mehrere Sorten auf einem Felde, die weiße, die gelbliche, die rothe und die Zuckerdurrah, letztere mit süßem Stengel. Dabei ein paar Reihen großblättrigen Tabaks, eine Reihe Zwiebeln, ein paar Capsicum- und Kajan- oder Strauchbohnensträucher. Es wuchert Unkraut, namentlich steifhaariges Panicumgras mit goldgelben Aehren, großblättriger Nachtschatten. Der Tabak ist abgeblüht, die Zwiebeln hängen voll kleiner schalottenartiger Zwiebelchen, die Schötchen des Capsicum glühen tiefroth, die Sorghumstengel färben sich matt gelblich. Die Erntezeit steht vor der Thür.

Naschhafte Vögel werden hier durch an lange Bambusstäbe mittelst Schnüren befestigte Lappen, Feder- oder Haarbüschel abgehalten. Da sitzen sie hungernd, aber mißtrauisch, begehrlich schreiend, singend und zwitschernd, in den benachbarten Urwaldsbäumen. Die azurne Glanzdrossel, der jetzt flammend feuerfarbene männliche Webervogel, der Zwergspint, die Mandelkrähe, der Schweifhopf entfalten ihr Prachtgefieder. Brehm's Adler richtet auf einem Aste von Hartmann's S t e r c u l i a den stattlichen Federschopf empor, sobald er die Tritte der Eigenthümer vernimmt. Der Vater des Hornes (Bucorax abyssinicus) streckt seinen mit ungeheuren, vom gehörnten Schnabel verunzierten Kopf den Wandernden entgegen und entfernt sich weit klafternden Flügelschlages für eine kurze Strecke, glucksend flüchtet eine Perlhuhnschaar, laut zwitschernd stippt eine Schwalbe ihr Schnäbelchen in die verdunstende, aber doch noch Tausende von fast reifen Mückenlarven und von Flohkrebsen bergende Fule.

Unter mächtiger Adansonie wird gerastet. Man hängt die Geräthe an niedere Aeste und kauert sich unter dem Laubdache des Baumriesen nieder. Die rasenlose, schwärzliche, mit Schichten moderuder Blattreste und mit mulmigen Holzstückchen bedeckte Erde wimmelt von häßlich platten, wenn auch zierlich gefleckten Langwanzen, an nahen Grashalmen kribbeln große bräunliche Ameisen geschäftig auf und nieder, sich hier und da an kahleren Bodenstrecken zu zollbreiten Heerzügen ordnend, die einzelnen mit feinen Holzfragmenten, Laubfetzen, Schnitten von Grashalmen, Pflanzenhaaren, mit todten Räupchen, todten Netz- und Zweiflüglern, mit Flügeldecken und Beinen längst zerfetzter Käfer beladen. An jedem Stamm raschelt eine Eidechse, hier und da flüchtet eine Schlange ins Dickicht, ein großer, stahlblauer Hautflügler (Pronaeus) schießt ohne Ruhe und Rast mit knarrendem Geräusche über den Boden hin, eine Unzahl von Faltern mittlerer Größe, hauptsächlich den Rittern und Weißlingen angehörend, zwar wohl zierlich gezeichnete, aber nicht eben glänzend gefärbte Thiere, gaukeln über die Kräuter hinweg, deren Blumen vor wenigen Wochen noch so frisch, so offen und nunmehr fast gänzlich abgeblüht sind.

Man nimmt die lange, am Ende gebogene Sichel, den Haschasch, sowie ein paar durch ganz Afrika übliche Hacken, breite schaufelförmige, schräg in einen festen Holzstiel eingefügte Eisen, schneidet, rodet oder jätet. Man plaudert, scherzt, lacht und singt — in höchst einfachen, dem Augenblick angepaßten, melodienarmen Improvisationen. Zuweilen nimmt man einen Schluck, schäkert mit den Thieren, erzählt kurze Klatschgeschichten und schlenkert die Arme um den Oberkörper, wie wenn unsere Holzhacker sich durch ähnliche Gymnastik die von Arbeit steif gewordenen Extremitäten grunzend wieder einzurichten streben.

Nachmittags ertönt wilder, schwermüthig gedehnter Gesang in der Nähe.

„Wenn die Sonne niedergeht, aho,
Geht der Löwe, aho.
Er zieht zu Walde,
Er zieht zu Walde,
Zieht zu Walde,"

ertönt es in arabischer Mundart. Es sind die Bagara* Othman und Ysa, welche also

* Vergleiche über diese Nation Jahrgang 1870, S. 375.

singen. Der Sitte ihrer Nation getreu, haben sie nach Art der Nubierfrauen das in der Mitte gescheitelte Haar in viele kleine, bis zur Halsmitte herabgehende Seitenzöpfchen geflochten. Dies sowie das sehr weite und weitärmlige blaue oder schmutzig weiße Hemd, ihr einziges Kleidungsstück, unterscheiden diese Nomaden leicht von den anderen, den Abu-Rof, Sabun u. s. w. Die beiden Männer führen zwei nicht große, buntgefleckte Zebus mit sonderbar verdrechselten Hörnern bei sich und stützen sich jeder auf eine sehr lange Lanze. Schwergefüllte Lederschläuche liegen auf dem Kamm der Thiere, die am Nasenringe leicht gelenkt werden können.

„Sei gegrüßt, Hasan Ali von Roseres, seid gegrüßt, o Jagub, o Sanab, o Fatme, Friede sei mit euch.“ „Mit euch sei Friede. Seid gegrüßt, ihr Bagara vom Volke der Selimi, du, Othman, und du, Ysa! Woher des Weges?“

„Wir holten Steinsalz und Tabakbrote von Fadudu.“

„Nichts Neues im Oberlande, o Othmann?“

„Mein Gott, o Gott. Die Kasbat Mohammed-Ali wird vom Schekh Wolled-Hammed vom Dar-Gubba belagert werden. Gold giebt es wenig, weil die Leute des Wolled-Hammed alle Händler todtschlagen, Salz aber ist in großer Menge aus Agaumeder in Habesch gekommen. Wilder Kaffee aus den Wäldern von Makada lagert zu Famaka, aber es sind keine Käufer und zwar wegen der dort oben stattfindenden Unruhen. Die Galasklavin des Majors von Famaka hat einen Knaben geboren. Und, o Schekh, denke dir, höre, weißt du was? höre, höre!“

„Nun sprich doch, sag' an, o Schekh!“

Der Bagari erzählt näher tretend halblaut und mit Schaudern:

„Metkal-Agha, der Oberlieutenant zu Famaka, du weißt doch, ist vor kurzem nach Haiwan gegangen, hat dort den alten Abdallani besucht. Schekh Abdallani, weißt du, ist aber kein wahrer Gläubiger. Er hat öfters Gott und den Propheten gelästert. Es war eines Abends. Um die Zeribah waren viele, viele Hyänen her. Die Marrafil, die heulten und knirschten vor Hunger mit den Zähnen. Abdallani ist hinausgegangen, trunken wie er war — denn Metkal-Agha war auch trunken vor lauter Arraki. Abdallani ist draußen vor der Zeribah nieder zur Erde gefallen, dieweil er so voll des verfluchten Arraki war, dieses Wassers Satans, des Gesteinigten. Gott hatte ihn verlassen, darum war er nieder gefallen, siehst du wohl. Metkal-Agha aber ist derweil eingeschlafen im Togul. Morgens darauf war Abdallani fort — wo war er? Man fand draußen eine Blutlache und Fetzen seines Zeuges. Dumme Menschen meinten, er sei in der Besoffenheit von Hyänen zerrissen worden. Nun sahen aber kluge Leute, echte Gläubige, gegen Mittag eine Naameh (Strauß) in der Steppe bei Haiwan. Dieser Strauß schauete ängstlich nach Abdallani's Haus. Man kam, sah und fort war er wieder, der Strauß. O Herr, ich sage dir, du Mann von Roseres, jener Abdallani, jener Verfluchte, der Lästerer, der Zauberer hat sich — in einen Strauß verwandelt.“

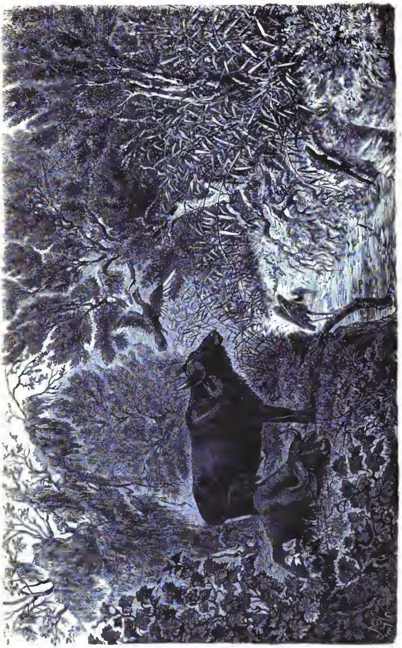
„Amin, o Mann,“ fügt Ysa andächtig hinzu.

Ali-Hasan, der ernsthaft zugehört hat, begleitet den Endtheil dieser Erzählung mit wiederholtem Kopfschütteln. „Nein, o Othman, nein, o Ysa,“ sagt er endlich in höchst feierlichem Tone. „Hier in Dar-Sennar, in Dar Roseres und Dar Fasoglo verwandeln sich die Zauberer, die Verfluchten, die nicht recht an den alleinigen Gott und seinen Propheten glauben wollen, zwar in Hyänen und in Flußpferde, aber nicht in Strauße. Dies mag wohl drüben in eurem Lande Kordufan die Sitte sein. Abdallani, wisse es, o Schekh, ist beim Haupte Mohammed's — unter die Hyänen, seine erprobten Genossen, gegangen. O Beschützer! O Gott!“

Die beiden Bagara-Selimi streiten dawider. Es erhebt sich eine bitterböse Erörterung über die wichtige Frage, ob Hyäne, ob Flußpferd, ob Strauß. Man keift und geifert gegen einander mit einer Zungenfertigkeit, als wenn alle Wiener Fisch-, alle Berliner Grünweiber zusammengerathen wären.

Töchter und Söhne Ali-Hasan's treten endlich beruhigend zwischen die Streitenden und mahnen zum Heimweg. Man packt und die Bagara nehmen galanten Sinnes den Mädchen einen Theil ihrer Last ab. Menschen und Vieh kehren friedlich und vergnüglich plaudernd durch

Digitized by Google



Tamariskenwald und wilder Wein an einem Waldbach in Dar-Roseres. Bos caffer etc.

Digitized by Google

den ernsten, grandiosen, im Lichte des Nachmittags doppelt herrlich erscheinenden Wald ihren Nachhauseweg an.

Bei der Zeribah Ali-Hasan's angekommen, begegnet der ganze jetzt so spießbürgerlich-ehrbar einherziehende Troß einem Haufen Beduinen. Es ist Fadl-Allah, der Sabunhäuptling mit seinen Leuten. Mehrere von diesen keuchen unter der Last von etwas sehr Wuchtigem, welches sie an Stangen einherschleppen. Andere der Nomaden singen halblaut und in schwermüthigen Tönen vor sich hin:

„Der starke Löw', hehe,
Ging den Wald entlang.
Der Beduin, hehe,
Kam den Wald entlang.
Fadl Allah war's, hehe,
Mit ihm Sabun genug,
Sah'n den Löw', hehe,
Längs des Waldes zieh'n.
Stachen todt, hehe,
Ihn den Löw', hehe,
Ganz und gar, hehe,
Die Sabun, hehe!
Wackres Volk, hehe,
Sind Sabun, hehe!
hele he hele,
hele he hele,
hele he hele!"

Nicht mehr fähig, das Wuchtige weiter zu schleppen, lassen die Tragenden es niederfallen. Der Sabunschekh treibt sein die Mähne sträubendes Roß darauf los, reichlicher Schweiß schäumt unter dem hochgebauschten Makadasattel desselben hervor, seine Ohren sind nach vorwärts gekehrt, die Augen wollen gleichsam aus den Höhlen quellen. Zögernd, die Haut schuppernd, naht das edle Thier dem zu Boden gefallenen Schweren, auf welches der Reiter einen Blick stolzer Befriedigung wirft. Es ist ein großer männlicher Löwe, dessen isabellgelbes Fell geröthet ist von dem aus etwa einem Dutzend Wunden sickernden Blute. Es sind meist Speerwunden, aber auch ein Schwerthieb quer über den Nasenrücken. Einer der Nomaden, auf zwei seiner Kameraden sich stützend, trägt den linken Arm in einer roh zugerichteten Schlinge von Akazienbast. Der Löwe hat ihm im Kampfe die Schulter zerfleischt. Es ist dasselbe Thier, welchem man schon früh am Morgen nachgegangen war.

Nun entspinnt sich eine lange Jagderzählung, wie man das königliche Thier etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde stromauf in einem Rohrdickicht gespürt und wie man es mit Lanze, Schwert und Wurfeisen angegriffen. Der Kampf war heiß gewesen, indessen war es schließlich gelungen, den sich ingrimmig wehrenden Leuen zu bemeistern. Freilich war es nicht ohne Verletzung abgegangen. Kher-eddin, einer der Muthigsten, war dem Löwen mit dem Wurfeisen zu nahe gekommen und hatte von ihm einen furchtbaren Tatzenschlag erhalten.

Man prahlt mit dem erzielten Erfolge, debattirt über die zweckmäßige Verwendung der Haut, welche man endlich dem Major in Kurkodj zum Geschenk anzubieten sich entschließt. Der, heißt es, nehme auch wohl den Schädel des Thieres an, um damit gelegentlich befreundeten Franken ein Angebinde zu bereiten.

„Was thut aber der Effendi, was thun die Franken mit den Knochen des Löwen, die sind doch ohne Werth, sage es mir, o Häuptling Fadl-Allah?" fragt einer der Söhne Ali-Hasan's voll Neugier.

„Wisse, o Knabe, die Franken, welche in dem Lande Rum wohnen, welche alle dem großen Sultan der Gläubigen zu Istambul Tribut zahlen, sind schrift- und länderkundig, die schicken ihre Doctoren in alle Länder, um diese aufzuschreiben, um Kräuter, Thiere und Steine zu sammeln, auch die Knochen der Thiere, denn Knochen sind ein Leib vom Leibe, so sagen unsere Wissenden. Auch nehmen die Franken Abbilder von Thieren und sogar vom Nas-el-Beled (Landeseingeborenen), was zwar durch den großen Propheten wörtlich verboten worden ist. Indessen die Franken sind eben keine Moslemin, sondern sie sind Ungläubige, kennen das Wort unseres Herrn Mohammed nicht. Allah wende ihre Herzen. Hast du verstanden, o Knabe?"

„Sehr wohl, mein Herr, sehr wohl."

Die nichts weniger als wohlhabenden, aber trotzdem gastlichen Inhaber der Zeribah Ali-Hasan thun das Ihrige, den siegreichen Sabunhäuptling nach ihren besten Kräften zu erquicken. Man läßt eine riesige Kürbisschale voll Abre und eine alte Fayence-Untertasse voll bitterlichsüßen Honigs kreisen, man bringt selbst eine gestopfte Pfeife, die reihum geht, aber von den Nomaden, z. Th. Fugara, nur selten

mit einigen daraus gethanen Zügen beehrt wird. Dann geht es ans Berathschlagen, wie wohl das pricke Fleisch des Löwen am besten verwerthet werden könne. Fadl-Allah entschließt sich, dasselbe bei einer sogleich für den nächsten Tag anberaumten Gasterei in seiner Behausung aufzutischen, geschmort und gebraten, dazu Durrahbrei mit Butter und Honig, frisches Durrahbrot mit Salz, Kümmel und spanischem Pfeffer, Bier und etwas Arraki. Ein Paar Perlhühner, einen Hasen und eine Warneidechse wird der Beduine Timsach dazu hergeben. Auch Ali-Hasan wird eingeladen. Die Anwesenden schnalzen behaglich im Gedanken an das üppige und hoffentlich vergnügliche Fest, denn Häuptling Fadl-Allah ist überall nicht nur als tapferer und gerechter, sondern auch als gebildeter Mann, guter Erzähler und heiterer Scherzmacher bekannt und beliebt.

Endlich ladet man den Löwencadaver wieder auf und zieht ohne Abschiedsgrüße von dannen, dem Lager Fadl-Allah's zu, um noch heute das erlegte Thier abzuhäuten und zu zerstückeln.

Der Abend dunkelt herein. In weiten Bögen durchkreist der „Vater der vier Flügel“ die Lüfte. Es ist dies ein von Roseres ab nach Süden häufiger werdender Ziegenmelker (Macrodipteryx longipennis), dessen Männchen zwei sehr lange, anfänglich nackte, mit einer endständigen Befiederung versehene Schwungfedern besitzt. Im Fluge flattern diese Endfahnen hinterwärts und sieht es so aus, als habe das Thier in der That vier Flügel.* Ali-Hasan's Familie kauert vor dem Togul umher, die Zeit mit gleichgültigem Geschwätz verbringend. Eselgetrappel naht und von einem großen, schwarzen, feurigen Reitthiere dieser Art steigt ein langgewachsener corpulenter Mann mit röthlichem Schnurrbart und in chiffonirter Mamlukentracht ab, hängt sein langes Gewehr von der Schulter und tritt in die Zeribah ein. Es ist Kritli-Agha, der frühere Districtcommandant von Roseres, von Geburt Grieche, vor kurzem wegen seiner gegen die Eingebornen bewiesenen Grausamkeit abgesetzt, zur Zeit aber als Grundbesitzer und Händler unter den früher von ihm Geknechteten ganz patriarchalisch lebend.

„Sei gegrüßt o Mann, o Ali-Hasan vom Volke der Hammedj!“

„Zehnfach willkommen, o Effendi, nimm Platz in der Hütte des Armen!“

„War heute um Asser* in meiner Limonenpflanzung da unten am Flusse, die Sonne brannte sehr heiß und schlug auf mein Haupt. Ich habe sehr starkes Kopfleiden. Sei gut, o Ali-Hasan, und lasse mir Blut am Ohre.“ Spricht es, nimmt den Feuerstein aus dem Schlosse seines Gewehres und reicht ihn dem Schwarzen dar. Dieser zieht den ihm willig dargebotenen Kopf des Agha nach vorn über und ritzt mit den scharfen, zackigen Kanten des Feuersteines die Haut beider Ohrknorpel. Das reichlich aus den Schnittchen sickernde Blut wird mit dem groben, baumwollenen Schnupftuche des Agha aufgefangen. „Gut so, o Ali-Hasan. Bist sehr geschickt im Blutlassen. Thatest Du es nicht im Jahre der Flucht 1279 auch dem Abu-Daua, dem Häuptlinge von Fazoglo?“

„Nein Herr, ich that es dem Schekh Kher-Allah. Du weißt ja —“

„War dieser Kher-Allah nicht jener Häuptling von Abu-Ramle, jener Rebell, welchem ich den Hals abschneiden ließ, o Ali-Hasan?“

„Ja und nein, o Effendi. Er war allerdings Schekh von Abu-Ramle, du aber ließest ihm nicht den Hals abschneiden, sondern ließest ihn an den Händen aufhängen, bis er todt war, es war unten bei Bados.“

„Recht so, o Ali-Hasan, ganz so war es.“

Der Effendi trinkt noch einen Schluck Abre, verbindet seine angeritzten Ohren mit einem Schnupftuche und reitet auf rüstigem Esel nach Hause.

Der Abend dunkelt herein. Die Familie Ali-Hasan schließt ihre Zeribah mit Dorngestrüpp und zieht sich in den Togul zurück.

Kurze Zeit nachher erscheinen, leise herbeitretend, einige Marrafil, sie beschnoppern und belecken den Erdboden, welchen der Löwencadaver so reichlich beschmeißt hat. Dann erheben sie lautes Geheul und laufen der tropfenweis abgesetzten Blutspur der von dannen geschleppten Jagdbeute nach, verfolgt von dem wüthenden Gekleffe der Hunde Ali-Hasan's.

* Nachmittags zwischen 3 bis 4 Uhr.



Delebpalme am Ufer eines Waldbaches im Gebiete von Roseres.

Leider sind diese üppigen und so vielfach interessanten Gegenden recht ungesund. Hier, wie in ganz Ostafrika, ist der sogenannte Sonnenstich sehr gefürchtet. Derselbe scheint in der That namentlich zur Regenzeit bösartig wirken zu können. Er trifft weit mehr Fremde als Einheimische. Erstere, während der Regenzeit ohnehin schon mehr oder minder krankhaft disponirt, erliegen alsdann leicht den vernichtenden Strahlen einer glühenden Sonne in der zu solcher Zeit ungemein feuchten Atmosphäre Sennars. Trägt nun Jemand ein Wechselfieber mit sich herum, so ist derselbe bei seiner dadurch sehr stark gereizten Körperbeschaffenheit in hervorragender Weise gefährdet. Die Einheimischen dagegen werden höchst selten vom Sonnenstiche betroffen. Kinder dieser heißen Landstriche, laufen sie mit kahlgeschornem, nacktem Schädel in der schattenlosen Gluth ohne Arg umher. Aber nicht nur der Sonnenstich, sondern auch der Mondstich wird hier sowohl wie auch in anderen Tropenregionen gefürchtet. Einer meiner Freunde, hochangesehener Künstler, wollte im Golfe von Cariaco den „Mondstich" gehabt haben; ein anderer Bekannter erzählte mir, daß dieses Uebel auf dem Isthmus von Panama ganz heimisch sei. Richardson erzählt, in der großen Wüste werde der Mondstich für tödtlich gehalten, er erwähnt auch einer darauf bezüglichen Bibelstelle (Ps. CXXI, 6).* Wir selbst wurden in Sennar inständig vor der directen Einwirkung der Mondstrahlen gewarnt. Giebt es wirklich einen Mondstich? Ich glaube kaum, daß eine solche Einwirkung existirt. Vielmehr behalten meiner Meinung nach Diejenigen Recht, welche jenes angebliche Uebel auf einer chronische und acute Krankheiten hervorrufenden nächtlichen Malariawirkung beruhen lassen, dem Mondschein aber keinerlei krankmachende Bedeutung zuschreiben.

Das scheußliche, in so mannigfaltiger Gestalt auftretende Fieber steht unter allen hiesigen Krankheiten obenan. Bald als einfaches Wechselfieber einherschleichend und die Kräfte der Befallenen langsam untergrabend, anscheinend milde und doch so unendlich perfid, bald als remittirendes Fieber den Kranken schneller zu Boden werfend, bald als continuirliches, perniciöses Fieber in erschreckend kurzer Zeit tödtend, ohne in Verbindung mit anderen Uebeln zu stehen, häufig aber mit Ruhren, Leberentzündungen, Lymphdrüsenleiden, Herzleiden u. s. w. complicirt, zeigt es sich unter Einheimischen und Fremden am böseſten, am tödtlichsten allerdings unter den letzteren. Auch Scorbut, Ruhr, Rheumatismus, Eingeweidewürmer, Leberleiden und Durchfälle herrschen in diesem infernalen Klima.

Man findet nun auf allen größeren hiesigen Märkten Heilmittel zum Verkauf ausgestellt. Eine Hauptrolle spielt dabei der Kusso, jenes berühmte Bandwurmmittel aus den benachbarten Hochländern von Habesch. Auch trifft man kleine Quantitäten einer Fieberrinde, welche von Crossopteryx-Bäumen gewonnen wird und, gleich den verwandten Cinchonaceen, nicht unbedeutende Mengen der heilkräftigen China-Alkaloide enthält. (S. weiter unten.) Ferner beobachtet man hier noch eine Menge wirklich und angeblich heilkräftiger Kräuter, Wurzelstöcke, Rüben u. s. w., welche meist min-beit, weit her, aus den Ländern der Bertha, Gala, Södama u. s. w. gebracht werden. Gewöhnlich beschäftigen sich wandernde Djaelin damit, diese Medicamente, deren nicht wenige als Specifica gepriesen werden, aus ihren Heimathländern zu holen und sie auch unterwegs stückweise zu verkaufen. Einer dieser braunen selbst dispensirenden Wanderdoctoren, der schon mehrfach genannte, in ganz Ost-Sudan berühmte Ud-el-Fachel aus Schendi, entwickelte übrigens Mutterwitz, Menschenkenntniß und eine gewisse ärztliche Routine. Bei Ausübung seiner Curen lief am Ende kaum mehr Charlatanerie unter, als bei denen mancher unserer rite Promovirten. Es ist gar keine Frage, daß Innerafrika noch große pharmaceutische Schätze birgt, deren Hebung der leidenden Menschheit hoffentlich dereinst zu Gute kommen wird. Vorläufig behauptet freilich in diesen Landen crassester Aberglaube sein Recht vom Amulete schreibenden Pfaffen und dem alten Weibe bis auf den Regendoctor!

Die Sontakazie (A. nilotica), mit welcher wir schon von früher her befreundet worden waren, bildet auch um und

* „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts."

oberhalb Roseres sehr ausgedehnte, die schönsten Exemplare zeigenden Bestände. Landschaftlich schön sind letztere freilich nicht. Ja, die trostlose Oede und widerwärtig düstere, verworrene Wildniß eines hiesigen Sontwaldes, wohl gar mit sumpfigem Untergrunde rief mir immer jene meisterhaften Schilderungen ins Gedächtniß zurück, welche Poeppig von der „unbeschreiblichen Wildheit und Traurigkeit der sumpfigsten Urwälder" von Maynas (Peru) entwirft. Der Indianer bevölkert diese Wälder der Subandinen mit dem Uchulla-chaqui oder Lahmfuße, einem gespenstigen Wesen, welches Reisende und Jäger in die Irre lockt und sie so dem Verderben preisgiebt. Nun scheint auch die düstere Beschaffenheit jener Sontdickichte Eindruck auf die rohen Schwarzen zu machen. Der Elephantenjäger T. Evangelisti erzählte mir, dieselben gälten den Eingebornen Ober-Sennars vorzugsweise als Aufenthalt der blutdürstigen Ghols. Letztere sind für den Moslim etwas sehr Unheimliches. Es ist das ein bös Ding, zur Classe der Djinn gehörig, welches an versteckten Orten haust, Leichen frißt, Vorübergehende heranlockt und tödtet, um sie alsdann zu verspeisen. Ein Ghol erscheint als Hyäne, Löwe, Leopard, Krokodil, aber auch in Gestalt von geschwänzten Menschen und anderen Nickeln oder Hexenzeug. Freilich hält dies alles den Hammedj und Beduinen nicht ab, den gelegentlichen Wildreichthum der hiesigen Sontdickichte auszubeuten.

Oberhalb Dar-Seru treten übrigens einige pflanzliche Gebilde häufiger auf, welche wegen der Schönheit ihrer Formen und wegen ihres imponirenden Wachsthums das Interesse nicht nur des Botanikers, sondern auch dasjenige des Landschaftsmalers erregen. Da ist vor allem die Delebpalme (Borassus flabelliformis var. Aethiopum), eine gar herrliche Erscheinung. Wohl 80 und mehr Fuß werdend, bildet sie stellenweise den Wald über dem Walde. Ihr weißlich grau gerindeter Stamm ist an der Wurzel und in seiner Mitte geschwollen und bildet hohe, gerade Säulen. Eine Krone gewaltiger Fächerblätter, deren jedes mehrere Fuß Durchmesser hat, bricht an langen, dornigen Stielen hervor. Die etwa kindeskopfgroßen, ovalen Früchte sind orangefarben, und enthalten ein leicht süßliches, aromatisches, von vielen dünnen Fasern durchzogenes Fleisch. Innen liegen drei große Samen. Es wachsen ihrer je 6 bis 12 an 10 bis 15 Fruchttrauben. Sie werden von den Eingebornen gegessen und bilden auch einen Lieblingsfraß der Elephanten. Nach einer unter den nubischen Jägern herrschenden Sage gehen die ganz großen, alten, Delebi genannten Elephanten hauptsächlich an die Früchte jener Palme. Letztere ist in Sennar nicht häufig, desto gemeiner aber tritt sie im Berthalande, in Süd-Kordufan und von da ab weiter nach Jmen zu, auf. Sie scheint weit über den Aequator hinweg bis in die Gebiete des Ngami-Sees und des Zambezíflusses zu reichen. Unsere Illustration stellt eine Deleb-Palme dar, umgeben von Ebenholzstrauch, dem abyssinischen Lotusstrauche (Diospyros abyssinica), von Sterculien, Adonsonien, Dompalmen u. s. w. Die gewaltigen Kriechstämme kleinblättriger Bauhinien winden sich durch den üppig grünen, von gestrichelt-blüthigen Liliifloren (Amaryllis vittata) und großblättrigem Nachtschatten überragten Rasen. Am Ufer eines schnellströmenden Regenbaches wandelt ein einsamer Sattelstorch (Mycteria senegalensis), eine der stattlichsten, aber auch groteskesten Erscheinungen der afrikanischen Vogelwelt, mit riesigem, rothem, mit einer schwarzen Querbinde geziertem Schnabel.

Unter den größeren hiesigen Waldthieren fallen zunächst die Büffel und Elephanten auf. Erstere (Bos caffer) streichen in kleinen Trupps nach den waldigen Ebenen des Dar-Roseres hinein. Häufiger finden sie sich erst am Abay, zu Ras-el-Fil, an den Zuflüssen des Atbarah und südlich von den Fungibergen, in Süd-Kordufan und am weißen Nile. Man unterscheidet männliche Exemplare mit mächtigen, an der Basis zusammenstoßenden und stark geschweiften, sowie andere mit flacheren, kürzeren, weniger geschweiften Hörnern. Die Kühe haben kleinere, am Grunde stets etwas von einander abstehende Hörner. Dieses massive, schwarz, schwarzbraun oder braunroth gefärbte Thier ist außerordentlich stark und wild, es ist eins der gefürchtetsten Waldthiere Afrika's. Es greift auch ohne gereizt zu sein, den ruhig seines Weges Daherziehenden blindwüthig an.

Digitized by Google

Schrecklich sind namentlich alte vereinzelte, von ihrer Heerde abgekommene Bullen. Schon mancher Jäger ist von ihnen zerstoßen und zertreten worden, so der gute, edle und talentvolle Lieutenant Wilhelm von Harnier aus Hessen-Darmstadt, von dessen geschickter Hand eine unserer früher publicirten Illustrationen aufgenommen worden. Trotz ihrer Stärke, trotz ihrer Wildheit erliegen auch diese gewaltigen Wiederkäuer der Kugel des Berber, dem Schwerte des Agadjir. Das Fleisch des Wildbüffel wird sehr geschätzt, aus der sehr dicken zähen Haut verfertigt man ungemein dauerhafte, kreisrunde Schilde. Auf vorstehendem Bilde sind Wildbüffel, darunter eines der kurzgehörnten Männchen und jüngeren Weibchen, am Rande eines mit Tamarisken, mit wilder Rebe, (Vitis abyssinica), und Schilfrohr bestandenen Regenbaches gelagert. Ein schwarzhalsiger Fischreiher gleitet zum Wasser hinab, ein Nilwamer kriecht an der jenseitigen Böschung empor. Der große Hornrabe (Bucorax abyssinicus) schwingt sich gewandten Fluges in das Dickicht hinein.

Elephanten, es sind die großohrigen, mit gewölbter Stirn versehenen afrikanischen, finden sich zur Zeit ebenfalls noch in diesen Gegenden, bis einmal Menschenhand sie gänzlich von hier zurückgedrängt haben wird, wie dies schon seit Alters aus den jetzt gelichteten Wäldern Mauretaniens und Numidiens geschehen ist. In Sennar lebt der Elephant, arabisch El-Fil, südlich vom 12. Grad nördlicher Breite in kleineren Heerden, welche sich zur Regenzeit zuweilen bis in die Nähe der Stadt Sennar hinabwagen. In Fazoglo und Berthaland werden sie zahlreicher, ebenso in den Quellgebieten des Raad und Dindir, am oberen Atbarah und Mareb. Südlich von den Fungibergen erscheinen sie in größeren Mengen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies Thier in alten Zeiten von den Karthagern und den (ptolemäischen) Aegyptern gezähmt worden sei. Seit vielen Jahrhunderten dient dasselbe jedoch nur als Gegenstand einer großartigen Jagd, seines Elfenbeines, seines Fleisches und seiner Haut willen. Der Scharfsinn wilder und civilisirter Menschen hat sich förmlich erschöpft in Erfindung von dutzenderlei Methoden zur Erlegung dieses riesigen Dickhäuters. Steppenbrände, Fallgruben, Wurfspeere, Stoßlanzen, Schwerter, Streitäxte, Kugeln von runder und spitzer Form, selbst Explosivgeschosse werden angewendet, um alljährlich etliche tausend Elephanten zu fällen und sie im Interesse des Privatbedarfes wie des Welthandels auszubeuten. Das Anekdotliche der Elephantenjagd ist von S. White Baker vortrefflich beschrieben worden.

Baker beobachtete dies Thier niemals im eigentlichen Dickicht oder Dschungel, sondern stets nur auf der mit hohem Grase bewachsenen Steppe. In Sennar jedoch dringt der Elephant auch in Busch- und Hochwälder ein, wiewohl er in letzteren gern Lichtungen und Binnenwiesen zu seinen Weideplätzen wählt. In Roseres und Fazoglo behagen ihm lichte Combretumwälder. Deleb-, Dompalmfrüchte, Sycomorfeigen, Tamarindenschoten, Alob oder Balanitesfrüchte, Adansonienfrüchte, welche mittelst des Rüssels abgebrochen oder abgeschüttelt werden, Nabaks, Kapperbeeren, Kigelien und mancherlei Culturgewächse, werden zur Nahrung bevorzugt. Die Wurzeln des Ritterbaumes (Acacia mellifera) und anderer Akazien werden mit den Zähnen ausgegraben, letzteres sogar da, wo Seitenläufer sich in Felsspalten hineingedrängt haben.

Unbehelligt schlendert das Thier langsam einher, frißt, bricht Baumzweige ab und rauft Grasbüschel aus, säuft, bespritzt sich mit Wasser u. s. w. In der Mittagshitze ruht es wohl stehend, klappt mit den ungeheuren Ohren, wedelt mit dem kurzen Schwanze und schlenkert den Rüssel wie ein Pendel hin und her. Während der Regen leidet er oft sehr stark von Bremsen und Dasselfliegen, ist dann sehr unruhig, läuft umher, reibt sich an Baumstämmen oder siehlt sich in den Regenteichen. Während der schweren Gewitter sollen sie sich gern ins Dickicht niederlegen, vor Beginn des Kampfes der Elemente aber oftmals laut trompeten. Die Brunst soll an keine bestimmte Zeit gebunden sein. Die Männchen liefern heftige Kämpfe um die Weibchen. Elephanten ersteigen ohne Mühe die steilsten Berge und schwimmen mit Leichtigkeit durch die breitesten Flüsse.



Aus meinen Wanderjahren.

Novelle

von

M. Elton.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

VII.

Eine Ueberraschung.

Und die ihr euch in Scherz und Lust versenket,
Mit kurzem Rausch die kurze Zeit zu tödten.
(Geibel.)

Paris ist doch eine gute Stadt. Wer das Leben von seiner traurigsten, trostlosesten Seite gesehen hat; wer dahin gelangt ist, zu glauben, daß ihn nichts mehr aufzurichten vermöge, der soll nach Paris gehen. Kommt er nur soweit, daß er sich auf die Boulevards wagt, so ist ihm schon geholfen. Das lustige, rege Leben da giebt seinen trüben Gedanken eine andere Richtung; er kommt nach Hause, erstaunt, daß er seinen Gram einige Stunden lang vergessen hat, und am andern Tage kehrt er wieder auf die Boulevards zurück und so lange und so oft, bis endlich jeder trübe Gedanke unvermerkt entflohen ist.

Ich stand vor Emma Werner, sie sah mich lange an und sagte:

„Sie sehen krank und leidend aus, das kann Niemand leugnen: aber kehren Sie nicht nach Deutschland zurück; Deutschland ist gerade das Land, wo man trübe Gedanken mit Lust und Liebe nährt; bleiben Sie in Paris, und Sie sind in einigen Wochen wieder geistig und körperlich hergestellt. Ueberlassen Sie mir Ihre Heilung; ich werde die rechten Mittel dazu wählen."

Wir sahen uns fast täglich, die Werner und ich; bei ihr, in der Rue de Roquepine, brachte ich schöne, ruhige Stunden zu und in der Pension, Rue Jacob, fand ich ein gemüthliches Familienleben. Ich überließ mich ganz der Werner, sie machte die Vorschläge zu meiner Aufheiterung, und ich willigte gern in Alles ein.

„Man giebt heute „Martha" im Theatre lyrique," sagte sie mir wenige Tage nach meiner Ankunft in Paris, „Sie sollten doch nicht versäumen, das hier zu sehen."

„Martha habe ich mehr wie ein Dutzendmal gesehen," antwortete ich.

„Aber nicht in Paris, nicht im Theatre lyrique, und nie haben Sie eine Martha gehört, wie Fräulein N."

„Ich will gern, wenn Sie meinen, es sei der Mühe werth."

Abends stiegen wir die breite Treppe hinauf, die zum Theater führte; die Werner hatte Plätze für unten genommen, wir saßen sehr bequem, gerade der Bühne gegenüber.

Die Oper beschäftigte mich wenig; ich sah nach rechts, nach links und machte meine Bemerkungen über die verschiedenen Physiognomien und Toiletten, die die ersten Plätze einnahmen. Dann schaute ich wieder hin, öffnete groß die Augen — es war nicht möglich, und doch war es wahr: da saß Miß Kings in dem ersten Range der glänzenden Damen, die glänzendste und schönste von Allen!

Ich wandte mich schnell an die Werner und fragte:

„Sehen Sie doch rechts; ist das nicht Miß Kings?"

Sie sah oberflächlich hin und nickte blos mit dem Kopfe.

Der Vorhang ging auf, der letzte Act hatte angefangen; die Werner war in die Musik vertieft, ich durfte sie nicht mehr stören. Mein Blick heftete sich unruhig nach der Loge, worin die wunderbare Erscheinung saß. Ein junger, schöner Mann saß ihr zur Seite, der bewundernd seine Blicke über sie gleiten ließ; er schien jeden ihrer Wünsche zu erspähen, er reichte ihr den Operngucker, so oft sie die Hand darnach ausstreckte, er bückte sich mehreremale und hob bald einen Blumenstrauß, bald das Taschentuch auf, das sie hatte fallen lassen. Sie lag nachlässig in ihrem Sessel und schien es kaum zu bemerken, wie bemüht der junge Mann war, sie zu bedienen.

Ich hatte nie Miß Kings so schön gesehen, sie war von einer wahrhaft herausfordernden Schönheit; sie schien größer, imponirender, und ihr früher so schüchterner, engelhafter Blick hatte jetzt etwas Gebietendes, Königliches. Ein lustiges Gewand von helllila Gaze umgab sie, wie eine Wolke; in den lichten, blonden Locken, die ihren Kopf umgaben, blitzte ein Diadem von Diamanten. Ihr Gesicht zeigte keinen anderen Ausdruck, als den einer Majestät; sie schien ebenso wenig Notiz von ihrem Begleiter zu nehmen, wie von der übrigen Welt um sie herum. Ich rückte unruhig auf meinem Sitze hin und her, einen Augenblick erspähend, wo Emma Werner nicht ganz und gar in die Musik vertieft, mir nur ein Wort der Auskunft geben konnte. Sie mußte darum wissen, wie Miß Kings zu dieser glänzenden Lebensstellung gekommen war, denn sie hatte meine erstaunte Frage mit einem Kopfnicken beantwortet, welches bewies, daß sie Kenntniß von Miß Kings Schicksal hatte. Die Werner blieb aber so in den letzten Act der Oper verloren, daß ich mich endlich resignirt entschloß, das Ende ohne weitere Demonstration zu erwarten. Mehr wie zwanzigmal sah ich aber noch nach dem Räthsel in der Loge rechts; aber so oft ich auch hinblickte, ich fand keine Lösung.

Endlich fiel der Vorhang, ein ungeheures Applaudissement verlangte Martha zu sehen — in der Loge rechts erhob sich die lichte Gestalt, sie verschwand im Hintergrund, der treue Cavalier folgte ihr, als hätte er auf Erden nur diese Aufgabe — er folgte ihr, wie der Mond der Erde folgt, er bewegte sich um sie, wie die Planeten sich um die Sonne bewegen, immer in möglichster Nähe, nur um dem Licht und Wärme spendenden Wesen nahe zu sein, nur um einen Blick aus den strahlenden Augen aufzufangen. So wandeln sie seit Jahrtausenden, vielleicht seit einer Ewigkeit, — so wandelte der schöne Cavalier um die bleudende Miß Kings! Seit wann? als Nebensonne, Planet, oder Trabant? das war es, was ich wissen mußte.

Sobald sie ihre Loge verlassen hatte, erhob ich mich und wollte dem Menschenstrome folgen.

„Warten Sie doch," sagte die Werner, „wir werden ja erdrückt, wenn wir uns in dieses Gewühl wagen."

Noch einmal wartete ich geduldig, und endlich fand es die Werner an der Zeit, aufzubrechen.

Ich ging voran; als ich an die große Thür des Eingangs kam, rückte gerade ein eleganter Wagen vor, eine Dame in Lila, in einen weichen Caschmirmantel gehüllt, den Kopf mit einer weichen weißseidnen Capuze bedeckt, wandte noch einmal ihr schönes Gesicht der Menge zu, und stieg dann, von dem Trabanten ehrfurchtsvoll unterstützt, in den Wagen; dann folgte der Trabant, der Bediente in Livree stieg schnell hinauf zu dem Kutscher, die eleganten Pferde setzten sich in Galopp, und Alles war verschwunden.

„Fräulein Werner," sagte ich, wie aus einem Traum erwachend. Sie stand neben mir, und machte ein Zeichen mit der Hand. Eine Miethkutsche fuhr vor, wir stiegen ein und richteten uns vorerst nach der Rue Jacob.

Digitized by Google

„Miß Kings," rief ich alsobald, „erzählen Sie mir von Miß Kings!"

„Was soll ich Ihnen denn von ihr erzählen? Ich weiß selbst nichts von ihr, als was ich Ihnen geschrieben habe."

„Sie haben mir nichts von ihr geschrieben. Ist denn der Brief verloren gegangen? Seit ich Paris verlassen habe, hörte ich nichts mehr von Miß Kings; auch die Siberg erwähnte ihrer nicht mehr."

„Das haben Sie wieder vergessen; ich habe Ihnen aber geschrieben, daß die arme Miß Kings eine große Dame geworden sei."

„Hat sie den Sohn der Familie geheiratet, in die sie eingetreten war? Ist der Cavalier, der sie begleitete, ihr Gatte?"

Emma Werner lachte kurz und trocken und sagte:

„Ihr Deutsche bleibt doch immer große Kinder, Ihr bleibt auf Eurer Routine, und wenn Ihr noch so viele Erfahrungen macht. — In Frankreich heirathet kein junger, reicher Mann von guter Familie ein schönes Mädchen nur einzig der Schönheit wegen. Das kommt ihm selbst nicht in den Sinn, und wenn er aus Liebe zu ihr zu vergehen glaubt."

Der Wagen hielt vor der Pension Rue Jacob. Ich erhob mich, den Kopf verwirrt, meine Neugierde war auf den höchsten Punkt gestiegen.

„Was ist sie aber denn, wenn sie nicht die Frau des jungen Mannes ist," fragte ich noch einmal.

„Sie ist seine Maitresse," antwortete sie bestimmt.

Ich stand in der Rue Jacob, der Wagen fuhr eiligst fort, der Rue de Roquepine zu. Ich sah ihm nach; über dieser Erklärung konnte ja doch keine Nacht hingehen; Miß Kings konnte kein verächtliches Geschöpf sein; ich mußte unrecht verstanden haben, anders war es nicht möglich. Und doch klang mir das häßliche Wort noch in den Ohren, so deutlich, daß ich es nicht los wurde.

Ich schlief nicht; ich vergegenwärtigte mir die letzten Tage, die Miß Kings im Hause Morin zugebracht hatte; ich gedachte der treuen Sorge, die die Siberg immer für sie hatte, des letzten Abends, als sie den kleinen Tisch so festlich für sie gedeckt hatte, und Miß Kings den ganzen Abend lang erwartete.

Wohin war das junge Mädchen gegangen? Warum hatte sie uns in gänzlicher Unwissenheit über ihre Stellung gelassen und sich in so manche Widersprüche verwickelt?

Endlich faßte ich den Entschluß, am andern Tage zu der Werner zu gehen, und mir Gewißheit zu verschaffen. Es konnte ja doch noch anders sein; die ganze Geschichte mußte einen andern Zusammenhang haben. Dann schlief ich beruhigt ein und wurde erst wach, als man am andern Morgen um neun Uhr zum Thee rief.

Alle waren schon um die Theekanne versammelt, ich war die letzte. — Das Wetter war frostig und kalt, es war so schön, so gemüthlich bei den Colleginnen, — so gern wäre ich bei ihnen geblieben; aber es zog mich zur Rue de Roquepine, ich mußte Auskunft über Miß Kings haben.

Fräulein Werner war zu Hause und sah erstaunt auf, als ich schon Vormittags in ihre Wohnung trat.

Wir sprachen vom Theatre lyrique, von der Martha, und Fräulein Werner ließ sich in eine detaillirte Kritik der einzelnen Partien ein. Ich gestand offen, daß ich ihr nichts darauf erwiedern könne, weil ich vollständig abwesend gewesen sei.

„Aber warum sagten Sie mir denn nicht, daß Sie das Theater nicht lieben; wir wären sonstwo hingegangen."

„Sonst bin ich doch aufmerksamer als gestern, ich war zu viel mit Miß Kings beschäftigt, als daß ich der Oper einiges Interesse hätte schenken können."

„Wie sind Sie noch so naiv; das kommt ja in Paris täglich vor."

„Was denn?"

„Nun, was mit Miß Kings vorgekommen ist; ich sagte es Ihnen ja gleich, als Sie mir von dieser räthselhaften Stelle sprachen, die Miß Kings angetreten haben sollte, daß das nicht klar sei."

„Ist Miß Kings denn wirklich die Maitresse des Herrn, der sie begleitete?"

„Da sieht man, wie Sie die Briefe lesen; ich schrieb Ihnen vor Weihnachten vorigen Jahrs, daß Miß Kings die Maitresse des Grafen Validor sei."

„Ich habe dann den Brief nicht erhalten; denn das hätte ich nicht vergessen."

„Der Graf Validor ist ungemein reich; er versagt Miß Kings keinen Wunsch, er

vergöttert sie. Ich hatte sie letzten Winter öfters im Theater zusammen gesehen; dadurch erfuhr ich, was aus ihr geworden war. Sie müssen wohl bis jetzt auf dem Lande oder auf Reisen gewesen sein; ich hatte sie lange nicht mehr gesehen."

Emma Werner konnte das so ruhig, so gleichgültig sagen, sie konnte von einem gefallenen, ehrlosen Wesen sprechen, wie man von jeder selbstverständlichen Sache spricht!

„Graf Validor ist ein schöner Mann," fuhr sie fort, „warum sollte ihn Miß Kings nicht lieben? Und dankbar ist sie ihm gewiß, für den Luxus, mit dem er sie umgiebt, sie, das verlassene Geschöpf, dem täglich bevorstand, auf die Straße geworfen zu werden."

„Was wird aber später aus ihr? Der Graf wird sie nicht immer behalten?"

„Nein, das wird er nicht; er hat ihr aber bedeutende Schenkungen gemacht, und es ist voraussichtlich, daß er so fortfahren wird. Miß Kings kann, sobald sie der Graf Validor verläßt, wie eine große Dame leben."

„Es ist doch schimpflich; es wird sich nie mehr auswischen lassen, und Sie können so etwas nicht vertheidigen wollen," sagte ich bestimmt und erhob mich rasch. Ich hatte das Unglück, Linda, die mir in den Weg gekommen war, auf den Fuß zu treten, worüber der Affenpinscher ein lautes Geheul anstimmte und seine Herrin wo möglich noch ein lauteres.

Sie nahm ihn auf den Schooß, untersuchte sorgfältig die Pfote, wobei das verwöhnte Thier abermals Schmerzenstöne ausstieß, welche die Mama zur Verzweiflung brachten.

„O," sagte sie klagend, „wenn die Tante Müller ihre geschmacklosen, deutschen Ideen, die den Parfüm der Töchterschulen haben, verficht, dann wird sie unbarmherzig; sie fährt dann gegen Alles los, selbst gegen dich, du armes, unschuldiges Herz."

Linda that ihr den Gefallen und hinkte den Rest des Tages im Zimmer umher. Es war nur noch die Rede von dem Beinchen, das lahm werden könne, und daß dann die arme Mama in Verzweiflung sein würde, wenn sie ihr Leben, ihr Alles, so elend herumgehen sähe.

So gewöhnt ich an diese Sprache war, so fand ich sie heute ganz unerträglich. Ich hatte genug, das fühlte ich; ich war dieser Gefühlsduselei entsetzlich müde.

„Ich will nach Hause gehen", sagte ich plötzlich.

„Warum? sind Sie böse, weil ich nicht Ihrer Meinung bin?"

„Gar nicht; ich habe lieber, wenn man nicht meiner Meinung ist; das giebt der Unterhaltung mehr Belebung und beleuchtet den besagten Gegenstand von verschiedenen Seiten."

„Warum wollen Sie denn schon nach Hause gehen?"

„Weil es Nacht ist und weil ich müde bin. Sie vergessen, daß ich leidend bin; wenn man leidet, ist man launisch, gute Nacht, schlafen Sie wohl; gute Besserung, Linda."

Die Werner entließ mich mit einem Seufzer, und ich fühlte eine Erleichterung, als ich in der Straße war. Es war weit bis zur Rue Jakob, aber ich beschloß, den Weg zu Fuß zu machen. Die Luft that mir wohl, machte mir das Herz leichter. Ich ging langsam über die hellen, glänzenden Boulevards hin. Heute fand ich sie nicht schön, nicht heiter; Paris machte ein ganz anderes Gesicht, die Munterkeit, das rührige Leben ekelten mich an, ich sah überall die Schuld, das Laster.

Ich sah wieder Miß Kings, schön wie ein Traum, durch den Hof des Instituts Morin gehen; ich sah sie, heiter wie ein Kind, bei der Siberg sitzen, — dann schwebte das andere Bild vor mir: die glänzende, stolze Maitresse des zu ihren Füßen liegenden Grafen, die stolze Majestät in den Zügen eines so tief gesunkenen Weibes, — was war denn Wahrheit im Leben, was war Lüge? Konnte das Eine nicht zum Andern werden?

Dann verließ ich die Boulevards und lenkte in Straßen ein; der Kopf war mir krank, ich beeilte mich, nach Hause zu gelangen, um im Schlafe Vergessen der fatalen Eindrücke zu suchen, die mich zu verfolgen schienen.

VIII.

Die Begegnung.

Der Mensch suche das Folgerechte nicht an den Umständen, sondern in sich selbst.
(Goethe.)

Drei Monate vergingen, bevor mir ein Engagement in der Franche Comté an-

geboten wurde. Es war nichts zu überlegen. Ich nahm das Anerbieten an. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht reiste ich, dann kam ich nach Besançon. Es war eine bitterkalte Nacht gewesen, die ich im Eisenbahnwaggon zugebracht hatte. Morgens beleuchtete eine helle Wintersonne freundlich die Stadt, ich stieg in einen Miethwagen und fuhr dem Schlosse Coteron zu, das man mir, vier Meilen von Besançon gelegen, bezeichnete. Es hatte sich meiner eine gänzliche Gleichgültigkeit bemächtigt; schon sah ich die Mauern des Parkes vor mir, schon die breiten Avenuen, die bis zum Schlosse führten, und ich blieb in einer Art Halbschlaf, bis der Wagen vor dem Schlosse hielt, und ein Bedienter den Schlag öffnete.

Es war ein großes, ansehnliches Schloß, mit schönen Gartenanlagen umgeben. Der Bediente führte mich in ein Zimmer, das er mir als das meine bezeichnete. Es brannte ein gutes Feuer im Kamin, man brachte mir das Frühstück herauf, ich suchte mich von der Kälte, die ich während zwanzig Stunden Reise erduldet hatte, zu erholen. Darnach schlief ich ein und wurde erst aufgeweckt, als derselbe Bediente mir ankündigte, daß das Dejeuner servirt sei. Er ging mir voran in den Speisesaal, wo ich eine Dame in den Vierzigern, einen Priester, ein junges Mädchen und einen Knaben erblickte.

Nach einigen Minuten wußte ich, daß die Dame Madame la Marquise de Meroin sei, das junge Mädchen ihre Tochter, meine zukünftige Schülerin, und der Knabe ihr Sohn mit seinem Hofmeister, dem jungen Priester.

Die Dame weihte mich auf eine liebenswürdige Art in Alles ein, was ich nothwendigerweise über eine ganz fremde Umgebung wissen mußte. Madame de Meroin ist nicht eigentlich schön, aber sie ist hübsch, wie sie eben ist. Immer ist sie ganz Seele, ganz Gemüth; ihre kleinen Coquetterien haben etwas allerliebst Kindliches. Als sie jung war, hatte das gewiß einen ganz besondern Reiz, selbst jetzt noch macht es sich recht gut.

Meine Schülerin machte mir keinen angenehmen Eindruck; sie gleicht gar nicht ihrer Mutter, sie hat etwas Zurückhaltendes, Unfreundliches. Der Abbé und sein Schüler gefielen mir besser, beide haben freundliche, muntere Gesichter. Im Laufe der Zeit behielt ich diesen ersten Eindruck bei; Eloise, meine Schülerin, zeigte mir nie während der drei Monate, und auch nicht während der drei Jahre, die ich in dieser Familie blieb, einen Funken von Anhänglichkeit. Da ich keine von den Lehrerinnen bin, die durch Zuvorkommenheit sich die Neigung ihrer Schülerinnen zu verdienen suchen, so blieb unser gegenseitiges Verhältniß immer ein kaltes, worin sich Eloise ihrem Charakter nach wohl fühlen mußte, und das mir viel bequemer war, weil es mich ihr gegenüber nur auf das Besprechen unserer Studien beschränkte. — Es war ein unangenehmes Mädchen, störrisch, rechthaberisch und dabei höchst indolent. Deswegen hatte man es mit mir auf drei Monate probiren wollen; denn die meisten Lehrerinnen hatten ihr nicht angestanden.

Wie oft beneidete ich den Abbé, wenn sein Schüler ihm nach den Augen sah und ihm auf den Wink gehorchte!

Goethe sagt: in der Gewohnheit liegt das einzige Behagen, und er hat Recht. Es vergingen Monate, es verging ein Jahr und ich fragte mich nicht mehr, ob es mir gefiele, ich hatte mich an das Leben gewöhnt.

Ein Tag verging fast, wie der andere: nach der Messe, die der Abbé Morgens in der Schloßcapelle las, begab man sich in die Klasse bis elf Uhr; dann kam das Dejeuner; nach dem Dejeuner machten wir einen weiten Spaziergang, der Abbé und ich mit den Kindern; darauf ging man wieder in die Klasse bis sechs Uhr. Nach dem Diner blieb man im Salon, wo man Charaden aufführte und der Abbé etwas vorlas.

So ging es täglich. Ich gewann die Spaziergänge und die Abende lieb. Der Abbé hatte einen Charakter, der ihm alle Welt zum Freunde machen mußte. Er spielte mit den Kindern, wie ein Kind, das kostete ihm keine Ueberwindung, das war alles so wahr, so einfach, so ungezwungen. Er kochte mit ihnen in der Puppenküche so ernsthaft und wichtig, und wenn ich dazu kam, so lachte er nicht darüber, sondern fuhr fort, emsig in den Töpfen zu rühren, Zucker oder Brot zu reiben, oder was gerade zu thun war.

Anfangs glaubte ich, dieser Mann könne

Digitized by Google

nie eine trübe Stunde haben; und dieser glückliche Charakter habe sich nur durch ununterbrochene glückliche Existenz so entfalten können. Wie wenig dachte ich damals daran, daß die Strophe wahr sein könnte:

Mancher geht an dir vorbei,
Sonne scheint ihm ins Gesicht,
Daß sein Herz voll Wolken sei,
Sehen deine Augen nicht!

Soviel Harmonie und ungezwungene, kindliche Munterkeit hatte ich nie in einem Menschen bemerkt.

Fast das ganze erste Jahr lang hatte ich ihn heiter, unbesorgt gesehen. Später erschien er manchmal eine ganze Woche mit einem düstern Gesicht, die Augen so gleichgültig, als sähe er nicht, was um ihn her vorging. Madame de Meroin nannte das die Launen des Monsieur l'Abbé; man ließ ihn und wartete, bis er seine Heiterkeit wieder gefunden hatte.

Mir waren diese Tage peinlich; unsre sonst so heitern, genußreichen Spaziergänge waren langweilig. Monsieur l'Abbé schien sich zu zwingen, hier und da ein Sujet der Unterhaltung aufzufinden, und ich sah mich nicht verpflichtet, sie mit Mühe und Noth zu unterhalten.

Nie fragte man ihn über diese Anfälle von Trübsinn, und er schien sie immer alsobald selbst vergessen zu haben, wenn er wieder in seiner kindlichen Munterkeit war.

Als Eloise siebenzehn Jahre alt war, fing Madame de Meroin an, wieder mehr in die Welt zu gehen. Eloise war ein ganz schönes Mädchen geworden, und ihr großes Vermögen machte sie zu einer Schönheit. — Die Einladungen in die Nachbarschaft wurden häufiger; Madame de Meroin selbst hielt öfters Soiréen und Diners.

Ich beobachtete Eloise bei solchen Gelegenheiten, sie wurde dann belebt, nahm Theil an der Munterkeit der Andern; aber mit so wenig Grazie, auf eine so plumpe Art, daß es der Augen einer Mutter, die von allen Seiten über die Schönheit und Liebenswürdigkeit ihrer Tochter Artigkeiten einerntete, bedurfte, um an Eloise eine auffallende glückliche Veränderung zu entdecken.

Wir hatten von nun an viel Besuch im Schloß; Verwandte kamen und blieben Monate lang da. Dadurch wurde unser gemüthliches, stilles Leben ganz umgeändert, ohne uns einen eigentlichen Ersatz dafür zu bringen.

Die Klassestunden wurden ziemlich regelmäßig fortgesetzt, sowohl von meiner Seite, wie von der des Abbé. Die Spaziergänge wurden in großer Gesellschaft gehalten, und die Abende vergingen ebenso.

Eloise betrachtete sich jetzt als Fräulein, und war womöglich noch unliebenswürdiger.

Ich dachte daran, sie zu verlassen; es waren alle Anzeichen da, daß man mit dem Plane umging, sie bald zu verheirathen, deshalb beschloß ich, zu warten.

Bei einem großen Diner, das eines Tages bei Madame de Meroin war, hörte ich sagen:

„Unsre Nachbarschaft wird sich vermehren; das Schloß Rocol wird binnen kurzem wieder bewohnt werden."

„Das ist ja schön," sagte Madame de Meroin, „es ist aber in einem schlimmen Zustande; wie es gegenwärtig ist, kann es Niemand bewohnen."

„Man restaurirt schon ein ganzes Jahr darin und daran," erwiederte eine ältliche Dame, „wir machen täglich einen Spaziergang dahin, es ist ja kaum eine halbe Stunde von uns. Ganz gewiß hätte man es neu dafür aufbauen können; es sind wenigstens fünfzig Arbeiter, die schon lange unablässig darin arbeiten, — und mit wie viel Luxus wird es hergestellt, — eine Reihe von Zimmern ist ganz im orientalischen Geschmack eingerichtet!"

„Ja, ja, der Baron Louis hat immer Geschmack gehabt; nur am Geld fehlte es ihm früher. Seit er nun die reiche Frau bekommen hat, ist auch dieses Uebel gehoben," meinte ein dicker Graf mit einem vielsagenden Lächeln.

„Man hat ihn lange nicht mehr im Lande gesehen, den Baron Louis; zu Lebzeiten seiner Eltern war er bisweilen hier; aber seit wenigstens zehn Jahren nicht mehr," sagte Madame de Meroin. „Damals brachte er noch einen Winter bei seinen Eltern auf dem Schlosse von Rocol zu, seine erste Frau war zu der Zeit sehr hübsch und sie hatten vier Kinder, die alle sehr viel versprachen. Seine Frau hatte große Besitzungen in der Bretagne, das hat ihn dort zurückgehalten. Seine Eltern hatten außer dem Schloß doch eigentlich nur wenig hier."

„Wenn der arme Baron Louis sich damit hätte begnügen sollen," meinte wieder der dicke Graf, „das hätte kaum zu einem Frühstück hingereicht. Er war aber ein schöner Mann, und reiche Erbinnen, die das einsahen, gab es Gottlob! genug, er hatte nur zu wählen."

„Seine Frau vereinigte Alles", sagte Madame de Meroin; „sie war eine allerliebste Frau, und er wußte sie auch ganz zu schätzen; er machte ihr den Hof, wie er ihn ihr am ersten Tage gemacht hatte."

„Woran ist nur die schöne Frau gestorben?" fragte eine Baronin aus der Umgegend. „Wir haben vor vier Jahren ungefähr eine Anzeige ihres Todes erhalten, aber nie haben wir etwas Näheres über die Krankheit, die sie hinweggerafft hat, gehört."

„Ach, die Baronin Louis ist gestorben!" wunderte sich der dicke Graf, „das ist ja das Erste, was ich höre; was wird denn nun der arme Louis machen?"

„Der Baron de la Ferté ist wieder verheirathet," sagte ein junger Mann unten am Tische.

Baron de la Ferté? Bretagne? War es wohl der schreckliche Mann, von dem man sprach? Ich horchte jetzt auf die Unterhaltung, der ich nur mit halbem Ohr gefolgt war.

„Wieder verheirathet? Ei, mit wem denn; seit wann?" ließen sich verschiedene Stimmen hören.

Der junge Mann, der seit einigen Tagen zu Besuch auf einem Landsitz der Umgegend war, bekräftigte, daß Baron Louis de la Ferté sich vor mehr als zwei Jahren mit einer schönen, jungen, reichen Dame von sehr guter Geburt verheirathet habe.

Das arme, unglückliche Geschöpf, dachte ich. Wenn sie wüßte!

„Man kann der jungen Dame gratuliren," sagte Madame de Meroin mit sanfter Stimme, „der Baron Louis war ein so guter, aufmerksamer Gatte gegen seine erste Frau, daß man nun die zweite glücklich schätzen kann, einen solchen Gatten gefunden zu haben."

Mir kam ein tiefes Mitleid in das Herz; noch eine liebenswürdige, schuldlose Frau war diesem Blaubart in die Hände gefallen!

„So erzählen Sie uns doch," rief die alte Gräfin ungeduldig, „wie der Baron Louis zu dieser reichen Frau gekommen ist."

„Madame," erwiederte der junge Mann, „ich hatte das Glück Madame de la Ferté näher kennen zu lernen, und so groß auch ihr Vermögen sein mag, so steht es ganz gewiß noch weit hinter ihren andern Vorzügen zurück."

„Nun, wie sich die Jugend begeistert;" meinte der alte Graf; „ein hübsches Vermögen ist doch auch nicht zu verachten. Am besten ist's, wenn Alles zusammen ist; der Louis aber hat Glück, zweimal solche Vermögen zu erheirathen."

„Welcher Familie gehört die Dame an? und wie hat der Baron Louis sie kennen gelernt?" fragte Madame de Meroin.

„Sie ist Pariserin, wenigstens ist sie dort bei einer reichen Tante erzogen worden," erwiederte der junge Mann. „Monsieur de la Ferté machte ihre Bekanntschaft in der Schweiz. Die junge Dame hatte diese Reise mit Freunden und Bekannten unternommen, sie wollte da Ruhe suchen und eine reine Luft genießen, denn es scheint, daß sie von dem Tode ihrer Tante tief ergriffen war.

„Monsieur de la Ferté war auch in der Schweiz, auch seiner Gesundheit wegen; denn der Tod seiner Frau hatte ihm sehr zugesetzt. Beide in ihrer traurigen Gemüthsstimmung gingen lange an einander vorbei, ohne sich zu sprechen. Wir hatten gewöhnlich unsre Ausflüge gemeinschaftlich gemacht, denn ich befand mich auch damals in der Schweiz, und da machte ich die Bekanntschaft von Monsieur de la Ferté und seiner Frau. Er gestand mir später, daß das, was ihn zuerst zu seiner Frau gezogen hätte, eine gewisse Aehnlichkeit mit seiner ersten Frau gewesen wäre.

„Die junge Dame jedoch schien keinerlei Aufmerksamkeit zu beachten, und ich hörte mehreremale die Vermuthung von ihrer nächsten Umgebung aussprechen, daß sie sich in ein Kloster zurückzuziehen gedächte."

„Hätte sie es doch lieber gethan," dachte ich bei mir.

„Unsere ganze Gesellschaft überwinterte in der Schweiz. Jeder von uns hatte seinen Zweck dabei, der dem des Monsieur de la Ferté mehr oder weniger glich.

Wir machten kleine Wanderungen und blieben nie länger, wie vierzehn Tage an demselben Ort. Als der Frühling kam, stellten sich uns drei Brautpaare vor, und darunter war auch Monsieur de la Ferté und seine jetzige Frau.

„Um das angefangene Werk auch ganz in der Schweiz zu vollenden, wurden die drei Paare in einer kleinen Dorfkirche des Canton Solothurn getraut.

„Madame de la Ferté war die schönste der Bräute. Man hatte sie bis jetzt nur in ihrer düsteren Trauerkleidung gesehen; es entfuhr uns Allen ein lautes „Ach!“ als wir diese himmlische Erscheinung in die arme kleine Dorfkirche hinunter steigen sahen. Nie habe ich eine solche Anbetung und darnach ein solches Entzücken in dem Gesichtsausdruck eines Menschen gesehen, als in dem Augenblick, als der älteste Herr unsrer Gesellschaft Monsieur de la Ferté am Altare seine Braut zuführte. Er mag seine erste Frau sehr geliebt haben, aber in diesem Augenblicke, als sich ihm das himmlisch-schöne Weib mit süßem, jungfräulichem Erröthen nahte, hatte er seine erste Frau ganz und gar vergessen!“

„Der junge Herr wird feurig,“ sagte der alte, dicke Graf spottend. „Wer weiß, welche Zwecke er dabei hatte, in der Schweiz zu überwintern.“ Man lachte, der junge Mann lachte mit und erzählte weiter: „Nach dieser muntern Hochzeit trennten wir uns. Die jungen Verheiratheten verließen uns und darnach wurde es höchst langweilig. — Vergangnen Winter begegnete ich Monsieur und Madame de la Ferté in Rom. Sie sahen beide sehr glücklich aus, ich verbrachte mehrere Tage mit ihnen. Monsieur de la Ferté sprach mir von seinem Project, sich auf dem Schlosse Rocol, dem Stammsitz seiner Familie, niederzulassen.“

„Haben sie noch keine Familie?“ fragte die alte Gräfin.

„Doch, sie hatten einen wunderschönen Knaben, der ein halbes Jahr vorher in Rom zur Welt gekommen war,“ erwiederte der junge Mann.

„Wo sind denn die Kinder erster Ehe hingekommen?“ fragte die Baronin, „es waren deren doch mehrere da.“

„Die Schwester von Madame de la Ferté hat keine Kinder, und da hat sie ganz die Erziehung der Kinder übernommen, als Monsieur de la Ferté seine Frau verlor,“ erläuterte Madame de Meroin. „Es war ein gar zu trauriger Fall; wenn man so glücklich ist, wie Madame de la Ferté es war, und man muß von Gatte und Kindern scheiden! Wie mag sich der arme Baron Louis so einsam gefühlt haben nach dem Tode seiner Frau und noch um so mehr, als er das Opfer brachte, seiner Schwägerin die Kinder zu lassen. Er hat wirklich da mehr gethan, als gar Mancher gethan hätte, der arme Mann!“ und Madame de Meroin drückte das Taschentuch an die Augen.

Ich sollte also den Giftmischer wiedersehen, sollte sehen, wie er die Früchte seines Verbrechens genoß, und wie der alte Adonis geschmacklos den verliebten Schäfer zu den Füßen einer jungen Frau spielte.

Zuerst kam mir der Gedanke, unter irgend einem Vorwand Madame de Meroin zu verlassen. Vielleicht hätte ich diese Idee als die vernünftigste ausgeführt, wenn mein Gedankengang nicht gerade zu dieser Zeit eine andere Richtung bekommen hätte.

Die leichten Anfälle von übler Laune bei dem Abbé waren seit einiger Zeit viel häufiger gekommen und nahmen den Charakter von offenbarer Hypochondrie an. — Madame de Meroin schien besorgt hierüber und sprach davon, daß diese Gemüthsstimmung des Abbé einen nachtheiligen Eindruck auf ihren Sohn haben könnte. Jedoch hielt er seine Stunden mit gewohnter Pflichttreue, und der Trübsinn machte sich nur in den freien Stunden bemerklich. — Niemand kannte eine Ursache, man rieth hin und her und fand nichts, was Aufklärung geben konnte. Endlich nach verschiedenen Berathungen, die Madame de Meroin mit Gliedern der Familie und Freunden gehalten hatte, entschloß sie sich, unter Strömen von Thränen, zu dem Opfer, das sie gezwungen war, für das Wohl ihres Sohnes zu bringen: sie fand es für nöthig, den Abbé zu verabschieden.

Es wurde ihr sehr hart, da der Mann soviel an ihrem Sohne gethan; aber sie konnte ihn doch nicht in dem Zustande, worin er war, behalten. Auch war Madame de Meroin ganz sicher, daß Niemand dem

Abbé seine Launenhaftigkeit verziehen hätte, wie sie nun schon Jahre lang gethan. Sie hätte auch für ihre Person keine Notiz davon genommen, wenn sie nicht den Einfluß für ihren Sohn gefürchtet hätte. — Madame de Meroin überlegte acht Tage lang, auf welche Art sie wohl am besten dem Abbé ihre Ansicht kundthun könne; zuerst wollte sie schreiben, dann aber fand sie, daß das doch wohl nicht wohlgethan sein möchte einem Manne gegenüber, der ihr schon so manche Jahre mit Rath und Trost zur Hand gegangen war.

Madame de Meroin beschloß, eines Abends, wenn der Schüler des Abbé und Eloise uns verlassen hätten, dem Abbé ihren Beschluß kundzuthun. Ich sollte dabei bleiben, denn so ganz allein dem Abbé gegenüber, meinte sie, würde sie ganz die Fassung verlieren und sich der Thränen nicht enthalten können.

Der Abend kam bald, an dem wir uns allein befanden; die Jugend war frühzeitig zu Bett gegangen, wir saßen allein vor dem Kamin. Der Abbé war heiter an diesem Abend, er hatte in den letzten Tagen wieder etwas von seiner kindlichen Munterkeit gehabt, die so wohlthuend war. Madame de Meroin bewegte sich unruhig in ihrem Sessel, sie hustete öfters und warf mir vielsagende Blicke zu. Ich wäre so gern Meilen weit gewesen, um nur nicht Zeuge dieser Ankündigung zu sein.

„So leid es mir ist, Monsieur l'Abbé," fing Madame de Meroin zögernd an, „so muß ich Ihnen ankündigen, daß wir uns in der Kürze trennen müssen. Wie sehr ich bedaure, daß mein Sohn einen Lehrer verlieren wird, der so schwer zu ersetzen ist, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Diese Nothwendigkeit einer Trennung liegt so schwer auf mir, und drückt mich schon seit Monaten so nieder, daß ich den Moment von Tag zu Tag hinausschob. Der gute Gott weiß, wie ich gekämpft habe, wie ich mich habe glauben machen wollen, daß es trotzdem gehen würde; aber ich habe Pflichten, ich habe darüber zu wachen, daß mein Sohn geistig und körperlich gesund bleibt. Nicht wahr? Sie werden mir nicht deshalb zürnen?"

Sie reichte dem Abbé beide Hände hin; er aber stand hoch aufgerichtet, bleich vor ihr und antwortete mit eisiger Kälte:

„Madame, darf ich um eine nähere Erklärung bitten? Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen."

Madame de Meroin zog ihre Hände zurück, sie trocknete schnell die Thränen, die ihre Augen gefüllt hatten, während sie mit dem Abbé sprach. Als sie wieder zu sprechen anfing, merkte ich, daß sie gereizt war, denn sie fuhr nun mit erhöhter Stimme, ohne alle Rührung fort:

„Gewiß, Monsieur l'Abbé, werde ich mich näher erklären, wie sehr ich meinen Sohn liebe, wie es mein einziges Glück ist, ihn zu einem tüchtigen Manne zu erziehen. Sie haben mir in dieser großen Aufgabe treulich geholfen; nur seit einiger Zeit, gerade wo es nöthiger wird wie je, die weiche, allen Eindrücken so empfängliche Natur meines Sohnes durch Wort und That zu kräftigen, überlassen Sie ihn sich selbst, und hängen Wochen lang einem Trübsinn nach, der Jedermann auffällt, und worüber alle Welt Bemerkungen macht. Ich hoffte, daß er sich verlieren würde, daß Ihre Energie eine so unmännliche Niedergeschlagenheit, die nicht einmal einen reellen Grund hat, besiegen würde; aber statt dessen kamen die Anfälle von übler Laune immer häufiger. Meine Freunde machen mir ernstliche Vorwürfe und sagen, daß ich wenig für das Wohl meines Sohnes bedacht seine müsse, um ihn fort und fort einem Einflusse, der so unheilvoll für ihn werden könnte, auszusetzen."

Während Madame de Meroin sprach, verlor der Abbé nach und nach seine aufgerichtete Haltung; als sie geendet hatte, stand er vor ihr mit einem Ausdruck von tiefem Leiden im Gesichte, ein Bild schmerzlicher Resignation.

„Madame," fing er mit fast gebrochner Stimme an, „ich wußte nicht, daß mein Trübsinn bemerkbar für Sie und Ihre Umgebung geworden ist; ich hätte sonst längst schon Ihr Haus verlassen. Ich will Ihnen kurz meine Geschichte erzählen. Mein Vater war ein fleißiger Handwerker; meine Mutter eine brave, tüchtige Frau. Ich hatte zwei Brüder; Alle arbeiteten, und es ging uns wohl. Da fiel mein Vater von Zeit zu Zeit in eine Art von Trübsinn; diese Krankheit nahm zu, — er ist vor zwei Jahren ganz rasend in Ketten gestorben. Mein ältester Bru-

der bekam vergangnes Jahr dieselbe Krankheit; man hat mir vor einigen Wochen seinen Tod gemeldet. Meine arme Mutter ist allein mit meinem jüngsten Bruder geblieben, auf den das schreckliche Ende des Vaters und Bruders einen höchst betrübenden Eindruck gemacht hat. Sie hat nur mich mehr als Stütze, und doch wäre es besser für diese arme Mutter, keinen Sohn zu haben, als sie wie rasende Thiere zu sehen! Es ist unvermeidlich, weil diese Krankheit in der Familie meines Vaters ist und in unserm Blute liegt."

„Um Gottes willen, Monsieur l'Abbé, geben Sie sich doch nicht solchen Gedanken hin," rief Madame de Meroin und warf erschreckte Blicke nach allen Seiten. „Ich bin überzeugt, daß es ganz in Ihrer Macht steht, diesen Trübsinn zu beherrschen. Geben Sie sich eine kleine Zerstreuung, machen Sie eine Reise."

„Ja, gewiß, das werde ich; die Ferien fangen in einigen Tagen an, — Sie werden mir vielleicht erlauben, schon morgen abzureisen; nach der Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, wäre es mir peinlich, länger hier zu bleiben."

Madame de Meroin bewilligte gern das Gesuch des armen Abbé. Er sagte uns flüchtig Adieu, weil er in der Frühe des folgenden Morgens abzureisen gedenke.

Ich hoffte, daß Madame de Meroin einen Einwand machen würde; aber alle ihre Theilnahme an fremdem Unglück schien sich in eine maßlose Furcht aufgelöst zu haben, und als der Abbé den Salon verlassen hatte, sagte sie mir:

„Begleiten Sie mich auf mein Zimmer, ich sterbe vor Angst; wäre doch noch diese schreckliche Nacht vorüber."

Auch ich schlief nicht in dieser Nacht; Angst hatte ich nicht; aber ein grenzenloses Mitleid mit dem armen, so begabten jungen Manne. Vielleicht wäre er mit ein wenig Schonung zu retten gewesen und nun schickte man ihn fort, wie einen Verbrecher!

Am andern Tage, als wir aufstanden, war der Abbé fort für immer, und ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

Sein Schüler war acht Tage darnach unzertrennlicher Gefährte eines andern Abbé; dessen, der so viel für ihn gethan hatte, wurde nicht mehr gedacht; es war, als sei er nie auf dem Schloß Coteron gewesen.

Die Ferien waren vorüber; sie waren von sehr kurzer Dauer gewesen, Madame de Meroin meinte, Eloise müsse die Zeit benutzen, weil vielleicht ihre Studien früher beschränkt werden würden, als man jetzt voraussehen könnte.

Es war mir leid, daß die Ferien nur so kurz waren; ich fühlte mich ermüdet, das Sprechen strengte mich an, und ich hustete hier und da ein wenig.

Der Winter ging jedoch besser vorüber, als ich erwartet hatte; kaum daß die Müdigkeit ein wenig zugenommen, im Uebrigen bemerkte ich nicht, daß ich mich kränker gefühlt hätte.

Nach Ostern kam die Nachricht auf Schloß Coteron, daß Monsieur de la Ferté mit seiner Frau und seinem Knaben auf Rocol eingetroffen sei. Die ganze Nachbarschaft schien in Bewegung darüber, man erwartete den Besuch des Monsieur de la Ferté; man sprach von den Soiréen und Bällen, die die Rückkehr eines Mannes von so großer Bedeutung, von so feinem Geschmack zur Folge haben werde.

Eines Nachmittags wurde Eloise von ihren Studien abgerufen, weil Monsieur und Madame de la Ferté bei Madame de Meroin waren, ihren Besuch zu machen. — Abends im Salon sprachen Mutter und Tochter entzückt von der prächtigen Distinction des Monsieur de la Ferté und von der großen Liebenswürdigkeit seiner schönen Frau. — Ich fand es an der Zeit, kurz zu erwähnen, daß ich vier Jahre vorher Lehrerin im Schloß de la Ferté gewesen sei. Madame de Meroin erstaunte ein wenig, daß ich vorher nichts davon erwähnt habe, fand es aber, als ich ihr erklärte, es sei nur für kurze Zeit gewesen, weil Madame de Néo meine Schülerinnen mit sich genommen, ganz natürlich, und es wurde weiter nichts mehr darüber gesprochen.

Man hörte fast nichts mehr reden, als von der Schönheit und Eleganz der Baronin de la Ferté. Die Damen der Provinz flossen vom Lobe ihrer Liebenswürdigkeit über, die Herren vom Lobe ihrer Schönheit. So wenig ich wünschte, je Monsieur de la Ferté wieder zu begegnen, so hatte ich doch eine kleine Neugierde, seine schöne Frau zu sehen. Der Gedanke, sie auch

einmal in ihrem Glanz anzustaunen, nahm einer Begegnung mit dem Tyrannen viel von dem frühern Widerwillen. Die Gelegenheit sollte sich bald bieten, denn Madame de Meroin wollte eine große Soirée zu Ehren ihrer neuen Nachbarn geben.

Die Säle waren festlich erleuchtet; Madame de Meroin empfing ihre Gäste mit dem graziösesten Lächeln, selbst Eloise zwang sich liebenswürdig zu sein. Ich stand in der Nähe der Dame des Hauses und suchte soviel, wie möglich, die Angekommenen zu unterhalten. Es kostete mir mehr Mühe heute wie gewöhnlich; ich fühlte mich so müde und krank. Die große Flügelthür öffnete sich unaufhörlich; der Bediente meldete immer wieder neue aristokratische Namen, sie traten herein, steif sich nach beiden Seiten verneigend und gerade auf Madame de Meroin zugehend. Das Herz war mir beklommen, wenn ich dachte, daß, so oft sich die Thür öffnete, es Monsieur de la Ferté sein konnte, der herein in den Salon trat.

„Madame la Baronne et Monsieur le Baron de la Ferté," meldete der Bediente mit lauter Stimme.

Ich faßte den Tyrannen fest ins Auge, ich sah nur noch ihn. Er hatte sich nicht verändert, oder vielmehr sehr zu seinem Vortheil; sein Gesicht hatte einen Ausdruck von vollständiger Zufriedenheit angenommen; er ging hoch aufgerichtet auf Madame de Meroin zu; er begrüßte sie mit nachbarlicher Liebenswürdigkeit, mit einer ausgesuchten charmanten Eleganz in jeder seiner Bewegungen. Ich hatte keinen Blick von ihm gewandt, seit er in den Salon eingetreten war; des Tyrannen Auge streifte mit graziösem Lächeln über die Damen, die in der Nähe von Madame de Meroin standen, — seine Augenbrauen zogen sich einen Augenblick zusammen, seine Augen warfen noch einen stechenden Blick, — er hatte mich gesehen und erkannt. Dann verlor er sich in einer Gruppe von Herren.

Ich athmete tief auf, es war mir, als hätte er mir diesen Blick eben im Krankenzimmer seiner Frau zugeworfen.

Ueber der todten Madame de la Ferté hatte ich die lebende, schöne, glänzende Madame de la Ferté vergessen. Sie war an der Seite ihres Mannes eingetreten; meine Augen suchten sie in der Nähe von Madame de Meroin, — was sah ich? war es möglich? Diese war die Frau des Giftmischers geworden?

Sie näherte sich dem Kreis der Damen, bei welchen ich stand; sie sah mich, erröthete leicht und über meine Lippen kam: „Miß Kings." — Sie hatte schon wieder ihre völlige Ruhe gewonnen und unterhielt sich anmuthig mit einigen Damen und Herren, deren Augen von unverkennbarer Bewunderung leuchteten. Diese unverhoffte Begegnung hatte mir ein Zittern durch den ganzen Körper verursacht; ich ließ mich auf einen Stuhl nieder und hörte das Summen der Menschenstimmen um mich wie im Traume.

Ich mochte wohl einige Minuten so gesessen haben, als plötzlich Miß Kings vor mir stand und mir, obgleich freundlich, so doch mit einer leichten Herablassung die Hand reichte.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein Müller?" sagte sie mit einer Stimme, die ganz ihre vorige Anspruchslosigkeit verloren hatte. „Wir sind Beide erstaunt," fuhr sie fort, „uns hier zu begegnen. Ich habe Ihnen viel zu sagen. Darf ich bis zur Erklärung des während der Zeit Vorgefallnen darauf zählen, daß Sie Denen, die nach der Art und Weise unserer Bekanntschaft fragen, nur sagen, daß Sie mir in einem Institut in Paris begegnet sind, wo ich als Kind meine Studien machte, ohne Erwähnung zu thun, daß ich einen Platz als Lehrerin annehmen wollte? Darf ich auf ihre Verschwiegenheit zählen, bis ich den Augenblick gefunden haben werde, Ihnen jeglichen Aufschluß zu geben?"

„Miß K—, Madame," sagte ich kalt, „Sie haben nicht nöthig, mir eine Erklärung zu geben, wie ich nicht nöthig habe, mich zu erinnern, daß wir uns schon im Leben begegnet sind."

Sie sah mich überrascht an und wurde in demselben Augenblick von verschiednen aristokratischen Damen sehr lebhaft in Beschlag genommen, die die glänzende Sonne nicht in einem Winkel im Zwiegespräch mit einer Lehrerin sehen wollten. Madame de la Ferté war der Glanzpunkt der Soirée, man konnte sich nicht leicht eine anmuthigere, schönere Erscheinung denken. Die Augen des Tyrannen ruhten auf ihr mit einem Ausdruck von ruhigem Glück, und

Digitized by Google

sie, sich bewußt, daß seine Augen ihr überall folgten, schickte ihm von Zeit zu Zeit ein strahlendes Lächeln. Madame de la Ferté schien ganz und gar glücklich, sie fühlte, daß sie bewundert, geliebt, vergöttert war; sie tanzte, sie schwebte leicht und lieblich durch den Saal, — es schien ihr nichts zu fehlen, kein peinigender Gedanke konnte je die Harmonie ihres ganzen Wesens gestört haben.

Ich sah sie nur aus der Ferne während der ganzen Soirée; nur als sie aufbrach und sich von Madame de Meroin verabschiedete, da kam sie auch mir näher. Sie reichte mir die Hand mit einem anmuthigen Lächeln, eine Sache, die mir von Seiten des Monsieur de la Ferté einen sehr erstaunten, fragenden Blick einbrachte und selbst einen leichten Gruß, als er mit seiner Frau der Thür zuging!

Einige Tage darnach wurde die Verlobung Eloisens mit einem jungen Verwandten bekannt gemacht. Wir waren im Monat Juni und anfangs August sollte die Hochzeit gefeiert werden. Ich hatte kaum mehr als zwei oder drei Stunden täglich zu geben; jedoch sollte es so fortdauern bis zum Hochzeitstag, und dann war ich in Gnaden verabschiedet.

Auf Eloise schien es wenig Eindruck zu machen, der Gegenstand einer ausschließlichen Anbetung geworden zu sein. Es war ihr nichts Unerwartetes, sie hatte eine so ausgezeichnete Meinung von ihrer Person, daß sie sehr überrascht gewesen wäre, wenn sich ihr Niemand zu Füßen gelegt hätte. Auch die glückliche Madame de Meroin schien endlich davon überzeugt, daß sie nie gerecht gegen ihre Tochter gewesen war. Sie sagte jetzt öfters, daß sie aus ängstlicher Sorge, sie möge eine zu nachsichtige Mutter sein, gerade in das Gegentheil gefallen wäre und selbst nicht hätte anerkennen wollen, was ihre Kinder wirklich Anerkennungswerthes hätten. Eloise galt jetzt, seitdem sie der Mittelpunkt geworden war, für eine Persönlichkeit von außergewöhnlich tiefem Gefühl und von seltner Charakterstärke. — Wenn Freunde und Verwandte diese These Madame de Meroin gegenüber aufrecht und über jeder Frage stehend hielten, dann wehrte sich die glückliche Frau ein wenig dagegen, unterstützte aber die Behauptung so hübsch mit Tausenden von kleinen Geschichtchen aus der Kindheit Eloisens, daß sie mehr wie Jemand bewies, ihre Tochter sei ein außergewöhnliches Wesen, gegen das nur die eigne Mutter nie gerecht war, aus übertriebner Gewissenhaftigkeit für die Pflichten einer Mutter.

Endlich kam der Vorabend vor der Hochzeit. Ein großes Diner versammelte die ganze Nachbarschaft im Schlosse Coteron. Eloise sah schön und zufrieden aus; aber schöner, als die Braut, war Madame de la Ferté.

Am Tage nach der Hochzeit ruhte ich mich aus; ich fühlte mich kränker, als die Aufregung vorüber war. — Es waren noch Verwandte von Madame de Meroin im Schlosse geblieben, die auch vorhatten, sie nicht allein zu lassen, und ihr so viel wie möglich den Verlust ihrer Tochter erträglich zu machen. Ich konnte keinen bessern Augenblick finden, mich von Schloß Coteron zu verabschieden. Madame Meroin gewährte mir gern das Gesuch meiner Entlassung, und obgleich von einigen ihrer Thränen, die in neuerer Zeit besonders reichlich geflossen waren, begleitet, konnte ich den tröstenden Glauben mitnehmen, daß mich Niemand vermissen würde. Auch ich verließ wieder frohen Herzens meine Schafe, wieder war ich der Miethling gewesen, von dem die Bibel eine so geringe Meinung hat. Aber jetzt hatte ich eine Art von Siegesgefühl: jetzt war der Tag der Freiheit angebrochen, — das Morgenroth einer glücklichern Existenz war an meinem Himmel aufgegangen!

Wieder reiste ich Paris zu; aber dieses Mal zum letzten Male, — um es zu verlassen, und es dann nie wiederzusehen!

IX.

Nach der Heimath.

Viel goldne Bilder seh' ich um mich schweben.
Das holde Traumbild wird zur Todtenklage.
(Th. Körner.)

Als ich Paris zufuhr, zog ich einen Brief aus der Tasche, den ich schon hundertmal gelesen und hundertmal mit Strömen von Thränen bedeckt hatte. Er war von Louise Siberg und lautete:

„Liebe Müllerin! Heute bin ich mit deinem Zimmer fertig geworden; du wirst selbst urtheilen, ob es mir gelungen ist. Wenn Einem eine Sache unbeschreibliche

Freude macht, wenn sie einen frohen Genuß gewährt, dann möchte man haushälterisch damit umgehen; man genießt täglich etwas davon und spart sich noch immer einen Theil für den nächsten Tag auf. So habe ich es mit der Ausschmückung deines Zimmers gemacht, so konnte ich geduldig deine Ankunft bei mir erwarten. Aber nun fehlt auch gar nichts mehr in deinem Zimmerchen; ich examinirte es gestern mit prüfendem Blick und mußte leise sagen, ohne meine Bescheidenheit zu verletzen: und siehe, es war Alles gut. Jetzt aber ist mit dem Zimmer auch meine Geduld zu Ende; ich kann es nicht sehen, ohne daß du darin bist. — Ich gebe dir den ganzen Winter Zeit zum Ausruhen; dann verspreche ich mir das Vergnügen, jede Stunde, die ich nicht auf classischem Boden zubringen muß, deine Gesellschaft zu genießen. Du sollst sehen, daß ich nicht ungeschickt in der Pflege bin; deine bald zurückkehrende Gesundheit soll mir den Beweis liefern, daß ich mich gar nicht so schlecht angestellt habe. Mache nur, daß ich dich einmal hier bei mir habe. Wenn wir wieder eines Tages darüber überein kämen, wie es zuweilen in Paris geschah, daß uns im Leben nie ein Wunsch in Erfüllung gegangen ist, dann wollen wir uns dankbar daran erinnern, wie manchmal wir wünschten, im Leben Freud und Leid theilen zu können, unzertrennlich zusammen in einer friedlichen Behausung zu leben, — geht uns nicht jetzt dieser Wunsch glänzend in Erfüllung? Wäre dir dieses kleine Unwohlsein nicht gekommen, dann hättest du noch lange wie ein Irrlicht umhergeirrt; siehst du, Alles geht uns nach Wunsch. — Im Frühling bist du wieder hergestellt, und dann fängst du an, eine Stunde zu geben, dann zwei u. s. w., und unser Institut, das sich in eine Handels- und Gewerbeschule umwandeln soll, wird unter der Firma „Müller und Siberg" den Ruhm der deutschen Töchterschulen ausmachen.

„Es hat mir viel Freude gemacht, zu hören, daß du die so lange verloren geglaubte Miß Kings wieder aufgefunden hast. Du erwähnst sie nur kurz; du wirst mir viel von ihr erzählen müssen, wenn du nur erst einmal warm in Deutschland geworden bist. Miß Kings ist also an einen Baron verheirathet, und ist eure Nachbarin? Wie lieb ist mir's, daß das liebe Geschöpf glücklich ist! Ich sagte dir ja immer: wenn Jemand verdient glücklich zu sein, so ist es diese gute Miß Kings. Hat sie mir auch ein kleines Andenken bewahrt? Denkt sie noch an diese Siberg, die so gern etwas für sie gethan hätte?

„Ich werde von nun an ungeduldig deiner Antwort entgegensehen; sobald dieses Schreiben in deinen Händen ist, kann ich hoffen, das beglückende Wort von dir zu hören: „Morgen, Siberg, werde ich bei dir sein."

Bis dahin las ich den Brief der Siberg; es durchdrang ein Gefühl des Glückes meine Seele: ich hatte der treuen Gefährtin am Tage vorher geschrieben: „In drei Tagen werde ich bei dir sein." Pläne für die Zukunft hatte ich keine mehr; ich konnte nun wie ein glückliches Kind die Gegenwart genießen.

In Paris angekommen, fuhr ich dem Hotel de Straßburg zu, um nahe an dem Bahnhof zu sein, von dem ich abfahren mußte, um nach Hause zu kommen. Ich sah ihn vom Fenster des Hotels, es ging eine Dame die Treppe hinauf, ihr Koffer wurde ihr nachgetragen, — gerade so werde ich übermorgen um dieselbe Zeit diese Treppe hinaufgehen, dachte ich, und legte mich mit freudigen Empfindungen zur Ruhe. Die Reise hatte mich ermüdet, und ich wollte mich gut ausruhen, um zur Heimkehr gestärkt zu sein.

Während dieser ganzen Nacht umwehte mich, trotz meines unruhigen Schlafes, ein tiefer, stiller Frieden; ich athmete eine leichte, würzige Luft ein; nichts Schweres, Schwüles war mehr in meiner Atmosphäre, — ach! wie athmete die Luft der Freiheit sich so leicht! Ich war froh, daß mich der Husten manchmal zum Bewußtsein meines Glückes rief, des Glückes, keine sorgenvolle, beängstigende Zukunft mehr vor mir zu haben.

Den folgenden Tag besuchte ich die Werner.

„Sie sind's? Ei, das ist aber eine Ueberraschung!" rief sie aus, und umarmte mich herzlich. Und Linda sprang mit fröhlichem Gebell an mir in die Höhe, während die Mama mir Hut und Reisemantel abnahm, und mich freundlich in einen Sessel drückte.

„Nun ruhen Sie sich ein wenig aus, Sie sind zu schnell gegangen, und dann

erzählen Sie mir.“ Wie schnell hatte ich mich ausgeruht, und wie verging dieser schöne Tag so gemüthlich!

* * *

Heimath! schönes deutsches Land, wie sehne ich mich nach dir! Da war ich ein glückliches Kind, — noch mit allen Illusionen der Jugend verließ ich es. Jetzt komme ich zurück nach Jahren und suche mir ein stilles Plätzchen, da wo ich den leuchtenden Jugendtraum träumte, der wie ein sanfter Mondstrahl mein Leben beschien, als einzige Poesie, die es hatte. Nach den langen Fasten bricht endlich der sonnige Ostertag an!

Julius Thäter,*

der Kupferstecher.

Aus des Künstlers hinterlassenen Papieren,

dargestellt von

Herman Riegel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Es war eine ziemlich umständliche und schwierige Aufgabe, diese Briefe aus der ganzen mir vorliegenden Menge, welche mehr als 800 Stücke umfaßt, auszuwählen. Aber bei dieser Arbeit kam mir der Umstand einigermaßen zu Statten, daß ja hier, in Anbetracht des uns zur Verfügung stehenden Raumes und des von uns beabsichtigten Zweckes, doch überhaupt nur davon die Rede sein konnte, aus der großen Masse einzelne wenige Proben herauszuheben, um Thäter, so viel als dies hier möglich ist, zu charakterisiren, ihn in dem Verhältnisse zu seinen Freunden, und zugleich auch wohl diese als Menschen oder Künstler mit einigen Strichen zu zeichnen. Aus der Gesammtmasse treten zunächst die zwischen **Thäter und Rietschel** ausgetauschten Briefe hervor, welche inhaltlich die reichsten und anziehendsten der ganzen Sammlung sind, da Thäter mit keinem anderen seiner Freunde so innig und unauflöslich verbunden war. Dieser Briefwechsel, welcher etwa 150 Stücke umfaßt, ist ein Denkmal echter und wahrhaftiger Freundschaft, das sich beide Männer hier ganz unabsichtlich und unbewußt errichteten, indem sie ihre Seele frei und rückhaltslos gegen einander öffneten. Schon aus den wenigen Proben, die wir geben, wird man diese rührende und bewundrungswerthe Eigenschaft erkennen, aber je mehr man sich in diese Briefe vertiefen würde, um so mächtiger würde man sich selbst zu ihren Verfassern hingezogen fühlen und wünschen müssen, eines ähnlichen, großen Glückes, wie es ihnen beschieden war, auch theilhaftig sein zu können. Außer diesem Thäter-Rietschel'schen Briefwechsel besteht die Sammlung aus Briefen, welche **Rauch, Cornelius, Ludwig Richter, Schnorr, Schwind, Herrmann, Christian Schuchardt, Peschel, Julius Milde, Gustav König** und einige Andere theils schrieben, theils empfingen.

Wir beginnen mit einem Briefe, den Thäter von Nürnberg aus am 5. November 1827 an **Rietschel** nach Berlin schrieb, und der also lautet:

„Herzlich geliebte Seele!

Dein Tagebuch, von Dresden aus, hat mich theils außerordentlich gefreut, theils aber auch sehr betrübt! — Vielleicht bin ich im Stande, mich recht gegen dich auszusprechen; ich will's versuchen, geht's nicht, nun so hoffe ich, daß wir die Sache auf Ostern mündlich werden besprechen können. Du weißt schon, was mir zu deinem Tagebuche Freude gemacht hat, und ich will darüber keine Worte machen. Aber du weißt nicht, was mich darin betrübt hat; sonst hättest du dich nicht so ausgesprochen. Nicht etwa, daß du mir meine Schwäche vorhältst; nein, vielmehr, ich danke dir von Herzen, daß du dies thatst, und bitte mir es ferner aus, das ist Freundespflicht, und das wird gute Früchte bringen; wie wohl du mich nicht ganz recht genommen hast, wenn du es für weichlich hältst, daß ich auf dem Hügel, beim Untergang der Sonne weinte; das waren nur überströmende Gefühle, eine tiefe Rührung, es war ein Gebet, denn ich dachte dabei innig an Gott, und fühlte meine Nichtswürdigkeit (versteh es nicht falsch, sondern nimm's, wie ich's sage); vor Gott sind wir alle schwach, und unserer männlichen Würde ist da nicht zu gedenken. Auch jenes Weinen, als ich den Engel in

MERCANTILE LIBRARY NEW YORK.

* Um die geehrten Abonnenten mit dem Schluß des laufenden Bandes auch in Besitz des ganzen Aufsatzes von Riegel zu bringen, sieht sich die Verlagshandlung zu dem Opfer veranlaßt, das vorliegende Heft um einen Bogen zu verstärken, damit der **vollständige** Abdruck des Aufsatzes ermöglicht werde.

Weibesgestalt gesehen hatte, legtest du falsch aus; wenn du bedacht hättest, daß ich da eben mit Kirchnern nicht einig war, daß ich die ungemein störenden Briefe meiner lieben Mutter eben bekommen hatte, und aus diesen Ursachen ganz verstört auf der Straße herumging, ohnedies schon ganz aufgereizt, mich über Alles gleich heftig alterirte; so würdest du mich bedauert haben; es war ein Ingrimm über mich selber, und weiß was! Doch in diesem letzten Falle will ich dir Recht geben, ich hätte es nicht dahin sollen kommen lassen; aber unser Herz läuft ja oft mit dem Kopfe davon, doch, scheint's mir, als verdiene das eben nicht so gar streng gerügt zu werden. Doch, das Alles hat mich nicht betrübt, vielmehr gefreut, da sich darin deine Liebe zu mir so recht bewährt hat, und ich weiß ja, daß du mich zu lieb hast, um nicht Geduld mit mir zu haben, gelt? — Aber was du über den Kirchner sagst, ist durchaus übertrieben. Du kannst nicht begreifen, daß ich mich so geändert habe; wie so geändert? Ernst! weil ich ihm nachgebe? Das hast du gar nicht bedacht, als du das schriebst! ich dächte, es sei löblicher, nachzugeben, wenn man es unbeschadet seiner Grundsätze thun kann, als zu trotzen, und wenn ich ja gegen dich oder sonst Jemanden trotzig war, so mußt du es nicht tadeln, wenn ich mich jetzt geändert habe; ich hoffe, noch manche Schwächen, freilich nach und nach, abzulegen. Freilich habe ich mich gegen dich beklagt über Kirchner's fast unerträglichen Eigensinn; aber fast stets habe ich ihn still ertragen, und dadurch am ersten gedämpft; du nennst das weichlich, ich möchte es männlich nennen, geduldig Andrer Schwächen zu ertragen, wo es nicht zu ändern ist. Und das läßt sich nicht über dem Zaum abbrechen; Kirchner* ist etliche und dreißig Jahre alt, hat die Welt von einer sehr bösen Seite kennen lernen; er wurde von seinen Eltern gezwungen, den Buchhandel zu lernen, obwohl er von früh an sehr große Liebe zur Kunst hatte, und den größten Widerwillen gegen alles Kaufmannswesen; doch er mußte, und gehorchte seinem Vater; in den Jahren, wo mancher Künstler, seiner Reise nahe, fröhlich nach Italien zieht, mußte er noch sieben Jahre mit der größten Abneigung in Wien als Buchhändlercommis schwitzen; er hielt es aber nicht länger aus, ging heimlich ab vom Buchhandel, und saß schon ein halbes Jahr beim Koch, der damals in Wien war, als es sein Vater erst erfuhr; sein Vater untersagte ihm jede Unterstützung, und wollte nichts mehr von ihm wissen. Doch Kirchner arbeitete sich mit der größten Anstrengung durch, mit Mangel und allerlei Uebel kämpfend; er konnte sich aber doch nicht mehr die dem Künstler nöthigen Vorkenntnisse verschaffen, und arbeitete nur aus seinem Innern heraus; kein Wunder, wenn er nicht ohne Vorurtheile in der Kunst ist. Seine Sachen sind schön, die er macht, aber in jetziger Zeit werden sie nicht erkannt, weil Alles nur nach der Außenseite beurtheilt wird, und wo äußere Schönheit fehlt, da will man's gar nicht. O, diese Einfalt des Gemüths, wie sie Kirchner hat, glaube ich, haben wenige Künstler! Ja, Herzens-Ernst! glaube meiner ernstlichen Versicherung: Kirchner ist ein vortrefflicher Mensch, aus seinem Munde geht kein Wort, das nicht vom Herzen käme, er ist wahrheitsliebend, keusch, fromm, charakterfest; aber kein Frömmler, wie du glaubst, nichts weniger als das, er haßt alle Pietisten, eben weil sie ihre Frömmigkeit zur Schau tragen. Nein, glaub' du mir, Ernst, ich bin nun über ein Jahr lang tagtäglich zu ihm gekommen, und habe stets sehr lebhafte Unterredungen mit ihm gehabt, und er ist mir stets als derselbe erschienen, den ich den ersten Tag kennen lernte. Aber ich glaube, ich bin selbst schuld, daß du eine üble Meinung von ihm bekommen hast, indem ich einige Male nur seine Schwächen gerügt, aber seine guten Eigenschaften nicht erwähnt habe, die jene weit übertreffen, und dies thut mir sehr leid, darum sei es hiermit berichtigt. Nimm deine Worte zurück, die du über den herzlieben Kirchner so dreist aussprichst (wer hat dir nur so einen Begriff von ihm beigebracht? ich doch gewiß nicht!), guter Ernst, du nennst ihn — denke doch nur, was du sagst — einen Obscu-

* Kirchner war nach „Nagler's Künstlerlexikon" 1796 zu Nürnberg geboren, und er verstarb ebendaselbst, wie aus den Thäter'schen Papieren hervorgeht, im Mai 1837 an der Schwindsucht. Er lebte so eingezogen, daß Nagler 1839 noch nichts von seinem Tode wußte, und daß auch das „Kunstblatt" keinerlei Nachricht über sein Hinscheiden brachte. Er wird noch heute als geistreicher Zeichner und Radirer geschätzt.

Digitized by Google

ranten, einen Phantasten!! Pfui! ja wohl, pfui! sage ich, daß du, mit einer so schönen Seele, sonst so liebreich, solche Schmähworte gegen einen Menschen ausstößst, den du gar nicht kennst! Du sagst, Vogel hätte Kirchnern als einen Frömmler und Phantast geschildert; gegen wen? gegen dich oder Georg? ich glaube fast, Georg macht den Schwätzer aus meinem Tagebuche, und hat Vogeln von meinem Umgange mit Kirchner gesagt; und wenn auch dies nicht, ich habe Vogeln selber einmal geschrieben davon; Vogeln, der den Kirchner recht gut als einen biedern Kerl kennen wird, verdrießt diese Verbindung, er möchte lieber, ich hockte bei Reindeln, da wüßte er doch, daß er mit der Zeit in mir eine recht gute Maschine hätte. O, glaube mir, Ernst, ich versichere dir's, ich habe seinen feinen Speculationsgeist durch und durch weg; und wenn ich seinem Rathe folgen würde (ich habe ihn wohl verstanden in seinen Briefen), da käme ich in die Dinte ... folge ich ihm, so bin ich verloren, und folge ich ihm nicht, so habe ich ihn zum Feinde und den kann ich fürchten. Er ist grundfalsch! denn was hatte er doch bei Kirchner zu suchen, als er vor zwei Jahren hier durchreiste, und den Kirchner besuchte, seine Arbeiten herausstrich, lobte, und dem ehrlichen Kirchner Liebe und Freundschaft heuchelte, da er ihn doch schon früher kannte. Als ich das erste Mal mit Kirchner von Vogeln sprach, so erzählte er mir eben das, und behauptete, er habe es Vogeln ganz deutlich angemerkt, so schön er auch über die Kunst gesprochen habe, daß doch sein Herz nichts davon wüßte. Da habe ich mich beinahe mit Kirchner gestritten, und ihm vorgestellt, wie sehr er da den Vogel verkennt, habe ihm auch nach und nach eine sehr gute Meinung von Vogeln beigebracht, weil ich sie selber noch hatte; aber jetzt erkenne ich, wie richtig Kirchner damals gesehen; pfui, das verdrießt mich ungeheuer von Vogeln, aber noch mehr, daß du es nachsagst; ich weiß gewiß, daß dies Vogel nicht umsonst gesagt hat, wenn er dir's selber sagte; das sind verfluchte Cabalen! die der Teufel holen soll!! Ja ich werde ganz bös, wenn ich nur recht daran denke. — Dein Tagebuch ist aber auch diesmal ganz gestopft voll von solchem infamen Zeugs! da lese ich schon wieder: ‚Sei um Gotteswillen auf deiner Huth, und gieb dich Kirchnern nicht hin, ich sag es noch einmal, laß dich nicht bestechen, ich bitte dich um Alles, werde nicht weichlich.' Ist das nicht gerade, als wenn ich ein Kind wäre; oder wenn der Kirchner der Satan selber wäre! Der Tausend! Das ist zu arg! ich sage dir, wenn du deine neuen Freunde in Berlin so genau kennst, wie ich die meinigen in Nürnberg, da stehst du fest; ich bezweifle fast, ich wünsche es aber. Nun, überhaupt, es ist mir ganz unbegreiflich, wer dir eine Schilderung, außer mir, von Kirchner gegeben hat! und wer anders von ihm spricht als ich, der ist eine lügenhafte, höllische Bestie! (ist das auch weichlich gesprochen?) Ja, Kirchner und ich, wir Beide sind gleich weit von der Weichlichkeit als von der Frömmelei entfernt; es kann Niemand besser lustig sein als wir, wir singen und scherzen, wie's kein Frömmler kann. Und du mußt es nicht gleich Frömmelei heißen, wenn man zu Zeiten empfindlicher für gewisse Eindrücke ist als gewöhnlich. Lieber Ernst, ich bin fest überzeugt, daß du die Welt, besonders die Kunstwelt, recht bald ganz anders ansehen wirst als jetzt, und wirst erkennen, wie wenig im allgemeinen unsere jetzigen Künstler, bei aller ihrer wissenschaftlichen Bildung, gegen die alten Deutschen und Italiener und Niederländer, die eine ganz unvollkommene Theorie hatten, sind, weil jetzt nur wenige Künstler den einfältigen, frommen, religiösen Sinn haben, der einem Fiesole, Wohlgemuth, Dürer, van Eyck, Schorell &c. so ganz eigen war, weil die lebendigen Bilder im Volksleben fehlen, weil die Einfachheit der Sitten verloren gegangen ist. Du wirst es wieder ein Vorurtheil gegen das Neue nennen, das ich von Kirchner angenommen habe; du irrst dich aber, lieber Ernst, und wirst deinen Irrthum einsehen, wenn du nach München kommst, das Gott wolle; du wirst den Cornelius, den alten ehrwürdigen Eberhard mit großer Ehrfurcht von einem Dürer &c. reden hören; wirst sehen, wie sie die Alten studiren, und wenn du dann kein Vorurtheil gegen das Alte hast, so wirst du auch dies Streben nach der alten Einfalt kein Vorurtheil gegen das Neue nennen. Nun, Herzens-Ernst, ich hoffe, daß du von nun an Kirchner deine Liebe nicht versagen wirst, da er derselben wohl gar würdiger ist als ich; und liebst du mich

Digitized by Google

denn nicht trotz meiner Schwachheiten? Ja, du liebst mich, und also auch Kirchner, es kann nicht anders mehr sein, du warst eine kleine Weile im Irrthum, dem du nun entnommen bist. Lerne ihn kennen, den guten Kirchner, der dich auch von Herzen lieb hat, weil ich ihm viel Gutes von dir erzählt habe, und noch mehr hätte erzählen können. Ja, du lernst ihn kennen, du kommst ja nach München, und also auch nach Nürnberg. — —

„Horch, den 15. December ist dein Geburtstag; da habe ich dem Kirchner und Schraudolph einen Punsch versprochen; ich werde auch die in Dresden daran erinnern, daß sie auch Punsch trinken, ist's nicht anders, so auf meine Kosten; Abends Punkt acht Uhr stoßen wir hier, und die in Dresden auf deine Gesundheit und dein langes, langes Leben an; thue du Punkt acht Uhr mit deinen Freunden in Berlin das Gleiche, hörst du? — Leb wohl, du herrliche Seele! Gott sei stets mit dir, und gebe dir seinen Segen; dies ist der herzinnige Wunsch deines dir ewig treuen Freundes Thäter."

Zur Erläuterung des folgenden, ebenfalls an Rietschel gerichteten Briefes möchten ein paar kurze Bemerkungen am Orte sein. Man weiß, daß es in dem, sonst so glänzenden Münchener Kunstleben mit der Bildhauerei nicht recht vorwärts gehen wollte. König Ludwig hatte immer gehofft, Thorwaldsen dorthin zu ziehen, und er hatte ihm wiederholt, ganz besonders im Anfange der dreißiger Jahre, bestimmte Anträge gemacht, unter ausdrücklicher Hervorhebung, daß „die Bildhauerkunst in München leider gänzlich darniederliege."* Thorwaldsen kam nicht. Man sah sich nach einem andern Meister um, ließ unter Anderen zu Ende des Jahres 1834 eine Aufforderung an Rietschel in Dresden gelangen.** Rietschel theilte die Neuigkeit sogleich seinem Freunde Thäter mit, der sich ja zu München befand und die dortigen Verhältnisse beurtheilen konnte. Darauf schrieb ihm Thäter folgenden Brief:

„München, den 17. Januar 1835.

Grüß dich Gott, mein guter treuer Rietschel! Dein Brief, den mir Herr Reißner überbrachte, hat mich, wie du dir wohl denken kannst, nicht wenig überrascht, und noch weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll! Auf jeden Fall preise und rühme ich die Weisheit und Gnade Gottes, die so gar wunderbar über uns waltet, und deren Hand wir von Zeit zu Zeit so sichtbarlich spüren. Du willst aber von mir hören, was ich von der an dich ergangenen Einladung halte. Da muß ich dir ganz aufrichtig gestehen, daß ich diese Frage schwerlich zu deiner Zufriedenheit beantworten kann; denn es fehlt mir ganz an solch' scharfprüfendem Verstande. Es ist sehr schwer für mich, den Wunsch, dich wieder zu haben, auszuschließen, und nur kalt abzuwägen, was das Bessere sei, ob du hier oder dort seist. Deine Bedenken sind nicht alle zu widersprechen; nur das tadele ich an dir, daß du deinen alten Fehler, das Mißtrauen an dir selber, noch gar nicht ablegen willst. Du hast doch wahrlich schon dir selber und Andern hinlänglich und überzeugend bewiesen, daß du deiner Sache Meister bist. Außerdem solltest du schon um Gotteswillen nicht so verzagt auf Andere sehen, als wenn du nicht neben ihnen würdest bestehen können; du solltest dich ein wenig an die vergangene Zeit erinnern, und bedenken, wie Gott alle deine Schritte gesegnet, und Alles, was du gethan, mit immer herrlichem Erfolg gekrönt hat. Und gerade jetzt, wo seine Führung aufs neue so sichtbar ist, wolltest du ihm, dem guten, alten Gott, nicht vertrauen? — Deine Verbindlichkeiten für Dresden sind allerdings gegründet; aber du mußt auch bedenken, was in Zukunft aus dir wird. Ganz gut, wenn dir's auch nicht an Arbeiten fehlen wird, sie mögen von Dresden oder wo anders herkommen; das bezweifle ich so wenig wie du: aber du wirst in Dresden immer allein stehen, immer der Einzige sein; du wirst am Ende denselben Weg gehen, wie viele andere Künstler dort; wirst dich bald sicher dünken, weil du zu ruhig und ungestört, nur von dir selber gesehen und beurtheilet dastehest und arbeitest. Hier aber gilt's anders; hier hört die Anregung zum Fortstreben so leicht nicht auf; du hast Kräfte; du hast viel Gaben von Gott erhalten; im Kampfe werden sie sich nur herrlicher entwickeln. Es ist wahr,

* J. M. Thiele, Thorwaldsen's Leben. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1852/6. Bd. II. S. 238.

** A. Oppermann, Ernst Rietschel. Leipzig 1863. S. 182.

Digitized by Google

Schwanthaler ist ein eminentes Genie; aber er kann nicht Alles allein thun; seine Werkstatt wird bald zu einer Statuen- und Reliefsfabrik werden, oder ist es schon: denn er thut bereits nicht Anderes als skizziren, entwerfen, und eine Masse von Leuten mit der Ausführung abhetzen. Arbeite und denke du immerhin langsam; du wirst so gut wie Jener deine Anerkennung finden. Oder glaubst du, der König wird es nicht zu schätzen wissen? er hat ja jetzt Niemanden, als Schwanthaler. Uebrigens weiß ich, daß der König sehr auf eine schöne gediegene Ausführung hält, wenn sonst nur noch was dahinter ist. Du sagst: wie, wenn der König stürbe? — und denkst nicht dran, daß Schwanthaler auch sterblich ist? Ne, liebster Freund, das alles sind Gründe, die deiner nicht ganz würdig sind. Bedenke du nur, wie du in Dresden stehst, was dich verpflichtet, dort zu bleiben. Findest du, daß es unrecht und undankbar wäre, wegzugehen; nun so bleib, das versteht sich ohnehin bei dir von selber; du kannst nie anders, als recht handeln. Ist es aber so gestellt, daß du kein Unrecht thätest, wenn du weggingest: dann komm getrost hierher, und fürchte Niemanden, vertraue aber auch Niemandem als Gott! Nur auf Ihn, den Allmächtigen, setze deine Hoffnung, und sie wird gewiß nicht zu Schanden werden.

„Nun aber habe ich lange genug verständig gesprochen, ich kann nicht länger meine Freude über die Möglichkeit deines Hierseins verbergen! Täglich fast gehe ich um den Max-Platz herum, die Sonnenstraße hinaus, und sehe alle Häuser an, ob sie hübsch wohnlich für dich sind, und ob wir vielleicht auch mit drinnen wohnen könnten. Fast glaube ich, der liebe Himmel will uns gern beisammen haben: und wenn das ist, da kann ich nur getrost immer einen Fiacre bestellen, der mich und meine liebe Thilde dir und deiner viellieben Frau bis Unterbruck entgegenfährt. Das elende schmutzige Posthaus zu Unterbruck käme mir dann vor wie der Vorhof zum Paradiese und ich würde denselben Schluß machen wie einst (erinnerst du dich noch) ein Zimmergesell im Bockkeller: wann's hier schon so ist, wie muß es erst im Paradiesel sein? — Ja, ja, ja! wir können uns wirklich ein Paradies schaffen und leben wie im Himmel, wenn wir uns nur wahrhaft lieben! wenn wir mit allen Menschen Friede halten! Das ist hier sehr im Auge zu halten, denn es sind hier zu verschiedenartige Geister. Liebt man an ihnen nur das Gute, und läßt ihre Fehler und Schwächen unberührt, da wird es nie zu einer Reibung kommen. Und solche Reibungen sind hier sehr häufig und geben viel Anlaß zu Intriguen. Der ärgste Ränkespinner der Art ist der Kaulbach, der hat jetzt einen solchen Hauptbatz gestiftet, daß es ein wahrer Scandal ist! Aber er ist dafür schon derb gezüchtigt, und hat eine feine Lehre vernommen, die von oben heruntergekommen ist. Bei der Vertheilung der Arbeiten des neuen Residenzflügels ist er ganz leer ausgegangen, anstatt daß er, hätte er sich vernünftiger betragen, und nicht zu viel auf Klenze's Freundschaft gerechnet, den Hauptheil der ganzen Arbeit bekommen haben würde.

„Mit der größten Erwartung sehe ich einer bestimmteren Nachricht über diese deine Angelegenheit entgegen; ich habe dabei ein festes Vertrauen zu Gott, daß Er dich regieren, deine Beschlüsse leiten wird; daß Er dich behüte vor Menschenwitz, der nur das seine sucht, und dafür Seinen Willen kund und klar werden lasse, und dir zur Erfüllung desselben Muth und Kraft und Seinen Geist gebe!

„Viele herzliche Grüße von mir und meiner Thilde deiner viellieben Frau. Es ist doch etwas Rührendes, ja Herzergreifendes! um die Liebe der Frauen. An der Stelle meiner Thilde hätte ich mich längst schon und stark nach Dresden zurückgesehnt; aber sie, die nie aus dem väterlichen Hause gekommen, befindet sich hier wohl, weil sie sieht, daß ich mich in dem hiesigen Kunsttreiben glücklich fühle! sie freut sich höchstens, wenn sie daran denkt, Dresden einmal besuchen zu können.

„Nun, lebe wohl, herzlieber Ernst! Dir und den Deinen wünscht Alles Gute dein treuer Julius Thäter."

Rietschel entschloß sich, nicht dem Münchener Rufe zu folgen. Er blieb in Dresden, hoffend, hier auch fernerhin eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten zu können. Und er that gut daran. Die herrlichen Kunstwerke, die daselbst aus seiner Werkstatt, und später, nachdem der treffliche Meister aus diesem Leben hinweg genom-

Digitized by Google

men war, aus den Werkstätten seiner Schüler hervorgingen und noch hervorgehen, bezeugen dies.

Thäter arbeitete in München, wie er uns selbst erzählt hat, fleißig und ruhig weiter, bis zum Jahre 1841, wo ihm eine Lehrstelle an der Zeichnenschule zu Weimar angeboten und von ihm angenommen worden war. Dort befreundete er sich eng und treu mit Preller und mit Christian Schuchhardt, und dort lernte er die daselbst befindlichen classischen Werke von Carstens kennen, von denen er sogleich die schöne und figurenreiche „Einschiffung des Megapenthes" in Kupfer stach. Die Niederlassung in Weimar dauerte jedoch nicht lange, da Thäter schon im Jahre 1843 als Zeichnenlehrer an die Akademie zu Dresden berufen wurde. Hier, in seiner Vaterstadt, wo alte und neue Freunde, vor allen sein getreuer Ernst Rietschel ihn umgaben, wohnte er bis Ende des Jahres 1849, wo er nach München übersiedelte. In die Dresdner Zeit fallen diejenigen Arbeiten, in denen Thäter künstlerisch und kunstgeschichtlich seinen Höhepunkt erreichte: die Stiche nach den Cornelius'schen Entwürfen zu den Malereien für die Königsgruft in Berlin, und nach desselben Meisters Carton der „apokalyptischen Reiter." Da Thäter, wie wir noch wörtlich mittheilen werden, wenig Werth auf Lob oder Tadel der Welt legte, im Vergleich zu der Anerkennung von Seiten des Meisters, nach dem er gestochen, so möge hier der Brief von Cornelius folgen, in welchem der große Künstler ihm seine Befriedigung über die Stiche nach den „Entwürfen" ausspricht, und ihm zugleich die Uebersendung des Cartons der „Reiter" ankündigt. Cornelius schreibt:

„Berlin, 25. Janr. 1848 (nach dem Poststempel Februar).

Wie sehr bin ich Ihnen, mein verehrter Freund, zu Dank verpflichtet, daß Sie diese Entwürfe zum Campo Santo mit eben so viel Geist und Empfindung als rechtem Verständniß in Ihre Kunst übergetragen haben; zumal da diese Arbeit für den Kupferstecher nicht das Lohnende als eine ausgeführte Arbeit hat; wenn Sie aber in der Befriedigung des Erfinders einige Genugthuung finden, so können Sie derselben im höchsten Grade versichert sein.

„Sie werden demselben am Schlusse noch einige kleine Wünsche zu gute halten, deren Gewährung ihm noch am Herzen liegt. — Es sind nämlich manche Stellen und einzelne Köpfe und Theile allzu zart und unkräftig, ohne daß es durch Entfernung oder sonst etwas motivirt ist, z. B. der Christuskopf und die der Apostel bei dem Gichtbrüchigen, ebenso die Pharisäer; der obere Theil des kranken Mädchens und ihrer Mutter bei Petrus, der Kopf und rechte Arm des Engels beim Cornelius und sein eigener, auch könnte sein Hinterhaupt um ein Haar vergrößert werden rc. Den Carton werden Sie in wenig Tagen erhalten, die Größe, in welcher Sie ihn zu stechen gedenken, ist ganz nach meinem Wunsche. Es wäre mir lieb, wenn Sie den Carton im Monat August entbehren könnten, es soll dann in Cöln während des großen Dombau-Jubiläums eine Auswahl meiner Cartons ausgestellt und der Ertrag für den Bau verwandt werden, Sie sehen, es ist eine große Kunst- und National-Angelegenheit, die mir ungemein am Herzen liegt, dieser Carton darf nicht fehlen, er spricht am meisten an, die Kosten werden erstattet; schreiben Sie bald darüber etwas Günstiges Ihrem Freund P. Cornelius."

Der Stich der „apokalyptischen Reiter" fiel zunächst nicht ganz so vollendet aus, wie man gehofft hatte: wohl, daß die Unruhen des Jahres 48 die zur künstlerischen Arbeit unentbehrliche Ruhe des Gemüthes etwas gestört hatten. Thäter unterwarf die Platte später einer Ueberarbeitung, durch welche dieselbe noch vielfach verbessert und vervollkommnet wurde. Einen Abdruck dieser verbesserten Platte hatte Cornelius in seinem Zimmer unter Glas und Rahmen hängen, worin wohl der deutlichste Beweis, wie sehr zufrieden der Meister auch mit dieser Arbeit war, erkannt werden dürfte.

Wir schließen hier nun einen Brief eines andern bedeutenden Malers an, nach welchem Thäter ebenfalls manche Platte gestochen hat, mit dem er jedoch in viel näherem persönlichen Verhältnisse stand als mit Cornelius. Es ist Moriz von Schwind. Von Schwind liegen 31 Briefe vor, welche sich über den Zeitraum von 1832 bis 1855 erstrecken und die das vertraute Verhältniß beider Künstler bezeu-

Digitized by Google

gen, welche aber leider mit einem Mißklang abschließen, auf den wir noch mit einigen Worten zurückkommen müssen. Um jenes Verhältniß darzulegen, habe ich einen Brief aus dem Jahre 1848 gewählt, ohne damit demselben gerade einen unbedingten Vorzug vor den übrigen einräumen zu wollen. Er dürfte aber in mehr als einer Hinsicht anziehend und belehrend sein, und namentlich auch das lebhafte, entschiedene und zum Witze geneigte Naturell Schwind's treffend widerspiegeln. Dieser, zu München im Juni 1848 geschriebene Brief lautet:

„Liebster Freund Thäter. Sobald stelle ich kein Bild wieder aus, wenn die Leute gleich Monate herumgehen lassen, bis es an Ort und Stelle kommt. Wegen des Firnissens schmeichelte ich mir bisher, ich würde an Peter und Paul" (am 29. Juni.) „nach Berlin reisen können, um Cornelius zu gratuliren, und bei dieser Gelegenheit nach Dresden kommen und noch ein paar Striche an dem Bilde machen. Wer mag aber jetzt reisen und vollends in einen so verrückten Ort wie Berlin! Also immerhin den Dr. herunter und Firniß hinauf. Freund Richter bin ich für seine Theilnahme an dieser spaßigen Arbeit sehr dankbar. Man wird einmal einsehen, daß es jetziger Zeit keine Kleinigkeit ist, an den deutschen Elementen festzuhalten. Ich wollte nur, es wäre mehr Talent und Trieb unter den jungen Leuten, so könnte man eher hoffen, daß die Sache fortgeführt und zu Ehren gebracht wird, denn unser einer ist zu alt und hat zu viel Zeit mit Unsinn verlieren müssen, um etwas Schlagendes leisten zu können. Den heillosen Verwirrungen der Zeit bin ich noch in so fern dankbar, als sie Einen ganz auf sich selbst verweisen. Nur das Allerinnerlichste giebt jetzt ein Gleichgewicht gegen den Taumel, der sich aller Köpfe bemächtigt hat. Ich hoffe, die hiesige Bürgerschaft hat den Willen, Ruhe zu halten, die Fäuste hat sie jedenfalls dazu — und so mag man wenigstens ohne Sorge vor dem Aeußersten der nächsten Zukunft entgegengehen. Zu Hause und ganz heimlich arbeite ich an dem Gr. Gleichen mit seinen beiden Frauen, ein Bild nicht so groß als die Musikanten, aber mit größeren Figuren. — —

„Kannst du mir vielleicht etwas verschaffen über die Gegend bei Gotha, den Contur des Thüringer Waldes? oder etwas dergleichen? Ich möchte gern Alles recht getreulich machen. Die Charaktere sind diesmal anderer Natur als das Lumpengesindel, das zur Hochzeit zieht, aber nobler. Ich hoffe, meine Freunde werden zufrieden sein. Jedenfalls hoffe ich, dem dummen Geschwätz ein Ende zu machen, daß ich von Farbe nichts verstehe — woran mir nie etwas gelegen war. Denn von meinen Beurtheilern ist nichts Brauchbares zu lernen, was aber meine Freunde oft mag in Verlegenheit gebracht haben. Auf die Abdrücke freue ich mich sehr. Wie hast du dich arrangirt wegen etwaigen weitern Verkaufs? Bei mir sind alle Bestellungen abgesagt, hätte ich die Fliegenden Blätter nicht, hätte ich nichts zu verdienen. Der Gehalt ist vor der Hand besteuert, nächstens wird er verringert. Es wird hübsche Zustände geben, und keine Aussicht auf irgend etwas Vernünftiges. Was macht denn Rietschel? Hänel? Ich habe einen kleinen Sachsen in meiner Schule, der mir viel Freude macht: Moosdorf, früher bei Bendemann. Hast du ihn vielleicht gekannt? Krüger und Langer grüßen schönstens. Die fertigen Abdrücke haben mir sehr viel Freude gemacht. Ich danke ihnen schönstens, und wünschte nur, die Zeiten wären so, das man auf einigen Verkauf rechnen könnte. Man sollte glauben, Stärke, Treue und Weisheit müßten ungeheuer gesucht sein, auch Reichthum und Friede wären gefragt, aber Alles flau — ! wo soll das hin.

„Gesund ist Gott sei Dank Alles bei mir. Das kleine Madel wird alle Tage liebenswürdiger. In deinem Zimmer — o schöne Zeiten! wohnt meine Schwiegermutter. Mosthof wohnt am Eck der Barer- und Carlsstraße, mit einer schönen jungen Frau verheirathet. Vor ein Paar Tagen kam er von der Hochzeitsreise zurück. In den Stubenvoll, überhaupt ins Wirthshaus gehe ich gar nicht mehr, ich kann das politische Geschwätz nicht aushalten. So wollen wir denn suchen, das wilde Heer über uns wegziehen zu lassen, und uns an der Arbeit freuen, da auf Geld oder Anerkennung nicht zu rechnen ist. Ich werde nach und nach in den Besitz einer hübschen Galerie gelangen. Der König wird schon wieder einmal zu dir

kommen und wird dann das Bild gefirnißt sehen. Empfiehl uns deiner Frau, grüße alle Freunde und schreib bald wieder deinem alten Schwind."

Wie schon bemerkt, verließ Thäter mit dem Ablaufe des Jahres 1849 Dresden und siedelte nach München über. Dort war nämlich durch den Tod Amsler's die Professur für Kupferstecherkunst an der Akademie erledigt worden, und König Maximilian II. hatte dieselbe unterm 13. December 1849 unserm Thäter mit einem Einkommen von 1250 Gulden, 2 Scheffeln Weizen und 5 Scheffeln Korn verliehen. Diese Ernennung war gegen den Willen Kaulbach's, des Directors der Akademie, erfolgt, und aus diesem Umstande erwuchsen für Thäter unmittelbar und mittelbar mancherlei Unannehmlichkeiten, so unter andern auch das Zerwürfniß mit Schwind, das wir schon kurz erwähnten und auf das wir noch einmal zurückkommen müssen. Derjenige Künstler aber, dessen Aussichten und Wünsche durch Thäter's Anstellung am empfindlichsten berührt wurden, Heinrich Merz, der rühmlichst bekannte Kupferstecher, trat dem Neuankommenden mit würdiger Offenheit und neidloser Liebenswürdigkeit entgegen, so daß zwischen beiden Männern alsbald das frühere freundschaftliche Verhältniß auflebte, das denn auch stets andauerte und das Thäter in seinen Briefen oft und mit herzlicher Freude erwähnte. Wir lassen hier nun zunächst ein Schreiben Thäter's folgen, das er kurze Zeit nach seiner Ankunft in München an Rietschel schrieb, das seine dortigen persönlichen Beziehungen schildert, und dann zu einer Geldangelegenheit übergeht, aus deren Behandlung die ganze strenge Gewissenhaftigkeit Thäter's spricht.

„München, den 17. Januar 1850.

Grüß dich Gott, herzlieber, theurer Freund! Die Trennung von dir und den andern lieben Freunden sowohl, als auch das Geschiedensein von Frau und Kindern läßt mich noch nicht vollständig zum behaglichen Genuß meiner hiesigen sehr vortheilhaften und in Beziehung auf die mir gestellte Aufgabe sehr erfreulichen Stellung gelangen; ich denke mehr als je an alles das, was wir miteinander durchlebt haben, was ich in deinem Hause für schöne Stunden verlebt habe. In den letzten Jahren war unser Zusammentreffen sparsamer, und mir am liebsten, wenn ich dich Freitags und Sonnabends in deinem Atelier besuchen konnte; ja, ich kann versichern, daß mir gerade dieser Umstand mein Amt in der Akademie wesentlich erleichterte. Wenn ich mit Unlust daran dachte, zwei Tage von einer Arbeit weggehen zu müssen, so freuete ich mich darauf, daß ich dadurch Gelegenheit fand, etwas mehr als gewöhnlich mit dir und wohl auch einigen andern Freunden zu verkehren. Nun, das ist urplötzlich anders geworden; ich bin mit einem Male in eine ganz andere Umgebung gekommen, unter der sich auch manch lieber alter Freund befindet. Aber ich bin nicht mehr in dem Alter, wo man eine solche Veränderung mit Leichtigkeit erträgt, und meine hiesigen Freunde muß ich gewissermaßen von neuem gewinnen, da Zeit und Umstände ihre und meine Anschauungsweise der Dinge in der Welt, je nach den verschiedenen Erlebnissen eines Jeden, wenigstens scheinbar geändert haben; ich zweifele nicht, daß ich mit Einigen wieder ganz zusammenwachsen werde, und fange schon jetzt an, hie und da mich zu erwärmen. So habe ich auch schon einen neuen Freund gefunden, den ich von ganzem Herzen verehre und liebe, und der sich in gleicher Liebe mit mir verbrüdert hat, nämlich Schlotthauer, ein Mann, der durch und durch liebenswürdig ist; der nicht nur seiner Denkweise nach ein Christ ist, sondern ein recht praktischer Christ, die Liebe selber ist. Mit diesem verkehre ich fleißig; ebenso mit König, den ich täglich lieber gewinne. Merz ist eine gute treue Seele, dessen freundschaftliche Gesinnung zu mir dieselbe geblieben ist, trotz meines ihm unerwarteten Dazwischentretens bei seiner von Kaulbach begünstigten Bewerbung um die von mir eingenommene Stelle. In seiner Familie verbringe ich manch' freundlichen Abend. Unsern witzigen Raisonneur Schwind sehe ich fast täglich in der Akademie, seltener in seinem Hause, wo ich mich regelmäßig erkälte, weil man dort wenig einzuheizen liebt. — Es vergeht kein Tag, wo er nicht einen schlagenden Witz gebärt, und ich wünschte, mein Gedächtniß könnte alle diese oft höchst ergötzlichen Spitzen behalten. Ueber Schorn's großes Bild, „die Sündfluth", das Einen allerdings in Verlegenheit bringt, wenn man

davor steht, hat Schwind sehr pfiffig ein eigentliches Urtheil vermieden, und sich sehr bezeichnend für dies Kunstwerk so ausgedrückt: „Mich freut's nur, daß all' das Lumpengesindel versauft!" — Schaller ist der alte wunderliche Kauz, der Einem manchen Spaß, ich möchte sagen, belehrenden Spaß macht. Er ist so überzeugt von seiner untrüglichen Weisheit, daß er sich nicht scheut, das verrückteste Zeug auszusprechen, das oft mit schallendem Gelächter erwidert wird. Als Ehemann steht er unter dem Pantoffel. Vor seiner Hochzeit hat er gründlich nachgewiesen, daß sein erstes Kind ein Mädel sein müßte; der arme Kerl hat bis jetzt noch gar keins. Seine Frau erzählt ganz wohlgefällig in ihrer Unschuld, daß der König Ludwig sie einmal auf der Straße angeredet und gefragt habe, ob ihr Mann, Schaller, recht fleißig meißelt? — Doch einstweilen genug von dergleichen. Das nächstemal will ich dir erzählen, wie ich mein Amt treibe, und was sich davon hoffen läßt.

„Jetzt will ich nur noch eine Angelegenheit erwähnen, die mich mit Sorgen erfüllt, nämlich die Rückzahlung deines Darlehns von 175 Thalern. Dieselbe wäre, wie ich früher beschlossen und versprochen hatte, pünktlich erfolgt bei Vollendung meiner Cornelius'schen Platte. Daß dies nicht möglich war, erlaube mir dir nachzuweisen; ich habe 18 Monate an dieser Platte gearbeitet. Während dieser Zeit habe ich von Wigand 700 Thlr. bezogen; davon habe ich für die Arbeit selber an Localkosten, Transport des Cartons, Kupferplatte, Druckerei, Reisekosten (zweimal nach Berlin) rc. 113 Thlr 5 Gr. 8 Pf. an Auslagen verausgabt. Von den übrigen 586 Thlr. 24 Gr. 2 Pf. hätte ich natürlich nicht so lange bestehen können, wenn ich nicht von der letzten vorhergehenden Arbeit etwas übrig gehabt, und dazu noch den Gehalt von der Akademie bezogen hätte. Doch die außerordentlichen Ausgaben, die mir mein Sohn veranlaßte, hätte ich auch da noch nicht bestreiten können, wenn du mir nicht mit obiger Summe freundschaftlichst geholfen hättest, wofür ich dir schon oft im Herzen gedankt habe. Wäre nun meine Versetzung nach München nicht erfolgt, so hätte ich dir im Monat Februar v. J. meine Schuld abtragen können. Ende October erhielt ich von Wigand die Restzahlung von 300 Thlr. — Nun höre weiter. Dazu kam die erste Rate für eine neue Platte von Arnold 60 Thlr., für Monat October den Gehalt 16 Thlr. 20 Gr. Da hätte ich bei meiner Abreise von Dresden an Baarem gehabt 376 Thlr 20 Gr. = 659 Gld. 10 Kr. Davon aber wurden folgende Ausgaben bestritten: Mein Michaelis-Miethzins 27 Thlr. 15 Gr., die Jahresrechnung vom Schneider Schneider 36 Thlr. 18 Gr., Verpackung des Kaulbach'schen Cartons und anderer Sachen 10 Thlr. 2 Gr. 8 Pf. Summa 74 Thlr. 5 Gr. 8 Pf. = 129 Gld. 48 Kr. Meine Reise nach München (ohne Zehrung, aber mit verschiedenem Gepäck) 28 Gld. 30 Kr., Fracht für die Kaulbach'schen Cartons und meine übrigen Sachen 64 Gld. 23 Kr., meine bayerische Staatsdiener-Uniform 130 Gld., für mein Anstellungsdecret an die bayerische Staatscasse 134 Gld. 58 Kr. Summa 487 Gld. 39 Kr. Es bleiben also von obigen 659 Gld. 10 Kr. nur 171 Gld. 31 Kr. übrig, von denen der Haushalt pro Monat October bestritten wurde, und meine hiesigen Bedürfnisse vom 7. November bis 19. December v. J. Sei nicht bös, herzlieber Freund, wenn ich dich durch diese offene Darlegung überzeuge, daß es nicht möglich war, meine Schulden an dich abzutragen. Aber es wird — ich muß es dir aufrichtig sagen — auch in der nächsten Zeit nicht möglich sein, weil ich kaum weiß, wie ich es machen soll, um die mir bevorstehenden Ausgaben zu erschwingen; doch ich hoffe zu Gott, es wird sich machen; ich habe am 19. December meinen ersten Gehalt bezogen (86 Gld. 42 Kr.), den ich für den Monat November eingebüßt habe.

„Ich habe wieder einmal nach meiner alten Gewohnheit lang und breit über meine sieben Sachen mit dir gesprochen; aber diesmal glaubte ich dir es besonders schuldig zu sein, damit du nicht glaubst, ich betrachte meine Schuld leichtsinnig. Doch etwas muß ich noch beifügen: Du mußt mir die Berechnung der Interessen, die dein Kapital, auf andere Weise angelegt, dir getragen hätte, versprechen, die ich dann mit dem Kapital abtrage. Glaube ja nicht, daß ich dann etwa des Dankes vergesse, den ich dir in so reichem Maße nicht nur für diese, sondern auch für so vielfache Aushülfe aus allerlei Bedräng-

nissen, schulde, ich fühle es tief, daß du von allen meiner Freunde derjenige bist, der immer bereitwillig war, mir zu helfen, mich zu stützen, meine Klagen geduldig und nicht umsonst anzuhören, die alte Freundesliebe immer thätlich zu erweisen. Wenn ich an dich gedenke — und das ist wahrlich nicht selten der Fall — so geschieht es zugleich in dankbarer Liebe. Nun, ich hoffe, mit Gottes Hülfe dir von nun an Freude zu machen; denn es wird dich gewiß, wie keinen Andern, freuen, wenn ich zu Ehren komme, wenn Gott meinen Haushalt segnet, und meiner Hände Werk fördert. Sind wir auch jetzt räumlich getrennt; unsere Herzen werden in alter Liebe beisammen bleiben; Gott Lob und Dank für diese innige Ueberzeugung!" — —

„Nun, du lieber, alter Herzensfreund, halte mir meine Schmiererei zu Gute; ich sehe erst jetzt, daß ich recht viel gesalbadert habe. Ein andermal besser. Jetzt behüte dich Gott und segne deine Arbeiten, und gebe dir ein fröhliches Herz dazu und Ruhe und Frieden allerwege. Und behalte lieb deinen getreuen Freund

Julius Thäter."

Einen sehr ernsten und tiefen Inhalt führt uns der nächste, ebenfalls an Rietschel gerichtete Brief vor. Thäter blickt auf sein Leben nachdenkend zurück, und knüpft daran einen Aufruf an Rietschel, sich im Glauben immer mehr und mehr zu stärken. Mancher möchte vielleicht geneigt sein, in diesem durchaus religiösen Grundcharakter von Thäter's ganzem geistigen Leben und Weben Frömmelei und Pietismus zu erblicken, allein er würde damit offenbar einer irrigen Ansicht sich hingeben. Die Religiosität Thäter's ist eine völlig gesunde, bescheidene und demüthige, obwohl sie von großer innerer Kraft ist und sich demgemäß gern und oft äußert. Mit dem Augenverdrehen eines pharisäischen Muckerthums hat dieselbe gerade ebensoviel zu thun wie mit dem Hohnlächeln eines Geist-entkleideten Materialismus. Thäter ist im echt biblischen Sinne Luther's ein Christ, der mit dem Evangelium steht und fällt. In unsern religiös und kirchlich bewegten Tagen, wo die Parteien feindlich gegen einander stehen, und die Anschauungen auch manches redlich Strebenden gährend auf- und abschwanken, wird eine solche ruhige und feste Erscheinung, glaube ich, um so mehr gewürdigt werden müssen, und man wird diesem Standpunkte, obwohl er den erweiterten Ansichten der neuern Zeit gegenüber etwas Ausschließliches an sich hat, doch eine herzliche und aufrichtige Achtung nicht versagen können. Und so möge denn nun der Brief folgen:

„München, den 11. August 1851.

Grüß dich Gott, herzlieber, alter Freund Rietschel! In der Jugend strebt man vorwärts, um etwas zu erreichen; die Zeit dehnt und streckt sich unendlich lang, als ob das Ersehnte nie herbei kommen könne. Ist nun das Mannesalter, und mit ihm die Erfüllung unserer Jugendwünsche (so weit sie überhaupt erfüllbar sind), das Ziel unseres jugendlichen Strebens erreicht; dann scheint uns die Zeit viel zu kurz, um einen befriedigenden Gebrauch von den angewiesenen Mitteln zu machen, und ich kann mir jetzt denken: je größer das Feld ist, dessen Anbau uns anvertraut wurde, desto rascher scheint uns die Zeit zu eilen. Wenn nun das Alter kommen wird, in welchem man wegen Mangel an physischen Kräften nichts mehr schaffen kann, als seiner Seelen Seligkeit: wird es der Jugend in der Kraft des Strebens gleichen? nur, daß wir dann erkannt haben, wie alles Wissen und Können hier nur Stückwerk ist, und darum nach dem Unverwelklichen und Ewigen unsere Hände ausstrecken, und die Zeit wird uns wieder lang, unendlich lang sich zu strecken scheinen, bis wir aus unserer dunkelen, unvollkommenen Erkenntniß zum hellen Schauen gelangen werden. (1. Korinther, 5, 1—10.)

„Mit Freuden denke ich oft unserer Jugendzeit, obwohl sie — besonders für mich — reich war an Mangel äußerlicher Jugendfreuden, reich an mancherlei Noth und Beschwerden. Die Liebe zum einmal gewählten Lebensziel, das Suchen und Forschen nach dem Rechten und Wahren, das hinübergreift über alle Zeit, konnte weder Noth noch Armuth hindern. Du warst zu deinem edlen Wollen von Gott mit besonderen geistigen Gaben ausgestattet; da ging die Entwickelung rasch vorwärts. Bei mir hat der Herr meine Treue angesehen, und mich durch allerlei Prüfungen nur langsam zu einem bescheidenen Plätzlein geführt, damit ich ferner demüthig

Digitized by Google

meine Armuth erkenne, und nur von Seiner Gnade annehme, was ich aus eigenen Kräften nicht erringen konnte. So bin ich zum arbeitenden Manne geworden. Erst hat der Herr im Kleinen meine Treue geprüft, und mich am Kleinen geübt; das fühle ich genau durch alle meine Lebenswege durch. Er hat mir Höheres anvertraut, viel, sehr viel! ich könnte es nicht bewältigen. Der Platz, auf dem ich stehe, bietet mir bequeme Gelegenheit, wenn ich nach menschlicher Klugheit handeln wollte, mich äußerlich zu bereichern, und oft ist die Versuchung dazu groß. Vor den Menschen wäre es leicht zu rechtfertigen; vor Gott aber, der in das Verborgene siehet, gewiß nicht! ich will Dem treu sein und dienen, der Treue hält ewiglich. In diesem Sinne vollbringe ich täglich das mir übertragene Tagewerk; ich bin von früh bis Abends in meiner Schule thätig, und lasse keinen einzigen Schritt der mir anvertrauten Schüler unbeachtet; ich lehre, warne, tröste und helfe, wo es nöthig ist, zu jeder Stunde; und der Herr segnet mein Thun mit Gedeihen, und giebt mir viel Freude. Allerdings wird dadurch meine eigne Arbeit oft sehr versäumt, und zieht sich länger hinaus; das Einkommen darum sehr geschmälert. Doch der liebe Gott hat mir immer genau so viel gegeben, als ich zu einem mäßigen Leben bedarf. Aber ich habe Schulden; wie diese bezahlen? Auch da habe ich den Herrn zum Bürgen. Es ist oft vorgekommen in meinem Leben, daß ein plötzlicher Bedarf, der durch die laufenden Einnahmen nicht zu decken gewesen wäre, durch eine unerwartete Einnahme fast genau aufs Haar gedeckt wurde. Und so wird der Herr meine Schulden lösen, so gewiß, als Er treu und wahrhaftig ist. Hat Er doch auch unsere viel größere Schuldenlast getilgt durch sein bitteres Leiden und Sterben; wie sollte er uns nicht aus aller Noth erretten, so wir anders Glauben haben?

„Ja, Herzens-Ernst, du, meine erste Liebe in meiner Jugend; du hast vielleicht diese Kraft des Glaubens noch nicht in vollem Maße erfahren. Geh hin zu Christo, und rühre nur seines Kleides Saum mit festem Glauben an, und es wird eine Kraft von Ihm ausgehen und dir geholfen werden sicherlich aus aller Noth. (Lucas 8, 43—48.)

„Diesen Herbst hoffte ich dich zu sehen; doch es kann nicht sein! Aber ich bin dennoch früh und Abends bei dir, und zwar mit inbrünstigem Gebete, daß dich der Herr genesen lasse an Leib und Seele, dich zum Frieden, inneren seligen Frieden schon hier gelangen lasse, alle den lieben Deinen zur Freude, und vielen Menschen, darunter auch mir, zum Segen noch lange erhalte. Ja, das gebe Gott nach Seiner unendlichen Gnade! So grüßt dich von Grund des Herzens dein alter, getreuer

Julius Thäter."

Könnte Jemand noch darüber irgend ein Bedenken hegen, ob diese Sprache, diese Gedanken, wie sie in diesem und so vielen andern Briefen Thäter's erscheinen, auch wirklich und thatsächlich auf einer so echten, reinen und wahrhaftigen Gesinnung beruhen: der würde aus einigen der noch mitzutheilenden Briefe und namentlich aus dem hier sogleich folgenden sich überzeugen müssen. Dieser nächste Brief ist von Rietschel an Thäter gerichtet; er ist die Antwort auf die Glückwünsche, die dieser dem Freunde zu dessen Geburtstag (den 15. December) gesandt hatte, und er enthält dann die erwiedernden Glückwünsche Rietschel's zu Thäter's Geburtstag, der auf den 7. Januar fiel. Man höre Rietschel zu Thäter und über ihn reden:

„Dresden, den 5. Januar 1853.

Mein inniggeliebter Freund! Tief gerührt hat mich dein, aus deinem treuen Gemüth kommender Gruß zu meinem Geburtstage; ich habe dich umarmt und ans Herz gedrückt, als meinen nicht nur ältesten, sondern als meinen besten, treubewährtesten Freund, und habe wieder einen Blick gethan in deine liebe fromme Seele, die aus allerhand schweren Prüfungen geläutert hervorgegangen ist, daß sie fest steht im Glück und Freude, in Noth und Entbehrung, in Liebe und Freundschaft, wie es nicht oft gefunden wird. Ich bin glücklich, dich meinen Freund im schönsten, eigentlichsten Sinne des Worts nennen zu dürfen, und ich weiß, daß auch du mich so nennst, und nennen kannst.

„Wenn du mich jetzt mehr beobachten könntest, würdest du finden, daß ich in mir ruhiger geworden. Zwar fehlt mir jener schöne Gleichmuth, der dich in aller Noth feststehen ließ, gegründet auf

ein unwandelbar festes Vertrauen auf Gottes Liebe und Gnade. Es können mir noch leicht trübe Wölkchen diese Sonne verdecken, die doch immer wieder hervortritt und hell leuchtet, aber es ist nicht mehr jene Sorge und Qual, hinter welcher ein stiller Hochmuth und Ehrgeiz stecken, das ist freilich nicht mein Verdienst, das ich mir errungen. Mir ist so viel geworden, was ich nicht zu hoffen gewagt, was zu erstreben mir zu kühn geschienen hätte, und das hat mich demüthig gemacht. Ja ich glaube, daß ich demüthig bin. Ich fühle mich so weit entfernt, meinen Bestrebungen, Kämpfen und Ringen das Geringste dieses Erfolges zuzuschreiben. Denn weit Talentvollere erreichten nicht die Hälfte, was mir bei meinen mäßigen Gaben geworden ist. Ich arbeite jetzt mit Ruhe und der Freude, welche die Kunst geben soll.

„Dieser Brief nimmt einen Gang, den ich gern mit dir gehen möchte, ich möchte, ich könnte mit dir Vieles austauschen, aber der nächste Zweck wäre verloren, ich spräche dann ja zunächst nur von mir. Und warum schreib' ich? dir zu danken, dir die gleichen Wünsche zu deinem Geburtstage ans Herz zu legen. Mein Thäter, mein lieber, lieber Freund, kann ich auch für die Wärme meiner Wünsche nicht das Wort finden, so sind sie aber doch so warm, wie dein Werth und meine Liebe zu dir fordern, und das ist ja viel.

„Auch dir hat Gott viel gegeben an Segen in dir, im Haus, im Beruf. Es ist dir schwerer in mancher Zeit geworden als mir und Andern, desto mehr ist an den Bestand zu glauben, zu hoffen. Wer freut sich nicht, wenn es dir gut geht, wer liebt dich nicht, wer dich kennt. Ja Gott wolle dir Bestand geben an dem, was du hast, und dich und deine Familie, und das Werk deiner Hände segnen. Ein dankbarer und demüthiger Sohn wirst du Ihm bleiben.

„Meine Frau, die dich herzlich lieb gewonnen, theilt meine Wünsche für dich und grüßt dich und mit mir deine liebe treffliche Frau und Kinder aufs freundschaftlichste. Erhalte mir deine Liebe, wie die meine so frisch ist als ehemals. Grüße mir auch den lieben Freund König und Schwind. Ich hätte Ersterem auf seinen trefflichen Brief gern wieder geantwortet, aber, aber — man schreibt eben nicht mehr so oft als sonst.

„Es gäbe so Manches zu besprechen und zu berichten, doch es bleibe heut, ich werde doch durch meine Arbeit mehr mit München in Verkehr kommen.

„Daß Vogel abgetreten und sich hat pensioniren lassen, weißt du wohl, Hänel wird Gehalt und Stelle übernehmen! ein Gewinn, daß er bleibt.

„Leb wohl, Geliebter, meine Freundschaft bleibt unwandelbar, ich gehöre dir ganz. Dein E. Rietschel."

In jenem Briefe vom 11. August 1851 sprach Thäter von seiner Schule und seinen Arbeiten. Seine Lehrthätigkeit an der Akademie war von Erfolg begleitet, aber die Arbeiten dieser Jahre treten hinter die Leistungen der Dresdner Zeit zurück, zum Theil aus dem von Thäter selbst angegebenen Grunde, daß sein Lehramt ihn zu sehr in Anspruch nahm, zum Theil deshalb, weil er eben keine Cornelius'schen Zeichnungen als Vorlage hatte. Neben den Stichen nach Schwind, wovon wir sogleich reden werden, möchten die Arbeiten nach Schnorr wohl hauptsächlich zu nennen sein. Thäter hat nach Schnorr in der Reihe der Jahre und auch in jener Zeit, die wir jetzt betrachten, zahlreiche Arbeiten geliefert, und mit dem Meister über dieselben einen umfangreichen Briefwechsel, der etwa 160 Stücke umfaßt, geführt. Dieser Briefwechsel ist allerdings durchaus freundschaftlicher Natur, aber er ist doch seinem Inhalte nach im wesentlichen geschäftlicher Art, indem er sich auf den Stich der verschiedenen Platten bezieht. In diesem Sinne enthält er viele lehrreiche Andeutungen, die für Kupferstecher gewiß von erheblicher Bedeutung sein müßten, aber er würde für das größere Publicum wohl nur eine geringere Anziehungskraft besitzen. Ich habe zur Mittheilung an dieser Stelle einen Brief Schnorr's ausgewählt, der sowohl jenen Charakter des ganzen Briefwechsels andeuten, wie auch zugleich jene große Bereitwilligkeit und breite Gefälligkeit darlegen wird, die Schnorr in allen amtlichen und geschäftlichen Angelegenheiten eigen war, die ihm manche Freude, aber auch viel Last zuführte, und die, wie ich in diesen Blättern* schon sagte, auch manchem Unbescheidenen die Gelegenheit bot, die

* Band XXXIII. S. 72. u. fg.

Digitized by Google

Zeit des vielbeschäftigten Mannes zu mißbrauchen. Diese, auf wahrer Herzensgüte beruhende Freundlichkeit spricht auch aus diesem Briefe:

„Theuerster Freund!

„Die Kiste mit den gewünschten zwei Cartons, darstellend: den Tod des Kaisers Friedrich Barbarossa und die Schlacht des Rudolf von Habsburg gegen Ottokar, ist gestern von hier abgegangen, und wird wenig später als dieser Brief in München anlangen.

„Ich habe die Kiste an dich und als Abgabeort an die Akademie adressiren lassen. Es bedürfte vielleicht von deiner Seite einer Bemerkung, damit diese Kiste nicht mit den Ausstellungssachen verwechselt wird.

„Die Kiste ist eine von meinen alten und du wirst nach Jahr und Tag, wenn die Stiche fertig sind, mir die Cartons in derselben Kiste wieder zurücksenden. Es fällt demnach nur die Auslage für Transport und Emballage auf den Antheil der Akademie.

„Ich habe mich in der Sache nachlässig gegen dich benommen. Du hast alle Ursache, mich zu schelten, und ich werde mich nicht beklagen, wenn du reichlichen Tadel über mich ausschüttest. Die entsetzliche Ueberhäufung mit Arbeiten und Geschäften aller Art, Unwohlsein, und die Furcht, den einen gewünschten Carton, die Schlacht, aus vier großen Kisten, die eine Unzahl von Cartontheilen enthalten, heraussuchen zu müssen, veranlaßten ein beständiges Hinausschieben der Erfüllung meines dir gegebenen Versprechens; und der letztere Umstand, das Heraussuchen, hinderte mich auch, den gütigen Vorschlag des Herrn Commissär Petsch, das Geschäft zu besorgen, annehmen zu können. Die Sache ist jetzt besorgt und leichter gegangen, als ich dachte, weil ich das Gesuchte gleich in der ersten Kiste zu finden so glücklich war, so daß ich nicht einmal die Genugthuung habe, mir sagen zu können, daß ich ein Opfer gebracht habe und du keinen mildernden Grund zur Beurtheilung meines Benehmens finden kannst. So schilt nur zu, aber verzeihe mir und zweifle im übrigen nicht an der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft gegen dich.

„Unter allen Umständen sehe ich es als einen Gewinn an, daß diese Compositionen gestochen werden. Freuen würde es mich, wenn sie nach demselben Maßstab und in derselben Weise wie die von dir gestochenen Blätter gestochen würden; doch hast du hierin vollkommen freie Hand. Wie auf den früher dir übergebenen und wieder an mich zurückgegangenen Cartons wirst du die Angabe der Maße (bayerische Fuß) auf diesen Cartons auffinden können und ich habe durchaus nichts dagegen, wenn die Linien mit Kohle wieder aufgefrischt werden. Da die Cartons sehr gut fixirt sind, kann man diese Linien dann leicht wieder durch Brot entfernen. Im Vertrauen gesagt, ist einige Aussicht vorhanden, daß diese sämmtlichen historischen Cartons in den jetzigen Galerieräumen, wenn das historische Museum (Rüstkammer) darin aufgenommen wird, bleibend aufgestellt und durch Ankauf erworben werden. Die Summe, die ich erhalte, wird nicht sehr bedeutend sein; ich werde mich aber glücklich schätzen, diese Werke einer so schönen Sammlung einverleibt und passend aufgestellt zu sehen, um so mehr, als bei der Uebereilung der Ausführung in den Kaisersälen, zum Theil auf noch nasse Mauern, die Cartons bald eine größere Bedeutung erlangen könnten als die Malereien. Daß wieder ein paar von den Compositionen gestochen werden, kann der Erfüllung meiner Wünsche und Hoffnungen nur förderlich sein.

„Auf eine Beantwortung dieses Briefes, mein guter Thäter, rechne ich nicht; nur mag der junge Petsch durch seinen Vater mir die Ankunft der Cartons gelegentlich anzeigen lassen.

„Barfus hat mir die Ankunft der Zeichnung zur Kreuzigung pünktlichst angemeldet. Ich entbiete ihm einen schönen Gruß und wünsche herzlich einen recht guten Fortgang seines Unternehmens.

„Rietschel hat die Freude gehabt, daß seine Frau ihm ein gesundes Töchterchen geboren hat. Mit seiner Gesundheit geht es recht gut, und so ist er denn auch heiter und glücklich. Wir sind Nachbarn und nicht nur wir Männer, sondern auch die Familien, sind innig befreundet.

„Unsere Galerie hat in zwölf spanischen Gemälden, welche aus dem Nachlasse des Königs Ludwig Philipp von Frankreich durch Gruner erstanden worden sind, einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Ich hoffe,

Digitized by Google

Gruner wird über kurz oder lang ganz zu uns nach Dresden kommen. Jetzt sahen wir ihn, da er die Bilder selbst brachte, einige Tage unter uns.

„Tausend Grüße an die Deinen und an die Freunde. Gestern besuchte uns H. Heß mit Frau und Sohn, von Karlsbad kommend. Unveränderlich in treuer Freundschaft der Deine J. Schnorr.

Dresden, den 8. Juli 1853."

Die Arbeiten nach Schwind führten nun im Jahre 1855, wie gesagt, zu einem Zerwürfniß, das in dem gesammten Thäter'schen Briefwechsel dieses und des folgenden Jahres besprochen wird. Ich könnte dasselbe erschöpfend darstellen, doch würde dies hier zu weit führen, und ich muß mich darauf beschränken mitzutheilen, daß Schwind und Kaulbach lange Zeit feindlich gegen einander standen, während Schwind mit Thäter einen lebhaften Verkehr unterhielt. Im Jahre 1855 söhnte sich Schwind mit Kaulbach aus, und brach mit Thäter; und zwar vollzog er diesen Bruch in einer harten Weise, so daß Thäter wegen der ihm zugefügten Verletzung, wie wegen des Verlustes eines alten Freundes in Traurigkeit versetzt wurde. Eine Versöhnung wurde versucht, aber sie war nicht von Dauer, und noch im August 1856 wiederholt Thäter in einem Briefe an Rietschel die schmerzliche Klage über dies Ereigniß mit folgenden Worten:

„Aber ich habe auch noch bittere Kränkungen erfahren müssen: einer meiner geliebten Jugendfreunde, mein Schwind, ist nun doch — wie ich's immer geahnt habe — für mich verloren! Sein Betragen in den letzten Monaten läßt das nicht bezweifeln, und hat mich genöthigt, mich ganz zurückzuziehen. Den habe ich geliebt so manches Jahr! — Nun thue ich keinen Schritt mehr und wünsche auch nicht, daß irgend Jemand etwas dazu thue, um das alte Verhältniß herzustellen; das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Daß ich keine Schuld daran habe, wird die Zeit lehren. Den Schmerz über diesen Verlust habe ich — glaube ich, überwunden zu haben."

Trotz dieses traurigen Bruches ist jedoch ein äußerliches Verhältniß zwischen beiden Künstlern hergestellt worden, schon deswegen, weil Thäter drei große Platten nach Schwind's „Aschenbrödel" gerade damals begonnen und in diesen Jahren nun fertig zu stechen hatte. Allein der Bruch der alten Freundschaft war doch einmal geschehen!

Wir wollen versuchen, Thäter in seinen Beziehungen zu einem anderen seiner Freunde, dem sinnvollen und liebenswürdigen **Ludwig Richter**, noch kurz zu charakterisiren, und wir wählen dazu ein Paar Briefe aus, von denen der eine die Antwort auf den andern ist. Doch glaube ich einige Stücke in diesen Briefen ausscheiden zu sollen, weil sich dieselben auf persönliche Angelegenheiten dritter Personen beziehen, und weil deren Mittheilung vielleicht nicht ganz im Sinne des verehrten Meisters Richter sein würde. Richter schrieb an Thäter:

Dresden, den 22. März 1856.

„Lieber theurer Freund! Ein Briefwechsel, der in langen Pausen geführt wird, ist immer recht schwer flott zu erhalten. Du wirst das Gefühl auch haben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß du oft meiner freundlich gedenkst, wie es bei mir wahrlich auch der Fall ist, und es würde mir einer meiner liebsten Wünsche erfüllt sein, wenn ich dich wieder zum täglichen Umgange haben dürfte. Wir sind ein Paar Kerls, die, nach einem Ziele strebend, in der Verschiedenheit ihrer Naturen sich gegenseitig zu ergänzen recht geeignet sind. Ich fühle dies Freundschaftsbedürfniß jetzt wohl doppelt, seit ich durch den Tod meiner lieben, lieben Frau so einsam stehe, und seit Peschel durch die anhaltende Kränklichkeit seiner Frau mir sehr entzogen ist, so daß ich ihn seit Monaten nicht bei mir gesehen habe und ihn nur des Abends noch im Kaffeehaus ein Stündchen antreffe. Das Alter will einsam werden. Das stimmt mich oft recht wehmüthig. Aber weg mit solchen Gedanken! Morgen ist der liebe Ostertag, der Auferstandene wird mich ja doch nicht verlassen, und wäre nur der alte Sauerteig tüchtig ausgefegt, und wären ihm nur die Thore recht weit offen, er nähme dann auch mehr Besitz von dem Herzen, das ihm so gern ganz angehören möchte und doch so kleinlich, ängstlich, schwachgläubig mit ihm umgeht und so reizbar für tausenderlei Tand der Welt ist. — Das ist die alte Klage, das alte Lied — wie oft

ist's geklagt und gesungen worden, Menschenleben hindurch und Jahrhunderte hindurch, und es bleibt nichts übrig als der Kampf, das Vorwärtsringen durch Dick und Dünn und allen Dreck hindurch, bis man zuletzt als ein alter Soldat zerlappt und beschmutzt, aber nur tapfer und fahnentreu vor den Thoren der Friedensstadt ankommt und den Gnadenlohn empfängt.

„Aber ich wollte dir ja nicht diese Dinge schreiben, die du besser kennst als ich, es sei denn, sie gäben dir Veranlassung, mir mit etwas Besserem zu entgegnen.

„Das vergangene Jahr war mir inhaltreich, aber schwer, Kreuze auf allen Wegen, manchmal kaum zu tragen. Am Ende des Jahres plötzlich wendete sich Alles so unverhofft, und ich mußte so sichtbare Hülfe vom Herrn erkennen, daß ich sehr getröstet ward. Es war merkwürdig! Ein paar Wochen hindurch täglich ein Glück, eine Freude, die ganz außer aller Erwartung lag. — Nun, die Sonne hat sich wieder mehr verhüllt, und es mag sein, daß mir das recht nöthig ist. Einer weiß das besser als ich, und meine Tage sind ja in guten Händen! — Ueber die Verlobung meiner Helene mit Kretzschmar habt ihr euch gewiß gefreut. Ihr kennt ja Kretzschmar, und welch wackerer Mensch er ist. — —

„Nun aber noch eine Hauptsache. Lenchen hat die Hoffnung, ihre tief ins Herz geschlossene Mathilde vielleicht hier zu sehen, und lacht schon im ganzen Gesicht, wenn sie von dieser bevorstehenden Freude spricht. Wenn du und deine liebe Frau also Mathildchen den Reisepaß überliefert, so wird unser Haus voll Freude sein. Lenchen haust ja ganz allein in der ganzen vorderen Etage, hat die Schlüssel zu Küch' und Keller, und so können sie in dulci jubilo beisammen sein. Gaber's und Kretzschmar's werden sich alle freuen. Also schickt doch Mathilde recht bald! Lieschen werde ich Anfang Mai wieder nach Hause kommen lassen, sie muß sich vor Lenchens Hochzeit einwirthschaften, und da können alle drei Mädchen dann kochen und backen, nähen und zurüsten nach Herzenslust. Also, lieber Alter, gieb dein Ja und Amen dazu, du wirst viel Freude anrichten, und hoffentlich wird's auch Mathildchen nicht ohne Nutzen sein.

„Deiner lieben Frau und Kindern tausend herzliche Grüße, und so auch allen lieben Freunden, Schwind, König &c.

„Also Tildchen schicke recht bald.

Dein treuer L. Richter."

Auf diesen gemüthvollen, schönen Brief erwiedert Thäter:

München, den 1. April 1856.

„Grüß dich Gott, du lieber, theurer Freund! Das war freilich eine lange Pause, aber nun auch eine desto größere Erquickung! — Wie nach langer Dürre ein milder Regen von trockener Erde begierig eingesogen wird, so dein von alter Freundesliebe duftender Brief von meinem durstigen Herzen. Nicht, als ob ich Mangel hätte an geselliger Unterhaltung oder an gewürziger Geistesnahrung mannigfaltiger Art; aber wenn diese auch noch reicher wäre, als sie wirklich ist — dennoch würde das Herz nach alter, treubewährter Freundesliebe sich sehnen. Oft habe ich angesetzt, dir zu schreiben, aber die garstige, harte Stahlfeder ist viel zu spröde, um der inneren Bewegung willig genug folgen zu können. Und wo anfangen! Täglich möchte ich die inneren Erlebnisse und Erregungen meinen alten Freunden mittheilen und dagegen die ihrigen erfahren. Sieh', liebe Seele, das kann nicht sein und wird in diesem Leben wohl nicht wieder vorkommen unter uns! Das betrübt mich manchmal recht ernstlich; aber eben darum ist die Freude um so größer, wenn es Einem wieder einmal nach langer Zeit durch solch lieben Brief wie der deine recht klar wird, daß ja dort — ein Stück weiter oben auf der Landkarte — die alten Freunde noch leben, noch lieben, noch gedenken an die vorigen Tage. Nun, dafür sei dem Herrn herzinniger Dank.

„Den 2. April. Nun aber vor allem meinen herzlichsten Glückwunsch zum Bündnisse deines vielgeliebten Helenchen! Die Nachricht von dieser Verlobung war uns eine überaus freudige Ueberraschung, und wir können uns wohl denken, daß dieses Ereigniß für dich ein sehr erfreuliches war, und damit eine Sorge von dir genommen wurde. Das hat der Herr also gefügt, und Der wird es gedeihen lassen zu eurer Aller Segen und Freude! Und wie sollte ich dem lieben Lenchen und mei-

ner Thilde — die so traulich mit einander gepuppelt haben — die Freude versagen, in dieser glückseligen Zeit sich einander zu sehen? In Gottes Namen will ich die Mathilde ziehen lassen, da du mir versicherst, daß es dich nicht belästigt. Aber höchstens bis zu Lenchens Hochzeit.

„Den 4. April. Du siehst, herzlieber Freund, daß ich nicht einmal in einem Zuge einen solchen Brief fertig bringe, und — soll er wirklich in diesem Jahre noch in deine Hände gerathen — so muß ich in Kürze noch das Nöthige zusammenfassen und es dir überlassen, ob du noch Einiges mehr zwischen den Zeilen herauslesen willst. Täglich von früh bis Abends bin ich im Trapp, und kaum — wenn's gut geht — bleiben mir drei Stunden für meine Arbeit. Und doch — ich kann's selber nicht begreifen und habe nur die große Güte Gottes zu preisen, die mein geringes Thun so überschwenglich segnet; denn wie wär's sonst möglich? — —

„Deine Arbeiten sind hier immer mit einem wahren Jubel aufgenommen worden, und das Herz im Leibe lacht mir allemal, wenn ich meinen wackeren Richter so vollständig anerkennen höre. Nun, der Herr segne dir's und erhalte dich noch lange rüstig und frisch. Du hast in deinem Leben nicht in den Wind gearbeitet; deine Werke werden bleiben und viel köstliche Frucht tragen. Darum sei fröhlich und wohlgemuth; denn der Herr ist mit dir und deinem Thun! — Ach, recht viel hätte ich nun zu schwatzen; aber genug jetzt. Die Erwähnung mancher Namen in deinem Briefe, die mir lieb und werth sind, regt mich an, auch dies und jenes zu sagen; allein es kann jetzt nicht sein! Grüße die lieben Freunde alle, besonders Peschel und auch deinen künftigen Schwiegersohn Theodor herzlichst. — Gott mit dir, du lieber, alter, treuer Freund! Leb' wohl und gedenke manchmal deines alten, getreuen Julius Thäter."

Im Jahre 1859 hatte Thäter eine Reise nach Dresden gemacht, und er schrieb nach der Heimkehr von derselben einen Brief an Rietschel, in welchem er gleichsam einen Gesammtrückblick auf seinen ganzen Lebensgang thut, und der deshalb von besonderer Wichtigkeit sein dürfte. Hinsichtlich des übrigen Inhaltes dieses Briefes bemerke ich, daß Rietschel's „Angelegenheit mit Berlin", von welcher Thäter spricht, der Antrag ist, der ihm in Betreff der Direction der dortigen Kunstakademie gemacht war. Zwar sagt Oppermann in seinem Buch über Rietschel,* daß dieser Antrag dem Künstler im Herbst 1858 von dem Minister von Bethmann-Hollweg gemacht worden sei, aber dies ist offenbar irrig, da Bethmann erst im October 1858 ins Ministerium trat, und da außerdem ein Brief von Rietschel in dieser Sache an Berthold Auerbach, den Oppermann der zweiten Auflage seines Buches eingereiht hat, vom 8. September 1859 datirt ist. Dieser Antrag fällt also ins Jahr 1859. Er beschäftigte Rietschel während der Monate September und October auf das lebhafteste und peinlichste, weil gegen den Wunsch, ihn anzunehmen, die Pflicht stand, nicht mehr zu übernehmen, als er nach Lage seiner angegriffenen Gesundheit leisten könnte. Endlich erkannte er es klar als „Pflicht", dem Rufe nach Berlin zu entsagen. Dieses wird Thäter's Aeußerungen in der zweiten Hälfte seines nun folgenden Briefes verständlich machen.

München, den 31. October 1859.

„Grüß dich Gott, mein herzinnig geliebter Freund! Dein Brief vom 12. September, der mich auf meiner Reise nach Dresden begegnet hat, ist mir außerordentlich viel werth, weil er mir das alles schriftlich bewahrt, was ich dann dort bei dir gesehen und gehört habe. Aber deine herzliche Liebe zu mir rechnet mir meine Demuth und meine Zufriedenheit mit dem, was mir von Gott beschieden, zu hoch an; Gott weiß es besser, wie sehr ich Ursache habe, zufrieden zu sein mit Seiner gnädigen Führung aus der tiefsten Armuth und Verlassenheit zu dem größten Reichthum geistiger Genüsse durch meine Berufsthätigkeit und zu vielfachem Verkehr der edelsten Männer unserer Zeit und der liebevollsten Freunde, ganz abgesehen von dem zwar bescheidenen, aber doch ehrenvollen Bestand eines ruhigen und friedlichen Familienlebens; ja es kam nicht einmal von Zufriedenheit die Rede sein, sondern nur von rechtem inneren Herzensjubel voll

* S. 390; oder S. 321 der zweiten Auflage, Leipzig 1873.

Lob und Preis der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, der mich zu sich gezogen hat aus pur lauterer Liebe und mich erhält und trägt, voll langmüthiger Güte nicht müde wird, mir Gutes zu thun! — Könnte ich dir schildern, was ich neulich in Dresden empfunden habe, als mich eines Abends der gute Arnold in eine Wirthschaft im italienischen Dörfchen führte, wo ich dieselben Zimmer erkannte, in denen ich im Winter (1814 mag es gewesen sein) meine selbstgestrickten Strumpfbänder und wohlriechenden Seifenkugeln, welche meine arme, selige Mutter gemacht hatte, zum Verkauf herumtrug; dieselbe Küche, wo die dicke Köchin mit dem anderen Gesinde ihren Spaß hatten an meiner selbstgeschriebenen Ziehkarte, wofür ich ein Ueberbleibsel von Fleisch oder einige Knochenreste, an denen noch etwas Fleisch zu finden war, erhielt, das ich auf derselben Treppe, im Dunkel mich hinhockend, abnagte; könnte ich dir die Empfindung schildern, die mir in diesem Augenblicke mit Einem Schlage mein ganzes Leben vor die Seele führte mit all den vielfältigen Erbarmungen Gottes nach innen und außen: du würdest gewiß begreifen, daß ich den Herrn nicht genug loben und danken kann, und wenn ich tausend Zungen hätte. Rietschel! es wird für mich wohl der rechte Weg gewesen sein durch allerlei Noth und Mühsal, dabei aber immer herrlicher und besser.

„Ja mein letzter Besuch in Dresden war für mich in jeder Beziehung eine große Erquickung! Es versteht sich von selber, daß die herrlichen Kunstgenüsse, Galerie, Kupferstichsammlung, deine Arbeiten und die der anderen Freunde, sowie vieles andere Schöne und Neue, was ich dort sah, mein künstlerisches Interesse im höchsten Maß in Anspruch nahmen und mit neuem Muth und frischer Lust mich stärkten, was ich sehr bedurfte. Aber insbesondere war es doch der Verkehr mit all den Menschen, die mir dort lieb und werth sind, der mich im Innersten meines Herzens erquickte und beseligte. Der feine Geschäftsmann Arnold mit seiner liebenswürdigen Behendigkeit, Einem gefällig und freundlich zu sein; das geschäftige Bemühen meiner Schüler, ihrer Angehörigen und anderer junger Freunde, mir ihre dankbare Liebe zu erweisen; die sehr glückseligen Stunden bei meinen Schwagersleuten in Dohna; die für mich höchst erbaulichen Unterhaltungen mit den alten, wackeren Freunden Richter und Peschel, Beide lauter und rein wie Gold; das Wiedersehen des theuren Freundes Schnorr, der so vielfach und segensreich in meinen Lebensgang eingegriffen hat, und der wohl kaum ahnt, wie herzinnig ich ihn verehre und liebe, auch wenn ich ihm nichts von alle dem zu danken hätte, das er an mir gethan; dann noch viele andere Leute, die mich durch ihre herzliche Freundlichkeit erfreut haben. Am erquickendsten aber — ich darf es wohl sagen, ohne der aufrichtigen Liebe zu den anderen Freunden irgendwie Abbruch zu thun — war es mir, dich, du Herzensfreund, den ich liebe, wie eine Verlobte ihren Bräutigam liebt, wiederzusehen! Hier konnte ich dich freilich besser genießen, denn ich hatte dich einige Male ganz allein und war Herr meiner Zeit, was dort beides nicht der Fall war. Wie gern hätte ich alle Abende bei dir zugebracht; wie viel hatte ich noch mit dir zu reden! Aber Gott sei Dank für die wenigen Stunden, die ich in deinem Hause zubringen konnte; sie werden mir immer gegenwärtig bleiben. Deine Liebe und die Freundlichkeit deiner liebwerthen Frau hat allerdings den Wunsch in mir erweckt, in dem Hause einmal wohnen zu können, wenn ich wieder nach Dresden zum Besuche käme. Mit deinen liebenswürdigen Kindern möchte ich ein anderes Mal mehr zu schaffen haben; das war jetzt zu vorübergehend. Tausend Dank, herzinnigen Dank dir und deiner viellieben Gattin für diese schönen Stunden in deinem Hause!

„Deine Angelegenheit mit Berlin, die dich damals fast allein beschäftigte und nach dem Maße der hohen Wichtigkeit derselben innerlich erregte, ist mir wie zur eigenen Sache geworden, und es that mir weh, daß ich keinen bestimmten Rath finden konnte; es blieb mir nichts übrig, als mich täglich und bei jedem Gedanken an dich deshalb an den zu wenden, der allein zu rathen weiß, wie es zu unserem zeitlichen Wohle und ewigen Heile gut ist; ich habe es inbrünstig gethan, das kann ich betheuern; denn wessen Wohlfahrt könnte mir mehr am Herzen liegen? ich hatte innerlich die feste Ueberzeugung,

daß eine solche Veränderung dir den Frieden rauben würde, den du für dein körperliches Wohlbefinden, wie für das Gedeihen deiner kolossalen Arbeit — (das Luther-Denkmal in Worms) — so unbedingt nöthig hast; aber ich konnte diese Ueberzeugung nicht mit Worten begründen, weder mir selber, noch anderen; darum habe ich zum Herrn gebetet täglich, daß er nach Seiner unbegreiflichen Weisheit und Gnade dich führen wolle, wohin es auch sei, und daß Sein Wille geschehe. Und siehe, es ist geschehen! Dank und Preis dem gnädigen Gott, der dich nicht in die Hände der Mißgünstigen und Widerwärtigen will gerathen lassen! Das ist mir eine neue Bürgschaft für dein großes Werk, und darum auch für deine vollständige Genesung. Denn der Herr erhört Gebet und thut, was die Gottesfürchtigen begehren. — Aber, mein theurer Freund, laß mich noch ein Wörtlein über deinen Gesundheitszustand sagen; du mußt jedoch darüber deinen Arzt zu Rathe ziehen — —

„Nun, mein herzlieber Rietschel, wirst du froh sein, daß mein Papier zu Ende geht. Und doch möchte ich noch lange fortplaudern! Die Meinigen grüßen dich und mit mir deine treffliche Gattin aufs Herzlichste. Gott sei mit dir und segne dein Haus mit Freude und Frieden, und lasse dich fröhlich arbeiten und fördere dein Werk sichtbar; Er lasse dich völlig genesen gar Vielen zu Freude und Segen, der Kunst zu Nutz und Frommen, Ihm selber aber zu Lob und Preis! Ja, das gebe unser Herr und Heiland! — Herzinniglich küßt dich dein alter getreuer

Julius Thäter."

Wir schließen diese Auswahl einzelner Stücke aus der großen Sammlung der Briefe mit einem Schreiben Rietschel's, und werden nachher nur noch einige Stellen aus Thäter'schen Briefen mittheilen, welche sich auf die Ausübung seiner Kunst beziehen. Dieses Schreiben von Rietschel aber wird, wenn der Leser sich den leidenden Mann vergegenwärtigt, gewiß einen Eindruck machen müssen, der nicht frei von wehmüthiger Theilnahme sein kann. Es lautet:

Dresden, 5. Januar 1861.

„Geliebter, innig geliebter Freund!

„Du machst mich allemal mit deinem Geburtstagsbriefe weich. Welche Liebe, welch' Vertrauen und Hoffnung! da möchte ich fast von mir glauben, ich sei wichtiger als ich bin, um werth zu sein, daß der liebe Gott etwas mehr Rücksicht auf mich nehme. O mein geliebter Herzensfreund, ich sehe, daß Gott sehr scharf theilt. Er hat mir alles gegeben, was mein Leben schön machen könnte, allein in meiner Krankheit liegt alles, um dort jedes plus aufzuheben.

„Deinen Brief darf natürlich allemal meine Frau lesen, meine Schwägerin und meine Söhne, so weit sie um mich sind. Ich möchte ihn herumschicken, daß ihn jeder lese und ich sagen könnte, ich habe solchen Freund! Doch Wenige verstehen solche Sprache. Mein Peschel war längere Zeit nicht da.

„O Gott, wenn Wünsche und Gebete treuer frommer Freunde beitragen, Gottes Barmherzigkeit mir zuzuführen, so habe ich eine kleine compacte Phalanx, ohne die anderen, die eben so warm wünschen, ohne daß Gott dabei berührt werden soll.

„Es ist eine schwere Geduldsprobe, Gott hat mich von dieser Seite gekannt. Ich erwache einen Morgen wie den anderen, oder eine Nacht wie die andere, fühle mich schwach und athemlos, Husten und Schleimauswurf, und gänzlich ohne Appetit, so daß mein Zustand seit Monaten derselbe bleibt, und so bleiben wird, bis die allein heilende warme Luft kommt. Das Atelier liegt vor mir im Hintergrund des Gartens, ich sehe Luther's Kopf der Gypsstatue über die Gardine hervorragen, die Schüler sind thätig, und ich kann nicht dabei sein. Glücklicherweise habe ich, als ich vierzehn Tage täglich ein bis anderthalb Stunden anfing zu arbeiten, alles angeben können, was in Gyps zu bossiren war, den Kopf arbeitete ich noch um. Dieser Luther sollte dir schon gefallen und selbst von König hoffte ich ein Beifallszeichen zu erhalten. Doch du weißt, wie gern ich liebevoll meine Sachen selbst vollende, nicht eine Falte aus der Hand gebe, hier muß ich aber manches stehen lassen. Ein Schwanthaler werde ich nie werden, was ich nicht machen und übersehen kann, das bleibt. Hätte ich nur mein Luther-Monument fertig! und — hätte ich auch nur meinen sauer

Digitized by Google

verdienten Lohn dafür, dessen Hälfte stehen bleibt bis am Schluß der Arbeit, und wenn dann das Geld zusammen ist, ich zweifle. Ich that es für die Sache und für die Kunst, und so wird's den Meinen nicht zum Schaden werden.

„Eben war Schnorr hier, er grüßt dich herzlich, er hat sich gefreut vor kurzem deinen Hermann zu sehen. Dein Sohn war nun so lange hier, und ich habe ihn nie bei mir gehabt, zu Tisch oder sonst wie, nicht nur, daß ich mich der Gesellschaft entwöhne, und gehe gern in Gesellschaft, ich darf auch nicht sprechen, wie oft hör ich in meiner Gegenwart dies oder jenes aufstellen, behaupten, und ich muß schweigen, ich würde husten müssen. Alles was ich gern genieße, das ist mir versagt. Und doch hat Dr. Walther, unser großer Diagnostiker, die Ueberzeugung, daß es — gut mit mir stehe, daß er sogar eine Ausheilung hofft. Ich nicht! Ich weiß wohl, wäre ich gleich fort nach Süden, befänd' ich mich wieder wohl. Sobald also die wärmeren Tage kommen, muß ich fort ein paar Monate, und im Spätherbst wieder fort, nach Nizza vielleicht. Welche Existenz! jeder Tag außer der Heimath ist mir ein Schmerz; Nichts thun, und davon sich erholen und von der Erholung wieder ausruhen, welche Existenz! Ach mein guter Thäter, das Leben kann recht schwer sein, was hab' ich gern gearbeitet, und jetzt solche stärkende Arbeit, und sie liegen lassen müssen.

„Ist das ein Geburtstagsbrief? so viel geschrieben, und noch kein Wort zu dir, du geliebter Freund. Es sind Klagen über meinen Zustand. Gott erhalte dich so frisch an Geist und Herz in deiner Kunst, in deiner Familie, deinen Freunden, wie bisher, Er segne dir das Werk deiner Hände, und lasse aus dem ersten der Reihenfolge die anderen hervorgehen. Du hast mir nichts über deine Arbeiten geschrieben, mein Geliebter, du weißt, welchen Antheil ich daran nehme.

„Von hier weiß ich nichts mehr. Ich bin vom Januar vorigen Jahres an weder in Gesellschaft, noch Kneipe, noch sonst wohin gekommen, und so ist es fortgegangen. Meine Freunde besuchen mich hier und da. In München lebte ich wieder auf, in Reichenhall ging mir's leidlich, ich bin doch immer ausgegangen, und habe nach Herzenslust gegessen. Wie die Luft draußen riecht, weiß ich nicht mehr.

„Ob ich dieses Jahr werde irgend München berühren, weiß ich nicht, dich zu sehen, sollte mich sehr freuen. Gott behüte dich, und lasse es dir und den Deinen wohlgehen. Mich beglücke mit deiner Liebe wie bisher. Habe Nachsicht mit meinem Briefe, es wird mir jetzt schwer. Meine Frau, die jetzt nicht im Moment da ist, vereinigt ihre Wünsche und Grüße mit den meinigen, sie verehrt und liebt dich sehr. Auch an deine liebe gute Frau die allerherzlichsten Grüße, und die Töchter nicht zu vergessen. Ach möchte ich mit dir doch noch einmal recht gesund und frisch zusammenkommen. Mit treuer unwandelbarer Liebe von ganzem Herzen dein E. Rietschel.

Grüße König freundlichst."

Dieser Brief war der letzte, den Rietschel an Thäter schrieb. Wenige Wochen später, am 21. Februar 1861, erlag er dem schmerzlichen Leiden, das ihn Jahre lang gequält hatte; seine Hoffnungen auf Genesung waren die Täuschungen, mit denen so gern die Phantasie der armen, von der Schwindsucht heimgesuchten Menschenkinder spielt.

Thäter überlebte Rietschel fast um ein volles Jahrzehnt. Sein Leben floß in ruhiger Thätigkeit, begünstigt durch häusliches Glück und mannigfache Anregungen, dahin. Auch äußere Auszeichnungen fehlten dem verdienstvollen Künstler nicht, und wir wollen nicht unterlassen, hier anzumerken, daß Thäter Mitglied der Kunst-Akademien zu Dresden und Wien, sowie auch Ritter des bayerischen Michaelis-Ordens I. Classe war. Seine amtliche Stellung veränderte sich im Jahre 1868 insofern, als er zum Conservator der Kupferstich- und Handzeichnungs-Sammlung an Stelle Hefner v. Alteneck's ernannt wurde, der an das bayerische National-Museum versetzt worden war. Diese Stelle bekleidete er jedoch nur kurze Zeit, denn schon im Jahre 1870, am 13. November, wurde er aus diesem Leben abberufen; schwere und häufige asthmatische Anfälle hatten ihn aufs Krankenbett geworfen und ein endlicher Schlagfluß erlöste den Leidenden.

Jene Tage, in denen der große Kampf um das Vaterland wogte und so manches

Digitized by Google

theure Leben dahin raffte, war natürlich wenig geeignet, den Verlust eines einzelnen Künstlerdaseins besonders zu empfinden. Um so schicklicher aber ist es gewiß jetzt, auf dieses Künstlerdasein zurückzublicken, und Thäter als Mensch wie als Künstler zu würdigen. Wenn wir glauben, jenes, indem wir den trefflichen Mann selbst sprechen ließen, in einer Weise erfüllt zu haben, daß wohl Jeder ihn lieb gewinnen muß, so hoffen wir ebenfalls in Bezug auf dieses ihn treffend zeichnen zu können, indem es auch hier möglich sein wird, durch Zusammenstellung verschiedener seiner Aeußerungen und Aufzeichnungen ein Gesammtbild seiner künstlerischen Grundsätze zu bieten. Zuvor aber, meinen wir, dürfte es angemessen erscheinen, die hervorragendsten seiner Werke in den Gruppen der verschiedenen Meister, nach denen er gestochen, kurz anzuzeigen. Seine selbständige künstlerische Thätigkeit beginnt 1825 mit dem Blatte nach Cornelius' Faust, und so stellen wir billig diesen Meister voran. Thäter stach u. a.:

Nach Cornelius:

Faust's Spaziergang am Ostertage; 1825.
Einen Zwickel der Deckengemälde im Heldensaale der Glyptothek zu München; 1838.
Die Entwürfe der Friedhofshalle in Berlin, 11 große Platten; 1846—48.
Die apokalyptischen Reiter; 1848—49.

Ferner nach Rauch:

Eine Reihe von dessen Bildhauerwerken; 1827—1833.

Nach Schnorr:

Hagen bei den Meerweibern; 1834. Nicht vollendet.
Siegfried's Tod; 1837.
Barbarossa's Einzug in Mailand; 1842.
Barbarossa in Venedig; 1843.
Rudolph von Habsburg's Gericht über die Raubritter; 1844.

Nach Carstens:

Die Nacht mit ihren Kindern; 1839.
Die Ueberfahrt des Megapenthes; 1842.

Nach Kaulbach:

Die Hunnenschlacht; 1837.
Die Sachsenschlacht; 1841.
Die Völkerscheidung; 1851.

Nach Schwind:

Die Musikanten; 1837.
Ritter Curt's Brautfahrt; 1846.
Der h. Elisabeth Werke der Barmherzigkeit 7, Blatt; 1855.
Aschenbrödel, 3 Blatt; 1856—58.

Nach Rafael:

Predigt des Paulus in Athen; 1860 und 1861.
Petri Fischzug, unvollendet.

Außer diesen hervorragenderen Blättern stach Thäter noch Einzelnes nach denselben Meistern, wie besonders dann auch mehrere große Platten nach H. Hermann und zahlreiche Blätter nach G. König, ferner auch Einzelnes nach Rietschel, Schinkel, Wach, Richter und anderen Meistern. Mit König gemeinschaftlich gab er eine „Bilderbibel" in sehr kleinem Format heraus; und theils nach Vorlagen, theils unmittelbar nach dem Leben stach er verschiedene sehr gelungene Bildnisse von Zeitgenossen, wie z. B. von Rietschel, Cornelius, Karl Ritter, Gotthold Heinrich Schubart, Schwind, Schorn, Rettberg u. A.

Schon die Namen der Meister, nach denen Thäter stach, bekunden seinen innigen Zusammenhang mit der neueren deutschen Kunst, und zwar mit demjenigen Theile derselben, welchen man mit Recht die classische Kunst zu nennen pflegt. Cornelius war derjenige Meister, der ihn zum richtigen künstlerischen Bewußtsein brachte, der fortdauernd durch seine Werke den entschiedensten Einfluß auf ihn übte. Man darf deshalb auch schon ohne Weiteres hiernach auf eine große Uebereinstimmung der künstlerischen Anschauungen und Grundsätze schließen. Und diese bestanden im Wesentlichen darin, daß der Künstler nicht mit den Mitteln seiner Kunst spielen solle, um blendende Erscheinungen hervorzubringen, sondern daß er diese Mittel mit Weisheit und Freiheit zum Ausdruck von Gedanken und Empfindungen gebrauchen solle; — oder mit anderen Worten, daß die Seele im Kunstwerke das Erste und Wesentliche sei, welches in der Darstellung

Digitized by Google

zur Erscheinung gelangt, daß aber ein leeres Ueberwuchern der bloßen Darstellungsmittel werthlos und verwerflich sei. Es sind dies die Grundsätze, welche Winkelmann schon verkündet, die Carstens ausgesprochen und verkörpert hatte, und die in der ganzen classischen Periode unserer Kunst wirksam gewesen sind. Auch Thäter war sich derselben vollkommen bewußt, nicht nur in dem Sinne, daß er, ihnen stillschweigend folgend, sie in seinen Arbeiten darlegte, sondern auch in dem bestimmteren Sinne, daß er sie mit voller Klarheit in Worten ausdrückte. Dies that er in verschiedenen Aufzeichnungen, von denen er eine „Ueber Reproduction in der bildenden Kunst" 1867 in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte, sowie in gelegentlichen Aeußerungen, die er in Briefen niederlegte. Wir lassen ihn deshalb hier auch gleich selbst wieder reden, und meinen, daß nichts so sehr wie seine eigenen Worte, in Uebereinstimmung mit dem Geiste, der aus seinen Arbeiten spricht, das klare Bewußtsein bezeugen kann, das ihn in seinem Streben leitete.

Wir beginnen mit einem Briefe an Rietschel vom 9. April 1839. Er erinnert in demselben den Freund zunächst daran, wie kindisch und bisweilen wie lächerlich sein jugendliches Treiben wohl gewesen sein möge, aber er fährt dann fort, daß dasselbe, „insofern es mit meinem innersten Wollen, das mir damals freilich noch nicht klar bewußt war, zusammenhing, mich vor gewöhnlicher Verflachung bewahrte. Was ich früher in einer gewissen Ahnung that, ist mir jetzt zum Bewußtsein in meinen Handlungen geworden; ich habe nämlich immer gesucht, etwas in mir selber zu finden, das sich verarbeiten ließe, und ich glaube jetzt, daß ich es nicht umsonst gesucht habe. Es war mir nie wünschenswerth, etwas zu werden, das schon da war; darum habe ich mich nie zum Copiren und dergl. entschließen können; ich habe die guten Arbeiten alter und moderner Meister meines Faches wohl meist gesehen; habe aber nie eine dergleichen als Muster zu meiner Arbeit hingestellt, um es auch so zu machen. Dies hat ohne Zweifel das Gute gehabt, daß ich selber nach und nach, und namentlich in den letzten sechs, acht Jahren, durch die Art und Qualität der zu behandelnden Stoffe dazu begünstigt, ein System ausbildete, das mir schon ziemlich geläufig geworden ist und noch mehr werden wird; ein System, nach welchem ich im Stande bin, Alles lebendig und frei aufzufassen und wiederzugeben; ein System, das mich als Künstler aufrecht erhalten wird, wenn mancher Andere, sonst sehr geschickte Arbeiter, durch das immermehr überhandnehmende Maschinenwesen zu Grunde gehen wird."

Eine Ergänzung oder Fortsetzung dieses Bekenntnisses läßt sich in einer Stelle des Briefes, den Thäter am 18. April 1841 an Rietschel schrieb, erkennen. Rietschel hatte des Freundes guten Humor gepriesen, und daran anknüpfend erwidert ihm Thäter:

„Du hast nicht Unrecht, wenn Du mir guten Humor zuschreibst. Vielleicht habe ich ihn darum, weil ich nicht nach Dingen strebe, die über meinem Horizont stehen, und die, wenn sie mir zu Theil würden, mich beunruhigen, anstatt befriedigen würden. Hätte ich z. B. danach getrachtet, ein großer Kupferstecher zu werden, so würde ich gewiß äußerst mittelmäßig geblieben sein; da ich aber nur darauf hinarbeitete, ein nützlicher Kupferstecher zu werden, so bin ich auch so weit gekommen, daß ich mich für gewisse Sachen brauchbar gemacht habe. Bei der Arbeit nehme ich die Kräfte, welche mir zu Gebote stehen, möglichst zusammen; bevor ich aber Hand anlege, wird die Sache nach allen Seiten hin bedacht, und dann erst, wenn dies gewissenhaft geschehen, geht es, im Vertrauen auf Gottes Hülfe, rasch ans Werk. Manch' Körnlein Taback verglimmt, ehe der Stichel zierliche Spänlein schneidet; hat er aber einmal das blanke Kupfer geschmecket, dann glitscht er begierig verzehrend über die spiegelnde Fläche, nicht ruhend, bis er völlig gesättigt, der eiserne Fresser. — Sieh, lieber Ernst, hätte der liebe Gott mir nicht die heitere Stimmung gegeben, mit deren Hülfe ich manche schwere Stunde mühsamer Arbeit und harte Geduldprobe ruhig überwinde: wie wollte ich eine Arbeit zu Stande bringen, wie die, welche ich jetzt in den Händen habe?"

Es war eine Zeichnung Kaulbach's, die „Sachsenschlacht" darstellend. Wir über-

Digitized by Google

gehen die weiteren Aeußerungen Thäter's über die Ausführung dieses Stiches, und lassen dafür diejenigen folgen, welche er in Bezug auf die Wiedergabe des Schwind-schen „Aschenbrödel" in einem Briefe an Rietschel vom 12. Juli 1855 niederlegt, weil dieselben ungemein klar und bezeichnend sind. Thäter sagt da mit Bezug auf diese Arbeit:

„Wer die Cartons gesehen hat, wird wissen, daß sie sehr flüchtig mit Kohle gezeichnet sind. Wenn solche Sachen von anderer Hand nun in Kupferstich übersetzt werden, so — denke ich — kann es nur dankbar aufgenommen werden, wenn bei sorgfältiger Erhaltung der Eigenthümlichkeiten des Meisters, bei möglichst treuer Wiedergabe des Ausdruckes und der Formen im Einzelnen, wie der Wirkung im Ganzen durch eine gewisse Sauberkeit der Arbeit die Gegenstände durchgebildeter erscheinen, was ja schon durch den kleineren Maßstab zum Theil herbeigeführt wird. Alle — und es waren zum Theil urtheilsfähige Künstler — welche diese Sachen bei mir, während ich daran arbeitete, gesehen, freueten sich über die Behandlung derselben, und behaupteten, ich habe sie weit mehr ausgeführt; bei genauerem Vergleich aber fanden sie, daß ich durchaus nichts hinzugethan oder weggelassen, und wo ich etwas weggelassen hatte, war es im Sinne Schwind's geschehen."

Noch ausführlicher und, wenn man will, deutlicher sind diese Grundsätze in einem weiteren Briefe an Rietschel vom 6. April 1859 ausgesprochen, wo er dem Letzteren über den Stich nach den Rafael'schen Cartons zu den sogenannten Tapeten, welchen er im Auftrage des Kunsthändler Arnold in Dresden machen wollte, schrieb. Thäter sollte diese berühmten und großartigen Werke nach Photographien stechen, und er erblickte hierin eine „merkwürdige Aufgabe", über deren Lösung seine nun folgenden Aeußerungen dem Freunde einen Aufschluß geben sollten. Er schrieb:

„Um nun gleich zunächst von dieser zu reden, kann ich dir gar nicht sagen, wie glückselig mich dieselbe stimmt! ich hätte mögen mit meinen schwachen Beinen über alle Tische und Stühle in meiner Behausung springen! Du hast ja die Sachen gesehen, und ich brauche dir nicht ihre Schönheiten zu schildern; aber das muß ich sagen, daß hier kein Kupferstecher etwas herausbringen wird, der sich nicht völlig frei und unabhängig von seinem Handwerk fühlt. Man muß sicher in der Handhabung des Materials und der technischen Mittel sein, aber sich nicht durch sie bestimmen lassen. Dieses Suchen und Forschen, Herausfühlen des Inhaltes und Ausdruckes, dieses lebendige Gestalten und Schaffen, wie es hier beim Wiedergeben eines solchen Werkes nöthig ist, schließt alles mechanische Thun und Aneinanderreihen, wie es sonst wohl in der Natur des Kupferstiches liegt, völlig aus. Während das Ganze in seinem Gesammtausdruck und in seiner Totalwirkung ohne zu wanken noch zu weichen fort und fort lebendig vor der Seele des Kupferstechers stehen muß, hat er innerhalb dieser Gesammtempfindung das Einzelne herauszubilden und zu gestalten, und so gleichsam im ursprünglichen Sinne des Meisters zur harmonischen Vollendung des ganzen Werkes zu gelangen. Es ist dies keine geringe Aufgabe, und Arnold ist gewissermaßen berechtigt, an deren Lösung zu zweifeln, weil er bisher alle Ursache hatte, nur die mechanische Virtuosität der Kupferstecherei wie eine oder als eine respectable Kunst zu halten. Hier hat er nun zum erstenmale — ich glaube nicht, daß ihm jemals schon eine ähnliche Empfindung vor die Seele gekommen ist — das deutliche Gefühl, daß solch' lebendig vergeistigte Formen und Ausdrücke doch unmöglich mit den bloßen Strichen, mit dem mühseligen Kupferstichelн herauszubringen seien. Und — wie gesagt — er hat vollständig Recht! Das muß auf andere Weise entstehen. — Ob ich dazu der rechte Mann bin? ich antworte herzhaft: Ja! — Das war ja von jeher mein ganzes Wollen und Anstreben, die Kupferstecherkunst von der ihr anklebenden Zwangsjacke, die sie immer mehr herausputzte und sich selber immer besser in ihr gefiel, zu befreien; sie zunächst von ihrer eitlen Selbstgefälligkeit und falschen Selbstständigkeit zur Besinnung zu bringen und zur demüthigen Hingebung und Fügung in den Dienst höherer Kräfte willig zu machen. In diesem Sinne sich zu üben, hat wohl kein Kupferstecher mehr Gelegenheit gehabt, als ich, der ich fast aus-

schließlich nur den oft höchst ungenügsamen Wünschen und Anforderungen lebender Künstler mit meinen geringen Kräften zu genügen hatte. Aber gerade diese durchschnittlich sehr anstrengenden Bestrebungen haben mir eine Gewandtheit in Behandlung der materiellen Mittel verschafft, die in wirklich künstlerischen Fragen jene glanzvolle Meisterschaft anderer Kupferstecher gewiß ersetzt. Nicht die vortrefflichen technischen Mittel, die sich im Laufe der Zeit zu einer so großen Vollkommenheit, wie sie jetzt zu Tage liegt, herausgebildet haben, verwerfe ich; sondern nur die Art ihrer Anwendung muß ich tadeln und meine Schüler davor warnen. Doch, ich komme da in weitläufige Erörterungen meiner Ansichten, während ich eigentlich nur kurz sagen wollte: ich müßte mich gänzlich an mir selber und in der Sache irren, wenn ich nicht mit fester Zuversicht auf Gottes treuen Beistand der fröhlichen Hoffnung mich hingeben sollte, daß ich in dieser Arbeit gewiß was Rechtes leisten werde, das Gott zum Lobe und den Menschen zur Erbauung dienen könne."

Der erwähnte gedruckte Aufsatz „über Reproduction in der bildenden Kunst" enthält treffliche Ausführungen, doch würde die unverkürzte Wiedergabe desselben hier zu weit führen. Wir müssen uns darauf beschränken, einige der wichtigsten Stellen herauszuheben. Thäter entwirft zunächst in kurzen treffenden Zügen ein Bild von der Entwicklung der Kupferstecherkunst, und knüpft dann an das Wiederaufleben der deutschen Kunst um den Beginn dieses Jahrhunderts auch die eigenthümliche Erneuerung der Kupferstecherei an.

„Es gab also wieder ein nationales Kunstleben, das auch den deutschen Kupferstechern eine neue Bahn eröffnete, welche sie mit Begeisterung betraten, indem sie sich den Bestrebungen ihrer in Rom lebenden großen Zeitgenossen anschlossen und deren Dienst alle ihre Kräfte widmeten. Wie Cornelius und Alle, die mit ihm wirkten, alles gedankenlose, manierirte Thun und Treiben in der Kunst energisch bekämpften, so warfen auch die Kupferstecher alles Handwerksmäßige von sich, und erhoben einestheils die alten Meister Albr. Dürer und Marc-Anton u. A. m., anderntheils die Natur zum Gegenstand ihres mit strengem Ernst betriebenen Studiums. So gelang es ihnen, den Kupferstich wieder in sein ursprüngliches — ihm als zeichnende Kunst allein zukommendes Gebiet — einen künstlerischen Gedanken behufs der Vervielfältigung durch Form und Ausdruck zu reproduciren — zurückzuführen. Wenn auch die ersten Producte dieser neuen Bestrebungen noch hie und da hart und trocken erschienen, so war doch die allein kunstgerechte Behandlung des Kupferstiches wiedergefunden, welche einer Fortbildung zu möglichster Vollkommenheit hinlänglich freien Raum gewährte, und in welcher die reichen Erfahrungen bezüglich völliger Beherrschung der materiellen Mittel ihre richtige Verwerthung finden konnten.

„Es würde zu weit führen, hier alle die interessanten und schönen Arbeiten zu nennen, welche nach Cornelius, Overbeck, Thorwaldsen und Anderen von Lips, Ruschewey, Barth und insbesondere von Amsler gestochen wurden, sowie auch späterhin von Stölzel, Krüger und Anderen. Bezüglich correcter und schöner Zeichnung that es Amsler allen seinen Kunstgenossen zuvor.

„Das Geistreichste kupferstecherischer Reproduction aber wurde von Schäffer geleistet, welcher sich unter den von allen Seiten herbeieilenden zahlreichen jungen Künstlern befand, die sich um Cornelius sammelten, als dieser von Rom nach Deutschland zurückkehrte."

Thäter bespricht nun zunächst noch weiter Schäffer, darauf Amsler, seinen trefflichen Lehrer, und geht dann zu dessen bedeutsamer Wirksamkeit in München als Professor der Kupferstecherkunst über. Dann fährt er fort:

„Daß solche Künstler wie Amsler und Schäffer — der Erstere im Bewußtsein seiner Herrschaft über das Material, das ihm kein Hinderniß sein konnte, seinem Gefühl für Formenschönheit und Tonbildung gerecht zu werden, während der Andere in Folge seiner genialen Keckheit die Schwierigkeiten einer complicierteren Ausübung seiner Kunst unterschätzte — sich geneigt fühlten, die naturgemäß engen Grenzen der Kupferstechkunst zu überschreiten, und lieber freie selbständige Künstler sein, als im Dienste ihrer großen Zeitgenossen arbeiten wollten, ist leicht begreiflich. Wissen doch die wenigen Kupferstecher, welche nach Amsler und Schäffer alle ihre Kräfte mit

aufopfernder Liebe und Treue dem Dienste der Kunst der Gegenwart widmeten, indem sie die Werke der Meister Cornelius, Schnorr, Overbeck, Schwind, Genelli, Kaulbach, König und Anderer bearbeiteten, davon zu erzählen, wie schwer es ihnen stets geworden ist, den Anforderungen dieser Künstler nur einigermaßen Genüge zu leisten; wie viele entmuthigende Demüthigungen sie erfuhren, und wie manche trübe Tage und schlaflose Nächte ihnen bereitet wurden! Es sei aber ferne, damit sagen zu wollen, daß die Kupferstecher etwa unverdienter Tadel getroffen habe; es soll nur angedeutet werden, wie unendlich schwierig es ist, das Werk eines lebenden Meisters wiederzugeben, und dabei den Kernpunkt desselben, den inneliegenden Gedanken, das, was der Meister gewollt hat, zu treffen und richtig zu betonen. Der Meister fragt nicht danach und kümmert sich nicht darum, mit welchen technischen Mitteln der Kupferstecher arbeitet; aber er fühlt sofort heraus, ob dieser seine Handschrift mit innerem Verständniß gelesen hat, und empfindet es schmerzlich, wenn der Accent nicht genau mit seiner innersten Intention zusammen klingt. Es wäre nicht möglich, den aufreibenden Erregungen und Mühseligkeiten, welche ein solches Kupferstecherleben mit sich bringt, sich preiszugeben, wenn nicht die reinste Liebe dazu triebe; wenn nicht durch den Verkehr mit den Meistern, durch den tieferen Blick in ihr Schaffen eine aufrichtige und innige Verehrung, die sich nicht selten zur Begeisterung steigert, erzeugt würde; und wenn nicht doch hie und da ein Körnlein Anerkennung erfrischend und ermuthigend wirkte. Und was kümmert sich der in seinen Meister verliebte Kupferstecher um Lob oder Tadel der ganzen Welt, wenn er die Zufriedenheit dessen erwirbt, der es ja am besten wissen muß, ob er von ihm verstanden worden ist?

„Das alles ist entschieden anders bei denjenigen Kupferstechern, die nach eigener freier Wahl Werke früherer Künstler reproduciren. Sie können in aller Ruhe ihrer Arbeit obliegen, ihre Mittel dazu mit ungestörter Ueberlegung ordnen, Aufschlüsse und Studien aller Art über die sich selbst gestellte Aufgabe sammeln; der Erfolg ihrer Bemühungen wird immer ein günstiger sein, vorausgesetzt, daß sie überhaupt einen das allgemeine Interesse ansprechenden Gegenstand, den sie mit künstlerischem Geschick behandelten, darbieten. Je sicherer, reiner und eleganter sie Grabstichel und Nadel führten, stoffliche Elemente charakterisirten, Licht und Schatten klar und kräftig modellirten und zu einem harmonischen Ganzen gestalteten, desto gewisser und reicher ernten sie Beifall und Lohn."

Mit diesem Gedanken, der so recht der Ausdruck seiner eigenen künstlerischen Persönlichkeit im Gegensatz zu anderen Meistern seines Faches ist, schließt er den ersten Theil seines Aufsatzes, um sich im zweiten sodann zur Betrachtung der Photographie, der gefährlichen Nebenbuhlerin der Kupferstecherei, zu wenden. Wie Thäter dieses Verhältniß beurtheilte, kann man leicht voraussetzen; er faßte seinen Standpunkt in die Frage zusammen: „Kann denn überhaupt Technik mit Kunst, eine Maschine, ein Apparat mit der fühlenden Hand des denkenden und geistig erregten Künstlers concurriren?" Und um diese Frage recht deutlich und eindringlich zu machen, entwirft er ein treffendes Bild von den künstlerischen Mitteln der Kupferstecherei, indem er sagt: „Wie reich dagegen an technischen Mitteln ist die scheinbar einfache Kunst des Kupferstechers! Wenn die Art der Strichlagen des Kupferstichs — ihr perspectivisches Zusammenziehen und Biegen — schon an und für sich den Ausdruck der Form fördert, so wird derselbe noch gehoben durch die verschiedene Beschaffenheit der Striche selbst, je nachdem sie abnehmend oder zunehmend, breit und stark, flach oder tief, fein und zart gehalten werden. Die mannigfaltigste Abwechselung warmer und kalter Töne wird durch das mehr oder weniger schiefe Uebereinanderschieben mehrerer Strichlagen und durch das Verhältniß ihrer Stärke und Weite zu einander bewirkt. Glätte oder Rauhigkeit, Schärfe oder Weichheit der zu charakterisirenden Stoffe können durch entsprechende Striche und verschiedenartige Punkte vollständigen Ausdruck erlangen. Die perspectivische Abstufung der Töne in die Tiefe eines Bildes hinein ist selbstverständlich auf diese Art in vollkommener Weise erreichbar." Wir müssen es uns versagen, weiter in Thäter's Ansichten über die Photographie, in deren Ver-

Digitized by Google

hältniß zur Kupferstecherei und zur Kunst überhaupt einzugehen, weil dies zu seiner Beurtheilung als Künstler nur wenig beitragen, wir aber leicht verführt werden könnten, jener eigenthümlich anziehenden Frage näher zu treten; dieses aber hätte unserer gegenwärtigen Aufgabe gegenüber keinen Zweck.

Wir fassen vielmehr noch einmal Thäter's künstlerische Bedeutung zusammen und sagen, daß dieselbe ihren Schwerpunkt mehr in dem kunstgeschichtlichen Zusammenhange des Meisters, als in der höchst möglichen künstlerischen Vollendung der einzelnen Arbeit wird erkannt werden müssen. Es gab und giebt in unserer Zeit nicht wenige Kupferstecher, die in technischer Hinsicht Thäter nicht unerheblich übertreffen, da sie die Traditionen der alten Schule bei bewährten Meistern, hauptsächlich in Italien und zu Paris, sich völlig aneigneten, und im Besitze dieser künstlerischen Mittel allen Anforderungen des sogenannten farbigen Stiches gewachsen waren. Als Thäter dagegen zu Amsler kam, hatte er bereits eigenthümliche Leistungen geliefert, welche ein Streben auf anderer Bahn erkennen ließen. Ueber dieses Streben hat er sich ja nun selbst in den hier angezogenen Stellen seiner Briefe und Aufzeichnungen so klar ausgesprochen, daß wir uns aller weiteren Darlegungen enthalten können. Nur hinzufügen möchten wir noch, daß er selbst sich als einen „zeichnenden Kupferstecher" im Gegensatz zu der Schule des farbigen Stiches betrachtet hat. In diesem Sinne aber steht er in enger geistiger Gemeinschaft mit den Meistern unserer classischen Kunstrichtung, wodurch er denn eben so sehr in einen bedeutenden geschichtlichen Zusammenhang gesetzt ist, wie er andererseits zur Aufrechterhaltung dieses Zusammenhanges durch seine Werke selbst thätig und rühmlichst beigetragen hat.

Thäter's lebhafter Wunsch war es von jeher gewesen, eine „Schule" zu gründen, d. h. in jungen Künstlern durch Beispiel und Unterweisung seine Grundsätze fortzuerben. Dieser Wunsch konnte sich erst allmälig erfüllen, seitdem er zu München hierzu die Gelegenheit fand, aber mit vollem Eifer und seltener Pflichttreue arbeitete er an der Verwirklichung desselben. Es liegt mir ein Zettelchen von Thäter's Hand mit der Ueberschrift: „meine Schüler" vor, und ich will nicht unterlassen, die auf demselben stehenden Namen hier anzuführen: Stäbele, Langer, Walde, Petzsch, Friedrich, Volkert, Mayr, Volz, Ernst, Burger, Ufer, Kräutle, Denk, Oechsle, Barfuß, Robert, Hahn, Unger, Zimmermann.

Möge denn das Andenken, das Thäter durch seine Grundsätze wie durch seine Werke innerhalb der neueren deutschen Kunst sich gestiftet, in treuen Ehren gehalten werden, und möge auch dem herrlichen Manne die Liebe, die er als Mensch in so ungewöhnlichem Maße verdient, über das Grab hinaus folgen.

Kaspar Hauser.

Von

Ernst Dorn.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der Name „Kaspar Hauser" wird der älteren Generation unserer Leser nicht unbekannt sein; denn selten hat eine Persönlichkeit durch die geheimnißvollen Umstände, welche sich um sie gruppirten, ein so allgemein großes Aufsehen gemacht, wie der junge Mann, der am Pfingstmontag, den 26. Mai 1828, in Nürnberg auf den Schauplatz der Beobachtung trat und bis zu seinem Tode, welcher am 17. December 1833 zu Ansbach erfolgte, die ganze gebildete Welt in Mitleidenschaft zog, und die Aufmerksamkeit in einer Weise auf sich lenkte, daß sie noch heute in der Erinnerung Derjenigen lebt, welche damals schon fähig waren, die Bedeutung der Sache einigermaßen zu würdigen. Das Schicksal des „Nürnberger Findlings", dem man später den pomphaften Namen „das Kind von Europa" beilegte, war nicht nur der Gegenstand zahlloser Zeitungsberichte und vielfacher Broschüren; es wurde auch poetisch ausgeschmückt, zuletzt noch von Gutzkow in dem Romane „Die Söhne Pestalozzi's" verwerthet und in mannigfacher Weise gefeiert und fand seinen Weg bis zu den Leierkasten und Nürnberger Bilderbogen.

Digitized by Google

Als etwa siebzehnjähriger Jüngling erschien Kaspar Hauser plötzlich am Nachmittag jenes Pfingstmontags auf dem Unschlittplatze zu Nürnberg und kam zuerst mit dem Schuhmacher Weickmann in Berührung, der zufällig dort stand und dem jungen Menschen, dessen seltsame Gangart und lallendes Sprechen ihn für einen tölpelhaften Bauernburschen gelten ließen, als Wegweiser diente. Der Bursche trug einen Brief „an den Herrn Rittmeister der IV. Escadron" bei sich. Unterwegs versuchte Weickmann mit dem jungen Menschen ein Gespräch anzuknüpfen, bemerkte jedoch bald, daß derselbe nur wenige Worte und diese ganz begriffslos zu sagen wußte. Da der Rittmeister nicht zu Hause war, brachten ihn die Leute desselben in einen Stall, wo sich der Bursche sofort auf das Stroh niederlegte und fest einschlief. Bei der Rückkehr des Rittmeisters wurde er geweckt und übergab nun seinen Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Von der Baiern'schen Gränz daß Orte ist unbenannt. 1828.

Hochwohlgebohner Herr Rittmeister! Ich schücke ihner ein Knaben der möchte seinen König getreu dienen Verlangte Er, dieser Knabe ist mir gelegt worden, 1812 den 7. Oktober, und ich selber ein armer Tagelöhner, ich Habe auch selber 10 Kinder, ich habe selber genug zuthum, daß ich mich fortbringe, und seine Mutter hat mir um die erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe seine Mutter nicht erfragen Könen, jetz habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf den Landgericht. Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihn für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen Erzogen und habe ihn Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Hauß gelaßen daß Kein Mensch nicht weiß davo wo Er auferzogen ist worden, und Er weiß nichts, wie mein hauß heißt und daß ort weiß er auch nicht, sie derfen ihm schon fragen er kann es aber nicht sagen, daß lessen und schreiben Habe ich ihm schon gelehrt er kann auch mein Schrift schreiben, wie ich schreibe und wenn wir ihm fragen, was er werde, so sagte er will auch ein Schwoleẞche werden, was sein Vater gewessen ist, Will er auch werden, wen er Eltern häte wir er keine hate wer er ein gelehrter bursche worden Sie dersen im nur was zeigen so kann er es schon,

Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er selber zu ihnen hingehen müssen ich habe zu ihm gesagt, wen er einmal ein Soldat ist, kome ich gleich und suche ihm Heim sonst häte ich mich Von mein Hals gebracht.

Bester Hr. Rittmeister sie dersen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht wo ich bin, ich habe im mitten bei der Nacht fort gefürth er weiß nicht mehr zu Hauß.

Ich empfehle mich gehorsamt,
Ich mache mein Namen nicht
Kuntbar den ich Konte gestraft werden,

Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bey ihm weil ich selber nichts habe wen Sie ihm nicht Kalten so müssen Sie ihm abschlagen oder in Rauchang aufhengen."

Diesem Briefe lag zugleich folgender, mit lateinischen Buchstaben geschriebener Zettel bei:

„Das Kind ist schon getauft sie Heist Kasper in Schreib name misen sie im selber geben das Kind möchten Sie auf Zihen sein Vater ist ein Schwolische gewesen wenn er 17 Jahr alt ist so schicken sie im nach Nirnberg zu 6ten Schwolische Regiment da ist auch sein Vater gewesen ich bitte um die erzihung bis 17 Jahre gebohren ist er im 30. Aperil 1812 im Jaher ich bin ein armes Mägdlein ich kan das Kind nicht ernehren sein Vater ist gestorben."

Vergeblich versuchte der Rittmeister Wessenig, irgend etwas aus dem Burschen herauszubringen; dieser vermochte nur wenige Worte und Sätze mechanisch herzusagen und dieselben fortwährend zu wiederholen. Wessenig hielt es deshalb für zweckmäßig, ihn der Polizeibehörde zu überweisen und man brachte den Findling auf den Vester Thurm zu Nürnberg, wo ihn der gutmüthige Gefangenwärter Hiltel sieben Wochen lang behielt und beobachtete. Bald stand unwiderleglich fest, daß der junge Mensch in körperlicher wie seelischer Beziehung ganz abnorme Erscheinungen zeigte: äußerlich glich er einem Jüngling von siebzehn Jahren, aber in der geistigen Entwickelung war er einem Kinde von wenigen Jahren

Digitized by Google

gleich, ja in mancher Hinsicht stand er auf der untersten Stufe des Begriffsvermögens. Außer trocknem Brod und Wasser wies er jede Nahrung mit Widerwillen von sich, und wollte man ihn dazu nöthigen, so reagirte seine physische Natur entschieden dagegen. Die Sinne waren von einer fabelhaften Empfindlichkeit und man kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß man es hier mit einem nie dagewesenen Falle von absonderlicher menschlicher Entwicklung zu thun habe. Eigentliche Verhöre konnten erst länger als ein Jahr nach der Auffindung des fremden jungen Menschen vorgenommen werden. Selbstverständlich weichen bis dahin die Aussagen der größtentheils wenig gebildeten Zeugen, welche dem Burschen zuerst begegnet waren, in den Einzelheiten bereits etwas ab, was sich um so leichter erklärt, da weder der Schuhmacher Weickmann, noch die Bedienten des Rittmeisters, oder dieser selbst, geglaubt hatten, sich einem interessanten psychologischen Phänomen gegenüber zu sehen, sondern in Kaspar Hauser einfach einen tölpelhaften dummen Bauernburschen vermutheten.

Nach Kaspar's eigenen Erinnerungen hatte er etwa von seinem vierten Jahre an bis kurz vor seinem Auftreten in Nürnberg in einem kleinen finsteren Raume sitzend zugebracht, war täglich mit Wasser und Brot versorgt und von Zeit zu Zeit gewaschen und mit reiner Wäsche versehen worden. Ein paar hölzerne Pferdchen und einige Bänder, womit er diese behing, gaben ihm die einzige Unterhaltung. Kurz vor seiner Ankunft in Nürnberg war ein Mann zu ihm in seinen Kerker gekommen, hatte ihn einige Worte sprechen lehren und ihm die Hand geführt, bis er den Namen „Kaspar Hauser" schreiben konnte. Dann hatte der Mann ihn auf den Rücken genommen und ihn eine unbestimmte Zeit lang in der Nacht bis in die Nähe der Stadt Nürnberg getragen. Dort übergab er ihm jenen räthselhaften Brief und überließ ihn dann seinem Schicksale.

Schon von der Zeit der Auffindung des interessanten jungen Menschen an hatten die Behörden der Stadt Nürnberg mit der Kreisregierung über den seltsamen Fall verhandelt und man war zuletzt zu dem Entschluß gekommen, den Burschen, über dessen Herkunft absolut nichts zu erkunden war, zu adoptiren und auf Kosten der Stadt erziehen zu lassen. In der Person des Freiherrn von Tucher wurde ihm ein Vormund ernannt und am 18. Juli 1828 kam er in das Haus des bekannten Professor Daumer, der mit Hauser's Erziehung beauftragt wurde.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Schicksal des Findlings bereits damals vielfach besprochen wurde und in immer und immer weiteren Kreisen Interesse fand. Da plötzlich wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, daß ein Mordanfall auf Kaspar Hauser versucht und dieser verwundet worden sei. Dies geschah am 17. October 1829. Trotz der sorgfältigsten Untersuchung konnte nichts über die Person des Mörders, welcher nach Kaspar Hauser's Aussage sich ihm mit einer Maske vor dem Gesicht im Hause genähert hatte, ermittelt werden. Gegen Ende des Jahres 1829 wurde Kaspar Hauser wegen Krankheit des Professor Daumer aus dessen Hause fort und in das des Kaufmanns Biberach gethan. Dies scheint ein Mißgriff gewesen zu sein, denn es ist erwiesen, daß in diesem Hause wohl zuerst unvortheilhaft auf die seelische Entwicklung des jungen Menschen eingewirkt wurde, indem man ihn als Curiosität betrachtete und ihn gewissermaßen als Unterhaltungsmittel verwendete. Der unbefangene und vollständig mit der Welt unbekannte Jüngling erhielt dadurch die schlimmsten Eindrücke, ohne sich natürlich irgend wie derselben bewußt zu sein. Seine Eitelkeit wurde geweckt und die vielen Fragen, welche ihm vorgelegt, und auf deren Beantwortung mit gespannter Aufmerksamkeit geachtet wurde, veranlaßten ihn wohl schon damals zu kleinen Ausschmückungen, und da diese wieder sehr ungeschickt angebracht waren und daher leicht entdeckt wurden, so gerieth der völlig hülflose kindische Geist in sehr nachtheilige Conflicte mit der Welt, die ihn umgab, und der seltsamen Natur, die in ihm wohnte.

Im Sommer 1830 wünschte Herr von Tucher den armen Kaspar Hauser, den der Aufenthalt im Biberach'schen Hause in einen bedenklichen krankhaften Zustand versetzt hatte, unter seine eigene Obhut zu nehmen, und nun begann ein andert-

halbjähriges ruhiges, von Fleiß und glücklichen Erfolgen ausgefülltes Leben, bei welchem allerdings die üblen Einwirkungen der früheren Periode sich mitunter noch geltend machten, aber doch von wahrhaft kindlicher und herzensguter Gemüthsverfassung überboten wurden. Es ist unverkennbar und sowohl für die Geschichte des unglücklichen Kaspar Hauser, wie auch für jede psychologische Beobtung von großem Interesse, daß das kindliche Gemüth des gänzlich unerfahrenen Jünglings sich während der beiden Perioden, die er im Hause des Professor Daumer und in dem des Freiherrn von Tucher verlebte, von der liebenswürdigsten rein menschlichen Seite erkennen läßt. Man war ihm dort mit wirklicher Liebe, aus wahrer Geistes- und Herzensbildung entgegengekommen, hatte die edleren Seiten seines Wesens gefördert und die bereits durch ungünstige Einflüsse geweckten Mängel zartfühlend und schonend bekämpft. Auch der Umstand, daß ein dritter hochgebildeter und sowohl als Gelehrter wie als Mensch unantastbarer Mann, der Präsident von Feuerbach, sich des Findlings in der allerentschiedensten Weise annahm und keine Zweifel in seine Glaubwürdigkeit setzte, wird stets für alle Diejenigen, welche in ihm einen Simulanten oder Betrüger erkennen wollen, eine schwer oder gar nicht zu umgehende Klippe bilden.

Mitten in der besten und gedeihlichsten Entwicklung trat nun in das Leben des Findlings in der Gestalt des excentrischen Lord Stanhope ein unheilvolles Verhängniß ein. Der Lord hat in seinem späteren Leben genug Beweise einer ungeregelten Denk- und Handlungsweise gegeben; er war der Bruder der durch ihre Phantastereien und an Wahnsinn grenzenden orientalischen Absonderlichkeiten ihrer Zeit weit berühmten Lady Esther Stanhope, und er scheint mit ihr jene Richtung auf das ganz Ungewöhnliche gemein gehabt zu haben. Man hatte ihn im Verdacht, daß er bei seinem Einfluß auf Kaspar Hauser nur das Werkzeug und vielleicht sogar das bezahlte Werkzeug noch höher stehender Persönlichkeiten gewesen sei, aber es genügt vollständig, wenn man sich klar macht, daß die wunderbare und ganz einzig dastehende Erscheinung Kaspar Hauser's, dessen Schicksale und persönliche Eigenschaften ihn wirklich im höchsten Grade interessant machen mußten, in Lord Stanhope das krankhafte Wohlgefallen an absonderlichen Dingen aufs Aeußerste erregten. Genug, der Lord warf sich zum Beschützer des jungen Mannes auf. Es waren bereits die abenteuerlichsten Vermuthungen über den Ursprung des Findlings aufgetaucht und der Lord schloß sich der Meinung an, daß derselbe von hoher Abkunft sei. Vergeblich wendeten Professor Daumer und Freiherr von Tucher alles an, um dem gefährlichen Einfluß des exaltirten Engländers entgegenzuwirken; dieser fand jedoch die beiden Herren unbequem; er ließ sich den jungen Mann gerichtlich zusprechen und entzog sich und seinen Schützling dem Einflusse Daumer's und Tucher's, indem er ihn zuerst auf eine Reise nach Ungarn mitnahm, weil er aus einigen ungarischen Worten, welche Kaspar Hauser aus frühesten Erinnerungen behalten hatte, den Schluß zog, daß derselbe der Sohn eines ungarischen Magnaten-Hauses sei. Diese Vermuthung erwies sich als irrig. Wie es psychologisch im Verlaufe solcher Exaltationen ganz folgerichtig ist, verlor der Graf gar bald das Interesse für seinen Schützling, und als derselbe ihm zur Last geworden war und er sich seiner nicht wie eines leblosen Spielzeuges entledigen konnte, gab er ihn in das Haus des Lehrers Meyer in Ansbach und versetzte somit den durch Schmeicheleien und große Versprechungen aller Art verwöhnten jungen Mann, dessen körperliche und seelische Constitution die zartfühligsten Rücksichten verlangte, in die Gewalt eines bayrischen Provinzialstadt-Schullehrers, der es in seiner Art gewiß ganz gut meinte, aber keinesfalls zu der Mission geeignet war, eine so eigenartige, das höchste Interesse und zugleich die vorsichtigste Behandlung verlangende Natur, wie die Kaspar Hauser's, richtig zu beurtheilen.

In wahrhaft wohlwollender Freundschaft blieben besonders drei Männer: Professor Daumer, Freiherr von Tucher und Präsident Feuerbach, dem unglücklichen Findling zugethan; in der Frau des Kaufmanns Biberach, namentlich aber in Lord Stanhope und seinem Anhang, also gerade in denjenigen Persönlichkeiten,

die gewiß nicht in böswilliger Absicht, aber aus Mangel an richtiger Einsicht, den unheilvollsten Einfluß auf das reine und empfängliche Gemüth hatten, erwuchsen ihm später die eifrigsten und haßerfülltesten Gegner. Ihnen schloß sich der Lehrer Meyer in gewisser Weise an. Auch er war offenbar sehr geneigt, in Kaspar den verletzendsten Kränkungen ausgesetzt war.

Am 14. December 1833 wurde Kaspar Hauser während eines Spazierganges im Hofgarten zu Ansbach, nahe bei dem Denkmal des Dichters Uz, von einem unbekannten Mann tödtlich verwundet. Trotz der strengsten Nachforschung der



Kaspar Hauser.

Hauser einen schlauen Betrüger zu vermuthen, und es ist wahrhaft herzzerreißend, wenn man das Schicksal des jungen Mannes gegen Ende seines Lebens verfolgt, und auf der einen Seite erkennt, wie er durch die schlechten Einflüsse alberner Schmeichelei und unverständige Verhätschelung verwöhnt und verdorben wurde, und auf der anderen Seite durch die derbe Zuchtruthe derjenigen Menschen, in deren Gewalt man ihn gegeben hatte, fortwährend Behörden wurde der Mörder nie entdeckt. Drei Tage darauf, nachdem man die Verwundung für eine ungefährliche gehalten hatte, erfolgte Kaspar's Tod, und bis zum letzten Augenblicke blieb er der arglose, gutmüthige Mensch, welcher er gewesen. Mit rührender Dankbarkeit nahm er Abschied von denen, die um ihn waren.

Am 20. December wurde er auf dem neuen Friedhofe zu Ansbach beerdigt.

Sein Grab schmückt ein einfacher Stein mit der Inschrift:

Hic jacet
Casparus Hauser
Aenigma
Sui Temporis.
Ignota nativitas.
Occulta mors
MDCCCXXXIII.

Die Stelle des Hofgartens, an welcher Hauser verwundet wurde, war Jahre lang einfach nur durch einen Haufen zusammengetragener Steine bezeichnet. Später wurde dort ein gothisches Denkmal aus Sandstein gesetzt, mit der Inschrift:

Hic
Occultus
Occulto
Occisus est
XIV. Dec.
MDCCCXXXIII.

Die Nachforschungen über die Herkunft des merkwürdigen Findlings waren mit seinem Tode keineswegs abgeschlossen, und es wurden die umfassendsten Anstrengungen gemacht, um das Dunkel, welches über der Geschichte seiner Kindheit lagerte, zu verscheuchen. Jahre lang verfolgte man verschiedene Spuren, und es giebt viele Männer der Wissenschaft, die sich in damaliger Zeit mit der Kaspar-Hauser-Frage beschäftigten. Manche hielten dieselbe für höchst wichtig, andere für äußerst lächerlich. Es bildeten sich förmliche Parteien, welche in den extremsten Anschauungen gipfelten. Einige wollten in Kaspar Hauser das reine Urbild unverfälschter menschlicher Herzensgüte erkennen, andere sahen in ihm einen halbblödsinnigen Bauernburschen, und wieder andere einen abgefeimten Betrüger. Man suchte seine Wiege bald in den höchsten Kreisen des englischen und ungarischen Adels, bald glaubte man in ihm das uneheliche Kind einer bayrischen Soldatendirne zu entdecken. Am gefährlichsten, aber auch durch vielerlei Umstände stark unterstützt, war die Vermuthung, daß Kaspar Hauser ein badischer Prinz, und zwar ein Sohn der Großherzogin Stephanie sei, den eine Hofintrigue beseitigt habe. Nach und nach ebneten sich die Wogen des lebhaften Antheils, und das Schicksal des Nürnberger Findlings lebte fast nur noch in der dunklen Erinnerung der Zeitgenossen; da fand sich der Sohn des Ansbacher Lehrers Meyer bewogen, „authentische Mittheilungen über Kaspar Hauser“ zu veröffentlichen. Das Buch erschien vor ungefähr zwei Jahren und wurde von einem großen Theile der Presse und auch in unseren Monatsheften als Ausfluß beschränkter kindlicher Pietät bezeichnet, wobei es weniger darauf ankam, die eigentliche Frage vorurtheilsfrei zu beleuchten, als vielmehr das Andenken des in der Sache selbst doch nur eine untergeordnete Rolle spielenden Vaters des Herausgebers von dem Verdachte rein zu waschen, daß sein Gesichtspunkt der eines kleinstädtischen, engherzigen Mannes gewesen sei. Die Spitze des Angriffs richtete sich hauptsächlich gegen Professor Daumer. Von den vielfachen Zurechtweisungen, die sich der von kindlichen Gefühlen befangene Assessor gefallen lassen mußte, waren namentlich die höchst taktvollen Aufsätze des Freiherrn von Tucher bemerkenswerth. Professor Daumer ließ alsdann eine ausführliche Entgegnung in Buchform* erscheinen, welche wir noch etwas näher ins Auge fassen wollen.

Bekanntlich hat sich Daumer in zahlreichen poetischen und wissenschaftlichen Werken mit den Aeußerungen des Seelenlebens bei einzelnen Individuen wie ganzen Völkern beschäftigt. Namentlich sind die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur ihm besonders interessant gewesen; die Grenzen des körperlichen und psychischen Lebens, die Einwirkungen beider auf einander, und alles was dahin gehört, sind ihm vorzugsweise beliebte Gegenstände des Forschens. Wie es in solchen Fällen häufig zu gehen pflegt, hat er sich etwas weit in die nebelhafte Unbestimmtheit jener Gebiete vertieft, und mag nicht immer rein subjective Wahrnehmungen und Empfindungen von allgemeinen Resultaten der wissenschaftlichen Untersuchungen streng gesondert haben. Wie Justinus Kerner und neuerdings Maximilian Perty, so gehört auch Daumer zu jenen gläubigen Forschern, die leichter bereit sind, krankhafte Aeußerungen und eigenthümliche Nervenstimmungen zu wis-

* Kaspar Hauser. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldungen und sein Ursprung in neuer gründlicher Erörterung und Nachweisung. Von G. Fr. Daumer. Regensburg. Coppenrath.

Digitized by Google

senschaftlicher Bedeutung zu erheben, als es anderen, mehr zu Zweifeln geneigten Naturforschern gefällt. Außerdem ist Daumer der sogenannten „Naturgemäßen Lebensweise" zugethan, deren Vertreter ebenfalls wieder dasjenige, was nach allgemeiner Anschauung einzelnen Menschen zu ihrem körperlichen und seelischen Wohle heilsam ist, zur allgemeinen Maxime erheben möchten.

Für einen solchen Mann hat die Erscheinung Kaspar Hauser's eine ungewöhnliche Bedeutung, und die ganz abnorme Entwicklungsgeschichte dieses Jünglings mußte dem forschenden Gelehrten in vielen Fällen als willkommenes Beweismittel für manche seiner Behauptungen gelten. Jedenfalls aber hatte Daumer einen reineren und edleren Antheil an der Entwicklung und an dem Wohlergehen des unglücklichen Findlings, als es zum Beispiel der Graf Stanhope und der Lehrer Meyer hatten. Für den vornehmen Engländer war Kaspar Hauser kaum etwas anderes, als eine interessante Curiosität, durch deren Besitz er sich selbst einen besonderen Glanz zu geben hoffte; für den Lehrer Meyer aber war er ein Pensionär, ein Zögling wie jeder andere, und für dessen Sohn hat nun gar die in jeder Hinsicht ganz eigenthümliche und noch immer räthselhafte Erscheinung Kaspar's keine andere Bedeutung, als die eines unwillkommenen Fleckens auf dem Namen seines väterlichen Hauses.

Wir umgehen die etwas weitschweifigen Auseinandersetzungen, welche Professor Daumer bei Gelegenheit seines neuesten Werkes über Kaspar Hauser in Bezug auf Spiritismus, sensitive Naturen, Lebensweise der Vegetarianer und dergleichen gewiß höchst interessante, aber doch dem allgemeinen Interesse weniger nahe liegende Dinge vorbringt, und wenden uns vorzugsweise zu seinen Mittheilungen über die vermuthliche Herkunft des Findlings, wobei wir allerdings bemerken müssen, daß auch in dieser Beziehung Professor Daumer zu den Gläubigen gehört, und offenbar überzeugt ist, Kaspar Hauser sei der älteste Sohn der Großherzogin Stephanie von Baden. Ohne jeden Zweifel ist gerade Daumer sehr genau mit der ganzen Literatur über die Hauser'sche Frage bekannt, und sein Buch giebt in dieser Beziehung die interessantesten Aufschlüsse, aber man darf dennoch nicht übersehen, daß in allen solchen räthselhaften historischen Vorgängen das letzte Wort meistens ungesprochen oder ungeglaubt bleibt, wie es erst neuerdings bei dem Processe der Nachkommen des Uhrmachers Naundorf gegen die Familie Orleans wieder so eclatant zu Tage trat.

Die Großherzogin Stephanie, der in auffallender Weise zwei Prinzen starben, während die Prinzessinnen am Leben blieben, war eine Adoptivtochter Napoleons I., Tochter Josephine Beauharnais' aus erster Ehe und Gemahlin des Großherzogs Karl von Baden, von dem behauptet wurde, daß er an Gift gestorben sei. In einem Memoire, welches der Präsident von Feuerbach an die Königin Karoline von Bayern, eine badische Prinzessin, über Hauser's vermuthliche Herkunft übersandte, ist die Vermuthung, daß Hauser der älteste Sohn der Großherzogin Stephanie sei, offen ausgesprochen. Zwischen den beiden Prinzessinnen Louise und Josephine, so sagt Feuerbach, stirbt der erstgeborene Prinz am 16. October 1812 und zwischen den Prinzessinnen Josephine und Marie stirbt am 8. Mai 1817 der zweite Prinz. Diese Sterbefälle widerstreiten jeder physiologischen Wahrscheinlichkeit. Wer bei dem Aussterben des Mannesstammes das nächste und unmittelbarste Interesse hatte, war die Mutter der Grafen von Hochberg mit ihren Söhnen.

Auch Vehse hat in seiner Geschichte der deutschen Höfe den Kaspar Hauser'schen Fall ausführlich behandelt. Die Reichsgräfin von Hochberg geborene Geyer von Geyersberg war mit dem Markgrafen von Baden vermählt und ging darauf aus, ihre Nachkommen auf den Thron zu bringen. Dies konnte jedoch nur geschehen, wenn die Söhne der Großherzogin beseitigt wurden und der Markgraf Ludwig mit seiner morganatischen Stiefmutter ins Einvernehmen trat. Alles dies geschah. Der Großherzog Karl starb ohne männliche Nachkommen, ebenso sein Nachfolger und Neffe, der Markgraf Ludwig, der das Erbfolgerecht der Markgrafen von Hochberg anerkannte.

Da die Prinzessinnen der Großherzogin Stephanie insgesammt in frischer Gesundheit aufwuchsen, so ist es in der That auffallend, daß die beiden Prinzen kurz nach

der Geburt und unter sehr auffallenden Umständen gestorben sein sollen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die zahlreichen und wirklich überraschenden Thatsachen anführen, welche Daumer's Hypothese unterstützen und dafür sprechen, daß Kaspar Hauser der auf die Seite geschaffte, älteste Sohn der Großherzogin Stephanie sein soll, an dessen Stelle ein fremdes sterbendes Kind in die Wiege gelegt wurde. Auch im weiteren Verfolg der Kindheitsgeschichte finden sich eine Menge seltsamer Uebereinstimmungen. So soll der Knabe auf einem Jagdschlosse in der Nürnberger Gegend einige Zeit unter der Aufsicht eines aus Ungarn stammenden Mannes gelebt haben, wodurch sich also die ungarischen Reminiscenzen in der Seele des Jünglings auf viel einfachere Weise erklären lassen, als wenn man ihn selbst in Ungarn gewesen sein läßt. Daumer spricht die Vermuthung aus, daß man in den Archiven zu Karlsruhe wohl die vollständige Auflösung des Räthsels finden könne, und er ist der Ansicht, daß gegenwärtig gar keine Gründe obwalten könnten, welche die Veröffentlichung des Zusammenhanges nicht wünschenswerth erscheinen lassen könnten.

Die Gegenpartei, welche in Kaspar Hauser nur einen abgefeimten Betrüger erkennen wollte, suchte ihre Argumente dadurch zu unterstützen, daß die geistige Entwicklung des jungen Mannes später nicht über das Maß der mittleren Fähigkeiten hinausging. Aber bei näherer Betrachtung zeigt sich dies gerade als ein Beweis gegen die Simulation. Anfangs vermehrte Kaspar seine Begriffe in erstaunlich rascher Weise, weil sein Gehirn eben noch die größte Empfänglichkeit für alle Eindrücke besaß. Exaltirte Menschen, die an der Sonderbarkeit seines Schicksals nicht genug hatten, wollten nun auch ein ganz ungewöhnliches Genie in ihm sehen, und als dann das erste heftige Bedürfniß seiner nach Anschauungen gleichsam dürstenden Seele gestillt war, und er im rapiden Aneignen neuer Begriffe nachließ, machte man daraus wieder einen Angriffspunkt gegen ihn.

Da wir unserem Aufsatze das Porträt Kaspar Hauser's beifügen, wie es der Abhandlung Feuerbach's über den Findling beigegeben ist, so wollen wir doch auch die kurze Beschreibung wiederholen, welche Feuerbach über die äußere Erscheinung Hauser's im Jahre 1832 niedergeschrieben hat. Derselbe sagt:

„Träte Hauser, welcher jetzt zu den gesitteten Menschen von Lebensart gerechnet werden darf, unerkannt in eine gemischte Gesellschaft, so würde er bald Jedermann als eine befremdliche Erscheinung auffallen. Sein Gesicht, in welchem sich die weichen Züge eines Kindes mit den eckigen Formen des Mannes und einigen leicht gezogenen Furchen vorzeitigen Alters, herzgewinnende Freundlichkeit mit bedächtigem Ernste und einem leichten Anflug von Melancholie vermischen; seine Naivetät, zutrauliche Offenheit und oft mehr als kindliche Unerfahrenheit, verbunden mit einer gewissen Art von Altklugheit und vornehmer, doch ungezwungener Gravität im Reden und Benehmen; dann die Schwerfälligkeit seiner, zuweilen nach Worten suchenden, oft fremdklingenden, harten Sprache, bei der Steifheit seiner Haltung und der Ungelenkigkeit seiner Bewegungen — ließen ihn jedem beobachtungsfähigen Auge als ein Gemisch von Kind, Jüngling und Mann erscheinen, ohne daß man sobald mit sich einig werden könnte, welcher Altersstufe dieser einnehmende Mischling wirklich angehöre."

Ende des sechsunddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 7 - 1942

Digitized by Google

Digitized by Google